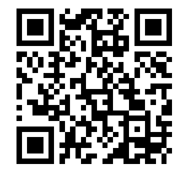




Stanford University Libraries
3 6105 026 465 380







ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDAKTEURE

J. HUEMER, E. HAULER, H. v. ARNIM.

ACHTUNDFÜNFZIGSTER JAHRGANG.

1907.

VERLAG V[illegible] [illegible]OLDS SOHN

Inhalt des achtundfünfzigsten Jahrganges

der

„Zeitschrift für die österr. Gymnasien".

(1907.)

Erste Abteilung.

Abhandlungen. Seite

Organisation der wissenschaftlichen Arbeit. Von W. v. Hartel 1
Voltaire. Von J. Frank 15
Tassoprobleme. Ein Goethe-Mosaik. Von E. Castle 97
Wilhelm von Hartel. Von der Redaktion 193
Urkunden dramatischer Aufführungen in Athen. Von E. Reisch 289
Hebbels Theaterbearbeitung von Shakespeares „Julius Cäsar". Nach ungedrucktem Material mitgeteilt von R. M. Werner 385
Sprachliches aus antiken Denkmälern Bulgariens. Von A. Walde 399
Die Phäakendichtung in der Odyssee. Von F. Stürmer 481
Das mechanische Moment in der Sprachentwicklung. Von E. Herzog 577
Ernst Machs Weltanschauung. Von K. Schriefl 673
Zu den Dunkelmännerbriefen. Von E. Hora 688
Nochmals die Konstruktion von *INTEREST*. Von J. M. Stowasser 697
Lateinische Etymologien. Von P. Rheden 699
Rationale Zahlen in der analytischen Geometrie. Von P. R. Fischer 701
Noch einmal zu Horat. Carm. III 5, 27 f. Von A. Kornitzer 865
Zur Textkritik des Taciteischen Rednerdialoges. Von R. Dienel 869
Theodor Körners Lustspiele und ihr Verhältnis zu Kotzebue. Ein Beitrag zur Charakteristik des Dramatikers Körner. Von J. Nimpfer 961
Neue Reste von Komödien Menanders. Von H. v. Arnim 1058

Seite

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Ameis K. F., Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt. I. Bd., 4. Heft. Ges. X—XII, bearb. von C. Hentze. 5., berichtigte Aufl. II. Bd., 1. Heft. Ges. XIII—XV. 4. Aufl. II. Bd., 4. Heft. Ges. XXII—XXIV. 4., berichtigte Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner 1906, angez. von G. Vogrinz 713

Arendt R., Grundzüge der Chemie und Mineralogie. Methodisch bearb. von L. Doermer. Hamburg und Leipzig, L. Voss 1904, angez. von J. A. Kail 799

Autogramme zur neueren Geschichte der Habsburgischen Länder. Herausgegeben von der Direktion des k. und k. Kriegsarchivs Wien 1906. 1. Bd. Die Habsburger, angez. von M. Landwehr von Pragenau 774

Bacher J., Die deutsche Sprachinsel Lusern. Geschichte, Lebensverhältnisse, Sitten, Gebräuche, Volksglaube, Sagen, Märchen, Volkserzählungen und Schwänke, Mundart und Wortbestand. Innsbruck, Wagner 1905 (X. Bd. von Hirn u. Wackernell, Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer), angez. von J. W. Nagl 410

Bauer F. — Jelinek F. — Streinz F., Deutsches Lesebuch für österreichische Mittelschulen. Ausgabe für Gymnasien. 5. Band. Wien, k. k. Schulbücherverlag 1907, angez. von A. Hausenblas 605
— angez. von F. Spina 608

Baumgartner A. S. J., Geschichte der Weltliteratur. V. Die französische Literatur. 1. bis 4. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1905, angez. von J. Frank 904

Baumhauer H., Kurzes Lehrbuch der Mineralogie mit einem Abriß der Petrographie, zum Gebrauche an höheren Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht. 3. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1906, angez. von F. Noë 798

Becker A. — Mayer J., Lernbuch der Erdkunde. III. Österreich-Ungarn. Wien, F. Deuticke 1906, angez. von B. Imendörffer 909

Becker C. H., Christentum und Islam. (Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart. III. Reihe, 8. Heft. Herausgegeben von Lic. theol. F. M. Schiele.) Tübingen, J. C. B. Mohr (P. Siebeck) 1907, angez. von R. Geyer 996

Below s. Immich M.

Below G. v. s. Schaube A.

Bernt A., Heinrich von Freiberg. Mit Einleitungen über Stil, Sprache, Metrik, Quellen und die Persönlichkeit des Dichters herausgeg. Gedruckt mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Halle, M. Niemeyer 1906, angez. von A. Wallner 514

Bieger, Das Nibelungenlied. Nach der Lachmannschen Handschrift *A* im Auszuge mit Wörterverzeichnis, erläuternden Anmerkungen und einer kurzen Grammatik des Mittelhochdeutschen. Leipzig, Reisland 1904, angez. von A. Bernt 230

Biel B., Mathematische Aufgaben für die höheren Lehranstalten unter möglichster Berücksichtigung der Anwendungen, wie überhaupt der Verknüpfung der Mathematik mit anderen Gebieten zusammengestellt. II. Teil: Die Oberstufe. Leipzig, G. Freytag 1907, angez. von A. Walter 911

Blick J., Horazkritik seit 1880. Leipzig, Teubner 1906, angez. von R. C. Kukula 35

Seite

Boerner O., Précis de grammaire française à l'usage de classes de français de l'enseignement secondaire en Allemagne. Traduit de l'allemand par J. Delâge. Leipzig et Berlin, Teubner 1906, angez. von F. Pejscha 530

Bohatta H. s. Holtzmann M.

Boltzmann L., Populäre Schriften. Leipzig, J. A. Barth 1905, angez. von I. G. Wallentin 537

Bornecque M. H., Sénèque le Rhéteur. Controverses et Suasoires. Traduction nouvelle. Texte revue. Paris, Garnier frères, angez. von K. Burkhard 407

Bräuninger J., Grundlagen der deutschen Sprachlehre, nebst Stillehre, Versmaßlehre, Dichtungslehre und den nötigsten Behelfen der Denklehre. München, R. Oldenbourg 1906, angez. von F. Holzner 231

Brandl A. s. Bürger O.

Brandt S., Anicii Manlii Severini Boethii operum pars I: In isagogen Porphyrii commenta copiis a Georgio Schepss comparatis suisque usus recensuit. Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum editum consilio et impensis Academiae litterarum Caesareae Vindobonensis, vol. XXXXVIII. Vindobonae, F. Tempsky MDCCCCVI, angez. von A. Huemer 876

Bräuer P., Lehrbuch der anorganischen Chemie nebst einer Einleitung in die organische Chemie. Zum Gebrauch an höheren Lehranstalten. Leipzig und Berlin, Teubner 1905, angez. von J. A. Kail 916

Bretschneider H., Lectures et Exercises français. Französisches Lese- und Übungsbuch. I. Teil für Real- und Handelslehranstalten, sowie höhere Bürgerschulen. 4. Aufl. (Dazu: Beiheft. Carlshorst-Berlin, H. Friedrich 1900.) II. Teil für Mittelklassen höherer Lehranstalten. 2. Aufl. R. Wöpke 1905. (Dazu: Vocabulaire.) Leipzig, R. Wöpke 1906, angez. von F. Wawra 332

Breymann H., Neusprachliche Reform-Literatur (3. Heft). Eine bibliographisch-kritische Übersicht, bearb. von Steinmüller. Leipzig, A. Deichert (G. Böhme) 1905, angez. von F. Wawra 236

Brockelmann C., Semitische Sprachwissenschaft (Sammlung Göschen). Leipzig, G. J. Göschen 1906, angez. von R. Geyer 239

Bürger O., Beiträge zur Kenntnis des Teuerdank. (Quellen und Forschungen, herausg. von A. Brandl, E. Martin, E. Schmidt. 92. Heft.) Straßburg, K. J. Trübner 1902, ang. von J. Seemüller 40

Butler A. J. s. Ellinger J.

Carstens B., Repetitorium der englischen Grammatik. Hamburg, O. Meißner 1906, angez. von J. Ellinger 613

Celsus A. C., Über die Arzneiwissenschaft in acht Büchern. Übersetzt und erklärt von E. Scheller. 2. Aufl., nach der Textausgabe von Daremberg neu durchgesehen von W. Frieboes. Mit einem Vorworte von R. Kobert. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1906, angez. von H. Lackenbacher 723

Chabert S., Histoire sommaire des études d'épigraphie grecque. Paris 1906, angez. von R. Weißhäupl 591

Cuny A., Le nombre duel en grec. Paris, C. Klincksieck 1906, angez. von F. Stolz 403

Curtius-v. Hartel, Griechische Schulgrammatik. Bearb. von F. Weigel. 26., durchgesehene Aufl. Wien, F. Tempsky 1907, angez. von F. Stolz 717

Seite

Cybulski St., Tabulae, quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur. Tab. V. Arma et tela exercitus Romani. Edit II. Tab. VI, VII: Exercitus Romanus, Ed. II. Lipsiae, Koehler 1905, angez. von J. Oehler 1093

Daremberg s. Celsus A. C.
Degenhardt R., Lehrgang der englischen Sprache. I. Grundlegender Teil. 60., der neuen Bearbeitung 11. Aufl., besorgt von K. Münster. Leipzig, Dresden, Berlin, L. Ehlermann; Wien, Friese & Lang 1906, angez. von J. Ellinger 531
Delâge J. s. Boerner O.
Dennert E., Die Pflanze, ihr Bau und ihr Leben. 3., verb. und verm. Aufl. (Sammlung Göschen.) Leipzig, Göschen 1905, angez. von T. F. Hanausek 60
Der römische Limes in Österreich. Heft VI/VII. Publikation der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien, A. Hölder 1905 und 1906, angez. von A. Gaheis 224
Deutelmoser F., Leitfaden der Chemie. Innsbruck, E. Silber. (Silbers Unterrichtsbücher I.), angez. von J. A. Kail 799
Diekmann s. Koppe.
Doermer L. s. Arendt R.
Donath B., Die Grundlagen der Farben-Photographie. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1906, angez. von I. G. Wallentin 256
Drerup E., Isocratis opera omnia recensuit scholiis testimoniis appartu critico instruxit. Volumen prius. Lipsiae sumptibus Dieterichii (Th. Weicher) 1906, angez. von E. Kalinka 24
Drincourt E., Trois années de Physique. Seizième édition. Paris, A. Colin 1905, angez. von I. G. Wallentin 912
Duhn F. v., Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Leipzig, Teubner 1906 (Aus Natur und Geisteswelt. 114. Bdchen.), angez. von J. Oehler 874

Ellinger J.-Butler A., Lehrbuch der englischen Sprache. Ausgabe *A* (für Realschulen, Gymnasien und verwandte höhere Lehranstalten). I. Teil (Elementarbuch). Wien, Tempsky 1906, angez. von A. Eichler 237
— —, Lehrbuch der englischen Sprache. Ausgabe *A*. II. Teil: An English Reader (with Explantory Notes, several Appendices, a Pronouncing Glossary of Proper Names, a Map of Great Britain and Ireland and a Plan of London). Wien, F. Tempsky 1907, angez. von A. Eichler 901
Endt J., Studien zum Commentator Cruquianus. Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaften, Kunst und Literatur in Böhmen. Leipzig, Teubner 1906, angez. von R. C. Kukula 35
Englische Lehrbücher angez. von J. Ellinger 47
Evers s. Vollmer L. H.

Falkenberg W., Ziele und Wege für den neusprachlichen Unterricht. Cöthen, O. Schultze 1907, angez. von F. Pejscha 1104
Fenkner H., Arithmetische Aufgaben. Für den Unterricht an höheren Lehranstalten bearb. Ausgabe *A*. Teil II a, Pensum der Obersekunda. 3. verm. Aufl. Berlin, O. Salle, angez. von I. G. Wallentin 255
Fickelscherer M., Die römischen Verteidigungs- und Angriffswaffen. Erläuternder Text zu Stephan Cybulski, Tabulae quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur. Tab. V 1093

Seite

Fischer-Geistbeck, Erdkunde für höhere Schulen. 6 Bändchen. Berlin und München, R. Oldenbourg 1906, angez. von B. Imendörffer 52
Fraas E., Die Entwicklung der Erde und ihre Bewohner, mit Schichtenprofilen, Leitfossilien und landschaftlichen Rekonstruktionen dargestellt auf sieben farbigen Tafeln. Stuttgart, K. G. Lutz, angez. von J. Müllner 778
François A., La Grammaire du Purisme et l'Académie française au XVIIIe siècle. Introduction à l'étude des commentaires grammaticaux d'auteurs classiques. Paris, Société Nouvelle de Librairie et d'Édition (G. Bellais) 1905, angez. von F. Wawra 898
Fricke R., Le langage de nos enfants. Cours primaire de français. Französisch für Anfänger. I. Cours élémentaire. 1. Teil (für Sexta). Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag 1906, angez. von F. Pejscha 764
Frieboes W. s. Celsus A. C.
Friedländer L. s. Petronius.
Fries W., C. Iulii Caesaris de bello Gallico commentarii VII. Für den Schulgebrauch herausgeg. Mit einem Anhang: Das römische Kriegswesen zu Cäsars Zeit. Zweiter Abdruck der 1. Auflage. Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky 1906, angez. von R. Bitschofsky 990
Furtwängler A., Die Bedeutung der Gymnastik in der griechischen Kunst. Sonderabdruck aus „Der Säemann", Monatsschrift für pädagogische Reform. Leipzig und Berlin, Teubner 1905, angez. von J. Jüthner 126

Gaffiot F., Le subjonctiv de subordination en latin. I. Propositions relatives. II. Conjonction Cum. Thèse présentée à la faculté des lettres de l'université de Paris. Paris, C. Klincksieck 1906, angez. von J. Golling 877
Gans M. E., Spinozismus. Ein Beitrag zur Psychologie und Kulturgeschichte des Philosophierens. Wien, Lenobel 1907, angez. von B. Schönberg 921
Garnier K. v., Die Präpositionen als sinnverstärkendes Präfix im Rigveda, in den Homerischen Gedichten und in den Lustspielen des Plautus und Terenz. Heidelberger Inauguraldissertation. Leipzig 1906, angez. von F. Stolz 875
Geikie A., Anleitung zu geologischen Aufnahmen. Deutsch von K. v. Terzaghi. Leipzig und Wien, F. Deuticke 1906, angez. von F. Noë 625
Geistbeck s. Fischer.
Geitler J. R. v., Elektromagnetische Schwingungen und Wellen. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1905 (aus „Die Wissenschaft", Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Heft 6), angez. von I. G. Wallentin 913
Gloth W., Das Spiel von den sieben Farben (Teutonia. Arbeiten zur germanischen Philologie, herausgeg. von W. Uhl. 1. Heft). Königsberg i. Pr., Gräfe & Unzer 1902, angez. von J. Seemüller 42
Goerlich E., Englisches Lesebuch. Ausgabe für sechsklassige Schulen (Realschulen und Realprogymnasien). Paderborn, F. Schöningh 1906, angez. von A. Eichler 139
Götz H.-Metzstein G., Lehrbuch der Physik zum Gebrauch an humanistischen und realistischen Lehranstalten bearb. 6., vollständig umgearb. Aufl. München und Leipzig, G. Franzscher Verlag: J. Roth 1907, angez. von A. Lanner 915

Seite

Gränzer J., Grundriß der Naturgeschichte des Mineralreiches für die III. Klasse der Gymnasien. Wien, A. Hölder 1906, angez. von H. Vieltorf 61

Grassl G. s. Patsch K.

Grignon A., Traité de Cosmographie. Paris, Vuibert & Nony 1905, angez. von I. G. Wallentin 793

Grimm Alfr., Lehrbuch der Gabelsbergerschen Stenographie. II. Teil. Wien, Hölder 1907, angez. von A. Hausenblas 1115

Gross H. s. Teichmann K.

Gruber G., Wirtschaftliche Erdkunde (Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", 122. Bändchen). Leipzig, Teubner 1906, angez. von B. Imendörffer 534

Gruppe O., Griechische Mythologie und Religionsgeschichte. 2. Hälfte. 3. Lieferung (Schluß des Werkes). I. v. Müllers Handbuch. 5. Bd. München, C. H. Beck 1906, ang. von A. Zingerle 1082

Günther S. s. Kirchhoff A.

Gunkel H.-Berlin, Elias, Jahve und Baal. In „Religionsgeschichtliche Volksbücher", herausgeg. von F. M. Schiele. II. Reihe, 8. Heft. Tübingen 1906, angez. von G. Juritsch 532

Haberlandt M., Völkerkunde. Sammlung Göschen, 73. Bändchen. 2., verm. und verb. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen 1906, angez. von B. Imendörffer 617

Hamilton L., The Practical Englishmann. Lehrbuch für öffentliche Lehranstalten und für den Privatunterricht. Berlin, Weidmann 1905, angez. von J. Ellinger 49

Harder Ch., Thukydides. Ausgewählte Abschnitte für den Schulgebrauch bearb. II. Teil: Schülerkommentar. 2., verm. und verb. Aufl. Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky 1907, angez. von F. Perschinka 404

Hart s. Karsten.

Hartel v. s. Curtius.

Harvard Studies in classical philology edited by a committee of the classical instructors of Harvard University. Vol. XV. 1905. Published by Harvard University, Cambridge Massachusetts, angez. von E. Kalinka 124

Hassack Karl Dr.-Rosenberg Karl Dr., Die Projektionsapparate, Laternbilder und Projektionsversuche. Wien und Leipzig, A. Pichlers Witwe & Sohn 1907, angez. von I. G. Wallentin 1110

Hatfield J. T. s. Müller W.

Helmholtz H. von, Vorlesungen über theoretische Physik. Bd. IV: Vorlesungen über Elektrodynamik und Theorie des Magnetismus. Herausgeg. von O. Krigar-Menzel und M. Laue. Leipzig, J. A. Barth 1907, angez. von I. G. Wallentin 791

Helmolt H. F., Weltgeschichte. VI. Bd. Mitteleuropa und Nordeuropa. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1906, angez. von J. Loserth 772

Hentze C. s. Ameis K. F.

Hermes E., L. Annaei Senecae opera quae supersunt. Vol. I. Fasc. I. L. Annaei Senecae dialogorum libros XII edidit. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri MCMV, angez. von K. Burkhard 511

Hesse A., Die Oden des Q. Horatius Flaccus in freier Nachdichtung. Hannover, Schmorl & v. Seefeld Nachf. 1906, angez. von J. M. Stowasser 39

Hettner Alfred Dr., Grundzüge der Länderkunde. I. Bd. Europa. Leipzig, Spamer 1907, angez. von J. Müllner 1107

Hirn s. Bacher J.

Seite

Höfler A. s. Poske F.
Hofmann F. s. Kraner F.
Holtze A. s. Köstler H.
Holzmann M.-Bohatta H., Deutsches Anonymen-Lexikon 1501 —1850. Bd. IV: S—Z. Weimar, Gesellschaft der Bibliophilen 1907, angez. von H. F. Wagner 750
Hoppe J., Analytische Chemie. I. Teil: Theorie und Gang der Analyse. II. Teil: Reaktionen der Metalle und Metalloide. Leipzig, J. G. Göschen 1905 (Bändchen 247 und 248 der Sammlung Göschen), angez. von J. A. Kail 349
Horatiana, angez. von R. C. Kukula 35
Houben H. H., Heinrich Laubes ausgewählte Werke in zehn Bänden. Herausgeg. Mit zwei Bildnissen, einem Briefe als Handschriftenprobe und einem Namen- und Sachregister. Leipzig, M. Hesse 1905, angez. von A. v. Weilen 743
Huberich K., Elementarer Lehrgang für den modernen Zeichenunterricht. 2. Aufl. Stuttgart, K. Wittwer 1907, angez. von J. Langl 809
Huelsen Ch., Topographie der Stadt Rom im Altertum von H. Jordan. I. Bd., 3. Abteilung. Berlin, Weidmann 1907, angez. von J. Oehler 717

Imendörffer B., Lehrbuch der Erdkunde für Mittelschulen. II. und III. Teil (Lehrstoff der zweiten und dritten Klasse). Wien, A. Hölder 1907, angez. von H. Pirchegger 780
Immich M., Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660 —1789 (Handbuch der mittelalterlichen und neuen Geschichte, herausgeg. von Below und Meinecke). München und Berlin, Oldenbourg 1905, angez. von M. Landwehr v. Pragenau 615
Ippen Theodor A., Skutari und die nordalbanische Küstenebene. Sarajevo, Daniel Kajon 1907, angez. von J. Jung 1105

Jantzen H., Gotische Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. 3. Aufl. Leipzig, Göschen 1905 (Sammlung Göschen), angez. von A. Bernt 602
Jaumann G., Die Grundlagen der Bewegungslehre von einem modernen Standpunkte aus dargestellt. Leipzig, J. A. Barth 1905, angez. von I. G. Wallentin 788
Jelinek F. s. Bauer F.
Jerusalem W., Lehrbuch der Psychologie. 4. Aufl. Wien, Braumüller 1907, angez. von J. Obermann 807
— —, Gedanken und Denker. Gesammelte Aufsätze. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1905, angez. von A. Lichtenheld 65
Jespersen O., Growth and Structure of the English Language. Leipzig, Teubner 1905, angez. von J. Ellinger 900
Jonas A., Deutsche Aufsätze für die Mittelklassen höherer Schulen, entworfen. 2., verb. und verm. Aufl. Berlin, Weidmann 1905, angez. von A. Hausenblas 44
Jonas R., Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Untersekunda auf Grund der preußischen Lehrpläne von 1901 bearb. 2., verb. und verm. Aufl. Leipzig, Freytag 1906, angez. von J. Dorsch 1093
Jordan H. s. Huelsen Ch.
Jullian C., Verkingetorix. Von der Académie gekrönt. 2. Aufl. Übersetzt von H. Sieglerschmidt. Glogau, K. Flemming o. J., angez. von A. Polaschek 128

Seite

Junk V., Die Epigonen des höfischen Epos. Auswahl aus deutschen Dichtungen des XIII. Jahrhunderts. Leipzig, Göschen 1906 (Sammlung Göschen), angez. von A. Bernt 602

Kadlec J., Deutsches Lesebuch für die obersten Klassen der Mittelschulen mit böhmischer Unterrichtssprache. Prag, Česká grafická akciová společnost „Unie" 1906, angez. von E. Kraus 418
Kaiser K. s. Swoboda W.
Karsten G. and Hart J. M., The Journal of English and Germany Philology. Vol. VI, No. 2. Illinois 1907, angez. von A. Eichler 1108
Kayser J., De veterum arte poetica quaestiones selectae. Dissertatio inauguralis. Lipsiae 1906, angez. von J. Pavlu 711
Keller O., Zur Überlieferungsgeschichte des Horaz. Aus dem Rhein. Museum für Philologie. 1. Heft 1906, angez. von R. C. Kukula 35
Kimmich K., Zeichenschule. 5. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen 1906 (Sammlung Göschen), angez. von J. Langl 923
Kirchhoff A.-Günther S., Didaktik und Methodik des Geographie-Unterrichts (Erdkunde und mathematische Geographie). 2., durchgesehene und ergänzte Aufl. München, C. H. Beck 1906, angez. von J. Müllner 779
Kleiber-Scheffler, Physik für die Oberstufe (mit mathematischer Geographie und Chemie). Ungeteilte Ausgabe. München und Berlin, R. Oldenbourg 1905, angez. von I. G. Wallentin 58
Knauer F., Die Ameisen (49. Bändchen der Sammlung naturwissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen „Aus Natur und Geisteswelt"). Leipzig, Teubner 1906, ang. von H. Vieltorf 921
Knörich W., Französische Schulgrammatik mit einer ausführlichen Beispielsammlung als Übungsbuch. Hannover u. Berlin, C. Meyer (G. Prior) 1905, angez. von F. Wawra 136
Knops K. s. Koppe.
Kobert R. s. Celsus A. C.
Kobold H., Der Bau des Fixsternensystems mit besonderer Berücksichtigung der photometrischen Resultate (aus „Die Wissenschaft", Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. 11. Heft). Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1906, angez. von Dr. Oppenheim 795
Koch J., Römische Geschichte. 4. Aufl. Leipzig, Göschen 1905 (Sammlung Göschen), angez. von R. Goldfinger 422
Köster s. Schulz B.
Kraner F.-Hofmann F., C. Iulii Caesaris commentarii de bello civili, erklärt. 11., vollständig umgearb. Aufl. von H. Meusel. Berlin, Weidmann 1906, angez. von R. Bitschofsky 318
Kraß M.-Landois H., Lehrbuch für den Unterricht in der Zoologie. Für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere Lehranstalten. 7., nach den neuen Lehrplänen verb. Aufl. Freiburg, Herder 1905, angez. von H. Vieltorf 796
Krause E., Übungen zum Übersetzen im Anschluß an Tacitus' Germania. Bearbeitet. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel 1905, angez. von J. Fritsch 133
Kraus K. v. s. Schmidt E.
Krebs C., Haydn, Mozart, Beethoven (= Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 92). Leipzig, Teubner, ang. von E. v. Komorzynski 922
Krigar-Menzel O. s. Helmholtz H. von.
Kronberg M., Kant. Sein Leben und seine Lehre. 2. Aufl. München, Beck 1904, angez. von G. Spengler 801

Seite

Krüger G., Des Engländers gebräuchlichster Wortschatz. Kleine Ausgabe des 'Systematic English-German Vocabulary'. Für den Schul- und Selbstunterricht. Mit Angabe der Aussprache. Dresden und Leipzig, C. A. Koch (H. Ehlers) 1906, angez. von J. Ellinger 769

Koetschet J. s. Patsch K.

Koppe-Diekmann, Geometrie zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten. Ausgabe für Reallehranstalten in drei Teilen. I. Teil der Planimetrie, Stereometrie und Trigonometrie. 23. (der neuen Bearbeitung 7.) Aufl. besorgt von K. Knops. Essen, G. D. Bädeker 1906, angez. von A. Lechthaler 55

Kožak J., Grundprobleme der Ausgleichsrechnung nach der Methode der kleinsten Quadrate. I. Band. Wien und Leipzig, C. Fromme 1907, angez. von O. Budisavljević 146

Köstler H., Leitfaden der oberen Geometrie für höhere Lehranstalten (in drei Heften). Neu herausgeg. von O. Holtze. Des I. Heftes 6., des II. und III. Heftes 4., umgearb. Aufl. Halle a. d. S., L. Nebert 1906, angez. von A. Lechthaler 785

Kuenen s. Vollmer L. H.

Kukula R. C., Briefe des jüngeren Plinius. Herausgeg. und erklärt. I. Textheft. Einleitung und Kommentar (Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben IX). Wien, Graeser 1904, angez. von K. Burkhard 324

— —, Alkmans Partheneion. Ein Beitrag zum lakonischen Artemiskulte. Leipzig 1907 (Sonderdruck aus Philologus LXVI), angez. von H. Jurenka 1084

Labler W., Kling-Klang Gloria. Deutsche Volks- und Kinderlieder, ausgewählt und in Musik gesetzt. Illustriert von H. Lefler und J. Urban. Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag 1907, angez. von H. Jurenka 68

Lampert K., Die Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas mit besonderer Berücksichtigung der biologischen Verhältnisse. Erlangen und München, Schreiber 1907, angez. von I. G. Wallentin 538, 1112

Lamprecht K. s. Vancsa M.

Landois H. s. Kraß M.

Langer O., Deutsche Diktierstoffe in Aufsatzform, vermehrt durch Einzelsätze für den Unterricht in der Rechtschreibung. 4., verb. und verm. Aufl. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag 1906, angez. von A. Hausenblas 895

Latzel R. s. Pokorny.

Laue M. s. Helmholtz H. v.

Lefler H. s. Labler W.

Lehmann K., Die Angriffe der drei Barkiden auf Italien. Drei quellenkritisch-kriegsgeschichtliche Untersuchungen. Leipzig, Teubner 1905, angez. von J. Fuchs 242

Lex F., Heimatkunde des Herzogtums Steiermark. Wien, Deuticke 1907, angez. von Dr. Pirchegger 425

Lindemann H., König Horn, eine mittelenglische Romanze aus dem XIII. Jahrhundert. Ins Deutsche übertragen. Sonderabdruck aus der Festschrift z. XI. deutschen Neuphilologentage Pfingsten 1904 in Köln. Köln a. Rh., O. Neubner 1904, angez. von J. Ellinger 422

Linsbauer K. s. Linsbauer L.

Linsbauer L. - Linsbauer K., Vorschule der Pflanzenphysiologie. Eine experimentelle Einführung in das Leben der Pflanzen. Wien, K. Konegen (E. Stülpnagel) 1906, angez. von T. F. Hanausek 257

Seite

Lippert R., Lehrbuch der deutschen Sprache für Lehrerbildungsanstalten mit ihren Vorbereitungsklassen, sowie für sonstige Schulen mit höheren Lehrzielen. Leipzig, G. Freytag 1906, angez. von F. Holzner 755

Lorentz H. A., Lehrbuch der Physik. Zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen. Nach der 4., von H. A. Lorentz und L. H. Siertsema bearb. Aufl. und unter Mitwirkung des Verf.s aus dem Holländischen übersetzt von G. Siebert. 1. Band. Leipzig, J. A. Barth 1906, angez. von I. G. Wallentin 621

Luckenbach H., Kunst und Geschichte. Mit Unterstützung des Großh. Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts und des Großh. Badischen Oberschulrats herausg. 1. Teil: Abbildungen zur alten Geschichte. 6., verm. Aufl. München und Berlin, R. Oldenbourg 1906, angez. von J. Oehler 259

Ludwig H., Lateinische Phraseologie. Unter Berücksichtiung der Sprichwörter und Fremdwörter zusammengestellt. Stuttgart, Bonz & Comp. 1906, angez. von K. Kunst 598

Luterbacher F., Titi Livii ab urbe condita liber XXIII. Für den Schulgebrauch erklärt. 2., verb. Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner 1906, angez. von A. Zingerle 405

Mach E., Erkenntnis und Irrtum. Skizzen zur Psychologie der Forschung. Leipzig, J. A. Barth 1905, angez. von I. G. Wallentin 154

Martin E. s. Bürger O.

Marx A., Senecas Apokolokyntosis. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Karlsruhe, F. Gutsch 1907, ang. von G. Wörpel 991

Mayer J. s. Becker A.

Meinecke F. s. Schaube A.

— — s. Immich M.

Mélanges Nicole, Recueil de mémoires de philologie classique et d'archéologie offerts à J. Nicole, professeur à l'université de Genève, à l'occasion du XXX[e] anniversaire de son professorat. Genève, W. Kündig et fils 1905, angez. von E. Kalinka 26

Melichar L. Dr., Monographie der Issiden (Homoptera). Mit 75 Abbildungen im Texte. Wien, Hölder 1906, angez. von H. Vieltorf 1113

Merill W. A., On the influence of Lucretius on Horace. University of California Publications: Classical Philology. Vol. I (1905), No. 4. Berkeley The University Press, angez. von J. Golling 593

Metzstein G. s. Götz H.

Meyer Richard M., Deutsche Stilistik. München, Becksche Verlagsbuchhandlung 1907, angez. von A. Hausenblas 1100

Meurer K., Englische Synonymik für Schulen. Mit Beispielen, etymologische Angaben und Berücksichtigung des Französischen. Nebst einem englischen, deutschen und französischen Wortregister. 4., verb. Aufl. Leipzig, H. Bredt 1906, angez. von J. Ellinger 767

Meusel H., C. Iulii Caesaris de bello civili commentari. Berolini apud Weidmannos MDCCCCVI, angez. von R. Bitschofsky 318

— — s. Kraner F.

Michaelis H., Abriß der deutschen Lautkunde. Zugleich eine Einführung in die Weltlautschrift. Leipzig, E. Haberland, angez. von M. H. Jellinek 327

Minor J., Novalis' Schriften. Jena, Diederichs 1907, angez. von St. Hock 1904

Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen. Heft IV. Münster i. W., Aschendorff 1905, angez. von J. Oehler 131

Seite

Möller A., Die bedeutendsten Kunstwerke mit besonderer Rücksicht auf A. Zeehes Lehrbuch der Geschichte zusammengestellt und bildweise erläutert. I. Teil: Das Altertum. Laibach, J. v. Kleinmayr & F. Bamberg 1906, angez. von J. Oehler 777

— H., Semitisch und Indogermanisch. 1. Teil. Konsonanten. Kopenhagen, H. Hagerup 1906, angez. von J. Kirste 739

Mommsen Th., Gesammelte Schriften. IV. Bd. Historische Schriften. 1. Bd. Berlin. Weidmann 1905, angez. von E. Groag 343

Müller J. s. Taciti P. C.

Müller J. v. s. Pöhlmann R.

— — s. Gruppe O.

Müller W., Gedichte. Vollständig kritische Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen, besorgt von J. T. Hatfield. Berlin, B. Behr 1906, angez. von J. Gaismaier 329

Müllner J. s. Richter E.

Münster K. s. Degenhardt. R.

Mutzbauer C., Grundriß für den Unterricht in der deutschen Literatur in den oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbststudium. München, C. H. Beck, angez. von A. Hausenblas 753

Neumann L. s. Pütz W.

Nicole J. s. Mélanges Nicole.

— — Un catalogue d'œuvres d'art conservées à Rome à l'époque impériale. Texte du papyrus Latin VII de Genève transcrit et commenté. Avec un fac-similé. Genève-Bale, Georg & Co. 1906, angez. von J. Oehler 408

Niese B., Grundriß der römischen Geschichte nebst Quellenkunde. 3., umgearb. und verm. Aufl. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. III. Bd. 5. Abteilung.) München 1906, angez. von E. Groag 241

Nilsson M. P., Die Kausalsätze im Griechischen bis Aristoteles. I. Die Poesie. (Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache. Herausgegeben von M. v. Schanz. Heft 18.) Würzburg, A. Stuber (C. Kabitzsch) 1905, angez. von F. Stolz 715

Norrenberg J., Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichtes an den höberen Schulen Deutschlands. (Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen, herausg. von O. Schmeil und W. B. Schmidt.) Bd. I, Heft 6. Leipzig und Berlin, Teubner 1904, angez. von T. F. Hanausek 350

Novalis s. Minor J.

Oehler R., Bilderatlas zu Caesars Büchern de bello Gallico unter eingehender Berücksichtigung der commentarii de bello civili. Herausgeg. 2., verb. und verm. Aufl. Leipzig, Schmidt & Günther 1907, angez. von G. Veith 594

Oels W., Pflanzenphysiologische Versuche für die Schule zusammengestellt. 2., verb. und verm. Aufl. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1907, angez. von T. F. Hanausek 1001

Oppel A., Landeskunde des Britischen Nordamerika (Sammlung Göschen). Leipzig 1906, angez. von J. Müllner 909

Paepcke C., De Pergamenorum litteratura. Rostochii 1906, angez. von J. Pavlu 506

Panzer F., Märchen, Sage und Dichtung. München, Beck 1905, angez. von A. Bernt 134

Passy P., Petite phonétique comparée des principales langues européennes. Leipsic et Berlin, B. G. Teubner 1906, angez. von F. Wawra 763

Seite

Patsch K., Zur Kunde der Balkanhalbinsel. Reisen und Beobachtungen. Heft 2: Aus Bosniens letzter Türkenzeit. Hinterlassene Aufzeichnungen von J. Koetschet. Veröffentlicht von G. Grassl (1905). Heft 4: Makedonische Fahrten. Von A. Struck. I. Chalkidike (1907). Wien und Leipzig, A. Hartleben, angez. von J. Jung 51

Payer v. Thurn, Die kaiserlichen Hofchargen und Chefs der deutsch-erbländischen Hofstellen. Vom Regierungsantritt Leopold I. bis zur Behördenreform unter Maria Theresia. Wien, k. k. Schulbücherverlag 1906, angez. von M. Landwehr von Pragenau 908

Pernter J. M., Meteorologische Optik. III. Abschnitt. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1906, angez. von I. G. Wallentin 431

Perschinka F., Das alte Rom. Eine Geschichte und Beschreibung der Stadt in 88 Bildern mit erläuterndem Text. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn, angez. von J. Fritsch 228

Peters H., Lehrbuch der Mineralogie und Geologie für Schulen und für die Hand des Lehrers, zugleich ein Lesebuch für Naturfreunde. Kiel und Leipzig, Lipsius und Fischer 1905, angez. von F. Noë 259

Petronii Cena Trimalchionis. Mit deutscher Übersetzung und erläuternden Anmerkungen von L. Friedländer. Leipzig, Hirzel 1906, angez. von H. St. Sedlmayer 722

Petzold F., Die Synonyma in Barraus Histoire de la Révolution française nebst sachlichen Zusammenstellungen (Reichstagsverhandlungen, Gerichtswesen, Heer, Krieg usw.). Mühlhausen i. Thür., Kommissions-Verlag der Heinrichshofenschen Buchhandlung F. Schröter, ohne Jahreszahl, angez. von F. Wawra 899

Pfleiderer O., Religion und Religionen. München, J. F. Lehmann 1906, angez. von G. Juritsch 770

Planck M., Vorlesungen über die Theorie der Wärmestrahlung. Leipzig, J. A. Barth 1906, angez. von I. G. Wallentin 789

Pöhlmann R., Grundriß der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von I. v. Müller. III. Bd., 4. Abteilung). 3., verm. und verb. Aufl. München, C. H. Beck 1906, angez. von H. Swoboda 336

Pokornys Tierkunde für die unteren Klassen der Mittelschulen. Ausgabe *B*. Nach biologischen Gesichtspunkten bearb. von R. Latzel. 28. verb. Aufl. Wien, Tempsky 1906, angez. von H. Vieltorf 154

Poske F., Oberstufe der Naturlehre (Physik nebst Astronomie und mathematischer Geographie). Nach A. Höflers Naturlehre für die oberen Klassen der österr. Mittelschulen für höhere Lehranstalten des Deutschen Reiches. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1907, angez. von K. Wolletz 428

Prix F., Athen. Bilder zur Veranschaulichung der topographischen Verhältnisse der alten Stadt und ihre hervorragenden Denkmäler, zusammengestellt und besprochen. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn, angez. von J. Fritsch 228

Pütz W., Leitfaden der vergleichenden Erdkunde. 27. und 28. gänzlich umgearb. Aufl., bearb. von L. Neumann. Freiburg i. Br., Herder 1906, angez. von B. Imendörffer 144

Puscariu S., Etymologisches Wörterbuch der rumänischen Sprache. I. Lateinisches Element. Heidelberg, C. Winter 1905, angez. von W. Meyer-Lübke 140

Seite

Rabe H., Scholia in Lucianum. Edidit. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MCMVI, angez. von J. Fritsch 590
Rasi P., Le satire e le epistole di Q. Orazio Flacco commento ad uso delle scuole P. I: Le satire. Milano—Palermo—Neapel 1906, angez. von F. Hanna 1090
Reppe R., De L. Annaeo Cornuto. Diss. inaug. Lipsiae, E. Gräfe 1906, angez. von M. Adler 218
Revue de l'Université de Bruxelles. 10e Année: 1904—1905. No. 4 (Janvier); No. 5—6 (Février-Mars); No. 7 (Avril); No. 8—9 (Mai-Juin); No. 10 (Juillet-Août-Septembre). — 11e Année: 1905—1906. Nr. 1 (Octobre); No. 2 (Novembre); No. 3 (Décembre); No. 4-5 (Janvier-Février); No. 6 (Mars); No. 7 (Avril); No. 8—9 (Mai-Juin). Bruxelles, Secrétariat de la Revue de l'Université 1905—1906, angez. von F. Wawra 614
Richter E., Schulatlas für Gymnasien, Realschulen, Mädchenlyzeen usw. Im Anschlusse an sein Lehrbuch der Geographie herausgeg. 2. Aufl. bearb. von J. Müllner. Wien, F. Tempsky, angez. von B. Imendörffer 253
Rolin G., Lehrbuch der italienischen Umgangssprache für Schul- und Selbstunterricht. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag 1906, angez. von E. Stettner 757
Rosenberg K. s. Hassack K.
Rypl M., Methodisches Lehr- und Übungsbuch der böhmischen Sprache für deutsche Mittelschulen und verwandte Lehranstalten. I. Teil. 3. Aufl. Wien, F. Tempsky 1905, angez. von J. Zycha 334
Rusch G., Lehrbuch der Erdkunde für österreichische Mädchenlyzeen. IV. Teil. Wien, Pichlers Witwe & Sohn 1907, angez. von J. Müllner 1107

Sauer A. s. Schmidt E.
Schäfer D., Kolonialgeschichte (Sammlung Göschen 156). Leipzig, G. J. Göschen, angez. von J. Loserth 345
Schanz M. v. s. Nilsson M. P.
Schaube A., Handelsgeschichte der romanischen Völker des Mittelmeeres bis zum Ende der Kreuzzüge (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, herausgeg. von G. v. Below und F. Meinecke. Abt. III). München und Berlin, R. Oldenbourg 1906, angez. von J. Loserth 143
Scheffler s. Kleiber.
Scheid K., Chemisches Experimentierbuch für Knaben. Leipzig und Berlin, Teubner 1904, angez. von J. A. Kail 149
Scheller E. s. Celsus A. C.
Schenckendorff E. v.-Schmidt F. A., Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. In Gemeinschaft mit den Vorsitzenden des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland. Herausgeg. von H. Wickenhagen. 15. Jahrgang 1906. Leipzig, Teubner 1906, angez. von J. Pawel 626
Schiele F. M. s. Becker C. H.
Schiele M. s. Gunkel H.
Schiffner F., Leitfaden für den Unterricht in der darstellenden Geometrie an österreichischen Oberrealschulen und verwandten Lehranstalten. 2. durchgesehene, textlich unveränderte Aufl. Wien, F. Deuticke 1906, angez. von Suppantschitsch 534
— —, Vorschule der Geometrie. Ein Leitfaden für den Unterricht in der geometrischen Formenlehre an österr. Realschulen und verwandten Lehranstalten, angez. von Suppantschitsch 537

Seite

Schmeil O., Naturgeschichte des Tierreiches. Für die unteren Klassen der Mittelschulen und verwandte Lehranstalten bearb. von E. Scholz, angez. von H. Vieltorf 624
— —, Naturgeschichte des Pflanzenreiches. Bearb. von E. Scholz. Wien, Manz 1906, angez. von H. Vieltorf 624
— — s. Norrenberg J.
Schmidt E. s. Bürger O.
Schmidt E., Zur Entstehungsgeschichte und Verfasserfrage der Virginal. Prager Deutsche Studien, herausgeg. von K. v. Kraus und A. Sauer. II. Prag, K. Bellmann 1906, ang. von J. Pohl 740
Schmidt F. A. s. Schenckendorff E. v.
Schmidt O., Metalloide (Anorganische Chemie. 1. Teil). Leipzig, Göschen 1904 (Sammlung Göschen), angez. von J. A. Kail 62
Schmidt W. B. s. Norrenberg J.
Schmitz-Mancy s. Schulz B.
Schmehl Ch., Rechenbuch für höhere Lehranstalten. I. Teil: Das Rechnen mit ganzen Zahlen, gemeinen Brüchen und Dezimalzahlen. 6. Aufl. Gießen, E. Roth 1906. II. Teil: Die bürgerlichen Rechnungsarten. Mit einem Anhange: Aufgaben zur Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung. Berechnung der Flächen- und Körperinhalte. 5. Aufl. Gießen, E. Roth 1905, angez. von K. Wolletz 345
Schneider R., Bellum Africanum. Herausgeg. und erklärt. Berlin, Weidmann 1905, angez. von A. Polaschek 719
Scholz E. s. Schmeil O.
Schroeder O., Aeschyli cantica, digessit. Leipzig, Teubner 1907, angez. von H. Jurenka 986
Schröer A., Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte. I. Teil: Von den ältesten Zeiten bis Spencer. II. Teil: Von Shakespeare bis zur Gegenwart (Sammlung Göschen, Bd. 286 und 287). Leipzig, Göschen 1906, angez. von J. Ellinger 330
Schroeter W., De Simonidis Cei melici sermone quaestiones. Leipzig 1906, angez. von H. Jurenka 217
Schulz B., Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Neu herausgeg. von Schmitz-Mancy, Köster, Weyel. I. Bd.: Für die unteren Klassen. 13., völlig umgearb. Aufl. Paderborn, F. Schöningh 1905, angez. von A. Hausenblas 233
Schuster M., Valerius Catullus' sämtliche Dichtungen in deutscher Übertragung. Wien 1906, angez. von K. Ziwsa 1086
Schülke A. Dr., Vierstellige Logarithmen. 4. Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner 1906, angez. von J. Arbes 1109
Severus M., Der Notstand des deutschen Unterrichtes in den oberen Klassen unserer höheren Schulen. Eine Schrift für Lehrer und Laien. Leipzig, P. Eger 1906, angez. von A. Bernt 886
Sieberg A., Handbuch der Erdbebenkunde. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1904, angez. von I. G. Wallentin 57
Siebert G. s. Lorentz H. A.
Sieglerschmidt H. s. Jullian C.
Siertsema L. H. s. Lorentz H. A.
Simon M., Über die Entwicklung der Elementar-Geometrie im XIX. Jahrhundert. Ergänzungsband zum Jahresbericht der deutschen Mathematiker-Vereinigung. Leipzig, Teubner 1906, angez. von F. Hočevar 782
Spengel A., Die Komödien des P. Terentius, erklärt. II. Bdch.: Adelphoe. 2. Aufl. Berlin, Weidmann 1905, ang. von R. Kauer 219
Stegmann C., Des C. Sallustius Crispus Bellum Iugurthinum. Herausgeg. Kommentar. Leipzig und Berlin, Teubner 1906

Seite

(B. G. Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller), angez. von F. Perschinka 512

Steinmüller s. Breymann H.

Stemplinger E., Das Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance. Leipzig. Teubner 1906, angez. von J. Huemer 721

Stier G., Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische. Cöthen, O. Schulze 1906, angez. von F. Wawra 421

Streinz F. s. Bauer F.

Strigl J., Lateinische Schulgrammatik. 2., verb. Aufl. Wien, F. Deuticke 1907, angez. von F. Stolz 882

Struck A. s. Patsch K.

Swoboda W.-Kaiser K., Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Handelsschulen. II. Teil: "Senior-Book". Part. I. Lehr- und Lesebuch für den 2. Jahrgang des englischen Unterrichtes. Wien und Leipzig, F. Deuticke 1906. — IV. Teil: Schulgrammatik der modernen englischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Geschäftssprache. Von W. Swoboda. Wien und Leipzig, F. Deuticke 1906, angez. von J. Ellinger 47

Taccone A., Bacchilide epinici, ditirambi e frammenti, con introduzione, commento e appendice critica. Turin, H. Löscher 1907, angez. von H. Jurenka 316

Taciti P. C., Opera quae supersunt. Recensuit Ioannes Müller. Editio maior. Volumen II. historias et opera minora continens. Editio altera emendata. Lipsiae (G. Freytag), Vindobonae (F. Tempsky) MDCCCCVI, angez. von R. Bitschofsky 509

Tannery J., Notions de Mathématique. Notions historiques par P. Tannery. Paris, Ch. Delagrave, ang. von I. G. Wallentin 617

Tannery P. s. Tannery J.

Teichmann K.-Gross H., Vierstellige mathematische Tafeln. 2., verm. Aufl. Stuttgart, K. Wittwer, angez. von J. Arbes 998

Terzaghi K. v. s. Geikie A.

Tille A. s. Vancsa M.

Tominšek J., Latinska slovnica (Lateinische Grammatik). Laibach, J. v. Kleinmayr & F. Bamberg 1906, angez. von J. Pipenbacher 728

Trabert W., Meteorologie und Klimatologie. Leipzig und Wien, F. Deuticke 1905, angez. von I. G. Wallentin 348

Uhl W. s. Gloth W.

Umlauft F., Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben. XXIX. Jahrgang. Heft 2—6. Wien, A. Hartleben, angez. von B. Imendörffer 779

— —, Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Wien, A. Hartleben 1907. XXIX. Jahrgang. Heft 8 und 9, angez. von B. Imendörffer 997

Urban J. s. Labler W.

Vancsa M., Geschichte Nieder- und Oberösterreichs. I. Bd. bis 1283 (Allgemeine Staatengeschichte, herausgeg. von K. Lamprecht. III. Abteilung: Deutsche Landesgeschichten, herausgeg. von A. Tille. 6. Werk). Gotha, F. A. Perthes 1905, angez. von A. Starzer 423

Veith G., Geschichte der Feldzüge C. Iulius Caesars. Wien, L. W. Seidel & Sohn 1906, angez. von R. Bitschofsky 28

Viëtor W., Deutsches Lesebuch in Lautschrift (zugleich in der amtlichen Schreibung) als Hilfsbuch zur Erwerbung einer muster-

Seite
giltigen Aussprache. Herausgeg. I. Teil. Fibel und 1. Lesebuch. 2. durchgesehene Aufl. Leipzig, Teubner 1904, angez. von M. H. Jellinek 327
— —, Shakespeare's Pronounciation. A Shakespeares Phonology. With a Rime-Index to the Poems as a Pronouncing Vocabulary. Marburg, Elwert; London, D. Nutt 1906, ang. von A. Eichler 766
— —, A Shakespeare Reader in the Old Spelling and with a Phonetic Transcription. Marburg, Elwert; London, D. Nutt, angez. von A. Eichler 766
Voigt A., Lehrbuch der Pflanzenkunde. I. Teil: Die höheren Pflanzen im allgemeinen. Hannover und Leipzig, Hahn 1906, angez. von H. Vieltorf 797
Vollmer F., Die Überlieferungsgeschichte des Horaz (Sonderabdruck aus dem Philologus). Leipzig 1905, angez. von R. C. Kukula 35
Vollmer L. H., Das Nibelungenlied mit einem Überblick über die Sage und die neuere Nibelungendichtung. 3., neu bearb. und erweiterte Aufl. Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium von Kuenen und Evers. 10. Bändchen. Leipzig, H. Bredt 1906, angez. von F. Holzner 992

Wackernagel J. s. Wackernagel W.
Wackernagel W., Poetik, Rhetorik und Stilistik, 3. Aufl. besorgt von J. Wackernagel. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1906, angez. von K. Tumlirz 893
Wackernell s. Bacher J.
Wallentin I. G., Lehrbuch der Physik für die oberen Klassen der Mittelschulen und verwandten Lehranstalten. 11. Aufl. Ausgabe für Realschulen. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn 1905, angez. von A. Lechthaler 432
Wasmann E., Der biologische Unterricht an den höheren Schulen. Köln a. Rh., J. P. Bachem 1906, angez. von F. Müller 918
Weigel F. s. Curtius.
Weiser K., Englische Literaturgeschichte. 2., verb. und verm. Aufl. (Sammlung Göschen Nr. 69). Leipzig 1906, ang. von A. Eichler 994
Weißenfels O., Auswahl aus Victor Hugo. Berlin, Weidmann 1905 (Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller), angez. von F. Wawra 420
Weitbrecht W., Ausgleichsrechnung nach der Methode der kleinsten Quadrate. Leipzig (Sammlung Göschen Nr. 302), angez. von A. Lanner 910
Wessely Ch. s. Wessely K.
Wessely K., Les plus anciens monuments du christianisme écrits sur papyrus. Textes grecs édites, traduits et commentés par Ch. Wessely. Patrologia orientalis. Tome IV. Paris, Firmin-Didot 1907, angez. von E. Groag 708
Wettstein R. v., Leitfaden der Botanik für die oberen Klassen der Mittelschulen. 3., veränd. und verm. Aufl. Wien, F. Tempsky 1907, angez. von F. Müller 443
Weyel s. Schulz B.
Wickenhagen H. s. Schenckendorff E. v.
Wiesner J., Anatomie und Physiologie der Pflanzen (Elemente der wissenschaftlichen Botanik, I. Bd.). 5., verb. und verm. Aufl. Wien, A. Hölder 1906, angez. von A. Burgerstein 153
Wilmanns W., Deutsche Grammatik Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch. Dritte Abteilung: Flexion. 1. Hälfte: Verbum. 1. und 2. Aufl. Straßburg, K. Trübner 1906, angez. von M. H. Jellinek 409

Seite

Winkelmann A., Handbuch der Physik. 2. Aufl. Herausgeg. I. Bd., 1. Heft: Allgemeine Physik. — III. Bd., 1. und 2. Hälfte: Wärme. Leipzig, J. A. Barth 1906, ang. von I. G. Wallentin 999
— —, Handbuch der Physik. 2. Aufl. VI. Bd., 2. Hälfte: Optik. Leipzig, J. A. Barth 1906, angez. von I. G. Wallentin 148
Windel H., Lysias' Reden. Auswahl für den Schulgebrauch, bearb. und erläutert. II. Bd.: Text und Kommentar. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1905, angez. von J. Kohm 508
Wurzbach W. v., J. G. Seidls Ausgewählte Werke in 4 Bände. Herausgeg. Leipzig, M. Hesse, angez. von E. v. Komorzynski 885

Ziehen J., Kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial zu Goethes Italienischer Reise. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1906, angez. von F. Ingrisch 993
— —, Kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial zu Lessings Laokoon. 2. Aufl. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1905, angez. von F. Ingrisch 417

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Ludwig Wiese. Zum Gedächtnisse der Säkularfeier seiner Geburt. Von H. Commenda 69
Ein Beitrag zur Lösung der Frage des Prüfens und Klassifizierens. Von A. Nitsche 84
Wisnar J., Anstandsregeln für Mittelschulen. Wien, k. k. Schulbücherverlag, angez. von G. Hergel 87
Über einige Fragen des mathematischen Unterrichtes und seine Organisation in Frankreich. Von R. Suppantschitsch 156
Gutzmer A., Reformvorschläge für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, entworfen von der Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte, nebst einem allgemeinen Bericht über die bisherige Tätigkeit der Kommission. Leipzig, Teubner 1905, angez. von K. Wolletz 180
Die körperliche Erziehung an den österreichischen Mittelschulen im Jahre 1906. Von M. Guttmann 261
Natorp P., Allgemeine Pädagogik in Leitsätzen zu akademischen Vorlesungen. Marburg, N. G. Elwert 1905, angez. von A. Frank 279
Das Schulwesen im russischen Zentral-Asien. I und II. Von E. Fait 351, 446
Methodisches zur wissenschaftlichen Begründung der Additions- und hauptsächlich der Subtraktionsgesetze in der V. Klasse des Obergymnasiums, bezw. in der IV. Klasse der Realschule. Von J. Arbes 359
Baumeister A., Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. III. Band, 1. Abt., 1. Hälfte. Didaktik und Methodik des lateinischen Unterrichtes. Von P. Dettweiler. 2., umgearb. Aufl. München, E. H. Beck (O. Beck) 1906, angez. von A. Scheindler 363
Kukula R. C.-Martinak E.-Schenkl H., Der Kanon der altsprachlichen Lektüre am österreichischen Gymnasium. Wien, Graeser 1906, angez. von A. v. Leclair 458
Zur griechischen und lateinischen Lektüre an unserem Gymnasium. I—VI. Von F. Ladek 540, 636, 811, 924, 1003, 1117

Seite

Fraenkel A., Einige Betrachtungen über den ärztlichen Beruf. Wien, Braumüller 1907, angez. von A. v. Leclair 552
Grammatik und schriftliche Arbeiten aus dem Griechischen am Obergymnasium. Von L. Eysert 628
Eine neue Gefahr. Von G. Hergel 650
Das Turnen in den Unterrichtspausen. Von J. Wit 823
Zu den Schulreformen: 831
Grafenmüllner L., Gymnasium oder Zuchthaus? Ein Vorschlag zur Lösung der Gymnasialfrage. Wien und Leipzig, C. W. Stern 1906, angez. von A. Frank 834
Gurlitt L., Erziehung zur Mannhaftigkeit. 3. Aufl. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt 1906, angez. von A. Frank 837
Münch W., Eltern, Lehrer und Schulen in der Gegenwart. Berlin, A. Duncker 1906, angez. von A. Frank 840
Schrag A., Eine pädagogische Studienreise nach Eldorado. Aus dem Nachlaß von J. J. Besserdank herausg. Bern, G. Grunau 1906, angez. von A. Frank 842
Schrader W., Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und Realschulen. 6. Aufl. Berlin, F. Dümmler 1906, angez. von E. Martinak 846
Rethwisch K., Jahresberichte über das höhere Schulwesen herausg. XVIII. Jahrg. 1903. und XIX. Jahrg. 1904. Berlin, Weidmann 1904, angez. von J. Rappold 847
Zum Normal-Lehrplan für die italienische Sprache an den Mittelschulen mit italienischer (oder deutscher) Unterrichtssprache. Von G. Vidossich 941
Yoshida K., Über japanische Erziehung und den Moralunterricht in den Schulen Japans. Minden i. W., Marowsky s. a. (Meyer-Markans Sammlung pädagogischer Vorträge XVI. 4), angez. von A. v. Leclair 945
Roller K., Hausaufgaben und höhere Schulen. Leipzig, Quelle & Meyer angez. von A. Scheindler 947
Der II. internationale Kongreß für Schulhygiene. (London, 5.—10. August 1907). I und II, angez. von L. Burgerstein 1018, 1122
Steinel O., Zur Frage: Klassenlehrersystem oder Fachlehrersystem an unseren höheren Schulen (Realschulen, Gymnasien, Höhere Töchterschulen). Mit einer übersichtlichen Darstellung der einschlägigen Unterrichtsverhältnisse in der untersten Klasse sämtlicher Realschulen eines deutschen Bundesstaates (Bayerns). Sonderabdruck aus der Bayerischen Zeitschrift für Realschulwesen, Bd. XI Heft 4. München, Th. Ackermann 1904, angez. von J. Rappold 1030
Schreiber A., Das Buch vom Kinde. Ein Sammelwerk für die wichtigsten Fragen der Kindheit unter Mitarbeit zahlreicher Fachleute herausgeg. 2 Bände. Leipzig und Berlin, Teubner 1907, angez. von J. H. 1134
Loos J., Enzyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde. Unter Mitwirkung von Gelehrten und Schulmännern herausg. Mit 225 Abbildungen und 9 Separatbeilagen. I. Bd. (A—L). Wien und Leipzig, A. Pichlers Witwe & Sohn 1906, ang. von E. Martinak 1135

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Frau v. Krüdener und die Tränensozietät. Von F. Lentner 183
Eine ausländische Stimme über unsere Instruktionen für Gymnasien 948
Ein literarischer Sonderling. Von F. Lentner 1140

Seite

Literarische Miszellen.

Apelt O., Der Wert des Lebens nach Platon. Sonderabdruck aus den „Abhandlungen der Friesschen Schule". II. Bd., 1. Heft. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht 1907, angez. von J. Kohm 1142
Astronomischer Kalender für 1906. Herausgegeben von der k. k. Sternwarte in Wien. Der ganzen Reihe 68. Jahrgang. Der neuen Folge 25. Jahrgang. Wien, C. Geroldš Sohn, angez. von Dr. Oppenheim 89
Auerbach F., Die Grundbegriffe moderner Naturlehre. (40. Bdch. der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen „Aus Natur und Geisteswelt".). Leipzig, Teubner 1906, angez. von H. Vieltorf 953

Bartels A., Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. 2. Aufl. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger, angez. von E. v. Komorzynski 851
Bittner J., Systematisch geordnetes Verzeichnis der Programmarbeiten österreichischer Mittelschulen. III. Teil. (Die Arbeiten aus den Jahren 1890—1905 enthaltend). Czernowitz 1906, angez. von G. Hergel 557
Bölsche W., Im Steinkohlenwald. 6. Aufl. Stuttgart, Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, angez. von H. Vieltorf 662
Boerner O., Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Für Realschulen und verwandte Lehranstalten bearb. v. A. Stefan. IV. Teil. Wien. A. Graeser & Kie. 1906, angez. von F. Wawra 950
Börnstein R., Leitfaden der Wetterkunde. Gemeinversändlich bearb. 2. umgearbeitete und verm. Aufl. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn 1906, angez. von I. G. Walentin 474
Brenning E. s. Herbst W.
Breusings Nautische Tafeln. Herausgeg. von Dr. C. Schilling. 7. Aufl. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger 1902, ang. v. J. Arbes 1143
Brockhausen H. s. Lorscheid J.
Brüsch W., Die Beleuchtungsarten der Gegenwart. („Aus Natur und Geisteswelt", Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 108. Bändchen.) Leipzig, Teubner, 1906, angez. von N. Herz 954

Capelle W., Epiktet. Handbüchlein der Moral. Mit Anhang. Eingeleitet und herausg. Jena, E. Diederichs 1906, angez. von M. Adler 472
Couvreur A., Sur la pente. Roman destiné à l'enseignement de la langue française. Berlin, W. Gronau 1906, angez. von F. Pejscha 1142

Danneel H., Elektrochemie. I. Theoretische Elektrochemie und ihre physikalisch-chemischen Grundlagen. (252. Bändchen der Sammlung Göschen). Leipzig, G. J. Göschen 1905, angez. von J. A. Kail 662
Das große Weltpanorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, angez. von J. H. 89
Dennert E., Biologische Fragen und Aufgaben für den Unterricht in der Botanik. Godelsberg 1905, angez. von H. Vieltorf 556
— —, Biologische Notizen. Ein Hilfsbuch für botanische Selbstbeobachtungen auf Spaziergängen und Exkursionen. Leipzig, K. Scheffer, angez. von H. Vieltorf 556

Seite

Dessau B. s. Rihgi A.
Doehlemann K., Projektive Geometrie in synthetischer Behandlung. 3., verm. und verb. Aufl. (Sammlung Göschen.) Leipzig, Göschen 1905, angez. von R. Suppantschitsch 953

Eichert O., Schulwörterbuch zu den Kommentarien des C. Iulius Cäsar über den Gallischen Krieg. Mit einer Karte von Gallien zur Zeit Cäsars. 10., verb. Aufl., besorgt von L. Sniehotta. Breslau, J. U. Kern (M. Müller) 1906, ang. v. R. Bitschofsky 1031

Falbrecht F., Platons Euthyphron. Eine methodische Präparation 1906 (= Jahrbuch des Vereines für wissenschaftliche Pädagogik, Dresden 1906), angez. von E. Bolis 660
Fournier A., Was hat der Vater seinem achtzehnjährigen Sohn zu sagen? Aus dem Französischen übersetzt von C. Ravasini. Stuttgart, J. H. Dietz' Nachfolger 1905, augez. von G. Hergel 557
Frenkel F., Anatomische Wandtafeln für den naturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. Mit erläuterndem Text. Jena, G. Fischer 1906, angez. von L. Burgerstein 556
Freytag G., Verkehrskarte von Österreich-Ungarn mit den Balkanländern. Maßstab 1 : 1 500 000, nebst Wandkalender für 1907. Wien, G. Freytag & Berndt 1906, angez. von J. Müllner 852

Geiger E. s. Naumann G.
Geistbeck M., Leitfaden der mathemaischen und physikalischen Geographie für höhere Schulen und Fortbildungsanstalten. 28., verb. und 29. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1907, angez. von J. Müllner 1033
Golling J., Kommentar zu P. Ovidii Nasonis Carmina selecta. Herausgeg. 3. Aufl. Wien 1906, angez. von F. Kunz 372
Grabers Leitfaden der Zoologie für die oberen Klassen der Mittelschulen. Bearb. von R. Latzel. 5. Aufl. Wien, F. Tempsky 1906, angez.. von H. Vieltorf 854
Grimsehl E., Ausgewählte Schülerübungen. Leipzig, Teubner 1906, angez. von G. Schilling 374

Heilborn A., Die deutschen Kolonien. Land und Leute. (Aus Natur und Geistesleben.) Leipzig und Berlin, Teubner 1906, angez. von J. Müllner 853
Herbst W., Hilfsbuch für die deutsche Literaturgeschichte. Bearb. von E. Breuning. 8. Aufl. Gotha, F. A. Perthes, Aktiengesellschaft 1906, angez. von F. Holzner 372
Hödl R. s. Seibert A. E.
Hoffmann H. s. Howitt W.
Holczabek F., Deutsche Metrik und Poetik, nebst einem Abriß der Literaturgeschichte und einer Sammlung von Beispielen. Ein Hilfsbuch für den Unterricht an Mädchen-Lyzeen, höheren Mädchen-Fortbildungsschulen, wie zum Selbstunterrichte. 2., verb. Aufl. Wien, K. Graeser & Kie. 1906, angez. von F. Holzner 283
Howitt W., Visits to Remarkable Places. Herausgeg. von H. Hoffmann 1905 (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller), angez. von E. Aschauer 186

Jäger G., Theoretische Physik. 3., verb. Aufl. Leipzig, Göschen 1904, 1905, angez. von I. G. Wallentin 187
Jurenka H., Schlulwörterbuch zu H. St. Sedlmayers ausgewählten Gedichten des P. Ovidius Naso. 3., umgearb. u. verb. Aufl. Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky 1906, angez. von A. Zingerle 658

Seite

Kleinschmidt O., Nistplätze und Nistkästchen für Vögel. Leipzig, Teubner 1906, angez. von H. Vieltorf 284
Knab P., Rechenbuch für die unteren Klassen höherer Lehranstalten. Freiburg i. Br., Herder 1906, angez. von E. Grünfeld 186

Lampert K., Das Tierreich. I. Säugetiere. Mit 17 Abbildungen (Nr. 282 der Sammlung Göschen). Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1906, angez. von H. Vieltorf 1143
Lange E., Sokrates. Gütersloh, Bertelsmann 1906 (Gymnasial-Bibliothek, 43. Heft), angez. von J. Oehler 555
Latzel R. s. Graber.
Leher E., Das Wasser und seine Verwendung in Industrie und Gewerbe. (Sammlung Göschen. 261. Bdchen.) Leipzig, G. J. Göschen 1905, angez. von J. A. Kail 284
Lorscheid J., Kurzer Grundriß der Mineralogie. Bearbeitet von H Brockhausen. Freiburg i. Br., Herder 1906, angez. von H. Vieltorf 474

Mahler G., Physikalische Aufgabensammlung. Mit den Resultaten. Leipzig, G. J. Göschen 1905, angez. von I. G. Wallentin 88
Maisch R., Griechische Altertumskunde, neu bearb. von F. Pohlhammer. 3., verb. Aufl. Leipzig, Göschen 1905, angez. von J. Oehler 88
Mertens M., Historisch-politisches ABC-Buch. Zur Förderung des Geschichtsunterrichtes und zur Selbstbelehrung. Berlin, Weidmann 1907, angez. von L. Smolle 952
Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. 6., gänzlich umgearb. und verm. Aufl. Bd. IX (Hautgewebe bis Jonicus), Bd. X (Jonier bis Kimono), Bd. XI (Kimpolung bis Kyzikos). Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1905, angez. von K. Hauler 475
Migula W., Exkursionsflora von Deutschland. 2 Bdchen. Leipzig, G. J. Göschen 1905, angez. von H. Vieltorf 373
— —, s. Thomé Dr.
Müller-Erzbach W., Physikalische Aufgaben für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und für den Selbstunterricht. Berlin 1906, angez. von N. Herz 853

Naumann G., Otto der Ausreißer. Ein Jungen-Tagebuch. Mit sechs Vignetten von E. Geiger. Leipzig, C. G. Naumann 1906, angez. von R. Löhner 954
Neubert F., Goethe-Bilderbuch für das deutsche Volk, herausg. Leipzig, Schulze & Ko. 1907, angez. von S. M. Prem 951

Otto A., Joseph Viktor Scheffel (Bilder aus der neueren Literatur, 5. Heft). Minden i. W., C. Marowsky, angez. von E. v. Komorzynski 1032

Perktold F., Entwürfe zu deutschen Aufsätzen. I. und II. Teil. 2., umgearb. Aufl. Wien, Manz 1906, angez. von R. Löhner 661
Pindter A., Die Inkunabeln in der Fideikommiß-Bibliothek des Fürsten Dietrichstein auf Schloß Nikolsburg. Zusammengestellt. Brünn, Selbstverlag 1906, angez. von W. Eymer 855
Plüß G., Unsere Getreidearten und Feldblumen. 3., verm. und verb. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1906, angez. v. H. Vieltorf 473
Pohlhammer F. s. Maisch R.

Seite

Puls A., Lesebuch für die höheren Schulen Deutschlands herausg. Teil IV: Prosalesebuch für Untertertia. Ausgabe B. 2. Aufl. — Teil VII: Gedichtensammlung für Untertertia bis Untersekunda. Ausg. B. 2. Aufl. Gotha, E. F. Thienemann 1905, angez. von R. Löhner 660

Raithel R., Maturitätsfragen aus der allgemeinen Geschichte. Wien, Braumüller 1906, angez. von R. Hödl 555
Rasi P., Ad Augustini Confess. XIII 38, 53. Estratto dalla Rivista Classici e Neo-Latini, Anno II, n. 2. 1906, ang. v. A. Huemer 185
Ravasini C. s. Fournier A.
Richter von der Rother: Lessing, vom Laokoon zum Nathan. Leipzig, Elischer Nachfolger, angez. von J. Minor 373
Righi A., Die moderne Theorie der physikalischen Erscheinungen (Radioaktivität, Jonen, Elektronen). Aus dem Italienischen übersetzt von B. Dessau. Leipzig 1905, angez. von N. Herz 187
Robert K., Zum Gedächtnis von Ludwig Ross. Rede bei Antritt des Rektorats der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg, am 12. Juli gehalten. Berlin, Weidmann 1906, angez. von J. Fritsch 473
Roese Ch., Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der lateinischen Sprache. Brief 38—48, Beilage zu Kursus III. Leipzig, E. Haberlandt o. J., angez. von J. Golling 659
Roesen s. Wirtz C. W.

Schmidt M. G., Geschichte des Welthandels. („Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen, 118. Bdchen.) Leipzig und Berlin, Teubner 1906, angez. von J. Loserth 284
Schneider G., Schülerkommentar zu Platons Apologie des Sokrates und Kriton usw. 2. Aufl. Wien, F. Tempsky 1906, angez. von J. Kohm 948
Schwarzenberg A., Leitfaden der römischen Altertümer für Gymnasien, Realgymnasien und Kadettenanstalten. 2., verb. und verm. Aufl. Gotha; F. A. Perthes 1906, angez. von J. Oehler 951
Seibert A. E., Lehrbuch der Geographie für österreichische Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. Neu bearb. von R. Hödl. III. Teil: für den 4. Jahrgang. 7. Aufl. Wien, F. Tempsky 1907, angez. von B. Imendörffer 952
Sievers W., Allgemeine Länderkunde. Kleine Ausgabe. 1. Band, 1. Heft. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1907, angez. von J. Müllner 852
Sniehotta L. s. Eichert O.
Stefan A. s. Boerner O.

Thomé Dr., Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz. V. Bd.: Kryptogamenflora (Moose, Algen, Flechten und Pilze), herausgeg. von W. Migula. Gera, F. v. Zezschwitz, angez. von H. Vieltorf 188, 662
Transactions and Proceedings of the American Philological Association. 1905. Vol. XXXVI. Published for the Association by Ginn & Company, 29 Beacon Street, Boston, Mass., angez. von J. Golling 849

Voges E., Der Obstbau. 107. Bdchen. der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen „Aus Natur und Geisteswelt". Leipzig, Teubner 1906, angez. von H. Vieltorf 854

Seite

Walter M., Der französische Klassenunterricht auf der Unterstufe. Entwurf eines Lehrplanes. 2., durchgesehene, durch einen besonders erscheinenden Anhang verm. Aufl. Marburg i. H., N. G. Elwert 1906, angez. von F. Pejscha 851
Weber O., Von Luther zu Bismarck. Zwölf Charakterbilder aus deutscher Geschichte. („Aus Natur und Geistesleben", Sammlung wissenschaftlich-gemeinnütziger Darstellungen, 123. und 124. Band.) Leipzig und Berlin, Teubner 1906, angez. von J. Loserth 186
Wirtz C. W., Leitsätze zur mathematischen Geographie. Ein Anhang zu Roesen, Lehrbuch der Physik zum Gebrauch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig, O. Leiner 1906, angez. von J. Müllner 958
Witlaczil E., Naturgeschichte des Tierreiches in Lebensbildern. Zunächst für Mädchenlyzeen. Wien, A. Hölder 1904, ang. von H. Vieltorf 1038
Wolf H., Die Religion der alten Römer. Gymnasial-Bibliothek. 42. Heft. Gütersloh, Bertelsmann 1907, angez. von J. Oehler 852
Wolgast H., Das Elend unserer Jugendliteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. 3. Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner 1905, angez. von R. Löhner 855
— —, Vom Kinderbuch. Gesammelte Aufsätze. Leipzig und Berlin, Teubner 1906, angez. von R. Löhner 855

Programmenschau.

Berger F., Der Krieg Maximilians I. mit Venedig 1510. Progr. des bischöflichen Privat-Gymn. am Collegium Petrinum in Urfahr 1905, angez. von J. Loserth 958
Bonomi A., Quinta contribuzione alla avifauna tridentina. Progr. des Obergymn. in Rovereto 1902/3, angez. von R. Solla 191
Brommer J., Die österreichische Donau und die österreichische Elbe als Wasserstraßen. II. Teil: Der Verkehr auf der österreichischen Donau und auf der österreichischen Elbe. Progr. des Gymn. im XXI. Wiener Gemeindebezirke für das Schuljahr 1906, angez. von R. Hödl 667
Burgerstein A., Über die Bewegungserscheinungen der Perigonblätter von Tulipa und Crocus. Progr. des Gymn. im II. Bez. Wiens 1902, angez. von R. Solla 959

Czajkowski K., Über die Häufigkeit der Primzahlen (polnisch). Progr. des I. Gymn. in Przemyśl 1904, angez. von I. Kranz 670

Doubravsky F., Die Organisation der Olmützer Stadtbehörde im Mittelalter. Progr. des Landes-Unter- und Kommunal-Obergymn. in Mähr.-Neustadt 1905, angez. von K. Woynar 863

Egger L., Aus Taines jungen Jahren. Progr. des Gymn. im XVII. Bez. Wiens 1904, angez. von J. Ellinger 862
— —, Taine und die moderne Soziologie. Progr. des Gymn. im XVII. Bez. Wiens 1905, angez. von J. Ellinger 862
Ertelt G., Synthetische Beweise einiger Sätze aus der Theorie der Flächen zweiten Grades. Progr. der Oberrealschule in Bielitz 1905, angez. von R. Suppantschitsch 864

Seite

Fasolt E., Wasserfälle und Stromschnellen. Eine geomorphologische Skizze. Progr. des I. deutschen Gymn. in Brünn 1906, angez. von J. Müllner 959
Felder J., Die lateinische Kirchensprache nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Progr. des Gymn. in Feldkirch 1905, angez. von J. Golling 956
Fischer G. P., Genuina narratio praecipitationis et funesti casus e fenestra regiae cancellariae etc. (Der Prager Fenstersturz). I. Teil. Nach dem Manuskripte des Stiftes Ossegg herausgeg. Progr. des Kommunal-Obergymn. in Komotau 1905, angez. von J. Loserth 958
Fleischmann H., Skizze meiner Studienreise nach Italien und Griechenland. Progr. des (vereinigten) Gymn. in Teschen 1905, angez. von J. Oehler 558

Hanus F., Beitrag zum Vokalismus des Littauer Unterdialektes (čechisch). Progr. der böhm. Kommunal-Realschule in Littau 1904, angez. von L. Čech 861
Hartwig Th. J., Die Sätze von Pascal und Brianchon auf der Kugelfläche. Progr. der niederösterr. Landes-Oberrealschule in Wiener-Neustadt 1905, angez. von R. Suppantschitsch 671
Hełczyński E., Grundriß einer Einleitung zur Religionsphilosophie (polnisch). Progr. des Gymn. von Chyrow für das Jahr 1904. Przemyśl 1904, angez. von St. Schneider 192
Hemmelmayr F. v., Über die Natur der chemischen Elemente und ihre gegenseitige Umwandelbarkeit. Progr. der steiermärk. Landes-Oberrealschule in Graz 1904, angez. von J. A. Kail 288
Horčička A., Adalbert Stifters erste gedruckte Dichtungen aus dem Jahre 1830. Progr. des Elisabeth-Gymn. in Wien 1906, angez. von A. R. Hein 664
Hromada A., Die Krankheiten des Willens. Progr. des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben) 1904, angez. von J. Schmidt 478
Hübler F., Zwei Reisen nach Griechenland und Kleinasien. Progr. der Realschule in Reichenberg 1905, angez. von J. Oehler 477

Janko J., Ausgewählte metaphorische Bilder der böhmisch-slovakischen Volkslieder (čechisch). II. Teil. Progr. der böhmischen Realschule auf der Kleinseite in Prag 1905, ang. von L. Čech 861
Juritsch G., Die Deutschen und ihre Rechte in Böhmen und Mähren im XIII. und XIV. Jahrhundert. Progr. des Obergymn. in Mies 1905, angez. von J. Loserth 189

Kindlmann Th., Bildung und Betonung der griechischen Adjektiva dreier und zweier Endungen der A- und O-Deklination. Progr. des Landes-Unter- und Kommunual-Gymn. in Mähr.-Neustadt 1905/6, angez. von F. Stolz 558
Krauß E., Ein Vorschlag für ein biblisches Lesebuch am Gymnasium. Progr. des k. k. Franz Josephs-Gymn. in Wien 1902/3, angez. von G. Juritsch 93
Kreiner J., Die ältesten und einfachsten Handelsformen. Kulturgeschichtliche Abhandlung mit Analogien aus allen Zeiten. Progr. der deutschen Realschule in Budweis 1905, angez. von G. Juritsch 663
Kubik J., Wie kann die Vertiefung in den Inhalt eines gelesenen Autors gefördert werden? Mit besonderer Rücksicht auf Livius I. Progr. des Gymn. im XVII. Bezirke Wiens 1906, angez. von A. M. A. Schmidt 668

Seite

Kučera, Ethnographie der Balkanhalbinsel. Progr. des böhm. Gymn. in Gaja 1903, angez. von E. Fait 1033
Kuschinka R., Die Römerzüge Kaiser Ottos III. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Kremsier 1905, angez. von J. Loserth 958
Kyas P. A., Übersetzung ausgewählter Kapitel aus dem arabischen Geographen Ibn Rusta. Progr. des öffentl. Stifts-Obergymn. der Benediktiner zu Braunau in Böhmen 1905, angez. von A. Jahn 94

Lex F., Papst Gregor I. Progr. des Gymn. in Cilli 1905, angez. von J. Loserth 189
Lukas G., Studien über die geographische Lage des österreichisch-ungarischen Okkupationsgebietes und seiner wichtigeren Siedlungen. Progr. der Oberrealschule in Linz 1902/3, angez. von J. Miklau 190

Mayer G., Volkswirtschaftslehre in der Mittelschule. Progr. der Realschule im X. Bez. Wiens 1904, angez. von L. Singer 665

Nestler J., Die Latinität des Fulgentius. Progr. des Obergymn. in Böhm.-Leipa 1905, angez. von J. Golling 955

Olbrich R., Das deutsche Königtum Friedrichs des Schönen. Progr. der Landes-Oberrealschule in Sternberg 1904, angez. von J. Loserth 958

Poetsch L., Linz und Umgebung im Dienste des erdkundlichen Anschauungsunterrichtes. III. Teil: Der erdkundliche Anschauungsunterricht am heimatlichen Sternenhimmel. 1. Abteilung. Progr. der Oberrealschule in Linz 1905. — 2. Abteilung. Progr. derselben Anstalt 1906, angez. von R. Hödl 668
Prosenc F., Herbart und Lotze. Eine vergleichende Darstellung ihres metaphysischen Denkens. Progr. des Kommunal-Realgymn. in Ostrau 1904, angez. von G. Spengler 96
Protiwinsky H., Ludwig der Fromme und die Päpste. Ein Beitrag zur Schenkungsfrage. Progr. der Realschule im V. Bez. von Wien 1905, angez. von J. Loserth 188

Queiss K., Die Landteilungen zwischen den Römern und Germanen in den Reichen der Westgoten, Vandalen, Ostgoten und Langobarden. Progr. der k. k. Franz Joseph-Realschule in Wien 1904, angez. von A. Stein 285

Rabbinowicz J., Ein Versuch, den Charakter Alexanders des Großen nach der jüdischen Sage darzustellen. Progr. des Gymn. in Mähr.-Weißkirchen für das Schuljahr 1903/1904, angez. von A. Stein 93
Rosenfeld M., Mitteilungen aus dem chemischen Laboratorium. Progr. der k. k. Oberrealschule in Teschen 1905, angez. von J. A. Kail 1144
Rubasch F., Aëtius und seine Zeit. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Göding 1905, angez. von A. Stein 957

Schierl A., Einteilung der Erzlagerstätten und kurze Darstellung der Theorien über die Entstehung von Erzgängen. Mitteilungen aus dem chemischen Laboratorium. Progr. der Landes-Oberrealschule in Mähr.-Ostrau 1905, angez. von F. Noë 192

Seite

Schmidl J., Über die sphärischen Kegelschnitte und ihre orthogonalen Projektionen. Progr. der III. deutschen Realschule in Prag-Neustadt 1905, angez. von R. Suppantschitsch 670
Schuster M., De C. Sollii Apollinaris Sidonii imitationibus studiisque Horatianis. Progr. des Kommunal-Gymn. in Mähr.-Ostrau 1906, angez. von R. Bitschofsky 91
Sinko Th., Sententiae Platonicae de philosophis regnantibus fata quae fuerint. Progr. des Gymn. in Podgórze 1904, angez. von St. Bednarski 857
Sofer E., Livius als Quelle von Ovids Fasten. Progr. des Maximilian-Gymn. in Wien für das Schuljahr 1905/1906, angez. von R. Bitschofsky 90
Stern E., Grillparzers Ansichten über Sprache und Stil. Progr. der Realschule im I. Bez. Wiens 1903/4, ang. von A. Lichtenheld 286

Tominšek J., Der Dialekt in Wotschna und dessen Deklination (slovenisch). Progr. des Gymn. in Krainburg 1903, angez. von J. Sket 287

Widlak F., Die abergläubischen und heidnischen Gebräuche der alten Deutschen nach dem Zeugnisse der Synode von Liftinae im Jahre 743. Progr. des Gymn. in Znaim 1904, angez. von G. Juritsch 375
Winkler J. S. J., Die einem gegebenen Ellipsoid eingeschriebenen, bezw. umgeschriebenen Tetraëder, welche ein Maximum, bezw. ein Minimum des Inhaltes besitzen. Progr. des Privat-Gymn. der Gesellschaft Jesu in Kalksburg 1904, angez. von R. Suppantschitsch 671
Wintera L., Stift Braunau im Dienste der Kultur. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der katholischen Kirche in Böhmen. Progr. des Stifts-Gymn. der Benediktiner zu Braunau in Böhmen 1904, angez. von G. Juritsch 375
Wunderer L., Die psychologischen Anschauungen des Historikers Polybios. Progr. des kgl. humanistischen Gymn. zu Erlangen für das Schuljahr 1904/5, angez. von H. Swoboda 477
Wurzer R., Reisebilder aus Italien (Nach Erinnerungen und Tagebuchblättern). II. Bologna — Marzabotto (1897). Progr. des I. Gymn. in Czernowitz 1905, angez. von J. Oehler 95

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Aus dem Gehaltsgesetze vom 24. Februar 1907. III. Mittelschulen 559
Verordnung des Min. für K. und U. vom 12. März 1907, Z. 517/KUM., betreffend die Durchführung der die Anrechnung von Dienstjahren des Lehrpersonales regelnden Bestimmungen 561
Erlaß des Min. für K. und U. vom 12. März 1907, Z. 517/KUM., zur Durchführung der die Anrechnung von Dienstjahren des Lehrpersonales regelnden Bestimmungen der §§ 9 und 11 (bezw. § 12) des Gehaltsgesetzes 562
Gesetz vom 19. Februar 1907, womit einige Bestimmungen der Gesetze vom 15. April 1873, R.-G.-Bl. Nr. 47, vom 19. September

Seite

1898, R.-G.-Bl. Nr. 172 und vom 16. Dezember 1899, R.-G.-Bl. Nr. 255 sowie des Gesetzes vom 14. Mai 1896, R.-G.-Bl. Nr. 74 über die Regelung der Bezüge und Dienstverhältnisse von Staatsangestellten abgeändert werden 563
Erlaß des Min. für K. und U. vom 28. Dezember 1907, Z. 43.484, betreffend die bei außerordentlichen Prüfungen an Mittelschulen zu entrichtende Taxe 566
Gesetz vom 9. Mai 1907, wirksam für das Königreich Galizien samt dem Großherzogtume Krakau, betreffend den Landesschulrat 1035
Verordnung des Min. für K. und U. vom 30. Mai 1907, Z. 22.113, betreffend die Bestellung von Supplenten 1036
Erlaß des Min. für K. und U. vom 9. Juni 1907, Z. 209/KUM., betreffend die Remunerationen der an Staats-Mittelschulen bestellten Supplenten, Assistenten und Nebenlehrer 1038
Erlaß des Min. für K. und U. vom 19. Oktober 1907, Z. 32.133, betreffend die Behandlung der mit dem Maturitätszeugnisse einer Mittelschule oder mit dem Reifezeugnisse eines Mädchenlyzeums versehenen Kandidaten und Kandidatinnen bei der Reifeprüfung an einer Lehrer-, bezw. Lehrerinnenbildungsanstalt 1038
Verleihung des Öffentlichkeitsrechtes und Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses 567, 1039

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen 569, 1039
Auszeichnungen 573, 1055
Nekrologie 575, 1056

Dr. Wilhelm Ritter von Hartel 96
Zeitschriftenschau Nr. 9 I—XII
Eingesendet 288
Seminar für deutsche Philologie in Wien. Von J. Minor 375
Entgegnung. Von J. Popper 377
Erwiderung. Von J. Frank 381
Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Basel 480
Berichtigung 480
Berichtigung. Von J. Popper 575
Eingesendet 672
Zeitschriftenschau Nr. 10 I—XVII
Entgegnung. Von K. Woynar XVII
Erwiderung. Von K. Wotke XVIII
Verzeichnis der im „Eranos Vindobonensis" 1905/6 und 1906/7 gehaltenen Vorträge 1145
Erklärung. Von Dr. F. Ladek 1147
Entgegnung. Von R. C. Kukula, E. Martinak, H. Schenkl 1147
Erwiderung. Von Dr. F. Ladek 1149

Eingesandte Bücher:

Aeschyli Tragoediae von **Weil**. Leipzig, Teubner. Mk. 2·40. — Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 200. Leipzig, Teubner. Mk. 1·—. — **Bertram E.**, Studien zu Adalbert Stifters Novellentechnik. Dortmund, Ruhfus. Mk. 4·—. — **Bruno K.** Dr., Grundlehren der Integral- und Differentialrechnung. Wien, Hölder. — Cicero für Milo von **Nohl**. Leipzig, Teubner. Mk. 1·20. — Ciceros Reden III von **Stegmann**. Kommentar. Leipzig, Teubner. Mk. —·60. — Deutsche Bücherei. Bd. 79/80, 84. Berlin, Verlag Deutsche Bücherei. à Mk. —·30. — **Eholevius-Weise**, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen. I. Leipzig, Teubner. Mk. 1·40. — Euripides' Helena von **Wecklein**. Leipzig, Teubner. Mk. 1·60. — **Hamilton L.**, The English Newspaper Reader. Wien, Tempsky. — **Heide-Drechsel**, Technik des deutschen Aufsatzes. München, Kellerer. Mk. 2·50. — **Kleiber-Scheffler**, Elementarphysik mit Chemie. München, Oldenbourg. Mk. 2·—. — **Lavisse E.**, Histoire de France. VII. 2. Paris, Hachette & Co. — **Misch G.**, Geschichte der Autobiographie. I. Bd. Leipzig, Teubner. Mk. 8·—. — **Muszyński Fr.**, Die Temperamente. Paderborn, Schöningh. — **Ostermann Chr.**, Lateinisches Übungsbuch für Reformschulen. Ausgaben *A*, *B*, *C*. Leipzig, Teubner. — **Rieser F.**, Des Knaben Wunderhorn und seine Quellen. Dortmund, Ruhfus. Mk. 16·—. — Sammlung Göschen. Bd. 321, 354. Leipzig, Göschen. à Mk. —·80. — **Vollmann R.**, Wortkunde in der Schule. I. Teil. München, Kellerer. Mk. 2·60. — Ziele und Wege deutscher Dichtung. Dortmund, Ruhfus. Mk. 1·50.



Buchdruckerei Carl Gerold's Sohn in Wien.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Organisation der wissenschaftlichen Arbeit.

Rede, gehalten in dem Verein Eranos 30. November 1906 zum Mommsentag von Wilh. von Hartel.

Es bedarf einer Begründung oder richtiger Entschuldigung, wenn ich heute in Ihrem Kreise das Wort nehme; denn ich komme mir vor wie ein Abtrünniger des Eranos. Zwar bin ich der Gründung Ihres Vereins nicht ferngestanden und habe mich früher an seinen Verhandlungen fleißig beteiligt, dann aber hielten mich durch Jahre die Pflichten eines verantwortungsvollen Amtes abseits des Vereins und auch abseits gelehrter Arbeit, so daß ich heute nicht leicht den Befähigungsnachweis für die aktive Mitgliedschaft des Eranos zu erbringen vermöchte.

Um so mehr fühle ich mich durch Ihr Vertrauen erfreut und geehrt, das ich in der Aufforderung erblicke, heute vor Ihnen zu sprechen, nicht an einem der gewöhnlichen Vortragsabende, sondern bei festlicherer Gelegenheit, die nicht bloß die engeren Fachgenossen des Eranos, sondern auch außerhalb des Vereins stehende Freunde der Altertumswissenschaft hier vereinigt.

In pietätvoller Gesinnung hat der Eranos in Wiederbelebung eines antiken Brauches beschlossen, eine Art Heroenkultus einzuführen und an einem Tage des Monats, welcher der Welt einen der größten Gelehrten aller Zeiten gegeben und genommen hat, dessen Andenken zu feiern. Es ist Theodor Mommsen, geboren am 30. November 1817, nach einem langen tatenreichen Leben gestorben am 1. November 1903. Der Beschluß des Eranos fand allgemeine, freudige Zustimmung. Was kann auch belehrender, anregender, erbauender sein als sich das Bild eines genialen Mannes immer wieder zu vergegenwärtigen, dessen Leistungen über die anderen Menschen zugemessene Kraft und Wirkung weit hinausgehen, der ein universeller Altertumsforscher und unvergleichlicher Geschichtsschreiber das Leben der Römer nach allen Seiten ihrer

Betätigung untersucht, mit durchdringendem Scharfsinn und unermüdlichem Fleiße das wüste Trümmerfeld der Überlieferung abgeräumt, geordnet, gesichtet und aus ihm das kostbarste Material zur historischen Wiederherstellung des römischen Weltreiches gewonnen und mit begnadeter Künstlerhand zu einem Prachtbau zu fügen verstanden hat, vor dem wir heute nicht wie vor einem Menschenwerke mit bewundernder Andacht stehen, eines Mannes, dessen ganzes Schaffen für sämtliche Gebiete der historischen Forschung vorbildlich geworden, so daß nicht bloß was er geleistet hat, sondern auch die Art wie er es leistete, für alle Zukunft von unvergänglichem Werte bleiben wird, eines freien und freiheitlich gesinnten Mannes, der im Feuereifer vielleicht manchmal fehlschlug, aber sein herzhaftes Mitleiden und Mittun bei keiner der großen nationalen und Menschheitsfragen, welche unsere Zeit bewegen, je versagt hat.

Allerdings steht es nicht mir zu, die Gesamtheit seines Wirkens, seine umfangreiche, schriftstellerische Tätigkeit oder einzelne Teile eingehenderer Betrachtung zu unterziehen, so lohnend dieser Stoff auch wäre. Ich scheue mich zu versuchen, was über meine Kraft geht. Auch ist das zum Teil wenigstens schon von unseren Eranisten und anderen, die aus Anlaß seines Todes das Wort nahmen, in vorzüglicher Weise geschehen. Mir sei es gestattet, über eine andere Seite der Tätigkeit Mommsens, über seine Verdienste um die Organisation wissenschaftlicher Arbeit im großen zu sprechen und darzulegen, welche Früchte diese Bemühungen bisher gezeitigt oder in Zukunft zu zeitigen versprechen, zumal es mir gegönnt war, im mündlichen und brieflichen Verkehr seine Intentionen genauer kennen zu lernen und bei ihrer Ausführung der Mitarbeit gewürdigt zu werden.

Und es lohnt die Mühe zu verfolgen, wie Mommsen zum Organisator geistiger Arbeit im großen Stile geworden ist. Von Haus aus brachte er einen starken Trieb nach Vergesellschaftung und Verbindung mit Gleichgesinnten mit, aus welchen sich bei seinem energischen, festen Zielen unentwegt zustrebenden Wesen bald die Fähigkeit entwickelte, für seine Pläne Genossen zu gewinnen und an sich zu fesseln, ihre Kräfte richtig abzuschätzen und zu gebrauchen, stürmende zu zügeln, erlahmende zu spornen, schwere Arbeit mit ihnen zu teilen, selbstlos für sie zu sorgen und zu denken, ohne ihr selbständiges Denken verkümmern zu lassen, kurz ein Feldherrntalent ohne Gleichen. Dazu kam die seltene Gabe, welche ein gütiges Geschick jenen in die Wiege zu legen liebt, die zu einem hohen Berufe erkoren sind, die Gabe schärferen Blickes große Aufgaben zu erspähen und das Wehen eines günstigen Hauches von fernher zu fühlen, die 'Witterung des Glücks', wie das Goethe nennt, d. h. die Vorahnung des Gelingens, welche jeden Strebenden stärkt und leitet. Die Entwicklung der philologischen und historischen Disziplinen war aber auf

einem Punkte angelangt, wo es galt, um drohender Verflachung und Zersplitterung der Forschung zu steuern, gewisse grundlegende Arbeiten zu tun, die nur durch die Verbindung aller verfügbaren Kräfte gelingen konnten. Mommsen, der schon bei seinem Eintritt in das wissenschaftliche Leben über ungewöhnlich ausgebreitete Kenntnisse als Jurist und Philolog verfügte, hatte das richtige Verständnis für diese Bedürfnisse der Zeit gewonnen und auch frühzeitig erkannt, daß in der Verbindung und gegenseitigen Befruchtung bislang getrennter Wissensgebiete und in dem Zusammenwirken Gleichstrebender alles Heil der Zukunft beschlossen sei. Mit beredten Worten preist er noch in alten Tagen den Segen solcher Kollegialität, indem er des 'wissenschaftlichen Vereins der Schüler' gedenkt, welchem er als Zögling der Selecta an dem Christianeum in Altona beigetreten war: 'Mir ist es in diesem Kreise zum ersten Mal deutlich geworden, daß der Mensch sich am Menschen schleifen muß, wie der Diamant am Diamanten, und welcher fruchtbare Segen in diesem gemeinsamen Streben liegt. Weiter bringt es keiner als einer in der Reihe der Mitstrebenden, und es ist auch nicht nötig, denn es gibt nichts Höheres'. Und so blieb er Mitstrebender und pflichteifrigster Mitarbeiter zeitlebens, wo er Arbeitsgenossen für welches Unternehmen immer um sich geschart und als Herz und Haupt seine Truppe zu leiten hatte.

Eine glänzende Gelegenheit, seine organisatorische Kraft zu üben und zu bewähren, sollte sich ihm bald nach seinem Abgang von der Universität bieten, da man mit dem Plane umging, eine Sammlung und Bearbeitung der lateinischen Inschriften zu veranstalten. Wenn er mutig und ungestüm über ernste Hindernisse hinweg die Übertragung dieser kolossalen Aufgabe verlangte, so erklärt sich dies aus dem weiten Gesichtskreis, aus welchen er schon als Anfänger über römische Geschichtsforschung zu denken gelernt hatte. Er erkannte, daß wenn das römische Staatswesen in seiner geschichtlichen, rechtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung richtig und voll begriffen werden wolle, von Grund auf gebaut werden müsse, daß alle Quellen der Tradition, über welche wir heute noch verfügen, vollständig gesammelt und reinlich gesichtet werden, daß Epigraphik und Numismatik, bisher meist Spielzeug in der Hand von Dilettanten, Archäologie und Sprachwissenschaft ihre Dienste leisten müßten. Als die erste und wichtigste Aufgabe aber erschien ihm eine vollständige Sammlung der Inschriften, die von einzelnen Gelehrten bisher ohne Erfolg geplant worden war. Von der Notwendigkeit und Unaufschiebbarkeit dieses Riesenunternehmens war er durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Italien und seinen Verkehr mit Gelehrten wie Borghesi, dem bedeutendsten Kenner der lateinischen Epigraphik, und Henzen, nur bestärkt worden. Es ist für uns heute nicht leicht verständlich, daß eine Majorität der Berliner Akademie, durch welche doch das an Umfang und Gestalt allerdings nicht vergleichbare, aber

hochverdienstliche griechische Inschriftenwerk ins Leben gerufen worden war, erst nach ärgerlichen und jahrelangen Kämpfen ihren Widerstand aufgab, nach Mommsens Plan die lateinischen Inschriften zu edieren, und sich dadurch einen Ruhmestitel für alle Zeiten zu sichern. Aber immerhin ist es begreiflich, daß man vor dem Umfang des Unternehmens, seiner langen Dauer und den damit verbundenen Kosten, vielleicht auch davor zurückschreckte, die Riesenarbeit auf die Schultern eines Einzelnen zu laden. Das lag aber von vornherein nicht im Sinne Mommsens. Im vollen Verständnis der Größe und Schwierigkeit des Unternehmens hatte er als Voraussetzung des Gelingens die Kooperation mit hervorragenden Fachgenossen wie Ritschl, Henzen und de Rossi aufgestellt und war im Fortgang der Arbeit auf nichts mehr als die Gewinnung weiterer Mitarbeiter bedacht. So standen ihm zur Seite Männer wie Bormann, Dessau, Domaszewski, Dressel, Hirschfeld, Hübner, Hülsen, Joh. Schmidt, Wilmanns, Zangemeister, denen einzelne Teile der Sammlung übertragen wurden. Ja selbst auf Deutschland sollte sich die Kooperation nicht beschränken, sondern durch die Beteiligung Frankreichs der internationale Charakter der Wissenschaft zum Ausdruck kommen. Und schon hatten hervorragende französische Gelehrte ihre Beteiligung zugesagt und die Bearbeitung einzelner Teile, der Inschriften von Nordafrika und Gallien, übernommen. Da kam der Krieg des Jahres 1870 und löste die Verbindung. Mit lebhaftem Bedauern beklagte Mommsen in den Worten, mit denen er die Inschriften der Donauländer und des Orients nach langjähriger Arbeit im J. 1873 beendete, die Trennung und Verfeindung der Nationen, die ihm nicht einmal gestatte, für die bisher von der Regierung und Gelehrten Frankreichs erwiesene Hilfe namentlich danken zu können. Doch sei das Buch fast mit jedem Blatt ein Zeugnis der Freundschaft, die da war, und wenn einst nach unseren Tagen die Annäherung von feindlichen Nationen wieder möglich würde, so könne er bezeugen, daß man die Fäden der Verbindung nicht neu anzuspinnen, vielmehr die alten nur wieder aufzunehmen brauche. Die Hoffnung sollte sich noch zu Mommsens Lebzeiten, aber erst drei Dezennien später, erfüllen.

So kam das Werk, wenn man von dem Anteil Borghesis und der kräftigen Mithilfe de Rossis absieht, durch die Kooperation deutscher Gelehrter unter Mommsens Führung zustande, das unter den Unternehmungen ähnlicher Art immerdar ein Muster bleiben wird. 'Philologie und Geschichte', um ein Wort O. Hirschfelds (Gedächtnisrede auf Th. Mommsen in den Abhandlungen der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften 1904, S. 23) zu wiederholen, 'haben sich hier zu einem Werke verbündet, das, wie kein anderes, grundlegend für die monumentale Forschung und umwälzend für die Erkenntnis des römischen Kaiserreiches und des in ihm pulsierenden Lebens geworden ist. Weite Räume des von den Römern beherrschten Erdkreises, die unserem Blick bis dahin fast vollständig

verborgen waren, sind durch das Inschriftenwerk mit einem Schlage in helles Licht gerückt und gewissermaßen wieder bevölkert worden. Tiefe Einblicke haben wir erhalten in das Rechts- und Heerwesen, tiefere noch in die bis dahin fast unbekannte Verwaltung des Weltreiches und die Verfassung seiner Gemeinden, in das Genossenschaftswesen, in das Leben und Treiben der niederen Kreise und ihre Sprache[3].

Doch ich will nicht von der inneren Bedeutung und Wirkung dieser monumentalen Sammlung sprechen. Für uns kommt sie hier nur als ein in ihrer Art erstes vorbildliches Muster der Kooperation und des Großbetriebes auf dem Gebiete wissenschaftlicher Arbeit in Betracht, vorbildlich durch die Wahl eines so ergebnisreichen Stoffes, vorbildlich durch die Art ihrer Organisation, vorbildlich durch die glückliche Arbeitsteilung und das Zusammenwirken zahlreicher nach einem einheitlichen Plan getrennt arbeitenden Kräfte.

Mommsen war aber nicht der Mann, sich bei einer Aufgabe zu bescheiden. Wo und wann immer sich ein Anlaß verwandter Art bot und die Entwicklung und das Interesse der Wissenschaft ein energisches Zugreifen verlangte, war er mit seiner nie versagenden und versiegenden Kraft zur Stelle, und verstand es immer wieder, frische Truppen zu werben, um als ihr Führer und in Reih und Glied mit ihnen der Forschung neue Gebiete zu erwerben. Ich will nur kurz an zwei von ihm in Gang gebrachte größere Unternehmungen erinnern, welche das Studium der römisch-germanischen Altertumswissenschaft zu erweitern und zu vertiefen bestimmt waren. Die eine betrifft die Aufdeckung und Erforschung des römischen Grenzwalles gegen die Germanen, ein Werk, das durch eine von ihm nach Heidelberg einberufene Limes-Konferenz in die richtigen Wege geleitet, durch die Zusammenfassung der Arbeiten in den verschiedenen Bundesstaaten in kurzer Zeit reiche Resultate gab und die Wiener Akademie bestimmte, die Aufdeckung des Limes auf österreichischem und benachbartem Gebiete auf sich zu nehmen. Das andere ist die Herausgabe jener umfangreichen Schriftsteller, welche die Übergangszeit vom Altertum ins Mittelalter beleuchten. Nach Mommsens Eintritt in die Kommission der *Monumenta Germaniae*, die auf Steins Anregung unter Beteiligung Österreichs die deutschen Geschichtsquellen zu edieren hatte, wurde eine besondere Abteilung *(auctores antiquissimi)* derselben eingerichtet, die, von Mommsen organisiert und geleitet, in überraschend kurzer Zeit die umfangreiche Arbeit beendete. Als sich aber eine Fundgrube mit einer Fülle neuer Urkunden, welche uns einen volleren Einblick in bislang verschlossene Seiten des antiken Lebens gewähren, auftat und Ägypten die europäischen Sammlungen mit seinen Papyri geradezu überschwemmte, so daß man auf Mitteilung, Bearbeitung und Ausnützung dieser kostbaren Funde für Jahre verzichten zu müssen schien, da war es Mommsen, der die Organisation auch dieser Studien in Angriff nahm und, indem er es als

Pflicht der Sammlungen erkannte, ohne Verzug an die Publikation ihrer Bestände zu schreiten, mit seinem praktischen Sinn zugleich zeigte, wie man das machen müsse und wie man bei richtiger Arbeitsteilung zu dem letzten Ziele, einem *corpus papyrorum*, gelangen könne und müsse.

Wenn die Ausführung so groß angelegter Pläne Mommsen wie keinem vor ihm gelang, so ist dies nicht nur seinen persönlichen Eigenschaften, seiner genialen Organisationsgabe, seiner Umsicht und unermüdlichen Energie, sondern auch seinen Mitarbeitern, deren Zusammenschluß das Vermögen der Einzelnen stärkte und Mut und Lust ihres Führer erhöhte, zu danken. Und er verstand es, geeignete Arbeitsgenossen zu gewinnen, heranzubilden und zu verwenden. Er verlangte von ihnen viel, von sich mehr; er benützte sie, aber er mißbrauchte sie nicht. Er freute sich, wenn sie mit der Größe der Aufgabe wuchsen und wie er neben dem Kärrnerdienst, den sie gemeinsam versahen, sich zu höheren Leistungen als selbständige Forscher emporschwangen, so daß diese Arbeitsgenossenschaft zu einer Art Seminar wurde, aus. welchem auch hervorragende Lehrer deutscher Universitäten hervorgingen. Mit welch fester Überzeugung er aber dieses Programm zu verwirklichen bestrebt war, mag eine Stelle aus der am 22. März 1888 gehaltenen *oratio funebris* auf Kaiser Wilhelm erläutern, wenn er sagt: 'Je höher die Aufgaben auf allen Gebieten der Forschung sich stellen, desto weniger reicht der Fleiß und das Talent des einzelnen Arbeiters aus. Die Organisierung der Arbeit, sei es durch Sammlung der Materialien oder der Resultate, sei es durch Schulung der hinzutretenden Arbeitsgenossen, nimmt immer weiteren Umfang an und fordert vor allem jene Stabilität der Einrichtungen, die über die Lebensdauer des einzelnen Mannes hinaus den Fortgang der Arbeit verbürgt'.

Wenn aber zunächst Deutschland allein ihm an Mitarbeitern lieferte, wessen er bedurfte, so wollte er doch, wie wir beim *Corpus inscriptionum* sahen, die Mithilfe des Auslandes nicht missen und hätte längst gerne die Beteiligung auswärtiger Akademien mit ihren Mitteln und Kräften begrüßt. Hatte ihm ja der günstige Fortgang der *Monumenta Germaniae* die Vorteile solcher Mitwirkung dargetan. Dem wohl lange im Stillen gehegten Gedanken, auf diesem Wege zu dem schier unerreichbar scheinenden Ziele zu gelangen und die römischen Münzen in ähnlicher Weise wie die Inschriften gesammelt und bearbeitet zu sehen, gab er in der akademischen Rede zu Kaisers Geburtstag am 18. März 1880 Ausdruck. 'Die große zusammenfassende Arbeit', sagt er, 'deren es hier bedarf, ist zur Zeit nicht einmal in Aussicht. Und doch ist im ganzen Kreise der Altertumswissenschaft jetzt keine Stelle, wo ein solches Zusammenfassen so dringend gefordert würde als hier. Wenn jetzt oder später der geeignete Träger eines solchen Unternehmens auftreten sollte, so werden hoffentlich wir, oder die dann unseren

Platz einnehmen, um die Ausfüllung der Lücke bemüht sein, obgleich die eigenen Mittel der Akademie für ein so kolossales Unternehmen nicht ausreichen werden'. Gleichwohl wollte er nicht warten, bis die ersehnte Koalition zustande käme, sondern begann, wie es seine Art war, kühn mit einem festumgrenzten Teile des gigantischen Planes. Auf Imhoofs Rat, den er für die Leitung des Ganzen gewonnen hatte, wurde mit den Münzen der Donauprovinzen und Makedoniens der Anfang gemacht. Die ganze Größe und Schwierigkeit der Aufgabe aber wurde wie bei dem *Corpus inscriptionum* erst bei der Ausführung voll erkannt. Und diese Erfahrungen bewogen wohl Mommsen nun ernstlich, die Bildung einer internationalen Association zu versuchen, in deren Hand die Ausführung des *Corpus nummorum* in seinem vollen Umfang gelegt werden könnte.

Dazu kam noch ein Anderes, in gleicher Weise Hilfe heischend. Ihnen allen ist die Leidensgeschichte des *Thesaurus linguae latinae* bekannt, dessen Herstellung der Begründer der Altertumswissenschaft Fr. Aug. Wolf bereits vor einem Jahrhundert mit Recht als ein unabweisbares Bedürfnis bezeichnet hatte und mit Hilfe eines internationalen Verbandes von Gelehrten für möglich hielt. Zehn oder mehr Philologen aus Deutschland, Holland, Frankreich, Italien und England sollten sämtliche Schriftsteller bis auf die Zeit, da das Latein als lebendige Sprache erlosch, exzerpieren, zwei Gelehrte das gesammelte Material redigieren. So bescheiden diese Ansprüche waren, es kam nicht zur Ausführung; doch blieb die Idee lebendig, und man glaubte ihrer Verwirklichung durch eine Spende von 11.600 Gulden, welche der edle Förderer der Wissenschaft, König Max II. von Bayern, dem Unternehmen zu widmen gedachte, näher gebracht zu sein.

Karl Halm gewann die Wiener Philologenversammlung des J. 1857 für die Sache und sollte mit den besten Latinisten der Zeit, mit Friedrich Ritschl und Alfred Fleckeisen und mit dem zwanzigjährigen Buecheler als Redakteur die ausführende Kommission bilden. Wieder mißlang, was bei der Unzulänglichkeit der Mittel und dem auch jetzt kaum geahnten Umfang des Werkes nicht gelingen konnte. Nach so trüben Erfahrungen gehörte Mut dazu, wenn Martin Hertz einige Dezennien später den Gedanken Wolfs wieder aufnahm. Denn die Forderungen, die man infolge der Fortschritte der Lexikographie, welche wir vor allen Woelfflin zu danken haben, an einen wissenschaftlichen *Thesaurus* gestellt werden mußten, waren weit strengere und höhere geworden. Mit dem bloßen Exzerpieren der Autoren wäre nur halbe Arbeit getan. Wenn jeder Artikel die Geschichte des Wortes von seinem ersten Auftreten bis zu seinem Absterben, seine ganze Biographie, den Wandel seiner Formen, Bedeutungen und Verbindungen, die Häufigkeit und Seltenheit seiner Verwendung in Poesie und Prosa bieten sollte, mußte dem Bearbeiter das Material in lückenloser Voll-

ständigkeit, d. h. jedes Wort an allen Stellen seines Vorkommens nach den zuverlässigsten Texten verzettelt vorliegen.

Hertz hatte gleichwohl den Mut, die 40. Philologenversammlung in Görlitz im J. 1887 für seine Sache zu engagieren und das Glück, die preußische Regierung für die Idee zu gewinnen, indem ihm dabei eine Kooperation der deutschen Akademien vorschwebte, wie sie schon Woelfflin nachdrücklich angeregt hatte. Wie hätte auch eine für sich die Kosten tragen können, die Hertz um vieles zu niedrig auf 1 Million Mark veranschlagte. Wieder war das Werk dem Scheitern nahe, wenn sich nicht der alte Mommsen, ermutigt und unterstützt von dem hochverdienten Ministerialdirektor Althoff, mit jugendlicher Energie dafür eingesetzt hätte. Er scheute den Weg nach Wien nicht, um mit Sueß und mir über Mittel und Wege zu beraten, eine Vereinigung der großen Akademien zum Zweck der Ausführung umfangreicher wissenschaftlicher Unternehmungen in die Wege zu leiten. Ich nahm es auf mich, die Notwendigkeit einer solchen Organisation in einem ausführlichen Promemoria vor unserer Akademie zu vertreten und konnte ihm bald über eine günstige Aufnahme dieser Idee berichten.

Die zeitgemäße und notwendige Vereinigung der gelehrten Körperschaften wurde in meinem Promemoria an drei Unternehmungen genauer illustriert, an der von der Wiener Akademie in Angriff genommenen Sammlung der griechischen Inschriften Kleinasiens, die mit einem ähnlichen Projekt der Berliner zu kollidieren drohte, an dem *Thesaurus linguae latinae* und dem *Corpus nummorum.* Was ich über letzteres vorbrachte, hatte mir Mommsen zur Verfügung gestellt. Es lautet:

'Der Mangel einer zusammenfassenden Katalogisierung der antiken Münzen ist ein empfindlicher, und die Publikationen der Museumskataloge, wie sie z. B. in London und Berlin im Gange sind, machen die Lücken nur noch empfindlicher. Den Gegenstand der Arbeit sollten die Münztypen bilden, nicht die einzelnen Exemplare, die sich regelmäßig einander ergänzen, und es sollten ferner die Münzen nach Zeit und Ort zusammengestellt werden, in welcher Gestalt sie als der einzige einigermaßen vollständig auf uns gekommene Teil der historischen Überlieferung des Altertums einen unschätzbaren Reichtum für alle Zweige der Forschung darbieten. Aber selbst das reichste Kabinett besitzt nur einen Teil der überhaupt vorhandenen Münzen und oft nur mangelhafte Exemplare; wer die Münzen für die Forschung braucht, ist diesen Katalogen gegenüber ungefähr in der Lage, in welcher der Philolog sein würde, wenn er statt des lateinischen Lexikons nur Wortverzeichnisse der einzelnen Schriftsteller hätte. Dieselben gleichgiltigen Dinge kehren in jedem Katalog wieder, die seltenen Stücke versagen nur zu oft auch bei beharrlichem Suchen; vor Differenzen steht man ratlos, die gerade bei der Numismatik so unentbehrlichen Zusammenstellungen der für die einzelnen Städte oder die einzelnen

Herrscher vorliegenden, mit der Numismatik konnexen historischen Notizen werden in diesen Katalogswerken gar nicht oder nur in ungenügender Weise gegeben, da selbstverständlich deren Verfasser mit ihrem Material allein die erforderliche Arbeit nicht liefern können. Die Folge davon ist, daß die älteren auf den gesamten damaligen Münzbestand gestellten, der Sache nach längst überholten Werke von Eckhel und Mionnet allen Katalogen zum Trotz den gewöhnlichen Gebrauch der Gelehrten beherrschen.

Erforderlich ist eine zusammenfassende Arbeit, welche, im wesentlichen den einzelnen Landschaften folgend, für eine jede das gesamte numismatische Material zusammenstellte und für welche die Münzen ohne Rücksicht auf ihre Aufbewahrung untersucht würden. Es ist dies verhältnismäßig leicht, da, verglichen mit Inschriften, Urkunden, Geschichtsquellen, das numismatische Material in relativ wenig großen Sammlungen konzentriert ist. Allerdings ist die Aufgabe dennoch eine so umfangreiche und kostspielige, daß jede einzelne Nation Bedenken tragen wird, dieselbe auf sich zu nehmen. Würden aber auch die finanziellen Mittel von einem Staate noch aufgebracht werden, die genügenden Arbeitskräfte vermöchte er allein nicht zu stellen, da die Zahl der brauchbaren Numismatiker nicht groß ist, noch sein kann. Man begreift es demnach, daß die Berliner Akademie zunächst sich darauf beschränkte, eine Sammlung der Münzen Thrakiens und der weiter nördlich gelegenen Gebiete in Angriff zu nehmen, indem sie für die Erweiterung ihres Planes und die endliche Gewinnung eines *Corpus nummorum* ihre Hoffnungen auf die Kooperation anderer Staaten und ihrer gelehrten Institute setzte.

Die Arbeitsteilung wäre hier ähnlich wie bei der Herstellung eines *Corpus inscriptionum graecarum* einzurichten, aber mit geringeren Schwierigkeiten verbunden. Über die Grundsätze einer verständigen Sammelarbeit würde man sehr leicht sich einigen, und soweit Differenzen hier eintreten können, z. B. Verschiedenheit der Sprache und größere oder geringere Ausdehnung der Arbeiten, würden diese dem einheitlichen Charakter und dem Nutzen der Arbeit keinen wesentlichen Eintrag tun. Selbst Zentralisierung der Publikation wäre hier nur insoweit erforderlich, als gleiches Format und andere Äußerlichkeiten (Größenzeichen, Metallbezeichnung u. dgl.) reguliert werden müßten. Im übrigen würde nichts hindern, daß jeder Staat den von ihm übernommenen Teil der Gesamtarbeit selbständig veröffentlichte. Man darf sagen: hier bedarf es nur des befreienden Wortes; ist eine entsprechende derartige Abrede unter den zivilisierten Nationen getroffen, so ist man am Ziele.'

Der von der Wiener Akademie in der Gesamtsitzung vom 30. Juni 1892 angenommene Antrag, es möge 'zur Herstellung der Kooperation und zur Vermeidung von Kollision bei wissenschaftlichen Unternehmungen ein Übereinkommen zwischen der Wiener Akademie und zunächst den Akademien von Berlin und

München sowie den königlichen Gesellschaften der Wissenschaften in Göttingen und Leipzig hergestellt werden', fand die Zustimmung dieser von uns begrüßten Körperschaften, und es trat die erste Konferenz ihrer Delegierten bereits im Jänner 1893 in Leipzig zusammen, um über einen inzwischen von Mommsen ausgearbeiteten Statutenentwurf zu beraten. Die wichtigeren Paragraphen 1 und 2 über Zweck und Verkehr der zu vereinigenden Körperschaften wurden einstimmig angenommen. Ihre Aufgabe wurde dahin formuliert, 'wissenschaftliche Arbeiten allgemeiner Art anzuregen und bei deren Verfolgung mögliche Kollisionen zu vermeiden und mögliche Kooperationen zu fördern'. Demnach sei jede wissenschaftliche Unternehmung, wenn sie in einer Verbandskörperschaft in Aussicht genommen oder beantragt wird, und nach Ansicht derselben zu Kollisionen oder Kooperationen Anlaß bieten kann, den übrigen Verbandsgliedern zur Kenntnis zu bringen, welche bis zu einem bestimmten Termin ihre Einwendungen oder Anerbietungen zu machen haben. Auch Maßregeln, welche für derartige in Gang befindliche Unternehmungen getroffen werden, wie die Aussendung von Expeditionen oder einzelnen Sendlingen sollen erforderlichen Falles den Verbandskörperschaften zur Kenntnis gebracht werden. Der Verkehr solle durch die Sekretäre oder besondere Vertreter der Akademien vermittelt werden. Hingegen ergab sich bei den Beratungen ein Dissens darüber, ob und unter welchen Modalitäten weitere Akademien schon jetzt zum Beitritt aufgefordert werden sollten, oder ob davon noch abzusehen sei. Nur Berlin vertrat letztere Meinung, und dieser Umstand führte, abgesehen von einer prinzipiellen Abneigung hervorragender Mitglieder der Berliner Akademie, zu dem Ergebnis, daß diese die Statuten nicht genehmigte, also dem Kartell nicht beitrat, wohl aber ihre Geneigtheit aussprach, sich über ein Zusammenwirken für bestimmte Unternehmungen mit den dazu geneigten Körperschaften von Fall zu Fall zu verständigen; denn sie trage Bedenken, auf Grund der Leipziger Statuten einem Verbande beizutreten, von dem sich zur Zeit nicht absehen lasse, welchen Umfang er annehme, welche Einrichtungen er erforderlich machen und welche Verbindlichkeiten er ihr auferlegen würde.

Auf diese Weise kam zwar nicht die geplante internationale Association der Akademien, die Mommsen und uns mit ihm vor allem am Herzen lag, wohl aber das Kartell der deutschen Akademien, und dieses ohne Berlin zustande. Wenngleich dem Wunsche der Berliner faktisch Rechnung getragen und von einer Ausdehnung des Kartells abgesehen wurde, so verliefen doch 12 Jahre, bis Berlin seine Bedenken fallen ließ und dem Kartell förmlich beitrat. Für Mommsen, den eifrigen und überzeugten Vertreter des Assoziationsgedankens, lag darin eine schmerzliche Enttäuschung, nicht minder für alle anderen, die auf den Meister des wissenschaftlichen Großbetriebes in ihrer Mitte verzichten sollten. Doch er zog sich

nicht, verbittert wie er war, zurück, sondern blieb ein hilfsbereiter Förderer des Kartells, wie wir sofort erfahren konnten. Als dieses ohne Verzug seine Tätigkeit mit einer der größten Unternehmungen, mit der Herstellung des *Thesaurus* begann, fand es Berlin an seiner Seite. Bereits im J. 1893 wurde auf Mommsens Antrag eine interakademische *Thesaurus*-Kommission eingesetzt, in welche Buecheler, Diels, Leo, Ribbeck (nach dessen Tode Brugmann), Woelfflin und ich delegiert wurden, und an zwei Stellen, in Göttingen und Berlin, unter der umsichtigen Leitung Leos und Woelfflins mit der Verzettelung des riesigen Materials begonnen, die in ungefähr fünf Jahren abschloß. Die Organisation und Durchführung dieser überaus mühsamen Vorbereitung erfreute sich seines Rates und Beifalls. Wie das gesammelte Material dann nach München in die von der bayerischen Akademie zur Verfügung gestellten Arbeitsräume gebracht, hier vervollständigt und zu einzelnen Artikeln durch einen Stab von 10 bis 12 jungen Gelehrten unter der Aufsicht des Chefredakteurs, zuerst Vollmers, jetzt Lommatzschs, verarbeitet wurde, brauche ich nicht zu erzählen. Die Frucht der bisherigen Arbeit liegt in zwei mächtigen Foliobänden vor, welche die ersten beiden Buchstaben des Alphabets umfassen.

Der eingeschlagene Weg wurde vorbildlich für die anderen Unternehmungen, welche aus dem Schoße des Kartells hervorgingen. Die jährlichen Konferenzen der Delegierten der kartellierten Akademien nehmen die von diesen kommenden Anregungen entgegen, prüfen sie auf ihre Eignung für eine interakademische Behandlung und stellen die Anträge fertig, welche den einzelnen Akademien zur Beschlußfassung vorgelegt werden. Die Ausführung wird aus Fachmännern zusammengesetzten Spezialkommissionen übertragen, welche über den Fortgang der Arbeiten den Kartell-Konferenzen und durch diese den beteiligten Körperschaften Bericht erstatten.

Auf diese Art sind eine Reihe nützlicher, über die Kraft einzelner Gelehrter hinausgehender Unternehmungen auf dem Gebiete der Geistes- und Naturwissenschaften ins Leben gerufen oder angeregt worden, wie die Enzyklopädie des Islâm und die Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften, die Expedition nach dem botanischen Garten in Buitenzorg, oder in Gang befindliche Observationen, wie über Erdschwere und seismographische Erscheinungen, sind nach einheitlichen Grundsätzen geregelt worden. Es ist aber auch dem Kartell gelungen, die Regierungen der betreffenden Staaten für seine Beschlüsse zu interessieren und in nicht unbeträchtlichem Maße materielle Unterstützungen zu gewinnen. Die dadurch erwiesene Lebensfähigkeit und Ersprießlichkeit des Kartells hat auch endlich zur vollen Ausgestaltung desselben durch den Beitritt Berlins geführt. Ihre Delegierten erschienen zum ersten Male auf der jüngst in Göttingen abgehaltenen Kartell-Konferenz und stimmten mit den anderen für einen von der Wiener Akademie gestellten Antrag, der Sie besonders interessieren dürfte, die mittelalterlichen

Handschriftenkataloge zu sammeln und in einem monumentalen Werke zu edieren, welches zu einer reichen Fundgrube für die gesamte Kulturentwicklung jener Epoche zu werden verspricht.

Während das auf die Akademien deutscher Zunge beschränkte Kartell sich in Entfaltung einer fruchtbaren Tätigkeit festigte und bewährte, geriet der ursprüngliche Plan, die gelehrten Körperschaften der Welt durch eine internationale Assoziation zu umspannen, nicht in Vergessenheit. Daß der Plan nicht utopisch sei, hatten die praktischen Engländer inzwischen mit dem kolossalen Katalogunternehmen der *Royal Society*, welches ein bibliographisches Verzeichnis aller auf der Welt erscheinenden naturwissenschaftlichen Publikationen vom 1. Jänner 1901 an in fortlaufenden, auf die einzelnen Disziplinen verteilten Bänden bieten wollte, dargetan. Sie mußten zu diesem Zwecke in allen derartige Literatur produzierenden Staaten von Rußland bis nach Mexiko und Japan, von Griechenland bis Norwegen Regionalbureaus errichten, um das Material zu gewinnen, das dann von dem Zentralbureau in London zu redigieren und zu edieren war. Und sie haben dies Dank der Förderung durch das Kartell der Akademien und ihrer Regierungen erreicht, wenngleich manches Bedenken zu unterdrücken war, ob die ungeheure Arbeit voll die Mühe lohne. Aber wenn das eine gelang, warum sollte nicht anderes gelingen? Wenn die internationale Assoziation als fest organisierte Einrichtung bestanden hätte, wäre dann nicht der *Royal Society* der mühevolle Weg erspart worden, den sie zur Verwirklichung ihres Projektes beschreiten mußte, und würden, wenn sie bestünde, nicht endlich jene in der Luft schwebenden großen Probleme der Wissenschaft mit Erfolg in Angriff genommen werden können, für welche die materiellen Mittel und die gelehrten Kräfte des deutschen Kartells allein nicht ausreichten? Solche Erwägungen ließen allmählich den Gedanken reifen, den Versuch einer solchen Schöpfung ernstlich zu wagen. Nach vorhergegangener Verständigung unter den kartellierten Akademien wurde im J. 1899 die Sache vor die Münchner Kartell-Konferenz, an welcher auch Vertreter der Berliner Akademie teilnahmen, gebracht. Diese erkannte ohne Widerspruch die Bildung einer internationalen Assoziation der größeren gelehrten Gesellschaften der Erde als zweckmäßig und dem Fortschritt der Wissenschaft förderlich, und beschloß die Einberufung einer konstituierenden Versammlung für den Oktober 1899 nach Wiesbaden, bei welcher auch Vertreter der Akademien von London, Paris und St. Petersburg erschienen. Wie um frühere Versäumnisse wettzumachen, schritt nun die Berliner Akademie führend an der Spitze. Die von ihr ausgearbeiteten Vorschläge über Organisation und Geschäftsführung bildeten die Grundlage der Beratung, die zur einstimmigen Annahme eines Statuts führte.

Der § 3 definierte den Zweck der internationalen Assoziation dahin, wissenschaftliche Unternehmungen von allgemeinem Interesse

vorzubereiten und zu fördern, und sich über Einrichtungen zur Erleichterung des wissenschaftlichen Verkehrs zu verständigen. Die Vertreter halten alle drei Jahre eine Generalversammlung ab, die in zwei Sektionen zerfällt. Die Geschäfte führt inzwischen die auf drei Jahre zum Vorort erhobene Akademie und ein aus Vertretern der associierten Körperschaften zusammengesetzter Ausschuß. Zur Einleitung, Inangriffnahme oder Begutachtung können auch internationale Kommissionen aus Fachmännern gebildet werden, welche keiner der Akademien angehören. Die Gleichheit wird gewahrt durch die gleiche von der Zahl der abgesandten Vertreter unabhängige Siimmenzahl, und durch die Zulassung jeder Sprache bei den Verhandlungen, während die Protokolle darüber nur deutsch, französisch und englisch abgefaßt sind, die Freiheit aber durch die unbeschränkte Beteiligung oder Nichtbeteiligung an einzelnen Unternehmungen der Assoziation und die Zulassung des Austritts zu jeder Zeit.

Auf Grund dieser Statuten trat die erste Generalversammlung der Assoziation im April des J. 1901 in Paris zusammen, welche zum ersten Male die gesamte europäische Wissenschaft in ihren bedeutendsten Vertretern, 49 Delegierte von 17 Akademien, vereinigte, die zweite im Mai 1904 in London, zu welcher 21 Akademien 78 Delegierte entsandten. Die dritte wird im Mai 1907 in Wien abgehalten werden, auf welcher Japan nicht fehlen wird. In den besonderen Ehrungen, welche der Delegiertenversammlung in Paris und London von den Staatsoberhäuptern, den Spitzen der Behörden und den Universitäten entgegen gebracht wurden, möchte man mehr als bloße Höflichkeitsbezeugungen erkennen. Haben ja die staatlichen Faktoren, denen die Pflege der Wissenschaft obliegt, in der Assoziation ein Organ erhalten, das nach sachlicher Erwägung und Prüfung auf zeitgemäße Forderungen der Wissenschaft aufmerksam macht, die Opfer der einzelnen Staaten durch die Verteilung auf mehrere vermindert und ihre richtige Verwendung unter strenger Kontrolle verbürgt. Und wer wollte das Gute nicht begrüßen, das der angebahnte internationale Verkehr in den Beziehungen der Staaten und Völker, die sich trotz aller Friedens- und Freundschaftsversicherungen so wenig lieben und verstehen, *per accidens* mit sich bringen wird? Denn die Assoziation eröffnet ein Feld friedlicher Arbeit und edlen Wettkampfes um die idealsten Güter der Menschheit, welche gemeinsam in gegenseitiger Anerkennung gepflegt und gemehrt über die völkertrennenden Vorurteile siegen werden.

Freilich ist durch die Einrichtung der Assoziation zunächst nur die Form im internationalen Verkehr gewonnen. Sie ist noch zu jung, um auf fertige Großtaten verweisen zu können. Aber für das ihr geschenkte Vertrauen und den Feuereifer ihrer Teilnehmer spricht die große, ja übergroße Fülle von Anträgen, welche sie bisher zu beraten hatte. Ich nenne aus dem Gebiete der Geistes-

wissenschaften: die Regelung des freien Ausleiheverkehrs der Handschriften, Archivalien und Bücher öffentlicher Bibliotheken, die Herstellung einer Ausgabe sämtlicher Werke des großen Gelehrten Leibniz, denen die Engländer eine Ausgabe Newtons an die Seite stellen, eine kritische Ausgabe des indischen Epos *Mahabharata,* ein Pali-Lexikon, eine Sammlung der griechischen Urkunden byzantinischer Zeit, ein Corpus der Mosaiken bis zum IX. Jahrhundert, ein *Corpus medicorum,* ein *Corpus nummorum* und sogar einen *Thesaurus graecus.* Und doch ist unter diesen Projekten und den nicht minder zahlreichen naturwissenschaftlicher Art keines, das nicht an sich berechtigt oder nicht zeitgemäß und für kooperative Arbeit ungeeignet wäre. Auch können nicht alle auf einmal und selbst wenige nur allmählich reifen. Die Maschine der Association arbeitet noch langsam, nicht ohne Reibungen und Stillstände; das liegt in der ungleichartigen Organisation der koalierten Körperschaften, in ihrer örtlichen Entfernung, der Verschiedenheit der Sprachen, der Seltenheit der Generalversammlungen, der Langsamkeit des schriftlichen Verkehrs, in dem Mangel eines ständigen Bureaus, welches auch die Autonomie der Mitglieder schwer ertrüge, und nicht zuletzt in der Unzulänglichkeit der materiellen Mittel, für deren Vermehrung der Betrieb der reinen Wissenschaft — und nur um sie allein handelt es sich — kaum einen Carnegie gewinnen wird. Freilich sobald einmal im Schoße der Association die Organisation eines Unternehmens festgestellt und in die Hand einer Fachkommission gelegt ist, dann ist der größte Teil der Hindernisse überwunden und der Fortgang der Arbeit gesichert.

Aus dieser Sachlage werden Sie auch begreifen, daß das Kartell der deutschen Akademien, aus welchem und mit dessen Zutun die internationale Association erwachsen war, sich nicht auflösen, sondern weiter bestehen wollte, indem Aufgaben genug innerhalb dieses engeren Kreises besser und rascher ihre Lösung finden. Das gut Bewährte verdient erhalten zu werden.

Die Vorgeschichte des Kartells und der Assoziation, die ich zu geben versuchte, ist nicht vollständig, indem es mir hier nur darauf ankam, Mommsens Anteil in hellere Beleuchtung zu stellen. Ich habe dabei als Vorboten jener Organisationen nur einige größere Unternehmungen der Berliner Akademie, nicht aber die nicht minder wichtigen der Wiener Akademie und anderer gelehrter Gesellschaften und Vereinigungen erwähnt, um nicht Ihre Geduld mehr als billig zu ermüden. Durch dieses allseitige Eingreifen akademischer Arbeit war aber der Boden für höhere Bildungen genügend vorbereitet worden. Sind ja die Akademien hauptsächlich aus dem Grunde gegründet worden, die reine Wissenschaft zu pflegen und nach den Bedürfnissen der Zeit die gelehrte Arbeit zu organisieren. Wie aber im staatlichen Leben, auf dem Felde der Industrie, des Handels und Verkehrs Zusammenschluß der Kräfte und Einzelbetriebe unter den verschiedensten Formen und Namen erstrebt

wird, der gleiche Zug der Zeit durchdringt die Wissenschaft und bestimmt sie aus dem Zustand der Differenzieung der Spezialfächer und zusammenhanglos sich mehrenden Spezialarbeiten zu einheitlicher Zusammenfassung zu gelangen und Wege zu einem Großbetrieb zu suchen, um die zersplitterten Kräfte zu binden und in den Dienst großer Probleme zu stellen. Mommsen hatte eine feine Witterung für diesen Zug der Zeit und gehorchte ihm, als er jung an Jahren und arm an Genossen ein Stück solchen Großbetriebes mit dem *Corpus inscriptionum* auf seine Schultern nahm. Wir sahen, wie seine Überzeugung ohne Wanken die Ausbildung und feste Einrichtung dieses Großbetriebes verfolgte. Er hat aber auch an sich und an anderen gezeigt, welcher Segen für die Befruchtung der gesamten wissenschaftlichen Betätigung daraus ersprießt. Nur auf diesem Wege hat er Werke von seltener Vollendung schaffen können. Er wird durch sie für alle Zeiten unsterblich sein, aber auch in der dankbaren Erinnerung aller Völker als glücklicher Organisator der wissenschaftlichen Arbeit im großen Stil fortleben immerdar.

Voltaire[1]).

Die literarischen Rettungsversuche sind stark aus der Mode gekommen und man ist jetzt mehr bemüht, historische Persönlichkeiten zu verstehen, als ihren sittlichen Feingehalt festzustellen. Wenn also schon die ausgesprochen apologetische Tendenz des vorliegenden Buches nicht eben anspricht, so befremdet es uns noch mehr, daß wir bald gewahr werden, die Persönlichkeit Voltaires habe dem Verfasser nur als Gliederpuppe gedient, an der er seine Umsturzgedanken über weltbewegende Probleme und seine ganze geistige Kontrebande anbringen möchte. Seine ganze Schreibweise erhält dadurch einen desultorischen Charakter und wirkt umso ermüdender, als die durch die erdrückende Fülle des Materials und der Belegstellen hervorgerufene Wiederholung des Grundthemas, das in kleinen Intervallen mit gesteigerter Intonation immer wiederkehrt, an die Geduld des Lesers ohnehin große Ansprüche stellt.

Das Bild Voltaires scheint uns aber auch von der Parteien Gunst und Haß gar nicht so schief gerückt und schief gedrückt und einer so starken Korrektur bedürftig, daß diese Tat mit solcher Beflissenheit und in so umständlich geräuschvoller Weise hat geleistet werden müssen. Es ist ja richtig, daß Voltaire bei allen

[1]) Voltaire. Eine Charakteranalyse, in Verbindung mit Studien zur Ästhetik, Moral und Politik von Josef Popper (Lynkeus). Dresden, Carl Reissner 1905.

schiefmäulig frommen Muckern und Anbetern des toten Buchstabenglaubens noch heute die *bête noire* ist, der nicht genug Schlechtes nachgesagt werden kann. Sowie die orthodoxen Mohamedaner in jedem Affen einen verwunschenen, glaubenslosen Menschen erblicken, so sahen jene in Voltaire einen Freigeist, der zur Strafe für seine Gottlosigkeit Ähnliches erfahren habe. Es fehlte aber auch nie an solchen, die Voltaires hohe Bedeutung annähernd richtig eingeschätzt haben und seinen Verdiensten um die Befreiung des menschlichen Geistes gerecht geworden sind. Zu den ganz Großen, deren Leben sozusagen nur ein Hymnus zum Lobe der Menschheit gewesen, wird Voltaire nun einmal nicht eingestellt werden können; dazu fehlt ihm eben vor allem die Reinheit des Herzens und die Vornehmheit des Charakters. Bei der Erforschung seiner ganzen Persönlichkeit bleibt immer ein so schwerer, unreinlicher Erdenrest und trüber Bodensatz, daß wir von derselben den üblen Nachgeschmack nicht losbringen können, selbst wenn man sich von der Unart jener Neugierigen fernhält, die, wenn man ihnen einen Menschen überläßt, sich nur allzuleicht an jene Menschlichkeit halten, welche der Kammerdiener ausplaudert. Diese Tatsache wird Hr. Popper mit all seinen kasuistisch-dialektischen und rabulistischen Advokatenkünsten nicht aus der Welt schaffen. Ja wir fürchten, daß er durch die falschverstandene Gewissenhaftigkeit, mit der er meinte, das ganze belastende Material wie auf einen großen Kehrichthaufen zusammenfegen zu müssen, dem Andenken Voltaires durch sein Buch mehr geschadet als genützt hat. Dem von ihm so beliebten und oft wiederholten Einwande, auch andere große Männer seien sittlichen Verirrungen und Entgleisungen unterlegen, wird man leicht entgegenhalten können, daß diese von elementaren Leidenschaften fortgerissen wurden, Voltaire aber sehr oft von kleinlichen, häßlichen, ja niedrigen, selbst unsauberen Trieben geleitet worden sei.

Aber selbst, wenn man davon absehen wollte, ist Voltaire trotz seines beispiellosen geistigen Einflusses auf die Mit- und Nachwelt, trotz seiner ungeheueren Verdienste als Bekämpfer des blindwütigen Fanatismus und verrosteter Vorurteile dennoch mehr aufklärender, fortbildender, erzieherischer Art, als ihm ein dunkles Ringen, ein besonderer ästhetischer Spürsinn und geniale Intuition eigen sind. Er ist mehr Wegweiser als Pfadfinder, er dringt mehr in die Breite als in die Tiefe und hat mehr Physis als Psyche. Es fehlt seinem Denken die Selbstzucht und das Maß, ohne die eine noch so große Beweglichkeit des Geistes mehr einem krankhaften Zappeln und Zucken gleicht, als einem gleichmäßig ruhigen und mächtigen Flügelschlag. Seine so umfangreiche Wirksamkeit zerbröckelt, weil sie von keiner vollen Gesinnung, von keiner großen Idee ausgefüllt und zusammen gehalten ist und der Fond seines Wesens verknittert und verknattert zum großen Teile in Witzraketen und Leuchtkugeln. Sein herzerkältender Rationalismus läßt in uns das Gefühl seelischer Verödung zurück und nirgends erkennen wir in

seinen Werken jene Feinfühligkeit, die die Urlaute der Menschheit zu vernehmen, die rinnenden Quellen ihres Wesens zu erlauschen vermag. Kurz, er ist nicht eine der zentralen Persönlichkeiten, auf die vor ihr in der Gesellschaft alles hinweist und von der nach ihr alles ausströmt. Man hat mit Recht in Voltaire, in seiner Leichtigkeit und Anmut, in seinem Witz und seiner Gewandtheit, aber auch in seinem geringen Respekt vor der Wahrheit den Typus und Gipfel, die stärkste Verdichtung des unverfälschten Galliertums erblickt und man muß sich zufrieden geben, wenn sein Andenken mit aller Anerkennung dessen, was den Kern seines Wesens ausmachte, von den Schlacken des Moments gereinigt auf die Nachwelt überkam kraft jener von ihm ergriffenen Ideen, die eine Fiber der Nachkommen berührten.

So sehr sich unser Autor bemühte, in einem stark artistisch zurecht gebürsteten Bilde Voltaires uns denselben als eine hehre Lichtgestalt einzureden, ist ihm dies, wie wir noch zu zeigen hoffen, mißlungen. Unbedingt folgen kann man ihm nur da, wo er die außerordentlichen Verdienste Voltaires um die Verbreitung der Aufklärung zur Geltung bringt. Einen entschieden schlechten Eindruck macht aber der Autor durch den Mißbrauch der schriftstellerischen Amtsgewalt, mit dem er sich ohne alle Befugnis als Richter über die hervorragendsten Männer aller Zeiten aufwirft und aus seiner Sympathie und Antipathie für oder gegen dieselben so viel Wesens und Aufhebens macht, als ob es im ganzen und großen auf so etwas ankommen könnte. Ja, kein Tadel ist scharf genug, um Maßlosigkeiten und Freiheiten wie die folgenden zu stigmatisieren. So heißt es unter anderem einmal: .... „und ich zweifle auch nicht, daß es Chauvinisten genug geben wird, die z. B. Stehlen und Wechselfälschen für etwas Schlechteres oder wenigstens für etwas moralisch Häßlicheres halten als die Art der Behandlung Voltaires durch Gustav Freytag“; ein andermal lesen wir: „Goethe partizipiert hier allerdings an der allgemeinen Eigenschaft der Deutschen, servil zu sein“ und: „Ohne Voltaire wäre Friedrich der Große in der europäischen Kulturgeschichte ohne Bedeutung geblieben“. Neben solchen Exzessen der Feder will es nicht viel bedeuten, wenn Th. Carlyle „ruchlos“ genannt wird, weil er Voltaire gemeinen Ehrgeiz vorwirft; und man kann nur mitleidig lächeln, wenn Popper mit gnädiger Herablassung Theodor Mommsen (dessen Hauptwerk er einen „hochtrabenden Roman“ nennt) als „einen immerhin geschickten Altertumsforscher“ gelten läßt. Und es gibt beinahe keinen gefeierten Dichter oder Staatsmann, der von Popper nicht sein gut wohlgerüttelt Maß an Invektiven abbekommt. In frivoler, nicht minder empörender Weise springt Popper mit allen Idealen, die der größte Teil der Sterblichen zu seiner Erlösungstheorie gemacht hat, um und tut so, als könnte er alle die Fragen, die die Menschheit am tiefsten

aufwühlen und nicht zur Ruhe kommen lassen, im Vorbeigehen mitnehmend beantworten, wie jener Banause, der einmal sagte: „Ich muß eiligst nach Hause, um heute noch die soziale Frage zu lösen und wenn darüber Abend werden sollte!" Er gefällt sich dabei in einer so radikalen Umwertung aller Werte, als wollte er alle Sterne am Firmamente auslöschen oder uns einreden, sie seien nur ein leuchtender Aussatz am Himmel, und sollten wir darüber auch zu elenden Kriechtieren werden, die nur den Staub lecken, und unsere Seele darüber verwelken und verdorren und ihre Schwungkraft einbüßen. Géruzez sagt einmal sehr gut: *„Pour paraître neuf on prend le contre-parti de toutes les idées reçues"*.

Wir werden es uns hier aus naheliegenden Gründen versagen müssen, den Autor schrittweise und systematisch zu widerlegen und nur Einzelnes herausgreifen können, um unser absprechendes Gesamturteil zu begründen. Gleich bei der Einschätzung Voltaires als Poeten befolgt Popper die Methode, zuerst zu betonen, daß diese Bewertung neben der so ausgebreiteten und verdienstvollen Tätigkeit Voltaires nicht schwer ins Gewicht fallen könnte; gleich darauf aber möchte er (er will immer zwei Eisen im Feuer haben) ihn uns denn doch als großen Dichter aufdrängen, wenn auch darüber alle unsere Begriffe vom poetisch Schönen umgegossen werden müßten. Nun ist man aber bei allen Schwankungen des Geschmacks über den unvergänglichen Wert gewisser Kunstwerke in der ganzen Kulturwelt einig geworden. Trotzdem Shakespeare 25 Jahre nach seinem Tode so gut wie unbekannt war und es zu dessen Wiedererweckung eines reichlichen Jahrhunderts bedurfte, trotzdem wir von Goethe wissen, daß er während der zweiten Hälfte seines Lebens nicht nur hinter Schiller und Jean Paul an Einfluß zurückstand, sondern zeitweise sogar hinter Lafontaine und Frau v. Paalzow, so haben sich ihre Werke doch schließlich siegreich durchgerungen. So wie uns ein hoher Berg, so lange wir uns an dessen Fuße befinden, oft viel niedriger erscheint und wir dessen Höhe erst in größerer Entfernung von ihm richtig ermessen können, so gibt es auch für manche Kunstwerke erst in bedeutendem zeitlichen und räumlichen Abstande eine richtige Würdigung. Und selbst individuell konzipierte künstlerische Schöpfungen, die wegen ihres intimen Reizes nur auf wenige dem Hervorbringer Seelenverwandte eine vollere Wirkung üben, gewinnen reichlich an Tiefe des Eindrucks, was ihnen an Breite der Massenwirkung abgeht. Voltaire als Dichter aber fehlt bei aller Technik und Routine ganz das Unmittelbare und Ursprüngliche und das Quellwasser jeder Kunst, die Naivität, so daß Goethe auch hier das Richtige herausgefühlt hat, wenn er „das bejahrte und vornehme Wesen des Zeitalters Voltaires" durch volkstümliche, noch nicht unterbundene Kräfte aufgefrischt sehen möchte.

Uneingeschränkten Beifall verdient Poppers Buch nur da, wo Voltaire als unerschrockener Vorkämfer der Gedankenfreiheit und Prediger der Duldsamkeit in Religionssachen verherrlicht wird; es ist auch richtig, daß dieser Teil seiner Tätigkeit noch heute von sehr aktueller Bedeutung ist, und es ist noch lange nicht der Fall, daß (wie Dubois-Raymond meinte) wir heute alle mehr oder weniger Voltaireaner sind und daß das, was einst als kühnster Gedanke aus Voltaires Feder floß, heute ein Gemeinplatz ist. Zwar hat es schon der weise Montaigne ausgesprochen: *C'est mettre ses conjectures à bien tout haut prix que d'en cuire un homme tout vif!* Aber erst Voltaire hat diesem lapidaren Grundsatz durch die Umprägung in alle möglichen gefälligen und handlichen Formen Umlaufswert verliehen. Diejenigen, die ihn heute in pharisäischer Weise anklagen, er habe die leidige Halbaufklärung verbreitet, würden ihm in ihrem Inneren noch mehr feind sein, wenn er die ihnen noch leidigere ganze Aufklärung vor sich gebracht hätte. Man kann alles das zugeben und doch daran festhalten, daß sich Voltaire bei seinem Kampfe für die gute Sache reinlicherer Waffen hätte bedienen können, daß er seinen Schild blanker hätte erhalten müssen und daß er manchen frivolen Witz und manchen korrupten Einfall, ohne seinen Zweck zu verfehlen, hätte unterdrücken sollen. Daß seine „Pucelle“, wie uns Popper glauben machen will, nur ein schlechter Spaß gewesen sei, „in dem es sich um ganz harmlose Geschlechtsausgelassenheiten handelte“ und den er nur zu seinem Privatvergnügen niedergeschrieben habe, wird niemandem einleuchten. Dagegen spricht ja schon der Umstand, daß sich Voltaire später selbst dazu bekannte, daß er sich dieses seines Werkes schäme. Als Probe von Poppers kritischem Unvermögen sei folgendes angeführt: Er wirft Schiller in heftigen Worten vor, daß dieser über die unerbittliche Profanation, mit der Shakespeare die Jungfrau von Orleans (in „Heinrich VI.“) mitgenommen, kein Wort des Tadels erhoben habe, während er Voltaire aus gleichen Gründen so hart anlasse. Dabei übersieht Popper nur die Kleinigkeit, daß Shakespeare ja kein Franzose war und also diesem Stoffe gegenüber nicht jene patriotischen Verpflichtungen der Pietät mitbrachte wie Voltaire, sondern im Gegenteil.

Mit Voltaires „Stolz vor Königsthronen“ war es auch gar nicht weit her. Wenn Popper die Geschmeidigkeit Voltaires gegenüber den großen Machthabern damit entschuldigen möchte, derselbe habe sich in hohen Kreisen heimisch gefühlt und ihr Wohlleben mitgenießen wollen, so ist dies eine Erklärung, aber nichts weniger als eine Rechtfertigung. Daß seine an den Fürsten verübten Schmeicheleien immer eine ironische Beimischung hatten, macht dieselben nur noch widerlicher, da er diesen Spott immer nur hinter ihrem Rücken anbrachte, oder wenn seine lose Zunge mit ihm durchgegangen war. Freimütig äußerte sich Voltaire sonst

nur über gekrönte Häupter, wenn sie bereits gestorben waren. Noch weniger wegleugnen läßt sich, daß wir im Bannkreise Voltaires überall den Pferdefuß des Mephisto und den Schwefeldunst des Cynismus verspüren, da er als Geist, der immer verneint, mit höhnischem Grinsen den schönen Schleier, den Scham, Liebe und Hingebung über das Tierische im Menschen gebreitet haben, hinweghebt, um nur die Lacher auf seiner Seite zu haben und alle göttliche und irdische Majestät zum Entzücken aller Höflinge persifliert, um sein Opfer mit kühler Boshaftigkeit (die kaltblütigen Tiere sind bekanntlich die giftigsten!) sicher tötlich zu treffen.

Noch weniger läßt sich der Vorwurf aus der Welt schaffen, daß Voltaire mit jener kleinlichen Eitelkeit behaftet gewesen sei, die man als das verräterische Brandmal aller Schriftsteller bezeichnet hat, denen die Geltendmachung ihrer lieben Persönlichkeit als höchster Zweck gilt. Ganz wirkungslos bleibt die Art, wie Popper Voltaire gegen die Beschuldigung der Verlogenheit zu verteidigen sucht. Die Moral Voltaires, derzufolge „die Lüge nur dann ein Laster ist, wenn sie Schaden bringt, dagegen eine Tugend, wenn sie gute Folgen hat“, derzufolge „für seinen Freund lügen die erste Pflicht der Freundschaft ist“, derzufolge „man lügen muß wie der Teufel, nicht etwa schüchtern, nicht nur für eine Zeit, sondern kühn und immerfort“, wird wohl Gemeingiltigkeit nie erlangen können. Selbst die Jesuiten, denen man solche Doktrinen zuwälzen wollte, haben sich bekanntlich dagegen gewehrt, sie als die ihrige anzuerkennen. Selbst wenn man zugibt, daß wo ein Mensch durch eine warmherzige, lebenerhaltende Lüge gerettet werden kann, man ihm nicht die blanke Wahrheit wie einen Dolch ins Herz stoßen soll, wird man dies nur als einen Ausnahmsfall zulassen, sich aber sonst lieber an Montaignes schönen Ausspruch halten: *Il n'y a point d'utilité pour laquelle je me permette de mentir!* Besonders die Art, wie Voltaire nicht nur seine Geisteskinder verleugnete, sondern sie anderen mit Gefährdung ihrer Persönlichkeit unterschob, lassen ihn als einen Gewohnheitslügner mit eherner Stirn erscheinen. Wenn Popper, um Voltaires Benehmen zu beschönigen die Verkleidung Luthers als Junker Jörg auf der Wartburg heranzieht, so ist das lange nicht dasselbe. Beweiskräftiger wären da schon die an Philipp von Hessen in der bekannten Heiratsangelegenheit gerichteten Worte Luthers gewesen: „Gute, stracke Lüge hätte hier nicht geschadet; viel Ding sei recht vor Gott, das man vor der Welt müsse verbergen“! Darauf aber erwiderte sehr treffend der Landgraf: „Hat die Sache im Gewissen vor dem ewigen, unsterblichen Gott keine Not, was liegt an der verfluchten, sodomitischen, wucherischen Welt? Wenn man mich anspricht, will ich eine dunkle Antwort geben, doch nicht lügen, denn Lügen lautet übel, hat auch kein Apostel keinen Christen gelehrt, ja Christus sogar höchst verboten“. — Die an

„Carlyle und die anderen sehnsuchtsvollen Märtyrersucher“ gerichtete Frage, ob sie beklagen würden, „wenn Huß, Servet, Bruno, Vanini usw. durch Flucht Kampf oder Listen irgendwelcher Art sich hätten retten können?“ und die von ihm selbst gegebene Antwort: „Sie werden sich hüten mit Ja! zu antworten“ erscheint beinahe läppisch.

Schon der Umstand, daß Voltaire uns öfter als geriebener, ausgepichter Geschäftsmann entgegentritt, mit allen Praktiken und Kniffen des Metiers wohlvertraut, will uns mit dem Begriffe von wahrer Größe unvereinbar erscheinen. Wenn man aber behauptet, daß er wegen seiner Aktionsfreiheit, um die nötige Streu unter den Füßen zu haben, dem allmächtigen Gotte des Geldes, den selbst der verstockteste Atheist nicht verleugnen kann, so sehr huldigte, so kann man hierauf mit Goethe erwidern, daß keiner, um unabhängig zu sein, sich so abhängig gemacht habe wie Voltaire. Seine niedrige Habsucht und Geldgier sind unwiderleglich erwiesen. Daß er oft auch für eine gute Sache, für die er sich einmal mit dem ganzen Gewichte seiner Autorität eingesetzt hatte, große Geldopfer bringen, ja sogar seine Bequemlichkeit und Seelenruhe aufgeben konnte, die ihm bei seiner ausgesprochen eudämonistisch-quietistischen Lebensanschauung über alles gingen, kann doch die Tatsache nicht aufheben, daß er des schnöden Mammons wegen sich in die schmutzigsten Händel und noch schlimmere Dinge einließ. Man kann dabei von dem auch nicht sehr sauberen Streit mit de Brosse um Brennholz für 280 Livres oder ein andermal wegen der Bezahlung der Miete an den Inhaber einer Postkutsche ganz absehen; man kann sogar noch über die Affaire Grasset schnell hinweggehen. Wie man aber den traurigen Mut aufbringen kann, es nur „inkorrekt“ zu finden, wenn Voltaire anläßlich eines Besuches bei Herrn Polier in dessen Abwesenheit aus einem ihn kompromittierenden Protokolle heimlich ein Blatt herausreißt, oder ihn mit so windigen Gründen in der Angelegenheit Hirsch zu entschuldigen (selbst wenn man den falschen Eid und die Dokumentenfälschung als nicht erwiesen und nur die gerichtliche Ableugnung einer später zugegebenen Konvention aufrecht erhält), das möchten wir wissen oder lieber nicht wissen. Das ist nur dann möglich, wenn man mit Popper alle sittlichen Gefühle als „ein sinnreiches Spiel mit sowohl unbeweisbarer als empfindungsleerer Begriffsarchitektur“ hinstellt. Derselbe befolgt damit nur das Beispiel seines Herrn und Meisters Voltaire, der ja alle Begriffe von Ehre und Tugend als *„préjugés“* verflacht und verflüchtigt, derentwegen man sich nicht ernstlich aus seiner Gemütsruhe aufregen dürfe. Verherrlicht es ja doch Popper an Voltaire auch als geistige Überlegenheit und Unvoreingenommenheit, daß dieser über die Untreue seiner Geliebten, Susanne de Livry, mit seinem Freunde Jénonville sich mit einem milden, resignierten Lächeln hinweghebt und mit beiden auch fernerhin gut Freund

bleibt. Diese Stumpfheit eines „abgeklärten Greises“ aber allen Menschen als nachahmenswerte Seelengröße hinstellen zu wollen, heißt die Menschennatur gänzlich verkennen und den sittlichen Bankrott zum herrschenden Bekenntnisse erklären!

Voltaires wissenschaftliche Leistungen waren sicherlich nicht hervorragend und man könnte davon am besten schweigen, wenn Popper sich nicht zur Behauptung verstiege, Voltaire sei „das gelehrteste und gewaltigste Weltkind, das jemals existierte“ gewesen. Hat er sich das Anrecht auf dieses Lob vielleicht dadurch erworben, daß er allen Ernstes meinte, die Muscheln, die auf den Berggipfeln Asiens gefunden worden sind, rühren von den Pilgern des ersten Kreuzzuges? — Erheblich sind die Verdienste Voltaires als Geschichtsschreiber, da er als einer der ersten gelehrt und gezeigt hat, wie man jede Zeit aus sich selbst heraus zu beurteilen habe. Er hat aber auch hier nicht umhin können, überall seinen Rationalismus hineinzuschieben und seine Cynismen anzubringen. Auch hier möchte Popper Voltaires Größe an der Kleinheit der anderen beweisen und ganz besonders wirft er den deutschen Historikern neben anderen Fehlern einen großen Chauvinismus vor. Weiß Hr. Popper, daß unter Ludwig XIV. ein französischer Schriftsteller lediglich darum in die Bastille gesteckt ward, weil er in einem gelehrten historischen Werke nachwies, daß die alten Franken Germanen waren? Zu solch nationalem Größenwahne haben sich die Deutschen doch nie verirrt! Wie sehr Popper jeder echt historische Sinn abgeht, erweist sich unter anderem darin, wie er Friedrich den Großen engherzig mit der Krämerelle mißt, wie er ihm außer dem Pflichtgefühle beinahe alle Herrschertugenden aberkennt. Es fehlt ihm jedes Verständnis dafür, daß großen Zielen zuliebe kleine Rücksichten zur Seite treten müssen, wie dies Aristoteles im VII. Buche seiner „Politik“ ausdrückt: Es ist töricht von einem, der nicht die Art eines gewöhnlichen Menschen hat (Alexander d. Gr.), die Beobachtung der Gesetze zu verlangen, die für die Menschen gegeben sind.

Daß Voltaires Gassenbubenstreiche selbst dem, der von aller Prüderie frei ist, einen höchst würdelosen Eindruck machen, davon kann man sich aus den bei Popper selbst erzählten Beispielen sattsam überzeugen. Selbst Victor Hugos Ausspruch: *La gaminerie est une nuance de l'esprit gaulois* wird daran nichts ändern. Sehr bezeichnend ist in dieser Beziehung die (bei Popper nicht erzählte) Tatsache, daß Voltaire als vom Papste zum weltlichen Kapuzinerpater ernannter *„père temporel“*, als ihm eines Tages eine Kuh gestohlen wurde, von der Kanzel der von ihm in Ferney erbauten Kirche herab predigte und gegen die Sünde des Diebstahls donnerte, woraus sich dann allerdings mit dem Bischof von Annecy, der ihn darob in den Bann getan, ein mitunter possenhaft geführter Streit entspann. Sehr gut, sagt F. Lotheisen, dem wir diese Anekdote entnehmen, daher von Voltaire: . . . „seinem

Leben wie seinem Charakter fehlte die Harmonie, die ausgleichende Schönheit, welche das Tun des Mannes zu wahrer Größe erhebt".

Wir haben schon oben die Unart Poppers gestreift, nie bei der Stange zu bleiben, sondern alle möglichen Digressionen zu machen. So meint er gleich „in einem Aufwaschen" auch die Frage der Willensfreiheit, die Lösung des Kriegs- und Friedensproblems, den Streit über die Rolle der großen Männer und der großen Massen in der Kulturgeschichte, das religiöse Problem und noch vieles andere lösen zu können. Die Höhe seines Standpunktes und die Tiefe seiner Einsicht gleichen dabei ungefähr der, die wir oben gekennzeichnet haben. Dabei ist sein Ton, selbst wenn er bescheiden sein will, immer der der zwar unmaßgeblichen, aber wie immer einzig und allein richtigen Meinung. Es fällt uns nicht ein, alle seine Verkehrtheiten hier des näheren zu beleuchten oder feststellen zu wollen. Nur auf die Überhebung, mit der er alle religiösen Regungen als „Luxusgefühle" und „Massenhysterie" bezeichnet, möchten wir ihm mit dem in dieser Beziehung gewiß einwandfreien Gottfried Keller zurufen: „Indessen bin ich weit entfernt, intolerant zu sein und jeden, der Gott und Unsterblichkeit glaubt, für einen kompleten Esel zu halten, wie es die Deutschen tun, sobald sie über den Rubicon sind".

Wien. Josef Frank.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Isocratis opera omnia recensuit scholiis testimoniis apparatu critico instruxit Engelbertus Drerup. Volumen prius. Lipsiae sumptibus Dieterichii (Theodori Weicher) 1906. CXCIX und 196 SS. 8°.

Apparet sane multa adhuc ex libris manu scriptis Urbinati maxime et Ambrosiano ad emendandum Isocratem proferri posse, atque equidem si mihi facultas eius rei fuisset libenter et mihi ipsi et aliis ampliores copias comparassem. Sed quum rationes bibliopolae honestissimi viri non paterentur hanc editionem novam diutius differri, eis quae praesto erant usus sum sperans vel sic aliquid ad hunc scriptorem emendatius exhibendum profici posse. Diese Worte hatte Blaß vor einem Vierteljahrhundert der von ihm bearbeiteten Isokrates-Ausgabe Benselers auf den Weg mitgegeben. Auf breite handschriftliche Grundlage stellt nun Drerup seine Ausgabe, von der die pars prior vorliegt: nicht weniger als 121 Handschriften und 10 Papyri beschreibt er, wovon er die meisten selbst zur Vorbereitung der Ausgabe eingesehen hat. Im zweiten Kapitel der umfangreichen Einleitung untersucht er die Abhängigkeit der Handschriften von einander und stellt als selbständige Träger der Überlieferung den Urbinas 111 *Γ*, den Laurentianus LXXXVII 14 *Θ*, den Vaticanus 65 *Δ*, den Parisinus 2932 *Π*, den Laurentianus LVIII 5 *N*, für die Demonicea den Laurentianus LV 7 *Σ* und Parisinus 2010 *Y*, für die Briefe den Vaticanus 64 *Φ* fest. Weitaus der beste Codex ist wie bekannt der Urbinas, dem der dritte Abschnitt gewidmet ist. Seine Vortrefflichkeit erstreckt sich teilweise sogar auf orthographische Kleinigkeiten. In dieser Hinsicht ist Drerup nicht ganz konsequent, indem er teils (für die Augmentierung von *βούλεσθαι δύνασθαι μέλλειν*) auf Grund der attischen Inschriften des vierten Jahrhunderts ohne durchgängige Zustimmung der Handschriften, teils (in der Augmentierung von *εὐ*-) auf Grund der Handschriften gegen das Zeugnis der Inschriften einheitliche Schreibung durchführt; zweifellos ist der erste Weg der richtigere. Die Sache ist an sich ziemlich belanglos; gerade deshalb ist es

durchaus wahrscheinlich, daß selbst ein Isokrates sich nicht zeitlebens streng immer an dieselbe Form geklammert habe, wo zwei Formen zu seiner Zeit das Feld einander streitig machten, wie *ἑαυτοῦ* und *αὑτοῦ*, *σεαυτοῦ* und *σαυτοῦ*. Für derartige Fälle ist es ratsamer, der besten Überlieferung zu folgen, obgleich damit natürlich nicht die durchgängige Wiederherstellung der ursprünglichen Schreibweise verbürgt ist; immerhin gibt solcher Wechsel noch ein getreueres Bild der ursprünglichen Textgestalt als willkürliche Gleichmacherei.

Ungenau ist, was Drerup S. LXVI über das bewegliche *ν* sagt: *homines Atticos quarti a. Chr. n. saeculi litteram ν etiam ante consonas adamavisse, in clausula vero eam perraro omisisse constat.* Die Sache steht vielmehr folgendermaßen: im V. Jahrh. wurde dieses *ν* in der Pause regelmäßig weggelassen, während im Zusammenhang der Rede Setzung und Weglassung sich ungefähr die Wage hielten fast noch ganz ohne Rücksicht darauf, ob Vokal oder Konsonant folge (auf Grund der Angaben in Meisterhans-Schwyzers Grammatik der attischen Inschriften 114 berechnete ich, daß es *media in oratione* vor Vokalen in 59%, vor Konsonanten in 48% der Fälle gesetzt ist); von 336 an dagegen wird es fast immer gesetzt, nur im Zusammenhang der Rede fehlt es manchmal vor Konsonanten; in der Zwischenzeit, in die gerade die Tätigkeit des Isokrates fällt, bereitet sich diese Vorliebe für das *ν* bereits vor, wobei die Setzung vor Vokalen nur wenig überwiegt (gesetzt ist es vor Vokalen in der Mitte des Satzes 82%, am Schluß 72%, vor Konsonanten in der Mitte 71%, am Schluß 62%).

In demselben dritten Abschnitt bespricht Drerup die stichometrischen Angaben in *Γ*, weist die Vermutung einer doppelten Rezension von Reden des Isokrates zurück, stellt die Gründe für die Behauptung *omnem codicum Isocrateorum memoriam ex uno eodemque archetypo fluxisse* zusammen und unterzieht die anderen Zeugen des Textes (Papyri, eine syrische Übersetzung der Demonicea und die indirekte Überlieferung) eingehender Betrachtung. Der vierte Abschnitt führt den Titel *De orationum Isocratearum temporibus et fide.* So dankenswert die hier gegebene Aufzählung der Literatur *de Isocratis vita et scriptis* und weiterhin über jede einzelne Rede ist, damit bin ich nicht einverstanden, daß die bisher übliche Anordnung der Reden nun einer anderen weichen soll. Mag die herkömmliche Reihenfolge auch noch so anfechtbar sein, durch die Umordnung wird unnötige Verwirrung geschaffen und zwar mit umso weniger Recht, als das chronologische Prinzip, das Drerup zugrunde legte, sich bei dem Mangel ausreichender Anhaltspunkte nicht rein und glatt durchführen läßt. Drerups Anordnung ist folgende: I *πρὸς Εὐθύνουν* (21), II *πρὸς Καλλίμαχον* (18), III *κατὰ Λοχίτου* (20), IV *περὶ τοῦ ζεύγους* (16), V *τραπεζιτικός* (17), VI *Αἰγινητικός* (19), VII *κατὰ τῶν σοφιστῶν* (13), VIII *Ἑλένης ἐγκώμιον* (10), IX *Βούσειρις* (11), X *πρὸς Δημό-*

νικον (1), XI *πρὸς Νικοκλέα* (2), XII *Νικοκλῆς* (3), XIII *Εὐαγόρας* (9), XIV *πανηγυρικός* (4), XV *Πλαταϊκός* (14), XVI *Ἀρχίδαμος* (6), XVII *περὶ εἰρήνης* (8), XVIII *Ἀρεοπαγιτικός* (7), XIX *περὶ ἀντιδόσεως* (15), XX *Φίλιππος* (5), XXI *Παναθηναϊκός* (12), dann folgen die Briefe mit den bisherigen Nummern 1, 6, 9, 8, 7, 4, 2, 5, 3 aufeinander. Das Schlußkapitel enthält eine kritische Übersicht über die bisherigen Ausgaben des Isokrates, wobei über Blaß S. CLXXXVI das Urteil gefällt wird: *Blassium inter saeculi XIX. editores qui Bekkerum insecuti sunt inferiorem locum obtinere statuo.* Ein sechstes Kapitel, das für den zweiten Band in Aussicht gestellt ist, der im nächsten Jahr erscheinen soll, wird *vitam oratoris, orationum argumenta et scholia* enthalten.

Der erste Band umfaßt die ersten 13 Reden, d. i. nach der bisherigen Zählung 21, 18, 20, 16, 17, 19, 13, 10, 11, 1, 2, 3, 9. Unter dem Text sind die Abweichungen der maßgebenden Handschriften samt den wichtigsten Konjekturen und die Zeugnisse der indirekten Überlieferung angegeben. Orthographica und offenkundige Fehler der Überlieferung sowie eine reichhaltige Auswahl von Lesarten der Ausgaben und von sonstigen Vorschlägen sind in die *appendix critica* verwiesen. Besonders wertvoll sind die am Rande des Textes angebrachten Hinweise auf Parallelstellen, die eine wahre Fundgrube für die Gemeinplätze und die rednerische Technik jener Zeit bilden. Ein Vergleich des Textes der 21. (jetzt 1.) Rede mit der Ausgabe von Blaß hat mir nur folgende Abweichungen ergeben: § 4 *ἀληθῆ* (Blaß *τἀληθῆ*), § 5 *οὖν ἅπαντας* (Blaß *δὴ πάντας*), § 8 *οἷς ἂν* (Blaß *οὓς ἂν*), § 13 *παρὰ τοῦτ'* (Blaß *περὶ τοῦτ'*) und *ὅπως μηδέν* (Blaß *ὅπως μὴ οὐδέν*), § 15 *ἤλπιζε* (Blaß *ἐλπίζειν*), § 19 ⟨*ἐξεῖναι*⟩ *ἐδόκει αὐτῷ* (Blaß *ἐδόκει αὐτῷ* ⟨*ἐξεῖναι*⟩), § 20 ⟨*ἓν τάλαντον*⟩ (Blaß ⟨*οὕτως*⟩). Geschmückt ist das Buch mit den photographischen Nachbildungen je einer Seite des Urbinas *Γ* und des Vaticanus *Δ*.

Mélanges Nicole. Recueil de mémoires de philologie classique et d'archéologie offerts à Jules Nicole, professeur à l'université de Genève, à l'occasion du XXX[e] anniversaire de son professorat. Avec un portrait, 19 vignettes et 20 planches. Genève imprimerie W. Kündig et fils 1905. 671 SS. 8°. Preis 30 Francs.

Was man von der Anzeige eines Sammelbandes erwartet, ist Aufzählung der in ihm enthaltenen Aufsätze. Um die Übersichtlichkeit zu erhöhen, will ich versuchen, sie in sachlich zusammenhängende Gruppen zu teilen; im Inhaltsverzeichnis und der Hauptmasse nach auch im Band selbst folgen sie nach der alphabetischen Ordnung der Verfassernamen aufeinander.

In einer Festgabe, die einem Hauptvertreter der jungen Papyrusforschung gewidmet ist, nimmt billigerweise die Papyrologie

einen breiten Raum ein. Hieher rechne ich: D. Comparetti, Épistolaire d'un commandant de l'armée romaine en Égypte; E. J. Goodspeed, Greek documents in the Museum of the New York Historical Society; O. Gradenwitz-W. Schubart-G. Vitelli, Eine neue *διαγραφή* aus Hermupolis; P. Jouguet-G. Lefebvre, Papyrus de Magdola; Th. Reinach, Les Juifs d'Alexandronèse; C. Wessely, Instrumentum census anni p. Chr. n. 245; U. Wilcken, Der Traum des Königs Nektonabos; in gewissem Sinne auch H. Erman, La falsification des actes dans l'antiquité; J. P. Mahaffy, The Jews in Egypt; L. Mitteis, Zur Statthalterliste der Thebais. — In das Gebiet der Ägyptologie fallen die Aufsätze: G. Maspero, Le début du second conte de Satni-Khâmoîs; E. Naville, Un temple de la XI[e] dynastie à Thèbes; A. Wiedemann, Die Anfänge dramatischer Poesie im alten Ägypten.

Beiträge zur griechischen Literatur lieferten C. Robert, Zu Hesiods Theogonie; A. Ludwich, (Textkritische) Bemerkungen zu Xenophanes; A. Körte, Die Entstehungszeit der Hiketiden des Aischylos; F. Blaß, De personarum distributione in loco Choephororum Aeschyli; B. P. Grenfell-A. S. Hunt, Some classical fragments from Hermupolis (Aristophanes Ritter 37—46 und 86—95, Lysistrate 433—446 und 469—484, Komödienfragment [Menanders?], Ilias XVIII 574—579 und 615—618); P. Girard, Thucydide et le siège de Troie (Thuk. I 11, 1 *ἐκρατήθησαν*); H. Hitzig, Zur Wertung des Pausanias-Codex 1399 (Pa) der Bibliothèque Nationale in Paris; S. P. Lambros, *Ἀνέκδοτα ἀπανθίσματα Διογένους τοῦ Λαερτίου*; A. Bauer, Die Chronik des Hippolytos; A. Rzach, Zu A. von Gutschmids Sibyllinenstudien; O. Crusius-G. A. Gerhard, Mythologische Epigramme in einem Heidelberger Papyrus; B. Latyschew, Inscriptions métriques de Panticapée; — zur lateinischen H. Weil, Observations sur deux odes d'Horace; P. Oltramare, L'épître d'Horace à Auguste son objet et sa disposition; H. Blümner, Textkritisches zu Apuleius' Metamorphosen; F. C. Conybeare, Pseudo-Hieronymus de Christianitate; J. P. Waltzing, Un glossaire latin inédit conservé dans un manuscrit de Bruxelles.

Die Grammatik im weitesten Sinne berühren M. Bréal, *Αἰσυμνήτης* (= *ἀει-συ-μνητης* = des magistrats chargés de veiller ensemble à une même chose); F. De Saussure, D' *ὠμήλυσις* à *Τριπτόλεμος* remarques étymologiques (Ableitung beider Worte von *ἀλέω*: *ὠμ-ήλυ-σις*, *Τριπτ-όλε-μος*); H. van Herwerden, Nova addenda ad lexicon meum graecum suppletorium et dialecticum eiusque appendicem; L. Havet, La mise en relief par disjonction dans le style latin; J. Le Coultre, La prononciation du latin sous Charlemagne; E. Muret, Glaucus étude d'étymologie romane.

Archäologische Fragen behandeln C. Zenghelis, Sur le bronze préhistorique; W. Dörpfeld, Verbrennung und Bestattung der Toten im alten Griechenland (Vereinigung beider Bräuche war die Regel für jede Leiche); C. Tsountas, *Περὶ τῶν ἐν Ἐλευσῖνι θησαυρῶν*;

P. Cavvadias, La Tholos d'Epidaure et le peintre Pausias; G. Nicole, Remarques sur une statue inachevée de marbre pentélique & Sur une hydrie à figures rouges du Musée d'Athènes; S. Reinach, Un Ganymède de l'École de Praxitèle; A. Furtwängler, Ein Wirtshaus auf einem italischen Vasenbilde; E. Pottier, Sur le bronze du Musée de Naples dit 'Alexandre à cheval'; J. P. Milliet, Les yeux hagards note sur une mode artistique de l'époque alexandrine; E. Löwy, Zum Repertorium der späteren Kunst.

Außerdem umfaßt die Festschrift folgende Aufsätze: R. Cagnat, La maison des Antistius à Thibilis; L. Duchesne, L'Arménie chrétienne dans l'Histoire ecclésiastique d'Eusèbe; H. Francotte, Le pain à bon marché et le pain gratuit dans les cités grecques; W. Helbig, Der Streitwagen in den jüngeren Schichten der Ilias (Die Wagenkämpfer als Bestandteil der altgriechischen Aufgebote); M. Holleaux, La première expédition d'Antiochos-le-Grand en Koilé-Syrie; Th. Homolle, Une inscription liturgique de Delphes; J. G. Smyly, The employment of the alphabet in Greek logistic; A. Wilhelm, Ein Beschluß der Athener (IG I Suppl. p. 14 n. 46 *a*). An der Spitze des Bandes steht ein künstlerisch ausgeführtes Porträt J. Nicoles mit zwei griechischen Widmungen in iambischen Trimetern. Der Druck und die Abbildungen verdienen vollstes Lob, weniger der geschmacklos nüchterne Umschlag, der überdies nicht einmal einem ersten Durchblättern des starken Bandes standhält.

Innsbruck. Ernst Kalinka.

Geschichte der Feldzüge C. Iulius Caesars von G. Veith, k. und k. Oberleutnant, zugeteilt dem Generalstabe. Mit einem Bildnisse Cäsars und 46 Beilagen. Wien, Verlag von L. W. Seidel & Sohn, k. und k. Hofbuchhändler, 1906. XX und 552 SS. Gr.-8°[1]).

Die Besprechung eines die Feldzüge Cäsars behandelnden Buches in dieser Zeitschrift bedarf bei der anerkannten Bedeutung, die der Lektüre und dem Verständnisse dieses Schriftstellers beim philologisch-historischen Unterrichte zukommt, wohl keiner ausdrücklichen Rechtfertigung. Das oben genannte, von einem Offizier verfaßt und für Offiziere bestimmt, mag ein Beweis sein, daß die Kommentarien Cäsars und seiner Nachfolger auch heute noch von praktischem Werte sind[2]). Der Verf. ist nämlich der Überzeugung,

[1]) Wir behalten uns vor, eine Anzeige dieses Werkes auch seitens unseres ständigen Referenten für *Caesariana* zum Abdruck zu bringen. Die Red.

[2]) Gegenüber dem modernen Bestreben, für die Lektüre der Klassiker im Originale durch die Benützung von Übersetzungen Ersatz zu bieten, sei auf die unbefangene Äußerung im Vorw. p. VIII verwiesen, daß dem größten Teile des militärischen Publikums Cäsars „Kommentare“ im Urtexte nicht verständlich seien, eine noch so gute Übersetzung aber

daß uns zur Erkenntnis der großen, ewigen Grundsätze der Kriegskunst das Studium klassischer Musterfeldzüge viel leichter führe als das der modernen. Den großen Feldherren der Neuzeit sei die moderne militärische Geschichtschreibung größtenteils bereits gerecht geworden, bezüglich der großen Feldherren des Altertums jedoch lasse sich ein gleich befriedigendes Resultat nicht konstatieren. Nach einer summarischen Würdigung des in ihren einschlägigen Werken von Mommsen, Rüstow, Napoleon I., Drumann, Napoleon III. und Stoffel, v. Göler, Delbrück, Fröhlich, Judeich u. a. Geleisteten gelangt er zu dem Ergebnisse, daß ein Werk, welches dem geschlossenen Gesamtbilde des Feldherrn Cäsar im Sinne moderner kriegswissenschaftlicher Forschung und Darstellung gerecht zu werden versucht, noch fehle. Dem Bedürfnisse, diese Lücke auszufüllen, verdankt die vorliegende, auf zwölfjährigen emsigen Studien und Vorarbeiten beruhende Arbeit ihre Entstehung. Sie soll aber, wie der Verf. bemerkt, kein Definitivum sein, sondern nur ein Versuch. Zum Zwecke der Erläuterung sind in besonderer Enveloppe 46 lose Blätter beigegeben, strategische Übersichtskarten der einzelnen Feldzüge (die Darstellung nach Horsetzky), Schlachtenpläne u. dgl. Prof. Kromayer in Czernowitz stellte dem Verf. die von ihm persönlich an Ort und Stelle geschöpften Daten über das Schlachtfeld von Pharsalus zur Verfügung.

Der 1. Abschnitt (S. 3—64) handelt über Cäsar im allgemeinen und über das damalige Kriegswesen, der 2. (bis S. 215) schildert die Eroberung Galliens, nach den einzelnen Kriegsjahren gegliedert und die Ergebnisse eines jeden Jahres besonders und am Schlusse das Gesamtergebnis der Unterwerfung Galliens zusammenfassend. Der 3. Teil (bis S. 480) enthält unter dem Titel „Der Kampf um die Herrschaft“ eine Darstellung des Krieges gegen die mit Pompeius verbündete Republik, der Pazifizierung des Orients, der Kämpfe gegen die Reste der Republikaner und Pompeianer und das Schlußergebnis. Im „Anhange“ (bis S. 552) wird im Anschlusse an Rüstow der Nachweis geführt, daß die römische Taktik keine bloße Treffentaktik, sondern eine Treffen- und Intervalltaktik war, eine Annahme, die sich die Schule bekanntlich längst angeeignet hat. Der Verf. tritt weiter gegen Delbrück für die Glaubwürdigkeit der statistischen Angaben bei Cäsar ein und bringt Bemerkungen zu topographischen Details, Schlachtendarstellungen usw. Ich hebe daraus besonders hervor die interessanten, von den herkömmlichen Annahmen mehrfach abweichenden Erläuterungen zur Schlacht bei Gergovia, zur Einschließung bei Dyrrhachium, zur Schlacht bei Pharsalus (wofür der Verf., wie erwähnt, Prof. Kromayers Daten

---

stets nur ein blasser Schatten des Originals bleibe und insbesondere den Geist desselben kaum ahnen lasse. Wenn dies schon von Cäsar gilt, in wie viel höherem Grade erst von einem Homer und Sophokles!

benützen konnte), zu den Positionskämpfen in Afrika 47/46 v. Chr. (mit beachtenswerten Vermutungen und Schlüssen über die Lage der Städte Aggar, Achulla, Zeta, Vaga, Thysdrus und Sarsura). S. 519 bringt der Verf. plausible Gründe dafür vor, daß die von Cäsar angegebene Breite der Rheinbrücke nicht auf den Flußgrund, sondern auf den Wasserspiegel zu beziehen sei, zitiert aber Cäsars Worte zu seinen Ungunsten ungenau: „*ab infima parte*", während b. G. IV 17, 5 *ab inferiore parte* überliefert ist, wodurch die Richtung stromabwärts bezeichnet wird. Für den geistigen Schöpfer der Brücke hält er nicht Mamurra (sowie Zimmerhaeckel), sondern Cäsar selbst. Es folgt eine tabellarische Übersicht über die Verwendung der einzelnen Legionen Cäsars in den Jahren 58—45 und eine Berechnung über deren Anzahl im afrikanischen Feldzuge, welche 10 ergibt statt der von Drumann u. a. angenommenen 12. In der „Schlußbemerkung" wird ausdrücklich erklärt, daß dem Verf. wohl die großen, grundlegenden Werke über den behandelten Gegenstand zugänglich waren, nicht aber die vielfach zerstreute kleinere Literatur. Ein Verzeichnis jener findet sich p. XX.

In der Gesamtauffassung Cäsars und seiner weltgeschichtlichen Bedeutung ist der Einfluß Mommsens unverkennbar. Dazu stimmt es, daß M. Tullius Cicero und sein Bruder gelegentlich nicht die schmeichelhaftesten Epitheta bekommen. Quintus ist nach des Verf. Urteil „ein militärischer Idiot", „der würdige Bruder des größten Maulhelden nicht nur seiner Zeit" (S. 298. 162). Auch über M. Terentius Varro fällt eine spöttelnde Bemerkung (S. 276). Natürlich soll durch die Heraushebung solcher Einzelheiten das Verdienstliche des Werkes im ganzen keineswegs geschmälert werden. Es gibt, was die Vorrede verspricht, eine prägnante, einheitliche und übersichtliche Darstellung der Feldzüge Cäsars mit der ausgesprochenen Tendenz, dessen Persönlichkeit in seinen Taten zu charakterisieren (Vorw. p. XII). Angenehm berührt die warme, aufrichtige Begeisterung für Cäsar und sein Werk, die aus dem Buche spricht, das treffsichere, nicht schwankende Urteil, das sich bei der Kritik der verschiedenen Entschlüsse und Maßnahmen der einzelnen Persönlichkeiten bekundet und auch den Laien treffend orientiert, und die gewandte, oft nur mit wenigen Strichen bezeichnend charakterisierende Sprache, die auch volkstümliche Ausdrücke nicht ängstlich meidet. Die vorgeführten Schlachtenbilder sind klar und anschaulich. An einzelnen Stellen (vgl. z. B. S. 321 über Pompeius' ersten Durchbruchsversuch bei Dyrrhachium) wurde versucht, die in den Originalquellen vorhandenen Lücken auszufüllen. Große Sorgfalt wurde dem Kapitel über den Bürgerkrieg gewidmet, der, wie der Verf. bemerkt, (wenigstens in deutscher Sprache) keine zusammenhängende militärische Darstellung gefunden hat. Eine gewisse Knappheit der Berichte, das bei der Tendenz des Werkes begreifliche Übergehen unwesentlicher Einzelheiten beeinträchtigt

nicht die Benützung des Buches durch den philologischen Lehrer am Gymnasium, der ja das Original vor sich hat, um Ergänzungen oder auch Berichtigungen vorzunehmen. Ich betrachte es darum auch nicht als einen schwer ins Gewicht fallenden Mangel, daß eine Anzahl Namen in veralteter oder infolge eines Irrtums oder Druckfehlers entstellter Form begegnet[1]) oder daß sich sprachlich Anstößiges findet, wovon überdies manches eher einer mangelhaften Korrektur beizumessen sein mag, weshalb ich, um nicht kleinlich zu erscheinen, mit der Erwähnung der Tatsache mich begnüge. Die Druckerei scheint nämlich den Verf. bei der Korrektur so ziemlich im Stiche gelassen zu haben. Ungleichmäßigkeiten der Schreibung und Abweichungen von der normalen Orthographie (z. B. „*c*irc*a*" neben „*z*ir*k*a", „zum ersten Male", dann wiederum „zum erstenmale", „Sch*aa*r") wären sonst nicht zu erklären. Ich betone vielmehr anderes. Hieher gehören die erwähnten, für das Verständnis der Vorgänge auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen ungemein förderlichen, ja unentbehrlichen Beilagen, bei deren Anfertigung der Verf. von mehreren Kameraden bereitwilligst unterstützt wurde. Sie sind sorgfältigst ausgearbeitet. Ich berichtige ein paar Kleinigkeiten, die mir aufgefallen sind. Das Flüßchen im Elsaß heißt Do*ll*er, nicht Do*lt*er, wie auf Beil. 4 zu lesen ist. — B. 27 ist Thessalonika an den strymonischen Meerbusen verlegt. — Nach B. 28 ist Domitius mit Cäsar bei Aeginium am 19./7. zusammengetroffen, nach S. 334 am 24. Juli/13. Juni. — Auf B. 48 ist als vorletzte Legion auf dem rechten Flügel vor Uzita die XXIV. angesetzt, nach b. Afr. 60, 2 war es die XXVIIII. — Nach B. 46 stand auf dem linken Flügel bei Munda die V. und VI. Legion, nach b. H. 30, 7 die III. und V.

Weiter mögen ein paar Bemerkungen zu zerstreuten Stellen des Textes gestattet sein. S. 158 *) wird vermutet, daß es b. G. VI 5, 6 statt *quinque legionibus* heißen solle *septem:* „sonst wäre nicht einzusehen, wo die restierenden zwei geblieben wären". Dagegen ist einzuwenden, daß Cäsar, wenn er mit allen 7 Legionen abmarschiert wäre, nach sonstigem Gebrauche (vgl. 33, 3; II 8, 5)

---

[1]) Ich führe an: *Accilla*, auf Beil. 41 *Acilla* (für *Achulla*), *Aeginurum (-rus)*, *Agendicum (Agedincum)*, *Aquillaria (Anq.)*, *Ariminium*, *Ausculum* (*Asc.)* S. 239, richtig B. 22. *Berhorrhaea (Berrhoea)*, *Emperedorix (Epored.)*, *Gnomphi (Gomphi)*, *Magetobria (Admagetobriga)*, *Malacca*, *Mammurra*, *Mutatius Flaccus (Munat. Fl.)* S. 488. *Obulco (Obucula)*, die *Parthier (Parthiner)*, *Sarsurra*, *P. Sextius (T. Sext.)* S. 181 f., *Sorica (Soricaria)*, *Suburra (Sab.)*, *Tarcola (Torc.)*, *Synope*, *Tauroentium* (*-eis* oder *-is*), *M. Terrentius Varro*. S. 236 ist *Via Cassia* (st. *Aemilia*) trotz der Verbesserung auf S. 237 (in den „Berichtigungen") stehen geblieben. Afranius' Soldaten heißen „Afranier", die Einwohner von Massilia „Massiloten"; der Verf. spricht mehrmals von „hellenistischer" Kultur, wo er offenbar die hellenische meint, einmal (S. 230) von „oberitalienischen" Gauen, während ihm doch sonst die Form „italisch" geläufig ist.

wohl den Zusatz *reliquis* gemacht haben würde. — S. 194: „Labienus vereinigte auf der gefährdeten Stelle (dem nordwestlichen Teile des Schlachtfeldes vor Alesia) im ganzen 39 Kohorten“. b. G. VII 87, 3 wird die gerade Zahl 40 angegeben: *coactis una XL cohortibus*. — Nach S. 205 ließ Cäsar im J. 51 am inneren Walle seines Lagers an der Axona den Bellovacern gegenüber zehn Stockwerke hohe Türme errichten. Nach b. G. VIII 9, 3 *(in altitudinem trium tabulatorum)* waren diese nur drei Stockwerke hoch. Ein Turm mit zehn Stockwerken wird c. 41, 5 erwähnt (S. 210). — S. 251 f., wo von dem Vormarsche gegen Spanien die Rede ist, heißt es: „Die 3 aus Italien mitgebrachten Legionen, die bereits näher waren als die des Trebonius, ... wurden ihm (dem Legaten C. Fabius) nachdirigiert. Trebonius mit seinen 3 Legionen hatte an ihre Stelle vor Massilia zu rücken und die Belagerung zu übernehmen“. Nach der von Cäsar selbst gegebenen Reihenfolge seiner Dispositionen scheint es ausgeschlossen, daß die Legionen des Trebonius vor Massilia rückten. Wenn dies b. c. I 36, 5 gemeint war und es sich nicht vielmehr nur um die Person des Legaten handelte, so konnte Cäsar nicht in Widerspruch damit gleich nachher den Befehl geben, daß die übrigen Legionen, welche in größerer Entfernung (es waren eben die des Trebonius: b. G. VIII 54, 4) in den Winterquartieren waren, nachfolgen sollten. Daß aber tatsächlich Trebonius das Kommando über die 3 gallischen Legionen nicht mehr führte, ergibt wohl auch der Vergleich der von Cäsar gewählten Ausdrücke. Während er c. 37, 1 sagt: *C. Fabium legatum cum legionibus III .... in Hispaniam praemittit*, heißt es unmittelbar darauf § 2: *reliquas legiones* (ohne Nennung eines Legaten) .... *subsequi iubet*. — S. 275 verkennt der Verf. die Bedeutung des Verbums *inspectare* (b. c. II 20, 4 *astante et inspectante ipso*), wenn er die ganze Stelle so wiedergibt: „Auf die Nachricht von jenen Ereignissen erklärte sich eine seiner (Varros) beiden Legionen, die „*vernacula*“ (die Einheimische) genannt, unter seinen Augen, als er sie gerade inspizierte, offen für Cäsar, verließ das Lager und marschierte auf eigene Faust nach der nahen Stadt Hispalis (Sevilla)“. Es ist dem Verf. entgangen, daß er *inspectare* zweimal übersetzt hat. Jene Worte besagen nur, daß Varro als Kommandant dem eigenmächtigen Abmarsche der Legion machtlos zusah. Über *inspectare* sei verwiesen auf b. G. VII 25, 1. b. Afr. 76, 1 und besonders 85, 10. — Die Schilderung der 2. Seeschlacht vor Massilia wird mit den Worten eingeleitet (S. 280): „Brutus dehnte seine Linie immer weiter aus, um den einzelnen Schiffen mehr Bewegungsfreiheit zu geben und gleichzeitig die feindlichen zum Angriff zu verlocken“. So versteht nämlich der Verf. die Stelle b. c. II 6, 2: *diductisque nostris paulatim navibus et artificio gubernatorum et mobilitati navium locus dabatur*. Obige Auffassung wäre angezeigt, wenn es *dabat* hieße, so daß *Brutus* auch beim Partizip *diductis* als Subjekt ge-

dacht werden müßte. So aber müssen wir annehmen, daß die Ausdehnung der Linie, wodurch die I 58, 1 gerühmte Geschicklichkeit der feindlichen Steuerleute und Beweglichkeit ihrer Schiffe erst zur Geltung kam, ohne Brutus' Zutun erfolgte. Nun schließt sich auch der nächste Satz erst folgerichtig an: *et si quando nostri facultatem nacti ferreis manibus iniectis navem religaverant, undique suis laborantibus succurrebant.* — S. 287: „Es gelang letzterem (Marcius Rufus) ein aufgefahrenes Schiff des Feindes zu zerstören, worauf er zu Curio zurückkehrte". Dies steht nicht im Einklang mit b. c. II 23, 5: *postquam* (Marcius Rufus) *in litore relictam navem* (§ 3: *appulsaque ad proximum litus trireme constrata et in litore relicta*) *conspexit, hanc remulco abstraxit, ipse ad C. Curionem cum classe rediit.* — Nach S. 301 stand die liburnische Division der pompeianischen Flotte unter Scribonius Libo, die achaeische unter M. Octavius. Ich kann aber die betreffende Stelle b. c. III 5, 3 *(praeerat) Liburnicae atque Achaicae classi Scribonius Libo et M. Octavius* nur so verstehen, daß beide zusammen die liburnisch-achaeische Division befehligten. — Nach S. 303 hatte Cäsar zu Beginn des makedonischen Feldzuges 9 Veteranenlegionen und 3 jüngere gegen Brundisium konzentriert. Nach S. 306 pferchte er ganze 7 Legionen, durchwegs Veteranen, auf die vorhandenen Transportschiffe. Wie konnte also (S. 313) M. Antonius „die restierenden 3 alten" Legionen und 1 junge auf den Schiffen unterbringen? Die letzten Zahlen sind durch b. c. III 29, 2 gesichert, b. c. III 2, 1 und 6, 2 ist nur die Anzahl der Legionen ohne Trennung nach Veteranenlegionen und jüngeren überliefert. — Nach S. 303 waren die in Istrien stehenden Kohorten des C. Antonius vernichtet worden. Nach S. 350 streckten sie die Waffen und wurden von Libo zu Schiff nach Makedonien gebracht, wo man die Legionare in Pompeius' Heer einreihte. — Die Schilderung der Flucht des linken Flügels Cäsars (vgl. S. 326 u.) in der Schlacht bei Dyrrhachium wird S. 327 mit den Worten abgeschlossen: „sie warfen Waffen und Feldzeichen weg und wälzten sich in heillosem Gedränge durch die Schanzen und Linien, die Vordersten mit ihren Leichen die Gräben füllend als Brücken für die Flucht der Nachfolgenden". Von diesem Unfalle wurde nach b. c. III 69, 3 der rechte Flügel betroffen, weshalb er im Anschlusse an die Erzählung des Rückzuges dieses Flügels durch die enge Bresche (S. 326) hätte erwähnt werden müssen. — S. 374 heißt es: „Domitius hatte auf Cäsars Befehl ....nicht gezögert, von seinen 3 Legionen 2 sofort abzusenden; die eine — die XXXVII. — zur See, die andere — jedenfalls aus Mangel an weiteren Schiffen — auf dem Landwege". Vgl. b. Al. 34, 3. Warum wird dann S. 379 an die Erwähnung des Nahens einer Transportflotte von Osten die Vermutung geknüpft, daß möglicherweise die andere von Domitius gesandte Legion dabei war? An der zitierten Stelle heißt es ausdrücklich, daß diese zum alexandrinischen

Kriege nicht mehr zurecht kam. Vgl. Schneider z. d. St. — Irrtümlich wird S. 375 berichtet, daß die XXXVII. Legion Cäsar durch ein Frachtschiff in Kenntnis ihrer Lage setzte. Es war ein Schnellsegler, *navigium actuarium* (b. Al. 9, 4). — S. 377 wird bei der Schilderung des Kampfes um Pharus und das Heptastadion erwähnt, daß Cäsar 10 Kohorten und eine Anzahl seiner gallischen Reiter, als leichte Infanterie formiert, auf kleinere Schiffe und Kähne setzte. Diese Deutung beruht auf einer unzulässigen Lesart (*quos* statt *quosque*) b. Al. 17, 3 *quo capto consilio cohortes X et levis armaturae electos quosque idoneos ex equitibus Gallis arbitrabatur in navigia minora scaphasque imponit.* Es wurden also Kohorten, leichte Infanterie und gallische Reiter eingeschifft. — Wenn es auf derselben Seite weiter unten heißt: „Da gelang es den Feinden, unbemerkt eine kleine Abteilung im Rücken der Kämpfenden zu landen“, so ist dies eine kleine Abweichung von dem Berichte b. Al. 20, 3 *ab latere eorum aperto ausi sunt egredi ex navibus Alexandrini pauci,* zu welcher Stelle Schneiders Bemerkung zu vergleichen ist. Eine ähnliche Ungenauigkeit ist es, wenn S. 382 erzählt wird, daß in der Schlacht am Nil die Angreifer insbesondere durch die Geschütze der Schiffe, welche im Nil gegen ihre (der Cäsarianer) rechte Flanke vorgegangen waren, empfindliche Verluste erlitten; b. Al. 30, 7 lesen wir: *diversis enim telis nostri figebantur, adversi ex vallo castrorum, aversi ex flumine, in quo multae naves, instructae funditoribus et sagittariis, nostros impugnabant.* Gemeint sind diejenigen, welche an der Ostfront des Lagers standen und im Rücken von den Schleuderern und Bogenschützen der Schiffe beschossen wurden. Darum heißt es von den die Westfront verteidigenden Alexandrinern ganz entsprechend c. 31, 2, sie seien erschreckt worden *diverso clamore et proelio.* — Als die Ereignisse Cäsar aus Ägypten nach Asien riefen, ließ er außer der XXVII. Legion nicht die XXXVIII. zurück, wie S. 383 angegeben ist, sondern die XXXVII. Ich verweise auf S. 367, 374 f., 522, 544. — Nach S. 417 f. war Iuba mit 8000 schweren Reitern bei Scipio eingetroffen. Daß eine Null zu streichen ist, lehrt b. Afr. 48, 1 *cum tribus legionibus equitibusque frenatis DCCC.*

Ich breche ab und wiederhole nochmals, daß obige Bemängelungen mehr oder weniger nebensächlicher Einzelheiten den günstigen Gesamteindruck des Buches nicht abschwächen wollen. Es wäre sehr erfreulich, dem Verfasser auf ähnlichem Gebiete wieder einmal zu begegnen.

Wien. R. Bitschofsky.

Horatiana.

I. Die Überlieferungsgeschichte des Horaz von Fr. Vollmer. Sonderabdr. aus d. Philologus, Suppl. X. 64 SS. Leipzig 1905.

II. Zur Überlieferungsgeschichte des Horaz von O. Keller. Aus dem Rhein. Museum für Philologie, N. F. LXI, 1. Heft. 13 SS. 1906.

III. Horazkritik seit 1880 von Dr. Josef Bick. VI und 89 SS. gr.-8°. Leipzig, Teubner 1906.

IV. Studien zum Commentator Cruquianus von Johann Endt. Herausg. mit Unterst. der Ges. zur Förderung deutscher Wissensch., Kunst u. Lit. in Böhmen. VIII u. 86 SS. gr.-8°. Leipzig, Teubner 1906.

Im Novemberhefte 1904 der Gött. gel. Anzeigen hat Friedrich Leo zu Otto Kellers vielumstrittener Klassifikation der Horaz-Überlieferung feste Stellung genommen. Ich wiederhole aus Leos Abhandlung folgende vier Sätze:

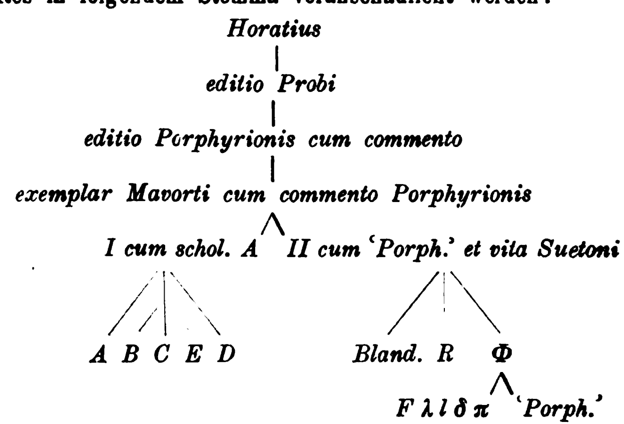
1. Kellers Apparat würde ein so vollständiges Bild der Überlieferung geben, wie man nur wünschen könnte, wenn Keller nicht „in seiner bekannten Verblendung gegen den *Blandinius vetustissimus* selber die *adnotatio* verstümmelt und den überlieferten Text geschädigt hätte". Was darüber auf S. XXXII—XXXVIII der 2. Aufl. des Horaz auseinandergesetzt werde — auch die Herleitung von *campum lusumque trigonem* aus handschriftlicher Korruptel fehlt nicht (vgl. neuestens den Aufsatz im Rh. Mus. 1906, S. 86 ff.) —, bedürfe weder im ganzen noch im einzelnen der Widerlegung. In einem Anhange sind Cruquius' Exzerpte abgedruckt; das sei sehr angenehm, ändere aber nichts daran, daß sie in der Ausgabe nicht verwertet sind.

2. Mavortius habe weder den Horaz 'emendiert' noch eine Ausgabe oder *recensio* gemacht, sondern für seine Privatbibliothek ein Exemplar mit reinem Text *(ut potui emendavi)* durch Kollation mit einer Handschrift hergestellt, die er als zuverlässig ansah, d. h. die auf dem Text des Probus beruhte (vgl. Gött. gel. Anz. 1899, S. 174, A.). Vermutlich habe er das getan, weil auch der Horaztext, wie andere, von denen wir es nachweisen können, in Gefahr war zu verwildern. Bestrebungen wie die des Mavortius haben dann dazu geführt, daß eine den reinen Text bietende Ausgabe für die folgenden Zeiten maßgebend wurde.

3. Keller berücksichtige die Einwendungen nicht, die gegen seine 'drei Klassen' erhoben worden sind. Daß in der Tat die erhaltenen Handschriften nur in zwei Gruppen auseinandergehen, habe Christ, Sitz.-Ber. d. bayr. Ak. d. Wiss. 1893 genauer als andere vor ihm gezeigt. Wenn man von den überspringenden Varianten absehend das vorwaltende Verhältnis ins Auge fasse, so stehen auf der einen Seite vor allen *A B C* (für die Sermones *A D E*), auf der anderen *F* und *L*; zwischen beiden *R*... Dazu komme als dritter Zeuge, der dort, wo seine Lesung bekannt ist, die Entscheidung über die *recensio* der einzelnen Stelle gebe, der *Blandinius vetustissimus.*

4. Das einzige, was der Kellerschen Bearbeitung der Scholien fehle, sei die Rücksicht auf den *commentator Cruquianus.* Dessen von den Scholien abweichende oder über sie hinausgehende sachliche Bemerkungen hätten durchweg mitgeteilt werden müssen; davon könne Kellers Erörterung II, S. X ff. nichts abdingen.

Man wird m. E. gut tun, bis auf weiteres an diesem konservativen Glaubensbekenntnis Leos festzuhalten, obwohl vor kurzem Friedrich Vollmer, zum Teil über Leos Lehrmeinung hinaus, zu einer scharfsinnigen, genauer umgrenzten Hypothese vorgedrungen ist. Archetypon unserer Horaz-Überlieferung, sagt Vollmer, sei das Einzelexemplar des Mavortius gewesen, das zweimal abgeschrieben wurde: aus den beiden Apographa, die selbst ebenfalls verloren zu sein scheinen, seien alle unsere älteren Handschriften geflossen. Während die Rekonstruktion der I. Abschrift wenig Schwierigkeiten mache, werde diese Aufgabe für Apographon II, dem auch der *Blandinius vetustissimus* entstamme, besonders durch die Verderbnis der mittelfranzösischen Gruppe *Φ* erschwert. Sehr beachtenswert sei die Zustimmung des Porphyrio zu einer ganzen Reihe handschriftlicher Fehler wie Carm. I 2, 39 *mauri;* 20, 1 *potabis;* 23, 5 *ueris . . . adventus;* 25, 20 *hebro;* IV 2, 49 *Teque dum procedis;* 4, 17 *raeti;* Epod. 2, 27 *Fontes* (?); 5, 28 *currens* Schol. *A V;* 5, 87 *magnum;* Serm. I 6, 131 *patruus.* Diese Fehlergemeinschaft zwischen Porphyrio und den Horaz-Codices lege die Vermutung nahe, daß die Gesamtheit unserer Handschriften, also auch das verloren gegangene Mavortianische Archetypon samt den beiden Apographa, auf ein einziges antikes Exemplar, eine kommentierte Ausgabe des Porphyrio, zurückgehe. Damit seien alle Wege geöffnet, die zur Erklärung der Einzelheiten unserer Horazüberlieferung nötig sind. Denn da kein Zweifel obwalten könne, daß der Horaztext deshalb einheitliche Überlieferung habe, weil ihn schon Valerius Probus, der Berytier, „philologisch fixiert habe“ (Leo a. O. S. 854), so könne nun die Geschichte des Horaztextes in folgendem Stemma veranschaulicht werden:



Prüft man diesen lockenden Stammbaum auf seine Stützen, so wird man sich trotz aller Glätte der Vollmerschen Begründung vorläufig kaum der Befürchtung erwehren können: *facilis ad lubrica lapsus.* Vollmer selbst bekennt S. 289, A. 64, daß er aus der Masse der Kellerschen Handschriften nur *A (a) B C (E) D R,* dann *Φ = (F δ λ l π)* und den *Blandinius* herangezogen habe. Es ist ihm auf dem Wege historischer Prüfung dieses Teils der Überlieferung geglückt, auch zur Reinigung des Horaztextes von gewissen eingebürgerten Lesungen eine Reihe sehr beachtenswerter Beiträge zu liefern: aber in der Hauptsache schließt er doch seine Darlegungen mit einem kaum verhüllten Fragezeichen, weil er mit Recht die Verpflichtung zu einer sehr viel durchgreifenderen Beweisführung fühlt, als sie auf knappen vier Bogen des Philologus gegeben werden konnte. Darum vertröstet er uns auf seine kritische Ausgabe, „deren Manuskript fertig bei ihm liege". Legen wir also unserer Ungeduld die Zügel an! Denn daß Vollmers Aufsatz allein genügen werde, um „genauere Untersuchungen in Fluß zu bringen" (S. 320, A.), mag billigerweise bezweifelt werden. Der Glücklichen, die im Sinne Leos und Vollmers die nötige Zeit und seßhafte Begeisterung zu einer vollendeten *retractatio* der Keller-Holderschen Arbeitsleistung aufbringen dürften, wirds nicht viele geben, und auch sie werden doch lieber zuwarten, bis Vollmers Ausgabe wirklich vorliegt. Mittlerweile hat Otto Keller dort erwidert, wo einst (Rhein. Mus. XIX 323) die Vorrede zum I. Bande seines Horaz erschienen ist. Zwei Schüler Kellers, Josef Bick und Johann Endt, sind ihm in eigenen Monographien zu Hilfe geeilt. Von einer Wiedergabe ihrer sehr ins einzelne gehenden Ausführungen muß ich hier natürlich absehen. Ob ich später einmal darauf zurückkommen sollte, will bedacht sein. Aber selbst das Kapitel, das Bick meinem vor zwanzig Jahren gegen Josef Häussner ausgefochtenen Duell für Cruquius gewidmet hat (s. Lucian Müller, Satiren und Episteln des Horaz, I. Teil, Wien 1891, Einl. S. V, und Martin Schanz, Gesch. d. röm. Lit. II², S. 126), birgt wenig Nötigung zu erneuter Abwehr. Die beiden Verfasser haben sich, von einigem neuen, doch für das Wesentliche belanglosem Geräte abgesehen, das alte Rüstzeug der *Anticruquiani* angetan und schwingen, wie mir vorkommt, stumpfgewordene Waffen: „Da uns jedes Mittel fehle, in den Angaben des Cruquius das Wahre vom Falschen zu sondern, habe es gar keinen Wert, weiter über die Güte des sogenannten *Blandinius vetustissimus* zu disputieren" (Bick); „und da der Commentator des Cruquius nicht wissenschaftlich sei (!), habe er auch gar keinen Wert für die Kritik der Scholien, ja es würde nur schaden, wenn man ihn bei der Rezension heranzöge" (Endt). Das haben wir in der Tat schon so oft und ausführlich und auch wieder im neuesten Aufsatze Kellers so nachdrücklich vernommen, daß wir füglich mit Johann Gottlieb Fichte (Über das Wesen des Gelehrten, Jena 1794, 10. Vor-

lesung) erwidern könnten: „Ist der Verfasser lediglich ein Glied in der Kette der Tradition, und vermag er nichts mehr, als die Gelahrtheit bloß wiederzugeben, wie er sie erhalten hat, und wie sie in irgend einem Werk, aus dem er sie geschöpft hat, schon niedergelegt ist, so lasse er doch ruhig andere aus derselben Quelle schöpfen, aus welcher auch er geschöpft hat. Wozu bedarf es hier seiner Vermittlung und Einmischung?" Wozu? Denn selbst das Verdienst, sprödes Material in eine bequemere Übersicht und gefälligere Ordnung gebracht zu haben, wird bedenklich geschmälert, sobald die Berichterstattung an entscheidenden Stellen ihre Unbefangenheit verliert und just nur dasjenige aus Zusammenhängen reißt, was ihr eben taugen will. Bloß beispielshalber will ich zu Bicks Kapitel II das eine festlegen, daß Vollmer, der sich in der Bewertung Cruquianischer „Glaubwürdigkeit" gleich Lucian Müller, Schanz, Zangemeister, Zarncke u. a. ausdrücklich (S. 306, A. 93) auf meinen Standpunkt stellt, keineswegs, wie Bick S. 39, A. referiert, den *Bland. vet.* „zu den schlechteren Handschriften zählt und dem Cruquius die Glaubwürdigkeit abspricht", oder, wie Keller S. 79 etwas vorsichtiger sagt, „den *Vet.* zu seiner schlechteren Handschriftenklasse zählt und nichts auf seine einst so hoch eingeschätzte Autorität gibt". Die beiden Behauptungen sind vielmehr ebenso irrig wie ihr Echo bei Endt (Teubners Mitteilungen 1906, Nr. 2, S. 37), daß „man jetzt an die Zuverlässigkeit des Cruquius, wie vor kurzem auch Vollmer betont habe, nicht mehr glaube". Richtig ist folgendes: Vollmer wendet sich S. 308 ff. zu eingehender Besprechung „jener Stellen, an denen der Bland. allein von allen Handschriften das Richtige biete (vgl. Höhn p. 44 ff., Kukula p. 67 ff.)". Das seien die Stellen, sagt er, denen die verlorene Handschrift ihren Ruhm verdanke; Bentley habe ihn begründet und seine Nachfolger, besonders Haupt *Opusc.* III, p. 45, hätten ihn ins Ungemessene und Unangemessene vergrößert. Wie weit aber dieser Ruhm verdient sei, ergebe sich aus den kostbaren LAA Serm. I 6, 126 *campum lusumque trigonem,* Epist. I 16, 43 *res sponsore,* Serm. II 4, 44 *fecundae leporis* und 8, 88 *anseris albae,* wo der Bland. allein das Richtige erhalten habe. Freilich, „Tatsachen, die uns zwängen, den *Blandinius* als III. selbständiges Apographon (Leo) oder gar als Vertreter eines II. Archetypons anzusetzen, lägen nicht vor. Vielmehr sei der Blandinius eine der wichtigsten Stützen der II. Klasse unserer Handschriften: *R* und Bland. zeigen uns, daß das II. Apographon noch lange nicht so korrupt war als die Gruppe *Φ* es erscheinen lassen würde, wäre sie allein erhalten". Ich glaube, die Meinung, die ich einst über den *Vetustissimus* abgab, steht mit diesem Urteil Vollmers, dem ich übrigens nicht ohneweiters beistimmen möchte, in „gar keinem" wesentlichen Widerspruche. Wenn sich vollends Bick auf den Spuren Häussners neuerdings mit dem Nachweise abmüht, daß den Angaben des Cruquius jeder

„normative" Wert — also doch nicht jeder Wert? — für die Horazkritik abzusprechen sei (S. 38 und 41), und daß die Angaben des Cruquius für eine gesunde und exakte Kritik jedes „selbständigen" Wertes — also doch nicht jedes Wertes schlechtweg? (S. 48) — entbehren, so muß ich ihm zum Schlusse ausdrücklich bezeugen, daß er nicht verstanden hat, was ich beweisen wollte. Denn nicht „normativen" und nicht „selbständigen" Wert nahm ich für die „Angaben" des Cruquius in Anspruch, sondern ich sagte nicht mehr, aber auch nicht weniger, als daß seine Handschrift, wo ihre LAA ermittelt sind, Wert für die Horazkritik besitze, und daß man gesicherte gute Überlieferung, auch wenn sie unter Cruquianische Spreu gemengt sei, nicht leichten Sinnes preisgeben dürfe. Das bleibt allerdings trotz Keller und Häussner (s. diese Zeitschr. 1885, S. 193 ff. und 570 ff.; Wochenschr. f. kl. Philol. 1885, Nr. 46 f. und 1886, Nr. 34) und trotz Bick und Endt auch fernerhin meine Überzeugung.

Graz. R. C. Kukula.

Die Oden des Q. Horatius Flaccus in freier Nachdichtung von Alfred Hesse. Hannover 1906, Schmorl & v. Seefeld Nachf. 213 SS. 8°.

Jeden wirklich ernst gemeinten Versuch, uns die goldenen Früchte hellenisch-römischer Dichtung deutsch nachzubilden, habe ich stets willkommen geheißen. Aber diese Aufgabe ist schwieriger als der Laie ahnt. Es fordert eine Sprachgewandtheit und eine Sachkenntnis ersten Ranges, es fordert ein tiefes Eindringen in den Geist des Autors und eine Vollkraft des Entsagens, wenn man nicht an Stelle des Originals etwas setzen will, was richtig betrachtet ein *caput mortuum* ist. Und so bedaure ich, das vorliegende Buch *a limine* abweisen zu müssen. Von horazischem Geist enthält es auch nicht die Spur; zum Teufel ist der Spiritus usw.

Um dem Leser eine Vorstellung zu geben, wie Herr Hesse den Dichter malträtiert, schreibe ich ein paar Verse her:

Und andern wiederum genügt es schon,
Den müden Leib ins weiche Moos zu strecken,
Sich bei der Flöte süßem Schmeichelton
Mit einem hübschen Hirtenkind zu necken
Und nach des Tages Mühn bei goldnem Wein
Sich heitren Zecherkreisen anzureihn;

Indes den Krieger nur das Kampfgeheul
Mit Lust erfüllt und wonniges Behagen
Ihn überkommt, wenn rings im Schlachtengräul,
Die Männer morden und die Weiber klagen,
Vom Hufgestampfe dumpf der Boden dröhnt
Und grauenvoll der Ruf der Tuba tönt usw.

Erstaunt wird der Leser fragen: Ja, wo steht das bei Horaz? Wo hat der lächelnde Epikureer jemals solchen Phrasenlärm gemacht? Lieber Leser, staune nicht. Das hat bloß Herr Hesse hinzugedichtet zu den simplen Worten:

est qui nec ueteris pocula Massici
nec partem solido demere de die
spernit nunc uiridi membra sub arbuto
stratus nunc ad aquae lene caput sacrae.
multos castra iuuant et lituo tubae
permixtus sonitus bellaque matribus
detestata.

Und so geht es ausnahmslos durch das ganze Buch fort. Offenbar war der Ton jenes „alten öden Unsterblichen" Herrn Hesse nicht pathetisch genug — wir aber danken herzlich für eine solche krasse Verballhornung und fragen nur mit Kopfschütteln: Ist der Verf. dieser Reimereien sich seiner Pietätlosigkeit bewußt?

Wien. J. M. Stowasser.

Otto Bürger, Beiträge zur Kenntnis des Teuerdank. (Quellen und Forschungen, herausg. von A. Brandl, E. Martin, E. Schmidt. 92. Heft.) Straßburg, K. J. Trübner 1902. 174 SS. 8°. Preis Mk. 4·50.

Der Verf. hat ein glücklich gewähltes Thema — zu dem ihn Behaghel anregte — mit reichlicher Belesenheit in allem, was Stoffmitteilung heißt, bearbeitet; philologische Untersuchung engeren Sinnes steht zurück: man kann ihm das nicht eigentlich zum Vorwurf machen, weil auch das, was er bietet, tatsächlich 'Beiträge zur Kenntnis des Teuerdank' sind, muß es aber bedauern, weil einzelne Quellen- und Autorfragen der Lösung dadurch vielleicht näher gekommen wären.

Der Hauptwert seines Buches liegt im 5. Kapitel, S. 82 bis 161, das eine neue Clavis zum Teuerdank ist und für die Beziehung der einzelnen Abenteuer des Gedichtes zur Geschichte, zu parallelen oder verwandten Stücken im Weißkunig und anderen literarischen Erzeugnissen Maximilians oder seiner Beauftragten dankenswerten Stoff zusammenträgt und sichtet. Der hier gelieferte Sachkommentar wird durch eine Untersuchung der Art, wie das Werk, abgesehen von der Allegorie, die Wirklichkeit stilisiert, zu ergänzen sein; dabei wird man die Unterschiede zwischen den handschriftlichen Fassungen und dem Druck, die Bürger nur von Fall zu Fall berücksichtigt, in einem Gesamtbild vereinigen müssen. Unter den Einzelheiten dieses Kapitels seien die Parallelen zu 77 (S. 129 ff.) hervorgehoben, ferner die Erörterungen zu Kapitel 20 (S. 102 ff.), die in einen Exkurs zur Martinswandsage übergehen. Bürger kommt zu ähnlichem Ergebnis — die Sage sei echt — wie ungefähr gleichzeitig M. Mayr in den Forsch. u. Mitt. zur Gesch.

Tirols und Vorarlbergs I, 66 ff. Aber Bürger hat sich das schon (1900) von Gottlieb, Ambr. Handschr. I 128 genannte und als Instanz gegen Busson betonte Zeugnis entgehen lassen, das Mayr benützt.

In stofflichen Parallelen bewegt sich auch das 3. Kapitel 'Astrologische und mystische Ideen', das die astrologischen Neigungen des Kaisers aus den Quellen beleuchtet und ihren Widerschein im Teuerdank aufsucht. Den Zügen 'merkwürdiger Übereinstimmung' des Schonerschen Horoskops (gedruckt 1551) mit der Selbstbiographie Maximilians wird zu viel Gewicht beigelegt. Bürger hat erwiesen, daß die astrologische Deutung der Konstellation bei der Geburt des Kaisers auf die im Teuerdank vollzogene Allegorisierung eingewirkt hat; aber daß der fürstliche Liebhaber 'bei der Schilderung seiner Charaktereigenschaften diejenigen, die ihm das Horoskop zusprach, etwas unterstrichen' habe (S. 55 f.), würde doch voraussetzen, daß die moralischen Details bei Schoner schon über den Neugebornen ausgesprochen worden wären. In diesem Kapitel, das von der starken, dem Kaiser innewohnenden Überzeugung ein Gottgesandter zu sein redet, hätte auch ein Wort von seinem Gedanken etwas wie Papst zu werden stehen sollen.

Das 4. Kapitel spricht von der literarischen Abstammung der allegorischen Figuren im Teuerdank, mit guten Bemerkungen über die allmähliche Entwicklung der Gestalt des 'Ehrenhold' im Laufe der Arbeit (aber 'Ehrenhold' war nicht Vorbild für 'erhalt', sondern ist aus dieser Wortform herausgebildet). Die Namen der drei Ritter, denen 'Neydelhart ir negster freundt' ist, Jetzund, Heldtlass, Tarfan, scheinen mir nicht so zu deuten, wie S. 65 der Verf. will, sondern einfacher aus einem Satze 'Jetzund, Heldt, lass dar fan!' zu verstehen. Gut sind ebenda die Nachweisungen, daß der König Wunderer der handschriftlichen Fassung — im Druck blieb er weg — in Namen und Figur aus dem Gedicht von Etzels Hofhaltung stammt, S. 73 f. Der Abschnitt über die Beziehungen zum Drama kommt über allgemeine, schon von anderen hervorgehobene Parallelen nicht wesentlich hinaus.

Daß in den genannten Kapiteln das Werden des Teuerdank oft und an verschiedenen Stellen berührt, nirgends aber übersichtlich dargestellt wird, hängt mit einem Mangel des wichtigen 2. Kapitels 'Kaiser Maximilians lateinische Autobiographie' zusammen. In der Erörterung der Quellen, aus denen Licht auf den Teuerdank fallen kann, spielen mit Recht die 'Memoiren' des Kaisers eine bedeutende Rolle. Aber in der Prüfung der Überlieferung des Denkmals, seiner Form und seines Inhaltes an und für sich, des Verhältnisses der Fassung im Cod. pal. Vind. 3302 zum Faszikel 40 der Maximilianea des Staatsarchivs gelangt der Verf. zu keinem Abschluß. Was S. 20 darüber gesagt wird, ist zu wenig, befriedigt nicht; wenn man den Abdruck der längeren Stelle aus cv. 3302 (S. 28 ff.) liest, drängt sich die Frage nach



dem lateinischen Stil von 3302 auf, der 'erträglicher' sein mag, als der der Selbstbiographie in Maxim. 40, aber doch der Fragen genug übrig läßt und durch seine Dunkelheiten den Charakter einer Abschrift erhält, also die Frage nach seiner Vorlage nahelegt. Auch der Sachverhalt mit Grünbecks Quelle S. 30 ff. ist nicht ausreichend untersucht, vollends überzeugt durchaus nicht die Hypothese, daß die Notiz in Maxim. 40 (vgl. S. 31) eine Fälschung Grünbecks sei.

Im engeren Sinne philologische Mittel sind hier ebensowenig in Anwendung gebracht wie in den auf den Teuerdank direkt gerichteten Darstellungen Bürgers. Lebhaft fühlt man ihren Mangel im Schlußkapitel, das die Frage, ob Max auch an der Form des Teuerdank im engsten Sinne Anteil habe, bejaht. Bloße Möglichkeiten werden ins Feld geführt, aus dem Schweigen des Stabius über Mitarbeiter (S. 172), aus sachlich-persönlichen Zügen der Darstellung (S. 173) werden die Schlüsse gezogen, also aus äußeren oder aus stofflichen Motiven, die derart sind, daß sie nicht einmal einen Wahrscheinlichkeitsbeweis für jene sehr bestimmt gehaltene These liefern. An Philologisches rührt nur der kurze Absatz 'Merkmale einer höfischen Standessprache im Teuerdank und Freidal' S. 80 f., im 4. Kapitel, wirft aber die Frage nur auf.

Skizzenhaftes dieser Art oder die Unordnung in der Aufzählung der literarischen Hilfsmittel S. 5 ff., Willkür in der Schreibung von Titeln und Eigennamen, Ungleichheiten in der Technik des Zitierens lassen vermuten, daß der Verf. nicht die letzte feilende Hand an sein Manuskript gelegt hat. Meine Einwendungen trafen in der Tat Unfertigkeiten, nicht Unfähigkeiten, und das vom Verf. Dargebotene wird seinen Platz in der Teuerdankliteratur bewahren. Man darf darum gerne der besonderen Arbeit über Maximilians Selbstbiographie entgegensehen, die der Verf. in Aussicht stellt.

Dr. Walther Gloth, Das Spiel von den sieben Farben.

(Teutonia. Arbeiten zur germanischen Philologie, herausgegeben von Dr. phil. Wilhelm Uhl, a. o. Professor an der Albertus-Universität. 1. Heft.) Königsberg i. Pr., Gräfe & Unzer 1902. XII und 92 SS. 8°.

Der erste Teil dieser Arbeit hat ein rundes, hübsches Thema: das gegenseitige Verhältnis des Spruchgedichtes von der Bedeutung der Farben und der zwei Spiele von den sieben Farben. Die Wege der Untersuchung waren schon von Bartsch, Geuther, Lier, Michels gebahnt. Sie wird aber auch nach Gloth nochmals gemacht werden müssen, weil seine Arbeit teils gute Ansätze nicht zu Ende geführt hat, teils an der Oberfläche geblieben ist.

Den Ausgangspunkt mußte das Spruchgedicht bilden. Gloth kennt von ihm mehr Hss. als Geuther, dennoch stellt er keinen

Text des kleinen Denkmals her, der doch samt den Varianten nötig ist, um das Verhältnis des kürzeren Spieles zu ihm schärfer zu erkennen. Es steht ihm so ganz nahe, daß er nur eine rohe Umsetzung des Spruchvortrags in direkte Rezitation durch zwei Personen zu sein scheint. Das Spiel ist schlecht überliefert, man erkennt, daß einzelne Fehler auf Fehler des Spruchtextes, den es benützte, zurückgehen (vgl. z. B. Spiel 774, 24 mit Spruch 39 [Hätzlerin] — in welchem Maße das der Fall ist, wird sicherer nicht beurteilt werden können, ehe nicht Text und Varianten des Spruches vollständig mitgeteilt sind. Dessen Kritik ist Voraussetzung für die Kritik des Spieltextes. So hängen denn auch die metrischen Bemerkungen Gloths völlig in der Luft. Seine Erörterungen über die Sprache des Spieles bringen die Frage nach seinem Nürnberger Ursprung um keinen Schritt weiter, als äußere Gründe sie geführt hatten.

Die Unsicherheit des Ausgangspunktes war auch der Untersuchung des Verhältnisses des längeren (von Vigil Raber überlieferten) Spieles zum kürzeren und zum Spruche sehr abträglich. Zwar formuliert Gloth die Ergebnisse, daß es nicht aus dem Spruche, sondern aus dem kürzeren Spiele stamme und daß es in Tirol gedichtet werden sei, aber keines der beiden hält Stich. Unter den Gründen für das erste werden wörtliche Übereinstimmungen mit dem kürzeren Spiel angeführt — aber die Mehrzahl von ihnen trifft Stellen, die schon das Spruchgedicht enthielt, ja unter ihnen steht der Wortlaut von Spiel² 51—54 und 67 dem des Spruches (Hätzl.) 38 und 89 näher als dem Spiele¹. Die Reimgleichheiten zwischen Spiel² 69, 167 und Spiel¹ verlieren ihr Gewicht, weil in Sp.² der Sinn ein anderer ist; Sp.² 407, das Gloth mit Sp.¹ 779, 24 vergleicht, ist formelhaft (vgl. Sp.² 359). Es bleibt nur das Zusammentreffen von Spiel 1 und 2 in der Verschiebung der Reihenfolge der Farben schwarz und weiß und vielleicht der Anklang von Sp.² 315 an Sp.¹ 777, 17. Dagegen steht der Anklang von Sp.² 58 an Spruch (Hätzl.) 43 und die regelmäßige Einführung der einzelnen Farbe durch eine Frage nach ihr wie im Spruch.

Das zweite — sprachliche — Ergebnis ruht auf unmethodischer Vermischung der Sprache der Niederschrift mit der Sprache der Reime. Die Aufzeichnung, die in Vigil Rabers Hs. vorliegt, ist ja höchst wahrscheinlich tirolisch, ob aber der Dichter Tiroler war, steht dahin. Die Beurteilung der Reime geschieht bei Gloth durchaus nach den beiden Weinholdschen Grammatiken, ohne Fühlung mit den neueren Arbeiten zur Technik der Untersuchung altdeutscher Reime und zur Kenntnis der lebenden Mundart. *precht : möcht* wird auf ein Reimschema *e : ö*, statt *æ : ä* zurückgeführt, *gesell : bell (= well)* gilt dem Verf. als *e : ë*, und mit dem interessantesten Reim Z. 5 *stett* (= *stët*) *: tret* (= *tregt*) findet er sich so ab, daß er die Weinholdschen Belege einer bayerisch-öster-

reichischen Schreibung *træt* heranzieht; *træt* ist ja freilich auch im Reim belegt (vgl. den von Zwierzina beim Teichner hergestellten Reim *stæt : træt = stæte : treit*), aber wie es tyrolisch oder überhaupt bayrisch-österreichisch auf *stêt* reimen soll? Die *iu, oi* der Niederschrift für unumgelautetes *iu* (dagegen *ei* in *pedeytet*) werden nicht genetisch vom *eu* gesondert, die *e, a* für unbetontes altes *ei*, *e* für *ī* nicht in Zusammenhang mit einander gebracht.

Kann ich denn dem ersten (philologischen) Teil der Arbeit nur das Verdienst, das Thema zum erstenmal zusammenhängend angegriffen zu haben, zuerkennen, so bietet der zweite Teil — die Untersuchung und Verfolgung des Motivs von der Bedeutung der Farben in deutscher und romanischer Literatur, ebenfalls eine erste Ernte, reicheren Ertrag. Auf die verschiedenen Quellen, aus denen das Motiv erwuchs, wird hingewiesen. Auch hier wird der Verf. durch methodische Untersuchung der einzelnen Zweige, insbesondere des geistlichen und des heraldischen, in späterer Arbeit, die er in Aussicht stellt, noch zu schärferer Sonderung der Gruppen und wahrscheinlich auch zu klarerem Bilde der Entwicklung gelangen. Für die geistliche Deutung der grünen und der blauen Farbe sei auf Konrad v. Megenberg (Smaragd 459, Saphir 458) hingewiesen, für heraldische Deutungen auf Thidrekss. (Unger) c. 174 (blau: *oc merkir blar litr kallt briost oc grimt hiarta*), c. 176 braun: *en brunn litr hans vapna mærcir hans tiginleik oc kurteisi*, c. 179 rot: *en raudr litr þeirra vapna mercir capp oc ufrid*, hier übereinstimmend mit der von Gloth S. 66 angeführten heraldischen Deutung im Blason Sicile's). Die obszöne Bedeutung des Braun scheint in die Farbensymbolik nicht hinübergewirkt zu haben.

Wien. Joseph Seemüller.

Deutsche Aufsätze für die Mittelklassen höherer Schulen, entworfen von Dr. Anton Jonas. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905. IV u. 163 SS. Preis 2 Mk.

Angesichts des noch immer nicht beendeten und auch wohl nie endgiltig zu schlichtenden Streites, welche Aufsatzart die beste wäre, scheint sich der Herausgeber an den Grundsatz gehalten zu haben, daß auch hier die gemischte Kost die zuträglichste sei. Und so finden wir in seiner 100 Nummern umfassenden Sammlung freie Themen friedlich neben Lektürethemen stehen. Die Stoffe sind aus Natur und Alltagsleben, aus der antiken und aus der deutschen Sagenwelt, aus der Geschichte und aus der Lektüre geschöpft. Die ganze Sammlung wird von einer starken sittlichen Tendenz getragen, die sich allerdings manchmal etwas zu sehr fühlbar macht und den Verf. u. a. auch verleitet hat,

Themen aus der Bibel mehr heranzuziehen, als dies sonst der Fall ist. Themen, die das religiöse Gebiet streifen, mahnen stets zu sehr großer Vorsicht.

Der erwähnten Buntheit des Inhaltes entspricht auch eine gewisse Buntheit der Darstellungsform: Es wechseln anspruchslose Nacherzählungen mit schwereren Abhandlungen, neben Schilderungen finden sich Vergleiche (diese etwas zu zahlreich). Auch die Chrie ist mehrere Male angewendet.

Der Umfang der Aufsätze ist im allgemeinen entsprechend, ebenso die Art der Durchführung und die Sprache. Aber ganz gleichmäßig ist die Behandlung der Themen nicht, es gibt neben „leichteren" Nummern recht schwere (hierher gehören insbesondere die letzten neun erst in der zweiten Auflage hinzugekommenen). Auch die Sprache ist an manchen Stellen fast zu schlicht, an anderen dagegen ziemlich umständlich und breitspurig.

Im großen und ganzen kann ja die Sammlung als recht zweckmäßig und brauchbar bezeichnet werden. Doch leider ist im einzelnen gar manches auszusetzen: Plattheiten und Unrichtigkeiten in der Auffassung, Mängel in der Sprache, sogar grammatische Verstöße, die umsomehr befremden müssen, als es sich ja um die zweite Auflage der Sammlung handelt.

Ref. hat sich folgendes angemerkt: Auf S. 4 liest man den (allgemein norddeutschen) Provinzialismus „die voraufgegangene Erzählung" statt „die vorangegangene Erzählung", ebenda „Bringen wir es nach" für „Holen wir es nach" oder „Bringen wir es ein". — Der Aufsatz Nr. 40, welcher über den Grundgedanken von Goethes Ballade „Der Fischer" handelt, zeigt uns den Verf. im Banne einer auch sonst fühlbaren nüchternen Auffassung. So schreibt er: „Sitzen wir an schönen Sommertagen an dem Ufer des Flusses oder am Strande der rauschenden See, ... da ist es uns, als ob ein menschliches Wesen uns hinabrufe in die feuchte Tiefe; und wenn uns dann nichts hindert, flugs sind die Kleider abgeworfen und in den Fluten genießen wir ein kühlendes Bad. Dann ist es mit dem Träumen zu Ende. Der Fischerknabe freilich, von der geisterhaften Naturgewalt umstrickt, kam nicht mehr zur Besinnung und versank". Warum hier übrigens der Verf. an einen Fischer**knaben** (ebenso in Nr. 73) denkt, ist unerfindlich. — Jedenfalls recht nachlässig ist auf S. 62 folgender Satz stilisiert: „Platens Ballade erzählt... von einem edlen Greise, der... vor dem Kloster von St. Just anpocht und ihn aufzunehmen bittet, um ihm ein Todeslager zu bereiten" statt „damit ihm ein Todeslager bereitet werde". — Wer mit höher gespannter Erwartung an die Lektüre des Aufsatzes „Löwen und Helden" geht, der wird auf S. 63 durch folgende urprosaische Stelle arg enttäuscht werden, die übrigens auch sachlich nicht einwandfrei ist: „Die Natur hat den Löwen mit einem großen Maule und mit starken Zähnen ausgestattet, die schräg zu einander stehen, damit er wie mit einer

Zange seinen Gegner packen und zermalmen kann. Dazu hat sie ihm starke Vordertatzen verliehen, die mit Zotten und starker Haut umgeben in scharfe Krallen auslaufen, welche er in den Leib des Gegners einschlägt, um ihn festzuhalten und zu zerreißen. Er ist weiter mit starken Hinterfüßen versehen, die ihn zu gewaltigem Sprunge und stürmischem Angriffe befähigen, und sein ganzer Leib ist mit einem dicken, zottigen Fell geschützt, durch das er gegen Verwundungen vortrefflich gesichert ist. Solche natürlichen (sic!) Organe hat der Held zum Kampfe nicht. Sein Mund ist klein, die übereinander stehenden Zähne eignen sich nicht, den Gegner zu packen; die Hände sind von zartem Bau und die Beine sind nicht befähigt zu stürmischem Sprunge; der ganze Leib ist von einer dünnen Haut umschlossen, die nur allzuleicht verwundbar ist". In ähnlichen Sphären wie die angeführte Stelle bewegt sich auch sonst öfter der Gedankengang des Verf.s, z. B. in dem Thema Nr. 46 „Mund und Maul", bei dem wenigstens schon der Titel verrät, wessen man sich zu versehen hat.

In der eben angeführten Stelle kann das ungrammatische „solche natürlichen Organe" möglicherweise als Druckfehler entschuldigt werden, ebenso auf S. 69 die Pluralbildung „Die Kiefern" (vom Singular „Der Kiefer"); aber es ist sicher kein bloßes Versehen, wenn auf S. 105 zweimal hintereinander „des Drachens" gesetzt ist.

Sprachliche Nachlässigkeiten sind nicht selten. S. 65 und 66 begegnet viermal „des Daniel" für „Daniels", wie gegenwärtig noch in der Schriftsprache üblich ist. — S. 70 liest man die unedle Wendung „Der Erlkönig macht sich an das Kind", ähnlich S. 71 „In Bürgers Ballade macht sich an das ... Mädchen der Geist des verstorbenen Geliebten". — S. 70 „Angsterfüllt klagt das Kind dem Vater seine Furcht, doch vergeblich sucht der Vater es zu beruhigen", wofür gesetzt werden müßte: „Angsterfüllt klagt das Kind dem Vater seine Furcht; er sucht es zu beruhigen, doch vergeblich". — In dem folgenden Satze (S. 85) „Auf der Eisenbahn, in Dampfschiffen und Luftballon fährt er (der Reisende) in riesiger Geschwindigkeit dahin, ohne die Beine zu diesem Zwecke zu gebrauchen, und legt so weite Strecken zurück, wie die Zugvögel es nie tun werden", stecken genau genommen fünf Fehler verschiedener Art.

Sachlich anfechtbar ist die auf S. 113 gegebene Deutung der Lessingschen Fabel „Die Eiche": „Im Gegensatz zur Eiche ist der Fuchs klein, er stellt also die kleinen, unbedeutenden Menschen dar; aber dem Fuchse haftet noch eine höchst widerwärtige Eigenschaft an, die wir aus seinen Worten ersehen. Er erkennt nämlich die Größe der Eiche erst an, nachdem sie vom Sturm gefällt und tot vor ihm liegt". Erstens spielt Kleinheit oder Bedeutungslosigkeit hier gar keine Rolle, da doch sozusagen „Fuchs" und „Eiche" ganz disparat sind, zweitens darf man vom

Fuchs nicht behaupten, daß er die Größe und Pracht der Eiche nicht habe anerkennen wollen (daher ist auch der gegen ihn im folgenden erhobene Vorwurf der „niedrigen und neidischen Gesinnung" unberechtigt), sondern wahr ist vielmehr, daß der Fuchs die Größe und Pracht der Eiche nicht hat erkennen können. Der Grundgedanke der Fabel ist demnach nicht, wie Jonas angibt: „Erkenne mit Freudigkeit die Vorzüge der großen und edlen Menschen an und hüte Dich, in Neid und Mißgunst erst nach ihrem Tode die Anerkennung auszusprechen, um Dich nicht bei den Mitmenschen verächtlich zu machen", sondern: „Wie der so kluge Fuchs die Größe der von ihm täglich gesehenen Eiche doch erst nach ihrem Falle richtig schätzen konnte, so vermag auch ein weiser Beurteiler die Größe eines bedeutenden Mannes erst nach dessen Tode zu ermessen — ganz abgesehen von der Volksmenge, die überhaupt nie zu einem richtigen Urteil in einem solchen Falle kommen wird". — Das Thema Nr. 58 „Die zwei Weisen der Totenbestattung" ist wohl von Haus aus für die Jugend ungeeignet, besonders wenn es so realistisch durchgeführt werden soll, wie es der Verf. tut („der Anblick und der Dunst der Leiche werden unerträglich" u. ä.). — Nr. 56 „Volkszählungen bei den Hebräern" und Nr. 91 „Die Zerstörung Jerusalems und das apostolische Christentum" können allenfalls als Lesestücke gelten, eine Verarbeitung zu Aufsätzen wird wohl nicht leicht möglich sein.

Zum Schlusse möge noch eine heitere Stelle aus Nr. 59 „Die Spinne und der Weber" angeführt werden: „Ist aber wirklich die Kunst der Spinne und die Kunst des Webers dieselbe? Zunächst sind doch beide in den Mitteln verschieden, mit denen sie ihr Gewebe anfertigen. Die Spinne bedient sich natürlicher Mittel. Sie ist an ihrem Hinterleib mit Drüsen ausgestattet, deren Absonderungen sie benutzt, um daraus die Fäden zu bilden, mit denen sie das Netz spinnt. Der Weber hat keine solche (sic!) natürlichen Mittel".

Mies i. B. Adolf Hausenblas.

Englische Lehrbücher.

Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Handelsschulen von Prof. Wilhelm Swoboda und Prof. Karl Kaiser. II. Teil. "*Senior Book*". Part. I. Lehr- und Lesebuch für den 2. Jahrgang des englischen Unterrichts. Mit einem Wörterbuch, einem "Pictorial Plan of London" und mehreren in den Text gedruckten Abbildungen. Wien und Leipzig, Franz Deuticke 1906. IV und 186 SS. (Wörterbuch 54 SS.). Preis: geh. 3 K, geb. 3 K 60 h. — IV. Teil. Schulgrammatik der modernen englischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Geschäftssprache. Von Prof. Wilhelm Swoboda. Wien und Leipzig, Franz Deuticke 1906. VIII und 125 SS. Preis geh. 1 K 60 h, geb. 2 K 20 h.

Während der I. Teil des für höhere Handelsschulen bestimmten Lehrbuches von Prof. Swoboda mit dem Elementarbuch desselben

Verfassers für Realschulen und Mädchenlyzeen völlig übereinstimmt, ist der vorliegende II. Teil desselben gänzlich verschieden von dem für Mittelschulen bestimmten '*English Reader*'. Das Buch besteht aus zwei Teilen, von denen der erste allgemeine Lesestücke, der zweite Geschäftsbriefe bringt. Die Lesestücke sind: 1. *Where do the English take their bread?* 2. *Corn Exchanges.* 3. *Fishing in the North Sea.* 4. *Bummarees.* 5. *The Ccaly Tyne.* 6. *The Chief Manufacturing Towns of England.* 7. *A Trip on the Thames.* 8. *Conversations.* 9. *The Story of Dick Whittington.* 10. *London Street Life.* 11. *The Business of the General Post Office.* 12. *Telegraphs and Telephones.* 13. 14. *Gideon's Front Tooth.* 15. *Merchants, Agents, and Travellers.* 16. *Why Britain is a Commercial Country.* 17. *Austria's Trade with Great Britain.* 18. 19. *Romance of Commerce: How Merchants Opened up the World.* 20. *The Cape to Cairo Route.* 21. *The Canadian Pacific Railway.* 22. *An Auction of Furs.* 23. *The Gold Fields of Australia.* 24. *The Sheep-farming Industry of Queensland.* 25. *From Mark Twain's More Tramps Abroad.* Man sieht, daß die Stoffe mit gutem Verständnis für die Bedürfnisse der Handelsakademiker ausgewählt worden sind. Die „*Exercices*", die sich an jedes Lesestück anschließen, bestehen teils aus Fragen nach dem Inhalte des Gelesenen, teils aus grammatischen Übungen, wobei einzelne Partien der Formenlehre wiederholt und die syntaktisch merkwürdigen Erscheinungen des gelesenen Textes unter Hinweis auf den entsprechenden Paragraphen der „Schulgrammatik" erklärt werden. Außerdem bestehen viele Übungen aus einer Reihe von Sätzen, in deren Lücken Präpositionen oder Relativpronomina einzusetzen sind, ferner aus Aufgaben, die der Wortbildung und Synonymik dienen. Auch fehlt es nicht an Vorschlägen zu verschiedenen Aufsatzübungen im Anschluß an den durchgenommenen Stoff.

Der zweite Teil des Buches (S. 94—163) enthält zunächst die Korrespondenz für sieben Transaktionen von der Bestellung verschiedener Waren bis zur völligen Begleichung der Rechnung. Dazwischen sind auch geschäftliche Gespräche eingestreut; außerdem sind jeder Nummer eine Anzahl „*Exercices*" beigegeben, die sich meist auf Abfassung verschiedener Geschäftsbriefe beziehen. No. 8 enthält Tratten- und No. 9 Erkundigungsbriefe. Den Schluß des Buches bilden deutsche, zum Übersetzen ins Englische bestimmte Stücke, die sich inhaltlich eng an die englischen Texte anschließen, so daß von der Beigabe eines deutsch-englischen Wörterbuches abgesehen werden konnte.

Die „Schulgrammatik" erscheint gegenüber der von mir in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1904, S. 801—803, besprochenen, für Mädchenlyzeen bestimmten Schulgrammatik um 91 Seiten verkürzt. Der Verf. hat also meinem Wunsche nach Kürzung der Grammatik entsprochen sowie er auch sonst manche in der obigen Besprechung hervorgehobene Mängel beseitigt hat. Zu billigen ist es, daß die

englischen gefaßten Regeln, die früher am Schlusse des Buches beisammen standen, jetzt auf die betreffenden Paragraphen der „Grammatik" verteilt sind. Natürlich sind jetzt die Beispiele den Texten des "*Senior Book*" entnommen, so daß der auf dem Titelblatte stehende Zusatz „mit besonderer Berücksichtigung der Geschäftssprache" gerechtfertigt ist.

Druck und Ausstattung beider Bücher sind tadellos. Zu bemängeln ist nur, daß die Anführungszeichen noch immer eine unenglische Form haben.

Nach allem Gesagten ist Prof. Swobodas „Lehrgang" für höhere Handelsschulen bestens zu empfehlen.

The Practical Englishman. Lehrbuch für öffentliche Lehranstalten und für den Privatunterricht von Louis Hamilton, Lehrer des Englischen am Seminar für orientalische Sprachen an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905. 163 SS. Preis 2 Mk. 80 Pf.

Dieses Buch hat den Zweck, den Englisch Lernenden mit dem praktischen Englisch, wie es uns im täglichen Leben und in den Zeitungen entgegentritt, bekannt zu machen. Es zerfällt in 34 Nummern, worin in zusammenhängender, beschreibender Form alle Ausdrücke zusammengestellt sind, die sich auf Haus, Zimmer, Einrichtung, Garten, Landgut, Zeit, Uhr, Berufsarten, Handel, Gewerbe, Handwerker und Handwerkszeug, Briefschreiber, Post und Telegraph, Krankheiten, Sport und Zeitvertreib, Reiten und Fahren, Anzeigen aller Art, Reisen, Hôtels beziehen. In den letzten Abschnitten findet der Lernende Dinge, die er in anderen Gesprächsbüchern vergebens suchen wird, nämlich technische Ausdrücke der Geographie, Geschichte und Politik, sowie alle Wörter und Zeichen der Arithmetik und Musik. Den Schluß bilden „Regeln zur Rechtschreibung" und „Aufgaben und Unterhaltungsthemata". Bei diesem reichen Inhalt fällt es auf, daß so naheliegende Stoffe wie der menschliche Körper und die Erziehung ganz übergangen wurden. Anderseits nehmen Annoncen, Anzeigen aller Art, Wetternachrichten, Eisenbahn- und Schiffahrtspläne und andere aus Zeitungen abgedruckte Texte 50 Seiten, also nahezu ein Drittel des ganzen Buches ein.

Der Verf. schreibt im Vorworte S. 9: „Wo die Bedeutung eines unerklärten Wortes aus dem Satze hervorgeht, da ist die deutsche Erklärung unterblieben". Diesem Grundsatze widerspricht es leider, wenn Wörter, die jeder Anfänger versteht, wie *blind* (blind) S. 53, *rolls* (rollt) S. 111 verdeutscht, dagegen technische Ausdrücke wie *Bracket chime clocks* (S. 28), und viele andere seltene Wörter, die in den „*Hunting Notes*" (S. 57 f.) und in den Zeitungsanzeigen aller Art (S. 66, 77, 79, 86) vorkommen, nicht erklärt werden; auch die einzelnen Teile des Pferdes sind nur

englisch benannt (S. 62), obwohl nicht jeder deutsche Schüler soviel Sportkenntnis hat, um die deutschen Benennungen dafür zu wissen. Zuweilen kommt die Übersetzung eines Wortes zu spät; so ist *plant* (Betriebsanlage, S. 59) erst S. 87, *bed-sittingroom* (Wohn- und Schlafzimmer, S. 64) erst S. 66, *attendance* (Bedienung, S. 66) erst S. 67 übersetzt. Ebenso werden die Abkürzungen „e. g.“ und „i. e.“, obwohl sie schon S. 13 und 18 vorkommen, erst S. 23 und 21 erklärt. Eine Inkonsequenz ist es ferner, wenn ein Wort an verschiedenen Stellen verschieden übersetzt wird; so *seed* S. 21 „Same“, S. 23 „Saat“ und 37 wieder „Same“ oder „Postanweisung“ S. 50 *post-office-order*, S. 139 *postal order*.

In sachlicher Beziehung habe ich folgende Bemerkungen zu machen: S. 15. Was für ein Unterschied ist zwischen *pen* und *nib?* — S. 17. „*citrons and lemons* (Zitronen)“; es hätte hinzugefügt werden sollen, daß „*citron*“ eine große Art Zitrone bedeutet. — S. 19. „*a commode* (Nachttisch)“; *commode* heißt aber „Nachtstuhl“; „Nachttisch“ ist *bedside-table* oder *toilet*. — S. 27. „*dial* (Zifferblatt)“; das Zifferblatt einer Taschenuhr heißt „*face*“. — S. 35. „*tail-coat* (Rockanzug)“; *coat* ist doch „Rock“ und kein „Anzug“. — S. 37. „*The pastry-cook [confectioner]* (Konditor), *sells all sorts of cakes, tarts, pies, bisquits* etc.“; *pastry-cook* heißt „Zuckerbäcker“, während „*confectioner*“, der nicht Kuchen und Torten, sondern nur Bonbons und allerlei Zuckersachen macht, „Konditor“ heißt. — S. 41. „*upholsterer* (Tapezierer) *[decorates]*“; *upholsterer* heißt jener „Tapezierer“, der gepolsterte Möbel, Matratzen usw. macht; das Dekorieren besorgt der „*decorator*“ (vgl. S. 12 *painters and decorators* [Tapezierer] *are for the interior work*). — S. 73. *tutor* „Hauslehrer“ wird zu den „*Servants*“ gerechnet! — S. 112. „*He and she, are the grammatical pronouns*“; eine neue Art Pronomina! — S. 141. „— *Dash [Hyphen]*“; *dash* ist nur der lange Gedankenstrich, während *hyphen* der kurze Bindestrich ist!

Höchst unpassend ist es ferner, in einem Schulbuch Wörter wie *a chamber* „Nachtgeschirr“ (S. 19), *bugs* „Wanzen“ (S. 33), *confinement* „Niederkunft, Geburt“ zu erwähnen. Der Verf. schreibt zwar im Vorwort S. 6: „Das Wort „Scheuerlappen“ ist ebenso wichtig wie das Wort „Verantwortlichkeit“; und wer seinen Shakespeare kennt und nicht die englische Bezeichnung für Hosenknopf weiß, der kann eben kein Englisch“. Doch wenn er Wörter, wie die obigen, bringt, scheint er mir doch etwas zu weit zu gehen.

Zuweilen ist das Deutsch des Verf. zu bemängeln: S. 51 „Bitte, wiegen Sie diesen Brief“; S. 122 „Er wird durch seine Krankheit (Examen) kommen“.

Im Druck sind einige Versehen stehen geblieben: S. 12 *on top of the house* (st. *on the top*), S. 15 *blaken* (st. *blacken*), S. 23 *mangle-wurzels* (st. *mangel*), S. 27 *wound* (aufgezogen) st. *wound*

up, S. 38 *medecines* (dreimal), S. 53 *medecine*, S. 55 *practicing*, *leap* (st. *leap*), S. 70 *adressed*, S. 75 *preperation*, S. 103 *tn* (st. *in*), S. 107 *trough*, S. 111 *ist* (st. *is*).

Trotz der angeführten Mängel kann das Buch, besonders unter der Anleitung eines guten Lehrers, mit Vorteil verwendet werden.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Zur Kunde der Balkanhalbinsel. Reisen und Beobachtungen. Herausgegeben von Dr. Karl Patsch, Kustos am Bosnisch-Hercegovinischen Landesmuseum in Sarajevo. Heft 2: Aus Bosniens letzter Türkenzeit. Hinterlassene Aufzeichnungen von Med. univ. Dr. Josef Koetschet. Veröffentlicht von Jur. Dr. Georg Grassl (1905). Heft 4: Makedonische Fahrten. Von Adolf Struck, Bibliothekar am Kais. deutschen archäologischen Institut in Athen. I. Chalkidike. Mit 12 Abbildungen und 3 Kärtchen im Text und einer Routenkarte (1907). Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Wenn einer unserer jungen Gymnasiallehrer etwa nach Triest versetzt wird (früher würde ich gesagt haben: nach Vinkovce oder Rakovac bei Karlstadt), so wird er gleich finden, daß der Gang der Ereignisse in dem neuen Umkreise von Faktoren abhängt, von denen er während seiner Universitätsstudien in Innsbruck oder Prag eine nicht genügende Vorstellung erworben hat. Vielleicht ist er in der Lage des Herausgebers dieser Sammlung, Dr. Patsch, der als Archäologe nach Sarajevo kam und Elastizität genug besaß, um sich die Sprache und mit ihr eine genaue Kenntnis von Land und Leuten anzueignen. Oder gesetzt den Fall: unsere Reserveoffiziere wollen sich näher unterrichten, da Bosnien, Herzegowina mit Montenegro und Dalmatien leicht wieder zum Kriegstheater werden können. Allen diesen Kategorien sind die nachgelassenen Aufzeichnungen des Dr. Koetschet zur Lektüre zu empfehlen. Josef Koetschet war 1830 in der Schweiz geboren und studierte in Bern, dann in Heidelberg und Wien Medizin, ging mißvergnügt mit der Heimat und abenteuerlustig während des Krimkrieges in türkische Dienste, gefiel dem Serdar Ekrem (Feldmarschall) Omer Pascha (dessen Leben Koetschet 1885 beschrieben hat) und kam so 1864 nach Sarajevo, wo er bis zu seinem Tode (1898) geblieben ist. Er bekleidete hier den Posten eines Stadt- und Polizeiarztes, mit Unterbrechungen aber auch gleichzeitig die angesehene Stelle eines Vilajetsekretärs, als welcher er der vertraute Ratgeber der Generalgouverneure wurde.

Auf diese Weise lernte Koetschet die Verhältnisse genau kennen: die österreichischen Generale in Dalmatien, Rodić und Jovanović, die die Okkupation vorbereiteten, den Fürsten Nikita von Montenegro und seine Politik, die ottomanischen Würdenträger nicht nur in Sarajevo und Mostar, sondern auch in Stambul. In den Jahren 1875—1878 war Dr. Koetschet beständig zwischen den

kritischen Punkten unterwegs, da er zu den verschiedensten Missionen verwendet wurde. Er unterrichtet auch über die Stimmung der Bevölkerung, über die Hetzarbeit der Russen. Darnach behandelt er 1. den Aufstand in der Herzegowina 1875—1876, 2. die Auflösung der ottomanischen Herrschaft in Bosnien und der Herzegowina, sowie die Okkupation durch Österreich-Ungarn 1877—1878 in willkommener Ergänzung der darüber erschienenen offiziellen Publikationen.

Der Wert des Heftes von Struck über die Chalkidike liegt in anderer Richtung. Der Verf. hat in den Jahren 1898 bis 1903 Makedonien durchwandert, um für die antike Topographie dieses Landes eine sichere Grundlage zu schaffen. Er erkannte bald, daß hiezu archäologische Funde nicht ausreichen, sondern eine möglichst vielseitige Beobachtung nötig sei, sowie sie Dr. Patsch in den Schriften der Balkankommission der kais. Akademie für die Lika und das Sandschak Berat mit Glück zur Anwendung gebracht hat. Indem der Verf. zunächst den Südwesten der Chalkidike und die Landzungen Kassandra und Longos ins Auge faßt, kommen wir mit ihm in die Gebiete der berühmten Griechenstädte Olynthos und Potidaia (deren Umgebung durch ein Kärtchen verdeutlicht wird); auf einer weiteren Tour nach Stageira (dem Geburtsorte des Aristoteles) und nach Akanthos, von wo aus wir zu dem auf Befehl des Großkönigs Xerxes gegrabenen Kanal an der Wurzel der Athoshalbinsel geführt werden; auch von diesem Gelände, der sog. Prowlaká, ist ein Kärtchen beigegeben. Die Athoshalbinsel selbst wird in die Darstellung nicht einbezogen, da der Verf. annimmt, daß durch die berühmte Schilderung in Fallmerayers „Fragmenten aus dem Orient“ und neuerdings in H. Gelzers hübsch illustriertem Buch „Vom Heiligen Berge und aus Makedonien“ (Leipzig 1904) das Interesse erschöpft ist. Aber für die übrige Chalkidike gibt er genauen Aufschluß auch über die ethnographischen und die allgemein geographischen Verhältnisse, mit Abbildungen der Örtlichkeiten und unter Hinzufügung einer Routenkarte, durch die in mehreren Punkten die vom militär-geographischen Institut in Wien herausgegebene Generalkarte eine Verbesserung erfährt; so daß dieser Beitrag zur historischen Landeskunde höhere Anforderungen befriedigt und zugleich den Erklärern des Herodot, des Thukydides und des Demosthenes die besten Dienste leistet.

Prag. J. Jung.

Fischer-Geistbeck, Erdkunde für höhere Schulen. Sechs Bändchen. Berlin und München, Druck und Verlag von R. Oldenbourg 1906.

In dem vorliegenden Werke wird der gesamte Stoff des erdkundlichen Unterrichtes in sechs mäßig starken, hübsch karto-

nierten Bändchen in der Weise geboten, daß die vier ersten Bändchen eine abgeschlossene Darstellung des Lehrpensums der unteren Klassen darbieten, während die beiden letzten für eine höhere Stufe berechnete „Wiederholungskurse" geben.

Diese auch sonst in reichsdeutschen Lehrbüchern, z. B. in der „Kleinen Geographie" Kuges, übliche Zweistufigkeit halte ich für sehr ersprießlich und würde seine Durchführung an österreichischen Mittelschulen mit Freuden begrüßen. — Der erste Teil des vorliegenden Lehrbuches enthält die geographischen Grundbegriffe und eine Übersicht der Länderkunde; dann eine etwas eingehendere Behandlung des Deutschen Reiches und Mitteleuropas. Vom letzten Punkte abgesehen, entspricht diese Gruppierung also so ziemlich dem Pensum unserer ersten Klasse des Gymnasiums oder der Realschule. Im einzelnen finde ich die Behandlung der „Erde als Himmelskörper" recht gelungen. Sehr dürftig dagegen sind die „Kartographischen Elemente" ausgefallen. Hiebei dürfte die Verff. wohl die Schwierigkeit der Behandlung für diese Altersstufen zur Kürze veranlaßt haben. Aber ich glaube kaum, daß dadurch die Darstellung an Deutlichkeit gewinnt. Im Gegenteile möchte ich fast behaupten, daß hier nur ein ziemlich ausführliches Eingehen auch auf gewisse Einzelheiten auf Verständnis bei den Schülern rechnen kann.

Der Abschnitt „Die Erdoberfläche und ihre Bewohner" ist im ganzen sehr erfreulich, nur sind mir neben den vielen, meist sehr anschaulichen und instruktiven Figuren hie und da einige weniger klare aufgefallen. So z. B. wird der Schüler aus der Figur „Längen- und Quertal" (S. 16) kaum eine Anschauung dieser Formen gewinnen können. Auch die „Quelle" (ebenda) ist wenig deutlich; dasselbe gilt von dem verschwommenen „Delta" (S. 17) und von der Kartenskizze „Stufenland" (S. 18). In der Farbengebung, wie in der Zeichnung gleich unzulänglich ist die Tafel der fünf Menschenrassen. Waren hier einige der beigegebenen Bilder zu tadeln, so verdienen nicht nur hier, sondern durchwegs in allen Bändchen die verwendeten Reproduktionen typischer Landschaften volles Lob. Sie sind, mit ganz wenigen Ausnahmen, wirklich gelungen und vor allem charakteristisch. Wenngleich kein großer Freund der Illustrationen in Lehrbüchern, gebe ich doch gerne zu, daß das hier gebotene, ungemein glücklich ausgewählte Bildermaterial sehr ersprießlich wird verwendet werden können. Im „Zweiten Teile", der „Europa ohne das Deutsche Reich" enthält, fiel mir auf, daß bei der Darstellung der Alpen, die wohl auch etwas ausführlicher sein dürfte, die Böhmsche Einteilung noch immer keine Verwendung findet, was ich im Interesse der Einbürgerung dieser bisher bestbegründeten Gliederung der Alpen sehr bedauere. Daven abgesehen, ist die sehr knappe, aber prägnante Darbietung des Stoffes durchwegs ansprechend. Im einzelnen möchte ich nur folgendes bemerken: Der Satz (S. 10) „als Re-

der alten Seebedeckung ist der Plattensee erhalten geblieben“ scheint mir nicht ganz einwandfrei zu sein, da er leicht zu dem Irrtum führt, als ob das heute die Plattenseepfanne füllende Wasser ein Rest alten Seewassers wäre. Die wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Monarchie (S. 21) sind zum mindesten ungenau gekennzeichnet, wenn es heißt, daß „Kohle und Eisen nicht allzu reichlich im Lande vorhanden sind“. Hier wie in den folgenden Bändchen begrüße ich die hübschen und gottlob einfach gehaltenen Profile mit Freuden. Daß sehr häufig einzelne zusammenfassende Sätze, die dazu sehr dogmatisch gehalten sind, durch fetten Druck besonders hervorgehoben werden, hat nichts Anstößiges, so lange es sich um unbestreitbar Richtiges und entsprechend Wichtiges handelt. Wenn aber anfechtbare Sätze, wie (S. 31) „Unter allen Ländern erfreut sich Frankreich der meisten Naturgaben“; oder Banalitäten, wie (S. 43, dritter Teil) „Der größte Teil der Neger ist dem Heidentum ergeben“ in dieser Form erscheinen, ist es nicht ganz zu billigen. Indessen sind dies Mängel, die nur sehr selten auftreten und dem sonstigen Werte des Buches keinen Eintrag tun. Der „Dritte Teil“ gibt die außereuropäischen Erdteile und, ziemlich ausführlich, „Die deutschen Kolonien“; der „Vierte Teil“ die „Länderkunde des Deutschen Reiches“. Beide Bändchen zeigen in reichstem Maße die früher geäußerten Vorzüge. Ganz besonderes Lob verdient die mit liebevoller Genauigkeit auf die unterscheidenden Merkmale der natürlichen Landschaftsgebiete eingehende Schilderung des Deutschen Reiches. Die beiden letzten Bände enthalten eine kurze Wiederholung des gesamten länderkundlichen Materiales, wozu im „Fünften Teile“, der Europa behandelt, eine sehr hübsche Darstellung der wichtigsten Verkehrswege der „Jetztzeit“ (warum nicht „Gegenwart“?!) und eine recht faßliche Zusammenstellung der Elemente der mathematischen Geographie kommt. Der letzte (sechste) Band endlich gibt die Wiederholung der außereuropäischen Erdteile und eine vergleichende Übersicht der Handelswege bis zur Gegenwart, also einen, übrigens sehr lehrreichen, Exkurs auf das Gebiet historischer Erdkunde. Eine hübsche Zusammenfassung der physikalischen Erdkunde, die namentlich für reifere Schüler, für die sie ja gedacht ist, sehr brauchbar sein dürfte, schließt das Werk. Erwähnen wir noch, daß zahlreiche Kartenskizzen, schematische Figuren und Diagramme dem Verständnisse in allen sechs Bändchen entgegenkommen, daß einfache Tabellen das statistische Material übersichtlich gestalten, so haben wir zum Schlusse noch einen wesentlichen Vorzug dieses im ganzen durchaus erfreulichen Werkes gebührend hervorgehoben.

Wien. B. Imendörffer.

Koppe-Diekmann, Geometrie zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten. Ausgabe für Reallehranstalten in drei Teilen. I. Teil der Planimetrie, Stereometrie und Trigonometrie. 23. (der neuen Bearbeitung 7.) Auflage, besorgt von Dr. Karl Knops, Oberlehrer am Realgymnasium zu Essen. Mit 8 Tafeln, 184 Figuren und zahlreichen Übungen und Aufgaben. Essen, G. D. Bädeker 1906. Preis geb. 2 Mk. 40 Pf.

Koppe ist der älteren österreichischen Lehrergeneration noch in guter Erinnerung. Als überaus fruchtbarer Schulschriftsteller reicht er bis in die vormärzliche Zeit zurück. Neben seiner „Geometrie in drei Teilen" erschienen eine „Arithmetik und Algebra", „Erster Unterricht in der Naturlehre", „Anfangsgründe der Physik für die oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen" und ein „Leitfaden für den Unterricht in der Naturgeschichte", die alle eine große Anzahl von Auflagen erlebten. Die angeführten mathematischen und physikalischen Lehrbücher haben auch den offiziellen Weg nach Österreich gefunden und wurden 1869, damals schon in 3.—10. Auflage, für österreichische Mittelschulen für zulässig erklärt; allerdings erscheinen sie im amtlichen Lehrbücherverzeichnisse von 1878 nicht mehr aufgenommen, obwohl namentlich die physikalischen Bücher sich größerer Beliebtheit erfreut und ziemliche Verbreitung gefunden hatten. Teils hatte die inländische Schulbücherliteratur schon Fortschritte gemacht, teils waren sie von den Erzeugnissen anderer reichsdeutscher Autoren überflügelt worden. Seither sind mit dem Verzeichnisse approbierter Lehrbücher der Mittelschulen vom Jahre 1888 überhaupt alle Lehrbücher der Mathematik und Physik ausländischer Provenienz, als letzte die mit Recht geschätzten und weit verbreiteten Bücher von Wittstein, Wiegand und P. Münch, aus unseren Mittelschulen verschwunden und die österreichischen Fachlehrer fühlen zur Zeit kaum mehr ein Bedürfnis, für die Schule auf fremden Markt zu gehen; die inländischen Lehrbücher vermögen einen Vergleich mit denen des Auslandes recht wohl auszuhalten. Gleichwohl bleibt es unsere Pflicht zuzusehen, „wie andere es treiben" und gibt es noch immer aus der reichsdeutschen Schulbücherliteratur für unsern Betrieb manches zu lernen.

Ob dies gerade bei dem vorliegenden Buche zutrifft, ist zweifelhaft, trotzdem es, nach der Zahl der Auflagen zu schließen, sich großer Wertschätzung im Reiche erfreut und mit der gegenwärtigen Auflage nun schon auf den dritten Bearbeiter übergegangen ist. Es ist dem Ref. in dem Buche nichts von Wesenheit begegnet, das in unseren Lehrtexten gleicher Stufe nicht wenigstens ebenso gut, wohl aber manches, das in diesen besser dargestellt wird. Als erster von den drei Teilen der für Reallehranstalten bestimmten Ausgabe der Koppe-Diekmannschen Geometrie ist es etwa für die Tertia bestimmt und enthält einen ersten Kurs durch die Planimetrie, Stereometrie und Trigonometrie, de

zweiter Teil eine Bifurkation durch diese drei Gebiete (Sekunda) und als dritter Teil die Grundlehren der darstellenden Geometrie, der synthetischen Geometrie der Kegelschnitte und analytischen Geometrie der Ebene (Prima) folgen. In diesem ersten Teile ist die Planimetrie ungefähr in dem Umfange enthalten, der unserer Realschulquinta entspricht; die Stereometrie ist in dem Ausmaße unserer Realschulquarta gehalten und die Trigonometrie behandelt die elementaren Auflösungsfälle des recht- und schiefwinkeligen Dreieckes unter der Beschränkung auf die vier Funktionen *sin*, *cos*, *tg* und *cot*, auf die zwei ersten Quadranten und auf die notwendigsten goniometrischen Formeln mit Ausschluß der goniometrischen Gleichungen. Von der vorausgehenden, noch von dem unterdessen verstorbenen Prof. Diekmann besorgten Auflage weicht die gegenwärtige Neuauflage in Bezug auf Inhalt und Anordnung nur unwesentlich ab. Der Neubearbeiter beschränkte sich eben fast nur auf eine gründliche Durchsicht des Buches nach der Form der Darstellung und der sprachlichen Seite im Sinne der Forderung der Instruktionen zu den neuen preußischen Lehrplänen, „auch im Mathematikunterrichte die Muttersprache zu pflegen". Diesem Umstande mag z. B. die Ersetzung der wenigsagenden Bezeichnungen „Anwinkel" und „Gegenwinkel" durch die allerdings auch nicht einwandfreien Namen „Ergänzungswinkel" und „gleichliegende Winkel" und die Verdeutschung der „Zentriwinkel" und „Peripheriewinkel" als „Mittelpunkts-" und „Umfangswinkel" zuzuschreiben sein. Trotz der beharrlichen Vermeidung von „Zentrum" verschmäht er aber inkonsequenterweise „zentrisch drehen" und infolgedessen auch „Drehzentrum" nicht und findet für „konzentrisch" keinen passenden Ersatz. Ob er sich mit der allerdings recht kurzen Bezeichnung „Inkreis", „Umkreis" und „Ankreis" in den Dienst der deutschen Muttersprache stellt, ist recht zweifelhaft; auch die Bezeichnung „Sehnentangentenwinkel" für den bekannten speziellen Fall des Peripheriewinkels ist einerseits wenig schön, anderseits entbehrlich. In Bezug auf Methode, Art der Beweisführung, Anordnung der Lehrsätze ist für uns kaum etwas zu lernen. Die Wissenschaftlichkeit tritt sogar manchmal gegenüber dem praktischen Betrieb — vielleicht mit Rücksicht auf den Realschulstandpunkt — bedenklich zurück; dies geht so weit, daß die Umkehrung eines Lehrsatzes, statt bewiesen, erschlichen wird (§ 39, Symmetrale; § 57, 5 Winkel im Halbkreis).

Von Wert ist das Buch für den österreichischen Lehrer, der nach Beispielen sucht; dieselben findet er im Buche als Übungen und Aufgaben überall, namentlich als planimetrische Konstruktionsaufgaben, in großer Zahl und Auswahl. Die gegebenen Lösungen sind freilich nicht immer methodisch und typisch, sondern tragen, gleich den Ableitungen mancher Lehrsätze, den Charakter des Zufälligen und Erkünstelten an sich. Was für unsern Lehrbetrieb lehrreich sein kann, ist die weitgehende Ausnützung des Begriffes

der axialen und zentrischen Symmetrie, die tatsächlich in unseren Lehr- und Übungsbüchern nicht genug Berücksichtigung findet.

Dem Lehrbuche ist eine Tafel der goniometrischen Funktionen der Winkel von 10 zu 10 Minuten beigegeben, was nach unseren Forderungen an ein Lehrbuch nicht zweckentsprechend erscheint. Den Schluß bildet ein Appendix von acht Tafeln mit den Zeichnungen zur Erläuterung der schwierigeren Aufgaben aus der Planimetrie.

Bozen. Dr. A. Lechthaler.

Handbuch der Erdbebenkunde. Von August Sieberg, erstem Assistenten am meteorologischen Observatorium in Aachen. Mit 113 Abbildungen und Karten im Text. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1904. Preis geb. Mk. 8·5.

Der gegenwärtige Stand der Erdbebenkunde wurde in dem vorliegenden Buche in objektiver und übersichtlicher Weise dargestellt; es wurden theoretische Betrachtungen herangezogen und auch auf die praktischen Forschungsmethoden des Näheren eingegangen, ferner wurde die Einrichtung und der Gebrauch der derzeit meist verwendeten Instrumente der Erdbebenkunde gelehrt. Weil für das Deutsche Reich eine einheitliche Organisation der Erdbebenforschung in Aussicht genommen ist, und bei der Durchführung dieses Planes auch die Mitwirkung des Publikums beansprucht wird, ist die Darstellung so gehalten, daß der Inhalt des Buches auch weiteren Bevölkerungschichten verständlich sein wird; es wurde zu diesem Zwecke ein minimales Maß von Vorkenntnissen vorausgesetzt. Übrigens wird das Buch besonders in den Abschnitten über Erdbeben-Meßinstrumente und über die heutigen Berechnungen und Einrichtungen der Seismologie auch dem Fachmanne sehr gute Dienste leisten und für diesen ein treffliches Nachschlagebuch sein.

In der Einleitung werden die Arten der Bodenbewegungen geschildert und von der Entwicklung und Beschaffenheit des Erdkörpers gesprochen, dann wird auf die Erdbebenerscheinungen im allgemeinen, die geographische Verteilung der Hauptschüttergebiete der Erde in erster Linie des Näheren eingegangen.

Der zweite Abschnitt nimmt auf die Seebeben Bezug, die als Erschütterungen anzusehen sind, deren Ursprung im Meeresboden liegt und die sich, auf die ozeanische Wassermasse übergehend, in derselben als Elastizitätswellen fortpflanzen. Weiters finden wir eine ausführliche Erörterung der sogenannten Fernbeben, mit welchem Namen man die von einem weit vom Beobachtungsorte entfernt liegenden Erdbebenherde ausklingenden Bodenschwingungen bezeichnet.



Außer den genannten makroseismischen und mikroseismischen Bewegungen gibt es noch Bodenbewegungen, deren Entstehungsursachen außerhalb des Erdballes liegen und daher nicht zu den eigentlichen Erdbeben gerechnet werden dürfen. Diese werden in den folgenden Darstellungen des Verf.s zur Sprache gebracht. — Im Abschnitte, der von den Erdbeben-Meßinstrumenten handelt, finden wir allgemeine Bemerkungen über Seismoskope, Seismometer, Mareographen, deren Aufstellung und Wirkungsweise, wobei der Grad der Verwendbarkeit einzelner Seismometer besonders beleuchtet wird.

Im einzelnen bespricht der Verf. die Seismoskope, die Seismometer mit optischer und mechanischer Registrierung, ferner die Flutmesser. Nur solche neuere Erdbebenmesser wurden in dem Buche beschrieben, denen gegenwärtig der größte praktische Wert oder die weiteste Verbreitung zukommt.

Von praktischer Bedeutung sind die Erörterungen über die seismologischen Untersuchungsmethoden (Bearbeitung von Nah- und Fernbeben), wobei unter andern auf die genaue Bestimmung der Lage des Epizentrums, der Fortpflanzungsgeschwindigkeit und der Herdtiefe Rücksicht genommen wird. — Im Schlußabschnitte wird der in den verschiedenen Ländern organisierte heutige Erdbebenbeobachtungsdienst besprochen, die augenblickliche Verteilung der Seismometerstationen über die Erde angegeben, auf die Bestimmungen der beiden in Straßburg 1901 und 1903 stattgefundenen internationalen seismologischen Konferenzen aufmerksam gemacht und ein kurzer Abriß der angewandten Seismologie gegeben. Dem sehr instruktiven Buche sind Hilfstafeln zur Berechnung von Fernbeben beigegeben, welche Prof. Dr. W. **Láska** in Lemberg aufgestellt hat.

Das Buch ist auf Grund eigener Arbeiten des Verf.s, sowie der Arbeiten hervorragender Forscher auf dem Gebiete der Erdbebenkunde verfaßt worden. Die jederzeit gewissenhaft angegebene Literatur setzt den Leser des Buches in den Stand, auf die Originalarbeiten zurückzugreifen.

Kleiber-Scheffler, Physik für die Oberstufe (mit math. Geographie und Chemie). Ungeteilte Ausgabe. München und Berlin, R. Oldenbourg 1905.

Unter besonderer Berücksichtigung der norddeutschen Lehrpläne wurde das vorliegende Lehrbuch der Physik verfaßt. Anerkennenswert ist die sehr häufig vorgenommene Erklärung schwierigerer Partien durch Vergleiche und Analogien, ferner die in allen Teilen sehr übersichtlich gehaltene Anordnung des Lehrstoffes. Die mathematischen Deduktionen wurden in eigene Abschnitte verlegt, so daß auch in diesem Buche das Lehrpensum für die Unterstufe klar hervortritt. Mit Anerkennung müssen auch die zahlreichen Übungsaufgaben, welche dem Buche beigegeben

sind, genannt werden. Auch sogenannte „Experimentieraufgaben“ finden wir an mehreren Stellen des Buches. Die Ausstattung desselben in typischer Beziehung und durch Hinzufügung sehr gelungener Figuren, welche den besten Quellen, so z. B. der „Einführung in die Elektrizitätslehre“ von Kolbe entnommen sind, ist eine sehr ansprechende. Vielleicht ist gerade in der Beigabe so vieler Abbildungen, wie wir sie in dem Buche finden, zu weit gegangen worden.

Im einzelnen hätte Ref. Nachstehendes zu bemerken: Der Begriff des „Dyns“ ist zu unvermittelt eingeführt und hätte erst im Anschlusse an die Bewegungserscheinungen der Körper gegeben werden sollen. Das spezifische Gewicht eines Körpers ist an mehreren Stellen mit dessen relativer Dichte verwechselt worden. Das spezifische Gewicht kann niemals eine unbenannte Zahl sein. Die experimentelle Bestimmung des spezifischen Gewichtes, bezw. der relativen Dichte hätte ebenfalls an einer späteren Stelle zur Erörterung gelangen sollen.

Die Arbeit einer Kraft hätte auch für den Fall besprochen werden sollen, daß Kraft und Wegrichtung nicht zusammenfallen. — Die Apparate für die Zeitmessung hätten einer späteren Stelle vorbehalten werden sollen, an der ihnen von Seite des Schülers volles Verständnis entgegengebracht wird. — Die Bedingungen für die Standfestigkeit von Körpern wären mathematisch abzuleiten gewesen. Genauer und eingehender hätte die harmonische Bewegung erörtert werden sollen. Die Kapillarelevation und Depression wäre vollständiger zu behandeln gewesen. In der Formulierung des Mariotteschen Gesetzes hätte noch mehr betont werden sollen, daß dieses nur für gleichbleibende Temperaturen giltig ist. Der experimentelle Nachweis des Gay-Lussacschen Gesetzes hätte strenger erbracht werden sollen, als es in dem Buche tatsächlich geschehen ist oder angedeutet wurde.

In der Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität wäre intensiver der Begriff der Kraftlinien zu betonen und zu verwerten gewesen. Spannung und Potential sind nicht identisch und hätten von einander scharf geschieden werden sollen. Statt des Voltaschen Fundamentalversuches wäre es zweckmäßiger gewesen, die Potentialdifferenz an den Polen eines offenen galvanischen Elementes zu besprechen und elektrometrisch zu verfolgen. Genau hätte das elektrostatische und elektromagnetische Maß besprochen werden sollen. Die theoretischen Erläuterungen über Dynamomaschinen lassen viel zu wünschen übrig; auch in diesem Abschnitte hätte die Theorie der Kraftlinien sich fruchtbringend erwiesen.

Die Lehre vom Lichte ist in zweckentsprechender Weise erörtert worden; allerdings hätte der Abschnitt über optische Instrumente noch mancher Ergänzung bedurft.

Den Schluß des Buches bilden kurze Abrisse über Astronomie und anorganische Chemie, ferner ein Anhang, der auf die Geschichte der Physik bezugnimmt.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. E. Dennert, Die Pflanze, ihr Bau und ihr Leben. Mit 141 Abbildungen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Sammlung Göschen. Leipzig, Göschensche Verlagshandlung 1905. 152 SS. Duodez. Preis 80 Pf.

Nach dem Geleitworte hat das Büchlein den Zweck, kurz und bündig in die allgemeinen Fragen der Botanik einzuführen, das Allerwichtigste aus der Anatomie, Morphologie und Physiologie der Pflanzen in leicht verständlicher Form darzustellen und somit eine rasche Orientierung über das Leben der Pflanze zu ermöglichen. Um ein solches Kompendium, wenn es einen Wert haben soll, verfassen zu können, bedarf es nicht nur einer gediegenen Fachkenntnis, sondern auch eines gewissen Geschickes, um das Wesentliche aus der Fülle der Tatsachen herauszufinden, gewissermaßen den Kern aus der Hülle herauszuschälen. Dennert besitzt beides; es ist ihm daher auch tatsächlich gelungen, dem oben angegebenen Zwecke gerecht zu werden; er hat den überreichen Stoff gut gegliedert und abgegrenzt, klar und einfach den endo- und exomorphen Bau der Pflanze dargestellt, überall dort, wo es zweckmäßig oder nötig erschien, auf die Bedeutung des Organes für das Leben der Pflanze hingewiesen und im letzten Abschnitt die das Leben bedingenden Vorgänge erörtert. Mitunter werden auch Ausblicke in (scheinbar) außerhalb des eigentlichen Themas liegende Gebiete gemacht, wie bei der Besprechung der Kausalität und der teleologischen Erklärungsweise, um auf den Zusammenhang der organischen Welt hinzuweisen; auch erst kürzlich gemachte Entdeckungen, wie die der Fühltüpfel, eines Sinnesorganes gewisser Rankenpflanzen, finden Erwähnung. Seine Brauchbarkeit hat das überdies auch sehr gut geschriebene Buch schon durch das Erscheinen einer dritten Auflage erwiesen.

Auf einiges möchte ich im folgenden hinweisen, das mir verbesserungsbedürftig erscheint. Auf S. 26 wird über die Bedeutung der Gefäßbündel gesagt, daß der Gefäßteil zur Leitung des Wassers dient; es sollte in Parenthese hinzugefügt werden „und der darin gelösten Nährsalze“, wie dies später im Kapitel „Ernährung“ auch richtig angegeben ist. Den Satz auf S. 79: „Bei den reduzierten Organen handelt es sich besonders um Schmarotzer“ möchte ich lieber umgekehrt aufstellen: „Bei den Schmarotzern usw.“. Das Wort „Mode“ in dem Satze (S. 80): „Es gibt Parasiten, bei denen die altherkömmliche Mode der Pflanzenernährung ....“ klingt doch gar zu banal. Nicht nur die Pollen-

säcke, wie es S. 94 heißt, sondern auch die beiden Thecae werden durch das Konnektiv verbunden (ausgenommen bei Salvia usw.). Der Ausdruck „Sameneiweiß für Endospern oder Keimnährgewebe sollte wegen der Konkurrenz im chemischen Sinne nicht mehr gebraucht werden; in der Tat finden wir in neueren Lehrbüchern den Namen nicht mehr. Das Schwammparenchym des Blattes (S. 113) möchte ich wohl nicht allein als Transpirationsgewebe bezeichnen; es ist doch auch ein Leitungsgewebe, dessen an die Palisaden stoßende Zellen die Saugorgane des Baustoffes, die übrigen die fortschaffenden und überleitenden Organe sind, d. h. diejenigen, die den Baustoff dem Siebteil übermitteln. Von dem unschönen Worte „Keimling“ sollten wir uns wohl schon emanzipieren, Keim sagt genau dasselbe und ist gut deutsch.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Dr. J. Gränzer, Grundriß der Naturgeschichte des Mineralreiches für die 3. Klasse der Gymnasien. Mit 164 Abbildungen im Texte, davon 58 in Farbendruck. Wien, Verlag von A. Hölder 1906. Preis geb. 2 K.

Dr. Gränzers Lehrbuch fällt durch seinen verhältnismäßig großen Umfang auf; diesen erklärt der Verf. in einem dem Buche beigegebenen Begleitworte, indem er sagt, sein Buch solle keinen Memorierstoff, sondern einen Lesestoff bieten, der geeignet wäre, das Interesse der Schüler anzuregen. Er erwähnt übrigens selbst, daß nicht der ganze Stoff in der Schule durchgearbeitet werden müsse und daß manches, was dem Lehrer zu schwierig erscheine, oder was er für überflüssig erachte, weggelassen werden könne. Daß einige Mineralien und Gesteine im Lehrbuche Erwähnung finden, die als bedeutungslos für die meisten Gymnasien ganz gut hätten wegbleiben können, kann den Wert des Buches nicht beeinträchtigen, wenn man erwägt, daß in der Mineralogie die lokalen Verhältnisse einer Schule mindestens ebensosehr zu berücksichtigen sind wie in jedem anderen Zweige der Naturwissenschaften.

Die im 1. Semester von den Schülern erarbeiteten physikalischen und chemischen Kenntnisse werden sehr ausgiebig verwertet. Ein Anhaltspunkt für die chemische Zusammensetzung der Mineralien ist den Schülern durch die Einteilung derselben in Halite, Karbonate, Sulfate, Phosphate, Oxyde, Silikate, Sulfidische Erze, Elemente und Brenzen gegeben. Auch andere Wissenschaften wie Geographie, Geschichte, Pflanzen- und Tierkunde usw. werden, soweit sie Berührungspunkte mit der Mineralogie aufweisen, beachtet. Hier scheint der Verf. etwas über das Ziel geschossen zu haben. Es ist schon gut, wenn die Rolle, welche ein Mineral im Haushalte der Natur spielt, entsprechend in der Schule gewürdigt

wird; die Mineralogie darf aber dabei nicht in Technologie übergehen. Weitläufige Erörterungen über gewisse Industriezweige gehören in das deutsche Lesebuch und finden sich auch daselbst. Ebenso wären manche kulturgeschichtliche Details aus dem Lehrbuche zu verbannen, oder das Buch wäre wenigstens so einzurichten, daß der Lesestoff vom eigentlichen Unterrichtsstoff deutlich getrennt sei. Bis jetzt ist es nicht der Fall, denn selbst im Großdrucke finden sich Angaben, welche die Schüler der 3. Klasse nicht zu wissen brauchen. Die Zahlen für Härte und Dichte sollten nie durch Dezimalzahlen ausgedrückt sein, viele Mineralfundorte und die übertriebene Menge statistischer Details hätten zu entfallen.

In der Kristallographie beschränkt sich der Verf. auf eine kurze Beschreibung der Kristallformen und sieht von den Symmetrieverhältnissen ganz ab. Der Absatz über Entstehung und Wachstum der Kristalle hätte ganz gut wegbleiben können.

Dr. Gränzer hat in seinem Grundriß mit vieler Sachkenntnis und großem Fleiße ein reichhaltiges Material zusammengetragen; der Verleger hat keine Kosten gescheut, das Buch würdig auszustatten. Druck und Papier sind tadellos. Die Abbildungen in Farbendruck, die nur Erinnerungsbilder an die in der Schule gesehenen Mineralien sein sollen, sind sehr gut gelungen.

Wien. H. Vieltorf.

Dr. Oskar Schmidt, Metalloide. (Anorganische Chemie. 1. Teil.) Leipzig, Göschen 1904. (Sammlung Göschen.) 155 SS.

Das Büchlein ist in geradezu einschmeichelndem Tone geschrieben; man wird es, einmal begonnen, gerne zu Ende lesen. Die darin beliebte Art der Darlegung des Stoffes, die im großen und ganzen als sachlich richtig und stilistisch klar bezeichnet werden kann, scheint dem Ref. die geeignete zu sein, wenn auf so engem Raume ein Wissensgebiet behandelt werden soll. Das Ganze ist erfüllt von didaktischem Geiste, der sich allerorten, so z. B. insbesondere in den Definitionen von Säuren und Basen, vorteilhaft äußert.

Trotz des geringen Umfanges enthält das Werkchen eine anerkennenswerte Fülle wichtiger Tatsachen. Das sogenannte „Allgemeine“ ist am Eingang des Ganzen auf wenige Seiten beschränkt; im speziellen Teile wird aber jede Gelegenheit wahrgenommen, um den allgemeinen, mehr theoretischen Teil zu erläutern, zu festigen und zu ergänzen, nach des Ref. Meinung ein ganz richiger Weg zur Erreichung eines guten Erfolges.

Im besondern ist lobenswert die leichtfaßliche, keine Zweideutigkeiten zulassende, geradezu mustergiltige Nomenklatur

Eine Bemerkung wie (S. 96, A. 4) „zuweilen bezeichnet man auch ihr Anhydrid, das Schwefeldioxyd, ungenauerweise als schwefelige Säure“ verdient alle Anerkennung. Recht gelungen sind ferner 1. die Darstellung der stöchiometrischen Gesetze und die sie erklärende Hypothese „Über die physikalische Beschaffenheit der Stoffe“ (S. 11); 2. die zwar nur prinzipiell behandelte Bestimmung des Molekül- und des Atomgewichtes (S. 18); 3. das an mehreren Stellen gezeigte Verfahren, wie man die Ergebnisse der quantitativen Analyse zur Aufstellung der Molekülformeln zu benützen hat (so z. B. (S. 36, S. 55 usw.); 4. die prägnante und richtige Kennzeichnung der medizinischen Verwendung mancher wichtigen Verbindungen (so z. B. S. 86); 5. die Einfachheit, mit der das Wesen des Bleikammerprozesses verständlich gemacht wird (S. 98). Ref. hält das diesbezüglich hier Gebotene für die Mittelschule völlig ausreichend; er hat noch in keinem Schulbuche die Verhältnisse so einfach gegeben vorgefunden; 6. die klare, von einer vielfach beliebten Darstellung abweichende Auseinandersetzung über die glasige und porzellanartige Abart des weißen Arseniks (S. 119).

Die Atomgewichte der Elemente sind auf O = 16 bezogen angegeben. Gefährlich ist es, für Atomgewicht öfters „Normalgewicht“ und für Molekülargewicht „Verbindungsgewicht“ zuzulassen (S. 13); Verwirrung wäre die unmittelbare Folge solchen Beginnens!

Das Wesen der Versuche ist überall genau genug hervorgehoben, das „wie“ ihrer Ausführung wird nicht weiter berührt. Phosphor in einem geschlossenen, dünnwandigen Kolben zu verbrennen, könnte leicht gefährlich werden! Auch das Knallgasgebläse darf nicht so in Tätigkeit versetzt werden, wie S. 40, A. 2 angegeben ist. — Die verschiedenen Stoffpartien werden ununterbrochen durch genaue Verweise in Zusammenhang gebracht. Die Ableitung der Begriffe aus den Tatsachen wird an passenden Stellen recht einfach und klar bewerkstelligt. Folgende Definition will jedoch dem Ref. nicht scharf genug erscheinen: „Unter bestimmten Verhältnissen vermag der Schwefel noch in anderen Formen zu kristallisieren, wir bezeichnen diese Eigenschaft als Polymorphie“ (S. 91).

Bei den vortrefflichen Eigenschaften, die das vorliegende Büchlein nach Anlage und Durchführung des Stoffes aufweist, steht zu erwarten, daß dasselbe weitere Auflagen erleben wird. Ref. führt die ihm bei der Durchlesung aufgefallenen Ungenauigkeiten zu dem Behufe an, daß sie bei einer Neubearbeitung des Gegenstandes verbessert werden können. So heißt es z. B. S. 57: „Nitrate vermögen ihren Sauerstoff abzugeben, wenn man sie mit brennenden Substanzen erhitzt. Letztere verbrennen dann unter Explosion.“ S. 58: „So läßt sich eine Indigolösung durch Salpetersäure entfärben“. S. 67: Der Rest — NH_2 . . . . heißt

„Amid". S. 69 ist von den Verbindungen des Cl mit Na, K, Mg, Pb und Ag die Rede. Dann heißt es „die meisten dieser Chloride sind in Wasser löslich und sammeln sich deshalb im Meerwasser an." (Ist natürlich mathematisch genommen richtig, hat aber vom chemischen Standpunkte in dieser Fassung kaum einen Wert! Ref.). S. 92: „Der amorphe Schwefel läßt sich nicht aufbewahren". Zu S. 102, A. 2 wäre zu bemerken: *a*) es ist ja nicht nur $BaSO_4$ unlöslich, *b*) von der Anwendung verdünnter Säuren zur Unterscheidung des $BaSO_4$ von anderen Bariumsalzen ist gar kein Gebrauch gemacht worden. S. 104 ist in der Gleichung: $Na_2S_2O_3 + Cl_2 = Na_2SO_4 + 2HCl + S$ links die Formel von einem Molekül H_2O vergessen worden. — S. 109 ist die Umwandlungstemperatur des P mit 290° um ca. 30 bis 40° zu hoch beziffert worden. S. 120: Wasserstoff „brennt mit blauer Flamme." S. 121: „Hält man einen kalten Gegenstand (Porzellanschale) in die Flamme, so entsteht auf einmal ein glänzender schwarzer Fleck von Arsen". S. 122: „Antimontrioxyd ... bildet sich beim Verbrennen des Antimons als weißer Dampf". S. 124: „Diamant ... teils eingewachsen im Glimmerschiefer (!), teils lose im Flußsand". S. 139: „Bei der trockenen Destillation der Steinkohlen entsteht ein Gemenge von brennbaren Gasen (auch NH_3 und CO_2? Ref.), welche man als Leuchtgas bezeichnet." S. 145: „Amorphes Siliziumdioxyd bildet verschiedene Mineralien, welche sich nur durch ihre Struktur(!) und Schichtung(!) unterscheiden". S. 149: „Das Fluorsilizium ist ein farbloses Gas . . . ; an der Luft verbreitet es dicke weiße Dämpfe". S. 89 findet sich ein geographischer Lapsus: es heißt daselbst: „z. B. auf Sizilien in großer Menge. Auch in Italien kommt er vor".

In stilistischer Hinsicht ist kaum etwas auszusetzen, es sei denn, daß an zwei Stellen der folgerichtigen Anordnung mehr Sorgfalt zugewendet werden sollte, nämlich: S. 58 „Außerdem dient die Salpetersäure zur Schwefelsäurefabrikation und zur Darstellung von Anilinfarben und von Nitraten", und S. 74 „Das Chlor ist in Wasser ziemlich leicht löslich .... u. zw. umso leichter, je kälter das Wasser ist, man fängt es deshalb über warmem Salzwasser auf".

Die neuere Orthographie ist nicht ganz konsequent angewendet worden; als Beleg diene S. 111 „Calcium" und „Sirupkonsistenz".

Von den eben angeführten kleinen Mängeln abgesehen, ist das Büchlein sowohl vom wissenschaftlichem als auch besonders vom didaktischen Standpunkte aus so gut gelungen, daß es jedermann zur Belehrung in chemischen Dingen oder zur Wiederholung der wichtigsten chemischen Tatsachen und des wissenschaftlichen Zusammenhanges derselben auf das wärmste empfohlen werden kann, weil dasselbe ganz geeignet ist, auf die bequemste

Art mit der modernsten und besten Auffassung unseres schönen Wissensgebietes vertraut zu machen.

Die Lesung dieses durchaus im modernen Geiste geschriebenen Büchleins kann daher wärmstens empfohlen werden. Ref. steht nicht an, es unter den Bändchen der „Sammlung Göschen", die ihm bis nun bekannt geworden, als das beste zu bezeichnen.

Wien. Joh. A. Kail.

Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem, Gedanken und Denker. Gesammelte Aufsätze. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1905. II und 292 SS.

Von den Schriften W. Jerusalems wurde mir, weil im Bereiche eigener Arbeiten gelegen, seinerzeit „die Urteilsfunktion" genauer bekannt. Abgesehen von dem Sachlichen des behandelten Gegenstandes, in dem mir nicht volle Überzeugung ward und zwar weil die begleitenden sprachlichen Vorgänge nicht genügend und nicht tief genug berücksichtigt waren, sind mir von den Lichtseiten des Buches in deutlicher Erinnerung die ausgreifende Umsicht, mit der alle Voraussetzungen und Nebenfragen mutig in den Bereich der Erörterung gezogen werden, sowie die klare Darstellung, die der Zustimmung und dem Einwurf stets sicheren Halt bot. So war es trotz der Subtilität des Gegenstandes nicht schwer, dem Buche zu folgen und die Beschäftigung mit ihm eine angenehme. Solches fand ich nun auch in dem vorliegenden Buche und ich lenke darum gern die Blicke anderer auf dasselbe.

Über den Verf. selbst entnehmen wir aus der Reichhaltigkeit des Buches, daß er es sich mit großem Fleiße, von dem auch die vielseitige Belesenheit zeugt, angelegen sein läßt, mit den Kulturfragen und Strömungen der Zeit die Fühlung nicht nur nicht zu verlieren, sondern von hoher Warte aus das Gewoge zu durchdringen, historisch und spekulativ Ausgangspunkte und Ziele zu bestimmen und so ein Wegweiser zu werden. Davon zeugt die Fülle der Fragen, die behandelt oder gestreift werden. In die Gebiete der Physiologie, der Ästhetik, der Ethik, der Völker- und Volkspsychologie, der Politik, der transzendenten, religiösen und sozialen Fragen werden wir geführt, hören Beachtungswertes fremder oder eigener Arbeit und lernen. Dem entspricht, was wir S. 270 lesen. J. erzählt die Geschichte von Thales, er sei beim Beobachten der Sterne in einem Brunnen gefallen und eine derbe Thrakerin habe ihn deswegen verspottet. „Dieses Bild", heißt es weiter, „paßt nicht mehr auf die Philosophen von heute. Nicht weltfremd und weltvergessen will die moderne Philosophie dastehen, sie will uns vielmehr Welt und Leben verstehen lernen". „Sie glaubt an die volle Realität und Selbständigkeit der Welt, aber sie zeigt uns, daß das Wertvolle

an der Welt doch nur der geistige Inhalt ist, den wir hineinlegen". „Nicht rauben kann eine solche Philosophie die Seelenruhe, sie muß vielmehr dazu beitragen, das kleine Ungemach des Lebens in seiner Unbedeutendheit zu erkennen". „Ein philosophisches System will nicht mit dem Verstande erfaßt, es will auch gefühlt sein". Also über den Zunftphilosophen hinaus ein Weltweiser zu werden, ist das Streben J.s und dafür gibt uns das Buch genug Belege. Dazu ist er, wie schon aus den angeführten Stellen zu entnehmen ist, Empiriker und Wirklichkeitsmensch und -denker und zwar Verfechter der evolutionistischen und überhaupt historischen Betrachtungsweise, Gegner des absoluten Idealismus, trotz der Anerkennung des theoretischen Kantianismus (S. 115 und 116), sittlicher Optimist und als Ästhetiker Idealist auf jener Grundlage — Welt und Lebensfreude, die vor allem die Arbeit bietet, klingt aus allem heraus. Und so etwas liest man gern.

Von solcher Stellung aus also sehen wir J. hier bemüht, von dem, was meist zunächst der eigenen Förderung diente, besonders Beachtenswertes auch anderen zukommen zu lassen, nicht den Berufsgenossen, sondern den „gebildeten Laien", dem „*grand public*" (Vorrede), jedoch in etwas höherem Sinne, wie hinzuzusetzen ist.

Es sind 21 Aufsätze und Reden, mit drei Ausnahmen der Öffentlichkeit schon früher übergeben. Der älteste (Sophie Germain) fällt ins Jahr 1888, der letzte (drei Studentinnen) 1900, die ungedruckten sind nicht datiert. Die chronologische Anordnung ist aufgegeben, eine Begründung der an ihre Stelle getretenen unterlassen. Die Mehrzahl der Arbeiten sind anderen Denkern gewidmet, von Berufsphilosophen Meynert, Wundt, Mach, Steinthal, S. Exner, uns mit ihrem Gesamtwirken oder Sonderstudien vertraut zu machen. Da sodann nach J. (was er selbst auch bei Hamerling S. 114 hervorhebt) Anrecht auf die Bezeichnung Philosoph jeder hat, der sich eine Welt- und Lebensanschauung zu schaffen sucht, so ist sein Suchen auch solchen Laien gewidmet. Die Aufsätze 6, 7 und 9 lehren uns die Mathematikerin S. Germain, die Dichter R. Hamerling (Atomistik des Willens) und H. Lorm (Der grundlose Optimismus) als Philosophen kennen und mit Hilfe der Kritik J.s auch einigermaßen würdigen. Die Festrede auf Grillparzer befaßt sich mit dem Verhältnis dieses ausgesprochenen Individualisten und durchaus in Empirismus und Anschauung lebenden Kopfes zur Philosophie überhaupt.

Von der überall geübten Kritik, die entweder eine objektive auf Denkfehler gerichtete ist (z. B. S. 117 zu Hamerling), oder von J.s persönlichen Standpunkten aus geübt wird, zur Entwicklung eigener Ansichten ist nur ein Schritt. Dahin kann man schon Nr. 1, die Antrittsrede eines philosophischen Kollegs rechnen. Hier wird jener Gedanke durchgeführt, der Ursprung aller Wissenschaft und insbesondere der Philosophie liege im Staunen. Das liest sich sehr hübsch, ist aber doch nur ein Spiel mit dem Worte, dem

eine sehr umfassende und zugleich prägnante Bedeutung zuerteilt wird. Denn was liegt nicht alles in ihm! Furcht oder Freude, Begehren, Neugier, Suchen im eigenen Wissen, Vergleichen, Empfindungs- und Vorstellungsbewegungen mannigfacher Art. Der Psycholog könnte das zerlegen, so aber hören wir eher einen Poeten als Gelehrten. Eine Ausstellung entfernt ähnlicher Art, insofern es sich um einen Terminus handelt, ist die Gleichstellung von Sentimentalität mit Empfindsamkeit S. 4, nochmals S. 83.

Von Wert, sowohl an sich wie als Zeugnisse der Ansichten und Denkweise des Verf., sind die Aufsätze: „Über die Zukunft der Philosophie", zu dem Brentano den Ausgangspunkt bot, „Wahrheit und Lüge" und „Der Naturalismus in der modernen Literatur" (1890). Von ihnen gilt besonders, was oben über den ethischen Optimismus und ästhetischen Idealismus J.s gesagt wurde, sowie daß für ihn die einerseits weltentrückteste aller Wissenschaften doch die Regulativen für das wirklichste Leben suchen und geben soll. Erhebend geradezu ist jener Optimismus, in Wahrheit und Lüge, der der Zukunft die schöne Prognose stellte, daß „die Lüge als Erhaltungsmittel immer wirkungsloser und damit entbehrlicher" werden wird. Der Aufsatz leitet aber auch hinüber in den übernächsten vom Naturalismus. Schon dort sieht J. diesen (mit Zola S. 84) hervorgegangen aus der „ungemeinen Wertschätzung alles Realen, Exakten, Tatsächlichen, die das bezeichnendste Merkmal der gegenwärtigen „Epoche" sei. Das wird hier nun nach einer knappen Übersicht über die Begründer des Naturalismus, besonders Zolas, weiter ausgeführt. So wird die Tendenz in der Literatur gerechtfertigt, dann aber entschieden Front gemacht gegen die bekannten Auswüchse der Richtung mit ihren Selbsttäuschungen der Dichter. Das ist alles, wenn auch schon damals nicht neu, sehr richtig und gut und klar durchgeführt. Wenn aber J. schließlich den höchsten und reinsten Kunstgenuß nur in der Darstellung des Schönen findet und diese Darstellung ein Liebeswerben nennt, den Genuß dem Liebesempfinden zurechnet, so ist das doch wieder, ähnlich wie beim Staunen, ein Spiel mit dem Worte, indem ihm ein viel zu weiter Umfang gegeben wird. Wenn man da die Grenzlinien tilgt, dann verschwinden sie schließlich zwischen allen Lustgefühlen. Es ist aber auch nicht richtig, daß nur das Schöne jenen höchsten Genuß bringt. Das Gute und besonders die Kraft reißen noch mehr hin, die letztere selbst im Bösewicht.

Wo es sich um philosophische und vollends ästhetische Fragen handelt, findet die Polemik freieste Bahn. Doch ich merke nur noch folgendes an. Robinson Crusoe (S. 138) ist ein Erziehungs- und Läuterungsroman; aus dem verlorenen Sohne wird durch Einsamkeit und Schicksale ein tüchtiger Mann. Der zweite Teil hat ja lediglich die Aufgabe, den Gebesserten die Probe bestehen zu lassen und das Läuterungswerk zu vollenden. So wenigstens der Robinson Defoes, der doch gemeint ist (andere Robinsonaden geh-

im Abenteuer, in der Belehrung, in der Tendenz auf, zu zeigen, was der Mensch zu leisten imstande ist, wenn er auf sich selbst angewiesen ist. Alle erwecken aber viel mehr Neid als Mitleid und dieser Beobachtung entsprang Chamissos Salas y Gomez). — In dem Nachruf auf H. Steinthal hätte doch, um diesem Manne gerecht zu werden, als auf das Hervorragendste, was er als Schüler Herbarts geschaffen hat, hingewiesen werden sollen, daß er von der Sprachtätigkeit aus das Räderwerk des Denkmechanismus mit einer Folgerichtigkeit und Vollständigkeit zu konstruieren oder aufzudecken unternahm, daß es kaum eine Frage des Intellekts gibt, die aus diesem Mechanismus nicht ihre Lösung findet. Allerdings haben sich nur sehr wenige die Mühe genommen, sich das System zu eigen zu machen.

Wien. Ad. Lichtenheld.

Kling-Klang-Gloria. Deutsche Volks- und Kinderlieder, ausgewählt und in Musik gesetzt von W. Labler, illustriert von H. Lefler und J. Urban. 66 SS. Querfolio mit 16 Vollbildern in Dreifarbendruck. Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag 1907. Preis 4 K 90 h (= 4 Mark).

Das liebenswürdige Buch ist eine Sammlung von ungefähr 50 der sinnigsten und gemütvollsten Kinderlieder des deutschen Volkes, in jedem Hause unentbehrlich, das den hohen Wert der musikalischen Erziehung des Kindes erkannt hat, jener musikalischen Erziehung, die nicht die Geläufigkeit der Finger, sondern die Veredelung des Herzens sich zur Aufgabe stellt. Dabei ist die Instrumentierung mit großer Sorgfalt ausgearbeitet, so zwar, daß die den Gesang ihres Lieblings begleitende junge Mutter auch selbst an manchen Stellen durch die neuartige Harmonisierung der alten Melodien angenehm überrascht sein wird. Es ist ein Buch, das, um mit Kornelius Gurlitt in Dresden zu sprechen, die lästigen 'Musikstunden' durch Stunden der Musik ablösen soll. Geradezu als Kunstwerke müssen die Illustrationen bezeichnet werden: ihr besonderer Wert besteht darin, daß sie das, was das Kind alltäglich sieht, durch Anwendung eines neuen Stils (Biedermeierstil) über die Alltäglichkeit emporheben, sich daher unauslöschlich dem Kinderherzen einprägen und so das Lied durch das Bild festzuhalten behilflich sind. So können wir denn nicht umhin, den Verff. nahezulegen, uns in Bälde ein gleichgeartetes Buch für größere Kinder zu schenken, in welchem auch auf den so reizvollen zwei- und selbst dreistimmigen Gesang Bedacht zu nehmen wäre.

Wien. Hugo Jurenka.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Ludwig Wiese.

Zum Gedächtnisse der Säkularfeier seiner Geburt.

Am 30. Dezember 1906 waren es 100 Jahre, daß Ludwig Wiese, jener deutsche Schulmann des 19. Jahrhunderts, welcher in der Zeit der Entwicklung Preußens zur deutschen Vormacht auf die Ausgestaltung der dortigen Mittelschulen, insbesondere der realistischen Anstalten bahnbrechenden und nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat, das Licht der Welt erblickte, das ihm in Rüstigkeit und Geistesfrische durch mehr als neun Jahrzehnte zu schauen vergönnt war.

Als ein Immortellenkranzblatt der Dankbarkeit, welche ihm das deutsche Mittelschulwesen immer schulden wird, seien ihm diese Gedächtnisworte gewidmet, mag immerhin sein Lebensgang, wie seine persönliche Neigung ihn stets auf die Seite des humanistischen Gymnasiums in der alten Form gezogen haben, er war es doch, der als geistiger Testamentsvollstrecker seines Schwiegervaters Aug. Gottlieb Spillekes für das Realschulwesen den ihm gebührenden Platz im Schulorganismus sicherte und das preuß. Realgymnasium in der heutigen Form begründete. Wiese, eine dem Kerne nach tief religiöse Natur, deren Gedankenrichtung auf streng evangelisch-konservativer Bahn sich bewegte, war in einer gährenden Zeit voll schroffer Gegensätze und sich befehdender Strömungen an eine hervorragende Stelle fast ein Menschenalter gestellt, er hat daher der Parteien Gunst und noch mehr ihren Haß und Neid sattsam an sich erfahren. Wenn auch in manchen Punkten ein vollkommen objektives Urteil über den Mann noch nicht möglich sein mag, weil wir und seinem Werke noch zu nahe stehen, so hebt sich doch schon seine ihm Gestalt scharf genug aus dem Gewoge der Mitlebenden und Mitstrebenden ab, um eine unbefangene Betrachtung und Würdigung wagen zu können. Zu diesem Zwecke wird uns eine Skizze seines Lebens- und Bildungsganges dienlich und nötig sein, welche uns zuerst den praktischen Schulmann kennen lehrt, ehe wir uns seiner administrativen und reformatorischen Tätigkeit und schließlich seinen

pädagogischen Ansichten und Urteilen zuwenden. Hierfür gibt uns in erster Linie Wiese selbst in der Abgeklärtheit des Alters mit der Devise *ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ* in seinen biographischen Aufzeichnungen: „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen“, — die er mit 80 Jahren nach zehnjähriger Dauer seines Ruhestandes veröffentlichte — die nötigen Aufschlüsse. Darnach ergibt sich auch die Gliederung des Stoffes:

A. Bildungsgang L. Wieses, seine Lehrzeit und Wanderjahre 1806 bis 1852.

B. Die Periode des Schaffens im preußischen Ministerium 1852 bis 1875.

C. Die Ruhejahre bis zu seinem Tode 1901. Wieses Persönlichkeit und Lehrmeinungen.

A. Bildungsgang, Lehrzeit und Wanderjahre.

Ludwig Adolf Wiese wurde am 30. Dezember 1806 zu Herford in Westfalen als Sohn eines Büchsenmachers geboren, der während der folgenden Kriegszeiten in preußischen Diensten stand und deshalb mit seiner Familie seinen Wohnort öfters wechseln mußte.

Am Ende der Freiheitskriege kam die Familie nach Berlin. Was der Knabe wurde, das verdankte er vor allem seiner trefflichen Mutter, welche seine Begabung wohl erkannte und ihm zum Eintritte in die Privaterziehungsanstalt seines entfernten Verwandten, Johann Ernst Plamann (1770—1834), eines Schülers Pestalozzis, verhalf, deren gefeiertster Schüler dann Otto von Bismark wurde. Ostern 1822 kam Wiese an das Friedrichs Wilhelm-Gymnasium, welches samt der damit verbundenen Realschule damals eben unter die Leitung A. G. Spillekes, des nach dem Gründer Hecker um das Realschulwesen meist verdienten deutschen Schulmannes, gelangt war, der die Realschule im Sinne einer allgemeinen Bildungsanstalt auffaßte und zu organisieren sich bestrebte. Der treffliche Schulmann erkannte und schätzte die Begabung des Jünglings bald so, daß er ihm den Nachhilfeunterricht bei jüngeren Schülern übertrug, ja ihn als Primaner seinen Söhnen als Mentor vorstellte. Wenn es auch im Elternhause Wieses nie an Brot fehlte, so mußte er sich doch manches versagen, z. B. eine Ferienreise mit Mitschülern, was ihm, wie er erzählt, sehr nahe ging. Aus diesen engen Verhältnissen trat Wiese nun in den Familienkreis Spillekes, in welchem nicht nur das frische, impulsive Familienhaupt auf seinen Geist, sondern auch schon die älteste Tochter auf sein Herz eingewirkt hatte, als er zu Ostern 1826 maturierte. Noch war Wiese über seinen Lebensberuf im Unklaren, wie so viele der älteren bedeutenden Schulmänner und auch sein Meister Spilleke ging er von der Theologie aus und wandte sich dann mehr und mehr der Philologie zu. Als Theologe hörte er Schleiermacher, in der Philosophie Hegel, unter K. Ritter studierte er Geographie, unter Böckh Philologie und promovierte 1829 *cum laude*, womit er auch nach damaliger Sitte — von einem allgemeinen Nachweise seiner Lehrbefähigung, den sogenannten Probelektionen abgesehen — die *Facultas docendi* erwarb.

In diese Zeit fällt auch seine Verlobung mit der ältesten Tochter Spillekes, und so trat der mit Kenntnissen wohlausgerüstete Schulamtskandidat Michaelis 1829 sein Probejahr am Friedrich Wilhelm-Gymnasium unter der Leitung seines künftigen Schwiegervaters an, versah daselbst eine unbesetzte Unterlehrerstelle und war zugleich als Inspizient in dem mit der Schule verbundenen Alumnate tätig, wirkte also auch als Erzieher.

Schon zu Ostern 1830 wurde er fest angestellt, trat nach damaliger allgemeiner und jetzt in Deutschland noch viel verbreiteter Sitte zuerst als Ordinarius in die stark besetzte, über 50 Schüler zählende VIa, behielt aber nebenbei auch die Inspektion am Alumnate bei. So hatte er Gelegenheit, die Gesamtheit der Agenden eines Schulmannes als Lehrer und Erzieher kennen zu lernen. Neben und unter seinem Schwiegervater aber dauernd zu arbeiten, schien ihm aus mehrfachen Gründen unangezeigt. Insbesonders, um eine eigene Familie zu gründen, folgte der junge, tüchtige Lehrer daher 1831 einem Rufe an das Gymnasium in Klausthal seitens des Generalschuldirektors G. Fr. Th. Kohlrausch in Hannover — an welchen ihn Joh. Schulze, damals als Leiter der preußischen Gymnasien im Unterrichtsministerium im Zenith seines Ansehens — empfahl. Direktor Niedmann nahm den frischen, jungen Lehrer nicht bloß mit offenen Armen auf, sondern gewährte ihm auch in reichlicher Würdigung seiner Individualität im Lehramte tunlichste Freiheit. Wiese gründete, um die Lektüre seiner Schüler entsprechend in die Wege zu leiten, eine Schülerbibliothek, deren es damals noch wenige gab — sie zweigte sich erst um diese Zeit infolge der preuß. Zirkularverfügung vom 16. August 1824 von den Lehrerbibliotheken allmählich ab. — Er hielt übrigens, da seine Ehe kinderlos war und blieb, auch selbst Pensionäre. Trotzdem er sich in seiner Stellung und seiner Umgebung sehr glücklich fühlte, mußte er sich doch, da seine Frau das rauhe Klima Klausthals schlecht vertrug, wieder um eine Stelle in seinem Vaterlande Preußen umsehen. Michaelis 1833 kam er — in Klausthal dankbar und rührend verabschiedet — als Prorektor an das Prenzlauer Gymnasium. Hier erfolgte in Wiese jene seelische Krise, welche wohl keinem, sein Amt tiefer auffassenden Schulmanne erspart bleibt, die Reaktion der täglichen, meist nüchternen, mitunter auch unerfreulichen Schularbeit und dienstlicher Widrigkeiten auf das mit Jugendidealen erfüllte Herz, welche stets für längere Zeit verstimmt, oft dauernd verbitternd einwirkt. Die Kränklichkeit seiner Frau dürfte bei Wiese neben ledernen Kollegen und einem kleinlichen Vorgesetzten die nächste Veranlassung gewesen sein. Auf die hochgemute, begeisterte Anspannung der ersten Jahre folgte nun die dürrste Prosa. Diese Prüfungszeit scheidet Spreu und Weizen, kleine Geister und Seelen verkümmern in ihr, der echte Mann überwindet sie durch Selbsteinkehr und gesteigerte Arbeit.

Schon durch J. E. Plamann, noch vielmehr aber durch den anregenden Verkehr mit seinem Schwiegervater, war Wieses Blick auf die Schätze der pädagogischen Literatur, insbesondere auf Pesta[illegible]

verwiesen worden, in welche er sich nun, u. zw. gleichzeitig in philologische wie erziehliche Probleme', wie sein Erstlingswerk: „*De optima Platonis civitate, qualis sit puerorum institutio*“ zeigt, vertiefte. Wie einst Goethe einer Herzenskrise durch Götz und Wilhelm Meister Herr ward, so befreite sich auch Wiese die Seele von drohender Verbitterung durch Arbeit, insbesonders durch seine Programmabhandlung „Über Schuldisziplin 1838“. Aber die physische Erlösung folgte der seelischen schnell nach, denn schon Michaelis 1838 konnte er nach Berlin zurückkehren, hinterließ aber auch in Prenzlau — Eltern und Schüler wissen ja den Wert eines Lehrers wenigstens beim Scheiden meist richtig einzuschätzen — ein dauerndes gutes Angedenken.

Es war Direktor Meineke vom Berliner Joachimsthalschen Gymnasium, in dessen Eliteschule — ebenfalls mit einem Internate verbunden — Wiese nun als gereifter Lehrer eintrat. Leider war es ihm nicht gegönnt, längere Zeit am selben Orte mit seinem verehrten Schwiegervater Spilleke zu wirken. In voller Manneskraft wurde dieser gleich Hecker durch einen Schlaganfall am Sonntag, 9. Mai 1841, dem Stiftungstage seines Gymnasiums, hinweggerafft.

Wiese hat ihm in dem 1842 erschienenen Nekrologe: „A. G. Spilleke, nach seinem Leben und seiner Wirksamkeit dargestellt“, ein würdiges Denkmal gesetzt, auch der Artikel „Spilleke“ in der Allgemeinen deutschen Biographie stammt von ihm.

Auch in Berlin spannen sich bald die Fäden geistigen Rapportes, welche treffliche Lehrer mit begabten und empfänglichen Schülern immer rasch verbinden. Meineke erkannte, wie Wiese bereits ein wohlerfahrener auch in den Erziehungsaufgaben im Alumnate mit vollster Hingebung wirkender jüngerer Mitarbeiter sei, und schlug für ihn 1846 die Gründung der Stelle eines Alumnatsinspektors vor.

Um diese Zeit begann Wiese auch an der Leitung der sog. Erwerbsschulen — weiblicher Elementarschulen unter dem Patronate der Königin — sich zu beteiligen, welche ihn ebensowohl mit den eben auftauchenden Problemen der Mädchenerziehung als mit einflußreichen Kreisen und Regierungsorganen in Kontakt brachten. Er hatte übrigens schon in Prenzlau eine schola selecta für Mädchen geleitet.

Den Lehrjahren Wieses folgten nun die Wanderjahre. Schon eine dreivierteljährige Studienreise nach Italien 1842/43 bereicherte einerseits sein archäologisches Wissen, modifizierte aber auch seine Anschauungen über die Behandlung der Philologie in der Schule. Zur Säkularfeier der Geburt Pestalozzis 1846 schrieb er im Schulblatte für die Provinz Brandenburg einen vortrefflichen Artikel, auch eine Frucht seiner Prenzlauer Studien, wie der Jugendeindrücke bei Plamann und Spilleke.

Eine zweite Reise führte ihn 1847 nach Süddeutschland, insbesondere in die Württembergischen Klosterschulen, die ihm weniger gefielen als die lebendige Berührung mit den dortigen Schulmännern.

Schon nach dem Sturmjahre 1848, dessen verderbliche Einwirkung auf die Schulverhältnisse insbesondere in erzieblicher Hinsicht ihm an seiner eigenen Anstalt *ad oculos* demonstriert wurde, fällt seine erste

Reise nach England, wozu das Interesse für den hervorragenden englischen Schul- und Gottesmann Thomas Arnold und dessen Wirkungsstätte Rugby bei London ihn bewog. Die gewonnenen Eindrücke waren für sein weiteres Denken in Schulsachen bestimmend. Er schilderte sie 1852 im Werke: „Deutsche Briefe über englische Erziehung“, welches ihn in weiteren Kreisen bekannt machte und seine Ansichten programmatisch darstellte. Für seine unmittelbar darauf erfolgte Berufung ins Ministerium dürfte aber insbesondere seine in der Zeitschrift für christliche Wissenschaft Nr. 18—20 abgedruckte Artikelserie und seine Haltung auf dem Philologentage zu Erlangen, woselbst er neben Nägelsbach die Augen auf sich zog, entscheidend gewesen sein.

B. Wieses Tätigkeit im Ministerium.

Die Berufung L. Wieses ins Ministerium ergab sich aus den Zeitverhältnissen und der Entwicklungsgeschichte der preußischen Gymnasien, daher auch diese und Wieses Stellung hiezu kurz berührt werden müssen.

Preußens jetzige innere Einrichtungen gehen noch in vielen Punkten auf die Wiederaufrichtung des Staates nach den Schlägen von Jena und Auerstädt zurück.

Die vom Geiste des Neuhumanismus erfüllten Süvernschen Lehrpläne von 1816 hatten die Naturwissenschaften — ähnlich wie 30 Jahre später in Österreich — unter die Gegenstände der Maturitätsprüfung aufgenommen, ohne daß es hiefür genügend ausgebildete Lehrer gab und geben konnte, da noch lange trotz Joh. Schulzes Einflußnahme beinahe nur philologische Seminarien an den Universitäten bestanden. Die Philologen waren ja auch hierin schon im XVIII. Jahrh. schöpferisch vorgegangen. Die naturwissenschaftlichen Lehrkanzeln und Institute begannen sich auch in Preußen erst im zweiten Drittel des XIX. Jahrh. an den Universitäten allenthalben zu verbreiten und einzubürgern. Die Naturwissenschaften wurden daher sehr oft von ungeeigneten Lehrern (Philologen) ganz gedächtnismäßig gelehrt, wofür Erdmann in seiner Geschichte der Entwicklung und Methode der biologischen Naturwissenschaften an a. O. S. 117 krasse Beispiele mitteilt. Der Wissensstoff schwoll enzyklopädisch an. Lorinsers Schrift machte 1836 zuerst auf die „Überbürdung der Schüler“ aufmerksam — ein Schlagwort, das seitdem nicht wieder verschwunden ist, also eben den 70. Geburtstag feierte — und erregte ungewöhnliches Aufsehen, den Widerspruch einzelner, den Beifall vieler.

Joh. Schulze, der das preuß. Gymnasialwesen im Ministerium leitete, beschränkte daher schon 1837 die Physik. Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. kam 1840 die Romantik zur Macht, welche wie dem Griechentum, so auch der Hegelschen Philosophie und den „materialistischen“ Naturwissenschaften — abhold gegenüberstand. Sowohl der Philosoph Schelling als der tonangebende Pädagoge Nägelsbach und [illegible] preuß. Gymnasialwesen nach Schulze 1840—1854 leitende Eil[illegible] gegenüber „der glaubens- und gemütslosen Verstandesbildung[illegible] falschen revolutionären Tendenzen des verderbten Zeitgeistes“ [illegible] kung des religiösen Momentes und der Gemütsbildung herb[illegible]

Weil Schelling einmal die Materie als „geronnenen Geist“ bezeichnet hatte, konstruierte Nägelsbach (Gymn. Pädag. III. A. 1879, S. 159) einen Gegensatz zwischen Natur- und Geisteswissenschaften und folgerte daraus „die große Berechtigung der Naturwissenschaften und daß sie doch zurückstehen müssen“.

Die Stürme des Jahres 1848 fegten zwar Minister Eichhorn und Eilers weg, verbrausten aber bald und hatten einstweilen nur der Reaktion die Bahn freigelegt. Minister v. Raumer und sein Berater Kortum nahmen die Bestrebungen des Vormärz wieder auf, Ferdinand Stiehl sollte das Volksschulwesen und die Lehrerbildungsanstalten reorganisieren. Damit nicht genug; es wurden Stimmen laut, den unchristlichen Staatsgymnasien christliche Privatanstalten entgegenzustellen, damit drohte auch gegen die „Griechen“ ein Unwetter loszubrechen. Dem gegenüber erklärte Wiese in seiner berührten Schrift: „Über die christl. Gymnasien“ — und die Philologenversammlung zu Erlangen 1851 unter Nägelsbachs Führung schloß sich ihm an — mit Taubeneinfalt, die sich allerdings — wie Ziegler boshaft bemerkt — wie Schlangenklugheit ausnahm, „daß das Verhältnis der klassischen Literatur zum Christentum nicht als ein feindliches betrachtet werden müsse“, betonte vielmehr ihre Wichtigkeit als eine Vorstufe des Christentums (Wiese, Deutsche Bildungsfragen S. 23) und eines Schutzwalles gegen den zersetzenden Einfluß moderner Literatur und die Zerstückelung des Unterrichtes“ (Über Stift. christl. Gymn. S. 152, Deutsche Briefe S. 72). Ministerialrat Kortum lenkte die Aufmerksamkeit des Ministers v. Raumer auf L. Wiese, es kam zu seiner Berufung ins Ministerium. Es muß jedoch hervorgehoben und festgehalten werden, daß obige Sätze den Kern der durchaus konservativen Überzeugung Wieses bilden und daß dieser damit nicht etwa den Mantel nach dem Winde hängte.

Wieses Wirksamkeit im Amte (als Schulrat, nach wenigen Monaten Geh. Regierungsrat und vortragender Rat) geht vom Prinzipe aus, „daß die Pädagogik nur auf religiöser Grundlage gedeihen könne“ (Lebenserinnerungen I, S. 62) und „daß das Christentum die einzig wahrhaft personbildende und gemeinschaftsbildende Kraft sei“ (Bildung und Christentum S. 16), „jede andere willkürliche Lebensgestaltung nichts ist als eine Rückkehr ins Heidentum“ (Lebenserinnerungen a. a. S. 148).

Naturgemäß interessierte ihn als alten Theologen unter allen Lehrfächern die Religionslehre am meisten, die gedächtnismäßige Aneignung und Lehrweise derselben verurteilte er aber gänzlich. Daneben war er durchaus Philologe. Bei der Revision des Gymnasial-Lehrplanes ging er darauf aus 1. die gesamte Lehrstundenzahl zu vermindern, 2. die Zentralstellung der alten Sprachen zu befestigen, 3. die Entlassungsprüfungen auf das Wesentliche zu beschränken. Hatte der Neuhumanismus — analog wie bei uns der Organisations-Entwurf — ein gegenseitiges Gleichgewicht der Bildungsfächer im Auge, so wäre Wiese am liebsten „zu der alten Einfachheit eines auf den Religionsunterricht, die alten Sprachen und die Mathematik beschränkten Lehrplanes zurückgekehrt, wie sie in der gelehrten Schule der Reformationszeit schon einmal verwirklicht war

(Wiese in der Zeitschr. f. Gymn. IV, 1. Bd. S. 149 und Deutsche Briefe I, S. 170), um auf dieser Grundlage die weitere Ausbildung hauptsächlich dem eigenen Studium zu überlassen; aber wie wäre das zu wagen gewesen, nachdem der moderne Bildungsbegriff, dessen Inhalt die Mannigfaltigkeit unseres geistigen Lebens ist, längst auch der Schule einen enzyklopädischen Charakter aufgenötigt hat" (Lebenserinnerungen I, S. 184). So weit wie Fd. Stiehl in den die Lehrerbildung und den Betrieb der Volksschule einengenden Regulativen beschränkte Wiese die Gymnasien nicht, die von ihm ausgearbeiteten, 1856 veröffentlichten Gymnasial-Lehrpläne gehen aber doch weiter, als selbst die gleichzeitige Reaktion gegen den Bonitz-Exnerschen Organisations-Entwurf in Österreich es tat. Die geänderten preuß. Lehrpläne warfen die Naturgeschichte überhaupt aus den Gegenständen der Maturitätsprüfung am Gymnasium hinaus, in den unteren Klassen sollte sie nur beibehalten werden, „wo dafür eine geeignete Lehrkraft vorhanden war" und diese Verdrängung der Naturwissenschaften aus der Maturitätsprüfung besteht in Preußen noch zu Recht. Wiese war dabei kein Feind der Naturwissenschaften, aber er hielt ihre Zeit für das Gymnasium noch nicht gekommen.

Wiese war aber — und das zeigt uns, daß er fähig war, sich über engherzige, reaktionäre Anschauungen zu erheben und das Schulwesen von einem höheren Standpunkte zu betrachten — nicht bloß gewillt, einzureißen, wo er es für nötig fand, sondern auch bestrebt aufzubauen. Was er den Naturwissenschaften an den Gymnasien genommen, das hat er ihnen alsbald an den Realschulen wieder erstattet. Schon aus seiner ersten Lehrtätigkeit unter seinem Schwiegervater Spilleke, durch den Umgang mit diesem Reformator der preuß. Realschulen und durch das Studium Pestalozzis hatte er die wachsende Bedeutung derselben und des Bürgerstandes, der ihrer zu seiner Ausbildung bedurfte, kennen gelernt. Die zahlreichen Revisionsreisen in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre zeigten ihm die Notwendigkeit, das Realschulwesen, das mangels eines festen Lehrplanes an den meisten Orten sehr im argen lag und unter dem Drucke des herrschenden Gymnasialmonopols sich nicht erheben konnte, zu organisieren. Zur selben Zeit, als er daranging, die Naturwissenschaften an den Gymnasien zu beschränken, weil er die Zeit für sie dort noch nicht für gekommen hielt, war er schon entschlossen, ihnen an den Realschulen die Bahn frei zu machen.

Schon 1856 forderte er deshalb die Provinzialschulkollegien zu Vorschlägen nach bestimmten Gesichtspunkten für eine festere Organisation der Realschulen auf und man verständigte sich dahin „neben der geschlossenen Einheit des Gymnasiallehrplanes für höhere Bildungszwecke auch solche Schulen als berechtigt anzusehen, welche nicht den alten Sprachen, sondern vielmehr der Mathematik und den Naturwissenschaften eine zentrale Bedeutung im Kreise ihrer Unterrichtsgegenstände gewähren und unmittelbar für praktische Berufsarten vorbereiten" (Lebenserinnerungen I, S. 210). Für die Unbefangenheit des praktischen Schulmannes und Verwaltungsbeamten Wiese ist es bezeich-

nend — aber auch für sein Anpassungsvermögen an die Zeit, daß er bei den Realschulen der Mathematik und den Naturwissenschaften diese zentrale Stellung im Kreise ihrer Unterrichtsgegenstände zugestand und für ihre Einrichtung im Geiste Spilleckes nicht das nächste Bedürfnis des praktischen Lebens maßgebend machen wollte, sondern ihre Aufgabe darin erblickte, „das geistige Vermögen der diesen Schulen anvertrauten Jugend zu der Entwicklung zu bringen, welche die notwendige Voraussetzung einer freien und selbständigen Erfassung des späteren Berufes bildet". „Sie sind keine Fachschulen, sondern haben es, wie das Gymnasium, mit allgemeinen Bildungsmitteln und grundlegenden Kenntnissen zu tun". „Zwischen Gymnasium und Realschule findet daher kein prinzipieller Gegensatz, sondern ein Verhältnis gegenseitiger Ergänzung statt. Sie teilen sich in die gemeinsame Aufgabe, die Grundlagen der gesamten höheren Bildung für die Hauptrichtungen der verschiedenen Berufsarten zu gewähren. Die Teilung ist durch die Entwicklung der Wissenschaften und der öffentlichen Lebensverhältnisse notwendig geworden und die Realschulen haben dabei allmählich eine koordinierte Stellung zu den Gymnasien eingenommen".

Wieses Stellung zu den Naturwissenschaften bezeichnet er in der Einleitung zu den Realschul-Lehrplänen von 1859: „Es kommt für das Gedeihen der Reallehranstalten alles darauf an, daß sie der Gefahr ausweichen, welche in der Beschäftigung mit dem Reichtum des realen Lebens und mit empirischem Wissen liegt, wenn dabei nicht die Erkenntnis geschöpft wird, daß der tiefere Grund alles Realen in dem geistigen Gehalte und Werte der Dinge liegt und daß die sichtbare und sinnliche Welt auf der unsichtbaren und geistigen ruht. Daß der Mensch die Herrschaft über die Erde sich aneigne und die Kräfte der Natur sich untertan mache, gehört zu seiner gottgeordneten Bestimmung und Ehre. Der Unterricht an der Realschule soll an seinem Teile dazu helfen, daß in dem heranwachsenden Geschlechte die Befähigung, dieser Bestimmung zu entsprechen, ausgebildet werde, aber er soll es demselben zugleich zum Bewußtsein bringen, daß die Aufgabe des Lebens darin nicht beschlossen ist..... Die Realschule hat der Pflicht zu genügen, ihre Zöglinge mit allem dem bekannt und vertraut zu machen, was in allem Wechsel der Erscheinungen das Bleibende und Unvergängliche ist und mit der Wahrheit, die über der Wirklichkeit steht".

Diesen Bestrebungen war auch der mit der Übernahme der Regentschaft in Preußen durch Prinz Wilhelm, den späteren König und Kaiser eingetretene, dem Fortschritte günstigere Systemwechsel förderlich. Von Bethmann-Hollweg, früher Professor und Kurator der Universität in Bonn, ein Vertrauensmann des Prinzregenten, übernahm das Unterrichts-Portefeuille und schon am 6. Oktober 1859 erschien als Ergebnis vieler Beratungen und Verhandlungen die Unterrichts- und Prüfungsordnung, welche die Realschulen in solche I. und II. Ordnung gliederte, erstere mit obligatem Latein zu neunklassigen Vollanstalten erhob und so die preußischen Real-Gymnasien begründete.

Schon Hecker hatte das Latein bei seiner Musteranstalt in beschränktem Maße berücksichtigt, auch Spilleke ihm ein Plätzchen ein-

geräumt, ebenso sah Wiese dessen Einführung nur als Konzession an die noch herrschenden Vorurteile an, wonach Personen ohne Lateinbildung in der Beamtenhierarchie als zurückstehend angesehen wurden, vindizierte daher dem Latein an der Realschule nur eine dienende Stellung, keine hervorragende wie am Gymnasium (Lebenserinnerungen I, S. 212). In der lateintreibenden Realschule I. Ordnung war also die Aufnahme dieser alten Sprache nicht aus der Überzeugung Wieses von der Unentbehrlichkeit des Latein für eine dem Gymnasium koordinierende Anstalt, sondern als Kompromiß mit weitverbreiteten Anschauungen zustande gekommen, konsequenterweise mußten also auch lateinlose Anstalten vollberechtigt sein oder doch werden, die heutige lateinlose Oberrealschule mußte kommen.

Im übrigen aber hielt Wiese an seinen durchaus altpreußisch streng konservativen Anschauungen fest. Versuchen, auch Juden als Mittelschullehrer zuzulassen, widerstrebte er (ib. S. 232). Der Unterrichts-Gesetzentwurf hielt den christlichen Charakter der Realschule fest (ib. 233), hingegen suchte er in der Überzeugung, daß eine Übung im Mittelschulunterricht für den akademischen Dozenten sehr wertvoll sei, die Vorrückung von der Mittelschule zur Hochschule zu erleichtern (ib. 237), wie er denn auch noch späterhin zu den wissenschaftl. Prüfungskommissionen praktische Schulmänner zuzog, „um dem Überwuchern der Ansprüche der wissenschaftl. Spezialisten zu steuern". Der Gedanke, daß der Lehrstand mit Hochschulbildung nur eine große Kategorie bildet, schwebte folglich auch schon Wiese vor. Durch Wiese also sind die preußischen Realschulen von Fachschulen zu allgemeinen Bildungsanstalten geworden, dem Gymnasium koordiniert und es ergänzend, freilich brauchte es noch mehr als ein Menschenalter, bis diese Gleichberechtigung, die er übrigens voraussagte, auch für die lateinlose Oberrealschule Gesetz wurde (Lebenserinnerungen S. 340).

Es ist bekannt, daß die sechziger Jahre, während welcher v. Mühler das Unterrichtsministerium leitete, von Kämpfen des Parlamentes mit der Regierung ausgefüllt sind, welche die großen Siege von 1864 und 1866 nur vorübergehend in den Hintergrund treten ließen. Wiese sah den steigenden Einfluß des Parlamentarismus ungern, er schreibt über diese Jahre in seinen Lebenserinnerungen: „Die Zeit einer ungestört aufbauenden Verwaltungstätigkeit war für uns vorüber; die Kräfte mußten mehr und mehr auf die parlamentarische Aktion konzentriert werden und der Minister selbst sich in streitbarer Defension halten. Die Erwägungen, was der Sache, ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach fromme, geschehen immer mehr unter dem Drucke der alles beherrschenden Frage, was sich vor dem Abgeordnetenhause werde rechtfertigen lassen. Eine solche Situation kann für jeden gewissenhaften Mann unerträglich werden — und mußte es für den konservativen Wiese sein, als die Regierung selbst sich der interkonfessionellen Auffassung des Schulwesens näherte und „ins Politische hineingezogen wurde" (Lebenserinnerungen S. 345). Inzwischen war es Wiese noch gegönnt, dem preußischen und deutschen höheren Schulwesen auch nach 1866 wesent-

liche Dienste zu leisten. Die fortschreitende Entfaltung und Vertiefung aller Wissenschaften veranlaßte Wiese nach 1866 unter Minister v. Mühler ein Reglement für die Prüfung der Kandidaten des höheren Schulamtes mit verschiedenen Fachgruppen zu schaffen, wodurch die Entwicklung eines einheitlichen Lehrstandes für die höheren Schulen sehr gefördert wurde. Außerdem bereiste er nach der Organisation der preuß. Realschulen in den alten Provinzen auch die 1864 und 1866 hinzugekommenen Landesteile, richtete ihre Anstalten mit Glück und Takt nach altpreußischem Muster ein und bewerkstelligte dies nach 1870 auch bezüglich der Reichslande. Weiters arbeitete er 1870 einen Detaillehrplan als Muster, nicht Norm, aus, ebenso 1870 einen Lehrplan für die Gewerbeschulen, der diese zur jetzigen Ausbildung als neunklassige Vollanstalten ohne Latein vorbereitete. Wiese wirkte weiters in der Reichsschulkommission dahin, daß Ansprüche auf gleiche Rechte nur auf Grundlage gleicher Pflichten zugelassen werden sollten.

Schon 1870 erhielten die Maturanten an Realanstalten den Zutritt zur philosophischen Fakultät und die Anstellungsfähigkeit als Lehrer für neuere Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften an Bürger- und Realschulen. Wiese verkannte schon damals nicht, daß Realschulen auch für Mediziner näher liegen, ja daß dieses Recht bei Ausgestaltung des Lehrplanes der obersten Stufe kommen müsse (Lebenserinnerungen I, S. 341). 1871 wurde die Reziprozität der deutschen Gymnasien für die Universität erreicht. Der Kulturkampf unter Minister v. Falk zeitigte das Schulaufsichtsgesetz vom März 1871, welches den Klerus nur mehr als Mandatar des Staates zur Schulaufsicht zuließ und führte zur Reform des Volksschul- und Seminarwesens. Der neue Kurs, der Fd. Riehl zum Rücktritte nötigte, ließ auch Wiese die geistige Freiheit und Freudigkeit verloren gehen. Zudem paßte ihm das mit Falk eintretende juristische Übergewicht im Ministerium nicht, „es heißt wohl", schreibt Wiese, „der Jurist kann alles, aber für mein Gebiet wollte mir das bisweilen nicht einleuchten" (Lebenserinnerungen II 32). Auch die Teilnahme der Lehrerschaft am politischen Leben und Treiben fand nicht seinen Beifall. „In England, das die freieste konstitutionelle Verfassung hat, gilt für selbstverständlich, daß Geistliche und Lehrer nicht ins Parlament gewählt werden, weil es mit den Pflichten ihres Amtes unvereinbar ist... Es ist deutsch, in der Durchführung freiheitlicher Theorien sich durch praktische Bedenken nicht irre machen zu lassen" (Lebenserinnerung II 36) klagt er voll bitterer Ironie. Die letzte Zeit des aktiven Dienstes gestaltete sich für Wiese so recht unerquicklich; „es ist nicht angenehm, in der Meinung vieler für ein Hindernis dessen zu gelten, was mit Recht oder Unrecht als Fortschritt angesehen und gewünscht wird", schreibt er resigniert (ib. S. 81).

C. Die Ruhezeit, Ludwig Wieses Persönlichkeit und Lehrmeinungen.

März 1872 erbat und im Herbste erhielt Wiese die Pensionierung mit dem Charakter eines wirkl. geh. Oberregierungsrates. In Potsdam

hatte er sich ein behagliches Heim gebaut und benützte die Tage seines Ruhestandes, die ihm noch nahezu 30 Jahre in Geistesfrische und bei körperlicher Rüstigkeit gegönnt waren, zur Revision seiner Tagebücher und Aufzeichnungen und zur Abfassung mehrerer Arbeiten. Während Wieses Tätigkeit im Ministerium betrafen seine Schriften hauptsächlich die Aufzeichnung schulpolitischer Dinge, so beschrieb er 1861 in Runkels preuß. Jahrbüchern das höhere Schulwesen in Preußen, gab 1867/8 die Verordnungen und Gesetze für die höheren Schulen in Preußen und 1867—74 das dreibändige Werk „Das höhere Schulwesen in Preußen" heraus. Die Ruhezeit gab ihm die Muße zu neuem pädagogischen Schaffen. So erschienen 1884 seine „Pädagogischen Ideale und Proteste".

Als angehender Siebziger trat er in den Ruhestand, als Achtziger bescherte er, in abgeklärter Weisheit auf sein Leben zurückblickend, der Nation seine köstlichen Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen — bei welchen das Persönliche sehr zurücktritt —, eines der besten deutschen Memoirenwerke und insbesondere als Quelle für die Entstehung des deutschen höheren Unterrichtswesens von bleibendem Werte. Die Persönlichkeit des Verfassers zieht den Leser an, auch wo er seinen Standpunkt nicht teilt, mit Freimut äußert dieser sich unbekümmert, ob er hiemit der Tagesströmung sich entgegenstellt und fern von aller Popularitätshascherei. Er hat in seinen Werken den an den Eingang gestellten Grundsatz *ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ*, soweit dies ein Mensch kann, — eingehalten. In vielen Punkten dachte Wiese ebenso frei als vornehm. So findet das Anciennitätsprinzip bei Besetzungen von leitenden Stellen seine Zustimmung nicht, es scheint ihm eine Prämie auf Gleichgiltigkeit, Mittelmäßigkeit und Trägheit der Beamten (II 48), gegenüber dem Streben des Lehrerstandes nach Zuerkennung eines Beamtenranges schreibt er: „der geistige Charakter des Lehramtes widerstreitet einer äußerlichen Einrangierung, die beim Militär zweckmäßig, bei anderen Zivilbeamten zulässig erscheint" (II 49). Beim Lehrerstand bedauert er, „daß bei der Mehrzahl der Lehrer politisch und kirchlich liberal zu sein, sich von selbst verstehe" (I 241) und „bei den Versammlungen der Macht der Phrase und der oratorischen Hyperbel auch Besonnere sich nicht entziehen können, bei dem ungestümen Verlangen nach Freiheit und Rechten übersah man die Kehrseite .... die Pflichten, welche immer die Voraussetzung der Rechte sind" (II 51).

Wie Bismark beklagt er das Sinken des religiösen Bewußtseins, „die Krankheit, die am innersten Mark der Schule zehrt, ist der Indifferentismus und die Unwahrheit des Namenchristentums" (a. a. O. II 65, 88) und zieht seinem konservativen Standpunkte gemäß konfessionelle den Simultanschulen vor (II 67).

Es wird Wiese vorgeworfen, daß er bei Besetzungen nicht immer von dem religiösen und politischen Standpunkte des Kompetenten abgesehen habe. Dies ist insoferne gerechtfertigt, als er selbst (II 82) bemerkt, er hätte einen Schulmann, der Lessings Nathan als Norm der sittlichen Jugendbildung gepriesen hatte, nicht für eine bedeutendere Stelle geeignet gehalten, auch dem Katholizismus gegenüber hinderte ihn

sein streng orthodox-evangelischer Standpunkt an der unbefangenen Würdigung (II 115). Diese Einseitigkeit ist nicht zu leugnen, wer vermag aber überhaupt über menschliche Schwächen sich ganz und stets zu erheben?

Wieses Grundsätze bei den Anstellungen charakterisiert er selbst in seiner Würdigung des vielangegriffenen Ministers v. Raumer (I 192—193) folgendermaßen: „v. Raumer verfuhr dabei ohne alle Engherzigkeit und mit der Objektivität, welche auf die wesentlichen Anforderungen des betreffenden Amtes sieht. Damit kann man es nicht in Widerspruch finden wollen, wenn er die vom König mehrmals ausgesprochene und durch die Disziplinarminister (1853) allgemein zur Pflicht gemachte Weisung befolgte, in jedem Falle zu prüfen, wie weit 1848 und 1849 etwa wahrgenommenes, pflichtwidriges Verhalten in politischer oder kirchlicher Hinsicht die Anstellung oder Beförderung bedenklich machen könnte". Er war wie sein Schwiegervater Spilleke ein aufrichtiger Christ und evangelisch durch und durch; aber wie er alles Scheinwesen haßte, so war ihm nichts mehr zuwider, als ein Zurschautragen christlicher Gesinnung, auch hat er, wie er betont, niemals jemand um seiner Frömmigkeit wegen angestellt. Die Tüchtigkeit für das Amt war das Erste, worauf er sah. Dabei waren ihm allerdings solche besonders willkommen, „deren Geistesbildung zugleich in der ewigen Wahrheit des Evangeliums wurzelte", die er für den fruchtbarsten Boden aller Pädagogik hielt. Stand er aber vor der Wahl zwischen einer bei ernstem christlichen Sinne doch schwachen Leistungsfähigkeit und einer wissenschaftlichen und praktischen Tüchtigkeit bei nicht hervortretendem religiösen Interesse, so gab er sicherlich der letzteren den Vorzug. „Ich bin mir bewußt, so lange ich dem Ministerium angehörte, allzeit denselben Grundsatz befolgt zu haben" (S. 193).

Dem evangelischen Religionsunterrichte gehörte auch seine letzte größere Schrift. Er wollte ihm sein historisches Ansehen ganz erhalten (Der evang. Religionsunterricht im Lehrplane der höheren Schulen 1890).

Von der Entwicklung des preuß. Unterrichtswesens während seines Dezernates zeigt der Umstand, daß es 1852 beim Amtsantritte etwa 200 höhere Anstalten, darunter 120 Gymnasien (60%) gab, 1875 über 500, darunter 258 Gymnasien (48%) sich vorfanden.

Unzweifelhaft beruht Wieses Hauptverdienst auf seiner Wirksamkeit als Organisator und er ist schon durch seine hohe und langjährige Stellung und sein organisatorisches Wirken zu den bedeutendsten Schulmännern des XIX. Jahrhunderts zu rechnen. Seinen nachwirkenden Einfluß aber verdankte er nicht so sehr seiner Amtsstellung als dem Charisma, bei voller väterlicher Güte und Freundlichkeit den Eindruck unbedingter Autorität um sich zu verbreiten, als dem nie rastenden Fleiß der Fortbildung und dem Verständnisse, Schüler und Schulmänner richtig zu beurteilen und zu verwerten. Von der Würde des Lehrstandes hat er die höchste Meinung im Sinne des *noblesse oblige*.

Sein Alter war reich an Ehrungen von früheren Schülern und Schulen, für die er gewirkt, gefeiert von Kaiser und Reich.

Wie sehr Wieses Wirken im Lehramte ihm die Herzen seiner Schüler gewonnen hatte, zeigte die sinnige Feier des 50. Jahrestages

seines Eintrittes als Korrektor in Klausthal am 17. Oktober 1881, also nachdem er längst im Ruhestande lebte und die Adresse, welche ihm 17 noch lebende seiner frühesten Schüler am Joachimsthaler Gymnasium zu seinem 80. Geburtstage überreichten und ihm besonders für seine Unterweisung in religiöser Lebensauffassung dankten.

Wiese hat seinen Schriften insbesonders den Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen eine Reihe von halb aphoristischen Bemerkungen aus seinen Revisionsreisen angefügt, von denen hier einige als den Mann kennzeichnend noch Platz finden mögen.

Bei den Revisionen rät er zur Beachtung der Schülerphysiognomien bei der Beurteilung des Lehrers. Die Direktoren sind ihm das wichtigste Glied im Schulorganismus, des Direktors wichtigste Tugenden sind väterliche Milde, Umfang der Bildung, er soll Christ und Gentleman zugleich sein, nur finde sich dies selten beisammen. Die Teilnahme an politischen Bestrebungen erschien ihm für den Lehrer, wie schon bemerkt, wie für Geistliche ganz unpassend, sie sollen vielmehr ganz ihren Pflichten leben. Erscheint ihm daher für den Lehrberuf eine freie, wie imponierende, so gewinnende Persönlichkeit als ein großes Glück, so legt er doch das Hauptgewicht auf die religiöse Gesinnung des Lehrers, erst dann auch auf wissenschaftliche Tüchtigkeit, die Methode muß das persönlich Eigene sein, sonst wird ein mechanisches Verfahren daraus (Die Macht des Persönlichen S. 8). Keine unnötige Erleichterung, die Schüler müssen Freude haben an der Selbsttätigkeit (Lebenserinnerungen I 51), in den Unterklassen will er fleißiges Memorieren, wenig schriftliche Arbeiten, auf ein Gefallen am Lernen ist hinzuarbeiten (Schuldisziplin S. 16), welches in der Freudigkeit der Seele (Pädag. Ideale und Proteste S. 10) wurzelt. Nächst der Gewöhnung an Aufmerksamkeit, der Übung in der Kunst des Hörens (Schuldisziplin S. 18) ist ihm die Ungeschicklichkeit der Schüler im Arbeiten und Lernen das schwerste Hemmnis des Unterrichtserfolges. Schon in der Schrift über Schuldisziplin schlug er deshalb zur Abhife besondere Arbeitstage vor, an welchen unter unmittelbarer Aufsicht und Anleitung der Lehrer die Aufgaben angefertigt werden sollten (S. 17). Die Art des Fragens erschien ihm als sicherstes Kennzeichen des Lehrers, er selbst übte die Fragekunst noch gerne in der Oberexaminalkommission (Lebenserinnerungen I 262). Der Religionsunterricht erregte sein höchstes und dauerndstes Interesse, allerdings ist das Wissen dabei das Allerwenigste „Christum lieb haben ist besser, denn alles Wissen“ (Über die Stiftung usw. S. 153). „Die Jugend wird nicht durch Unterweisung religiös, sondern durch Gewöhnung und Beispiel, wenn in den oberen Klassen die wissenschaftliche Form überwiegend apologetisch wird, ist nur zu leicht bei den Schülern Überdruß und Gleichgiltigkeit die Folge, wozu sich dann Mißtrauen und Zweifel gesellen“ (Über die Stiftung a. a. O. S. 154).

Er war bemüht, in seiner Persönlichkeit die Religion als die rechte Lebensgemeinschaft für Zeit und Ewigkeit mehr zu weisen als zu preisen. Trotzdem verhehlte er sich nicht, daß der Religionsunterricht einmal aus Mangel an geeigneten Lehrkräften — *pectus est, quod facit theologum*

— und wegen seines besonders auf die Vermittlung von Kenntnissen ausgehenden Verfahrens wenig Frucht trage — nach der Konfirmation sollte eigentlicher Religionsunterricht nicht mehr erteilt, die dann auf Erweiterung und Vertiefung der religiösen Bildung abzielenden weiteren Lehren weder schulmäßig behandelt, noch zensiert, auch im Abgangszeugnis ein Urteil darüber nicht aufgenommen werden (Lebenserinnerungen II 208). Ist hier Wiese durchaus nicht veraltet, im Gegenteile dem jetzt vorherrschenden Lehrbetriebe voraus (vgl. Virgil Grimmich u. a.), so sind seine Gedanken über den didaktischen Vorgang in den Sprachfächern nur mehr von historischem Interesse.

Mit dem deutschen Unterrichte, in welchem er das literarhistorische Moment nur sparsam gepflegt haben wollte, verband Wiese die Grundlehren der Propädeutik; „als besonderen Unterrichtsgegenstand sollte man sie nur aufnehmen, wenn ein geeigneter Lehrer dafür vorhanden ist“ (Lebenserinnerungen II 198).

Beim Unterricht in der Grammatik der alten Sprachen wendete er frühzeitig das induktive Verfahren an, die gewonnenen Regeln wurden in Normalsätzen niedergelegt, in den Oberklassen bei der Literatur besonders auf das Eindringen in das Verständnis und die Stilistik Wert gelegt. Beim Französischen wollte er der Literatur die Gleichstellung mit der alten zwar nicht einräumen, empfand aber bereits lebhaft den Mangel eines bewährten Lehrverfahrens. In der Geschichte betonte er als festes Prinzip, „daß die Erscheinung des Christentums der Mittelpunkt der Weltgeschichte ist“ (Über die Stiftg. usw. S. 155), daher für ihn neben dem politischen stets das kirchengeschichtliche Moment im Vordergrunde stand. Die Geographie erschien ihm als Schüler Ritters als Hilfswissenschaft der Geschichte, welche er im Sinne des Konzentrationspunktes für die übrigen Fächer auffaßte (Das höhere Schulwesen in Preußen S. 201). Mit der Methodik der ihm ferner liegenden Naturwissenschaften hat er sich nicht im speziellen befaßt, seine allgemeine Auffassung wurde schon erwähnt. Im übrigen war ihm im Geiste Pestalozzis das Ziel der Erziehung nicht der wissende, sondern der freitätige Mensch (Lebenserinnerungen I 162), die geistige Bildung nur ein Mittel zur Charakterbildung, der ganze Unterricht ein Erziehungsfaktor. Das Gymnasium sollte „die Erkenntnis der Gegenwart aus der Betrachtung der Vergangenheit schöpfen, da das Jugendalter noch nicht den Beruf hat, an der Unruhe der nach Einheit ringenden Gegenwart teilzunehmen“ (Deutsche Briefe usw. I 151). Bezüglich der Maturitätsprüfung will er eine Vereinfachung und „es auch aufgeben, die Befähigung z. B. zum Postdienst von derselben Prüfung abhängig zu machen, welche die Reife für die Universitätsstudien zu ermitteln hat“ (Deutsche Briefe I 84).

Auch das einseitige Drängen auf Belebung vorzüglich des nationalen Sinnes in den Schulen findet nicht seinen Beifall, die Nationalität entfaltet nur, „wo sie eingegangen ist in den Geist des Christentums, alle ihre Kraft und Schönheit“ (Deutsche Briefe I 170).

Die ganze Erziehung soll die Persönlichkeit herausbilden und befreien, Erziehung und Willensbildung ist ihm eins, „wobei freilich die

Schule nur Bescheidenes leisten kann, immerhin bei strenger Gewöhnung manches" — und wieder betont er hier die Macht des Beispieles des Lehrers (Über Schuldisziplin S. 21). Die Strafe sei genau dem Vergehen angepaßt, von körperlicher Züchtigung soll man sich als Bezähmungsmittel ausartender Sinnlichkeit und gegen das Überwiegen der noch unvernünftigen Natur aus falscher Liberalität nicht abwendig machen lassen, sie vorzunehmen ist ein Vorrecht des Ordinarius, Strafarbeiten dagegen verwirft er völlig. Über das mangelhafte Zusammenwirken von Schule und Haus hatte er viel zu klagen, die Schülerpensionen versagen zu oft, deshalb betonte er die Notwendigkeit und Bedeutung der Alumnate, die allerdings das Elternhaus voll ersetzen müßten (Lebenserinnerungen I 136) und verkannte auch deren Schattenseiten nicht (ib. S. 107). — Die letzte größte Auszeichnung wiederfuhr Wiese bei seinem 90. Geburtstage. Kaiser Wilhelm II. verlieh ihm den Titel eines wirkl. geh. Rates mit dem Prädikate Exzellenz und schenkte ihm sein Bild mit der eigenhändigen Unterschrift: „Von einem dankbaren Schüler". Von den höheren Schulen Preußens, denen sich die des Reichslandes anschlossen, wurde eine „Ludwig Wiese-Stiftung" errichtet, deren Zinsen der Gefeierte der Unterstützung unverheiratet gebliebener Töchter von Direktoren und Lehrern höherer Schulen Preußens widmete. Noch bis an den Ausgang des Jahrhunderts lebte der Patriarch des deutschen Schulwesens fort.

Am 25. Februar 1900 endlich schlossen sich seine Augen für immer.

„Die Donner der Schlacht von Jena waren kaum verhallt, als dieser ehrwürdige Mann in der Wiege lag, und mehr als ein Vierteljahrhundert nach Sedan durfte er mit klarem Blick und warmem Herzen die Entwicklung seines Volkes verfolgen; Joachim Nettelbeck und Neidhardt von Gneisenau haben noch mit dem Knaben gesprochen. Dem Manne hat 1872 in Kassel auf seine klug gewählten Fragen der junge Prinz Wilhelm geantwortet und dem Greise hat derselbe als Kaiser ehrenvolle Auszeichnung zugewendet; vier preußischen Kultusministern hat er als Rat zur Seite gestanden und das Wirken von vier anderen mit einem durch reiche Erfahrung geschärften Blicke prüfend und teilnehmend verfolgt: den drei großen Neunzigern dieses Jahrhunderts, dem Kaiser, dem Feldherrn, dem Geschichtsschreiber reiht sich als vierter der neunzigjährige *praeceptor Germaniae* an" (Bericht der Ludwig Wiese-Stiftung), welcher einst Melanchthon beigelegte Ehrenname ihm nicht unpassend, aber auch anderen deutschen Schulmännern zugesprochen werden könnte. Immerhin aber war er ein ganzer Mann und wohl einer der letzten bedeutenden Schulmänner, welche aus der evangelischen Kirche hervorgingen.

Max Schneidewin hat im Centralbl. f. d. g. Unt. Preußens 1900, S. 442 ff. seinen Nekrolog geschrieben, seine Wirksamkeit als praktischer Schulmann, seine Ansichten und Absichten im Lehramte hat Dr. K. Credner im Programme der Schillerschule zu Jüterbog Ostern 1906 trefflich gekennzeichnet, von demselben steht auch eine größere Arbeit über Wiese, wie er mir schrieb, demnächst zu erwarten. Ihm und der biographie Wieses ist der Gefertigte in der vorstehenden Skizz

Linz. H. Com

Ein Beitrag zur Lösung der Frage des Prüfens und Klassifizierens.

Der Vortrag, den H. Prof. Dr. Martinak beim letzten Mittelschultage in Wien (Ostern 1906) über Prüfen und Klassifizieren gehalten hat (abgedruckt in der Zeitschrift „Österreichische Mittelschule", XX. Jahrg., II. und III. Heft, S. 97 ff.), wurde mit verdientem Beifalle ausgezeichnet. Denn sicherlich würde nicht selten ein Teil der Zeit, die dazu verwendet wird, um festzustellen, ob alle Schüler sich einen gewissen Lehrstoff, eine gewisse Fähigkeit angeeignet haben, und um sich zu überzeugen, daß ein erheblicher Teil dies nicht getan hat, einschließlich der Zeit, die geopfert werden muß, um auch von den Rückständigen die Leistung zu erzwingen, hinreichen, um so ziemlich allen Schülern durch Einprägung und Übung den Besitz des Lehrstoffes, die Fähigkeit zu verschaffen. Wer einem so zweckwidrigen Übergewichte des Klassifikationsgeschäftes den Boden abgräbt, erwirbt sich ein Verdienst. Trotzdem reizt ein Punkt des Vortrages zum Widerspruche, ein Punkt, der sich ganz besonderer Zustimmung zu erfreuen hatte. Ich möchte diesen Widerspruch erheben, weniger im Interesse der künftigen Praxis, da die Verklausulierungen, deren keine von den einander gegenüberstehenden Ansichten entraten können dürfte, ihren schließlichen Abstand sehr verringern, als vielmehr zum Schutze derjenigen, denen aus Martinaks Ausführungen der Vorwurf erwächst, als hätten sie sich bisher in einem wahrhaft beschämenden Widerstreit zur gesunden Vernunft befunden.

Prof. Martinak unterscheidet drei Fälle beim Prüfen zu beurteilender Leistungen, den der Dispositionssteigerung mit intensiven Zielforderungen, den der Dispositionssummierung mit extensiven Zielforderungen und den des beide Arten umfassenden Dispositionssystemes. Mit Beziehung auf den ersten Fall fragt er sodann: „Wenn wir nun am Schlusse des Schuljahres wissen wollen, was der Schüler kann, welchen Sinn hätte da die Berechnung des arithmetischen Durchschnittes seiner Leistungen? Hier handelt es sich ausschließlich darum, was er am Schlusse kann." Ich muß nun gleich bemerken, daß nicht der arithmetische Durchschnitt von Leistungen in Frage steht, sondern der arithmetische Durchschnitt der hierüber gefällten in Zahlen ausgedrückten Urteile, der Noten, und gestatte mir dann ohne Rücksicht auf den nachfolgenden Satz die rhetorische Frage als echte aufzufassen und meinerseits zu beantworten. Hiebei stütze ich mich auf zwei Tatsachen. Die erste besteht in den fast allenthalben bemerkbaren Schwankungen der Leistungsfähigkeit, die zweite in den kaum vermeidlichen Fehlern von Einzelbeobachtungen.

Die Leistungsfähigkeit, mit der man rechnen kann, deckt sich nicht unbedingt mit dem Ergebnis einer einzelnen Prüfung. Wir lesen, daß bei den Wettspielen, welche zur Zeit des eingangs erwähnten Mittelschultages in Wien stattfanden, ein Mitbewerber, der im Gerwurf sonst 31 *m* erreichte, damals nicht über 27·3 *m* hinaus kam; welche Leistung hätte nun als Ausdruck seiner Leistungsfähigkeit gelten sollen, die frühere

höhere oder die spätere geringere? Es ist ebenso etwas ganz Bekanntes, daß jemand, gespornt von besonders starken Reizen, seien sie körperlicher Natur, wie Alkoholgenuß, seien sie psychisch, wie Selbstliebe in einem Wendepunkte des Kampfes ums Dasein, Liebe zu anderen, Anstachelung des Ehrgeizes, eine plötzliche Änderung der Gemütslage durch Zorn oder Verzweiflung u. dgl. m. körperliche und geistige, turnerische, rechnerische, musikalische Leistungen vollbringt, denen er sonst nicht entfernt gewachsen ist, in minder außerordentlichen Fällen wenigstens solche, hinter denen seine gewöhnlichen Leistungen merklich zurückbleiben. Solche Erfolge kann sogar innerhalb weniger Stunden eine ungewöhnliche Konzentration der Kraft auf einen bestimmten Punkt hervorbringen. Es ist eine Schulleuten geläufige Tatsache, daß diese Gipfelleistungen keine Dauer versprechen, insoferne nicht besondere Veranstaltungen getroffen werden, die errungene Höhe zu bewahren. Das ist jedoch vielfach gar nicht möglich. Die psychische Zuspitzung läßt sich meist schon an sich nicht beliebig lange aufrecht erhalten; wo dies anginge, fordert die Vielseitigkeit der Anregungen und Bedürfnisse ihr Recht. War jene gewollt, so ist häufig der nächste Zweck erreicht; ein fernerer Aufwand von Mitteln wird ohne weiteres abgelehnt. — Vergleiche man zwei Turner, von denen der eine im Laufe einer gewissen längeren Periode in ungefähr gleichen Abständen stets eine Sprunghöhe von 115—120 *cm* erreicht hat, der andere nie über 112 *cm* kam bis auf eine Schlußleistung von 121 *cm*; vergleiche man zwei Schützen, von denen der eine mit dem letzten Schusse das Zentrum traf, während er früher durchschnittlich Zweier schoß, der andere ohne auszeichnende Endleistung durchschnittlich im Viererkreise blieb: welchem von beiden wird man die bessere künftige Leistung zutrauen? Und doch handelt es sich auch hier um intensive Leistungen. Die Wahrscheinlichkeit, daß e i n e Gipfelleistung zum Maße einer bleibenden Fähigkeit sich eigne, ist umso geringer, je mehr sie sich vom Mittel einer größeren Zahl möglichst gleichwertiger Fälle entfernt. Es ist daher auch für bleibende Dispositionen intensiver Natur ein Durchschnitt der bezeichneten Art ein verläßlicheres Maß als eine Gipfelleistung, mag diese eine Anfangsleistung (z. B. Frucht eines guten Vorsatzes mit nachfolgender Erschlaffung) oder eine Schlußleistung sein oder was immer für eine Stelle einnehmen.

Dies gilt zunächst bei der Anwendbarkeit absoluter Maßstäbe, beim Springen, Schießen u. dgl. m. Unsere Klassifikation ist jedoch hievon verschieden. Sie bezeichnet das Verhältnis einer Leistung zur Anforderung, der Abstattung zur Gebühr. Wir erteilen den Schülern der IV. Gymnasialklasse nicht deswegen eine bessere Note im Griechischen, weil der Umfang ihrer Kenntnisse den der gleichzeitigen Kenntnisse der Tertianer übertrifft, sondern bestimmen für jeden die Note nach dem Maße, in dem er den stufenmäßigen Anforderungen entspricht. Wir tun dies auch beim Gesange und bei der Musik und vorausgesetzt, daß der Fortschritt ausschließlich oder doch sehr vorwiegend nach der zunehmenden Fähigkeit, vom Blatte zu singen oder zu spielen bemessen würde, müßte der Schüler, der den anfangs geringeren, später höheren Anforde-

rungen stets in vollem Maße entspräche, durchaus die erste Note erhalten. Es könnte daher in diesem Falle auch bei dem bekämpften Verfahren gar nicht vorkommen, daß das Urteil über eine anfängliche absolute Minderleistung das Schlußurteil herunterdrücke. Wenn aber ein Schüler bis gegen das Ende erheblich hinter der jeweiligen Gebühr zurückbleibt und dann unter Bedingungen, die, soweit erkennbar, nur einen plötzlichen Ruck begünstigen oder schlechtweg dem Prüfungsglücke einzuordnen sind, auf einmal eine weit überragende Leistung zutage fördert, so ist das Bedenken völlig gerechtfertigt, ob nicht einem so raschen Anstieg ein ebenso rascher Abfall folgen werde, und treten die Erwägungen des vorigen Absatzes in Geltung.

Zu den Schwankungen im beobachteten Gegenstande gesellen sich noch die Fehler der Beobachtung selbst. Der Forscher sucht sie durch Vervielfältigung der Beobachter, oder — und dies überwiegend — durch Vervielfältigung der Beobachtungsfälle zu eliminieren. Auch hier spielt der Durchschnitt eine Rolle. Die Anwendbarkeit dieses Gesichtspunktes auf das Prüfungsverfahren liegt auf der Hand.

Und sonach wären wir glücklich beim mechanischen Notendurchschnitt angekommen? Theoretisch, d. h. wenn die Klassifikationsperioden und die Zahl der Prüfungen innerhalb derselben jedesmal nach inneren Gründen zweckmäßig bestimmt wären, wenn alle Prüfungsfälle erkennbar gleich bedeutungsvoll, alle Beobachtungen unter erkennbar gleich günstigen subjektiven Bedingungen angestellt wären, ja. Da dies aber schwerlich je der Fall sein wird, da das Gewicht einer Note verschieden und zwar auch, aber nicht ausschließlich und nicht ausnahmslos eine Funktion ihrer Zeitlage sein wird, so muß in vielen Fällen ein Verfahren eintreten, welchem die eingetragenen Noten Material und Gedächtnishilfe, aber nur insoferne ausreichende Prämissen sind, als sich keine anderen klar faßbaren neben ihnen zu behaupten vermögen. Häufig wird der ethische Gesichtspunkt der vergleichenden Gerechtigkeit dazu beitragen, einem allzu undeutlich begrenzten Spielraume des Urteiles engere Schranken zu ziehen.

Und sind wir nun nicht bei der Vorzüglichkeit ununterbrochenen Prüfens angekommen, da offenbar der logische Wert des Ergebnisses durch die Vermehrung der Fälle nie Einbuße erleiden, wohl aber gewinnen kann? Nein. Denn einerseits wird der didaktische Beobachter, wie der wissenschaftliche Forscher oftmals erkennen, daß eine Vervielfältigung der Versuche an den Ergebnissen nichts mehr zu ändern vermag, sondern nur mehr Zeitverschwendung wäre, anderseits wird er häufig Urteilsmaterial als Nebenprodukt des Unterrichtes gewinnen; endlich schwebt es ja jedem mehr oder minder klar vor, daß auch Ansprüche auf Befriedigung logischen Bedarfes nicht unbedingt sind. Das Leben mit seiner unaufhaltbaren Aufeinanderfolge von Handlungsantrieben, mit seiner Abstufung von Interessen und Werten leidet eine solche Herrschaft nicht. Ein Mittel darf auch keine logische Verfeinerung in einem Grade beanspruchen, der dem eigenen oder einem anderen, höheren Zwecke abträglich wird. Also muß auch das Prüfen durch seine Zwecke sich Grenzen

vorschreiben lassen. Und damit ist auch anderen Prüfungsformen als der behandelten ihr Daseinsrecht gewahrt.

Freilich kann es niemals erlaubt sein, gegen die Logik zu handeln. Und wenn es gelungen wäre, zu zeigen, daß die Schulmänner, welche einer bisher in ziemlich weitem Umfange herrschenden, durch Verordnungen zwar nicht sanktionierten, aber doch begünstigten Auffassung folgten, sich einer derartigen Sünde nicht schuldig machten, ist das Hauptziel der vorstehenden Ausführungen erreicht.

Innsbruck. Dr. A. Nitsche.

Wisnar Julius, Anstandsregeln für Mittelschulen. Wien, k. k. Schulbücherverlag. 23 SS. Preis 20 h.

Gute Sitte und gefällige Umgangsformen sollen allerdings in erster Linie das Resultat wahrer Bildung sein; auch läßt es sich nicht verkennen, daß Lektüre — die altklassische nicht minder als die deutsche — dem Lehrer mannigfache Gelegenheit zu einschlägigen Winken bieten. Trotzdem erscheint es nicht unangebracht, die Mittelschüler mit Anstandsregeln direkt in der vorliegenden Form bekannt zu machen. Sie werden dem nicht selten unberatenen und ungelenken jungen Mann ebenso über manche Verlegenheit hinweghelfen wie manche Taktlosigkeit der Flegeljahre hintanhalten. Und da der erste Eindruck eines Menschen — bekanntlich oft der bleibende oder wenigstens Ausschlag gebende — leichter durch feine Manieren als durch Talent und Wissen günstig gestaltet werden kann, so muß die Verbreitung dieser Broschüre in Mittelschülerkreisen wärmstens empfohlen werden. In Einzelnheiten mögen die Ansichten immerhin geteilt sein.

Aussig. Dr. G. Hergel.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Dr. Richard Maisch, Griechische Altertumskunde, neu bearbeitet von Dr. Franz Pohlhammer. Mit neun Vollbildern. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig, Göschen 1905. 220 SS. Preis geb. 80 Pf.

Es war ein glücklicher Gedanke, in die bekannte Sammlung Göschen auch ein Handbuch der griechischen Altertümer aufzunehmen: jeder, der ein Verständnis für die griechische Kulturwelt gewinnen will, wird dies Büchlein gerne benützen. Daß es tatsächlich Anklang gefunden hat, beweist sein Erscheinen in dritter Auflage. Es bietet auf engem Raume und in handlichem Format, was zur Kenntnis des staatlichen und privaten Lebens der Griechen zu wissen nötig ist; der geringe Preis ermöglicht auch dem minder Bemittelten die Anschaffung. Nach einer reichlichen Literaturübersicht wird der Stoff in fünf Abschnitten behandelt: I. Land und Volk von Hellas; II. Sparta; III. Athen; IV. Panhellenisches; V. Klassische Ruinenstätten. Bei der Darstellung ist das Nötige über Verfassung des Staates sowie über das häusliche Leben gesagt und dabei der wissenschaftlichen Forschung und ihren Ergebnissen Rechnung getragen. — Zwei alphabetische Register erleichtern den Gebrauch des Büchleins, das allen Gymnasialschülern und Lehrern sowie für alle Schülerbibliotheken bestens empfohlen werden kann. Die Ausstattung ist eine gute, der Preis ein niedriger.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Physikalische Aufgabensammlung von Prof. G. Mahler. Mit den Resultaten. Leipzig, G. J. Göschen 1905.

In sechs Abschnitten werden Aufgaben aus der Mechanik, der Akustik, Optik, Wärme, dem Magnetismus und der Elektrizitätslehre vorgeführt und daran die Resultate geschlossen. Die gegebenen Beispiele sind im allgemeinen zweckentsprechend gewählt und haben — namentlich in der Elektrizitätslehre — Zusammenhang mit der Praxis. Die Lösung der Aufgaben ist — soweit sich der Ref. durch Stichproben überzeugen konnte — richtig und den unterrichtlichen Bedürfnissen angepaßt.

Es wäre angemessen, wenn in einer Neuauflage des Büchleins, das wir Lehrern und Studierenden bestens empfehlen können, Tafeln, die auf die physikalischen Konstanten Bezug nehmen, aufgenommen würden.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Astronomischer Kalender für 1906. Herausgegeben von der k. k. Sternwarte zu Wien. Der ganzen Reihe 68. Jahrgang. Der neuen Folge 25. Jahrgang. Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn. 143 SS.

Das Kalendarium nebst den astronomischen Ephemeriden und einigen kleinen Tabellen ist gegen den letzten Jahrgang unverändert geblieben. Nur einige geringfügige Ergänzungen und Erweiterungen wurden eingeführt. So finden im Verzeichnisse der veränderlichen Sterne einige neue Variable Erwähnung, die ein besonderes Interesse beanspruchen. Ebenso werden schon in der Übersicht des Planetensystemes die neuentdeckten interessanten Monde des Jupiter und Saturn angeführt.

Als wissenschaftliche Beilage erscheint ein Aufsatz vom Adjunkten der k. k. Sternwarte, Dr. Holetschek, unter dem Titel: „Einiges über den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse der veränderlichen Sterne". Verf. schildert in ihm die Pickeringsche Einteilung der Veränderlichen in fünf Klassen: 1. Die der neuen oder temporären Sterne; 2. die der Veränderlichen von längerer Periode (Mira-Typus); 3. die Klasse der Sterne mit kurzer, aber variabler Periode (Typus α Orionis) und die zwei Klassen der Veränderlichen mit kurzer Periode, Typus der γ Lyrasterne und der Algolsterne. Er gedenkt ferner der eigentümlichen Resultate, zu denen photographische Aufnahmen von β Lyrae, η Aquilae, δ Cephei usw. Dr. Schwarzschild und Wirtz geführt haben und die darin bestehen, daß die photographische Amplitude des Lichtwechsels gegen die optische sehr verschieden ist.

Den Schluß bildet wie alljährlich der Bericht von Hofrat Direktor Weiß, „Neue Planeten, Kometen und Satelliten", über die Neuentdeckungen während des Solarjahres 1905.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim.

Das große Weltpanorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Ein Jahrbuch für alle Gebildeten. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 601 SS. Preis Mk. 7·50.

Der neue, 6. Band, dieses bekannten und gern gelesenen Werkes reiht sich den früheren würdig an. Getreu dem allgemeinen Programme bringt auch dieser Band interessante Schilderungen von Art und Bräuchen fremder Völker, von kühnen Reisen in unbekannte Länder, von den Meisterwerken der Technik und großen Unternehmungen, von seltsamen Abenteuern und aufregenden Jagden, von weiten Seefahrten in Sturm und Sonnenschein, von manch Wissenswertem auf den verschiedenen Gebieten der Naturkunde und von vielen Dingen auf dem Erdenrund. Voraus gehen acht dem Alter der reiferen Jugend angepaßte Erzählungen, dann folgen in bunter Abfolge die Abschnitte: 1. Reisen, Länder- und Völkerkunde; 2. deutsche Erde; 3. Abenteuer; 4. Meereskunde und Schiffahrt; 5. Zoologie; 6. Luftschiffahrt; 7. Höhlenforschung; 8. Jagd, Sport und Spiel; 9. Technik; 10. Kuriositäten; 11. Verschiedenes.

Große Sorgfalt ist wieder den Illustrationen zugewandt, die nach der Versicherung des Herausgebers fast durchgehends auf photographischen Naturaufnahmen beruhen. Das Titelbild zeigt uns das Kuppelgebäude für den großen Refraktor des astrophysikalischen Observatoriums in Potsdam.

Von den Einbanddecken bringt die eine eine vergleichende Übersicht der längsten Tunnel, eine andere die Entwicklung des Dampfschiffs, eine weitere die Übersichtskarte der Weltkabellinien — also überall praktische Ausnützung des Raumes. Wir können auch diesen Band des lehrreichen Werkes, auf das wir schon wiederholt aufmerksam machten, für Schülerbibliotheken bestens empfohlen. Auch die Lehrer insbesondere der Geographie und Naturgeschichte werden das Buch nicht ohne Nutzen aus der Hand legen.

Wien. J. H.

Programmenschau.

1. Prof. Dr. Emil Sofer, Livius als Quelle von Ovids Fasten. Progr. des k. k. Maximilians-Gymnasiums in Wien für das Schuljahr 1905/1906. S. 3—30.

Die Frage, ob und inwieweit Ovid in seinen *Fasti* die Bücher des Livius als Quelle benutzt habe, ist heute hauptsächlich darum so schwer zu entscheiden, weil uns von Ennius' Annalen nur dürftige Bruchstücke erhalten sind. Wären wir in deren vollständigem Besitze, so würde unser Urteil gewiß eine wesentliche Berichtigung erfahren. Der Verfasser oben genannter Abhandlung nimmt die Untersuchung nach K. Schenkl wieder auf, verhält sich aber weit skeptischer. Seine Arbeit zerfällt in zwei Teile. Im ersten (S. 5—16) werden diejenigen Stellen besprochen, für welche sich der Nachweis der Benützung des Historikers durch den Dichter erbringen lasse. Der zweite (17—30) behandelt solche Stellen, „wo eine Benützung des Livius zwar von Schenkl und nach ihm von H. Peter in seinem ausführlichen Kommentare zu Ovids *Fasti* angenommen wurde, aber nicht recht erweisbar ist.“ Hier wird der Versuch gemacht, einiges auf Vergil, bezw. Ennius zurückzuführen. Für das Antiquarische wird Varro oder Verrius Flaccus als Vorlage angenommen, deren knappe Berichte Ovid durch Heranziehung des Livius und Ennius ergänzt habe (S. 30). Jene scharfe Trennung wird sich freilich nicht strenge durchführen lassen. Einerseits findet man auch für die im ersten Abschnitte besprochenen Partien (Untergang der 300 Fabier, *regifugium*, *Matronalia*, Stiftungstag des Tempels der Fortuna) mit Livius allein kein befriedigendes Auskommen, anderseits spricht der Verf. S. 28 selbst davon, daß der Dichter für den Anfang des III. Buches noch eine andere Quelle als Livius benützt habe, also doch auch letzteren. Allerdings dürfte bei dem unverkennbaren Anklange namentlich der einen Stelle (*destituuntur* V. 52) an Livius einerseits und bei der Übereinstimmung mit einer Notiz des Dionysius von Halikarnas anderseits die Annahme einer gemeinschaftlichen Quelle näher liegen und die Stelle demnach am richtigen Orte eingereiht sein. — Gegen die Annahme, Ennius sei für IV 809 ff. das Original gewesen (S. 28—30), scheint mir u. a. der Umstand zu sprechen, daß die zwei angeführten Stellen I 7, 2 und Ovid V 848 gegenseitig ebenso enge Verwandtschaft zeigen wie sie an Ennius frgm. I 50 gar nicht anklingen. — Wenn der Verf. in der Darstellung des Cacusabenteuers Spuren des Ennius zu finden glaubt, so kann ich ihm nur beistimmen. Auf eine gemeinsame Quelle der verschiedenen Modifikationen der Sage bei Livius, Vergil und Ovid weisen zwei Momente,

gegeneinander gehalten. 1. Livius und Vergil, deren Darstellungen wohl voneinander unabhängig sind, zeigen eine Reihe von Übereinstimmungen, Livius' Darstellung ist sichtlich poetisch gefärbt. 2. Wenn Ovid sich an Vergil oder nur an Vergil hielt, so wäre es unerklärlich, daß er charakteristische, das Verständnis der Vorgänge fördernde Einzelheiten bringt, die er in seiner Vorlage gar nicht fand. Ich meine z. B. die Erwähnung des tiefen Schlafes des Herkules, während dessen ihm die Rinder gestohlen wurden. Darauf würde ich mehr Gewicht legen als auf gewisse Abweichungen, die sich ja ohne Konzessionen an die dichterische Gestaltungsfreiheit niemals werden völlig erklären lassen. Die Schlüsse, die der Verf. aus einigen von Vergil gewählten Ausdrücken zieht, kann ich nicht alle überzeugend finden. Wieso bei der Fassung von *victor* Aen. VIII 362 als *epitheton ornans* = *καλλίνικος* Herkules von Anfang an als Gast Euanders dargestellt wird, leuchtet nicht ein. Höchstens mag man zugeben, daß bei jener Annahme die frühere Bewirtung durch Euander nicht ausgeschlossen erscheint. Weiter ist die Annahme eines bewußten Anachronismus zur Erklärung von *minores* V. 268 doch eher gerechtfertigt als die Zumutung an Vergil, er „habe, was in seiner Vorlage der Dichter sagte, dem Euander in den Mund gelegt, ohne zu beachten, daß für diesen der Ausdruck *minores*, da er ja Zeitgenosse ist, nicht paßt". — Daß die Erzählung von der Apotheose des Romulus ganz auf Ennius fußt, mag als ziemlich sicher gelten. Mir scheint nur die Ähnlichkeit zwischen Ovid II 508 und Liv. I 16, 7 zu auffallend zu sein, als daß man sie für bloßen Zufall (S. 25) halten könnte. Die Annahme einer gemeinsamen Vorlage ist naheliegend. Nach des Verf. Vermutung ist Ovid VI 204 ein mit Rücksicht auf den Pentameter nur wenig veränderter Vers des Ennius. Zum Beweise, daß diesem eine ähnliche Antithese zugetraut werden dürfe, verweist er auf das bei Cicero *Cat. mai.* 6, 16 erhaltene Fragment, das aber doch anderer Art ist. Die für Ovid charakteristische Gegenüberstellung je zweier Begriffe von gleicher Funktion in zwei unmittelbar aneinander gereihten kurzen Hauptsätzen innerhalb eines Verses (vgl. auch Amor. I 15, 7. Heroid. 13, 141) fehlt in dem Ennianischen Verse gänzlich. Dem Einwande, daß Ovid wohl nur in den ersten zwei Büchern Livius benutzt habe (S. 4, Anm. u. S. 25), läßt sich ja dadurch begegnen, daß man die Ähnlichkeit des Ausdruckes (*luminibus captum* und *lumine captus*) als Reminiszenz oder Lesefrucht betrachtet, wie sie der Verf. bezüglich einer anderen Stelle selbst annimmt (S. 10; vgl. auch S. 4). Die Verbindung *lumine captus* hat übrigens auch *Valer. Max.* I 1, 17. — In der Erzählung von der wunderbaren Errettung des Romulus und Remus II 381 ff. scheint mir die Gemeinsamkeit des in den sonstigen Quellen nicht begegnenden Verbums (*mersus*, bezw. *submersus*) sehr zugunsten des Livius als Quelle zu sprechen. In welcher Weise und in welchem Maße sich der Wortschatz einer prosaischen Vorlage in den Hexameter übertragen läßt, dafür mag Iuvencus' Versifizierung der Vulgata ein geeignetes Muster abgeben.

Daß bei solch subtilen, auf lückenhafter Überlieferung basierenden Untersuchungen die Meinungen auseinandergehen, liegt in der Natur der Sache. Dem Verf. gebührt das Verdienst, eine schwierige Frage von neuem angeregt und ihrer Lösung näher geführt zu haben.

2. **Dr. Mauritius Schuster, De C. Sollii Apollinaris Sidonii imitationibus studiisque Horatianis.** Progr. des Kaiser Franz Joseph I. Kommunalgymn. in Mähr.-Ostrau 1906. S. 45—70.

Der Verf. bringt in drei weiteren Abschnitten die Fortsetzung und den Abschluß seiner in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1906, S. 667) kurz besprochenen Studien. Der III. Teil (45—56) enthält eine Zusammenstellung einzelner Begriffe und Redensarten, die Horaz und Sidonius gemeinsam

sind, u. zw. werden zuerst die in den eingelegten, dann die in den selbständigen Gedichten vorkommenden Fälle nach der Reihenfolge der Gedichte besprochen. Die p. 51 mit Rücksicht auf Sidon. c. 9, 243 bei Hor. c. II 19, 15 *disiecta non leni ruina* vorgeschlagene Änderung in *lěvi* ist durch das Metrum ausgeschlossen, indem an der betreffenden Stelle der alcäischen Strophe der Spondeus erforderlich ist. P. 51 sq. wird c. 10, 22 für die Erklärung, bezw. Konstruktion von Hor. c. IV 15, 1 f. verwertet. Allerdings ist die Analogie insoferne nicht vollständig, als Horaz das mit *intonuit* in Vergleich gestellte Verbum *increpuit* in prägnanter Bedeutung (*pulsata lyra monuit*) gebraucht und mit einem persönlichen Objekte verbindet. Der IV. Abschnitt (57—61) behandelt die Versklauseln, die Versanfänge und sonstige Ähnlichkeiten im Bau der Hexameter. Im V. Abschnitte (62—70) wird zunächst erwähnt, daß Sidonius bei Abfassung des Briefes I 5 nach Paldamus das Horazische *iter Brundisinum* vor Augen schwebte und daß nach Hertz und Geisler jenem Briefe von Sidonius absichtlich sogar die gleiche Stelle unter den *epistulae* angewiesen wurde, welche die Horazische Satire unter den *sermones* einnimmt, wogegen sich Schuster entschieden ausspricht. Er gibt nur zu, daß der Brief echt Horazisches Kolorit trage. In innigeren Zusammenhang bringt er Sidon. Epist I 8, 2 und Hor. Sat. I 5, 14. — Madvigs Konjektur zu Hor. c. I 32, 15 *iunge* (für das überlieferte *cumque*) sucht der Verf. durch Sidon Epist. VII 12, 4 zu stützen. Es scheint aber doch, daß sich die Sprachwissenschaft neuestens mit dem selbständigen *cumque* abgefunden hat. Ich verweise auf Walde, Lat. etymol. Wörterb. Heidelberg 1906, S. 159. Auch Stowasser huldigt derselben Ansicht, wenn er (Wtb.[2] s. v. *cumque* etc.) jene Stelle so übersetzt: „wann ich auch immer dich rufe, jederzeit“. — Zugunsten von Hor. Sat. II 1, 31 *cesserat* (wo die besten Handschriften *gesserat* bieten) wird passend verwiesen auf Sidon. Epist IV 24, 6. — Die Echtheit der Verse bei Hor. Epist. I 7, 96—99 wird (gegen Petschenig) zu erweisen versucht durch den Hinweis auf Sidon. Epist. VII 14, 5. Sollte aber die Wahl der Verbindung *suo modulo* in dem Satze *cui pro suo modulo comparari nec formica formidat* nicht in der Bezugnahme auf die Ameise ihre Begründung finden? Auf den folgenden Seiten sind die übrigen ähnlichen Stellen (die von Geisler und anderen bereits gefundenen durch ein Sternchen bezeichnet) nach der Reihenfolge der Briefe in Kolumnen übersichtlich einander gegenüber gestellt. Am Schlusse zählt der Verfasser diejenigen Gedichte des Horaz auf, welche nach seinem statistischen Nachweise Lieblingsgedichte des Sidonius waren, und gibt eine zusammenfassende, die Schwächen und Vorzüge hervorhebende Charakteristik des Dichters.

Also ist es der zerpflückenden Analyse gelungen, eine stattliche Menge Horazischen Gutes aus dem bunten Stilgewebe des Sidonius auszusondern. Mögen die Anklänge bei Claudian und namentlich Statius mehr das Gepräge bewußter Nachahmung eines vorbildlichen Musters tragen (vgl. M. Büdinger, Apollinaris Sidonius als Politiker, Wien 1881, S. 12—14), so darf man die Beziehungen zu Horaz meistenteils treffender als unbewußte Reminiszenzen an gerne gelesene Dichterstellen charakterisieren. Dies scheint sich mir aus den mit Bienenfleiß zusammengestellten Sammlungen des Verfassers zu ergeben.

Wien. R. Bitschofsky.

3. J. Rabbinowicz, Ein Versuch, den Charakter Alexanders des Großen nach der jüdischen Sage darzustellen. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Mähr.-Weißkirchen für das Schuljahr 1903/04. 15 SS.

Wenn man schon von vorneherein der Möglichkeit skeptisch gegenübersteht, aus der „jüdischen Sage“ eine Charakteristik Alexanders des Großen zu gewinnen, so wird man umso mehr in dieser Überzeugung bestärkt, wenn man den vorliegenden Versuch betrachtet, der schon deshalb mißlingen mußte, weil dem Verf. so gut wie alle Voraussetzungen fehlen, eine derartige Untersuchung zu führen. Für die ganz unzulängliche Darstellung des geschichtlichen Tatbestandes hat er nicht einmal die wichtigsten Quellen selbst eingesehen, sondern sich begnügt, Schenkels Bibellexikon anzuführen, aber auch die neuere Literatur ist ihm, wie es scheint, fremd geblieben. Dabei ist von einem methodischen Vorgehen nicht die leiseste Spur zu entdecken; die Auseinandersetzung ist in einer beispiellos konfusen Weise geführt, die es zuwege bringt, jede zufällig aufgegriffene Bemerkung heranzuziehen, wo sie auch nicht im geringsten am Platze ist. Von den vielen abfälligen Urteilen, die, wie der Verf. sagt, vom Altertum bis auf unsere Zeit über Alexander gefällt wurden, scheint ihm als geeignetstes Beispiel das Karls von Rotteck, aus dessen Allgemeiner Geschichte er fast zwei Seiten von den $14^1/_2$ seiner Programmarbeit zitiert; auch eine Vorlesung, die der Verf. bei dem „berühmten Julius Wellhausen“ hörte, wird gelegentlich herangezogen. Diesem wüsten Durcheinander entspricht auch die Art, wie er sein eigentliches Thema zu lösen sucht: aus der abstoßend breit vorgebrachten Erzählung werden unvermittelt mit wenigen Worten Schlüsse gezogen, die durchaus nicht passen wollen. Dabei findet sich eine ganze Menge der ärgsten Plattheiten, die die Lektüre dieser Arbeit höchst unerbaulich gestalten. Ich kann darüber leider kein günstigeres Urteil abgeben, als daß diese Schrift besser unveröffentlicht geblieben wäre.

Prag. Dr. A. Stein.

---

4. Dr. E. Krauß, Ein Vorschlag für ein biblisches Lesebuch am Gymnasium. Progr. des k. k. Franz Josephs-Gymnasiums in Wien 1902/3. 16 SS.

Als vor mehr als 50 Jahren die österreichischen Gymnasien nach modernem Muster organisiert wurden, mußte auch der österreichische Episkopat den Lehrplan des katholischen Religionsunterrichtes feststellen, worauf dieser mit dem Ministerial-Erlasse vom 5. Oktober 1850, Z. 7224, publiziert wurde. Der österr. Episkopat beschäftigte sich bereits damals mit der Frage, ob und inwieweit die heilige Schrift und die Kirchenväter zum Unterrichte verwendet werden sollen, und äußerte sich dahin: „Eine Auswahl aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern und neueren katholischen Schriftstellern wird, wenn sie mit Sachkenntnis und richtigem Gefühle gemacht ist, nützliche Dienste leisten, um den Sinn für die christliche Wahrheit in den Schülern zu heben“ (Marenzeller, Normalien 1888 I, S. 62). Ein solches Lesebuch ist unseres Wissens inzwischen, wenigstens in Österreich, nicht erschienen. Es verdient Anerkennung, daß der Verf. dem Plane insoferne näher trat, als er neben einer warm gehaltenen Befürwortung eines biblischen Lesebuches eine Auswahl von Perikopen bringt, die für die Lektüre empfehlenswert sind. Sehr sympathisch berührt der als Motto des „Vorschlages“ gebrachte Ausspruch des großen Kanzelredners Johannes Chrysostomus: „Glaube nicht, daß bloß für den Mönch die Kenntnis der hl. Schrift nötig sei: gerade für die

jungen Leute, die in der Welt leben, ist sie am notwendigsten". Fast gleichzeitig mit Krauß ist der inzwischen verstorbene Prager Universitätsprofessor V. Grimmich in seinem Werke „Der Religionsunterricht an unseren Gymnasien" (Wien und Leipzig 1903) mit demselben Projekte in die Öffentlichkeit getreten. Dennoch decken sich die beiden Entwürfe nicht. Grimmich befürwortet ein „Lesebuch für den kathol. Religionsunterricht" (S. 245), in welches neben „ausgewählten Texten aus der hl. Schrift" auch „Bruchstücke aus den apostolischen Vätern und Kirchenlehrern" aufgenommen werden sollen. Überdies sei auf die „altklassische und christliche Literatur aller Jahrhunderte durch eine passende Auswahl von Texten und Zitaten" Rücksicht zu nehmen (S. 247). Krauß hingegen wünscht ein „biblisches Lesebuch", also ein Lesebuch, das ausschließlich Teile der hl. Schrift bringt. Grimmich hielt sich in seinem Vorschlage enge an die bereits eingangs angezogene Stelle der Organisation des Religionsunterrichtes; Krauß will Bahn für eine biblische Chrestomathie schaffen und bringt sofort eine ziemliche Menge solcher Stellen, die ihm für eine Lektüre in der Schule geeignet erscheinen. Wir wollen die Frage über die Eignung der ausgewählten Stücke nicht berühren, da K. bemerkt, daß nach wiederholter Sichtung nur ein verhältnismäßig kleiner Teil in ein Lesebuch für die Schule werde aufgenommen werden können. Wenn K. weiter bemerkt: „Die Entscheidung der ganzen Frage hängt natürlich von den zur Regelung des Religionsunterrichtes berufenen Behörden ab" (S. 5), so hat er dadurch seinen Standpunkt hinlänglich fixiert und, wenn er vorausahnt, daß „seine Anregung nicht allen Wünschen gerecht werden wird", so stimmen wir ihm vollinhaltlich zu. Aber der Verf. sollte auch bedenken, daß unter solchen Voraussetzungen ein „biblisches Lesebuch" für katholische Mittelschüler in den nächsten 50 Jahren ebensowenig zustande kommen wird wie in dem vergangenen halben Säkulum. Er muß den Mut finden, mit einem bereits fertiggestellten Lesebuche auf den Plan zu treten; er wird trachten müssen, einen Verleger zu finden, wenn er nicht etwa schon vor der Drucklegung mit dem Manuskripte das Approbationsverfahren bei den geistlichen Behörden einleiten will. Entschließt er sich auch dazu, die bereits bekannten evangelischen Perikopen zum voraus auszuscheiden und den Schwerpunkt auf die Lehre Christi und weniger auf dessen Wunder zu legen — denn die Wunder waren doch nur Mittel zum Zweck —, so gebührt ihm der Dank aller jener, die an der sittlich-religiösen Erziehung der Jugend aufrichtiges Interesse nehmen.

Pilsen. G. Juritsch.

---

5. P. Amand Kyas, Übersetzung ausgewählter Kapitel aus dem arabischen Geographen Ibn Rusta. (Progr. des öffentl. Stifts-Obergymnasiums des Benediktiner zu Braunau in Böhmen 1905). 63 SS.

Das Werk des Ispahaner Geographen Ibn Rusta, der um die Wende des X. Jahrh. lebte „*Kitâb el âlâq en nefîse*", d. h. „Buch der kostbarsten Schätze" enthält als 7. Teil eine Kompilation von Berichten arabischer Geographen, in welcher die Geographie des Himmels, die der heiligen Städte Mekka und Medîna, ferner die Hydrographie und die Länderkunde der den Arabern bekannten Himmelsstriche (vorwiegend Vorder-, Mittel- und Südasiens) mit morgenländischer Naivität und gelegentlicher Einflechtung von fabelhaften Dingen behandelt wird. Die Bedeutung des Werkes für die historische Geographie ist trotz der Art der Darstellung über alle Zweifel erhaben. — Der Autor des Aufsatzes

gibt nach der Ausgabe de Goejes (*Bibliotheca geographorum arabicorum*, Bd. VII, Leiden 1892), wie er selbst sagt, für den Zweck des Mittelschulunterrichtes als Beispiele der Darstellungsweise arabischer Geographen Übersetzungsproben aus dem Werke Ibn Rustas. Ref. zollt der mit Fleiß gearbeiteten Abhandlung Anerkennung, doch muß er einige Kleinigkeiten anmerken. Was das Sachliche anbetrifft: Bei der Wiedergabe der arabischen Wörter schwankt der Autor zwischen dem vollen *I'râb* und der abgekürzten, in der Vulgäraussprache gebräuchlichen Form. Die Femininendung —*t* bei letzterer mitzuschleppen ist überflüssig; so sprechen jetzt nur Türken und Perser die arabischen Wörter aus. In der Befolgung der *Imâle* trifft der Autor manchmal nicht das Richtige (z. B. S. 47: *El-Manṣûret*, lies *El-Manṣûra(t)*). Ibid. Z. 16 v. o. muß es statt „Städte" wohl „Länder" heißen (das vermutliche „*bilâd*" oder „*buldân*" der Handschrift hat eben beide Bedeutungen). Einige kleine Unrichtigkeiten in arabischen Wörtern sind wohl nur Druckfehler. — Ref. kann die viele Mühe, die der Autor für seine Arbeit aufgewendet hat, als Fachmann würdigen und empfiehlt sie zu der vom Übersetzer beabsichtigten Verwendung. Nur scheint es ihm zweifelhaft, daß die des Arabischen unkundigen Mittelschulehrer über die Lesung der Eigennamen hinwegkommen werden, zumal der Verf. kein Schema der Transskription gegeben hat. Im übrigen wünscht er dem Autor Zeit und Kraft, seine Arbeit zu rein wissenschaftlichen Zwecken fortsetzen zu können.

Wien. Dr. Alfred Jahn.

---

6. Wurzer R., Reisebilder aus Italien. (Nach Erinnerungen und Tagebuchblättern.) II. Bologna—Marzabotto (1897). Progr. des k. k. I. Staatsgymnasiums in Czernowitz 1905. 30 SS.

Der Verf. gibt die Fortsetzung der im Progr. 1904 begonnenen Reisebilder (vgl. diese Zeitschr. 1906, S. 96) und verrät darin gleichen Fleiß und gleiche Sorgfalt, so daß die Lektüre des Berichtes lehrreich ist. Der Verf. zeigt, daß er die Zeit seines Aufenthaltes in Bologna bestens benützt hat: er beachtet das Leben und Treiben in der Stadt, führt uns in die Kirchen der Stadt ebenso wie in die Gemäldesammlung und das *Museo civico*. Überall gibt er unter Benützung der entsprechenden Literatur das Wissenswerte an: am ausführlichsten finden wir mit Recht die etruskischen Funde Felsinas behandelt, die im *Museo civico* unter Leitung Prof. Brizios eine mustergiltige Aufstellung gefunden haben. Ref. erinnert sich mit lebhaftem Danke an die klare Darlegung, die er vor elf Jahren selbst von Brizio gehört und nun hier in dem Aufsatze wiedergefunden hat. Gewiß wird jeder dem Verf. dafür danken, daß er eine solche Übersicht über die zahlreichen Funde des Friedhofes von Bologna und Villanova gegeben und die Unterschiede in der verschiedenen Bestattungsweise hervorgehoben hat. Nicht weniger Interesse bietet die Beschreibung der Altertümer in Marzabotto, die eine etruskische Stadtanlage, wahrscheinlich *Misanum*, aus dem VII. oder VI. Jahrh. v. Chr. kennen lehren mit ihrem Mauerlauf, ihren Tempeln, ihrer Akropolis, vielleicht auch einem Versammlungshaus der Gemeinde sowie den Gräbern. Hier sowie in Bologna wurde die etruskische Kultur allmählich durch die Gallier verdrängt, nicht ohne daß die Gallier selbst durch die etruskische Kultur beeinflußt wurden. Interessant ist auch, daß die im Schlosse des Grafen Aria aufbewahrten Funde beweisen, es habe bereits im V. vorchristl. Jahrh. griechischer Vasenimport nach *Misanum* stattgefunden, da eine Scherbe den Namen des um 450 v. Chr. in Athen tätigen Vasenmalers Chachrylion trägt. Möge der Verf. in gleich gründlicher Weise auch die weiteren Stationen seiner Reise in Italien behandeln!

Wien. Dr. Johann Oehler.



7. Dr. Franz Prosenc, Herbart und Lotze. Eine vergleichende Darstellung ihres metaphysischen Denkens. Progr. des Kaiser Franz Josef I.-Kommunal-Real-Gymnasiums in Ostrau 1904). 27 SS.

Wenn Ref. im vorhinein den Eindruck, den dieser Programmaufsatz auf ihn gemacht hat, kurz wiedergeben soll, so scheint ihm die Arbeit mehr ihrem eigentlichen Titel „Herbart und Lotze“, weniger dem charakterisierenden Zusatze zu entsprechen. Der Verf. gibt nämlich in recht klarer Weise zunächst einen instruktiven Überblick über Herbarts Philosophie, der die Hälfte der Arbeit ausmacht. Daran schließen sich in dem übrigen Teile nach einem viel weniger ausführlichem Berichte über die Denkrichtung Lotzes eine Darstellung der Kritik an, welche Lotze an der Theorie Kants von dem wahren Sein der Dinge, vom wirklichen Geschehen, dem „Zusammen“, dem räumlichen „Ineinandersein“, von dem Verhältnis der Erfahrungen der Außenwelt und unseren inneren Zuständen gibt. Es ist begreiflich, daß das Verhältnis zwischen den Positionen zweier Philosophen erst dann deutlich zutage tritt, wenn die Teile der verschiedenen Theorien, in welchen ein Gegensatz zwischen den Philosophen zu konstatieren ist, zunächst als Glieder des ganzen Systems zur Darstellung kommen. Was aber die rein literarischen Angaben, die jeder Geschichte der Pilosophie entnommen werden können, z. B. auf S. 8 f. und ebenso auf S. 20 f. dazu beitragen sollen, ist Ref. nicht recht klar geworden. Nach der Ansicht des Ref. hätte in dem vorausgeschickten allgemeinen Teil über die Philosophie Herbarts eine Einschränkung der Erörterung über die Ansichten dieses Philosophen, soweit sie zum Vergleiche mit den Positionen Lotzens nicht in Betracht kommen, dagegen eine ausführlichere Behandlung der Punkte, die für den Vergleich maßgebend sind, zur Hebung des Wertes der Arbeit gewiß beigetragen. Neben und nach den Ausführungen über die Kritik Lotzens an der Herbartschen Theorie wird ein Urteil des Verf. selbst über das Verhältnis beider Theorien vermißt, aus dem dann vielleicht auch klarer seine Stellung zu der Herbartschen Metaphysik hervorgegangen wäre. Abgesehen von diesen Bedenken ist die Arbeit namentlich für den, der einen kurzen klaren Überblick über die Herbartschen Theorien sucht, recht beachtenswert.

Wien. Gustav Spengler.

Se. Exzellenz, Minister a. D. usw.

Dr. Wilhelm Ritter v. Hartel,

der langjährige, hochverdiente Mitredakteur dieser Zeitschrift, ist am 14. Jänner d. J. in Wien nach kurzem schweren Leiden im 68. Lebensjahre gestorben.

Das Leben und Wirken v. Hartels wird in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift eingehend gewürdigt werden. Die Red.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Tassoprobleme[1]).

Ein Goethe-Mosaik.

Im Januar 1825 ward ein englischer Ingenieuroffizier Goethe vorgestellt: er verstand und sprach deutsch, hatte den „Egmont“ dreimal und mit vieler Freude gelesen, so auch „Tasso“ und las jetzt den „Faust“, fand aber, daß er ein wenig schwer sei. Goethe lachte bei diesen letzten Worten. „Freilich“, sagte er, „würde ich Ihnen zum 'Faust' noch nicht geraten haben. Es ist tolles Zeug und geht über alle gewöhnlichen Empfindungen hinaus. Aber da Sie es von selbst getan haben, ohne mich zu fragen, so mögen Sie sehen, wie Sie durchkommen. Faust ist ein so seltsames Individuum, daß nur wenige Menschen seine inneren Zustände nachempfinden können. So der Charakter des Mephistopheles ist durch die Ironie und als lebendiges Resultat einer großen Weltbetrachtung wieder etwas sehr Schweres. Doch sehen Sie zu, was für Lichter sich Ihnen dabei auftun. Der 'Tasso' dagegen steht dem allgemeinen Menschengefühl bei weitem näher, auch ist das Ausführliche seiner Form einem leichteren Verständnis günstig.“ — „Dennoch“, erwiderte der Offizier, „hält man in Deutschland den 'Tasso' für schwer, so daß man sich wunderte, als ich sagte, daß ich ihn lese.“ — „Die Hauptsache beim 'Tasso'“, sagte Goethe, „ist die, daß man kein Kind mehr sei und gute Gesellschaft nicht entbehrt habe. Ein junger Mann von guter Familie, mit hinreichendem Geist und Zartsinn und genugsamer äußeren Bildung, wie sie aus dem Umgange mit vollendeten Menschen der höheren und höchsten Stände hervorgeht, wird den 'Tasso' nicht schwer finden“ (Gespr. Nr. 970[2])).

Sämtliche Tassoerklärer würden wohl dieser Meinung Goethes widersprechen, der seine alte Erfahrung bestätigt fände: „Je mehr man seine Absicht klar zu machen gedenkt, zu desto mehr Ver-

---

[1]) Nach einem am 17. Januar 1905 im Wiener Goethe-Verein gehaltenen Vortrag.

[2]) Alle Zitate nach der Weimarer Ausgabe.

wirrung gibt man Anlaß" (W. 28, 234). Viele teilen die Ansicht Friedrich Schlegels, das Ganze schwebe in der Atmosphäre künstlicher Verhältnisse und Mißverhältnisse der vornehmen Stände. Viele behaupten, Goethe habe nirgends unzweideutig, das soll heißen: er selbst durch den Mund der dargestellten Personen, ausgesprochen, was er mit ihnen wolle. Die einen — sie können Schillers Autorität für sich ins Treffen führen — sprechen dem Drama jede Handlung ab, die anderen erklären, die Handlung habe weder einen ethischen noch ästhetischen Abschluß. Hier liest man, der Konflikt liege in dem Widerstreit zwischen Realismus und Idealismus oder zwischen Weltmann und Dichter, dort findet sich als rechtes Wort für den fehlenden Begriff die allgemein gehaltene Formel von dem Kampf der Phantasie mit ihren Schranken. Ist Tasso wahnsinnig oder wird er's? hegt die Prinzessin zu ihm Freundschaft oder Liebe? ist die Gräfin, ist Antonio eine edle Figur oder sind sie Egoisten, Intriganten? ist es für Tasso schädlich, Ferrara zu verlassen, oder förderlich? ist er am Ende des Stückes gerettet, geheilt oder gescheitert und gebrochen? Wir hören auf alle diese und zahlreiche andere Fragen ebensoviele entschiedene Ja als überzeugte Nein, und die eifervolle Rechthaberei des Erklärerschwarmes überlärmt die Stimme des einzigen, der Auskunft geben kann und gibt: die Führerstimme Goethes.

Sie zu vernehmen, ihr zu folgen, lade ich Sie ein, in dem guten Glauben, daß er selbst uns nicht in die Irre leiten wird.

Als der 'Tasso' vollendet war, gedachte Goethe der unerlaubten Sorgfalt, mit der er dies Stück gearbeitet habe. Nun war er frei von aller Leidenschaft, solch eine konsequente Komposition zu unternehmen, die Fragmentenart erotischer Späße behagte ihm besser (an Herder, 10. August 1789: Br. 9, 147).

Muten wir Goethe irgend ein Urteil über seine eigenen Dichtungen zu, so müßte diese Äußerung allein zur Vorsicht gemahnen bei der Aufdeckung vermeintlicher Antinomien. Auch Goethe und seine Freunde könnten es nicht übersehen haben, wenn in der Tat Tasso und Antonio in den ersten beiden Aufzügen neue Bekannte, hinwieder in den letzten drei alte Gegner zu sein schienen (K. Fischer); wenn Antonio anfänglich geradezu unedel, später als eine im Grunde edle Natur gezeichnet wäre (Weißenfels). Gewiß, niemand wäre auf diese Antinomien verfallen, wenn wir nicht wüßten, daß Goethe zur Vollendung ein Fragment von zwei Aufzügen mit nach Italien nahm, über dessen Inhalt bereits Hettner allerlei gefabelt hat entgegen dem klaren Bericht Goethes, sie seien in Absicht auf Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich gewesen. An der Einheit des ganzen Dramas, und an dieser in erster Linie, wollen wir nimmer rütteln lassen[1]).

---

[1]) Es sei gestattet, auf die Ausführungen hierüber in meiner Ausgabe des „Tasso" (bei Graeser & Kie. in Wien) zu verweisen.

Wahrhaft künstlerisch veranlagte Menschen haben den Tasso auch immer als einheitlich empfunden. Richard Wagner nennt ihn in seinen kürzlich veröffentlichten Briefen an Mathilde Wesendonk (3. Aufl. S. 124) ein ganz einziges Kunstwerk, dem er durchaus nichts zu vergleichen wüßte. Mit feinem Verständnis erfaßt er den Dichter und seine Gestalten: „Für den sehr tief Blickenden gibt es hier eigentlich nur einen Gegensatz, den zwischen Tasso und der Prinzessin. Tasso und Antonio sind weniger Gegensatz, auch interessiert ihr Konflikt den Tieferen weniger... Blicken wir aber über das Stück hinaus, so bleiben uns nur die Prinzessin und Tasso übrig: wie werden sich diese Gegensätze ausgleichen?"

Wie der jüngere Ampère berichtet (Gespr. Nr. 1750), war Goethe überzeugt, daß nach der Geschichte Tasso und die Prinzessin einander tatsächlich geliebt hätten, allerdings immer auf Distanz, immer romantisch, ohne je an die Möglichkeit einer Heirat zu denken. Die Situation erinnert an die Werthers, der sich auch von allem Anfang über die Aussichtslosigkeit einer Liebe zu Lotte im klaren ist und doch sein Herz nicht bezwingen mag, wie denn Goethe in Tasso einen gesteigerten Werther zu sehen sehr treffend findet (Gespr. Nr. 1093). Es ist höchst bedeutsam und viel zu wenig beachtet worden, daß Goethe gerade, als er die Idee zu Tasso empfing, seinen Werther las, das erste Mal, seit er gedruckt war, und — wie er ins Tagebuch (1, 116: 30. April 1780) einträgt — „sich verwunderte".

Wenn man „Werther" und „Tasso" vergleicht, erstaunt man über die nahe Verwandtschaft der Behandlung und Themen. Goethe sagt einmal von der Form der Richardsonschen Romane (W. 27, 23): nur durch das genaueste Detail, durch unendliche Einzelnheiten, die lebendig alle den Charakter des Ganzen tragen und, indem sie aus einer wundersamen Tiefe hervorspringen, eine Ahnung von dieser Tiefe geben, gelinge es, eine Vorstellung dieser merkwürdigen Persönlichkeiten mitzuteilen. Das viele, ja kleinliche Detail aus der gemeinen Lebensgewohnheit, der Politik, der Gesellschaft, des Hauses und seiner Bedürfnisse, das Goethe im Tasso verwendet, ist sogleich Richard Wagner aufgefallen und er erklärt richtig, ohne das alles würde Goethe seine Idee auf dem Dichterwege gar nicht haben kleiden können. Nur so, aus e i n e m hinbrausenden, mitreißenden Monolog, der unfehlbar alle Sympathien auf die Seite seines Helden zieht, vermochte er Werther plastisch herauszuarbeiten; so, sich selbst zerfasernd und zerfasert von den anderen, aus sich heraus erhellt und von allen Seiten beleuchtet, immer im ganzen und als ein Ganzer beurteilt, war der problematische Charakter Tassos hinzustellen, und nach derselben Manier sind die anderen Figuren behandelt. Darum ist es so schwer zu sagen, wer recht, wer unrecht hat: „Es sieht ein jeder", bemerkt Richard Wagner, „wie er sieht und nicht anders sehen kann. Was dem einen eine Mücke dünkt, ist dem andern ein Riese". Die

wahre Darstellung hat eben keinen didaktischen Zweck; sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie (W. 28, 228). Der Dichter, der ganz objektiv Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen scheint, ist in Wahrheit im höchsten Maße subjektiv, was bereits Friedrich Schlegel glücklich empfunden hat.

Durch ein anderes Schlagwort hebt Goethe die Bedeutung der Richardsonschen Romane für die Geistesbildung des XVIII. Jahrhunderts hervor: sie hätten die bürgerliche Welt auf eine zartere Sittlichkeit aufmerksam gemacht (W. 28, 193). Ganz ähnlich erklärt K. Ph. Moritz unmittelbar nach der Vollendung des 'Tasso' (6. Juni 1789, Goethe-Jb. 2, 313): „Diese Dichtung wird ohngeachtet ihrer Zartheit ins Leben eingreifen, weil sie die Ehrfurcht für das Zarte und Schöne, welche doch einmal wirklich stattfindet, zum Hauptgegenstande der Darstellung macht“, ein Wort, das auf Goethe selbst zurückgehen dürfte, der ein paar Monate früher aus seinen Tassostimmungen heraus Fritz Stolberg gegenüber sich äußert (2. Februar 1789): „Es erfreut und erquickt mich doch immer sehr, wenn ich sehe, daß die allmütterliche Natur für zärtliche Seelen auch zartere Laute und Anklänge in den Undulationen ihrer Harmonien leise tönen läßt und dem unendlichen Menschen auf so manche Weise ein Mitgefühl des Ewigen und Unendlichen gönnt“.

Auch nach seinem geistigen Gehalt stellt sich der 'Tasso' in eine Reihe mit den Romanen von Richardson. Es kommt jene Zeitepoche der Empfindsamkeit zur Darstellung, da man an sich und andere Forderungen machte auf das, was noch kein Mensch geleistet hatte (W. 28, 338); da unbefriedigte Leidenschaften und eingebildete Leiden (W. 28, 228) jüngere, lebhafte, oft wahrhaft begabte Menschen sich ins Grenzenlose verlieren ließen (W. 29, 147), während es im Leben bloß aufs Tun ankommt, das Genießen und Leiden sich schon von selbst findet (W. 27, 12); da man dem Genie alles zutraute, indessen es doch nur ein Gewisses vermag (W. 29, 65); da das Genie sich nur manifestierte, indem es die vorhandenen Gesetze überschritt, die eingeführten Regeln umwarf und sich für grenzenlos erklärte — während es diejenige Kraft im Menschen ist, welche durch Handeln und Tun Gesetze und Regeln gibt (W. 29, 146); da man das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen suchte, statt daß man dem Wirklichen eine poetische Gestalt gegeben hätte (W. 29, 93).

Diese Tendenzen hat Goethe im 'Werther' und im Urfaust positiv dargestellt. Während er sich dadurch aus einem stürmischen Elemente rettete, auf dem er durch eigene und fremde Schuld, durch zufällige und gewählte Lebensweise, durch Vorsatz und Übereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben auf die gewaltsamste Art hin und wieder getrieben worden war; während er sich, nach-

dem er die Wirklichkeit in Poesie verwandelt hatte, wie nach einer Generalbeichte wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt fühlte, verwirrten sich daran seine Freunde und das große Publikum, indem sie glaubten, man müsse die Poesie in Wirklichkeit verwandeln (W. 28, 225). Nun lastete auf Goethe die ganze Verantwortung des durch ihn unbeabsichtigterweise angestifteten Unheils, und es erwuchs ihm die Pflicht, wie er selbst genesen war, auch die anderen genesen zu machen. Die Krankheit als eine rein geistige war nur durch geistige Mittel zu bekämpfen: der Wahnsinn der Empfindsamkeit mußte als solcher erkannt, der Kranke aus der Verstiegenheit wieder auf den Boden der Wirklichkeit als des gegebenen Lebenselementes gestellt werden. Das ist die Kur, welche an Lila (in der ursprünglichen Fassung an ihrem Gemahl) glücklich vollzogen wird, welche in dem „Triumph der Empfindsamkeit“ Mandandane zurück in die Arme ihres Gemahls, den überspannten Prinzen Oronaro an die Brust der geflickten Braut führt, einer mit empfindsamen Romanen und Häckerling ausgestopften Puppe. Jetzt ward Faust aus dem Streben nach Lebensgenuß, aus der Dumpfheit, Leidenschaft zu Tatengenuß, zu Genuß mit Bewußtsein, Schönheit geleitet; jetzt erhielt der Werther sein Gegenstück im Tasso, auf den alle die Torheiten übertragen wurden, die Goethe an sich und anderen beobachtet und selber abgelegt hatte; jetzt tritt Wilhelm Meister von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes tätiges Leben, aber ohne die idealisierende Kraft dabei einzubüßen: allen diesen Werken gemeinsam ist der Zug, die verkehrten, aus dem Leben hinauszielenden Tendenzen der Empfindsamkeit auf den rechten Weg zu weisen, auf den Weg des Lebens.

Die Krankheit der Empfindsamkeit ergriff vor allem die Jugend: ihre Vertreter in den Goetheschen Dichtungen, Werther, Tasso, Lila, Oronaro, Wilhelm Meister, sind durchaus junge Leute. „Glückliche Kinder und Jünglinge“, erklärt Goethe (W. 29, 18), „wandeln in einer Art von Trunkenheit vor sich hin, die sich dadurch besonders bemerklich macht, daß die Guten, Unschuldigen das Verhältnis der jedesmaligen Umgebung kaum zu bemerken, noch weniger anzuerkennen wissen. Sie sehen die Welt als einen Stoff an, den sie bilden, als einen Vorrat, dessen sie sich bemächtigen sollen. Alles gehört ihnen an, ihrem Willen scheint alles durchdringlich; gar oft verlieren sie sich deshalb in einem wilden wüsten Wesen. Bei den Bessern jedoch entfaltet sich diese Richtung zu einem sittlichen Enthusiasmus, der sich nach Gelegenheit zu irgend einem wirklichen oder scheinbaren Guten aus eignem Triebe hinbewegt, sich aber auch öfters leiten, führen und verführen läßt“. Worauf alles Behagen im Leben gegründet ist (W. 28, 209): die regelmäßige Wiederkehr der äußeren Dinge, der Tag- und Jahreszeiten so gut wie der Tugenden und Fehler, kann bei einem siedend jugendlichen Blut, einer durch einzelne

Gegenstände leicht zu paralysierenden Einbildungskraft zu dem ungeduldigen Streben, sich aus einer solchen Klemme zu befreien, zum Drang ins Unendliche führen (W. 28, 212). Am schwersten muß das gemeine Menschenschicksal, an welchem wir alle zu tragen haben, denjenigen aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln (W. 28, 310), wozu noch kommt, daß planlose Jugend sich selbst so leicht mißleitet (W. 29, 185), einen gewissen selbstgefälligen Dünkel aber nicht leicht ablegt (W. 27, 208). Diesem Typus entspricht die Charakteristik Karl Augusts in dem Gedicht „Ilmenau“:

„Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmutiger Bewegung
Ruht er unmutig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein.“

Von Faust sagt Mephistopheles (I 302 f.):

„Ihn treibt die Gärung in die Ferne,
Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt;
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.“

Ganz ähnlich lautet die zwar nicht wohlwollende, doch treffende Charakteristik Tassos durch Antonio (2118/39):

„Bald
Versinkt er in sich selbst, als wäre ganz
Die Welt in seinem Busen, er sich ganz
In seiner Welt genug, und alles rings
Umher verschwindet ihm. Er läßt es gehn,
Läßt's fallen, stößt's hinweg und ruht in sich —
Auf einmal, wie ein unbemerkter Funke
Die Mine zündet, sei es Freude, Leid,
Zorn oder Grille, heftig bricht er aus:
Dann will er alles fassen, alles halten,
Dann soll geschehn, was er sich denken mag;
In einem Augenblicke soll entstehn,
Was Jahre lang bereitet werden sollte,
In einem Augenblick gehoben sein,
Was Mühe kaum in Jahren lösen könnte.
Er fordert das Unmögliche von sich,
Damit er es von andern fordern dürfe.
Die letzten Enden aller Dinge will
Sein Geist zusammenfassen; das gelingt
Kaum einem unter Millionen Menschen,
Und er ist nicht der Mann: er fällt zuletzt,
Um nichts gebessert, in sich selbst zurück.“

Vergebens, daß der Minister Werthers „allzu große Empfindlichkeit zurecht weiset, seine überspannten Ideen von Wirksamkeit, von Einfluß auf andere, von Durchdringen in Geschäften als jugendlichen guten Mut zwar ehrt, sie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten sucht, wo sie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung tun können!" (W. 19, 99 f.) Für einen Augenblick ist Werther dadurch gestärkt und in sich selbst einig; aber nach acht Tagen philosophiert er bereits wieder: „Die Ruhe der Seele ist ein herrliches Ding und die Freude an sich selbst. Lieber Freund, wenn nur das Kleinod nicht ebenso zerbrechlich wäre, als es schön und kostbar ist!" (W. 19, 100.)

Was erregt in den jungen Leuten dieses unruhige Gären und stürmische Drängen? Was erhebt solch ungemessene Ansprüche an die Welt? Was berechtigt, alle Rücksichten für sich ohne Rücksicht auf alle anderen zu verlangen? Dieses Herz! „Dieses Herz", deklamiert Werther (W. 19, 111), „das doch mein einziger Stolz, das ganz allein die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann jeder wissen, — mein Herz habe ich allein". „Dieses Herz", deklamiert Tasso (1484/6),

> „Wenn dieses Herz, es sei auch, wo es will,
> Dir fehlt und sich, dann strafe, dann verstoße,
> Und laß mich nie dein Auge wiedersehn."

Und Prinz Oronaro parodiert (W. 17, 28):

> „Meinen Stand erwähnst du, Unglücklicher?
> Was ist mein Stand gegen dieses Herz?"

„Dieses Herz", gesteht Werther nicht ohne Behagen (W. 19, 10), „braust genug aus sich selbst. Wie oft lull' ich mein empörtes Blut zur Ruhe, denn so ungleich, so unstät hast du nichts gesehn als dieses Herz. Lieber! brauch' ich d i r das zu sagen, der du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung und von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehn?" Also dieselben Schwankungen wie bei Karl August, Faust und Tasso, und wieder parodiert Oronaro (W. 17, 65): „Wann denn wird diese stürmische Bewegung meines Herzens endlich aufhören, wann dieses tantalische Streben nach ewig fliehendem Genuß endlich ersättiget werden? wann werde ich, für meine Mühseligkeiten und Leiden endlich belohnt, die Entzückungen mit der Ruhe, und diese holde Traurigkeit mit einem bestätigten Herzen verbinden können?" „Ach mein Herz fühlt nicht immer gleich!"

Süße Melancholie, holde Traurigkeit, wo wärest du leichter zu finden als in der Einsamkeit? „Mein Gemüt", sagt die empfindsame Lila (W. 12, 59), „neigt sich der Stille, der Öde zu. Vor dem Gedanken, daß ich fröhlich werden könnte, fürchte ich mich wie vor dem größten Übel." „Gesegnet seist du, liebe Einsamkeit!" ruft Oronaro aus (W. 17, 27). „Wie erbärmlich habe ich mich seit dem Eintritt in dieses Haus zwingen müssen!" Im Mond-

scheine spazieren, an Wasserfällen schlummern und weitläufige Unterredungen mit den Nachtigallen halten, sind die Symptome von Mandandanes Krankheit (W. 17, 11). So flieht Werther hinaus in die ländliche Natur, sucht Tasso mehr die Einsamkeit als die Gesellschaft auf (243/4) und verbirgt im tiefen Hain sein Glück wie seine Schmerzen (528/9). In der Parodie besorgt ein Directeur de la nature Oronaro die Natur auf seinen Reisen (W. 17, 18 f.); auch ist es eine vortreffliche neuere Erfindung, daß jeder Stunde, jeder Tageszeit ihre eignen Gefühle gewidmet sind: in der feierlichen Stunde der Mitternacht überläßt sich der Prinz in der Einsamkeit seinen Empfindungen (W. 17, 29).

Für sie alle gilt, was von Lila gesagt wird, daß sie immer mit ihren Gedanken zu wenig an der Erde sind; daß die tiefe Melancholie, in der sie begraben sind, von Wahnsinn kaum mehr zu unterscheiden ist (W. 12, 51). Darum ruft fast erschreckt dem ekstatischen Tasso das Weltkind Leonore zu (558/9):

„Erwach'! Erwache! Laß uns nicht empfinden,
Daß du das Gegenwärt'ge ganz verkennst!"

erhält aber von Tasso die visionäre Antwort:

„Es ist die Gegenwart, die mich erhöht;
Abwesend schein' ich nur, ich bin entzückt!"

In dem Überschwang ihrer Empfindungen für das Leben durchaus untauglich, behaupten sie doch immer, daß noch so viele Kräfte in ihnen ruhen, die alle ungenutzt vermodern und die sie sorgfältig verbergen müssen. „Ach, das engt das ganze Herz so ein!" preßt es Werther aus (W. 19, 12), und Tasso schmält den Fürsten (2377):

„Er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt."

In Wirklichkeit bannen sie sich selbst ohne Zwang in eine Einschränkung, welche die Bildung fixer Ideen fördert. „Fühlen Sie nicht", sagt Lotte (W. 19, 157), „daß Sie sich betrügen, sich mit Willen zugrunde richten?" „Du irrst gewiß", versichert Leonore (2461 f.),

„und wie du sonst zur Freude
Von andern dichtest, leider dichtest du
In diesem Fall ein seltenes Gewebe,
Dich selbst zu kränken."

In der Parodie bevölkern die empfindsamen Helden ihre Phantasiewelt mit Gespenstern, daß ihnen schließlich das Wahre selbst als Gespenst verdächtig ist (W. 12, 42).

Dabei werden die Unglücklichen argwöhnisch. Sie „kennen weder die gute Seite des Menschen noch die günstigen Winke des Schicksals" (W. 12, 59). Sie fangen an, ihrer Umgebung zu mißtrauen (W. 12, 51), sehen in jedem Harmlosen einen Kundschafter, der sie umschleicht zu forschen, wo man ihnen feindselig am leichtesten beikommen möchte (W. 12, 58), sind fortwährend auf

der Hut vor der gefährlichen List falscher Geister, die mit Gestalten der Liebe locken (W. 12, 60). „Sie scheinen keine Schelmen“, sagt Werther (W. 19, 110) von der Umgebung des Fürsten, „und haben doch auch nicht das Ansehen von ehrlichen Leuten. Manchmal kommen sie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen.“ Liebe und Haß werden imaginär (wie bei Oronaro, Mandandane), sie verfahren mit ihren Vorstellungen und Gefühlen willkürlich, damit sie nur immerfort etwas zu tun haben möchten. Von Lenz berichtet Goethe, daß er durch die verkehrtesten Mittel seinen Neigungen und Abneigungen Realität zu geben suchte und sein Werk immer wieder selbst vernichtete; und so hat er niemanden, den er liebte, jemals genützt, niemanden, den er haßte, jemals geschadet, und im ganzen schien er nur zu sündigen, um sich zu strafen, nur zu intrigieren, um eine neue Fabel auf eine alte pfropfen zu können (W. 28, 247). Ganz ähnlich heißt es von Tasso, der die Menschen meidet, und dessen Argwohn im Begriff ist, sich in Furcht und Haß zu verwandeln (308/9):

„Er schadet andern nicht, er schadet sich.“

Doch verletzt er dabei andere nur zu sehr (2140 f.):

„Kannst du es leugnen, daß im Augenblick
Der Leidenschaft, die ihn behend ergreift,
Er auf den Fürsten, auf die Fürstin selbst,
Auf wen es sei, zu schmähn, zu lästern wagt?“

So fährt auch Mandandane in ungeheurer Leidenschaft und mit entsetzlichem Fluchen ihrem Gemahl auf den Hals, traktiert ihn als Pluto, als Scheusal und flieht endlich vor ihm, um dann wieder gefällig und gut gegen ihn zu werden, sobald sie sich aus ihrer poetisch-theatralischen Wut ein bißchen erholt hat (W. 17, 60).

Keiner dieser Kranken duldet Widerspruch. Jede freundschaftliche Einrede gilt, um mit Tasso (2681 f.) zu reden, als eine

„Tyrannei
Der Freundschaft, die von allen Tyranneien
Die unerträglichste mir scheint. Du denkst
Nur anders und du glaubst deswegen
Schon recht zu denken“

oder mit Werthers Worten (W. 19, 65): „Daß ihr Menschen, um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: Das ist töricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös! Und was will das alles heißen? Habt ihr deswegen die inneren Verhältnisse einer Handlung erforscht? Wißt ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte?“

Oft genug bekämpfen sie die eigene bessere Überzeugung. Werther gesteht (W. 19, 148): „Was hilft es, daß ich mir's sage und wieder sage, er ist brav und gut, aber es zerreißt mir mein inneres Eingeweide; ich kann nicht gerecht sein“. Ebenso sucht Leonore Tasso eine bessere Meinung von Antonio beizubringen, erfährt aber die verbissene Zurückweisung (2339 f.):

„Und irr' ich mich an ihm, so irr' ich gern!
Ich denk' ihn mir als meinen ärgsten Feind
Und wär' untröstlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte. Töricht ist's,
In allen Stücken billig sein; es heißt
Sein eigen Selbst zerstören. Sind die Menschen
Denn gegen uns so billig? Nein, o nein!
Der Mensch bedarf in seinem engen Wesen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.
Bedarf er nicht der Nacht als wie des Tags?
Des Schlafens wie des Wachens? Nein, ich muß
Von nun an diesen Mann als Gegenstand
Von meinem tiefsten Haß behalten; nichts
Kann mir die Lust entreißen, schlimm und schlimmer
Von ihm zu denken."

Während sie so geflissentlich die anderen mißverstehen, ist es ihre beständige Klage, mißverstanden zu werden. Werther seufzt (W. 19, 12): „Mißverstanden zu werden, ist das Schicksal von unser einem". Tasso bestätigt ingrimmig (3336 f.):

„Wir selbst betrügen uns so gern
Und ehren die Verworfnen, die uns ehren.
Die Menschen kennen sich einander nicht;
Nur die Galeerensklaven kennen sich,
Die eng an eine Bank geschmiedet keuchen;
Wo keiner was zu fordern hat und keiner
Was zu verlieren hat, sie kennen sich;
Wo jeder sich für einen Schelmen gibt
Und seinesgleichen auch für Schelmen nimmt.
Doch wir verkennen nur die andern höflich,
Damit sie wieder uns verkennen sollen."

Oronaro hadert sogar mit den Göttern, daß ihren Orakelworten der Stempel der Ehrfurcht fehle, den seine Fragen und sein Zustand ihnen einflößen sollten (W. 17, 64 f.).

In dieser Lage vermag nicht einmal das „treuste Wort, das von der Lippe fließt", als schönes Heilungsmittel mehr zu wirken (Tasso 3218 f.). Lila ängstigt schon die Gegenwart der Freunde (W. 12, 72): „Eure Liebe, die ich mir nicht zueignen kann, treibt mich von hinnen! Eure Stimme, euer Mitleiden mehr als eure Not!" Werther soll ganz sich selbst gelassen sein, das hat ihm der Fürst versprochen (W. 19, 107): er kann sich in die Art seines Gönners nicht schicken. Wohl weiß er (W. 19, 47): „Du vermagst nichts auf deine Freunde, als ihnen ihre Freuden zu lassen und ihr Glück zu vermehren, indem du es mit ihnen genießest"; aber es ist „sein Schicksal, die zu betrüben, denen er Freude schuldig ist" (W. 19, 154). Auch von Tasso verlangen die Freunde nur (3236 f.):

„Du sollst dich selbst uns freundlich überlassen.
Wir wollen nichts von dir, was du nicht bist,
Wenn du nur erst dir mit dir selbst gefällst.
Du machst uns Freude, wenn du Freude hast,
Und du betrübst uns nur, wenn du sie fliehst";

— wie Marianne in Lila singt (W. 12, 86):

„Zu unserm Leben, unsern Freuden
Hast du uns nur allein gefehlt —“

doch er ist nicht der Mann, von dem man sich Freude versprechen kann (2934). Wie Werther ist es Tasso fremd, das Gegenwärtige zu genießen und das Vergangene vergangen sein zu lassen (3093 vgl. W. 27, 6), daher ist auch alle Bemühung vergebens,

„ihn zu bilden, daß er mehr
Sich selbst genieße, mehr sich zu genießen
Den andern geben könne“ (2112/4).

Vergebens erinnert ihn die Prinzessin, da er begierig danach strebt, den Kreis der Freunde zu verlassen (3167 f.):

„Ist's edel, nur allein an sich zu denken,
Als kränktest du der Freunde Herzen nicht?
Ist's dir verborgen, wie mein Bruder denkt?
Wie beide Schwestern dich zu schätzen wissen?
Hast du es nicht empfunden und erkannt?“

Tasso wendet sich weg; seine Gedanken führt Werther aus (W. 19, 126): „Siehe, was du nun diesem Hause bist! Alles in allem. Deine Freunde ehren dich! Du machst oft ihre Freude, und deinem Herzen scheint es, als wenn es ohne sie nicht sein könnte, und doch — wenn du nun gingst, wenn du aus diesem Kreise schiedest? würden sie, wie lange würden sie die Lücke fühlen, die dein Verlust in ihr Schicksal reißt? wie lange? — O so vergänglich ist der Mensch, daß er auch da, wo er seines Daseins eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck seiner Gegenwart macht, in dem Andenken, in der Seele seiner Lieben, daß er auch da verlöschen, verschwinden muß, und das so bald!“

Alle diese Seelengestörten haben eine Vorstellung von dem, was sie tun sollten. Aber sie halten ihr Herzchen wie ein krankes Kind und gestatten ihm jeden Willen (W. 19, 10); sie vergällen sich und andern immerfort die schönsten Tage (W. 27, 317), da ihnen die Entschlußfähigkeit mangelt, das Notwendige auch selbst zu wollen (W. 28, 172), und was sie wollen, immer und allerwege ein Verkehrtes ist. So sagen sie ruhelos und unbefriedigt gleich Faust (418 f.):

„Flieh! auf! hinaus ins weite Land!“

Lila parodiert (W. 12, 67):

„Ich sehne mich weiter — Und weiß nicht wohin.“

Werther und Tasso aber ahnen, daß das Sehnen in ihnen nach Veränderung des Zustands eine innere unbehagliche Ungeduld ist, die sie überall hin verfolgen wird (W. 19, 77; Tasso 3180 f.). „O es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen. — Und, ach! wenn

wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armut, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale" (W. 19, 39). Denselben Gedanken variiert die Prinzessin (1900 f.):

„Wohl ist sie schön die Welt! In ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns sich zu entfernen scheint,
Und unsre bange Sehnsucht durch das Leben,
Auch Schritt vor Schritt, bis nach dem Grabe lockt!"

„Wir könnten's nicht ertragen", erklärt Tasso (1580/1), „hätt' uns nicht Den holden Leichtsinn die Natur verliehn".

In der Sehnsucht ruht das größte Glück. Sie macht das Herz schwellen und beklemmt die Brust. Die wahre Sehnsucht darf aber nur auf ein Unerreichbares gerichtet sein (W. 28, 157), auch in der Liebe: da ist es eine versagte Braut wie im 'Werther', dort eine verheiratete Frau wie im 'Triumph der Empfindsamkeit' oder eine allzu hoch stehende Dame wie im 'Tasso'; auf alle Fälle paßt Lottens Frage (W. 19, 157): „Warum denn mich, Werther? just mich, das Eigentum eines andern? just das? Ich fürchte, ich fürchte, es ist nur die Unmöglichkeit, mich zu besitzen, die Ihnen diesen Wunsch so reizend macht." Die Unerreichbare wird zur Gottheit, die verklärte Liebe nimmt die Sprache der Religion an (Tasso 1076 f.):

„Wenn dich zu preisen, dir zu danken sich
Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erst
Das reinste Glück, das Menschen fühlen können;
Das göttlichste erfuhr ich nur in dir."

Natürlich wäre, du sinnlich-übersinnlicher Freier, dies reinste göttliche Glück: ihr so ganz anzugehören, wie sie dir ganz angehört (3246 f.). Tor, hast du nicht damit dein Glück auch schon zerstört?

Tassos Göttin trägt die Züge von Werthers Jugendfreundin: „Ach, ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher ans Grab als mich. Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung (W. 19, 13). Ach, daß ich sie je gekannt habe! — Ich würde sagen, du bist ein Tor! du suchst, was hienieden nicht zu finden ist; aber ich habe sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein, als ich war, weil ich alles war, was ich sein konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witze, dessen Modifikationen, bis zur Unart, alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren?" (W. 19, 12 f.) Die Ähnlichkeit mit der Gestalt der etwas ältlichen, durch Krankheit und Lebenserfahrungen zur Resignation und Passivität geneigten Prinzessin ist augenfällig; nur daß hier die F r a u bekennt (1865 f.):

„Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen,
Sich mehr zu kennen, mehr sich zu verstehn!
Und täglich stimmte das Gemüt sich schöner
Zu immer reinern Harmonien auf ....
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt."

Werther schwärmt in dem Abschiedsbrief an Lotte (W. 19, 189): „Daß ich des Glückes hätte teilhaftig werden können, für dich zu sterben! Lotte, für dich mich hinzugeben! Ich wollte mutig, ich wollte freudig sterben, wenn ich dir die Ruhe, die Wonne deines Lebens wieder schaffen könnte. Aber ach! das ward nur wenigen Edeln gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergießen und durch ihren Tod ein neues hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen." Ebenso wünscht Tasso (1170 f.):

„O daß die edelste der Taten sich
Hier sichtbar vor mich stellte, rings umgeben
Von gräßlicher Gefahr! Ich dränge zu
Und wagte gern das Leben, das ich nun
Von ihren Händen habe — forderte
Die besten Menschen mir zu Freunden auf,
Unmögliches mit einer edeln Schar
Nach ihrem Wink und Willen zu vollbringen." —

Werther fesselt an Lotte ihr schwarzes Auge, der gütige, seelenvolle Blick (W. 19, 123; 131; 179). Tasso war (878 f.)

„von aller Phantasie,
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit einem Blick in ihren Blick geheilt";

unwiderstehlich zieht ihr Auge ihn an (2802); er fühlt die Größe seines Unglücks bei dem Gedanken, diesem Blicke nicht mehr zu begegnen (3401). „Werther begreift manchmal nicht, wie sie ein anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da er sie so ganz allein, so innig, so voll liebt, nichts anders kennt, noch weiß, noch hat, als sie" (W. 19, 115). Daß sich die Prinzessin einmal vermählen werde, fürchtet Tasso und möchte schier verzweifeln (1056/7):

„Verlassen wirst du uns, es ist natürlich;
Doch wie wir's tragen wollen, weiß ich nicht."

Und Lotte? Ihr war Werther „so teuer geworden, gleich von dem ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an hatte sich die Übereinstimmung ihrer Gemüter so schön gezeigt, der lange dauernde Umgang mit ihm, so manche durchlebten Situationen hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was sie Interessantes fühlte und dachte, war sie gewohnt, mit ihm zu teilen, und seine Entfernung drohete, in ihr ganzes Wesen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte" (W. 19, 163). So ergriff vom ersten Augenblick die Prinzessin Tasso in ihrem Gemüt, um ihn ewig zu halten (866, 1835); und kaum hat

sie sich die Zustimmung zu einer Entfernung vom Hof abdringen lassen, fühlt sie schon (1855 f.)

> „Den langen, ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
> Ich nun entbehren soll, was mich erfreute.
> Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
> Nicht mehr sein schön verklärtes Traumbild auf;
> Die Hoffnung, ihn zu sehen, füllt nicht mehr
> Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht;
> Mein erster Blick hinab in unsre Gärten
> Sucht ihn vergebens in dem Tau der Schatten.
> Wie schön befriedigt fühlte sich der Wunsch,
> Mit ihm zu sein an jedem heitern Abend! . . .
> Welch eine Dämmrung fällt nun vor mir ein!
> Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
> Des hohen Tags, der tausendfachen Welt
> Glanzreiche Gegenwart ist öd' und tief
> Im Nebel eingehüllt, der mich umgibt."

„Auf dem Gipfel der Zustände hält man sich nicht lange. Sobald etwas Ideelles in die Wirklichkeit eintritt, so entsteht, wenn man völlig abgeschlossen zu haben glaubt, eine Krise. Die Außenwelt ist durchaus unbarmherzig, und sie hat recht, denn sie muß sich ein- für allemal selbst behaupten; die Zuversicht der Leidenschaft ist groß, aber wir sehen sie doch gar oft an dem ihr entgegenstehenden Wirklichen scheitern" (W. 29, 62 f.).

Was trennt eigentlich die Prinzessin von Tasso? Im Werther ist es ausgesprochen (W. 19, 6): „Mißverständnisse und Trägheit machen vielleicht mehr Irrungen in der Welt als List und Bosheit". Nicht die List der Schlange, der verschmitzten kleinen Mittlerin entfremdet Tasso der Geliebten, nicht die vermeintliche Bosheit Antonios entzieht ihm die Gunst der Fürstlichkeiten; sondern die Passivität der Prinzessin, die Neigung des empfindsamen Dichters, alle und alles mißzuverstehen, führt zur unwiderruflichen Selbstverbannung: „So verständige, so gute Menschen fingen wegen gewisser heimlicher Verschiedenheiten untereinander zu schweigen an, jedes dachte seinem Recht und dem Unrechte des andern nach, und die Verhältnisse verwickelten und verhetzten sich dergestalt, daß es unmöglich ward, den Knoten eben in dem kritischen Momente, von dem alles abhing, zu lösen. Hätte eine glückliche Vertraulichkeit sie früher wieder einander näher gebracht, wäre Liebe und Nachsicht wechselsweise unter ihnen lebendig worden, und hätte ihre Herzen aufgeschlossen, vielleicht wäre unser Freund noch zu retten gewesen" (W. 19, 182).

Die Prinzessin ist nie wie Lotte zu der Erkenntnis gekommen, daß sie Tasso zum Bruder hätte wandeln oder verheiraten müssen (W. 19, 163). Da ihr jeder Tag mit ihm ein ganzes Leben war, schwieg die Sorge,

> „die Ahnung selbst verstummte,
> Und, glücklich eingeschifft, trug sie der Strom
> Auf leichten Wellen ohne Ruder hin" (1874 f.).

Dieses passive Sichtreibenlassen vermag die Schuld der Prinzessin zwar nicht zu tilgen, doch zu mildern, im Gegensatz zu Lotte (W. 19, 168 f.), die es tief fühlt, freilich ohne sich es deutlich zu machen, „daß ihr herzliches, heimliches Verlangen sei, ihn für sich zu behalten, und sich daneben sagt, daß sie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe; ihr reines, schönes, sonst so leichtes und leicht sich helfendes Gemüt empfand den Druck einer Schwermut, dem die Aussicht zum Glück verschlossen ist. Ihr Herz war gepreßt, und eine trübe Wolke lag über ihrem Auge, wie wir im entscheidenden Moment es auch von der Prinzessin hören (1878/9):

„Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Brust."

Die egoistische Lotte, die ihre Freundinnen der Reihe nach durchdenkt und bei einer jeglichen etwas auszusetzen findet, keine findet, der sie ihn gegönnt hätte (W. 19, 163), hat in der egoistisch eitlen Leonore ihr Seitenstück.

Nach der leidenschaftlichen Kußszene gibt sich Lotte keiner Täuschung mehr hin, daß Werther für sie verloren ist, „den sie nicht lassen konnte, den sie leider! sich selbst überlassen mußte, und dem, wenn er sie verloren hatte, nichts mehr übrig blieb" (W. 19, 182). Rat- und trostlos über Tassos fortwährendes Schwanken, der erst es kaum erwarten kann, den Hof zu verlassen, dann wieder flehentlich bittet, bleiben zu dürfen, verzweifelt die Prinzessin (3220):

„Ich muß dich lassen, und verlassen kann
Mein Herz dich nicht."

Augenblicklich erfaßt Tasso das Liebeseingeständnis: er will jeden Trost aus ihrem Munde hören, jeden Rat befolgen, damit er Vergebung erlange, den Freunden wieder zugezählt werde. Da er hört, daß er nichts tun brauche, als die Freundeshand ergreifen, die sonst, wenn schon sehnlich ausgereckt, ihn nicht erreicht, füllt sich ganz das Herz von Zärtlichkeit (3253 f.):

„Welch ein Gefühl!
Ist es Verirrung, was mich nach dir zieht?
Ist's Raserei? Ist's ein erhöhter Sinn,
Der erst die höchste reinste Wahrheit faßt?
Ja, es ist das Gefühl, das mich allein
Auf dieser Erde glücklich machen kann,
Das mich allein so elend werden ließ,
Wenn ich ihm widerstand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Diese Leidenschaft
Gedacht' ich zu bekämpfen, stritt und stritt
Mit meinem tiefsten Sein, zerstörte frech
Mein eignes Selbst, dem du so ganz gehörst" —

Lotte unterbricht Werther (W. 19, 156): „Nur mäßigen Sie sich. O, warum mußten Sie mit dieser Heftigkeit, dieser unbezwinglich haftenden Leidenschaft für alles, was Sie einmal anfassen, geboren werden! Ich bitte Sie, mäßigen Sie sich!" Ähnlich die Prinzessin:

„Wenn ich dich, Tasso, länger hören soll,
So mäßige die Glut, die mich erschreckt.“

Aber Tasso ist nicht mehr zurückzuhalten, er gerät, und das scheint mir für die richtige Auffassung des ganzen Charakters von der größten Wichtigkeit, in die Verzückung des Don Quixote Oronaro (W. 17, 72): „Ich weiß nicht, wo mich die Trunkenheit der Wonne hinführt. Diese ist's, ich fühl' ihre Nähe, die mich so lang an sich zog, die so lang das Glück meines Lebens machte! Ich fühl's, ich bin wieder in dem Zauberstrudel fortgerissen, der unaufhörlich von ihr ausfließt ... Hier, hier ist meine Gottheit, die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht!“ So Tasso (3267 f.):

„Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der schäumend wallt und brausend überschwillt?
Mit jedem Wort erhöhest du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt dein Auge heller.
Ich fühle mich im Innersten verändert,
Ich fühle mich von aller Not entladen,
Frei wie ein Gott, und alles dank' ich dir!
Unsägliche Gewalt, die mich beherrscht,
Entfließet deinen Lippen; ja, du machst
Mich ganz dir eigen. Nichts gehöret mehr
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.
Es trübt mein Auge sich in Glück und Licht,
Es schwankt mein Sinn. Mich hält der Fuß nicht mehr.
Unwiderstehlich ziehst du mich zu dir,
Und unaufhaltsam dringt mein Herz dir zu.
Du hast mich ganz auf ewig dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Wesen hin!
(Er fällt ihr in die Arme und drückt sie fest an sich.)

Prinzessin (ihn von sich stoßend und hinweg eilend). Hinweg!“

Ihr geht die herbeigeeilte Leonore nach mit dem Schreckensruf: „Was ist geschehen? Tasso! Tasso!“ Dieser, aus allen Himmeln herabgestürzt, im Begriff, ihnen zu folgen, stößt nur ein unsicheres „O Gott!“ hervor.

Die Szene kehrt episch ausgeführt in „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ (III. Buch, 12. Kapitel) wieder: er ist vor der Gräfin, die ihm den Ring zum Andenken geschenkt hat, auf die Knie gestürzt und drückt ihre Hand an seine Lippen. Sie bittet ihn aufzustehen und zu gehen. „Er küßte ihre Hand und wollte aufstehen; aber wie im Traum das Seltsamste aus dem Seltsamsten sich entwickelnd uns überrascht, so hielt er, ohne zu wissen, wie es geschah, die Gräfin in seinen Armen; ihre Lippen ruhten auf den seinigen, und ihre wechselseitigen lebhaften Küsse gewährten ihnen eine Seligkeit, die wir nur aus dem ersten aufbrausenden Schaum des frisch eingeschenkten Bechers der Liebe (dasselbe Bild, das Tasso gebraucht!) schlürfen. — Ihr Haupt ruhte auf seiner Schulter und der zerdrückten Locken und Bänder ward nicht gedacht. Sie hatte ihren Arm um ihn geschlungen; er umfaßte sie mit Lebhaftigkeit und drückte sie wiederholend an seine Brust.

O, daß ein solcher Augenblick nicht Ewigkeiten währen kann, und wehe dem neidischen Geschick, das auch unsern Freunden diese kurzen Augenblicke unterbrach. — Wie erschrak Wilhelm, wie betäubt fuhr er aus einem glücklichen Traume auf, als die Gräfin sich auf einmal mit einem Schrei von ihm losriß und mit der Hand nach ihrem Herzen fuhr. — Er stand betäubt vor ihr da; sie hielt die andere Hand vor die Augen und rief nach einer Pause: „Entfernen Sie sich, eilen Sie!“ Er stand noch immer. „Verlassen Sie mich“, rief sie, und indem sie die Hand von den Augen nahm und ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke ansah, setzte sie mit der lieblichsten Stimme hinzu: „Fliehen Sie mich, wenn Sie mich lieben“. Wilhelm war aus dem Zimmer und wieder auf seiner Stube, eh er wußte, wo er sich befand“.

Im 'Werther' (W. 19, 175 f.) wird die Situation um ein paar Momente weitergeführt. Er liest Lotten aus Ossian vor. „Ein Strom von Tränen, der aus Lottens Augen brach und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werthers Gesang. Er warf das Papier hin, faßte ihre Hand und weinte die bittersten Tränen. Lotte ruhte auf der andern und verbarg ihre Augen ins Schnupftuch. Die Bewegung beider war fürchterlich. Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schicksale der Edlen, fühlten es zusammen und ihre Tränen vereinigten sich. Die Lippen und Augen Werthers glühten an Lottens Arme; ein Schauer überfiel sie; sie wollte sich entfernen, und Schmerz und Anteil lagen betäubend wie Blei auf ihr. Sie atmete, sich zu erholen, und bat ihn schluchzend, fortzufahren, bat mit der ganzen Stimme des Himmels! Werther zitterte, sein Herz wollte bersten, er hob das Blatt auf und las halb gebrochen.

„Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: Ich betaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich sah in meiner Schönheit; ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden. —“

Die ganze Gewalt dieser Worte fiel über den Unglücklichen. Er warf sich vor Lotten nieder in der vollsten Verzweifelung, faßte ihre Hände, drückte sie in seine Augen, wider seine Stirn, und ihr schien eine Ahnung seines schrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinne verwirrten sich, sie drückte seine Hände, drückte sie wider ihre Brust, neigte sich mit einer wehmütigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten sich. Die Welt verging ihnen. Er schlang seine Arme um sie her, preßte sie an seine Brust und deckte ihre zitternden, stammelnden Lippen mit wütenden Küssen. — Werther! rief sie, mit erstickter Stimme, sich abwendend, Werther! — und drückte mit schwacher Hand seine Brust von der ihrigen; — Werther! rief sie mit dem gefaßten Tone des edelsten Gefühles. — Er widerstand nicht, ließ sie aus seinen Armen und warf sich unsinnig vor sie hin. Sie

riß sich auf und in ängstlicher Verwirrung, bebend zwischen Liebe und Zorn, sagte sie: Das ist das letztemal, Werther! Sie sehen mich nicht wieder. — Und mit dem vollsten Blick der Liebe auf den Elenden eilte sie in's Nebenzimmer und schloß hinter sich zu. Werther streckte ihr die Arme nach, getraute sich nicht sie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Kanapee, und in dieser Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihn ein Geräusch zu sich selbst rief. Es war das Mädchen, das den Tisch decken wollte. Er ging im Zimmer auf und ab, und da er sich wieder allein sah, ging er zur Türe des Kabinetts und rief mit leiser Stimmer: Lotte! Lotte! nur noch ein Wort! ein Lebewohl! — Sie schwieg. Er harrte und bat und harrte; dann riß er sich weg und rief: Lebe wohl, Lotte! auf ewig lebe wohl!"

Auch Tasso streckt ihnen die Arme nach (3385 f.):

„Sie sind hinweg, sie sind erzürnt auf mich.
O küßt' ich nur noch einmal seine Hand!
O daß ich nur noch Abschied nehmen könnte!
Nur einmal noch zu sagen: O verzeiht!
Nur noch zu hören: Geh, dir ist verziehn!
Allein ich hör' es nicht, ich hör' es nie —
Ich will ja gehn! Laßt mich nur Abschied nehmen,
Nur Abschied nehmen! Gebt, o gebt mir nur
Auf einen Augenblick die Gegenwart
Zurück! Vielleicht genes' ich wieder. Nein,
Ich bin verstoßen, bin verbannt, ich habe
Mich selbst verbannt, ich werde diese Stimme
Nicht mehr vernehmen, diesem Blicke nicht,
Nicht mehr begegnen —"

Antonio erinnert ihn (3405/6):

„Du bist so elend nicht, als wie du glaubst.
Ermanne dich! Du gibst zu viel dir nach".

So ruft der Magus Lila zu (W. 12, 62): „Ermanne dich, und es wird alles gelingen". So hatte auch Lotte zu Werther gesprochen (W. 19, 157): „Ihr Geist, Ihre Wissenschaften, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannichfaltige Ergötzungen dar? Sein Sie ein Mann!" Er aber weiß (19, 127): „Ich habe so viel, und die Empfindung an ihr verschlingt alles: ich habe so viel und ohne sie wird mir alles zu nichts". Oronaro parodiert (W. 17, 66): „Dich soll ich weggeben! Dich soll ich aufopfern! Als wenn ich Ruhe der Seele und Glück erwerben könnte, wenn ich mich ganz zugrunde richte!" Denselben Gedanken wälzt jetzt Tasso in seinem Innern (3407 f.):

„Und bin ich denn so elend, wie ich scheine?
Bin ich so schwach, wie ich vor dir mich zeige?
Ist alles denn verloren? Hat der Schmerz,
Als schütterte der Boden, das Gebäude
In einen grausen Haufen Schutt verwandelt?
Ist kein Talent mehr übrig, tausendfältig
Mich zu zerstreun, zu unterstützen?

Ist alle Kraft erloschen, die sich sonst
In meinem Busen regte? Bin ich nichts,
Ganz nichts geworden?
Nein, es ist alles da! und ich bin nichts!
Ich bin mir selbst entwandt, sie ist es mir!“

Manchmal hat sich Werther gesagt (W. 19, 183): „Dein Schicksal ist einzig; preise die übrigen glücklich — so ist noch keiner gequält worden. Dann lese ich einen Dichter der Vorzeit, und es ist mir, als säh' ich in mein eignes Herz. Ich habe so viel auszustehen! Ach sind denn Menschen vor mir schon so elend gewesen?“ In demselben Sinn fordert Antonio den Verzweifelnden auf:

„Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst,
Vergleiche dich! Erkenne, was du bist!

Tasso. Ja, du erinnerst mich zur rechten Zeit! —
Hilft denn kein Beispiel der Geschichte mehr?
Stellt sich kein edler Mann mir vor die Augen,
Der mehr gelitten, als ich jemals litt,
Damit ich mich mit ihm vergleichend fasse?
Nein, alles ist dahin! —“

Und in diesem Bewußtsein geht Werther und erschießt sich, indessen Tasso innehält:

„Nur eines bleibt:
Die Träne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Not zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide“.

„Ich danke den Göttern“, schreibt Goethe Ende April 1781 (?) an Frau von Stein, „daß sie mir die Gabe gegeben, in nachklingende Lieder das eng zu fassen, was in meiner Seele immer vorgeht“.

Ein halbes Jahrhundert nach den Wertherschmerzen, ein Menschenalter nach den Tassokonflikten hat Goethe den vielbeweinten Schatten noch einmal beschworen, hat er noch einmal an die Spitze eines Gedichtes („Trilogie der Leidenschaft“) die Verse gestellt:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide“.

Noch einmal am Lebensabend zog ihn „ungewisse Bahn der Leidenschaften labyrintisch an“: der Vierundsiebziger warb um eine Neunzehnjährige, die ihm in kindlicher Liebe zugetan war, und erhielt einen Korb. Und wie Tasso schluchzt er auf:

„Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeseligen Munde,
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde“.

Denn „Scheiden endlich — Scheiden ist der Tod!“ Das, was einen so lange ganz umfangen, seine Existenz getragen hat, scheint ein unentbehrliches Element, aus dessen Grenzen zu treten man sich nicht getraut (W. 29, 180). Aber schließlich läßt sich auch ein Herz, das allzuviel verloren hat, beschwichtigen:

„Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwert der Töne wie der Tränen“.

Dieselbe Katastrophe, die den Greis betraf, die der Mann seinen Wilhelm Meister durchmachen ließ (2. Buch, 1. Kap.), hatte der Jüngling überstehen müssen: nach Gretchens Entfernung drohte Leib und Seele in eine unheilbare Krankheit verwickelt zu werden; er verbrachte Tag und Nacht in großer Unruhe, im Wiederkäuen seines Elends und in der tausendfachen imaginären Vervielfältigung desselben, in Rasen und Ermattung, bis eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit eintrat (W. 26, 340 f.).

„O sprich mir nicht mit sanfter Lippe zu,
Laß mich kein kluges Wort von dir vernehmen!
Laß mir das dumpfe Glück, damit ich nicht
Mich erst besinne, dann von Sinnen komme.
Ich fühle mir das innerste Gebein
Zerschmettert, und ich leb', um es zu fühlen.
Verzweiflung faßt mit aller Wut mich an,
Und in der Höllenqual, die mich vernichtet,
Wird Lästerung nur ein leiser Schmerzenslaut“.
(Tasso 3366 f.)

Ein Antonio, der ihn beschäftigen, beruhigen und im Auge behalten soll, tritt hinzu (W. 27, 5 f.).

„Ich werde dich in dieser Not nicht lassen;
Und wenn es dir an Fassung ganz gebricht,
So soll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen“. (3377 f.)

Da es ein Mann ist, den der Jüngling von Herzen schätzt, säumt er nicht lange, spricht ihm von der Sache, erquickt sich in Erzählung und Wiederholung der kleinsten Umstände seines vergangenen Glückes (W. 27, 6).

„So muß ich mich dir denn gefangen geben?
Ich gebe mich, und so ist es getan;
Ich widerstehe nicht, so ist mir wohl —
Und laß es dann mich schmerzlich wiederholen,
Wie schön es war, was ich mir selbst verscherzte“. (3380 f.)

Und auch dieser Mann redet ihm mit Ernst und Eifer zu, daß er sich fassen, das Vergangene hinter sich werfen und ein neues Leben anfangen müsse (W. 27, 6; vgl. 28, 118; 29, 188): so kam man der jugendlichen Heilkraft zuhilfe; Goethe ermannte sich wirklich und das Erste, was sogleich abgetan wurde, war das

Weinen und Rasen, ein großer Schritt zur Besserung! (W. 27, 9). Auch Tasso ist am Schluß des Dramas erschüttert, aber immerhin gefaßter: zwar das Schiff ist zertrümmert, doch der Schiffer klammert sich endlich noch am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.

Goethes Tagebuch enthält zum 7. August 1779 einen „stillen Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden; wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen, imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe; wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen; wie eine Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb, wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe; wie des Tuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viel Tage vertan, wie wenig mir davon zunutz kommen, und da die Hälfte nun des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe wie einer, der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohltätig abzutrocknen“.

Und dasselbe Bild gebraucht noch der Zweiundachtzigjährige: unsereiner habe den Kahn so voll gepackt, daß er jeden Augenblick fürchten müsse, mit der ganzen Ladung unterzugehen; aber als Poet erinnere er sich immer, daß auf stranden landen reime.

An sich wäre es also durchaus nicht unmöglich, daß Tasso leiblich und geistig davonkommt, daß seine Natur, sein Geist, sein Glück diese Krise überwältigt, wie Goethe wiederholt derartige Krisen überstanden und durch die Fortsetzung der poetischen Beichte sich wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt gemacht hat (W. 28, 225). Außerdem ist Tasso noch jung und in der Jugend überwindet man Verletzungen und Krankheiten rasch, weil ein gesundes System des organischen Lebens für ein krankes einstehn und ihm Zeit lassen kann, auch wieder zu gesunden (W. 28, 120). In der „Pandora“ stürzt sich Phileros „verzweifelnd, liebetrunken, rachetrunken, schwergescholten“ in die Fluten; doch es „bringt der Götter Wille, Bringt des Lebens eignes, reines, Unverwüstliches Bestreben Neugeboren ihn zurück. Dort! er taucht in Flutenmitte Schon hervor, der starke Schwimmer; Denn ihn läßt die Lust zu leben Nicht, den Jüngling, untergehn“. Ohne andere Nebenumstände brauchte selbst die Abspannung, in welche Tasso am Ende des Stückes geraten ist, unsere Hoffnung auf seine Genesung nicht zu erschüttern, denn „jede Natur, die sich aus einem gesunkenen Zustande erheben will, muß oft wieder nachlassen, um sich von der neuen, ungewohnten Anstrengung zu erholen“ (W. 12, 69).

Allein Tasso ist nicht Goethe und ist überhaupt kein gesunder Organismus mehr. Durch eine ganze Zahl vorgreifender Motive hat der Dichter das Schicksal seines Helden angedeutet.

„Du willst hinweg! Ich sag' es dir zuvor:
Du wendest diesem Hause kaum den Rücken,
So wird dein Herz zurück verlangen, wird
Dein Eigensinn dich vorwärts treiben; Schmerz,
Verwirrung, Trübsinn harrt in Rom auf dich,
Und du verfehlest hier und dort den Zweck". (2731/6.)

Tasso selbst ahnt (3130/6):

„Leider, ach, schon fühl' ich,
Mir wird zu keinem Unternehmen Glück!
Verändern werd' ich es, vollenden nie.
Ich fühl', ich fühl' es wohl, die große Kunst,
Die jeden nährt, die den gesunden Geist
Stärkt und erquickt, wird mich zu Grunde richten,
Vertreiben wird sie mich".

Sein großes Werk könnte er nur am Hofe zu Ferrara vollenden; er spricht es selber aus (444/56):

„An euch nur dacht' ich, wenn ich sann und schrieb;
Euch zu gefallen, war mein höchster Wunsch,
Euch zu ergötzen, war mein letzter Zweck.
Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.
Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
In dem sich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink.
Hier spricht Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack;
Ja, Welt und Nachwelt seh' ich vor mir steh'n.
Die Menge macht den Künstler irr' und scheu:
Nur wer euch ähnlich ist, versteht und fühlt,
Nur der allein soll richten und belohnen!"

Antonio rät es ihm (2646): „Vollende hier dein Werk, hier ist der Platz", er aber unterwirft sich in seiner Verblendung, ohne auf die Warnung des Herzogs (3030 f.) zu hören, den

„tausendfältigen Gedanken vieler
Verschiedner Menschen, die im Leben sich
Und in der Meinung widersprechen",

und wendet den Freunden den Rücken (3179 f.):

„Du wirfst
Unwillig alles weg, was du besitzest,
und gehst
Freiwillig arm dahin, und nimmst uns weg,
Was du mit uns allein genießen konntest".

Das ist die Gefahr, in welcher Tasso am Ende des Dramas schwebt: „Berstend reißt der Boden unter seinen Füßen auf!" (3449/50). Die Krise könnte Tasso überwinden, allein dadurch, daß er sich selbst und unwiderruflich verbannt hat, ist er vernichtet. Denn nicht insofern der Mensch etwas zurückläßt, sondern insofern er wirkt und genießt und andere zu wirken und zu genießen an-

regt, bleibt er von Bedeutung (W. 27, 100). Tasso ergeht es, wie es Günther ergangen ist, der durch ein unfertiges Betragen sich das Glück verscherzte, an dem Hofe Augusts II. angestellt zu werden; er war ein Poet im vollen Sinne des Worts, besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben; aber er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten (W. 27, 81). Daß Tasso nicht wie Werther durch Selbstmord endet, ist durch die Rücksicht auf die geschichtliche Überlieferung bedingt, bedeutet aber auch in Goethes Sinn einen Fortschritt in dem Gesundungsprozeß der deutschen Literatur. „Montesquieu erteilt seinen Helden und großen Männern das Recht, sich nach Befinden den Tod zu geben, indem er sagt, es müsse doch einem jeden freistehen, den fünften Akt seiner Tragödie da zu schließen, wo es ihm beliebe. Im 'Werther' und 'Tasso' aber ist von solchen Personen nicht die Rede, die ein bedeutendes Leben tätig geführt, für irgend ein großes Reich oder für die Sache der Freiheit ihre Tage verwendet und denen man wohl nicht verargen wird, wenn sie die Idee, die sie beseelt, sobald dieselbe von der Erde verschwindet, auch noch jenseits zu verfolgen denken. Wir haben es hier mit solchen zu tun, denen eigentlich aus Mangel von Taten, in dem friedlichsten Zustande von der Welt, durch übertriebene Forderungen an sich selbst das Leben verleidet" (W. 28, 218). Ihnen ruft der Dichter ein „Lebe!" zu: „Der Mensch hilft sich selbst am besten. Er muß wandeln, sein Glück zu suchen; er muß zugreifen, es zu fassen; günstige Götter können leiten, segnen. Vergebens fordert der Lässige ein unbedingtes Glück. Ja, wird es ihm gewährt, so ist's zur Strafe" (W. 12, 66).

„Blicken wir über das Stück hinaus", sagt Richard Wagner in dem schon früher angeführten Briefe, „so bleibt die Prinzessin und Tasso übrig: wie werden sich diese Gegensätze ausgleichen? Da es hier aufs Leiden ankommt, hat die Frau den Vorsprung; wird Tasso von ihr lernen? Bei seiner Heftigkeit fürchte ich eher seinen Wahnsinn. Das hat der Dichter wunderbar vorgebildet". Zweifellos, auch die Prinzessin hat ihr Glück verscherzt (1906/9):

> „So selten ist es, daß die Menschen finden,
> Was ihnen doch bestimmt gewesen schien,
> So selten, daß sie das erhalten, was
> Auch einmal die beglückte Hand ergriff!"

Für sie bleibt nur „der lange, ausgedehnte Schmerz der Tage, wenn sie nun entbehren soll, was sie erfreute" (1855/6). Gleich Werthers Lotte überläßt der Dichter sie der Pein, mit der sich jede Schuld auf Erden rächt.

Neben Tasso steht in dem Moment der Katastrophe Antonio. Er bildet das Seitenstück zu Albert, dessen Freunde behaupten, „daß Werther einen reinen ruhigen Mann, der nun eines lang gewünschten Glücks teilhaftig geworden, und sein Betragen, sich

dieses Glück auch auf die Zukunft zu erhalten, nicht habe beurteilen können, er, der gleichsam mit jedem Tage sein ganzes Vermögen verzehrte, um an dem Abend zu leiden und zu darben" (W. 19, 142). Wie Kestner zeichnet sich auch Antonio aus durch ein ruhiges, gleiches Betragen, Klarheit der Ansichten, Bestimmtheit im Handeln und Reden (W. 28, 151); er ist durchaus rechtlich und von zutraulicher Sinnesart (W. 28, 153). In ihm wirkt wie im Karlos des 'Klavigo' der reine Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängnis (W. 28, 348). Solche Personen sind nicht allzusehr mit sich selbst beschäftigt; sie haben Zeit, die Außenwelt zu betrachten, und Gelassenheit genug, sich nach ihr zu richten, sich ihr gleichzustellen; sie werden klug und verständig ohne Anstrengung (W. 28, 153). Dazu kommt noch Antonios Stellung als Diplomat: ein solcher Mann unterwindet sich der schweren Aufgabe, zugleich seine eigene Würde und die Würde eines Höheren, dem er Rechenschaft schuldig ist, durchzuführen, seinen eigenen Vorteil neben dem viel wichtigern eines Fürsten, ja ganzer Staaten zu befördern und sich in dieser bedenklichen Lage vor allen Dingen den Menschen gefällig zu machen (W. 28, 333). Gewiß hat Goethe ihn so wenig als Ideal zeichnen wollen wie die Gräfin Sanvitale. Er ist ein beschränktes Weltkind, das sich die von Goethe vielgepriesene Maxime des Lukrez zurecht gelegt hat, alle seine Prätensionen in den Kreis des Lebens einzuschließen: „Es bildet Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte". Daher ist ihm der phantastische Träumer Tasso, der verzogene Liebling der Damen, der durch Fürstengunst aufgeschossene Glückspilz grundsätzlich zuwider. Er beachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände und beurteilt daher Tasso sehr ungerecht, weil er alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Maße betragen sollen (W. 27, 307). So sind seine Ansichten und Äußerungen zwar treffend, aber nicht ganz richtig: durchaus fehlt ein Wohlwollen, daher Tasso glauben kann, ihn zu übersehen, obschon er ihn nicht sowohl übersieht, als nur die Seiten zu schätzen weiß, die außer Antonios Gesichtskreise liegen (W. 29, 93).

Seine technische Bedeutung im Stück hat Richard Wagner richtig erkannt: „Er ist nur da, das Leiden für Tasso, sobald er will und heftig verlangt, in das Spiel zu setzen". In der Streitszene steht das objektive Recht unbedingt auf seiner Seite. Daß er die Verletzung des Burgfriedens durch Tasso als Verbrechen bezeichnet, kann ihm niemand übelnehmen: er begegnet damit dem Vorwurf der Feigheit. Bei der Versöhnung mit Tasso ist dasselbe Moment wirksam, das ihn dessen Entfernung vom Hofe bekämpfen läßt: der Wunsch und Wille seines Fürsten. „Er ist unserm Fürsten wert, er muß uns bleiben" (2165), argumentiert er gegenüber Leonore; „Du willst ja nicht verlangen, was er dir nicht gern gewähren mag" (2665/6), wendet er gegen Tasso ein. Daß zum

Schluß es doch so erscheint, als ob er Tasso verdrängt hätte, ist ihm begreiflicherweise peinlich. Damit das Publikum aber ja nicht in den Irrtum verfalle, durch die Versöhnung sei eine Ausgleichung der Gegensätze eingetreten, hat Goethe noch einmal Antonio die Gelegenheit gegeben, sein unverändertes, beschränktes Urteil über Tasso auszusprechen (2872 f.). Sehr verargt hat ihm ein neuerer Erklärer (Bielschowsky) die Worte nach Tassos Exzeß (3290 f.):

„Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,
Wenn unser Blick was Ungeheures sieht,
Steht unser Geist auf eine Weile still,
Wir haben nichts, womit wir das vergleichen".

Und doch findet sich der Kommentar zu ihnen bei Goethe selbst in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" (2. Buch, 1. Kap.): „Wie wenn von ungefähr unter der Zurüstung ein Feuerwerk in Brand gerät und die künstlich gebohrten und gefüllten Hülsen, die nach einem gewissen Plane geordnet und abgebrannt, prächtig abwechselnde Feuerbilder in die Luft zeichnen sollten, nunmehr unordentlich und gefährlich durcheinander zischen und sausen: so gingen auch jetzt in seinem (Wilhelms) Busen Glück und Hoffnung, Wollust und Freuden, Wirkliches und Geträumtes auf einmal scheiternd durcheinander. In solchen wüsten Augenblicken erstarrt der Freund, der zur Rettung hinzueilt und dem, den es trifft, ist es eine Wohltat, daß ihn die Sinne verlassen". Antonio befindet sich von da an gegenüber Tasso in der Stellung, die schon der junge Goethe in einem Brief an Freund Behrisch (Leipzig, 2. November 1767: Br. 1, 127) gekennzeichnet hat: „Liebe ist Jammer, aber jeder Jammer wird Wollust, wenn wir seine klemmende, stechende Empfindung, die unser Herz ängstigt, durch Klagen lindern und zu einem sanften Kitzel verwandlen; ach, da geht keine Wollust über den Jammer der Liebe, wenn ein Freund unser Elend hört, unsre Tränen sieht, und das, was wir davon zu viel haben, gottgleich wegnimmt und durch Mitleid unsre Wunde heilt; es ist auch Wollust das Jücken einer erst zugeheilten Wunde. Aber kein Kranker kann durch eines unempfindlichen Arztes grausames „es hat nicht viel zu sagen" mehr geängstigt werden, als ein Seelenkranker durch einen gefühllosen Freund. Ein zurücktretendes Übel ist das gefährlichste, und es muß zurücktreten, für Schrecken zurücktreten, wenn der Kranke eine warme, sanfte Hand zu fassen hofft und eine kalte, kalte zu fassen kriegt". Wenn Antonio am Schluß des Stückes zu Tasso tritt und ihn bei der Hand nimmt, mag dieser wohl den Gegendruck einer warmen, sanften Hand fühlen, die ihn von nun an väterlich geleiten will: von dem Abschluß eines Freundschaftsbundes für das künftige Leben kann freilich nicht die Rede sein. Tasso und Antonio sind und bleiben einander ausschließende Gegensätze (3434/5):

„Du stehest fest und still,
Ich scheine nur die sturmbewegte Welle".

Aber es sind von der Natur selbstgeschaffene und daher von den Menschen nicht hinwegzuschaffende Gegensätze (3436/9):

> „Allein bedenk', und überhebe nicht
> Dich deiner Kraft! die mächtige Natur,
> Die diesen Felsen gründete, hat auch
> Der Welle die Beweglichkeit gegeben".

„Zwei Männer sind's", wie Leonore sagte (1704 f.),

> „Die darum Feinde sind, weil die Natur
> Nicht einen Mann aus ihnen beiden formte",

und Richard Wagner erklärt: „Antonio wird den Tasso nie verstehen und dieser wird jenen nur gelegentlich, wenn er in der Abspannung sich verliert, zu verstehen der Mühe wert halten. Alles, um was es sich zwischen diesen beiden Männern handelt, ist ganz wesenlos". Es ist ein unbegreiflichs Verkennen der dichterischen Absichten, den Konflikt zwischen ihnen als das Hauptthema des Stückes zu betrachten.

Meine Auseinandersetzungen haben hoffentlich den Standort des Werkes im Bereiche der Goetheschen Schöpfungen deutlich erkennen lassen. Man hat nur die eine Koordinate gefunden, wenn man den 'Tasso' als Drama der Sehnsucht zu Iphigenie, Elpenor und Nausikaa stellt, die uns die Schicksale an unbekannte Küsten verschlagener, einsamer Seelen schildern: mit überströmender Liebe aufgenommen, täuschen sie über die Art und Tragweite dieser ihnen entgegenkommenden Gefühle sich selbst und ihre Freunde und werden unter schmerzlichen inneren Erfahrungen zu dem Momente geführt, wo ein Abschiednehmen für immer den Abschluß der Begegnung bildet (H. Grimm).

Als andere Koordinate stellt sich die Reihe Werther, Lila, Triumph der Empfindsamkeit, Tasso dar. In allen diesen Werken handelt es sich um Seelenkranke, in den drei Dramen um deren Heilung, wodurch sie dem Schema der alten Charakterkomödie — etwa Molières 'Bourgeois Gentilhomme' und dem 'Misanthrope' — nahekommen, was ganz besonders am 'Tasso' auffällt.

Und das macht sie zu Bruchstücken von Goethes großer Konfession, wenn wir uns auch an seine Warnung halten wollen, den Tasso, der viel Deutendes über seine eigene Person hätte, nicht zu deuten, weil sonst das ganze Stück verschoben wäre (Gespr. Nr. 85). Aus der Zeit, da Tasso begonnen wurde, lesen wir: „Ich habe gleich, am Tasso schreibend, dich angebetet. Meine ganze Seele ist bei dir" (20. April 1781). Als das Fragment wieder vorgenommen wird, fliegt aus Italien nach dem Norden das Blättchen (27. Oktober 1786): „Ich wende mein Gebet zu dir, mein lieber Schutzgeist! Wie verwöhnt ich bin, fühle ich erst jetzt. Zehn Jahre mit dir zu leben, von dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt! . . . Laß uns keinen andern Gedanken haben, als

unser Leben mit einander zu endigen!" Und ein paar Jahre später wird Buchstab für Buchstab das Epigramm dick ausgestrichen:

> „Ja, ich liebte dich einst, dich, wie ich keine noch liebte,
> Aber wir fanden uns nicht, finden uns ewig nicht mehr".

Tasso war vollendet, das empfindsame Verhältnis zwischen Goethe und Frau von Stein hatte sich zur selben Zeit gelöst. Damit emergierte Goethe den letzten Rest der Empfindsamkeit, der noch in ihm gesteckt war und den die italienische Klärungsperiode samt allem übrigen Trüben und Unklaren ausgor. Wie damals, als der Schmerz über Käthchens, Friederikens, Lottens, Lilis Lage ihn beängstigte, suchte er nach seiner alten Art abermals Hilfe bei der Dichtkunst. Er setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büssung einer innern Absolution würdig zu werden (W. 28, 120).

So legt sich Ring um Ring an Goethes Existenz, deren Entwicklung — wie nicht leicht eine andere in gleich typischer Reinheit — das große Naturgesetz offenbart, dem in diesem Kosmos alles Lebende unterworfen ist, das Naturgesetz: Stirb und werde!

Wien. Prof. Dr. Eduard Castle.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Harvard Studies in classical philology edited by a committee of the classical instructors of Harvard University. Volume XVI 1905. Published by Harvard University Cambridge Massachusetts U. S. A. 166 SS. 8°.

In steigendem Maße beteiligen sich die vereinigten Staaten Nordamerikas an der Erforschung des Altertums und insbesondere die philologischen Arbeiten der Harvard-Universität in Cambridge erfreuen sich seit Jahren guten Rufes. Im Jahrgang 1905 sind vier Abhandlungen vereinigt, von denen sich zwei mit der griechischen Tragödie beschäftigen: C. L. Smith, *A preliminary study of certain manuscripts of Suetonius' Lives of the Caesars* II S. 1—14; Ch. R. Post, *The dramatic art of Aeschylus* S. 15—61; H. Oertel and E. P. Morris, *An examination of the theories regarding the nature and origin of indo-european inflection* S. 63—122; K. K. Smith, *The use of the high-soled shoe or buskin in greek tragedy of the fifth and fourth centuries b. C.* S. 123—164.

C. L. Smith setzt seine 1901 begonnene Abhandlung über Handschriften Suetons fort. Diesmal kommen zur Sprache *Vaticanus* 6396 und 1904, *Ambrosianus* H 90 und 144 (dieser *largely motheaten and apparently still food for moths*), *Brit.* 12009, 21098 und *Arundel* 32. Der Schluß des Aufsatzes enthält beherzigenswerte Winke über die Notwendigkeit, auch junge Handschriften zu prüfen, da sie aus einer alten, sonst unbekannten Quelle geflossen sein können.

In einer etwas allgemein gehaltenen, stark ästhetisierenden Betrachtung erörtert Ch. R. Post die dramatische Technik der erhaltenen Tragödien des Aischylos namentlich unter den Gesichtspunkten des gesamten Aufbaues jeder einzelnen Tragödie und der Charakteristik ihrer Hauptpersonen. Die Einleitung erblickt erschwerende Bedingungen der tragischen Dichtung der Griechen in der mangelhaften Ausrüstung des altgriechischen Theaters und in der undramatischen, verschwommenen, persönlichen Lebens baren

Wesenheit der Sage. Ist in diesen Aufstellungen vieles anfechtbar, so darf man sich anderseits manch feiner Beobachtung freuen, z. B. S. 18: *In none of them (the extant tragedies) does he depict both the crime itself and the punishment of the crime, but only the latter aspect of the history;* S. 20: *in all the extant plays of Aeschylus the crime has already been committed and the action of the play represents the retribution for the sin.* Zahlreiche Vergleiche mit modernen Dichtungen wie den Dramen Shakespeares, aber auch Ibsens Hedda Gabler beleben die Darstellung. Der Verf. legt Wert darauf, in den sieben erhaltenen Tragödien eine Entwicklung der dramatischen Kunst des Aischylos nachzuweisen, s. S. 58: *in the Prometheus and the Oresteia the dramatic art of Aeschylus is represented in a perfection of those aspects which he had been studying in the earlier plays: in the Suppliants, exposition, dialogue, and construction; in the Persians, the delineation of character; in the Seven, the molding of the details of a myth to his own will, climax, and again characterization.* Von Einzelheiten bemerke ich, daß ihm der *Προμηθεὺς πυρφόρος* als das letzte Stück der Trilogie gilt und die Gattin Agamemnons noch durchwegs Clytemnestra heißt, während sie in dem Aufsatz seines Namensvetters bereits den Namen Clytemestra führt.

Durch tief eindringende Vertrautheit mit der gesamten einschlägigen Literatur, namentlich der deutschen, zeichnet sich der dritte Aufsatz aus, dessen Verfasser Hans Oertel und E. P. Morris vom Yale College sind. In langsam fortschreitender, fast zu breiter und umständlicher Beweisführung rücken sie der Frage nach dem Ursprung der indogermanischen Flexion zuleibe. Die Antwort lautet S. 81: *we hold that the peculiar inflectional and syntactical phenomena of the languages of the Indo-European type are an insurmountable obstacle in the way of applying a theory of semantic agglutination to them;* S. 92: *It seems to us that .... the theory that the bulk of old Indo-European inflectional terminations was originally used for word-formation and acquired inflectional meanings at a later stage, deserves renewed attention and offers to investigation a promising working hypothesis.* Gleichwohl ist es mir zweifelhaft, ob diejenigen, die nicht von vornherein derselben Ansicht sind, durch die Ausführungen der Verfasser überzeugt werden; aber wenigstens ist der Stand der Frage gründlich und ausführlich dargelegt.

Besondere Beachtung verdient die letzte Abhandlung. Im Anschluß an C. Roberts Winckelmannsprogramm vom Jahre 1898 führt K. K. Smith den Nachweis, daß der sogenannte Kothurn, der Hochschuh des tragischen Schauspielers, dem V.—IV. Jahrhundert noch gefehlt hat und erst später (vielleicht unter dem Einfluß der italischen Bühne) eingedrungen ist (164[1]: *How or when this came in, I am unable to say*). Der ältere Ge[illegible] der Wörter *κόθορνος ἀρβύλη ἐμβάς ἐμβάτης κρηπίς* [illegible]

no authority for the interpretation, tragic boot, or buskin (S. 130). Zu dem gleichen Schluß führt eine Untersuchung der in Betracht kommenden Szenen der griechischen Tragödien und der älteren Abbildungen; S. 142: *Our evidence from the drama, therefore, proves that the actors were quick on their feet and easily assumed all manner of difficult postures. They enter and leave in haste, sometimes on the run, they dance and leap, creep on hands and knees, kneel in supplication, and rise to their feet unaided. So much our evidence tells us. It is, therefore, opposed to the use of any boot with a high sole.* Ja selbst (S. 148) *the Hellenistic period seems not to have made use of the high-soled buskin any more than the classical period.* Die Darlegungen K. K. Smiths haben mich überzeugt. Was wir daraus lernen, fügt sich stilgemäß in das schlichte Bild der dramatischen Aufführungen des V. Jahrhunderts, wie es die Untersuchungen der letzten Jahre herausgearbeitet haben.

Innsbruck. Ernst Kalinka.

A. Furtwängler, Die Bedeutung der Gymnastik in der griechischen Kunst. Sonderabdruck aus „Der Säemann", Monatsschrift für pädagogische Reform. Leipzig und Berlin, Teubner 1905. 15 SS. Preis 80 Pf.

Mit dieser für die griechische Kunst hochwichtigen Frage haben sich unter andern auch befaßt Ch. Waldstein in einem Vortrage: *The influence of athletic games upon greek art*, Friday 1883 und J. Lange, Darstellung des Menschen in der älteren griechischen Kunst, Straßburg 1899. F. verfolgt mit seinem Aufsatz den Zweck, einem weiteren Leserkreise zu zeigen, wie die griechische Kunst von der Gymnastik beeinflußt wurde und was sie ihr verdankt. Einen ersten Teil widmet er allgemeinen Betrachtungen, einen zweiten der Besprechung einer Reihe lehrreicher Kunstwerke.

„Die griechische Kunst ist nicht denkbar ohne die griechische Gymnastik". Während die ägyptische und orientalische Kunst den gymnastisch durchgebildeten Körper überhaupt nicht kennt, tritt bei den Griechen gleich in den Anfängen das nackte athletische Ideal hervor, ja auf dieses Ideal ist die griechische Kunst zunächst ganz gerichtet. Und es ist nicht zu viel gesagt, wenn F. die typische Bildung des gymnastisch erzogenen Körpers in der griechischen Kunst als eine Schöpfung so einziger, großer Art bezeichnet, wie etwa die des attischen Dramas.

Ebenso wie die kunstgemäße Gymnastik der griechischen Kultur eigentümlich war, so war auch das gymnastische Ideal der griechischen Kunst ausschließlich eigen und sie unterscheidet sich dadurch nicht bloß von der Kunst der alten Völker, sondern

auch von der des Mittelalters und der neueren Zeit. Für die letztere ist nach F. dieser Unterschied nicht darin begründet, daß zu wenig Gymnastik getrieben wird, sondern „es fehlt das Auge, das die Körperformen sieht und genießt, es fehlt das Bedürfnis, die Begierde, diese Formen künstlerisch zu gestalten, und es fehlt schließlich wohl auch die Fähigkeit des Gestaltens". Der Kern der Sache steckt, wie ich glaube, in dem Mittelsatz, das Übrige aber scheint mir ein unberechtigt hartes Urteil über unsere modernen Künstler zu enthalten. Mit dem Bedürfnis würde sich gewiß auch das Auge und die Gestaltungskraft einstellen, aber das Interesse, der Geschmack sind eben heutzutage nicht mehr einem athletischen Ideal zugewendet und, soweit dies etwa noch der Fall ist, wird sich die Abhängigkeit von den alten Griechen unschwer nachweisen lassen. Daß wir Modernen für den Sport — denn nur dieser, nicht das deutsche Turnen taugt zu einem Vergleich und wird daher vom Verf. mit Recht herangezogen — ein ähnliches Interesse an den Tag legen wie die Griechen für ihre Gymnastik, ändert nichts an dieser Tatsache. Im Gegensatz zur Antike ist heutzutage die Kraftleistung, der Rekord alles, die Schönheit des Körpers und der Haltung, die Euexie und Eutaxie, Nebensache. Das bedingt schon die moderne Kleidung.

Eine Folge der Herrschaft jenes männlichen Ideals bei den Griechen ist es, daß ihm auch die weibliche Gestalt anfangs möglichst angenähert wird. Schmale Hüften und breite Schultern zeichnen die ältesten Frauenfiguren aus. Das erste weibliche Ideal wird erst im 4. Jahrhundert geschaffen. Charakteristisch für die Herrschaft des nackten männlichen Ideals sind die Giebelgruppen von Ägina nicht bloß, wie der Verf. darlegt, weil kämpfende Männer einer weiblichen Gottheit als Tempelschmuck dienen, sondern auch, weil die im Schlachtgetümmel vorgestellten Krieger ganz gegen die Wirklichkeit zumeist nackt und ungeschützt auftreten, nur um dem Beschauer Gelegenheit zu geben, den schönen, athletischen Körper zu bewundern. Auch ein starkes geistiges Element wirkt bei dieser Art von Kunst mit, „der Begriff der Frische und Kraft, des Mutes und der Entschlossenheit, der Energie und der Freiheit".

Wie der auf sorgfältiger Naturbeobachtung beruhende, aber nicht ohne einen gewissen Konventionalismus und Schematismus gebildete athletische Typus im 5. Jahrhundert vollendet wurde und dann fortwirkte, wird durch eingehende Analyse einiger Beispiele gezeigt, so an einer Zeusstatuette in München, am Diskobol des Myron, dem Siegerknaben in München, dem Faustkämpfer im Thermenmuseum, an Relief- und Vasendarstellungen mit Palästraszenen und schließlich am Diadumenos des Polyklet.

Hier noch einige Einzelbemerkungen. In dem Titel des Aufsatzes hat es besser zu lauten: „für die griechische Kunst". Die Lieblingsinschriften ὁ παῖς καλός sind nicht als Ausruf „der schöne

Knabe“ aufzufassen (S. 8), sondern bedeuten „der (= mein) Knabe ist schön“. Man kann wohl nicht sagen, daß die ältesten Ärzte „weniger ihre Aufgabe darin sahen, ausgebrochene Krankheiten zu kurieren, als vielmehr den Menschen bei Gesundheit zu erhalten und seine ganze körperliche Verfassung zu höherer Leistungsfähigkeit zu heben“ (S. 9). Das ist vielmehr die Aufgabe der Hygiene, die sich erst später entwickelt hat und gerade auf dem Boden der Gymnastik erwachsen ist. Die ersten Zeilen auf S. 10 dürften einem breiteren Publikum nicht gleich beim ersten Lesen klar werden. In dem Standmotiv des Polykletischen Diadumenos kann ich das Schreiten eines Tänzers (S. 14) nicht erblicken, die Bemerkung Lukians aber, daß der Körper des Tänzers beschaffen sein soll wie der „Kanon“ des Polyklet, hat als billiger sophistischer Gemeinplatz wenig sachlichen Wert und gehört schon deshalb nicht hieher, weil Lukian nur den modernen Pantomimus im Auge hat, der sich mit einem Chortänzer aus der Zeit Polyklets natürlich nicht vergleichen läßt. In der Neigung des Kopfes Bescheidenheit und Scheu vor höheren Gewalten zu erblicken, geht wohl zu weit, da das Motiv durch die Aktion des Umbindens der Tänie vollkommen erklärt ist.

Czernowitz. Julius Jüthner.

Camille Jullian, Verkingetorix. Von der Académie gekrönt. 2. Aufl. Übersetzt von Dr. Hermann Sieglerschmidt. Mit 11 Karten und 5 Illustrationen. Glogau, Karl Flemming o. J. XII und 329 SS. 8°.

Die französische, für deutsche Schulen von demselben Sieglerschmidt bearbeitete 2. Auflage des oben genannten Buches wurde in dieser Zeitschrift bereits besprochen (vgl. Kukula 1904, S. 795 f.). Um einigermaßen über den reichen Inhalt zu orientieren, seien die 21 Kapitelüberschriften mitgeteilt: I. Die Auvergne; II. Die arvernischen Götter; III. Das arvernische Volk; IV. Das arvernische Königtum, Bituit; V. Keltill, der Vater des Verkingetorix (so!); VI. Verkingetorix, Cäsars Freund; VII. Der Name Verkingetorix; VIII. Verkingetorix als Klanhäuptling; IX. Die Erhebung Galliens; X. Das gallische Reich; XI. Cäsars Cevennenübergang; XII. Avaricum; XIII. Gergovia; XIV. Die Schlacht bei Paris und die Vereinigung von Cäsar und Labienus; XV. Die Versammlung auf dem Beuvray; XVI. Die Niederlage der gallischen Reiterei; XVII. Alesia; XVIII. Verkingetorix ergibt sich dem Cäsar; XIX. Wirken und Charakter des Verkingetorix; XX. Die Unterwerfung Galliens und der Tod des Verkingetorix; XXI. Die Umgestaltung Galliens.

Wir haben es da mit einer sehr tüchtigen Leistung zu tun, so daß wir dem Übersetzer nur dankbar sein können, daß er das Buch, dessen Erscheinen in der Ursprache mit der Setzung des Vercingetorixdenkmals in Clermont-Ferrand *(Gergovia)* zeitlich fast

zusammenfiel, auch deutschen Lesern näher brachte. Die Bearbeitung fußt ganz auf antiken Quellen, besonders also auf Cäsars *bell. Gall.*, dann auf den gelegentlichen Darstellungen anderer Schriftsteller, z. B. des Plutarch in der *vita Caes.*, des Dio Cass., des Florus u. a. — Die Ausgrabungsergebnisse auf den völlig gesicherten oder mit guten Gründen vermuteten Schlachtfeldern aus der Zeit der gallisch-römischen Kämpfe sind, wie das selbstverständlich ist, in die Darstellung nicht ohne die nötige Kritik, wie das übrigens auch schon von anderen geschehen ist, verarbeitet und auch auf die wissenschaftlichen Ergebnisse anderer, besonders französischer Mitforscher, wird gebührend Rücksicht genommen. Daß dabei der Verf. sachlich nicht viel Neues zu sagen hatte, ist demnach einleuchtend; haben doch diese großartigen Kämpfe längst auch ihre modernen Bearbeiter gefunden, so in geschichtlichen Sammelwerken — ich erinnere z. B. an die wenn auch kurze, so doch völlig ausreichende Darstellung bei Mommsen — dann aber insbesondere in Spezialschriften zu Cäsar, wo ganz ausführlich die Geschichte der Unterwerfung Galliens und darunter besonders die letzten Kämpfe unter Vercingetorix geschildert werden, so in erster Linie Napoleon mit seiner 'Geschichte Iul. Cäsars', dann von Göler in dem zweibändigen Werke 'Cäsars gallischer Krieg und Teile seines Bürgerkrieges'; endlich wären auch Einzelschriften über den großen Gallier anzuführen, so z. B. namentlich die von Monnier und Corréard (vgl. S. 329, Anm. 2). Aus jüngster Zeit mag hier das groß angelegte Werk eines österreichischen Offiziers erwähnt werden 'Geschichte der Feldzüge C. Iulius Caesars von G. Veith, Wien 1906', worüber die Leser dieser Zeitschrift im vorigen Hefte bereits orientiert worden sind.

Wenn also in der Beibringung von sachlich neuem Material die Stärke des Buches nicht gefunden werden kann, so muß es anderseits dem Verf. als besonderes Verdienst angerechnet werden, daß er es verstanden hat, den nationalen Charakter des gallischen Volkes ganz im modernen Sinne förmlich biologisch zu entwickeln und aufzubauen, ihn zur Bodengestaltung, zum Klima, zum heimisch gewordenen Götterkult in innigste Beziehung zu setzen, so daß auf diese Weise so manches verständlich wird, was sonst im Dunkeln bliebe oder wofür ausreichende Motivierung fehlte.

Trotz vielfachen Überschwanges in der Darstellungsweise — man wird das wohl mit Recht auf Rechnung des für seinen Nationalhelden begeisterten Franzosen setzen — hält der Verf. den Leser im Banne und belebt immer aufs Neue sein Interesse. Es wird beispielsweise niemand ungerührt bleiben bei der Szene — die auf Veranlassung des Übersetzers beigegebene, allerdings nicht besonders gelungene Reproduktion des herrlich komponierten Royerschen Bildes gibt sie wieder — die in Übereinstimmung mit den Berichten der Alten in hochdramatischer Form die Unterwerfung des jugendlichen Helden schildert, der gar zu bald ein unrühmliches,

grausames, aber angeblich durch politische Rücksichten bedingtes Ende fand.

Trotzdem aber wird der Verf. kaum ab und zu tendenziös aufdringlich, so wenn er z. B., um die Motive klarzulegen, warum Cäsar seinen fähigsten General, den Labienus, mit der Durchführung des Feldzuges gegen die *Parisii* (VII 34, 2; 57 ff.) betraute, sagt: 'Er (Cäsar) hat die militärische Wichtigkeit von Paris und dessen nationale Zukunft erkannt, und weiter 'Wer *Lutetia* inne hatte, überwachte gleichzeitig die Gestade des Ozeans und die Ufer des Rheins' usw. S. 182. Hieher mag man auch gewisse Ausfälle auf religiösem Gebiete ziehen. So wenn er von den Arvernern sagt: 'Als der Gott (Teutates) des Dôme (1465 *m* hoher Berg der Auvergne) seinen Abschied erhielt, ersetzten sie ihn durch irgend einen Dämon oder Heiligen .... Die Auvergne vor allem ist der Wohnsitz veralteter Heiligkeiten: Feen oder schwarzer Mütter Gottes' (S. 29).

Anderseits erkennt aber der Verf. mit voller Objektivität die naturgemäße Überlegenheit der römischen Legionäre an, wie er denn auch ein offenes Auge hat für die Fehler seiner Landsleute aus der Zeit ihrer geschichtlichen Anfänge, so daß also die Gestalt des keltischen Heros Vercingetorix mit einer gewissen Naturnotwendigkeit in die gehörige Belichtung rückt.

An den Text schließen sich sieben wertvolle 'Anlagen' (ich hätte lieber Beilagen gesagt). Die I. Anlage behandelt in völlig ausreichender Weise die Münzen des Vercingetorix. Beigegeben sind drei Abbildungen. Die II., Bourges betitelt, gibt eine geographisch-militärische Würdigung des alten *Avaricum,* Anlage III die von *Gergovia* und VI 'Alise-Sainte-Reine' die von *Alesia.* Die Schwierigkeiten der Lokalisierung der alten Kämpfe sind entsprechend gewürdigt, wie denn der Verf. gewissenhaft Überlieferung, Kritik, Kartenwerke und nicht in letzter Hinsicht eigene Anschauung heranzieht, um möglichst das Richtige zu treffen. Daß man ihm da im einzelnen widersprechen könnte, ist nur natürlich. Anlage IV behandelt 'Die Schlacht bei Dijon'. Es ist das jenes Reitertreffen (VII 67), das der weltgeschichtlichen Schlacht bei und in Alesia vorangeht. Ob freilich Jullian, der sich an seinen Landsmann Gouget *(Memoire sur le lieu de la bataille livrée avant le siège d'Alésia)* anlehnte, hier auch richtig lokalisierte, mag dahingestellt bleiben; wenigstens ist er so ehrlich, daß er selbst einige nicht unerhebliche Bedenken äußert. Anlage V behandelt 'Die Kontingente der Ersatzarmee', wobei die anzufordernde Armee auf 275.000 (Napoleon II. S. 294 f. 283.000) und die tatsächlich verwendete auf 258.000 (Napoleon ib. 240.000) berechnet wird. Anlage VII bespricht endlich den Tod des Vercingetorix. Jullian meint, er sei nicht enthauptet, wie allgemein gesagt, aber durch nichts erwiesen werde, sondern wahrscheinlich erdrosselt worden.

Nur noch ein Wort zur Übersetzung.

Sieglerschmidt hat darauf, das sei unumwunden anerkannt, viel Fleiß und viele Müh' verwandt — er hat sich auch um Vermehrung des Kartenmaterials bemüht und von der Wiedergabe des Royerschen Bildes 'Verkingetorix ergibt sich dem Cäsar' wurde schon oben gesprochen, auch gibt er vielfach erklärende Anmerkungen bei — allein in manchem vermißt man doch wohl die allerletzte Feile. Ich will nicht daran nörgeln, daß er in löblicher Absicht, das Fremdwort zu vermeiden, 'zehnten' sagt, statt 'dezimieren', oder daß er konstruiert 'der Seen und Forsten' (S. 15) oder daß er sagt 'die Appollos und Marse' (18), aber 'die großen Vaterländer' (59) kann man doch nicht mehr sagen und leicht wären Fügungen zu vermeiden gewesen wie: 'hielt sich für zu ewiger Freundschaft verbunden' (68), oder 'während Cäsar, nachdem er...' (180), oder 'sogar die Aulerker hatten der Tod Kamulogens und die Niederlage bei Paris noch nicht niedergeschmettert' (251) u. a. m. Der Übersetzer hätte vielleicht auch den für einen Landkrieg ungewohnten Ausdruck 'Klar zum Gefecht!' (173) durch den entsprechenden ersetzen sollen. Die Ausstattung des Buches ist sehr schön, der Druck im allgemeinen richtig. Einige Druckfehler berichtigen sich von selbst. Störend ist nur, daß in den Anmerkungen der Beilagen auf numerierte Tafeln verwiesen wird, während eine Numerierung derselben ganz unterlassen wurde. Das Kartenbeiwerk entspricht recht wohl billigen Anforderungen. Und so sei denn das Buch Historikern und besonders den Philologen für die Vertiefung der Cäsarlektüre bestens empfohlen.

Wien. A. Polaschek.

Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen. Heft IV. Mit 20 Tafeln und vielen Abbildungen im Texte. Münster i. W., Aschendorff 1905. 163 SS. Preis 10 Mk.

Das vorliegende Heft schließt sich dem in dieser Zeitschrift 1904, S. 1114 f. besprochenen III. Hefte in Ausstattung und Inhalt würdig an. Von den vier Abschnitten sind die ersten drei den Ausgrabungen bei Haltern gewidmet. Abschnitt I behandelt: Das große Lager 1901—1904 von H. Dragendorff, F. Koepp, E. Krüger, C. Schuchhardt, S. 1—29, mit Tafel I und II. Abschnitt II: Das Uferkastell 1902 und 1904 von H. Dragendorff, F. Koepp, E. Krüger, S. 33—79, mit Tafel I und III—XVIII. Abschnitt III: Die Fundstücke aus dem großen Lager und dem Uferkastell 1903 und 1904 von E. Krüger und einem Beitrage von E. Schramm, S. 83 bis 128 mit Tafel XIX und XX. Der IV. Abschnitt berichtet über die Ausgrabungen im „Römerlager“ bei Kneblinghausen in den Jahren 1903 und 1904 von A. Hartmann, mit einem Beitrage von H. Dragendorff S. 131—157, mit 15 Textabbildungen. Den Schluß bilden S. 158—163 Erläuterungen zu den Tafeln. Die Grabungen

im großen Lager, die mit Schärfe, Geduld und Unbefangenheit der Beobachtung geführt wurden, gaben Aufschluß über mehrere Einzelheiten des Lagers auf der über dem Anlageplatz gelegenen Höhe: es hatte die Form eines verschobenen Viereckes mit 495·30 *m* und 473·50 *m* Längs- und 354·10 *m* und 384·10 *m* Schmalseiten und war umgeben von zwei, je etwa 2 *m* tiefen Spitzgräben. 50 *m* weiter vorgeschoben fand sich eine zweite Ostfront und 1903 wurde ein drittes Lager entdeckt; die vorgeschobenen Fronten erwiesen sich als später. Die Nordostecke wird in neuer Rekonstruktion gegeben mit Rücksicht darauf, daß kein Palisadengraben vorhanden war, sondern die Wallkonstruktion aus zwei Reihen etwa 3 *m* weit gestellter Pfosten bestand. Die Toranlage ist einfach, sehr klug berechnet und findet sich in der jüngeren und älteren Anlage in gleicher Weise. Die Verbindung des Uferkastells mit dem großen Lager wurde noch nicht aufgefunden; dagegen wurden im Moor beim Uferkastelle Palisaden aufgedeckt, die zur Befestigung des künstlich erhöhten Ufers dienten. Damit wurde die Linie des römischen Lippeufers genau festgelegt und Form und Größe des Uferkastells bestimmt. Ferner wurde der westliche Eingang des Kastells nachgewiesen, der als ein Hinterpförtchen enscheint. Auf dem Plane (Taf. IV) sind durch Farben die verschiedenen Perioden bezeichnet. Als Innenbauten fanden sich Baracken und Gruben, die in Kochlöcher und Vorratsgruben geschieden werden, paarweise angeordnet. In der „blauen" Periode findet sich eine eigentümliche Anlage, die mit Wahrscheinlichkeit als Schiffshäuser erklärt wird. Als Fundstücke ergaben sich: Münzen, Bronze, Eisen und Ton, sie gehören der Zeit des Augustus und Tiberius an; der im früheren Bericht bemerkte qualitative Unterschied zwischen den Funden im Uferkastelle und im großen Lager wurde von neuem bestätigt: der Hausrat im Uferkastell erscheint wesentlich minderwertiger, denn die daselbst lagernden Truppen stellten geringere Ansprüche an das Leben als die Legionäre des großen Lagers.

In einem Anhang (S. 121—124) gibt Oberstleutnant Schramm einen Bericht über das Ergebnis der Untersuchung der „Geschützpfeile von Aliso", in dem die im III. Heft gegebene Erklärung wesentlich modifiziert und S. 123 die vermutliche Konstruktion gezeichnet ist. S. 125—128 gibt eine Übersicht über die Fundstücke aus den Jahren 1903/4, geschieden nach den Fundstellen.

Die Grabungen bei Kneblinghausen bezweckten: 1. Die Bauart des Walles und der Tore zu untersuchen, 2. etwaige Bauten im Innern des Lagers aufzudecken und zu erklären, 3. eine große Zahl von Fundstücken zu erlangen, mit deren Hilfe es möglich wäre, die Erbauer der Anlage festzustellen. Beim Lagerwall und den Klavikeln der vier Tore war Pfostenstellung zu erkennen wie bei den Wällen von Haltern: beiderseits war demnach eine lotrechte Holzwand, in den Zwischenraum wurde die aus den Gräben ausgehobene Erde geworfen; der Wall hatte eine Dicke von 2 *m*.

Im Innern des Lagers fanden nur Hütten der allereinfachsten Art platz. Von den Kleinfunden sind beachtenswert drei gläserne Armbandbruchstücke; dagegen wurde im Bereiche des Lagers keine einzige römische Scherbe gefunden. Nach Dragendorffs Ausführungen zeigt das Lager vollkommen die römische Lagerform und wird als ein römisches Erdlager aus der Zeit des Augustus und Tiberius angesehen. Doch wird zum Schlusse erklärt, es sei nicht vollkommen erwiesen, daß dies Lager wirklich ein römisches ist.

Zum Schlusse seien die Berichte der Altertums-Kommission für Westfalen, deren Arbeiten Ref. einen glücklichen und erfolgreichen Fortgang wünscht, allen empfohlen, die ein Interesse an der deutschen Geschichte haben.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Übungen zum Übersetzen im Anschluß an Tacitus' Germania. Bearbeitet von Dr. E. Krause, Oberlehrer am Königl. Viktoria-Gymnasium zu Potsdam. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel 1905.

Die Präparationen zu klassischen Autoren von Krafft und Ranke haben sich seit der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens bei Schülern und Lehrern eine gewisse Beliebtheit erworben. In demselben Verlage (O. Goedel, Hannover) erschienen nun in den letzten Jahren auch mehrere Bändchen, welche Übungen zum Übersetzen ins Deutsche enthalten. Zu ihnen gehören die oben angeführten Stücke im Anschluß an Tacitus' Germania. Sie[1]) beziehen sich auf den Gedankenstoff der taciteischen Schrift, den sie durch Berichte aus anderen Quellen über Deutschland und die Deutschen sowie durch Vergleich mit den römischen Sitten und Anschauungen erweitern und vertiefen, so daß der Schüler noch mancherlei Interessantes aus den Übungsstücken erfährt. Immer wird dabei von Tacitus ausgegangen oder auf ihn zurückgekommen, somit ist das Prinzip der Konzentration stets aufrecht erhalten und überall mehr als eine bloße Verwässerung der Worte des Schriftstellers geboten. — Die Übungen sind mit Anmerkungen (unter dem Texte) versehen; dort finden sich teils Winke für die lateinische Übersetzung, teils seltenere Vokabeln. Über das Maß der Angaben werden verschiedene Schulmänner verschieden denken, hängt diese subjektive Frage ja vielfach auch mit dem Schülermaterial zusammen; dem Ref. scheint in vorliegendem Bändchen eher zu wenig als zu viel gebracht zu sein. Vor allem vermißte er Noten zu zahlreichen Eigennamen[2]), deren

[1]) Es sind ihrer 57.

[2]) Außer den altdeutschen Götterbezeichnungen, z. B. Dietrich von Bern (S. 32), Siebengebirge (S. 43), die Mark (S. 4) usw.

lateinische Form wohl kaum alle ‚Primaner' wissen dürften und den mitunter schwierigen Überschriften[1]), ferner noch zu Ausdrücken wie: mit Liebe an etwas hängen (S. 4), die Menschheit ausrotten (S. 5), Predigt (S. 9), sich etwas zu Herzen nehmen (S. 13), Blockhaus (S. 17), Runen (S. 18), des Friedens verlustig gehen (S. 20), Gürtel (S. 25), entnervt (S. 29), fehdelustig (S. 31), schaulustig (S. 37), Palisaden (S. 40), Mundvorrat (S. 41), tatendurstig (S. 45), nach der Thronbesteigung (S. 47). — Für entbehrlich kann man hingegen die Anmerkungen zu einigen anderen Wörtern halten, so zu 'ansiedeln (*collocare*, S. 4), 'Eber' (*aper*, S. 12) w., 'hieraus folgt' (*efficitur*, S. 15). Von Substantiven hätten mitunter neben dem Nominativ auch die Genetiv-Endungen angeführt werden sollen; denn nicht alle Schüler werden Vokabeln wie *siser* (S. 10), *bellaria* (S. 29) oder *ligo* (S. 41) selbst schon kennen. In einigen Fällen wurden für die Übersetzung deutscher Wendungen Verse aus Horaz zitiert, was an sich ganz praktisch scheint, aber voraussetzt, daß dieser Dichter vor oder neben Tacitus gelesen wird. — Das „Deutsch", in dem die Übungsstücke zur Germania abgefaßt sind, kann als ganz entsprechend bezeichnet werden; Härten kommen nur spärlich vor. Auffallen könnten vielleicht Phrasen wie: 'der Liebe zum Vaterlande ermangeln' (S. 3), 'die Flotte sei geschifft' (S. 44), 'Handreichung tun' (S. 50) oder die Konstruktionen: 'meine Waffe ist mir entwendet' (worden, S. 7), 'kann jemand leugnen, daß sie Engelsangesicht haben' (S. 11), 'Sagen von in Bergen verborgenen Königen' (S. 14), 'wenn ... weinen würden' (S. 16). Ein Druckfehler liegt wohl vor auf S. 11: 'die Schlachtordnung soll*te* Wodan selbst erfunden haben' statt 'soll ...'.

Wien. Dr. Josef Fritsch.

Friedrich Panzer, Märchen, Sage und Dichtung. München, Beck 1905. 56 SS.

Wir begegnen hier dem Verf. auf seinem eigensten Gebiete und können ihm für die schöne Gabe Dank wissen. — Beim Märchen beschäftigt ihn vornehmlich die innere Form. Das Märchen kennzeichnet Vielgestaltigkeit; auf innere Begründung der Handlung legt es keinen Wert. Aber gerade die äußere Isoliertheit sowie die Einheit im Helden macht es zu einem Ganzen. Neigung zu zyklischer Verbindung fehlt der Märchenpoesie. Häufig trägt es biographischen Charakter, das Ziel ist ein günstiger Abschluß, am liebsten die Heirat. Doch fehlt das erotische Element,

[1]) Vergl. Stück 24: „Entwicklung des Gefolgswesens", Stück 32: „Wurzeln der germanischen Kraft", Stück 36: „Blutrache" usw.

wie überhaupt die Verinnerlichung der Handlung und Ausbreitung des Gefühlslebens unterbleibt; der Zufall spielt keine kleine Rolle. Die Gestalten sind typisch, die Handlung arbeitet in Gegensätzen und ist auf den Sieg des Guten angelegt. Das Ganze lebt in einer eigenen, von der Wirklichkeit abgewendeten Welt der Phantasie und des Wunders. — Dem Märchen verwandt ist die Sage, aber diese steht auf dem festen Boden der Wirklichkeit; wo sie in die Welt der Wunder hinübergreift, erscheint dieses nicht als selbstverständlich und berechtigt, sondern bleibt ein Wunder. Die Sage bedarf eines Gegenstandes, an dem sie haften kann, geschichtlicher Ereignisse und Personen, Gegenstände der Natur und Menschenhand. Darum ist sie zeitlich und örtlich gebunden, sie individualisiert, ist national und lokal. Sie hat immer ihre besondere Färbung und liebt das Herbe und Ernste, das Tragische. Nicht selten ist sie episodenhaft. Geschichtliche Sagen aber werden zu Heldensagen. Diese Entwicklung bedingt gewisse Veränderungen; die bedeutendste ist die ins Typische und Mythische. Dazu kommt nun die künstlerische Gestaltung im Liede. Ziel ist hier eine innere Einheit auf dem Wege der äußeren Umgestaltung, die übrigens schon durch die Formen der Dichtkunst gefordert wird, sowie durch die Wirksamkeit der künstlerischen Phantasie, die sich auch durch Heranziehung verwandter Elemente betätigt. Die Heldensagen sind zur Poesie gewordene Geschichte.

Der Hauptwert des Büchleins beruht in der feinsinnigen Behandlung der Entwicklung des geschichtlichen Geschehens zur Sage, des Lebens der Sage und ihrer Umbildung durch die Dichtkunst. Dieser Teil ist ein wertvoller Beitrag zur Frage nach der Entstehung epischer Dichtung, indem der Verf. dabei weniger die episodenhaften Sagen als die Heldensage im Auge hat. Ebenso wichtig ist die Antwort auf die Frage, ob die großen Epen auf prosaische oder poetische Überlieferung sich gründen: Fortpflanzung und Ausbildung der Heldensagen kann nur durch die Dichtung geschehen, die Heldensage ist von der Poesie nicht nur überliefert, sondern erst geschaffen. Die Gründe sind mehrfach: nur so ist die unglaublich zähe Erhaltung ältester geschichtlicher Ereignisse bis in Einzelheiten verständlich, nur so auch der aristokratische Charakter aller Heldensagen als der „Poesie der Gefolgsmannen".

Heldensagen können aber nach dem Verf. nicht bloß von der Geschichte, sondern auch vom Märchen ausgehen, und zwar auf dem Wege der Kunst (S. 42 ff.). Und hier scheint mir der Verf. zu weit zu gehen. Man wird ohneweiters zugeben — und die neuere Sagenkritik geht immer mehr darauf aus — daß Märchenzüge mit historischen Sagen sich verbinden oder doch auf ihre weitere Entwicklung einwirken können, indem märchenhafte Elemente zu sagenbildenden werden; aber daß ein Märchenganzes aus sich heraus eine Heldensage entwickelt, wie Panzer es vermutungsweise an der Hildensage zu zeigen versucht, indem Namen-

gebung und zeitliche und örtliche Anknüpfung durch die künstlerische Phantasie hinzutreten, d. h. daß ein Heldenlied, eine Heldensage nur ein Märchen zur Grundlage haben sollte, scheint mir, wenn auch nicht unmöglich, doch aus verschiedenen Gründen nicht wahrscheinlich. Daß die Hildensage sich durch ein Märchen erkläre, ist schwer zu glauben; sie hat das Herbe und Tragische der Sage, abgesehen von den zahlreichen Realitäten der geschichtlichen Beziehungen. Dem schaffenden Künstler boten sich bei seiner Arbeit natürlich auf allen Seiten märchenbildende Elemente zur Verarbeitung an; Analogien anderer Sagen und des Märchens geben einen Einschlag; gerade dadurch wird ja die Heldensage typisch und mythisch. Ich bin anderseits geneigt zu glauben, daß viele Märchen, die wir heute zur Erklärung der Heldensagen heranziehen, nichts weiter als uralte Sagen seien, die, von ihrem heimatlichen Boden losgelöst, in der Isolierung das Kennzeichnende der Sage abgestreift haben und in dem tiefen Märchenbrunnen versanken. Wer die Geschichte der Goten, Vandalen und Franken durchgeht, staunt über die unglaubliche Menge von Einzelereignissen, die nach lebendiger Erhaltung in der Sage und im Liede verlangen. Die Lieder sind ja unrettbar verloren. Aber daß Geschehnisse des 5. und 6. Jahrhunderts für die Erhaltung in der Sage nicht zu weit abliegen, wissen wir; und gar erst im Märchen. Ebenso groß als der Drang der Dichtung, aus dem Wunderbaren des Märchens ein menschlich Wahres zu gestalten, scheint mir die Kraft der Volksphantasie, aus der rauhen Wirklichkeit der geschichtlichen Sagen ein Wunderleben des Märchens zu entwickeln.

Die in Panzers Büchlein vorliegende durchdringende Beschreibung von Märchen und Sage sowie ihres Verhältnisses zur Dichtung wird ein bleibender Beitrag zur Poetik und Geschichte der Poesie sein. Die Darstellung ist bei aller wissenschaftlicher Strenge anmutig und fesselnd. Das Büchlein verdient darum die weiteste Verbreitung. Die Ausstattung ist vornehm.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Französische Schulgrammatik mit einer ausführlichen Beispielsammlung als Übungsbuch von Dr. Wilhelm Knörich. Hannover und Berlin 1905, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). 480 SS.

Das vorliegende Lehrbuch verdankt seine Entstehung offenbar dem Bestreben, der theoretischen Grammatik in den Schulen wieder mehr Geltung zu verschaffen. Dies wird zwar in der „Vorrede“ nicht direkt ausgesprochen, läßt sich aber ohne weiteres aus einer Stelle, die der Verf. aus einem von Wätzoldt im Jahre 1902 erhaltenen Briefe anführt, entnehmen, in welchem es heißt, daß „durch eine mißbräuchlich extreme Anwendung der sogenannten

neuen Methode die grammatischen Kenntnisse an einzelnen Anstalten ungebührlich in den Hintergrund gedrängt worden sind". So kommt denn in dieser Grammatik wieder manches zur Behandlung, was in neueren Büchern dieser Art bereits als „unnötiger Ballast" ausgeschieden worden war. Immerhin kann mit Rücksicht auf den großen, schönen Druck der dargebotene grammatische Stoff seinem Umfange nach noch mäßig genannt werden. Es entfallen nämlich auf „Laut und Schrift" 18, „Wort- und Formenlehre" 68, „Satzlehre" 80 Seiten, wobei noch zu beachten ist, daß dem Lexikalischen ein verhältnismäßig breiter Raum zugewiesen ist. So findet sich S. 9 eine Zusammenstellung von dem Deutschen (oder Englischen) und Französischen gemeinsamen, sich jedoch in der Schreibung voneinander unterscheidenden Wörtern wie *amnistie* und *Amnestie, habileté* und *ability*; S. 15 f. ein Verzeichnis von Homonymen und auch in der Formen- und Satzlehre wird mit Aufzählungen von Wörtern und Redensarten nicht gekargt.

Auf die „Syntax" folgt auf 304 Seiten eine Sammlung von Beispielen, welche, von den Regeln abgesondert, zu einem „Übungsbuch" vereinigt sind. Wir glauben nicht, daß der Verfasser mit dieser Neuerung viel Anklang finden wird. Was er zu ihrer Verteidigung vorbringt, „daß die dargebotenen Musterbeispiele bei weitem nicht allen Lehrenden als mustergiltig erscheinen", ist doch nicht hinreichend, um die abstrakte Form, welche die Grammatik dadurch erhält und die nur abstoßend wirken kann, zu rechtfertigen. Der Verf. erschwert sich auf diese Art, trotz seiner im ganzen klaren Ausdrucksweise und seiner durch verschiedenen Druck erzielten übersichtlichen Darstellung, die Erreichung seines Zieles, der Grammatik wieder zu größerer Bedeutung zu verhelfen.

Von den Einzelheiten, welche uns im theoretischen Teil aufgefallen sind, heben wir folgende hervor: Im Kapitel „Laut und Schrift" kommt der Laut gegenüber der Schrift entschieden zu kurz. So vermißt man Angaben über die Aussprache des dumpfen *e* (auch das geschlossene und das offene *e* werden nur gelegentlich erwähnt); von den übrigen Vokalen erfährt man überhaupt nichts, außer daß sie durch den *accent circonflexe* gelängt werden können. Der „Bindung" wird größere und vielleicht ausreichende Aufmerksamkeit geschenkt; im ganzen aber ist dieses einleitende Kapitel das unbefriedigendste des ganzen Buches. S. 4. In dem dem genannten Kapitel eingefügten gar dürftigen Paragraphe über den „Versbau" werden die für den französischen Vers so wichtigen *Accents toniques* gänzlich außeracht gelassen. S. 5 heißt es: „Die Diphthonge werden teils einsilbig, teils zweisilbig gemessen". Letzteres ist wohl eine *contradictio in adiecto*, insofern als man bei zweisilbiger Messung nicht mehr von Diphthongen sprechen kann. S. 11 wird für deutsches „Derwisch" die Form *dervis* gegeben, während doch *derviche* häufiger ist. S. 100. Warum soll unter den mit *avoir* konjugierten intransitiven Verben (*marcher*,

courir, voyager usw.) *fuir* gestrichen werden (nach S. 474)? S. 101 heißt es: „*repartir*.... transitiv, also mit *avoir* zu konjugieren"; aber auch intransitives *repartir* wird mit *avoir* konjugiert. S. 102 f. fehlt in der Zeitenlehre die Behandlung des Präsens (histor. Präs.) S. 104. Der in der Praxis wohl kaum vorkommende Typus *si je l'ai appris, je te l'aurai dit* hätte füglich übergangen werden können, umsomehr als in der Sammlung entsprechende Beispiele fehlen. Ebenda sollte unter „b) Der Konjunktiv" kenntlich gemacht werden, daß die Unterabteilungen b, c, d in den folgenden §§ 121—125 näher ausgeführt werden. Die jetzige Fassung dieses Absatzes ist verwirrend. Auch würde man die französischen Ausdrücke des Denkens, Wollens usw. (auf S. 108—114) unter die betreffenden Paragraphen eingereiht wünschen.

In der Beispielsammlung ist nicht bloß durch die Autorität der Akademie gestütztes, sondern auch neueres Französisch, soweit es als mustergiltig angesehen werden kann, verwendet worden; selten wurden auch deutsche Werke benützt (s. unten). Geboten werden fast durchaus Einzelsätze; hie und da ganz kurze Anekdoten. Manchmal wird dasselbe Beispiel an zwei verschiedenen Stellen zu verschiedenen Zwecken verwendet. Wenn nun aber der Verf. diese Beispielsammlung als „Übungsbuch" hat betrachtet wissen wollen, so hätte er auch ein Vokabular mit den nötigen Wörtern und Redensarten hinzufügen sollen. Letztere werden nur in den auf die unregelmäßigen Verben bezüglichen Partien gegeben. Und doch wären wenigstens in Schulwörterbüchern kaum verzeichnete Ausdrücke wie *secrétaire à cylindre* (S. 318), *au pair* (S. 319) und ähnliches zu berücksichtigen gewesen. Ferner wären bei einzelnen Wörtern auch Ausspracheangaben erwünscht. Wir finden eine solche nur bei *faon* (S. 233) und vermissen sie bei *disgrâce* (S. 187), *aquarium* (ebenda), *rhum* (S. 216), wo sie schon deshalb notwendig wäre, weil das Kapitel „Laut und Schrift" nichts über die Aussprache solcher Wörter enthält. Auch sollte man zu einer Zeit, wo der Schüler vollauf mit der Formenlehre des unregelmäßigen Verbs beschäftigt ist, archaische Wendungen wie *ce qu'à Dieu ne plaise* (S. 199) und Satzgefüge wie *il eût demandé la lune qu'on aurait peut-être cherché les moyens de la lui donner* (S. 213) nicht ohne Erklärung lassen; letztere Satzform ist übrigens im Buche gar nicht behandelt und, soweit der Ref. gesehen hat, auch unter den hypothetischen Satzgefügen durch kein anderes Beispiel vertreten.

Sonst bemerken wir noch an Einzelheiten: S. 172: Die für *rang élevé* angegebene Bindung des Endkonsonanten (als *k*) „*est devenue très rare et affecté*" nach Nyrop, Manuel phonétique du français parlé, 2. édition, 1902, S. 125. Ebenso ist die Bindung des *f* als *v* in *neuf arbres* (S. 173) kaum mehr üblich. Vgl. über *neuf*: Beyer-Passy, Elementarbuch des gesprochenen Französisch,

S. 122; Rousselot, Précis de phonétique française, S. 178 und Nyrop, a. a. O., S. 124 und 125.

Auf deutsche Herkunft lassen Stellen in folgenden Sätzen schließen. S. 261: *Mon frère a sauvé un garçon,* wo wahrscheinlich *un jeune g.* gemeint ist; S. 303: *Pendant la guerre de l'Amérique*; S. 316: *Veuillez agréer, honoré Monsieur, l'expression* usw.; S. 339: *au juin*; S. 228: *tant de la négligence*; doch dürfte das letztere Beispiel den Druckfehlern beizuzählen sein, die in unverhältnismäßig großer Zahl das Buch entstellen, und zwar in oft sinnstörender Weise. Es begegnen nicht nur falsche Buchstaben und Endungen, sondern auch falsche Artikel und Auslassungen von Wörtern; letzteres S. 265, Satz 22 (*par*); S. 290, Satz 35 (*je*); S. 321, Satz 73 (*je*).

Zeugt also das Buch von dem großen Fleiße und dem Geschick seines Verf., so ist dasselbe doch noch nach manchen Seiten hin verbesserungsfähig und verbesserungsbedürftig.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Englisches Lesebuch von Prof. Dr. Ewald Goerlich. Ausgabe für sechsklassige Schulen (Realschulen und Realprogymnasien). Paderborn, F. Schöningh 1906. IV u. 206 SS. Text und 117 SS. Wörterbuch.

Das vorliegende Werk ist eine verkürzte Ausgabe des bisher in zwei Teilen nebst gesondertem Wörterbuche erschienenen Unterrichtsganges desselben Verf.s. Durchgreifende Änderungen sind besonders im dritten Abschnitte „*Reading Lessons on England and the English*“ angebracht. Sehr rühmenswert erscheint die Bevorzugung längerer, zusammenhängender Stücke für die Lektüre der Mittel- und Oberstufe. Der I. Abschnitt „*Tales and Stories*“ und der II. „*Pictures of English History*“ ergänzen den oben erwähnten Realienteil in lebendigster Weise, indem sie vorerst die dem jugendlichen Sinne nächstliegenden Gebiete kleiner Heldentaten, des Schullebens und der großen Geschichte behandeln und so zu den allgemeinen Bedingungen des britischen Lebens hinüberleiten. Naturgemäß sind neben den Klassikern englischer Prosa auch die gewöhnlichen Schulautoren vertreten; dies führt zu einem kleinen Übelstande des Buches: wiewohl das umfängliche Wörterbuch alle Bedeutungen der vorkommenden Vokabeln bietet, macht es keinen Unterschied zwischen dem literarischen und dem idiomatischen Englisch. Der Schüler — und vielleicht sogar der Lehrer — sind nicht immer im klaren, ob diese Phrase oder jener Ausdruck allgemein geschrieben oder gesprochen wird. Ein Buch, das sichtlich dem modernen Leben so gerecht wird, hätte nach unserer Ansicht in diesem Punkte noch etwas mehr tun können. Sollte nicht eher ein kleiner Kommentar seltener Ausdrücke an Stelle des ausführlichen Wörterbuches treten? Ausdrücke wie *coal, dear,*

woman u. ähnl. müssen doch einem Schüler dieser Stufe geläufig sein und wird er nicht für Privatlektüre doch ein größeres Lexikon zurate ziehen müssen? Diese Vorschläge sollen die Anerkennung der sorgfältigen Gruppierung und Aussprachebezeichnung nicht beeinträchtigen. — Der IV. Abschnitt „*Poetry*" wird selbstverständlich von den berührten Mängeln des Wörterbuches nicht betroffen. Die Auswahl der 20 Stücke zeigt glückliche Mischung von Ballade und Lyrik; nur hätten hiebei die Klassiker etwas mehr in den Vordergrund gerückt werden können. Dankenswert ist die Beigabe des „*Appendix*", der „*A Visit to London*" und „*Letters*" enthält. Ausstattung und Druck sind einfach und gut. Auch dem österreichischen Lehrer wird es einen brauchbaren Behelf zur Auswahl von Themen für schriftliche Arbeiten, Konversationsstoffe und Stellen zur mündlichen Maturitätsprüfung bieten.

Wien. Dr. Albert Eichler.

S. Puşcariu, Etymologisches Wörterbuch der rumänischen Sprache. I. Lateinisches Element. Heidelberg 1905, C. Winters Universitätsbuchhandlung.

Im Jahre 1870 veröffentlichte A. de Cihac sein 'Dictionnaire d'étymologie daco-romane I, éléments latins'. Für die damalige Zeit war es eine recht anerkennenswerte, auch auf der Höhe der Forschung stehende Leistung. Aber seitdem hat die etymologische Forschung sowohl im Rumänischen wie im Gesamtgebiet der romanischen Sprachen gewaltige Fortschritte gemacht, so daß ein Ersatz durch ein den heutigen Anforderungen entsprechendes Werk dringend nötig erschien, umsomehr, als Körting in seinem Lateinisch-romanischen Wörterbuche Cihac unbesehen, nur durch mancherlei Druckfehler noch entstellt, übernommen hat und Tiktin in seinem verdienstlichen, übrigens ja noch lange nicht fertigen rumänisch-deutschen Wörterbuche zwar die Etymologien gibt, aber doch eben nur die nackten Etymologien, auch nach der Anlage seines Werkes nicht mehr geben durfte.

Die Anforderungen an die Etymologie sind heute doch wesentlich andere als ehedem. Es entspricht nicht einer Verdeutschungssucht, wenn neuerdings etymologische Artikel überschrieben werden 'Zur Wortgeschichte', sondern es gibt dies deutlich die Auffassung wieder, daß man nicht bloß Anfang und Ende einer Kette, sondern daß man eine ganze Entwicklungsgeschichte darstellen will oder darzustellen versucht. Und zwar will diese Geschichte nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich sein: die geographische Ausbreitung eines Wortes ist für die Kenntnis seines Ursprunges und seiner Veränderung von ebenso großer Wichtigkeit wie die Frage nach seiner Gestalt in den verschiedenen Jahrhunderten. Gerade auf

romanischem Gebiete, wo die Überlieferung eine reichere ist, wo die Zusammenhänge weniger gelockert sind als auf indogermanischem, wird die Wortgeographie von größter Wichtigkeit.

Der Verf. des neuen rumänischen Wörterbuches ist sich der gegenwärtigen Aufgaben eines solchen Werkes vollauf bewußt; er besitzt die nötigen Kenntnisse auf dem gesamten romanischen Sprachgebiete und eine entschiedene Begabung für Wortforschung, so daß sein Buch nicht nur den heutigen Stand der Forschung darstellt, sondern sie ganz bedeutend fördert. Zu den lateinischen Grundwörtern sind die Entsprechungen der anderen romanischen Sprachen gegeben, namentlich viel aus italienischen Mundarten und aus dem Sardischen, keineswegs hauptsächlich nach Körting, wie der Rezensent im Lit. Zentralblatt meint, der offenbar das Buch nicht ordentlich angesehen hat; denn bekanntlich kommen bei Körting gerade die Dialekte ganz schlecht weg. Es steckt in diesen Vergleichen sehr viel eigene Arbeit und, von einzelnen kaum zu vermeidenden Versehen abgesehen, eine sichere Beherrschung und Beurteilung des Materials. Zu streichen wären bei *sămăn SIMILO* die nach Ascoli Arch. Glott. II 406 angeführten französischen Dialektformen, in denen Ascoli Fortsetzer eines **siminare* für *similare* sehen wollte, während wir heute wissen, daß sie aus letzterem entstanden sind. Daß gerade diese Zusammenstellungen den Eindruck des Zufälligen machen, ja tatsächlich vielfach zufällig sind, liegt in der Natur der Sache. Was an Quellen zur Verfügung stand, ist reichlich benutzt; dafür, daß die Quellen nicht gleichmäßig fließen, kann niemand verantwortlich gemacht werden. Ich will hier nur erwähnen, daß zu *tindeche* 'eiserner Stab, der im Webestuhl die Leine spannt' aus *TENDICULA* 'ausgespannter Strick' nach Form und Bedeutung bol. *tindečč* und zu der Bedeutung die Ableitung urbin. *dentkyer*, Arcevia *tenokkyale* paßt, während neap. *tennekkya* 'Rebenzweig von einem Rebpfahl zum andern', uprov. *tendiho* 'ein Bestandteil des Pfluges' andere Anwendungen der *tendicula* zeigen.

Den Beziehungen zum Albanesischen und dem Eindringen lateinischer oder rumänischer Elemente in die benachbarten slavischen Sprachen ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet, während das Umgekehrte nur da in Betracht gezogen wird, wo der lateinische Stoff durch den fremden in seiner Bedeutung beeinflußt ist. Zweifellos richtig ist in diesem Zusammenhang die Erklärung von *alunar* 'Juli' als volksetymologische Umdeutung von griechisch *ἁλωνάρις* 'Dreschmonat', nicht, wie Cihac meinte, als Ableitung von *alŭn* 'Haselnuß'. Ist es, beiläufig bemerkt, Zufall, daß gerade in Sardinien, das so lange unter byzantinischem Einflusse stand, der Juli *mesi di arĕolas* 'Tennenmonat' oder *triula* 'Dreschmonat' heißt?

Mit großer Vorliebe und mit entsprechendem Geschicke ist die Bedeutungsentwicklung verfolgt. Rum. *acăța* 'hängen', 'nehmen'

usw. macht etymologisch solche Schwierigkeiten, daß Schuchardt Zs. XXVIII 21 verschiedene Etyma erwogen hat. Die Darlegungen Pușcarius sichern den Zusammenhang mit *captiare*, frz. *chasser*. Oder man lese den schönen Artikel über *cîștiga* aus *CASTIGARE*, das 'gewinnen, Sorge tragen, pflegen' bedeutet, oder sehe wie *mundă* aus *mundus* 'Welt' zur Bedeutung 'Strahl' gelangt u. a.

Das rumänische Material ist ein viel reicheres als bei Cihac oder in irgend einem anderen Wörterbuche. Zum erstenmal sind die Mundarten ausgiebig und, so weit es ging, systematisch herangezogen worden und mehr noch als bisher sieht man, wie das Rumänische mancherlei Sprachstoff bewahrt hat, der der übrigen Romania abgeht oder in ihr in neuer Bedeutung weiterlebt. Dadurch wie durch die weitgehende Berücksichtigung der wortgeographischen Probleme gewinnt das Werk eine weit über das Rumänische hinausreichende Bedeutung.

Daß im einzelnen nicht alles sicher ist, manches zum Widerspruch oder zu anderen Erklärungsversuchen reizt, liegt in der Natur des Gegenstandes. Namentlich die Beantwortung der mit großem Verständnisse in der Einleitung behandelten Frage, wie weit man lateinische Formen erschließen müsse oder könne oder dürfe, hängt allzu häufig vom subjektiven Ermessen ab. Ich würde z. B. kaum ein *excloppitare* ansetzen. Mit Fug und Recht lehnt der Verf. Zusammenhang zwischen rum. *șchioapăt* und afr. *clopeter* ab. Da aber das Mazedorum *șcl'oapik* sagt, das mit prov. *clopchar*, afr. *clochier* auf ein lat. *cloppicare* weist, so scheint es mir richtiger, in *șchioapăt* eine erst rumänische Umgestaltung der älteren, im Mazedorum erhaltenen Form zu sehen. — *Arîndez* 'verpachten' wird nach Densusianus' Vorgang auf **arrendare* statt **arrendere (reddere)* zurückgeführt und sard. *arrendare*, span. *arrendar* verglichen. Auch prov. kat. port. *arrendare*, neap. *arrennamiendo* wären noch zu nennen. Wie soll man sich nun aber vom lateinischen Standpunkte aus die Bildung erklären? Lat. *reddere* heißt zurückgeben, die Bedeutung 'einen Ertrag geben' ist erst romanisch, nicht einmal gemeinromanisch; *arrendare* setzt erst ein Substantivum **renda* 'Ertrag, Pacht' voraus, das zwar formell schon lateinisch sein könnte, das aber eben nach seiner Bedeutung jüngeren Ursprungs sein muß. Ein solches Substantivum kennt das Provenzalische und das Katalanische, nicht das Spanische, dessen *renta* auch nach Maßgabe des *e* statt *ie* Gallizismus ist, auch nicht *arrendar* zugrunde liegen könnte, wie die Verschiedenheit von *t* und *d* zeigt, dann das Portugiesische. Die einfachste Lösung ist nun die, daß *renda, arrendar* ihren Ausgang in Südfrankreich und Katalonien haben und von da nach Spanien und Portugal, von Katalonien nach Sardinien und Neapel gekommen sind, eine Lösung, die in sachlichen Verhältnissen begründet ist. Das rumänische Wort kann damit zusammenhängen, aber auf dem Umweg über Ungarn (magyar. *árenda*) und Serbien (serb. *arenda*), ein *arrenda*

gibt Bartal Gloss. med. et inf. Lat. Regni Hungariae aus Kövy Elementa Iurisprudentiae Hungariae, *arenda, arendare* aus anderen Quellen, und dies *arrenda* müßte natürlich wieder irgendwie aus Südfrankreich gekommen sein als ein Ausdruck mittelalterlichen Rechts.

Vierzehn Jahre nach seinem ersten hat Cihac den zweiten, die nichtlateinischen Elemente umfassenden Teil erscheinen lassen. Auch Pușcariu scheint eine Fortsetzung zu planen; hoffen wir, daß er uns nicht allzu lange darauf warten lassen werde, da er auch hier gewiß des Neuen und Guten ebenso viel bringen wird wie in dem ersten Bändchen.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Adolf Schaube, Handelsgeschichte der romanischen Völker des Mittelmeeres bis zum Ende der Kreuzzüge. (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, herausgegeben von G. v. Below und F. Meinecke. Abt. III.) München und Berlin 1906, R. Oldenbourg.

Mit dem vorliegenden Buche ist die dritte Abteilung des Handbuches: Verfassung, Recht und Wirtschaft in trefflicher Weise vertreten. Über die Grundlagen, auf denen das Buch beruht und über die Ziele, die es verfolgt, belehrt uns die Einleitung, zunächst darüber, warum sich die Darstellung allein auf das Mittelmeer beschränkt und das germanisch-nordromanische Handelsgebiet nur soweit berücksichtigt wird, als es Schauplatz der Handelstätigkeit der Mittelmeer-Romanen geworden ist. Man wird die hiefür beigebrachten Motive durchaus billigen sowie auch die Epoche, mit der der Verf. seine Darstellung beginnt, als die richtige bezeichnet werden muß: Der Anfang des 10. Jahrhunderts. Auch hiefür sind durchaus triftige Motive beigebracht worden. Gegen den Endpunkt, für den das Jahr 1250 gewählt ist, läßt sich in einer Handelsgeschichte vielleicht weniger sagen als in der politischen, für die das Jahr 1250 ziemlich belanglos ist, hier geben die großen politischen Erscheinungen des Mittelalters andere Einschnitte. Der Verf. hat sein Buch in zwei Hauptteile gegliedert, von denen der erste der kleinere ist und in acht Kapiteln den Handel der Mittelmeer-Romanen von seinem Tiefstande um den Anfang des 10. Jahrhunderts bis zum Beginn der Kreuzzüge darstellt und außer den bedeutenden italienischen Städten und Staatsgebilden auch noch das südliche Frankreich und die spanische Mark einschließt. Der größere zweite Hauptteil schildert den Handel der Mittelmeer-Romanen im Zeitalter der großen Kreuzzugsunternehmungen und behandelt in zwei Unterabteilungen (Handel der Mittelmeer-Romanen mit anderen Völkern und untereinander) und acht Abschnitten 1. den Handel der Mittelmeer-Romanen mit den Kreuzfahrerstaaten und

den Sarazenen des Ostens, 2. mit den Ländern des griechischen Reiches, 3. mit den Sarazenen des Westens, 4. mit den übrigen Romanen, 5. mit den germanischen Ländern und den östlichen Nachbargebieten. Der sechste Abschnitt betrachtet die „kommerziell überwiegend passiven Gebiete Italiens (Unteritalien und Sizilien, Sardinien und Korsika), der siebente das provenzalisch-katalonische Gebiet und der achte Ober- und Mittel-Italien. Wie die Haupt- und Unterabteilungen, sind auch die einzelnen Abschnitte sachgemäß gegliedert, so daß der Leser eine gute Übersicht über das Ganze gewinnt. Fassen wir z. B. aus dem zweiten Hauptteil den siebenten Abschnitt ins Auge, so werden im Kapitel 36 Katalonien, 37 die Italiener im Verkehr mit Languedoc und den Rhonestädten bis zum dritten Kreuzzug, 38 die Italiener im Handelsverkehr mit der Provence bis zum dritten Kreuzzug, 49 Kommerzielle Verhältnisse innerhalb des südfranzösischen Küstengebietes vor dem dritten Kreuzzuge und 41 der Handelsverkehr der südfranzösischen Plätze untereinander seit dem dritten Kreuzzuge vorgeführt. Es ist sonach ein ungeheurer Stoff, der hier bewältigt werden mußte, und es verdient mit Anerkennung hervorgehoben zu werden, daß das Buch auch nach den Werken von Heyd u. a. einen vollen wissenschaftlichen Wert behauptet. Wir möchten in dieser Beziehung namentlich auf die Kapitel des letzten Abschnittes über Märkte und Messen, Handelswege und Handelsabgaben, Kommerzielle Gebräuche und Vorschriften, Konsulat der Kaufleute usw. hinweisen. Im Anhange findet sich ein Verzeichnis der abgekürzt zitierten Werke und Abhandlungen, dann ein gutes Sachregister, endlich Gewichts-, Maß- und Münztabellen. Das Buch entspricht alles in allem den von dem Verf. beabsichtigten Zwecke in vollkommenster Weise und es wäre kleinlich, wollte man einzelne Verstöße anmerken oder etwa die Literaturvermerke vermehren.

Graz. J. Loserth.

Prof. Wilhelm Pütz, Leitfaden der vergleichenden Erdkunde. 27. und 28. gänzlich umgearb. Auflage, bearbeitet von Dr. Ludwig Neumann, Prof. an der Universität Freiburg i. B. Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung 1906.

Ich kenne die vorhergehenden 26 Auflagen der Pützschen Erdbeschreibung nicht. Jedenfalls entspricht die jetzt vorliegende Doppelauflage im wesentlichen allen modernen Anforderungen, zum mindesten, was den dargebotenen Stoff betrifft. Nicht ganz so uneingeschränkt läßt sich dies von der Gliederung des Stoffes behaupten, die im Gegensatze zu dem kürzlich an dieser Stelle besprochenen Lehrbuche von Fischer und Geistbeck an der veralteten strengen Trennung von physikalischer und politischer Geographie festhält. Davon abgesehen, weist aber auch dieses Werk, das auf

eigentlichen Bildschmuck ganz verzichtet, nicht unwesentliche Vorzüge auf. Sehr gut sind die dem eigentlichen Lehrtexte vorausgeschickten Regeln für die Aussprache fremder Namen. Hier ist mir nur aufgefallen, daß die sonst ganz richtige Angabe der Aussprache des Magyarischen sich auf die Konsonanten beschränkt, wo doch zum mindesten die Unterscheidung von *a* (an *o* angenähert, wie skandinavisch å) und *á* = langem *a*, sowie von *e* = *ä* und *é* = langem e, schon der Vollständigkeit wegen angezeigt gewesen wäre. Die von dem Bearbeiter ganz neu hinzugegebenen §§ 1—14 bieten eine recht gute Darstellung der geographischen Grundbegriffe. Nur kommt hier wieder, wie in fast allen reichsdeutschen Lehrbüchern, die Lehre von der Kartendarstellung, die überdies keinerlei erläuternde Figur aufweist, stark zu kurz. Der folgende Abschnitt gibt eine gedrängte Übersicht aller Erdteile nach physikalischer und politischer Hinsicht. Daran schließt sich in konzentrischer Anordnung die ausführliche Darstellung desselben Stoffes. Sehr hübsch ist hier die nun allerseits angenommene Gruppierung nach natürlichen Gebietseinheiten durchgeführt, was insbesondere von Europa gilt. Besonders gefiel mir hier die Kartenskizze der deutschen Mittelgebirge. Fremdartig dagegen berührt es, daß von „Lepontischen“ (statt Lepont*in*ischen) Alpen die Rede ist (S. 67). Daß die Karpaten (S. 41) einmal als Mittelgebirge bezeichnet werden, während später (S. 78) erklärt wird, warum sie keine Gletscher aufweisen, ist unverständlich. Unzulänglich ist die Behandlung des geographisch doch so lehrreichen Karstes, die nicht einmal das Karstphänomen genauer erklärt. Die Angaben über die einzelnen Flüsse Europas, die ganz abgesondert behandelt werden, sind zwar zumeist sehr dankenswert, doch hätte ich gewünscht, daß der Flüsse bereits bei den Gebirgen und Ebenen eingehender gedacht worden wäre.

Die Darstellung der außereuropäischen Erdteile wandelt im ganzen dieselben Bahnen wie die Europas, ist aber bedeutend kürzer gehalten, wogegen wohl kaum etwas einzuwenden sein dürfte.

Den Beschluß der gesamten Länderkunde macht eine genauere Würdigung der deutschen Kolonien, deren eingehendere Betrachtung mit Recht fast alle deutschen Lehrpläne fordern. Ein Anhang bespricht die wichtigsten Verkehrswege bis zur „Jetztzeit“ (Gegenwart!) und greift also, wie die Überschrift erkennen läßt, zunächst auf die geschichtliche Entwicklung der Verkehrswege zurück. Mannigfaltige statistische Tabellen ergänzen den gebotenen Stoff in sehr erfreulicher Weise. Auffällig ist es, daß hier die Einwohnerzahl Budapests nach dem Stande von 1896 angegeben erscheint. Neben den wichtigsten Paßhöhen der Alpenbahnen, die übrigens die Albulabahn vermissen lassen, hätten doch auch die amerikanischen Gebirgsbahnen Berücksichtigung verdient. In Afrika fehlen bei den Gipfelhöhen Abessinien und Atlas. Ein alphabetisches Register erhöht die Brauchbarkeit des empfehlenswerten Buches.

Wien. B. Imendörffer.

Grundprobleme der Ausgleichungsrechnung nach der Methode der kleinsten Quadrate von Josef Kozák, k. und k. Oberstleutnant im Festungsartillerieregimente Nr. 4, zugeteilt dem Technischen Militärkomitee. I. Band. Mit 10 Figuren im Texte. Wien und Leipzig 1907, k. und k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlagsbuchhandlung Carl Fromme.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, dem Praktiker einen Behelf in die Hand zu geben, der ihm nicht nur die zur Verwertung seiner Messungen nötigen Anleitungen und Formeln bringt, sondern ihm auch gestattet, sich möglichst leicht und rasch über die Grundsätze der Ausgleichungsrechnung zu orientieren, sich in dieselben einzuleben und sich über die Tragweite ihrer Anwendung Rechenschaft zu geben.

Schon ein Blick auf die Verteilung des Stoffes und die Art seiner Behandlung zeigt, daß der Verf. nicht nur diesem Ziele mindestens sehr nahe gekommen ist, sondern daß er auch dem Anfänger damit die Möglichkeit geboten hat, sich durch Selbststudium in die Ausgleichungsrechnung nach der Methode der kleinsten Quadrate bequem einzuführen.

Die Aufschriften der neun Abschnitte des vorliegenden ersten Bandes lauten der Reihe nach: Fehlergattungen, Fehlergesetz, Genauigkeitsmaße, direkte Beobachtungen, vermittelnde Beobachtungen, bedingte Beobachtungen, Vergleichung des Fehlergesetzes mit der Erfahrung, der kleinste und der größte Fehler einer Beobachtungsreihe, Ausscheidung widersprechender Beobachtungen.

Sind schon diese Aufschriften geeignet, die Aufmerksamkeit zu wecken, so wird durch das nähere Eingehen auf den Inhalt des Buches das Interesse noch gesteigert; dazu tragen sowohl die populäre Darstellung als auch die günstige Auswahl und Gruppierung des Stoffes, sowie die zweckmäßig gewählten erläuternden Beispiele wesentlich bei. Eine knapp gehaltene Schilderung des Inhaltes möge zur Illustration des eben Gesagten dienen:

Im 1. Abschnitte wird nach einleitenden Bemerkungen die Entstehung der Beobachtungsfehler erläutert und das Wesen der zufälligen oder unvermeidlichen Fehler besprochen. Nach einer treffenden Darstellung des Zieles der Ausgleichungsrechnung, deren Verständnis durch Beispiele gefördert wird, folgt eine Übersicht der verschiedenen Formen der Ausgleichungsaufgaben. Der 2. Abschnitt befaßt sich mit der Auffindung des Fehlergesetzes; er gibt dessen Ableitung nach Gauss aus der Hypothese des arithmetischen Mittels, ebenso jene nach Herschel. Daran knüpft sich die Bestimmung der Wahrscheinlichkeit des Auftretens eines Fehlers zwischen gegebenen Grenzen, die Erörterung der Genauigkeit, ihre Definition und die Bestimmung ihres Maßes. Im 3. Abschnitt werden die Genauigkeitsmaße, insbesondere der durchschnittliche, mittlere

und wahrscheinliche Fehler sowie deren wechselseitige Beziehungen besprochen, ferner noch andere bemerkenswerte Betrachtungen daran geknüpft. Der 4. Abschnitt behandelt die direkten Beobachtungen, indem zuerst das Prinzip der Methode der kleinsten Quadrate abgeleitet und dann gezeigt wird, daß entsprechend der für die Ermittlung der Fehlerwahrscheinlichkeitsfunktion zugrunde gelegten Hypothese sich folgerichtig wieder das arithmetische Mittel mehrerer Messungsresultate als der wahrscheinlichste Wert der zu bestimmenden Größe herausstellt. Es folgt dann bei gleich genauen Beobachtungen die Bestimmung der Genauigkeit einer Beobachtung durch Ermittlung ihres mittleren, wahrscheinlichen und durchschnittlichen Fehlers und die Berechnung des durchschnittlichen Fehlers aus den scheinbaren Fehlern. Daran reiht sich die Bestimmung der Genauigkeit des arithmetischen Mittels. Bei ungleich genauen Beobachtungen wird vor allem der verallgemeinerte Mittelwert abgeleitet und der Begriff des Gewichtes festgelegt. Nach Ausmittlung der Werte von Funktionen direkt beobachteter Größen folgen wieder die Genauigkeitsbestimmungen, wobei auch die Verwendung der Beobachtungsdifferenzen zur Erörterung gelangt. Der 5. Abschnitt bringt das Wesentliche über vermittelnde Beobachtungen. Nach Feststellung der Aufgabe und Erörterung der vorteilhaftesten Kombination der Beobachtungen wird die Bildung der Normalgleichungen und die Genauigkeitsbestimmung gezeigt. Die Durchführung wird an einem Beispiele erläutert. Daran reihen sich wieder die vermittelnden Beobachtungen ungleicher Genauigkeit sowie die Behandlung der Normalgleichungen. Hierauf folgt der bei nichtlinearen Relationen zu beobachtende Vorgang, die übersichtliche Zusammenstellung des Rechnungsvorganges, Rechnungskontrollen, Ableitung empirischer Formeln und näherungsweise Darstellung von Funktionen, alles mit Beispielen erläutert. Den Schluß bildet die Prüfung gemachter Hypothesen. Im 6. Abschnitt werden die bedingten Beobachtungen zuerst indirekt durch Zurückführung auf vermittelnde Beobachtungen, dann auch direkt mittels Korrelaten behandelt und zum Schluß die Ergebnisse auf Beobachtungen ungleicher Genauigkeit ausgedehnt.

Von besonderem Interesse sind die Ausführungen des 8. Abschnittes über die Vergleichung des Fehlergesetzes mit der Erfahrung, über die in hohem Maße befriedigende Übereinstimmung beider, welche die allgemeine Annahme des Gesetzes durch die Beobachter zur Folge hatte.

Der 8. Abschnitt handelt über die Ermittlung des kleinsten und größten Fehlers einer Beobachtungsreihe und zeigt deren Zusammenhang mit der Genauigkeit und der Anzahl der Beobachtungen. Speziell an die Bestimmung des Maximalfehlers knüpft der 9. Abschnitt bei der Erörterung der wichtigen Frage an, welche Beobachtungen als widersprechend oder zweifelhaft aus der Beobachtungsreihe auszuscheiden sein werden. Hieran schließen

sich das Kriterium von Peirce für beliebig viele auszuscheidende direkte Beobachtungen, ferner das Kriterium von Chauvenet und das Verfahren von Stone. Im Schlußkapitel werden endlich die Urteile hervorragender Beobachter wie Bessel, Airy, Faye über diesen Gegenstand angeführt und es wird an einem interessanten Beispiel gezeigt, wie die ungerechtfertigte Ausschließung scheinbar widersprechender Beobachtungen fehlerhafte Resultate zur Folge hatte, während die Benützung sämtlicher Beobachtungen ein vorzügliches Ergebnis lieferte.

Die dem Texte angeschlossenen 13 Tabellen zeigen insgesamt eine schöne und sorgfältige Ausstattung.

Vom Leser dieses Buches werden nur die elementarsten Kenntnisse aus der Differential- und Integralrechnung vorausgesetzt. Daß er mit diesen das Auslangen finde, dafür sorgen die zahlreich eingestreuten Bemerkungen über die Berechnung von Integralen, Ermittlung von Extremen u. dgl., sowie über die zweckmäßige Anordnung der auszuführenden Rechnungen. Wie schon erwähnt, wird das Verständnis durch die vielen guten Beispiele in hervorragendem Maße gefördert.

Die Behandlung des Gegenstandes ist eine allgemeine, nicht etwa vorwiegend einer bestimmten Kategorie von Messungen angepaßte, Das Buch kann deshalb dem Geodäten, Physiker oder Chemiker ebensogut wie dem Artilleristen, dem Veranstalter von Schießversuchen u. a. als Ratgeber dienen und wird sich als solcher bewähren.

Dem Verfasser aber möge für die aufgewendete Mühe und Arbeit der reichlich verdiente Erfolg zuteil werden!

Mödling. Oberst Budisavljević.

Handbuch der Physik. Herausgegeben von Dr. A. Winkelmann, Professor an der Universität Jena. 2. Auflage. 6. Band, 2. Hälfte. Optik. Mit 218 Abbildungen. Leipzig, J. A. Barth 1906. Preis 30 Mk.

Die zweite Hälfte des Lehr- und Handbuches der Optik enthält die Methoden zur empirischen Bestimmung der Konstanten optischer Instrumente, eine sehr lesenswerte Abhandlung über die Geschwindigkeit des Lichtes (von F. Auerbach) unter besonderer Berücksichtigung des Einflusses der Beschaffenheit der Lichtquelle und der Bewegung des Mediums auf die Lichtbewegung, ferner Erörterungen über die astronomische und terrestrische Strahlenbrechung und andere damit zusammenhängende Erscheinungen, dann eine detaillierte Angabe der Hilfsmittel und der dioptrischen Methoden zur Bestimmung der Brechungsindices der Körper, einen sehr gelungenen Abriß über die Forschungen auf dem Gebiete der Spektralanalyse, der Photometrie, der Lumineszenz, der chemischen Wirkungen des Lichtes, einschließlich der Photographie.

Im weiteren wurde den theoretischen und experimentellen Forschungen in der physikalischen Optik Rechnung getragen, und zwar sind die Erscheinungen der Interferenz, der Beugung, der Polarisation und Doppelbrechung des Lichtes in eingehender Weise behandelt worden. Prof. Drude hat die folgenden Abhandlungen für das Buch verfaßt: Die Natur des Lichtes, Theorie des Lichtes für durchsichtige ruhende und bewegte Körper, die Theorie der Doppelbrechung, die Theorie des Überganges des Lichtes über die Grenze zweier Medien, die Gesetze der Lichtbewegung für absorbierende Medien, die Theorie der Dispersion und der Rotationspolarisation. Es wurden sowohl die rein elastischen Theorien und die erweiterten mechanischen Theorien, als auch die elektromagnetische Lichttheorie zur Erklärung der Erscheinungen des Lichtes herangezogen. Die Resultate der verschiedenen Lichttheorien wurden miteinander verglichen.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. Karl Scheid, Chemisches Experimentierbuch für Knaben. Mit 78 Abbildungen im Text. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1904. 204 SS. 8°.

Der Verf. findet es als „ein gewagtes Unternehmen", ein chemisches Experimentierbuch für Knaben zu schreiben und sieht in der Tatsache, daß „zu der Auswahl guter physikalischer Experimentierbücher noch nie ein chemisches sich hinzugesellt hat", einen Grund darin, „daß die Chemikalien eben doch ein gefährliches Spielzeug sind, das man kleinen Kindern nicht in die Hand geben darf". Das in jeder Hinsicht prächtig ausgestattete Buch, welches der Verf. für etwa Fünfzehnjährige bestimmt haben möchte, könnte nach der Ansicht des Ref. unbedenklich solchen Knaben empfohlen werden, denen ein halbwegs intelligenter Mentor, der aber durchaus kein Fachmann zu sein braucht, an der Seite steht. Es könnte aber auch den Arbeiten im 1. Kursus einer Realschule in manchem Betracht zur Grundlage dienen. Die durchzunehmende Stoffmenge ist gar nicht gering: so werden selbst einige organische Verbindungen mit Glück behandelt, die im täglichen Leben eine recht wichtige Rolle spielen; es wird weiters gelegentlich auf Methoden der Trennung von Metallen aus einem Gemisch ihrer Lösungen hingewiesen und die Trennungsmethode selbst an einem einfachen Beispiele geübt (so z. B. S. 157), ja sogar quantitative Untersuchungen werden mit Geschick und gutem Erfolg durchgeführt, wodurch sich der Praktikant spielend an den Gebrauch der Wage gewöhnt und sich aber auch der Wichtigkeit derselben wirklich bewußt wird (S. 83 u. a. O.). Bei alledem aber wird Sparsamkeit an Raum und Zeit allerorten praktisch betätigt. Die Angaben über das chemische Arbeiten im allgemeinen sind ebenso

einfach als zweckentsprechend gehalten; mit lapidarer Kürze werden die Kardinaltugenden des jungen Chemikers gepredigt. Die Materie wird durchaus sehr gründlich besprochen, auch ganz zweckentsprechend wissenschaftlich ausgenützt und Schritt für Schritt aufs gründlichste rekapituliert. Der Schüler wird schon frühzeitig angehalten, bereits kennengelernte Stoffe selbst zu untersuchen; er wird aber auch auf scheinbar unwesentliche Dinge, wie das Etikettieren eines jeden selbst erzeugten Stoffes oder für jede Flasche den richtigen Verschluß auszuwählen, dringend aufmerksam gemacht. An recht vielen Stellen des Buches sind sehr hübsche, unterhaltende Anwendungen eingeschaltet, so daß der Praktikant geradezu mit Freuden an die Arbeit gehen muß! Als Kuriosum mag hier noch erwähnt werden, daß im ganzen Buche sich keine chemische Formel findet; man vermißt sie aber auch gar nicht und Ref. würde es geradezu bedauern, wenn sie auf Kosten der schönen Tatsachen, die im Experimentierbuch vermittelt werden, aufgenommen worden wären.

Es wurde schon erwähnt, daß die Ausstattung des kleinen Werkes im allgemeinen eine musterhafte ist. Das gilt speziell auch von den Abbildungen: sie sind in ihrer Mehrzahl ganz eigenartig, zeigen eine mehrweniger künsterische Auffassung des Gegenstandes und sind auch sachlich zumeist vollkommen gelungen. In der Figur auf S. 62 sollte das vom Wasserkübel herabführende Rohr bis fast auf den Boden der Flasche geführt werden (siehe Text Absatz 4!). Im Gegensatz hiezu soll in der Figur auf S. 113 „das Rohr ... nur bis dicht an die Wasseroberfläche reichen".

Was die Versuche betrifft, so ist Ref. mit den Grundsätzen des Verf.s völlig einverstanden, daß nämlich Versuche „mit stark wirkenden Stoffen nur ganz ausnahmsweise ausgeführt und nur den geübteren Jungen überlassen werden", daß „bei jedem einzelnen Versuch stets eine genaue Anleitung gegeben und auf alle Unannehmlichkeiten ausdrücklich aufmerksam gemacht wird" und daß endlich „feuergefährliche oder zu Explosionen neigende Substanzen und Mischungen grundsätzlich weggelassen und nicht einmal andeutungsweise genannt" werden. Anordnung und Auswahl der Versuche sind so getroffen, daß nichts als bekannt vorausgesetzt wird. Wenn einerseits dem Wunsche der Jugend durch auffallende Versuche Rechnung getragen wurde, so wurde anderseits stets auf den Preis der Chemikalien Rücksicht genommen und ein teures Gerät durch ein billiges Hausgerät ersetzt, so daß auch dem Wenigerbemittelten die Gelegenheit zu experimentieren gegeben ist. Die Beschreibung der nötigen, meist sehr einfachen Vorrichtungen ist ungemein klar gehalten, ab und zu wird auch die Anfertigung solcher Behelfe in ganz zweckentsprechender Weise gelehrt, wobei es nicht unterlassen wird, die Vor-, aber auch die Nachteile solcher selbstverfertigter Vorrichtungen gegenüber den durch Kauf billig zu erwerbenden Gegenständen wahrheitsgetreu anzugeben.

Der Verlauf der bei einem Versuche auftretenden Erscheinungen wird aufs genaueste beschrieben und hiedurch eine recht gründliche Anleitung zum Beobachten geboten. Nicht verschwiegen darf werden, daß der Verf. selbst bei ganz unschuldig aussehenden Manipulationen auf möglicherweise resultierende Schäden hinweist (so z. B. beim Eintreiben eines Korkes in einen Flaschenhals) und daß er es nicht verschmäht, in einem Kapitel „im Interesse der allgemeinen Sicherheit vorausgeschickte Vorschriften und Warnungen" durch eine ganze Reihe leicht anzustellender Proben auch zu rechtfertigen (S. 94—95). Bedenklich könnte es werden, wenn der Praktikant die oftmaligen Anweisungen, den Geschmack der in Arbeit stehenden Stoffe zu erproben, bei der Untersuchung fremder Stoffe befolgen würde; geradezu gefährlich erscheint es dem Ref., in eine Flasche, in welcher eine Kerze im Chlorgas gebrannt hatte, hineinzuriechen, selbst dann, wenn es „sehr vorsichtig" geschieht (S. 146, Anm. 3).

Mit der Namengebung kann man im allgemeinen zufrieden sein. SO_2 sollte freilich nicht „Schwefligsäure" (S. 158 u. a. O.), das aus Kaliumbichromat und konzentrierter Schwefelsäure erhaltene Produkt nicht „Chromsäure" (S. 163) genannt werden. Auch die Bemerkung „die Chemiker nennen es flußsauren Kalk" (S. 128, Anm. 3) will dem Ref. nicht gefallen.

Die Güte des Stils macht sich schon auf der ersten Seite angenehm bemerkbar, Kürze und Klarheit, sowie vollkommen logischer Aufbau machen sich bis zur letzten Seite so vorteilhaft geltend, daß Ref. das vorliegende Werkchen diesbezüglich zu den bestgeschriebenen Büchern zählen kann. Zu verbessern wäre: In dem Gefüge S. 10, A. 1: „Während aber eine zu physikalischen Versuchen gebaute Maschine im allgemeinen für einen und denselben Versuch immer wieder gebraucht werden kann, vollziehen sich die chemischen Vorgänge in durchaus anderer und viel gründlicherer (? Ref.) Weise" und in dem Satze (S. 31, A. 2) „Damit er (Kupfervitriol, Ref.) Ecken und Kanten nicht zerstößt, legt man ihn in Watte" muß aber die Feile noch ordentlich angelegt werden. S. 84 heißt es: „. . . hat sich das Kupfer alles abgesetzt" und „durch einen kleinen Filter". S. 119, A. 4 und anderwärts öfter „herausprobieren". S. 142, A. 2: „Wir haben nun zahlreiche Beispiele, wo man sich die Verbrennungsprodukte der Metalle herstellen kann . . .".

Daß das Büchlein in sachlicher Hinsicht Vorzügliches bietet, wurde schon gesagt. Wenn Ref. hier eine Anzahl unklarer oder auch ungenauer Stellen zitiert, so meint derselbe denen zu nützen, die das Werkchen benützen wollen und auch dem Verf., der sie bei einer Neubearbeitung leicht korrigieren kann. So wird S. 20, A. 2 die Kalkmilch ein „dünner Brei", S. 21, A. 1 aber eine „stark ätzende Flüssigkeit" genannt. S. 22, A. 2: „Das Wasser war an dem gelöschten Kalk chemisch gebunden . . .". S. 46,

A. 4: „Ein Dampfstreifen verrät noch die Stelle, wo die Flamme (der Kerze! Ref.) vorher gebrannt hatte". S. 49, A. 1: „Farblos oder luftartig" und „Aus dem anderen Ende (des in die Kerze gehaltenen Glasröhrchens! Ref.) tritt schon nach kurzer Zeit ein unsichtbares Gas aus". S. 58, A. 2: „Der Dampf setzt sich an den kälteren Stellen im Glas als feines gelbes Pulver ab..". S. 67 wird die „Schwefelmilch" als „ganz feiner Schwefel" hingestellt. S. 77 „Mischungen von Metallen nennt man Legierungen". S. 80, A. 3: „Das Sublimieren ist in vielen Fällen ein sehr geeignetes Mittel, um einen Stoff recht rein zu bekommen, beispielsweise Naphtalin, das mit Staub verunreinigt ist". S. 91, letzte Zeile: Alaun, der so weit erhitzt wurde, „daß auch Säure entwichen" und „daß nur wenig oder gar nichts in Lösung geht" ... „wird von den Apothekern als gebrannter Alaun verkauft". S. 142, A. 3 wird hingegen die so erhaltene Masse als Aluminiumoxyd angesprochen! S. 92 sollte es nicht schlechtweg heißen: „Schwefelsäure oder Vitriolöl". S. 99, A. 3: „Da die Strick- und Häkelwolle auch aus Haaren besteht...". Im selben Absatze wird „Federnweiß" als Gipsvarietät angeführt. S. 118, A. 3: „Die Luft hat hier die Salzsäure in ihrer Arbeit (Kupfer in $CuCl_2$ zu verwandeln) unterstützt. Ebenso wie Kupfer widerstehen auch Silber und Gold der Einwirkung der Salzsäure". S. 124. A. 2: „Solche Auflösungen von Quecksilber in anderen Metallen bezeichnet man mit dem alten arabischen Namen Amalgame". S. 137, A. 2 heißt es gelegentlich der Verbrennung von Eisen im Sauerstoff: „Die Gefäßwand überreicht sich mit rotbraunem Eisenoxyd". S. 146, A. 2: „Um dich zu überzeugen, mit welcher Heftigkeit Chlor von Wasser gelöst wird, fülle ein Medizinglas mit Wasser und leite Chlor in die Flasche, ohne das Leitungsrohr in das Wasser zu tauchen....". S. 152, A. 3: „Es gibt also zweierlei Verbindungen von Eisen mit Salzsäure...". Viel genauer ist das darauffolgende: „Diese unterscheiden sich... durch ihren Gehalt an Säurebestandteil". S. 159, A. 2: „Es ist somit bloß ein Teil des übermangansauren Kalis als Niederschlag ausgeschieden". S. 160, A. 1 wird der aus der $KMnO_4$-Lösung abgeschiedene „braune Schlamm" „künstlicher Braunstein" genannt. S. 171, A. 1: in verdünnter Salzsäure „ungelöst bleibt eine knorpelig-gallertige Masse, der Knorpelleim".

Wünschenswert wäre, daß S. 103, A. 3 angegeben würde, was die „schwarzen Flocken" sind, die beim Auflösen in verdünnter Schwefelsäure übrig bleiben; daß schon S. 153, A. 3 erwähnt würde, woran der Geruch des H_2S-Gases erinnert (S. 155, A. 1 folgt eine diesbezügliche Bemerkung übrigens nach), daß S. 134 der Satz: „Auf die eine oder die andere Art wird sich sicher eine gleichmäßige Sauerstoffentwicklung erzielen lassen" gestrichen würde, weil derselbe weder mit dem unmittelbar Vorangehenden,

noch mit dem Nachfolgenden in Beziehung steht und endlich, daß vom Text aus genauer als es ab und zu geschieht (z. B. S. 65) auf die betreffende Abbildung verwiesen würde. Anfänger könnten nämlich in Zweifel kommen, zu welchem der auf ein und derselben Seite beschriebenen Versuche eine Zeichnung eigentlich gehört.

Zum Schlusse soll erwähnt werden, daß dem schönen Büchlein außer einem kurzen Inhaltsverzeichnisse auch ein sehr gut ausgeführtes Sachregister beigegeben ist und daß überhaupt alles das gehalten wurde, was der Verfasser in der Vorrede zu leisten verspricht.

Wien. Joh. A. Kail.

Anatomie und Physiologie der Pflanzen. (Elemente der wissenschaftlichen Botanik, I. Band). Von Dr. Julius Wiesner, k. k. Hofrat, Direktor des pflanzenphysiologischen Institutes an der k. k. Wiener Universität usw. 5., verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, A. Hölder 1906. 401 SS., 185 Textillustrationen.

Das Erscheinen der fünften Auflage, sowie mehrfache Übersetzungen früherer Auflagen in fremde Sprachen bei der Koëxistenz ähnlicher Werke sind ein Beweis für die Brauchbarkeit und Beliebtheit dieses vortrefflichen Buches. Seine Vorzüge liegen, und dies gilt auch für die beiden anderen Bände von Wiesners Botanik, u. a. in der rigorosen Auswahl und übersichtlichen Anordnung des Stoffes, sowie in der dem Verf. eigenen, ungemein klaren, textlichen Darstellung. Bei der wissenschaftlichen Bedeutung des Verf.s ist es selbstverständlich, daß die neuesten Errungenschaften der Forschung, die zugleich gesichert und wertvoll sind, in die vorliegende Auflage Aufnahme fanden; gleichzeitig wurden veraltete oder minder wichtige Beobachtungen weggelassen oder textlich gekürzt, so daß der Umfang des Buches — zu dessen Vorteil — sich nur unwesentlich vergrößert hat. Die Zahl der Holzschnitte ist auf 185 (gegenüber 159 der 4. Auflage) gestiegen. Diese Vermehrung der Illustrationen ist nur zu begrüßen, da die Beschreibung morphologischer Verhältnisse, zumal in einem Lehrbuche, meist erst durch Beigabe der bildlichen Darstellung eine richtige Vorstellung des Gegenstandes dem Leser zu geben vermag. Da die fünfte Auflage sowohl bezüglich der Anlage als auch in der Detaildurchführung konform der früheren Auflagen gehalten ist, beschränkt sich Ref. auf die kurze Anzeige der neuen Auflage mit gleichzeitigem Hinweis auf die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Besprechungen der früheren Auflagen dieses ausgezeichneten Buches.

Wien. A. Burgerstein.



Pokornys Tierkunde für die unteren Klassen der Mittelschulen. Ausgabe *B*. Nach biologischen Gesichtspunkten bearbeitet von Dr. R. Latzel. Mit 92 farbigen Tierbildern auf 32 Tafeln, 286 Abbildungen im Texte und 1 Erdkarte. 28., verb. Auflage. Wien, Verlag von F. Tempsky 1906.

Der 26. und 27. nach biologischen Gesichtspunkten von Dr. R. Latzel bearbeiteten Auflage dieses weit über die Grenzen Österreichs hinaus bekannten Lehrbuches folgte bald die 28., wesentlich verbesserte Auflage. Viele allzu weitläufige Schilderungen erfuhren Kürzungen, einige Beschreibungen (Schwarzspecht, Dorfschwalbe, Haustaube, Flamingo, Schauerklapperschlange u. a. m.) wurden ganz umgearbeitet, die wissenschaftlichen Namen der Tiere in Fußnoten etymologisch erklärt, der Kleindruck bedeutend eingeschränkt. Einige minderwertige Tafeln und Textbilder sind durch besser gelungene ersetzt und mehrere neue, fast durchwegs biologisch gehaltene Tafeln eingeschoben. Leider sind letztere nicht numeriert, so daß numerierte und unnumerierte abwechseln. Auf einer Tafel (Tafel bei S. 74) fehlen die Namen und die Buchstaben, auf welche im Texte hingewiesen ist. Viele Gruppenüberschriften von geringerer Bedeutung entfielen. In der Schreibweise der Tiernamen trat insofern eine Änderung ein, als das die Art bezeichnende Eigenschaftswort groß geschrieben erscheint (Brauner Bär).

Nur wenige Lehrbücher können, was die Verarbeitung des Stoffes und die Ausstattung anbelangt, Latzels Tierkunde würdig zur Seite gestellt werden. Trotz der großen Kosten, welche die Vermehrung der farbenprächtigen Tafeln der Verlagshandlung bereiten muß, wurde der Preis des Buches von 4 K auf 3 K 60 h ermäßigt.

Wien. H. Vieltorf.

Erkenntnis und Irrtum. Skizzen zur Psychologie der Forschung. Von E. Mach, em. Professor an der Universität Wien. Leipzig, J. A. Barth 1905. Preis geb. 11 Mk.

Das vorliegende Buch hat seine Quelle in der Vorlesung über „Psychologie und Logik der Forschung“, welche der berühmte Naturphilosoph im Winter des Jahres 1895/96 gehalten hat. Es wurde der Versuch gemacht, die Psychologie der Forschung so weit als möglich auf „autochthone“ Gedanken der Naturwissenschaft zurückzuführen. In diesem Buche hat nun der Verf. versucht, eine Auswahl des in seinen Vorlesungen behandelten Stoffes in freier Darbietung zu treffen. Auf mehrfachem Wege ist es dem Verf. gelungen, in dem Buche den Physikern Anregung zu weiteren Gedanken zu bringen und sie gleichzeitig auf Nachbargebiete hinzuweisen, die von ihnen wenig kultiviert wurden. Die vorliegende Arbeit ist im Interesse der naturwissenschaftlichen Methodologie

und Erkenntnispsychologie abgefaßt; aus ihr geht das Streben des Verf.s hervor, aus der Naturwissenschaft eine „alte, abgestandene“ Philosophie zu entfernen und die Wege in klarer Weise anzugeben, auf denen die Erkenntnis fortschreitet. Jedenfalls hat der Verf. aus seinem reichen Wissen und auf Grund seiner vieljährigen Forschungstätigkeit dem Leser manches geboten, was in erkenntnispsychologischer Beziehung äußerst wertvoll erscheinen wird. Ref. erblickt in den Ausführungen des Verf.s eine philosophische Läuterung der naturwissenschaftlichen Methodologie.

Zuerst verbreitet sich der Verf. über den Begriff des philosophischen und naturwissenschaftlichen Denkens, dann wendet er sich, nachdem er dargetan hatte, daß die Erfahrung durch fortschreitende Anpassung der Gedanken an die Tatsachen gewachsen ist, zu Betrachtungen über Gedächtnis, Reproduktion und Assoziation, über Reflexion, Instinkt, Wille und Ich, geht auf die Entwicklung der Individualität in der natürlichen und kulturellen Umgebung ein, auf die Wucherung des Vorstellungslebens, auf Erkenntnis und Irrtum, zeigt weiter, wie der Begriff als psychologisches Gebilde zu betrachten ist; dann geht er auf das Wesen der Empfindung, Anschauung und Phantasie des Näheren ein, weist an vielen zutreffenden Beispielen nach, wie die Gedanken an die Tatsachen und aneinander angepaßt werden. Die folgenden Abschnitte des Buches handeln von den Gedankenexperimenten, von dem physischen Experimente und dessen Leitmotive, von der Ähnlichkeit und Analogie als Leitmotive der Forschung, von der Hypothese, dem Problem, den Voraussetzungen der Forschung, von verschiedenen Beispielen von Forschungswegen. Belangreich erscheinen uns die Abschnitte, in denen von der Deduktion und Induktion in psychologischer Beleuchtung, von der Zahl und dem Maße, von dem psychologischen Raume im Gegensatz zum metrischen, von der Psychologie und natürlichen Entwicklung der Geometrie, dem Raume und der Geometrie vom Standpunkte der Naturforschung, der physiologischen Zeit im Gegensatze zur metrischen, von der physikalischen Betrachtung der Zeit und des Raumes, dem Sinn und Wert der Naturgesetze gehandelt wird.

Viele der in diesen Abschnitten ausgesprochenen Gedanken und enthaltenen Ausführungen finden sich schon in früheren Abhandlungen des Verf.s.

Die an Anregungen reiche Schrift sei Physikern und Philosophen zur eingehenden Lektüre empfohlen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Über einige Fragen des mathematischen Unterrichtes und seine neue Organisation in Frankreich.

> Les études suivies à l'École Polytechnique sont loin d'être uniquement destinées à faire connaître une suite de calculs, de formules, de fugures, de phénomènes physiques et chimiques. Leur utilité principale est d'exercer la faculté de l'intelligence, à laquelle on donne le nom de *raisonnement*.
>
> G. Lamé, Vorrede der zweiten Auflage des „Cours de Physique", Paris 1840.

Einleitung.

Die Behandlung der Fragen des mathematischen Unterrichtes ist schwierig, ganz besonders gegenwärtig. Denn wir leben in einer Zeit zahlreicher vollzogener und angestrebter Reformen der Schule, die, ob sie nun tief in die Organisation eindringen oder nur leicht die Oberfläche berühren, überall eine kräftige Diskussion hervorriefen. Dabei ist es bedeutsam, daß nicht nur Schulmänner an diesen Erörterungen teilnehmen: auch Universitäten und technische Hochschulen erinnerten sich, daß ihnen die Vorbildung der Hörerschaft nicht länger gleichgiltig sein dürfe. Der III. Internationale Mathematiker-Kongreß in Heidelberg, im Jahre 1904, behandelte Fragen des Unterrichtes in einer besonderen Sektion. Die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte hat vor zwei Jahren auf ihrer Versammlung in Breslau eine zwölfgliedrige Unterrichtskommission eingesetzt, mit dem Auftrage, die Gesamtheit der Fragen des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichtes zu studieren und bestimmte, ausgereifte Vorschläge zu erstatten. Es folgten in der Tat auf der nächsten Jahresversammlung die bekannten „Meraner Vorschläge", abgedruckt im 36. Jahrgange der Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht, die in Meran durch die tief gedachte Rede des Herrn E. Czuber[1]) glänzend beleuchtet wurden. In der letzten Versammlung

---

[1]) Czuber E., Die Frage der Einführung der Infinitesimalrechnung in den Mittelschulunterricht vom österreichischen Standpunkte. Vortrag, gehalten gelegentlich der 77. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Meran am 25. September 1905. Zeitschrift f. d. Realschulwesen, XXX. Jahrg. 1905, S. 641.

der Gesellschaft zu Stuttgart, im Herbste 1906, wurde den Fragen des Unterrichtes eine besondere Sitzung gewidmet, wo außer Fachmännern auch tüchtige Vertreter praktischer Berufe sprachen. Die Teilnahme akademischer Lehrer und nicht minder das Interesse des großen Publikums wirkt befruchtend auf die Arbeit der Schulmänner und bewahrt die Mittelschule davor, den Zusammenhang mit der Hochschule und dem praktischen Leben zu verlieren, denen sie dienen soll.

Durch diese Tätigkeit der Versammlungen und Kongresse und durch ähnliche Bestrebungen in zahlreichen Vereinen wurde unsere Frage immer aktueller, bis man sich zur Erkenntnis durchrang: „Eine Reform ist nötig, das Bestehende ist überlebt". Wie aber soll das Neue aussehen? Dieser schwierige Punkt ist noch nicht entschieden. Bloß die Zweiteilung des Problems ist klar. Erstens: „Soll man der Mathematik im Stundenplane der Mittelschule mehr Zeit zuerkennen als bisher und damit zugeben, daß der Bildungswert dieser Wissenschaft in unseren Tagen wesentlich gestiegen ist, oder umgekehrt, soll man nichts daran ändern oder gar diese Zeit verkürzen?" Zweitens: „Soll der Umfang des mathematischen Lehrstoffes erweitert werden oder nicht?"

Die erste Frage ist in dem einen Sinne geradezu als beantwortet zu betrachten, daß man allgemein den hohen Bildungswert der Mathematik anerkennt und sich gegen ihre Bevorzugung im Stundenplane nur wehrt, weil dadurch andere altbewährte Bildungsstoffe geschädigt werden könnten. Ich begrüße diese Hemmung, die unsere Bestrebungen vornehmlich von den Humanisten erfahren, zunächst und besonders, weil dadurch m. E. das Überschießen unseres Zieles leichter vermieden wird, und dann, weil man uns dadurch zwingt, unsere Methoden zu verfeinern. Man darf ja nicht vergessen, daß ein Teil des Bildungswertes der klassischen Sprachen gewiß in der altdurchdachten Methodik ihres Unterrichtes liegt: wie man etwa in einen alten Meister weit mehr hineinlegt, als vielleicht darinnen steht. So dachte auch Boltzmann, als er sagte[1]): „Das Studium der Grammatik, die Kunst des Übersetzens, das alles übt fortwährend das Denken. In anderen Fächern, insbesondere der Physik und der Mathematik, wird leider viel zu sehr das Auswendiglernen gepflegt, das Vollpropfen mit Kenntnissen". Und doch müssen wir Mathematiker ja nur zugreifen, denn unerschöpflich und niemals karg spendet uns unsere Wissenschaft Dinge, die den Verstand schärfen und den Schönheitssinn bilden, die auch das Gemüt mit edlem Staunen vor der Größe der Natur und dem Fortschritte des menschlichen Geistes erfüllen. Tun wir es!

Da steht nun die zweite Frage vor uns: „Soll der Umfang des mathematischen Lehrstoffes erweitert werden oder nicht?"

Dieser Artikel gibt keine Antwort darauf, weil er sie so wenig geben kann, wie es ein ganzes Buch, das man darüber schriebe, oder eine noch so genaue, noch so scharfsinnige Diskussion tun könnte. Eine derartige Frage kann eben nur durch die lebendige Erfahrung selbst

---

[1]) Vgl. „Neue Freie Presse" vom 4. Dezember 1904.

gelöst werden. Dürfte ich jedoch die Frage stellen: „Wollen wir den Umfang des mathematischen Lehrstoffes erweitern?“ dann ist hier die Antwort: „Wir wollen es tun, um ihn sofort wieder zu kürzen, sobald seine neue Gestalt sich nicht bewährt“. Das heißt experimentieren und ein Riesending, wie die Schule, eignet sich nur schwer dazu. Man experimentiert ungern mit einem so wertvollen und so empfindlichen Gegenstande und tut es ein anderer, dann blickt man ihn erstaunt an und wißbegierig zugleich, vielleicht auch mit etwas Neid um seine Kühnheit.

Frankreich experimentiert und ist dabei so glücklich, daß es in dieser schweren Sache von seinen größten Mathematikern wie Poincaré, Appel, Borel, Laisant u. a. tatkräftig unterstützt wird.

I.

Der Umfang des mathematischen Wissens, das hinfort dem jungen Mann die Tore der *École Polytechnique* öffnen soll, ist in dem „*Arrêté du 26 juillet 1904*“ des Ministers „*de L'Instruction publique*“ als „*Programme de la classe de mathématiques spéciales*“ enthalten. Darin wird gefordert:

1. Algebra und Analysis.

Irrationale Zahlen. — Die Lehre vom Schnitte.

Division ganzer Polynome. — Größter gemeinsamer Teiler zweier Polynome. — Die notwendige und hinreichende Bedingung dafür, daß zwei Polynome $f(x)$ und $g(x)$ von den bezüglichen Graden p und q einen gemeinsamen Teiler vom Grade n besitzen, besteht darin, daß es zwei Polynome, A und B, von den bezüglichen Graden $p-n$ und $q-n$ gibt, so daß $A\,g(x) + B\,f(x) = 0$ ist.

Variationen, Permutationen, Kombinationen ohne Wiederholungen. — Binomischer Lehrsatz für ganze, positive Exponenten. — Numerische Berechnung der Werte von Wurzeln. Gebrochene und negative Exponenten (man behalte den Fall irrationaler Exponenten für die Definition von a^x vor). — Determinanten. — Definition, Entwicklung nach den Elementen einer Reihe. — Vertauschbarkeit von Zeilen und Kolonnen. — Vertauschung zweier Kolonnen oder Zeilen. — Addition der Zeilen oder Kolonnen. — Produkt zweier Determinanten. — Auflösung eines Systems linearer Gleichungen [1]). Lineare homogene Formen mit zwei, drei oder vier Veränderlichen. — Bedingungen der Unabhängigkeit. — Komplexe Zahlen. — Formel von Moivre. — Reihen. — Reihen mit positiven Gliedern: Kriterien der Konvergenz oder Divergenz, die sich aus dem Studium der Ausdrücke: $\frac{u_{n+1}}{u_n}$, $\sqrt[n]{u_n}$, $n^p u_n$ ergeben. — Absolut konvergente Reihen. — Konvergenz von Reihen mit Zeichenwechsel, deren allgemeines Glied dem absoluten Werte nach gegen Null konvergiert.

Numerische Beispiele.

---

[1]) Die Schüler müssen in der Auflösung numerischer Gleichungen ohne Anwendung der Determination geübt sein (Anmerkung des Arrêté).

Funktionen. — Funktionen einer reellen Veränderlichen, graphische Darstellung, Stetigkeit. — Definition und Stetigkeit der Exponential- und der logarithmischen Funktion. Grenzwert von $\left(1+\frac{1}{m}\right)^m$, wenn der absolute Wert von m unbegrenzt wächst. — Ableitung einer Funktion: Gefälle der sie darstellenden Kurve. Ableitung einer Summe, eines Produktes, eines Quotienten, einer ganzen Potenz, einer Funktion von einer Funktion. — Ableitungen der Kreisfunktionen und ihrer umgekehrten. — Ableitungen von a^x und von $\log x$ (gemeiner und Nepierscher Logarithmus). — Gebrauch der Logarithmentafeln und des Rechenschiebers.

Satz von Rolle, Formel der endlichen Zuwächse, graphische Darstellung.

Funktionen mehrerer unabhängig Veränderlicher, partielle Ableitungen, Formel der endlichen Zuwächse. — Ableitung einer zusammengesetzten Funktion. — Ableitung einer impliziten Funktion (man lasse die Existenz einer solchen Funktion und ihrer Ableitung ohne Beweis zu).

Anwendung der Ableitung auf die Untersuchung des Verlaufes einer Funktion: Maxima und Minima.

Ursprüngliche Funktionen einer gegebenen Funktion, ihre Darstellung als Flächeninhalt einer Kurve.

Funktionen, die durch eine Potenzreihe von x mit reellen Koeffizienten definiert sind. — Konvergenzintervall. — Addition und Multiplikation. — Innerhalb des Konvergenzintervalles erhält man die abgeleitete oder die ursprüngliche Funktion der gegebenen durch die Reihe der abgeleiteten oder ursprünglichen Funktionen der Glieder (man beschäftige sich nicht mit den Erscheinungen an den Grenzen des Intervalles).

Beispiele: Reihenentwicklung von $\frac{1}{1-x}$; $\frac{1}{1+x^2}$; arc tang x; $l\,(1-x)$; $l\,\frac{1-x}{1+x}$. — Exponentialreihe, binomische Reihe; Die Gleichungen $y' = y$ und $y'\,(1+x) = m\,y$ gestatten die Summe dieser beiden Reihen zu bestimmen. — Reihenentwicklung von a^x; arc sin x.

Formeln von Mac Laurin und Taylor:

$$f\,(a+x) = f\,(a) + \frac{x}{1!}\,f'\,(a) + \dots + \frac{x^n}{n!}\,f^{(n)}\,(a+\theta\,x).$$

Reihenentwicklung von sin x und cos x.

Anwendung der Taylorschen Reihe auf die Untersuchung des Quotienten zweier Funktionen von x in der Umgebung eines gegebenen Wertes von x; der Fall, daß beide Funktionen von x für diesen Wert verschwinden. — Verschiedene Formen der Unbestimmtheit.

Vergleiche der Zunahme von e^x und $l\,x$ mit der von x^m. Anwendung auf die Auffindung des Grenzwertes von $\frac{e^x}{x^m}$ für ein unendliches x und von $x^m\,l\,x$ für $x = 0$.

Die Funktionen e^z, cos z, sin z für komplexe z. — Die Gleichungen: $e^z . e^{z'} = e^{z+z'}$, $e^{x+iy} = e^x\,(\cos y + i \sin y)$. Hyperbolischer Sinus und Kosinus, ihre Beziehungen zu dem gewöhnlichen Sinus und Kosinus.

Allgemeine Eigenschaften algebraischer Gleichungen. — Anzahl der Wurzeln einer Gleichung. — Beziehungen zwischen den Wurzeln und den Koeffizienten. — Jede rationale symmetrische Funktion der Wurzeln läßt sich rational als Funktion der Koeffizienten darstellen. — Elimination einer Unbekannten aus zwei Gleichungen mit Hilfe symmetrischer Funktionen. Spezielle Eigenschaften der Gleichungen mit reellen Koeffizienten. — Konjugiert komplexe Wurzeln. — Aufschlüsse, die sich aus den Vorzeichen der Resultate der Substitution zweier reeller Zahlen ergeben.

Bedingungen für gleiche Wurzeln. — Auffindung der rationalen Wurzeln. Theorem von Descartes.

Unendlich kleine Größen. — Gleichwertige unendlich kleine Größen. Gegenseitige Ordnung unendlich kleiner Größen. — Hauptwert. — Beispiele.

Erstes Differential einer Funktion einer Veränderlichen. Das totale Differential einer Funktio $f(x, y \ldots)$ definiert durch die Formel:

$$df = f'_x\, dx + f'_y\, dy + \ldots.$$

Umformung dieses Ausdruckes, wenn man $x, y \ldots$ durch Funktionen anderer Veränderlicher ersetzt.

Integrale. — Der Flächeninhalt eines Kurvensegmentes ist der Grenzwert der Summe der eingeschriebenen Rechtecke. Anwendung der Symbole:

$$\int f(x)\, dx, \qquad \int_a^b f(x)\, dx.$$

Mittelwert einer Funktion in einem Intervalle. — Änderung der Variablen. — Teilweise Integration.

Zerlegung rationaler Brüche in Teilbrüche. Integration rationaler Differentiale von x und solcher, die sich darauf zurückführen lassen.

Anwendung der Quadraturen auf die Rektifikation krummer Linien, auf die Berechnung eines Volumens, das durch parallele Schnitte in Schichten zerlegt ist, auf die Auswertung der Oberfläche einer Rotationsfläche und auf die Berechnung der Trägheitsmomente des Rotationszylinders, der Kugel und des Parallelepipedes in Bezug auf ihre Symmetrieachsen. — Oberflächen und Volumina der Körper der elementaren Geometrie.

Integration der Differentialgleichungen erster Ordnung:

a) in dem Falle, daß sich die Variablen unmittelbar trennen,

b) wenn die Gleichung linear ist.

Integration der linearen Differentialgleichung zweiter Ordnung mit konstanten Koeffizienten und ohne zweites Glied[1]); der Fall, daß das zweite Glied ein Polynom oder eine Summe von Exponentialfunktionen der Form $A\, e^{a x}$ ist.

Numerische Auflösung algebraischer oder transzendenter Gleichungen. — Näherungsmethode von Newton und die Methode der Pro-

[1]) Auch bei Serret-Harnack, Differential- und Integralrechnung, III. Bd., Leipzig 1904, S. 202, wird die homogene lineare Differentialgleichung als Gleichung „ohne zweites Glied“ bezeichnet. Daher habe ich diese Übersetzung des Wortes „*membre*“ gewählt.

portionalteile aufgestellt durch geometrische Betrachtungen. — Erweiterung der Newtonschen Methode auf die Auflösung zweier simultaner numerischer Gleichungen, die man durch zwei lineare Näherungsgleichungen ersetze.

Angenäherte Berechnung eines bestimmten Integrals nach der Methode der Trapeze.

2. Trigonometrie.

Kreisfunktionen. — Winkel, die zu einer Kreisfunktion gehören.

Satz von den Projektionen.

Beziehungen unter den Funktionen eines Winkels. Formeln, die sich auf die Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division eines Winkels beziehen.

Sexagesimale und zentesimale Teilung des Umfanges (man benütze zentesimale trigonometrische Tafeln mit fünf Stellen).

Auflösung geradliniger Dreiecke.

Trigonometrische Auflösung der binomischen Gleichung.

Die Grundformel der sphärischen Trigonometrie:

$$\cos a = \cos b \cos c + \sin b \sin c \cos \alpha.$$

3. Analytische Geometrie.

a) Ebene Geometrie.

Konstruktionen algebraischer Ausdrücke. Homogenität.

Geradlinige Koordinaten. — Darstellung einer Linie durch eine Gleichung. — Formeln zur Transformation geradliniger Koordinaten. — Ordnung einer algebraischen Kurve. — Abstand zweier Punkte.

Gerade. — Gleichung der Geraden. Einfache Aufgaben über ihre Determination. — Abstand eines Punktes von einer Geraden und die Winkelsymmetrale unter Voraussetzung rechtwinkeliger Achsen. Anwendungen. — Kurzgefaßte Übersicht über die uneigentlichen Punkte mit Hilfe homogener Koordinaten und über imaginäre Elemente. — Projektive Beziehung; Involution; Doppelverhältnis von vier Zahlen. Anwendung auf das Doppelverhältnis von vier Punkten auf einer Geraden und von vier Strahlen eines Büschels erster Ordnung.

Kreis. — Geometrische Örter.

Kurven, deren Gleichung nach einer Koordinate aufgelöst oder auflösbar ist. Zeichnung. — Gleichung der Tangente in einem Punkte; Subtangente. — Normale, Subnormale. — Konkavität, Konvexität; Wendepunkt. — Asymptoten. — Anwendungen auf einfache Beispiele, im besonderen auf Kegelschnitte und auf Kurven, deren Gleichung in einer der Koordinaten vom zweiten Grade ist.

Kurven, die durch die parametrische Darstellung der Koordinaten ihrer Punkte gegeben sind. — Zeichnung. — Numerische Beispiele. — Die Kurven zweiter Ordnung und die besonderen dritter Ordnung mit Doppelpunkt sind unikursal.

Kurven, die durch eine implizite Gleichung definiert sind. Gleichung der Tangente und der Normalen in einem Punkte. Die Tangente im Ursprung, wenn dieser ein einfacher oder ein Doppelpunkt ist. Auffindung

der Asymptoten an numerischen Beispielen bei Kurven zweiter und dritter Ordnung.

Krümmung. — Enveloppen. — Evoluten.

Der Schnitt einer gegebenen algebraischen Kurve, die durch eine ganze, homogene Gleichung: $f(x, y, z) = 0$ definiert ist, mit irgend einer Geraden, die durch einen gegebenen Punkt der Kurve geht; einfacher Punkt; Tangente in ihm. Der besondere Fall, daß der Punkt unendlich fern liegt: die Asymptote definiert als Tangente der Kurve in diesem Punkte.

Kurven zweiter Ordnung. — Einteilung in drei Arten nach der Natur der unendlich fernen Punkte; Asymptoten. — Aufstellung der verschiedenen einfachsten Formen, deren die Gleichung eines Kegelschnittes fähig ist, mit Anwendung der Methode der Zerlegung in Quadrate an numerischen Beispielen; die entsprechenden geometrischen Erscheinungen. — Bedingungen dafür, daß zwei Punkte bezüglich eines Kegelschnittes konjugiert seien; Polare eines Punktes. — Bedingung dafür, daß zwei Gerade konjugiert seien; der Pol einer Geraden. — Hauptrichtungen und Symmetrieachsen unter Voraussetzung rechtwinkeliger Koordinaten.

Brennpunkte einer Kurve zweiter Ordnung. — Leitlinien, Exzentrizität. — Parameter. — Auffindung der Brennpunkte und der Leitlinien an Gleichungen in rechtwinkeligen Koordinaten.

Die trinomische Gleichung: $y^2 = 2px + qx^2$ ist den drei Kurven zweiter Ordnung gemeinsam.

Untersuchung der Kurven zweiter Ordnung an den vereinfachten Gleichungen. — Schnitt mit einer Geraden; Berührungsbedingung; einfache Aufgaben über Tangenten. — Brennpunktseigenschaften und die Konstruktionen aus ihnen; Tangente und Normale. — Untersuchungen über die Ellipse und die Hyperbel; Durchmesser; konjugierte Sehnen und Durchmesser; Theorem des Apollonius. — Spezielle Konstruktionen an der Ellipse als orthogonale Projektion des Kreises. — Spezielle Eigenschaften der Hyperbel bezüglich ihrer Asymptoten. — Spezielle Eigenschaften der Parabel bezüglich der Durchmesser, der Subtangente und Subnormalen.

Homothetische Kegelschnitte.

Doppelverhältnis von vier Punkten oder vier Tangenten eines Kegelschnittes. — Projektive und involutorische Reihen auf einem Kegelschnitte.

Zwei Kegelschnitte haben im allgemeinen vier Punkte gemein, reelle oder imaginäre, endliche oder uneigentliche. — Kurzgefaßte Übersicht über die Kegelschnitte, die einem linearen Büschel angehören, das durch zwei gegebene Kegelschnitte bestimmt ist; die Kegelschnitte dieses Büschels schneiden irgend eine Gerade in den Punkten einer Involution.

Polar-Koordinaten. — Ihre Transformation in geradlinige Koordinaten.

Gleichung der Geraden.

Konstruktion von Kurven; Tangenten. — Asymptoten. — Anwendungen (man beschränke sich auf den Fall von Gleichungen, die nach dem Radius-Vektor aufgelöst sind). — Der Fall der Kegelschnitte.

b) Geometrie im Raume.

Geradlinige Koordinaten. — Darstellung einer Oberfläche durch eine Gleichung; Darstellung einer Linie durch zwei simultane Gleichungen. — Die Formel für den Kosinus des Winkels zweier Richtungen unter der Voraussetzung rechtwinkeliger Koordinaten. — Formeln der Transformation geradliniger Koordinaten; Formeln von Euler. — Ordnung einer algebraischen Oberfläche. — Abstand zweier Punkte.

Gerade und Ebene. — Gleichung der Ebene; Gleichungen der Geraden. — Einfache Aufgaben über die Bestimmung und den gegenseitigen Schnitt von Geraden.

Formeln für den Kosinus des Winkels zweier Geraden oder zweier Ebenen; Abstand eines Punktes von einer Ebene, eines Punktes von einer Geraden und der kürzeste Abstand zweier Geraden unter Voraussetzung rechtwinkeliger Achsen. — Anwendungen. — Kurzgefaßte Übersicht über die uneigentlichen Punkte mit Hilfe homogener Koordinaten und über imaginäre Elemente. — Doppelverhältnis von vier Ebenen die in einem Büschel erster Ordnung liegen.

Die Kugel (rechtwinkelige Koordinaten).

Krumme Linien. — Tangente. — Oskulierende Ebene. — Krümmung. — Anwendungen auf die gemeine Schraubenlinie.

Oberflächen im allgemeinen. — Tangentialebene; Normale. — Der Weg zur Auffindung der Gleichung einer geometrisch definierten Oberfläche. Anwendung auf Zylinder-, Kegel- und Rotationsflächen.

Oberflächen zweiter Ordnung. — Schnitt einer gegebenen Oberfläche zweiter Ordnung mit einer beliebigen Geraden, die durch einen gegebenen Punkt dieser Oberfläche geht; der einfache Punkt; Tangentialebene in diesem Punkte; ihr Schnitt mit der Oberfläche. — Der Fall, daß dieser Punkt unendlich fern liegt; die asymptotische Ebene definiert als Tangentialebene in diesem Punkte. — Einteilung der Oberflächen zweiter Ordnung nach der Natur der unendlich fernen Punkte.

Die notwendigen und hinreichenden Bedingungen dafür, daß eine Oberfläche zweiter Ordnung einen oder mehrere, eigentliche oder uneigentliche Doppelpunkte besitze. Aufstellung der verschiedenen einfachsten Formen, deren die Gleichung einer Oberfläche zweiter Ordnung fähig ist, mit Anwendung der Methode der Zerlegung in Quadrate an numerischen Beispielen; die entsprechenden geometrischen Formen der Oberflächen. — Die Bedingung dafür, daß zwei Punkte bezüglich einer Oberfläche zweiter Ordnung konjugiert seien; Polarebene eines Punktes. — Die Bedingung dafür, daß zwei Ebenen konjugiert seien; Pol einer Ebene. — Konjugierte Geraden. — Mittelpunkte; Durchmesserebenen; konjugierte Richtungen; Durchmesser, konjugierte Durchmesser (alle Diskussionen, die sich auf die Aufstellung der Asymptotenebenen, der Mittelpunkte, der Durchmesserebenen und der Durchmesser beziehen, sind an den einfachsten Formen der Gleichungen auszuführen).

Zu zeigen, daß es bei jeder Oberfläche zweiten Grades mindestens drei konjugierte, rechtwinkelige Richtungen gibt (in rechtwinkeligen Koordinaten); Berechnung der Koeffizienten der Quadrate der Verän-

lichen, wenn man die Achsen parallel zu jenen Richtungen wählt; Rechnung der anderen Koeffizienten der einfachsten Gleichungen durch Parallelverschiebung dieser Achsen.

Homothetische Oberflächen zweiter Ordnung.

Untersuchung der Oberflächen zweiter Ordnung an den einfachsten Gleichungen. — Berührungsbedingung einer Ebene mit der Oberfläche. Einfache Aufgaben über die Tangentialebenen. — Die Normale. — Eigenschaften konjugierter Durchmesser; Theorem des Appollonius für das Ellipsoid und die Hyperboloide. — Kreisschnitte. — Geradlinige Erzeugende. — Die Oberflächen zweiter Ordnung sind unikursal.

Der Verlauf der Krümmungen der Normalschnitte in einem einfachen Punkte einer Oberfläche (man nehme den Punkt im Ursprunge an und die Oberfläche als die Ebene $x\,0\,y$ berührend). Indikatrix. — Krümmung irgend eines ebenen Schnittes in einem und demselben Punkte. — Theorem von Meusnier. — Konvexe Flächen, Oberflächen von hyperbolischer Krümmung in einem Punkte.

4. Darstellende Geometrie.

Aufgaben über die Gerade und die Ebene.

Darstellung und Durchdringung von Prismen und Pyramiden.

Die Kugel. — Ebene Schnitte. — Schnitt mit einer Geraden. — Tangentialebene; umschriebener Kegel; Beleuchtung.

Auflösung des Dreikantes.

Kegel und Zylinder. — Berührungsebenen; scheinbarer Umriß und Beleuchtung. — Schnitt mit einer Geraden. — Ebene Schnitte. — Entwickelung.

Rotationsflächen. — Berührungsebenen; scheinbarer Umriß und Beleuchtung. — Ebene Schnitte. — Schnitt mit einer Geraden.

Kegelflächen zweiter Ordnung. — Rotationshyperboloid und hyperbolisches Paraboloid. — Erzeugungsart. — Schnitt mit einer Geraden.

Tangentialebenen; scheinbarer Umriß und Beleuchtung. — Ebene Schnitte.

Durchdringungen von Oberflächen. — Zwei Kegel oder Zylinder, Kegel oder Zylinder und Rotationsfläche; zwei Rotationsflächen, deren Achsen sich schneiden.

Rotierte Projektionen. — Aufgaben über die Gerade und die Ebene. — Die topographische Fläche. — Niveaulinien und Linien größten Falles; Linien gleichen Falles; Gipfel; Boden; Paß; Rückenlinie und Talweg.

Ebene Schnitte; Profile; Schnitt mit einer Geraden. Durchdringung zweier Oberflächen.

Anwendungen der projektiven Geometrie. — Bildebene. — Zentrale Projektion des Punktes, der Geraden, einer Linie.

Doppelverhältnis von vier Punkten einer Geraden. Es bleibt erhalten bei der Projektion. — Das harmonische Verhältnis.

Fluchtpunkt einer Geraden. — Zentrale Projektion zweier paralleler Geraden. — Fluchtlinie einer Ebene. — Einführung der uneigentlichen Geraden einer Ebene.

Bemerkung: Der Professor der darstellenden Geometrie soll sich jener Kenntnisse der projektiven Geometrie bedienen, die im Programm der analytischen Geometrie enthalten sind.

Auf den *Arrêté*, dem der Lehrplan entnommen ist, folgte am 30. Dezember 1904 ein Zirkular „*du Ministre de L'Instruction publique relative à l'interpretation du Programme de la classe de mathématiques spéciales*". Daraus bringe ich ihrer Bedeutung wegen die unter *Généralités* ausgeführten Ratschläge im Texte:

L'expérience a montré quels graves inconvénients présente, pour la formation des débutants, le développement prématuré et trop rigoureux des théories qui touchent aux principes. Il est dangereux d'insister sur des subtilités que seules des intelligences déjà rompues aux abstractions peuvent nettement percevoir et un tel enseignement même compris, ne saurait que rebuter de jeunes esprits.

Pour faciliter, sur ce point, la tâche des professeurs et leur permettre de faire le plus possible appel à l'intuition de leurs élèves, on leur rappelle qu'ils doivent s'abstenir de toute théorie générale sur les principes fondamentaux de la théorie des limites, des incommensurables et des fonctions continues. On admettra sans démonstration les propositions relatives aux opérations arithmétiques élémentaires (addition, multiplication, division, élévation aux puissances entières ou fractionnaires) effectuées sur les nombres incommensurables.

[Die Erfahrung hat gezeigt, wie große Übelstände die vorzeitige und allzu strenge Entwicklung prinzipieller Theorien für die Ausbildung der Anfänger ergibt. Es ist gefährlich, Feinheiten bezwingen zu wollen, die nur von einem zur Abstraktion schon befähigten Geiste sauber begriffen werden können, und ein solcher Unterricht, sei er auch verstanden, könnte den jungen Geist nur abstoßen.

Um in diesem Punkte die Aufgabe der Professoren zu erleichtern und ihnen zu gestatten, sich so viel wie möglich an die Intuition ihrer Schüler zu wenden, erinnern wir sie, daß sie sich jeder allgemeinen Theorie über die Grundbegriffe in der Lehre der Grenzwerte, der Irrationalen und der stetigen Funktionen enthalten sollen. Man lasse die Sätze über die Ausführung der elementaren arithmetischen Operationen (Addition, Multiplikation, Division, Erhebung zu einer ganzen oder gebrochenen Potenz) an irrationalen Zahlen ohne Beweis gelten.]

Auch der von Paul Appel redigierte: „*Rapport de la Sous-Commission de mathématiques spéciales*" betont mehrmals die hohe Bedeutung der Anschaulichkeit im Unterrichte der Mathematik, läßt jedoch dem Lehrer volle Freiheit über die Anordnung des Stoffes: „*Les professeurs resteront maîtres de l'ordre dans lequel ils enseigneront les diverses questions du programme*". Dieser Bericht warnt auch vor Überladung des Vortrages und rät dringend die Anwendung guter Lehrbücher.

Die Kommission für die Aufnahmsprüfung in die *École Polytechnique* richtet sich bereits ganz nach dem neuen Lehrplane. Im Jahre 1906 wurden bei der Klausurprüfung unter anderen folgende Fragen gestellt:

1. Untersuche den Verlauf der Funktion: $y = l\,\frac{x-1}{x+2}$!

2. Berechne auf zwei Stellen das Integral:

$$\int_0^\alpha \frac{dx}{(2x^2+1)\sqrt{x^2+1}},\ \text{für}\ \alpha = \frac{1}{\sqrt{2}}!$$

3. Die Gleichung $x^3 - \alpha x^2 + \beta x - \gamma = 0$ hat zu Wurzeln die Seiten eines Dreieckes. Man bilde die Gleichung mit den Wurzeln $\cos A$, $\cos B$, $\cos C$!

4. Gegeben sei eine Funktion $f(x)$.

Zwei andere Funktionen, $\varphi(x)$ und $F(x)$, sind durch die folgenden Beziehungen definiert, bei denen K eine Konstante bedeutet:

$$\varphi(x) = K\int\frac{dx}{f'(x)}, \qquad F(x) = f(x).\varphi(x).$$

Man beweise die identische Erfüllung der Beziehungen:

$$\frac{F''(x)}{F(x)} = \frac{f''(x)}{f(x)} + \frac{\varphi''(x)}{\varphi(x)} + \frac{2K}{f(x)\,\varphi(x)},\quad \frac{F'''(x)}{F(x)} = \frac{f'''(x)}{f(x)} + \frac{\varphi'''(x)}{\varphi(x)}.$$

Die Frage aus der analytischen Geometrie und Mechanik repräsentiert eine verwickelte Untersuchung eines kinematischen Problems, wobei Zykloiden, Zylinder und ein Ellipsoid auftreten. Es wird nach den Richtungskosinussen der Geschwindigkeit, nach der Oskulationsebene der Bahn und der Enveloppe ihrer Spur auf einer besonderen Ebene gefragt.

Die Fragen aus der Trigonometrie und der darstellenden Geometrie sind dadurch interessant, daß sie zeigen, wie die Kommission bestrebt ist, überflüssige Schwierigkeiten zu vermeiden. In der Trigonometrie heißt es:

„Gegeben sind die drei Seiten eines Dreieckes ABC: folgen die Werte.

Man berechne die drei Winkel, eine Höhe h und den Flächeninhalt S".

Dann aber folgt die Bemerkung:

Man wende folgende Formeln an:

$$r = \sqrt{\frac{(p-a)(p-b)(p-c)}{p}};\quad S = p.r;\quad \operatorname{tg}\frac{\alpha}{2} = \frac{r}{p-a},$$

$$\operatorname{tg}\frac{\beta}{2} = \frac{r}{p-b},\quad \operatorname{tg}\frac{\gamma}{2} = \frac{r}{p-c}.$$

Ähnlich und dem Stellen von Fußangeln ebenso abhold ist die Tendenz der Aufgabe aus der darstellenden Geometrie. Verlangt wird die Abbildung und Beleuchtung eines einmanteligen Rotationshyperboloides in orthogonaler Projektion, wenn die Rotationsachse zur Bildebene parallel gestellt ist. Zunächst nun vereinfacht eine sehr ausführliche, kotierte Skizze die Annahme und dann sei noch die Bemerkung erwähnt, die auch weniger Geübten die Gestalt der Oberfläche zurückrufen soll. Es heißt nämlich: „*On demande: 1° de représenter le solide* (*sorte de sablier*)..." Die Angabe: eine Art Sanduhr kann manchem die Lösung erleichtern. Vor allem darf man die Skizze nicht unterschätzen. Überall weiß man ja bereits, daß eine Prüfungsarbeit bisweilen durch eine unpassende Annahme verunglückt, die bei dem Druck der Eile auch

einem gewandten Konstrukteur unterlaufen kann. Doch die Angabe von Koten ohne Skizze, die den bösen Zufall einschränken sollen, ist just nur ein Danaergeschenk für den Kandidaten. Eine geschriebene Kotierung ist dem Bedürfnisse von Aufgabensammlungen zwar nicht angemessen, aber entsprungen, solange die Clichés noch relativ teuer sind; aber es ist unpassend, einem jungen Manne, dessen Nerven angespannt sind, zuzumuten, daß er sich aus unanschaulichen Zahlen langsam und stets Fehlgriffen ausgesetzt die anschauliche Figur zusammensteche und messe, zumal es gar nicht nötig und durch Tafel- oder vervielfältigte Skizzen leicht zu vermeiden ist. Wem fiele es z. B. ein, die Fragen der analytischen Geometrie durch Figuren zu stellen, denen die Koeffizienten der Gleichungen durch Messung zu entnehmen wären? Und doch ist dies nur die Umkehrung von jenem, dessen ungebührliche Langwierigkeit es grell beleuchten soll.

Man sieht: In dem Lehrplane der „*classes de mathématiques spéciales*" ist wirklich Mathematik enthalten und die Themata der Prüfung bemühen sich um Aufschluß über mathematische Einsicht und allgemeine Übung in der Behandlung elementarer Probleme; weder hier noch dort noch im Schulbetriebe selbst finden wir jene spitzfindigen Dingelchen von Aufgaben, von denen Herr H. Schotten in Heidelberg[1]) sagte, sie hätten keinen anderen Zweck „als die Überlegenheit des Lehrers darzutun und die Schüler soviel wie möglich zurückzustoßen".

Weil nicht nur die *École Polytechnique*, sondern auch die *École Centrale* und, mit wenigen Änderungen, auch einige Baccalaureate das Programm vom 26. Juli 1904 fordern, wird in Frankreich in kurzer Zeit ein großer Teil der Gebildeten tatsächlich jene Kenntnisse der Mathematik besitzen, die zur richtigen Auffassung der Naturerscheinungen, der Einrichtungen moderner Technik und zum Verständnis der schwierigen wirtschaftlichen Probleme des sozialen Lebens genügen. Die ästhetische Wertung der Bildungselemente, die sich stetig zu Gunsten exakten Könnens verändert, wird nicht mehr so oft einen Stoß erhalten durch die erschreckende Unkenntnis Gebildeter in allen mathematischen Dingen, auch solcher Männer, die darin Bescheid wissen sollten. Zweifellos werden sich ja die Gabe des geschriebenen und gesprochenen Wortes, sprachliche Korrektheit und jene philologische Ausbildung, der nicht mehr jedes Fremdwort ein Obstacle ist, für alle Zeiten einen großen Wert im öffentlichen Leben, im Geschäfte und im Salon erhalten. Selbst große Achtung vor positivem Wissen kann das Unbehagen über sprachliche Unbeholfenheit nur mildern, nicht aufheben. Wer „nachdem" oder „dasselbe" schlecht anwendet oder wer bei aller Tiefe historischer Einsicht die Aussprache von *Marseille* und *Versailles* verwechselt, wird unangenehm und es bereitet uns geradezu physischen Schmerz, wenn sich ein „*pater superior*" in einen „*pater superius*" verwandelt. Könnte man

---

[1]) H. Schotten, Welche Aufgabe hat der math. Unterr.... usw., Verhandlungen des III. Internationalen Mathematiker-Kongresses in Heidelberg 1904, herausgegeben von Dr. A. Krazer, Leipzig 1905. S. 628.



allenfalls über derartige wichtige Kleinigkeiten als Folgen einer zwar langen aber dennoch der Mode unterliegenden Gewohnheit noch diskutieren, so bleibt doch der individuelle sprachliche Ausdruck ein treues Bild des geistigen Lebens und daher für immer ein treffliches Mittel zur Beurteilung der Persönlichkeit, ihn wird man pflegen müssen. Ich betone dies so stark, um der Meinung vorzubeugen, der gigantische Lehrstoff der Mathematik könnte in Frankreich die sprachliche Schulung ersticken. Diese Gefahr besteht nicht, einmal, weil dem Romanen das Bedürfnis nach stilistischer Vollendung schier angeboren ist, und dann, weil gerade dort das Streben nach der Kongruenz des Gedachten und des Ausdruckes den ganzen Unterricht vereinheitlicht. Ist diese Aufgabe einmal erfaßt, dann kann jede Lehrstunde dem Gegenstande und zugleich der Übung des Stiles dienen, nicht zuletzt die Mathematik. Hier lernt der junge Mann die exakte und zugleich geschmackvolle Beschreibung bekannter Dinge und den knappen Ausdruck für sichere Tatsachen, als Gegengewicht zu leerem Phrasentum, wozu ihn jeder seinem Verständnisse teilweise entrückte Gegenstand leicht verleitet. Das hat schon Friedrich Reidt[1]) bemerkt. So läßt sich sprachliche Bildung mit großer Förderung der Mathematik vereinen und die Zeit muß kommen, da man es Unbildung nennen wird, wenn jemand die Mathematik für eine Mustersammlung von Aufgaben hält, etwa unter Führung des breitspurigen Heis, oder wenn er uns durch sein maßloses Staunen über die „schweren Aufgaben" anödet.

II.

Die *classe de mathématiques spéciales* (ein oder zwei Jahreskurse) kann ein so umfangreiches Programm natürlich nur mit entsprechend vorbereiteten Schülern bewältigen. Man überblickt in Frankreich bei den vielen öffentlichen und privaten untereinander verschiedenen Schulen nicht leicht die Arten der Vorbereitung. Doch ein Blick in die Lehrbücher zeigt sofort, daß in den fünf untersten Klassen und in der Abteilung „*sciences*" der VI. Klasse (16jährige Schüler) der mathematische Lehrstoff unserer Mittelschulen beiläufig erschöpft wird. Dazu kommt nur der Begriff der Funktion, der überhaupt eine zentrale Stellung einnimmt, der Begriff der Ableitung und einige Andeutungen über die Stetigkeit. Die sphärische Trigonometrie fehlt natürlich. Es fehlen auch alle Doppelbrüche, Wurzeln aus Wurzeln, die kniffigen Exponentialgleichungen und „Gleichungen höheren Grades, die sich auf solche zweiten Grades zurückführen lassen", nämlich, wenn man den „Griff" kennt. Auch die Gleichungen zweiten und höheren Grades mit mehreren Unbekannten sind getilgt. Ihre Auflösung führt zur Theorie der Resultanten; ohne diese ist das Kapitel leer, trotz oder gerade wegen der Kniffe, die dem Anfänger hier zu viele, dort zu wenige Wurzeln liefern und ihn nur selten einen Blick

[1]) Dr. Friedrich Reidt, Anleitung zum mathematischen Unterricht an höheren Schulen. 2. Aufl. Mit Anmerkungen versehen von Dr. Heinrich Schotten. Berlin, Grotesche Verlagsbuchhandlung 1906.

in das Wesen des Problems tun lassen. Dagegen wird auf die graphische Darstellung viel Mühe verwendet, ebenso auf die vollständige und ausführliche Diskussion der Aufgaben ersten und zweiten Grades.

Es ist ein unschätzbarer Gewinn für die Schule, daß in Frankreich auch Mathematiker ersten Ranges Lehrbücher schreiben. Ich nenne z. B. den bekannten Funktionenlehrer Herrn Émile Borel. Von seiner bei Armand Colin erschienenen Sammlung interessiert uns besonders die „*Trigonométrie*“ und die „*Algèbre, second cycle*“ [1]). Die erstere führt den Leser besonders rasch in die Art der Borelschen Darstellung ein und sie bietet außerdem mehr Vergleichspunkte mit unseren Verhältnissen als die Algebra.

Die Trigonometrie wird in der den *sciences* gewidmeten Abteilung der „*classe de Seconde*“, Kategorie C und D, also etwa 14jährigen Knaben gelehrt. Der Lehrplan schreibt vor, daß man mit der Aufstellung der Funktionen eines Winkels und ihrer Berechnung in speziellen Fällen zu beginnen habe. Dann folgt der Satz von der Projektion, das Additionstheorem, die Formeln für doppelte Winkel. Als Anwendung dient die in der Integralrechnung und auch sonst nützliche rationale Darstellung aller Funktionen eines Winkels α durch $\operatorname{tg}\frac{\alpha}{2}$. Es folgt die Auflösung des rechtwinkeligen Dreieckes mit Hilfe logarithmischer Tafeln, meistens in dezimaler Einteilung. Im nächsten Jahre, in der *classe de Première*, werden die Funktionen der halben Winkel durch die der ganzen ausgedrückt. Es wird noch die Auflösung allgemeiner Dreiecke gezeigt und man kann mit der vollständigen Diskussion der Gleichung:

$$a \sin x + b \cos x = c$$

schließen.

Herr Borel begrüßt in der Vorrede die in seinem Vaterlande eingeführten Neuerungen, die er aber nur dann für fruchtbar hält, wenn die Trigonometrie wirklich elementar und zugleich entschieden praktisch gelehrt wird. Er wünscht sogar, daß der Lehrplan noch mehr die Behandlung praktischer Aufgaben begünstigte. Der gelehrte Verfasser bemüht sich in allen seinen Büchern großer Deutlichkeit, scheut sich nicht vor mancher Breite, doch sehr vor jeder Trockenheit.

Das Buch beginnt mit einer ausführlichen Erklärung des Bogenmaßes, angewendet auf Beispiele von Bewegungen im Kreise. Dann kommt die Definition des Kosinus und Sinus als Abszisse und Ordinate eines Punktes der Peripherie und die Definition der Tangente und Kotangente am Kreise. Der Pythagoreische Lehrsatz führt zur Aufstellung des Zusammenhanges dieser Funktionen untereinander. Es folgt die Reduktion der Funktionen eines beliebigen Winkels auf die Funktionen eines spitzen. Auch die inversen Funktionen werden kurz erwähnt. Einfache Anwendungen des Vorgetragenen zeigen die Berechnung der Funktionen spezieller

---

[1]) Borel Émile, *Trigonométrie*, second cycle. Paris, Librairie Armand Colin 1904. 193 SS. kl.-8°, zahlreiche Figuren. — *Algèbre, second cycle,* ibidem 1904. 379 SS. kl.-8°, einige Figuren.



Winkel. Eine kleine Tafel gestattet die Konstruktion der Sinuslinie. Auch die folgenden Aufgaben bestehen wesentlich in der Anwendung graphischer Methoden zur Auffindung von Funktionen und umgekehrt, von Winkeln aus diesen; eine Frage verlangt die Konstruktion der Kosinuslinie. Dabei wird die Rektifikation des Kreises durch kleine Sehnen erläutert. Nach der Einführung in den Gebrauch der logarithmischen Tafeln wird die Auflösung des rechtwinkeligen Dreieckes gezeigt, die schon die Behandlung praktischer Beispiele gestattet. Das dritte Kapitel beginnt mit dem Satze über die Projektionen und schließt daran das Additionstheorem. Unter den Aufgaben dieses Abschnittes ist besonders gut gewählt die Forderung des Nachweises, daß aus: $\alpha + \beta + \gamma = \pi$ die Beziehung:

$$\cos^2 \alpha + \cos^2 \beta + \cos^2 \gamma + 2 \cos \alpha \cos \beta \cos \gamma = 1$$

folgt. Der nächste Absatz beschäftigt sich mit der Herleitung der gebräuchlichen goniometrischen Formeln und bringt die gewöhnlichen Übungsbeispiele über die Umformung solcher Ausdrücke.

Zur Auflösung allgemeiner Dreiecke stellt Herr Borel zuerst die drei folgenden Systeme auf:

$$\text{I. } a^2 = b^2 + c^2 - 2bc \cos \alpha$$

$$\cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot$$

$$\text{II. } \frac{a}{\sin \alpha} = \frac{b}{\sin \beta} = \frac{c}{\sin \gamma}$$

$$\text{III. } a = b \cos \gamma + c \cos \beta$$

$$\cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \; \cdot \quad ,$$

dann zeigt er ihre Äquivalenz untereinander und ihre Anwendung auf die vier klassischen Auflösungsfälle, stets mit genauer Diskussion der Resultate. Das Bedürfnis nach logarithmisch brauchbaren Lösungen führt zu den bekannten Umformungen des I. und II. Systems. Ein Absatz ist den „nicht klassischen“ Auflösungsfällen gewidmet, wo besonders der Fall behandelt wird, daß die drei Höhen gegeben sind. Dann kommen Anwendungen auf Polygone und das Sehnenviereck, schließlich noch durchaus leichte Übungsaufgaben. Auf den nächsten Blättern wird die im Lehrplane erwähnte Gleichung ausführlich behandelt, ferner die Gleichung:

$$A \cos^2 x + 2 B \sin x \cos x + C \sin^2 x = D$$

und die Systeme:

$$\begin{matrix} x + y = a \\ \sin x + \cos y = b \end{matrix} ; \quad \begin{matrix} \dfrac{\cos x}{\cos y} = \dfrac{p}{q} \\ x - y = a \end{matrix} .$$

Von hier an beginnt der Verfasser mit der Aufstellung der Ableitung goniometrischer Funktionen, ausgehend von der Ungleichung:

$$\sin x < x < \operatorname{tg} x.$$

Die Darstellung fließt leicht, ist klar und faßlich, ganz dem jugendlichen Alter (15 Jahre) der Schüler angemessen[1]). Nur durch elementare Um-

[1]) Über die begriffliche Entwicklung der Ableitung siehe die Besprechung des Buches *l'Algèbre* auf den nächsten Seiten.

formung werden die Ableitungen eines Ausdruckes wie

$$y = \cos 2\,x \cos 3\,x \cos 4\,x$$

aus jenen der einfachen goniometrischen Funktionen zusammengesetzt. Jetzt kann auch der Verlauf von Funktionen wie:

$$y = x - 2 \sin x$$

beiläufig untersucht werden.

Den Schluß bildet ein kurzer Abriß der Methoden der Triangulierung. Auch die Aufgaben zu den letzten Kapiteln sind durchaus einfach und dabei interessant. Das Büchlein enthält auch vierstellige logarithmische Tafeln und eine reiche Formelsammlung mit ausgerechneten Musterbeispielen, die von den Schülern zugleich mit den Tafeln benützt wird.

Die Natur der Borelschen Lehrbücher offenbart sich schon durch diese Besprechung; ich kann mich also über die *Algèbre, second cycle* kürzer fassen. Dieses Buch ist für ebendieselbe *classe de Seconde* und *de Première* bestimmt, wie die *Trigonométrie*. Der Lehrplan der *Algèbre* soll kurz angedeutet werden: Wiederholungen und dabei Erweiterung der Lehren der Arithmetik. Polynome und Operationen mit ihnen. Gleichungen ersten Grades. Die Funktion $a\,x + b$. Quadratische Gleichungen mit einer Unbekannten, doch ohne die Theorie der imaginären Zahlen (es heißt ausdrücklich: *on ne fera pas la théorie des imaginaires*). Untersuchung des Trinoms zweiten Grades. Graphische Darstellungen. Die Funktion:

$$\frac{a\,x + b}{a'\,x + b'}.$$

Die Ableitung. Ihre geometrische Bedeutung. Das Wachsen oder Abnehmen einer Funktion wird aus dem Vorzeichen ihrer Ableitung erkannt. Anwendungen auf sehr einfache Zahlenbeispiele. Arithmetische und geometrische Reihen. Logarithmen. Tafeln mit vier und fünf Stellen. Zinseszins-Rechnung.

Die *classe de Première* ist Wiederholungen und Anwendungen gewidmet, deren Auswahl dem Lehrer überlassen ist.

Herr Borel erklärt es in der Vorrede als seinen vornehmsten Grundsatz, den Schüler zu interessieren. Dies will er dadurch erreichen, daß er so oft wie möglich an das praktische Leben anknüpft und die Theorie intuitiv erfassen läßt. Nur an wenigen Stellen zeigt er dem Leser einiges von der Schönheit der reinen Algebra; doch er ist sich wohl bewußt, daß diese Schönheit nicht auf viele Menschen wirken kann, denn: „*pour la pluspart, l'Algèbre n'est et ne peut être qu'un instrument utile et commode*". Der Gelehrte verspricht auch dort sehr vorsichtig zu sein, wo er von Ableitungen handeln muß, obwohl er mit Recht die große Einfachheit der Sache zugibt, wenn man sich nur auf eine leichte aber lichtvolle Herleitung beschränkt. Nur ungern und nur für auserlesene Talente unter den Schülern der *classe de Première* fügt der Verfasser die mit kleineren Typen gedruckte strengere Betrachtung über Grenzwerte hinzu. Herr Borel zeigt sich in dieser Vorrede als wahrer Diätetiker der geistigen Nahrung und er bekundet zugleich seine hohe Meinung von einem mathematischen Kopfe, als welcher ihm offenbar nicht jede



mann gilt, der mechanisch herumintegrieren kann. Sein Vortrag wird von der Überzeugung geleitet, daß es in der Hauptsache auf eine geschickte Einführung in die Ideenwelt der Mathematik ankommt und auf die Entwicklung der keimenden Anlage zum mathematischen und zum wissenschaftlichen Denken überhaupt; ferner, daß derartige Tätigkeiten eines Geistes, der durch den Druck des übermäßigen Formalismus und durch Spitzfindigkeiten gepeinigt wird, nur so mühsam vorwärts wanken, wie die Seelen der Heuchler in der Hölle unter ihrem *in eterno faticoso manto.*

Aus dem Inhalte des Buches sei nur einiges hervorgehoben. Nach einer geistreichen Einführung in die Notwendigkeit und den Gebrauch positiver und negativer Zahlen — die Lehre von den Brüchen ist schon in der Arithmetik vorausgegangen — wird die Multiplikation algebraischer Zahlen ohne gezwungene Überlegungen einfach definiert:

„Das Produkt zweier beliebig bezeichneter Zahlen nennt man jene Zahl, deren absoluter Wert gleich ist dem Produkte der absoluten Werte der Faktoren und die positiv ist, wenn die Faktoren gleiche Vorzeichen, negativ, wenn sie verschiedene Vorzeichen haben".

Das ist einfach und zugleich der modernen Strenge angemessen. Mit Recht bleibt es einer verfeinerten, der Schule entrückten Betrachtung überlassen, die Überlegungen anzustellen, die uns veranlassen, den Begriff der Multiplikation gerade so und nicht anders zu erweitern.

Das Gelernte wird sofort auf die Erklärung der Abszisse und des Teilverhältnisses angewendet. Die Rechnung mit Polynomen und Brüchen wird einfach und ohne komplizierte Beispiele erledigt. Die Frage nach dem Beweis der Identität:

$$\frac{1}{(x-a)(x-b)(x-c)} = \frac{1}{(x-a)(a-b)(a-c)} + \\ + \frac{1}{(x-b)(b-a)(b-c)} + \frac{1}{(x-c)(c-a)(c-b)}$$

zeigt den weitschauenden Mathematiker.

Die Gleichungen und Aufgaben ersten Grades werden ausführlich behandelt und genau diskutiert. Man betrachte z. B. folgende Fragen:

Das System:

$$(a+\lambda)\,x + (b+\lambda)\,y = c+\lambda$$
$$(a'+\lambda)\,x + (b'+\lambda)\,y = c'+\lambda$$

ist aufzulösen und nach den Werten von λ zu diskutieren.

Oder: man suche zu drei Punkten einer Geraden jenen vierten, der durch ein gegebenes Doppelverhältnis bestimmt ist.

Die Resultate der Diskussion werden häufig in Tabellen vereinigt.

Dann kommt das schöne Kapitel über Gleichungen, Trinome und Aufgaben zweiten Grades. Die Problemstellung, die Lösung und die Diskussion, auch mit Hilfe der kanonischen Darstellungen, sind großartig gelungen. Diesen Abschnitt muß man selbst lesen, um seinen Wert zu verstehen. Ich will ihn sogar angehenden Mathematikern zur Lektüre empfehlen; vielleicht könnte einer von ihnen an die sehr nützliche Übersetzung herantreten.

Die Untersuchung der Funktion

$$y = \frac{a\,x + b}{a'\,x + b'}$$

wird an speziellen Fällen begonnen und dann verallgemeinert. Das IX. Kapitel heißt „*Notions sur les Dérivées*“ und es beginnt mit der Ableitung der besonderen Funktion:

$$y = 2\,x^2 - 5\,x + 4.$$

Daraus wird die folgende Definition gewonnen:

> „Man nennt die Ableitung einer Funktion y dasjenige, was der Ausdruck des Verhältnisses $\frac{\triangle y}{\triangle x}$ des Zuwachses der Funktion y zum entsprechenden Zuwachse der Veränderlichen x wird, wenn man in diesem durch x und $\triangle x$ ausgedrückten Verhältnisse $\triangle x$ durch Null ersetzt“.

Man sieht, daß sich Herr Borel nicht scheut, der besseren Verständlichkeit etwas von der mathematischen Strenge und auch von der sonst gewohnten Eleganz des Ausdruckes zu opfern. Freilich ist der Text weniger schleppend, als die Übersetzung, wenn sie genau wörtlich sein soll.

Das Verfahren, die Ableitung zu finden, wird an einigen Funktionen, auch den goniometrischen, gezeigt. Obwohl der Verfasser noch nicht von der Stetigkeit handelt, verfeinert er doch seinen Vortrag am Schlusse dieses Abschnittes durch die „wesentliche Bemerkung:

> Wenn man den Verlauf einer Funktion mit Hilfe der Ableitung untersucht, muß man getrennt und nacheinander solche Intervalle der Variablen betrachten, daß in keinem von ihnen die Funktion unendlich wird“.

Die nächsten, mit kleinerer Schrift gedruckten Seiten, handeln von dem Grenzwert und dem Begriff der Stetigkeit. Nach diesen Erörterungen definiert der Verfasser nochmals und nur für ausgewählte Schüler die Ableitung so:

> „Man nennt die Ableitung einer Funktion den Grenzwert des Verhältnisses $\frac{\triangle y}{\triangle x}$ des Zuwachses der Funktion zum Zuwachse der (unabhängig) Veränderlichen, wenn dieser Grenzwert existiert, während $\triangle x$ gegen Null verschwindet“.

Auch die zweite Ableitung wird kurz erwähnt.

Die Meinung, daß in diesen Kapiteln umfangreiche Rechnungen und etwa Differentiationen mächtiger Ausdrücke vorgenommen würden, wäre weit gefehlt und wohl niemand wiese diese Zumutung strenger zurück als Herr Borel. Er hat ja in seinen elementaren Büchern durchaus gezeigt, daß er den Bildungswert der Mathematik nicht in der mechanischen Fertigkeit im Rechnen sucht, die bis zu einem gewissen Grade allerdings auch dem Anfänger unentbehrlich ist, die aber für sich allein wenig Bildung vermittelt, wie es etwa auch wertlos wäre, die Lektüre Homers durch das Eintreiben seines Vokabelschatzes zu ersetzen.

Einmal aber scheint Herrn Borel der Analytiker mit dem Didaktiker durchgegangen zu sein. Die Logarithmen werden zwar als der

schwierigste Teil zugleich mit den Reihen und nach den Ableitungen gelehrt; dennoch halte ich die Definition durch die Zahlenfolgen:

$$0, r, 2r, 3r \ldots . nr$$
$$1, s, s^2, s^3 \ldots . s^n$$

für zu schwierig auf dieser Stufe; aber eben nur diese Definition, denn die Einführung in den Gebrauch der Tafeln ist vollständig gelungen. Wahrscheinlich hat Herrn Borel zur Wahl gerade dieser Definition eine Bemerkung des Lehrplanes über Logarithmen veranlaßt. Eine derartige Einführung muß aber wohl durch vorausgeschickte Beispiele vorbereitet werden. Auch die vollständige Unterdrückung des Studiums der imaginären Größen durch den Lehrplan gefällt mir nicht. Den großen Schwierigkeiten, sie richtig zu verstehen, die für den Wegfall sprechen, steht die enorme Wichtigkeit dieser Theorie entgegen. Auch der Anfänger und überhaupt jeder Gebildete soll davon etwas wissen. Vielleicht täte man gut, in der Methode des Vortrages imaginärer Größen auf Bellavitis zurückzugreifen [1]).

III.

Die darstellende Geometrie wird in Frankreich in einem oder höchstens zwei Jahren den reifen jungen Leuten der *classe de mathématiques spéciales* gelehrt. Sie bringen zu diesem Studium außer der schon besprochenen tüchtigen mathematischen Vorbildung auch noch jene Gewandtheit des Gebrauches der Zeicheninstrumente mit, die es beschleunigt. Diese Gewandtheit erwerben sich die Schüler in den früheren Klassen durch den „*Dessin géometrique*", der dem Stoffe nach etwa dem „geometrischen Zeichnen" unserer zweiten bis vierten Realschulklasse entspricht, vermehrt um den Entwurf von Ornamenten und die Lehre von der Beleuchtung einfacher Körper, die durch das Grund- und Aufrißverfahren dargestellt sind. Es werden aber auch in der Mathematik, wie schon betont wurde, sehr oft graphische Darstellungen verwendet.

Auf diese Art hoffen die französischen Lehrer die Raumvorstellung, die Betrachtung der Figuren als Einzelfälle einer Reihe veränderlicher Formen und die zeichnerische Ausbildung nach Gebühr zu fördern, doch ohne den noch kritiklosen Knaben der Gefahr auszusetzen, daß er ob der sinnlich wirkenden und ihm leichter verständlichen Zeichnung den ihr zugrunde liegenden mathematischen Gedanken vernachlässige. Rechnung und Zeichnung wird selten ganz getrennt. Man vergleiche die Bemerkung zum Lehrplane der darstellenden Geometrie in II 4.

Die darstellende Geometrie wird gepflegt, wie sie es als ein mächtiger Ast am Baume der Mathematik verdient, ein Ast, der seine besondere Bedeutung davon herleitet, daß er sehr weit über den Zaun hinaus und in den Hof der Anwendungen hineinreicht, wo seine schönsten Früchte gepflückt werden. Die projektive und überhaupt die reine Geometrie sorgen dauernd für einen innigen Anschluß der darstellenden Geometrie an andere Teile der Mathematik.

---

[1]) Vergl.: Die Äquipollenzen des Bellavitis und komplexe Größen, vom Verfasser. XXXII. Jahrg. der Zeitschr. f. d. Realschulwesen 1907.

Eine tiefe Erkenntnis dieser Tatsachen tut überall not; wo sie mangelt, da leidet die Wissenschaft und die Praxis.

Alle Fragen, die sich auf die Methodik der darstellenden Geometrie beziehen, sind wichtig und verdienen eine breitere Behandlung, weil diese Wissenschaft relativ neu ist und weil daher ihr Vortrag durch häufige Erörterung viel gewinnt. Gerade bei jugendfrischen Disziplinen besteht eine große Gefahr, daß einmal gewählte und nicht fortwährend überprüfte Arten der Darstellung einrosten, weil die Entwicklung über sie hinausgeeilt ist. Man sieht ein, daß dies wirklich geschieht, wenn man mehrere unserer elementaren Lehrbücher der darstellenden Geometrie aufschlägt: hurtig zischen uns *hic et ubique* die Definitionen entgegen, Punkt, Gerade, Fläche... Zum Beispiel: durch die Bewegung einer Linie entsteht eine Fläche, also auch dann, wenn ein Kreis in seiner Ebene um seinen Mittelpunkt rotiert! Alle prinzipiellen Schwierigkeiten der Geometrie sind verschwunden. Aus ist es mit der Einheit des Raumes. Es gibt ja mindestens „vier Räume“ oder noch mehr, denn manchmal ist jeder Körper ein „begrenzter Raum“. Dagegen begrenzen drei Ebenen „deren Schnittlinien in einem Punkte zusammentreffen“ den „unendlichen Raum einseitig“! Am tiefsten rührt mich immer der Punkt. Denn kaum hat man ihn als ausdehnungslos, also auch als richtungslos beschrieben, nein definiert, schon muß er „seine Richtung beibehalten“, um eine Gerade zu beschreiben. Auch der sprachliche Ausdruck mißlingt bisweilen. Der Lehrstoff wurde bei uns in weiser Mäßigung auf das Grund- und Aufrißverfahren beschränkt; ist das etwa eine Nötigung dazu, die Worte „Grund-, Auf- und Kreuzriß“ zu verbannen, überhaupt „Bild“ oder „Riß“ durch „Projektion“ zu ersetzen und Ausdrücke zu erfinden, daß es nur seine Art hat. Man wendet manchmal ein, „Grundrißebene“ sei zu speziell. Gut, aber man zeige mir einmal die berühmte „erste Projektionsebene“, wenn sie nicht horizontal steht! Schreiben doch auch ihre Anhänger alsbald: Horizontalebene, vertikal projizierende Strahlen usw., denn es ist ja μεταβολὴ πάντων γλυκύ, doch mit Nachteil in der Mathematik, wo ein scharfer Ausdruck wenigstens durch ein Buch hindurchgehen soll. Die erste Projektion heißt auch gekürzt die „Eins-Projektion“ und wieder ausgeschmückt die „Einser-Projektion“ in Gesellschaft der „Zweier-Ebene“, des „Dreier-Schattens“ usw. In der Tat, wer diese Terminologie nicht kennt, dem nützt zu ihrem Verständnis wenig eine lange Beschäftigung mit der darstellenden Geometrie an der Hochschule: wie sollte er den so simplen Kreuzriß der Grundspur einer Geraden wiedererkennen als „die Dreier-Projektion ihres Einser-Durchstoßpunktes?“ Das ist gelehrt. Aber darf man denn wirklich ungestraft deutsche Worte stutzen und dann wieder breit schlagen, wie es Gauner mit den Münzen tun! Winkel, die in einer Bildebene liegen, werden „in den Raum hinauf gedreht“, Strecken „in die Raumgerade zurückgeführt“. Eine „Gerade im Raume“ kann zur Not eine Gerade bezeichnen, die nicht in einer Bildebene liegt; doch man versteht nicht mehr die Sparsamkeit mit Silben, die daraus ein neues Ding, die „Raumgerade“ schuf, die wahrscheinlich aus lauter „Raumpunkten“ besteht,

mit drei Ausnahmen, dem „Einser-, Zweier- . . . . usw.“; aber was bedeutet dies gegen die grammatische Entdeckung, „daß man auch hinaufprojizieren kann! Schrecklich. Ein Kegel ist immer gekrümmt, darum soll er nie gerade heißen. Auch die Bezeichnung „senkrechter Kreiskegel“ ist weniger gut als „Rotationskegel“ oder „Drehkegel“. Seit der „gleichseitige Kegel“ von Schröter in die Literatur eingeführt wurde, ist es nicht mehr passend, den Rotationskegel mit gleichseitigem Hauptschnitte auch einen „gleichseitigen Kegel“ zu nennen.

Doch nicht nur die deutsche Sprache, auch die Sprache der Zeichnung wird verschlechtert. Fast jedes Buch hat dafür sein Patois. Freilich, noch kein Esperanto wurde von den Meistern der Wissenschaft allgemein angenommen, aber sie alle sind wenigstens darüber einig, daß man eine konsequente Grammatik der Zeichensprache zugrunde legen muß. Allein Patois und Grammatik vertragen sich schlecht. Es herrscht eine große Verwirrung — ein neues und auch sonst gutes Lehrbuch ausgenommen. Die Geraden z. B. erregen den Neid der Winkel, den sie werden, wie diese, mit griechischen Minuskeln bezeichnet; die Winkel atmen wieder auf, wenn die Geraden als Tangenten, Spuren usw. flugs wieder t_1, $t_2 \ldots$ E_1, $E_2 \ldots$ heißen. Für Punkte ist alles gut. Trotzdem bereiten sie viel Kopfschmerz, wenn sie sich als Kegelspitzen u. dgl. häufen, denn als solche müssen sie mit S oder ähnlich bezeichnet werden, also Σ, 𝔖, σ, $\sigma_1 \ldots$ u. s. f., alles, mit Ausnahme russischer und hebräischer Zeichen. Grundspuren der Geraden heißen ja auch „Horizontal-Durchstoßpunkte“, also H, h, 𝔥, $\chi \ldots$ u. s. f. Neue Zeichen, neue Worte feiern Orgien der Vermehrung in der „Schattenlehre“. Sehr peinlich ist die Ausdehnung der Bezeichnung „imaginär“ auf solche Punkte des Schlagschattens, die optisch nicht zur Geltung kommen.

Dennoch besitzt gerade die deutsche Sprache verdienstvolle Meisterwerke über darstellende Geometrie, die den Stolz einer gelehrten Literatur bilden können; wer sich an diese hält, schützt sich vor solchen Verstößen. Man darf ja auch in der Mittelschule nicht auf dem Standpunkte Küppers, Koutnys und Peschkas stehen bleiben, während sich andere Gelehrte schon zu Lebenszeiten dieser Männer zu einer konsequenten Bezeichnung emporgearbeitet haben. Auch Küppers geistvolle Arbeiten büßen ihre isolierte Stellung in der gleichzeitigen Literatur durch eine sehr geringe Verbreitung.

Noch weniger darf aber die darstellende Geometrie über die Fortschritte der Mathematik überhaupt hinweggehen; um sich wenigstens über die Existenz grundsätzlicher Fragen zu orientieren, braucht man ja nur ein bischen bei Hilbert, Pasch, Enriques, Weber und Wellstein II oder auch bei dem leicht verständlichen Rausenberger[1]) zu blättern.

---

[1]) Ich zitiere dieses Buch ausführlich, weil es weniger bekannt ist als die anderen: Dr. Otto Rausenberger, Die Elementargeometrie des Punktes, der Geraden und der Ebene, systematisch und kritisch behandelt. Leipzig 1884, bei B. G. Teubner. 236 SS. gr.-8°.

IV.

Schon in der Einleitung dieses Artikels hieß es, daß er keine Antwort auf die Frage geben werde: „Soll der Umfang des mathematischen Lehrstoffes erweitert werden oder nicht?“ Dennoch kann das französische Experiment nicht ganz an uns vorübergehen, ohne uns zu belehren.

Wenn wir von der *classe de mathématiques spéciales* der französischen Schulen absehen, die sich mit unseren Verhältnissen nicht vergleichen läßt, finden wir dort kaum einen größeren Umfang des mathematischen Lehrstoffes als in unserer Mittelschule, den Umfang nach der Gesamtheit der Stunden gemessen, die für die technische Erledigung des Unterrichtes bei Schülern im Alter von 10 bis 17 Jahren nötig sind. Messen wir aber nach der Mühe, die der Gegenstand den Schüler kostet, so steht es damit in Frankreich viel günstiger, denn die Schwierigkeiten und Geduldproben unseres Lehrplanes fehlen dort. Der französische Lehrplan ist mit unserem verglichen eher verändert als erweitert, er ist so eingerichtet, daß der Abiturient auch ohne die *classe de mathématiques spéciales* eine ganze Menge mathematischer Ideen ins Leben mitnehmen soll, die heute schon zur Bildung gehören, daß er befähigt sein soll, leichter als bisher dem akademischen Vortrage zu folgen und sich leichter in irgend ein Gebiet der Praxis mit Anwendung der Mathematik hineinzufinden: Dinge, die durch einen ausgebildeten mathematischen Takt mehr gefördert werden als durch die Fertigkeit im Kleinemachen gigantischer Ausdrücke, die dazu hergerichtet sind. Die Verfasser des neuen Lehrplanes wollten durch ihre sorgfältige, von den ersten Gelehrten des Landes zumeist gebilligte Auswahl des Stoffes auch ästhetisch erziehend auf die Jugend wirken. Wer Bewunderung für irgend etwas Schönes erwecken kann, der hat sich, so meinen sie, fest in den jungen Kopf hineingebaut. So bleiben uns die leitenden Ideen der Geschichte, auch wenn schon lange die letzte „Jahreszahl“ im Lethe ertrunken ist, ähnlich vergehen die Formeln, doch die Fähigkeiten zum mathematischen Denken sollen bleiben. Freilich muß man diese Fähigkeit wecken, rastlos und ohne Rücksicht darauf, ob sie sich so zur Schau führen läßt, wie die rein rechnerische Gewandtheit, denn sie ist wichtiger als diese. Die besten Resultate des Unterrichtes sind ja überhaupt unanschaulich sie sind die persönlichen, wechselweisen Anregungen zwischen Lehrer und Schülern.

Die Frage, ob die neuen Einrichtungen in Frankreich alles geleistet haben, was von ihren Schöpfern erwartet worden war, kann noch nicht mit Sicherheit beantwortet werden, denn die seit ihrer praktischen Einführung verflossene Zeit ist noch zu kurz. Dennoch haben mir Lehrer und Studierende, vor allem Herr C. A. Laisant, versichert, daß die Schüler tatsächlich bei geringerer Mühe jetzt mehr als früher erlernen, allerdings nur, wenn man eine etwas andere Bewertung des mathematischen Könnens voraussetzt.

Ich spreche Herrn C. A. Laisant, der sich durch eigene Arbeiten, als Herausgeber viel gelesener mathematischer Journale, als Prüfungskommissär *„des examens d'entrée à l'École Polytechnique* und *last, not*

least durch die Verbreitung[1]) wahrhaft moderner Ideen der Erziehung bleibende Verdienste erworben hat, nochmals meinen besonderen Dank aus für die große Liebenswürdigkeit, mit der er mich, den Fremdling, in viele Schönheiten des mathematischen Unterrichtes in Frankreich eingeführt hat.

Der gute Eindruck, den die neue Methode bei theoretischen Besprechungen auf mich gemacht hatte, wurde verstärkt durch den Besuch der Musteranstalt des Herrn Frilley in Paris, Batignolles. Die mehrmalige Teilnahme am Unterrichte in den Klassen, wo die jungen Leute auf die realistischen Baccalaureate vorbereitet wurden, überzeugte mich von der tiefen Einsicht in den Gegenstand, die dort erreicht wird, besonders in der Algebra, und neuerdings wieder von der großen Sorgfalt, die der französische Lehrer anwendet, um von seinen Schülern einen logischen und geschmackvollen Ausdruck der Gedanken zu erzwingen. Ich schulde Herrn Frilley großen Dank dafür, daß er mir die Teilnahme am Unterrichte bereitwilligst gestattet hat.

Man fühlt im Unterrichte der Mathematik beinahe eine Wendung ähnlich jener, die vor einigen Jahren in der modernen Philologe ausgeführt wurde. Alles wird von der genetischen Methode beherrscht und man benützt so oft wie möglich die Intuition des Schülers. Freilich steigen dadurch die Schwierigkeiten des Unterrichtens bedeutend; doch das Ziel ist des Strebens wert, denn man weckt auf diese Art das Interesse des Knaben für immer neu entstehende Dinge, während ihn alles Fertige abstößt. Hierin liegt ja auch das Geheimnis des Fortschrittes. Jede ausgearbeitete Idee verliert den Reiz, auch für den Mann, sie fällt wie eine reife Frucht vom Baume und überläßt ihren Platz den jungen Trieben. Im Sinne der neuen Methode muß auch der Lehrer allenthalben Ausblicke auf nur angedeutete Kapitel eröffnen, um unermüdlich das Interesse zu stärken. Das ist er ja gewiß der Jugend schuldig, für die das Beste nur gut genug ist und die es am meisten nötig hat, daß man ihre Nerven schone und den Zwang der Schule durch das Interesse erleichtere.

Als in Frankreich bedeutende Männer für die besprochene Umgestaltung eintraten, rief als einer der ersten Herr Poincaré selbst in öffentlichen Vorträgen sein *πότ' οὖν ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι πόθ' ἃ χρὴ πράξετε;* den Fachmännern und Laien zu, die seinen Worten lauschten. Er zeigte u. a., wie falsch es sei, den Schülern fertige Definitionen zu geben[2]). Man könne ihnen nach Belieben den Kreis vordefinieren, sie sähen immer nur „*un rond*“ und kümmerten sich wenig um den Schall der Worte, die sie nicht verstünden; man müsse sie vielmehr von der Notwendigkeit überzeugen, ihre eigene rohe Vorstellung zu verbessern. Die Bewegungen von Figuren sollen nach der Ansicht des berühmten

---

[1]) C. A. Laisant, *L'Éducation fondée sur la Science.* Paris 1905, Félix Alcan, Éditeur.

[2]) Poincaré, *Les Definitions Générales en Mathématiques,* conférence faite au Musée de Paris 1904. L'Enseignement des Mathématiques 1904. pag. 257.

Gelehrten überall, wo es möglich ist, zur Erklärung und zu Konstruktionen verwendet werden. Das ist nicht einmal unstreng, denn die elementare Geometrie ist für den Mathematiker die Lehre von der Gruppe der Bewegungen. Herr Poincaré ist sich wohl bewußt, daß adäquate Begriffe im allgemeinen und besonders in der Mathematik durch keine noch so scharfsinnige Formulierung momentan vermittelt werden können, sondern daß man sie sich durch einen allmählichen Läuterungsprozeß erwirbt. Urteile, die zuerst synthetisch erscheinen, werden nach und nach als analytische erkannt und sie treten schließlich fast gleichzeitig mit den Begriffen, denen sie zugeordnet sind, über die Schwelle des Bewußtseins. So beschaffen ist die historische Entwicklung der Wissenschaft, so ist der Werdegang des Mathematikers, auch der Gelehrte arbeitet sich ganz ähnlich in ihm fremdere Gebiete ein. Die Annahme, daß man diese Verhältnisse im Unterrichte umkehren könne, gleicht der eitlen Hoffnung auf Zeitersparnis desjenigen, der erkrankt, weil er die Speisen ungekaut verschlingt.

Erleichterungen für die Schüler wurden auch auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Stuttgart (Herbst 1906) von vielen, u. a. von Männern wie Bach (Stuttgart) und Brill (Tübingen) gefordert. Besonders der bekannte Maschinenbauer Herr Bach verzichtet gerne auf „kleine Mathematiker“, die an die Technik kommen könnten, wenn nur die jungen Leute ihre *mens sana in corpore sano* bewahrten. Herr Brill schließt sich ihm an. Aufgeweckter, gesunder Sinn, Interesse und Liebe zur Wissenschaft braucht nach seiner Ansicht der junge Student viel mehr als fertige Kenntnisse in irgend einem Fache.

In dieser nun genügend beleuchteten Richtung sind vorzüglich die Lehren zu suchen, die man aus der neuen Methodik in den französischen Schulen schöpfen kann. Der Vorgang, der dort eingehalten wird, muß auch den Lehrer befriedigen, weil er ihn zu immer neuem Nachdenken zwingt, ihn aber zugleich davor bewahrt, sich in Spitzfindigkeiten und Kniffen oder in der Utrierung mechanischer Fertigkeiten auszuleben. Sehr schön sagt Herr Stäckel (Kiel)[1], um die Beschäftigung mit elementaren Fragen gerade in höheren Semestern an den Universitäten zu fördern:

> „Zeigt nicht die Erfahrung, daß bei den Studierenden, die sich so lange und so ausschließlich mit den feinsten Untersuchungen aus den höchsten Gebieten der Mathematik beschäftigt haben, nicht selten der wissenschaftliche Enthusiasmus in einen wissenschaftlichen Hochmut umschlägt, so daß sie, um mit Herrn F. Klein zu reden, als praktische Lehrer die längst vergessenen Elemente nur mit Widerwillen als ihrer nicht würdig wieder vornehmen und, für ihren Beruf verdorben, sich in selbstgefälliger Unzufriedenheit verzehren? Und ist es nicht ebenso bedauerlich, daß so mancher

---

[1]) P. Stäckel, Über die Notwendigkeit regelmäßiger Vorlesungen über elementare Mathematik an den Universitäten. Verhandlungen des III. Intern. Math. Kongresses in Heidelberg 1904. Leipzig 1905. S. 609.

Lehrer die auf der Universität erworbene wissenschaftliche Ausbildung bald als unnütz über Bord wirft und mit voller Kraft dem Lande der Banausen zusteuert? In der Tat ist es eine betrübende Erscheinung, daß sich seit mehr als fünfzig Jahren zwischen Universitätswissenschaft und Schulunterricht eine tiefe Kluft aufgetan hat, die beiden Teilen zum Schaden gereicht. Denn wenn die Fühlung mit der Wissenschaft verloren geht, kann sich der Lehrerstand, trotz aller äußeren Anerkennung, nicht auf der von ihm beanspruchten Höhe halten, die Wissenschaft aber leidet nicht nur durch den Verlust so vieler wertvoller Mitarbeiter, sondern gerät auch in die Gefahr, den Zusammenhang mit der Wirklichkeit ganz zu verlieren und einseitigem Spezialistentum anheimzufallen".

Eine Vertiefung in diese Frage gehört auf ein anderes Blatt.

Gewiß, es ist ein frischer Hauch, der von Frankreich und auch von Italien nach Deutschland und zu uns herüber weht: vieles muß sicher noch geläutert werden, anderes seine Gestalt verändern, um bei uns das Heimatsrecht zu erwerben; doch der Zweck dieser Zeilen ist erreicht, wenn sie beitragen, den Blick auf diese Fragen zu richten, gleichviel, ob sie Beifall oder argen Widerspruch finden. Alle Freunde der Schule wünschen ja gewiß, daß auch auf uns die stolzen Worte Anwendung fänden, mit denen in Heidelberg der Geometer Gino Loria[1]) aus Genua die italienischen Schulen rühmte:

„*En conséquence l'ancien type de nos écoles subit une modification radicale; car les jeunes professeurs, essayant avec un enthousiasme communicatif les méthodes nouvelles, ramenèrent de la vie et de la lumière dans les mornes salles où auparavant quelque vieux maître, tout en bâillant, exposait l'ancienne démonstration du théorème de Pythagore, en présence d'un auditoire sommeillant*".

Wien. R. Suppantschitsch.

Reformvorschläge für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, entworfen von der Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte nebst einem allgemeinen Bericht über die bisherige Tätigkeit der Kommission von A. Gutzmer. Leipzig, Teubner 1905. 48 SS. Preis geh. 1 Mk.

Im Herbste 1904 wurde von der Breslauer Naturforscherversammlung eine Unterrichtskommission eingesetzt, deren Aufgabe es ist, für die Neugestaltung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichtes an den höheren Lehranstalten in erster Linie Deutschlands Vorschläge auszuarbeiten, die den seit mehr als 20 Jahren auftretenden

[1]) Gino Loria, *Sur l'enseignement des mathématiques en Italie.* ·rhandlungen des III. Internat. ... usw., S. 597.

Reformbestrebungen gerecht werden sollten. Einen allgemeinen Bericht über die Tätigkeit der Kommission erstattete Prof. A. Gutzmer auf der Naturforscherversammlung in Meran (1905). — Das allgemeine Interesse, mit welchem die gebildeten Kreise nahezu sämtlicher Kulturländer diese Arbeiten begleiteten, bewog Prof. Gutzmer nicht nur die allgemeinen Gesichtspunkte, sondern auch drei Einzelberichte für den Unterricht aus Mathematik, Physik und den naturwissenschaftlichen Fächern (Chemie, Mineralogie, Botanik, Zoologie) an den neunklassigen höheren Lehranstalten Deutschlands durch vorliegenden Sonderabdruck aus der Zeitschrift f. d. math. und naturw. Unterricht (XXXVI. Jahrg. 1905, 7. Heft) allgemein zugänglich zu machen.

Die Absicht ist, „durch möglichst weitgehende Verbreitung dieser Berichte eine Diskussion der in ihnen behandelten Fragen auf breitester Grundlage einzuleiten und gleichzeitig überall um Unterstützung und Mitarbeit zu werben“.

In den drei Leitsätzen (S. 4 und 5) lehnt die Kommission (1.) jede Einseitigkeit im Bildungsgange ab, anerkennt (2.) die Mathematik und die Naturwissenschaften als den Sprachen gleichwertige Bildungsmittel und verlangt (3.) die tatsächliche Gleichberechtigung aller höheren neunklassigen Schulen. Sie hält ferner grundsätzlich an dem Standpunkte fest, daß eine gründliche naturwissenschaftliche Bildung auch für die Abiturienten der Gymnasien notwendig ist, „solange die weit überwiegende Mehrzahl der Männer, die später in leitender Stellung auf die Gestaltung unseres öffentlichen Lebens Einfluß zu nehmen berufen sind, ihre Schulbildung dem humanistischen Gymnasium verdankt“.

Aus dem Einzelbericht betreffend den Unterricht in der Mathematik sei folgendes hervorgehoben:

Aufgabe des Mathematikunterrichtes ist Stärkung des räumlichen Anschauungsvermögens und Erziehung zur Gewöhnung des funktionalen Denkens, wodurch die logische Schulung eine wesentliche Förderung erfährt. Vier Stunden Mathematik sollte durch alle Klassen die allgemeine Norm sein; dem Lehrer müsse weitgehende Freiheit in Bezug auf die Auswahl sowie Methodik gewährleistet sein. Allseitige Zustimmung seitens der Mathematiklehrer dürfte die starke Betonung des Konstruktiven, der graphischen Darstellungen, der Benützung von Modellen sowie auch der für die oberste Klasse geforderte „Rückblick unter Heranziehung geschichtlicher und philosophischer Gesichtspunkte“ finden.

Die Erläuterungen zum Lehrplan gehören zum Besten, was in dieser Beziehung zu sagen ist (S. 18—21).

Während die heutzutage so akut gewordene Frage betreffend die Einführung der Infinitesimalrechnung offen bleibt, wird doch darauf aufmerksam gemacht, daß sich für die Herausarbeitung des Grenzbegriffes mannigfache Gelegenheit bietet.

Von Interesse ist auch der Vorschlag, bei der Maturitätsprüfung eine zusammenhängende Darstellung eines allgemeinen Themas und die rechnerische und zeichnerische Behandlung einer Aufgabe zu verlangen.

Gleich bedeutungsvoll sind die den Physikunterricht betreffenden Ausführungen.

Zunächst wird die Aufgabe dieses Unterrichtes formuliert, hierauf für die drei obersten Gymnasialklassen je drei wöchentliche Unterrichtsstunden verlangt, um der „wahrhaft furchtbaren Hast" vorzubeugen, mit der bisher der Lehrstoff erledigt werden mußte (zwei Stunden wöchentlich). Von einem Normallehrplan wird abgesehen. Für die Unterstufe werden die österreichischen Verhältnisse empfohlen. Bezüglich der Methode des Unterrichtes werden folgende drei Grundsätze aufgestellt:

1. Die Physik soll als Naturwissenschaft, nicht als mathematische Disziplin behandelt werden.

2. Sie soll als Vorbild gelten für die Art, wie überhaupt im Bereiche der Erfahrungswissenschaften Erkenntnis gewonnen werden kann (heuristische Unterrichtsmethode).

3. Planmäßig geordnete Übungen der Schüler im Beobachten und Experimentieren (wie solche schon seit 1902 in Frankreich eingeführt sind).

Aus dem dritten Einzelnbericht (Chemie, Biologie usw.) sei folgendes hervorgehoben:

Für die Chemie (nebst Mineralogie) werden in den vier obersten Klassen je zwei Stunden wöchentlich gefordert, für die biologischen Fächer zusammen mit der auf der obersten Stufe zu behandelnden Geologie je zwei Stunden durch alle Klassen. Betont wird die Erziehung der Schüler zur Selbsttätigkeit, die in erster Linie durch praktische Übungen gefördert werden soll. — Von einer Verknüpfung der Geographie mit dem naturwissenschaftlichen Unterricht sieht die Kommission zunächst ab, verlangt aber eine nähere Beziehung zu demselben und wünscht geographischen Unterricht in angemessener Weise bis in die obersten Klassen. — Diese Bestimmungen gelten zunächst für die neunklassigen Realanstalten; in bescheidenem Ausmaße sollen sie auch an Gymnasien zur Geltung kommen.

Schließlich folgen Lehrpläne und einschlägige Bemerkungen für die einzelnen naturhistorischen Disziplinen.

Allen, denen eine moderne Gestaltung und gedeihliche Entwicklung unseres höheren Unterrichtswesens am Herzen liegt, sei die Lektüre dieser inhaltsreichen Schrift aufs wärmste empfohlen.

Wien. Prof. K. Wolletz.



Vierte Abteilung.

Miszellen.

Frau von Krüdener und die Tränensozietät.

Die Feier des achtzigsten Geburtstages des Großherzogs Friedrich von Baden und die gleichzeitige der goldenen Hochzeit des erlauchten großherzoglichen Paares (am 20. September v. J.) hat die Erinnerung an jene glorreiche Zeit neu belebt, in welcher die Heere der Verbündeten siegreich aus Frankreich zurückgekehrt waren und das deutsche Volk, geeint und kraftvoll, der Fesseln der französischen Gewaltherrschaft, sich entledigt hatte. Von allen Fürstlichkeiten, die dessen froh zu sein Ursache hatten, begrüßte die Großherzogin Amalie von Baden diese Wendung zum Bessern als einen ihren Witwenstand erhellenden Sonnenblick. Zum erstenmale seit langer Zeit sah sich die erlauchte Mutter wieder von ihren sie zärtlich liebenden Töchtern umgeben, der Kaiserin von Rußland, den Königinnen von Schweden und Bayern und der Äbtissin von Quedlinburg. Im heimatlichen Baden-Baden hatten sich die hohen Frauen zusammengefunden, um von den Erschütterungen der Napoleonischen Kriegswirren und den Beschwerden der Reisen auszuruhen und frei von der beengenden Hofetikette die Annehmlichkeiten eines trauten Familienlebens zu genießen. Indessen beschränkte sich dieser Familienkreis nicht auf die Zahl der Frauen von der siegreichen Partei; er erweiterte sich auch durch einige hervorragende Persönlichkeiten der besiegten. Der in Ehre und Treue dem gestürzten Kaiserreiche anhängliche ehemalige Vizekönig von Italien Eugen war mit seinem Schwiegervater, dem König Maximilian Josef von Bayern, aus München gekommen und hier mit seiner noch immer schönen, geistreichen, würdevoll anmutigen Schwester, der Königin Hortense, zusammengetroffen. Diese hatte noch kein dauerndes Asyl gefunden und lebte hier momentan bei ihrer Adoptivschwester, der Großherzogin Stefanie von Baden, welche Napoleon I. mit dem Großherzog Karl — böse Zungen sagten an das Großherzogtum Baden, das seine Schöpfung war — verheiratet hatte; doch trennte der Tod diese Ehe nach wenigen Jahren. Die Witwe blieb mit drei Töchtern zurück. Die Söhne waren gestorben oder wie die Sage im Munde des Volkes wissen wollte „gestorben worden". Die Markgräfin Amalia soll ihre Enkel beiseite geschafft haben, um nicht Halbblut auf den Thron gelangen zu lassen, ein Gerede, das längst als schlecht erfundenes Märchen mit Recht abgetan ist. Die Großherzogin Stefanie hatte als Witwensitz das Schloß zu Mannheim inne. In Baden-Baden besaß sie als persönliches Eigentum ein hübsches Landhaus mit großem Garten, der „Pavillon" genannt. An seine westliche Flanke lehnten sich ein paar kleine Häuser der Vorstadt,

darunter das altberühmte Gast- und Kaffeehaus zum „Goldenen Lamm", der Familie Rößler gehörig, später in den „Holländischen Hof" umgetauft, wo Ende der Zwanzigerjahre des vorigen Jahrhunders, als Baden einen merklichen Aufschwung als Kurort nahm, eine Tafelrunde ansehnlicher Schriftsteller und Künstler sich zusammenfand, unter diesen Thomas Fonblanque (Thomas Grenyer Viscount of Flonblanque), Spindler, Eduard Duller, Wilhelm v. Chezy und der noch mit Schiller bekannt gewesene und zu Goethes engerem Freundeskreise zählende alte Hofrat Alois Schreyber.

Während ihres Sommeraufenthaltes empfing die Großherzogin fast jeden Abend große Gesellschaft, welche damals bei der Anwesenheit so vieler Fürstlichkeiten eine ungewöhnlich glänzende war.

In diesem Kreise bewegte sich ein weibliches Wesen von auffälliger, wunderlicher, mysteriöser Art. Die Erscheinung dieser Frau hatte etwas dämonisch Anziehendes und doch wieder Abstoßendes. Abwechselnd gemieden und gesucht, belächelt und bewundert, wurde sie von allen respektvoll behandelt und hatte überall Zutritt, weil alle an ihren Einfluß auf Kaiser Alexander von Rußland glaubten, viele ihre Protektion in höchsten Kreisen zu erlangen hofften, einige in romantischen und mystischen Anschauungen Befangene sie vergötterten. Diese Dame war Frau von Krüdener. In Wien, wo sie sich während der Kongreßzeit aufhielt, hatte sie viel mit Zacharias Werner verkehrt und fühlte sich mit diesem einig in der Gesinnung, den Krieg zu bekriegen, dem Länderschacher ein Ende zu machen und für den dauernden Frieden zu wirken, weshalb sie auch gern mit den Napoleoniden verkehrte. Baden schien ihr hiefür der richtige Ort zu sein. Obwohl sie damals bereits im vorgerückten Lebensalter stand, zeigte ihr Antlitz noch Spuren einstiger Schönheit, die Regelmäßigkeit und Feinheit der Züge, und auch die Haltung und Vornehmheit hatte sie nicht eingebüßt, welche einst in den Salons von Petersburg und Stockholm Aufmerksamkeit erregt und tiefen Eindruck gemacht hatten. Wenn sie damals voll sanfter, wehmütiger Begeisterung an ihren Andachtsabenden zur Versammlung sprach, in vornehmer Gesellschaft wie in den Kreisen von Arbeitern und Taglöhnern, von der allerbarmenden Liebe, von dem im Durchbruche begriffenen Gnadenbächlein, von dem Weltfrieden, der kommen werde, weil er kommen müsse, mit einschmeichelnder Stimme, ermahnend, warnend, bittend, beinahe flüsternd, nur in einzelnen Momenten zu hohem pathetischen Schwung sie erhebend, blieb kein Auge trocken, weshalb auch Witz und Satire die Konventikel ihrer Anhänger die Tränensozietät nannte.

Die Methode der Frau v. Krüdener hatte sich auffällig geändert, als sie eine Zeitlang aus Baden verwiesen, im Schweizer Grenzkanton ihre Propaganda für die Bekehrung der verirrten Menschheit nur um so eifriger fortsetzte und dann auf Fürsprache der Königin Hortense doch wieder nach Baden-Baden zurückkehren durfte. Anders trat sie jetzt auf. Hoch aufgerichtet, fast männlich festen Ganges, den Blick starr, gerade vor sich hin gerichtet, schritt sie fürbaß, ohne Menschen und Dinge um sich her im geringsten zu beachten. Die Kaiserin von Rußland wünschte sie kennen zu lernen. „Was soll ich dort?" sagte sie zur Königin Hortense. „Es geschieht doch nur aus Neugierde, um mich zum Sprechen zu bewegen. Indessen kann ihr die Vorsehung diesen Wunsch eingeflößt haben, damit sie aus lauterem Munde das höchste Glück vernehme, welches die göttliche Liebe, die mich durchglüht, verleiht."

Am Tage nach ihrem Besuche bei der Kaiserin befragt, wie sie damit zufrieden war, antwortete sie: „Ja, sie ist würdig, die von Gott eingegebenen Worte zu vernehmen. Auch sie hat gelitten, ihre Seele ist groß und edel und kann sich zu Gott erheben. Ich habe ihr von den Pflichten gesprochen, zu welchen die göttliche Fügung ihren Gemahl berufen hat, ich habe ihr aber auch gesagt, daß dem Czarenreiche noch

viele harte Prüfungen und Unglücksfälle bevorstehen. Das ist alles, was sie von mir verlangen konnte, und ich werde nicht mehr zu ihr gehen."

Königin Hortense redete auch ihrem Bruder Eugen zu, die moderne Kassandra zu empfangen und sie auch seiner Gemahlin, der Prinzessin Auguste vorzustellen. Nach langer Weigerung ließ sich Frau von Krüdener herbei, bei den Herrschaften zu erscheinen. In ein schwarzes, faltenreiches Gewand gehüllt, die Arme zum Himmel erhoben, schritt sie auf die Prinzessin zu und begann mit Emphase zu sprechen. Zu Tode erschrocken durch diese völlig unerwartete Weise eines Besuches, lief die Prinzessin, von dem Gedanken beherrscht, sie habe es mit einer Verrückten zu tun, um Hilfe rufend, aus dem Empfangssaale, ihr Gemahl und seine Schwester ihr nach, um sie zu beruhigen. Es war ein Heidenspektakel. Die Großherzogin Stefanie und die mit ihr herbeigeeilte Dienerschaft konnten sich des Lachens nicht erwehren, als sie die Situation überblickten. Alle mußten mitlachen, daß ihnen die Tränen über die Wangen rollten. Das war auch eine „Tränensozietät", aber von heiterster Art. Man bemühte sich, Frau von Krüdener möglichst schnell und schonungsvoll zu entfernen. Königin Hortense schrieb damals in ihr Tagebuch: „Verehrungswürdig und nachahmungswert erscheint die Nächstenliebe dieser Frau in ihrem rastlosen Eifer, der Armut aufzuhelfen, den Leidenden Trost zu bringen, in Irrtum Versunkene moralisch und religiös aufzurichten. Anders aber verhält es sich mit ihrem bizarren, phantastischen Auftreten und ihrem Wahn, als Werkzeug Gottes auserwählt und zur Prophetin berufen zu sein. Sogar gefährlich erscheint eine solche Einbildung für den Glaubenden selbst wie für andere. Denn unbewußt werden sich in alles, was ersterer spricht und tut, seine persönlichen Empfindungen und Neigungen hineinmengen, diese das Wahre und Vernünftige gar oft in den Schatten stellen und durch die Alleinklugheit verdunkeln. Die Menschheit bedarf wahrhaftig der Leuchten solcher vorgeblich Gottberufenen nicht, denn die gesunde Vernunft und die reine Christuslehre sind ihr in allen Fällen die untrüglichen Leitsterne."

Ähnlich wie diese im gewählten Französisch geschriebene Tagebuch-Bemerkung haben sich auch andere denkende Zeitgenossen über Frau von Krüdener und ihre Heilslehre geäußert. Hebel meinte z. B., derlei exaltierte Personen seien doch zu etwas gut. Es schade nicht, wenn auch hochgestellte Persönlichkeiten, die sich bei endlosen Festlichkeiten, Komödienspielen, Wettrennen, Militärparaden amüsieren, von Zeit zu Zeit im betäubenden Lärm des Lebens die Mahnung zur edlen Sammlung des Gemütes und zur Vertiefung in das Heiligtum des Innern vernehmen, einerlei, ob Zacharias Werner so predige oder Frau v. Krüdener ihre phantastischen Bekehrungsträume auskrame. „Allerdings", fügte Fürst Hardenberg lächelnd bei, „aber dann müßten wir anders datieren, statt 1815 wieder 1518 schreiben."

Innsbruck. Dr. F. Lentner.

Literarische Miszellen.

Rasi Pietro, Ad Augustini Confess. XIII 38, 53. Estratto dalla Rivista Classici e Neo-Latini, Anno II, n. 2. 1906. p. 1—4.

R. schlägt Aug. Confess. XIII 38, 53 für: *sic accipitur, sic invenietur, sic aperietur,* das auch Knöll in seine beiden Ausgaben (*Corp. script. eccl. Lat.* XXXIII & ed. min. Lips. 1898) aufgenommen hat, zu lesen vor: *sic accipietur, sic invenietur, sic aperietur.* Er beruft sich dabei nicht bloß auf das Zeugnis von Handschriften, insbesondere des

Codex O, sondern auch auf die Stelle Matth. 7, 7: *Petite et dabitur vobis; quaerite et invenietis; pulsate et aperietur vobis*. Gegen den Vorschlag R.s gibt es m. E. kein ernstes Bedenken.

Kremsmünster. Dr. Adalbero Huemer.

William Howitt, Visits to Remarkable Places. Herausgeg. von Dr. Heinrich Hoffmann. 1905. 156 SS. Preis 1 K 80 h (Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller).

Sieben ausgewählte und gekürzte Schilderungen wichtiger englischer Orte, darunter Culloden, Stratford-on-Avon, Winchester, Newcastle-on-Tyne, aus der fruchtbaren Feder Howitts sind der Inhalt des vorliegenden Bändchens.

Die Einführung der mit den Örtlichkeiten verbundenen geschichtlichen Ereignisse macht die Beschreibungen nicht nur lesbar, sondern auch zu einer sehr anziehenden Lektüre. Eine Reihe von Kärtchen und Illustrationen sowie eine Fülle von erschöpfenden Anmerkungen erhöhen oder vermitteln das Verständnis. Manches in den Anmerkungen scheint minder wichtig und hätte wohl wegbleiben können. Unkorrektheiten sind nirgends zu finden. Die komplizierte Transkription ist entschieden der schwächste Teil des Buches.

Troppau. Dr. E. Aschauer.

O. Weber, Von Luther zu Bismarck. Zwölf Charakterbilder aus deutscher Geschichte (aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinnütziger Darstellungen, 123. und 124. Band). Leipzig und Berlin 1906, Verlag von B. G. Teubner.

Der Verf. der beiden in gutem Sinne populär geschriebenen Bände will zeigen, wie sich der Gang der deutschen Geschichte in den letzten vierhundert Jahren gestaltet hat und warum ein deutsches Reich unter Preußens und nicht unter Österreichs Führung entstanden ist. Diesen Werdeprozeß übersichtlicher zu gestalten und lebendiger zum Vortrag bringen zu können, wurde er an die Leistungen der hervorragendsten Männer geknüpft, welche Deutschland in den letzten Jahrhunderten besessen hat. Politiker, Feldherrn, Reformatoren und Kaufleute kommen zur Darstellung, je sechs in einem Bändchen: Martin Luther, die Fugger, Kaiser Rudolf II., Wallenstein, der große Kurfürst, Kaiser Leopold, Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen, Friedrich der Große, Kaiser Josef II., Freiherr von Stein, Metternich und Bismarck. Über die Auswahl könnte man rechten: nachdem sie aber einmal in dieser Weise getroffen war, ist zu sagen, daß die Darstellung eine durchaus entsprechende und bei aller Knappheit doch noch eine ziemlich reiche ist.

Graz. J. Loserth.

Rechenbuch für die unteren Klassen höherer Lehranstalten von P. Knab. Freiburg i. Br., Herder 1906.

Das vorliegende Buch ist gemäß den Anforderungen der jetzigen preußischen Lehrpläne bearbeitet. Der Aufbau des Lehrstoffes in demselben erfolgt entsprechend den Klassen, für die er bestimmt ist. Es

enthält daher der I. Teil (Sexta) die Grundrechnungen mit ganzen unbenannten und einfach benannten Zahlen im 1. Abschnitte und die Grundrechnungen mit mehrfach benannten Zahlen im 2. Abschnitte. Der II. Teil (Quinta) enthält das Rechnen mit gewöhnlichen Brüchen und der III. (Quarta) das mit Dezimalbrüchen, worauf dann die sogenannten bürgerlichen Rechnungsarten: der zusammengesetzte Dreisatz, Prozent-Zinsrechnung, Terminrechnung usw. folgen. Der IV. Teil endlich bringt mehrere Übersichtstafeln. Es kann dieses Rechenbuch als recht zweckdienlich bezeichnet werden.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Theoretische Physik. Von Dr. Gustav Jäger, Professor an der technischen Hochschule in Wien. 3., verb. Auflage. Leipzig, Göschen 1904 und 1905.

Nach relativ sehr kurzer Zeit ist eine zweite Auflage des vorliegenden Buches erforderlich geworden. In dieser Auflage sind nur wenige Änderungen gegen die erste Auflage vollzogen worden und nur dort, wo sie dem Zwecke des Buches, das mehr als Hilfsbuch gedacht ist, entsprachen. Die Darstellung des großen, zu verarbeitenden Materiales ist — wie schon gelegentlich der Besprechung der ersten Auflage anerkennend hervorgehoben wurde — eine sehr klare, die Anordnung eine übersichtliche, so daß das Buch zur Einführung der Studierenden in die analytische Mechanik und theoretische Physik als sehr geeignet zu bezeichnen ist.

Daß der Verf. bei der Abfassung seines Buches durch die ausgezeichneten Vorlesungen Stefans vielfach geleitet wurde, ist mit Freuden zu begrüßen, um so mehr, als der letztgenannte Forscher nicht bestimmt werden konnte, seine in jeder Beziehung mustergiltigen Vorträge zu sammeln und in Buchform erscheinen zu lassen.

Wir empfehlen das vorliegende Buch besonders Lehramtskandidaten der Physik von neuem aufs beste.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Augusto Righi, Die moderne Theorie der physikalischen Erscheinungen (Radioaktivität, Ionen, Elektronen). Aus dem Italienischen übersetzt von B. Dessau. Leipzig 1905. Preis kart. 2 Mk. 80 Pf.

Obzwar die Theorie der Elektronen heute noch keineswegs als mehr denn eine Hypothese anzusehen ist, welche durch zahlreiche Versuche nicht nur qualitativer, sondern auch quantitativer Natur gesichert zu sein scheint, wird dieselbe doch schon vielfach als neues Fundament der Naturwissenschaft angesehen. Der mit diesem leicht zu identifizierende Standpunkt des Verf. wird aus den folgenden Ausführungen klar: „Die Leichtigkeit, mit welcher die Elektronentheorie sich dazu eignet, den Mechanismus der physikalischen Vorgänge gleichsam in einem Modelle vor Augen zu führen, muß dieser Theorie einen unzweifelhaften Nutzen auch dann verleihen, wenn man in derselben nichts weiter erblickt als ein Hilfsmittel der Forschung. In Wirklichkeit steht diese Theorie heute erst in den Anfängen ihrer Entwicklung, und es wäre verfrüht, dieselbe schon jetzt als sichere Grundlage eines neuen Systems der Naturphilosophie hinstellen zu wollen“ (S. 129). „Die neue Theorie erhebt kein[illegible] Anspruch, von der letzten Ursache der elektrischen Erschei[illegible] schaft zu geben; diese bleibt vielmehr immer noch in [illegible]

Nur ging früher das Streben dahin, auf Grund der Existenz des Weltäthers und der ponderablen Materie sämtliche Erscheinungen auf mechanische Vorgänge zurückzuführen, während man heute vom Äther und den Elektronen ausgeht, und mit ihrer Hilfe gewissermaßen die ponderable Materie aufbaut" (S. 130).

Das Werk gibt auf Grund der bisherigen Erfahrungstatsachen, welche in möglichster Vollständigkeit mitgeteilt werden, die auf denselben aufgebauten Theorien; wo nötig, werden die Formeln (in Fußnoten) gegeben, welche zur Ableitung quantitativer Resultate geführt haben und die wichtigsten Resultate, z. B. über die Geschwindigkeiten, über Massenverhältnisse von Jonen und Elektronen usw. angeführt.

Die Darstellung ist durchweg, selbst an den schwierigeren Stellen, die einer ganz elementaren Behandlung kaum zugänglich sind, leicht verständlich, und setzt nichts weiter voraus, als eine Kenntnis der elementarsten physikalischen Vorgänge und Gesetze.

Als Übersetzung eines schon vor einiger Zeit erschienenen Werkes konnte die vorliegende Schrift selbstverständlich auf die seither erschienenen Arbeiten z. B. über Elektronen mit Überlichtgeschwindigkeit usw. nicht Rücksicht nehmen, doch ist im Anhange zur Bibliographie eine Zusammenstellung der in den letzten zwei Jahren erschienenen Arbeiten in großer Vollständigkeit gegeben.

Wien. N. Herz.

Dr. Thomés Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz. V. Band: Kryptogamen-Flora (Moose, Algen, Flechten und Pilze), herausgegeben von Dr. W. Migula. Gera, Verlag von Fried. v. Zeschwitz.

Ref. liegen Lief. 17—26 des wiederholt angekündigten Werkes vor. Nachdem der Verf. in den Lieferungen 1—17 die Laub- und Lebermoose einer gründlichen Besprechung unterzogen hatte, wendet er sich mit Lief. 18 zu den Algen. Der Beschreibung derselben ist ein lesenswerter Aufsatz vorangestellt, der über das Aufsuchen, Sammeln und Bestimmen dieser Pflanzen handelt. Der auf das gewissenhafteste und mit der größten Genauigkeit gearbeitete Text ist durch eine große Anzahl prachtvoller Tafeln, die teils koloriert, teils in Schwarzdruck ausgeführt sind, illustriert. Das Werk sei jedem Freunde der Botanik bestens empfohlen.

Wien. H. Vieltorf.

Programmenschau.

9. H. Protiwinsky, Ludwig der Fromme und die Päpste. Ein Beitrag zur Schenkungsfrage. Progr. der k. k. Staatsrealschule im V. Bezirke (Margareten) von Wien 1905. 12 SS.

Es ist eine der am häufigsten behandelten historischen Streitfragen, der sich der Verf. zuwendet, wie man schon aus der von ihm mitgeteilten Literatur entnimmt, obwohl diese nicht in ihrer Vollständigkeit angeführt wird. Knapp und zusammenfassend wird die Vorgeschichte bis zum Regierungsantritt Ludwig des Frommen erzählt, dann auf dessen ersten Regierungsjahre bis 817, auf das Ludovicianum und auf die Beziehungen der Päpste bis zum Tode Ludwigs eingegangen. Den Kernpunkt des

ganzen bilden die Ausführungen über das Ludovicianum, in denen sich der Verf. mit Recht an die Forschungen von Julius Ficker, Sickel und Martens anschließt. Im allgemeinen sind auch die Angaben über die *Constitutio Romana* von 824 und die Kirchenpolitik Ludwigs und dessen letzten Jahren richtig.

10. Dr. F. Lex, Papst Gregor I. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Cilli 1905. 22 SS.

Dieser zweite Teil bringt die Studie zum Abschluß. Der Verf. schildert im 5. Kapitel Gregors Beziehungen zu Byzanz, im 6. die zu den Franken, im 7. jene zu den Angelsachsen, im 8. die zu den Westgoten, erörtert im 9. seine Tätigkeit zum Zwecke der Ausbildung der Liturgie und Hebung des Kirchengesanges und im 10. eine kurze Aufzählung seiner literarischen Werke. Ein Schlußkapitel erörtert endlich die Bedeutung und die Persönlichkeit des Papstes und seine religiöse Anschauung. Die Arbeit ruht auf einer guten Kenntnis der Werke Gregors und der einschlägigen, vornehmlich auf der neueren Literatur über den Gegenstand.

11. Dr. Georg Juritsch, Die Deutschen und ihre Rechte in Böhmen und Mähren im XIII. und XIV. Jahrhunderte. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Mies 1905. 183 SS.

Die vorliegende Arbeit wird unbedenklich als die beste von allen historischen Studien bezeichnet werden können, die seit langer Zeit in den Programmen österreichischer Mittelschulen erschienen sind. Da wir uns nirgends im Widerspruch mit den von dem Verf. vorgetragenen Ansichten befinden, wird es genügen, auf die Absichten hinzuweisen, die er bei dieser Arbeit verfolgt hatte und von ihr selbst eine kurze Inhaltsangabe zu machen. Die Absicht des Verf. war es, „mit Wahrung wissenschaftlicher Objektivität die Einbürgerung der Deutschen und ihrer Rechte während zweier Jahrhunderte wenigstens in großen Umrissen zu skizzieren, neben den Urkunden auch die heimischen Chronisten zu Worte kommen zu lassen und auf die geographische Lage der Örtlichkeiten sowie auf die geographische Beschaffenheit des Bodens Rücksicht zu nehmen". Diesem Plane entsprechend werden in neun gehaltvollen Kapiteln dargestellt: 1. Die Vorbedingungen der deutschen Kolonisation in Böhmen und Mähren, 2. die Kolonisation nach emphyteutischem Rechte, 3. die Durchführung des emphyteutischen Vertrages: Anteil, jährlicher Zins, Hufeneinteilung, 4. Förderungen der deutschen Kolonisation, 5. Dorfbewohner und Dorfverfassung, 6. die Chodenbauern, 7. die Städtegründungen im XIII. und XIV. Jahrhundert, 8. die Entstehung der Städte und der städtischen Verfassung und 9. des Stadtrechtes. Wir finden hier in trefflicher Weise eine Arbeit geleistet, zu der meines Wissens einstens Prof. Pangerl seine Zurüstungen getroffen hatte. Ältere und neuere Literatur ist in einem seltenen Ausmaße angezogen und benutzt worden. Keine deutsche Stadt in Böhmen und Mähren und kein bedeutenderer Ort ist hier übersehen. Im Anhang findet sich ein Verzeichnis von Städten in Böhmen und Mähren im XIII. und XIV. Jahrhunderte, die in der Abhandlung nicht namentlich erwähnt wurden; dem ganzen ist noch ein Namen- und Ortsregister beigegeben.

Graz. J. Loserth.

---

12. Dr. Georg Lukas, Studien über die geographische Lage des österreichisch-ungarischen Okkupationsgebietes und seiner wichtigeren Siedlungen. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Linz 1902/3. 72 SS.

Die vorliegende Abhandlung zerfällt in folgende Abschnitte: 1. Einleitung, 2. die geographische Lage eines Landes im allgemeinen, 3. allgemeine Bemerkungen über die Lage menschlicher Ansiedlungen, 4. die Lage Bosniens und der Herzegowina, 5. die natürlichen Verhältnisse des Okkupationsgebietes in Bezug auf den Menschen, 6. das bosnisch-herzegowinische Verkehrsnetz, 7. die Lage der wichtigeren Siedlungen, 8. die Lage der bosnischen Hauptstadt. Sehen wir zunächst von den drei ersten einleitenden Abschnitten ab und wenden uns gleich dem Hauptteile zu, der dem Titel des Aufsatzes entspricht.

Im allgemeinen wird der Verf. hier seiner Aufgabe vollständig gerecht. Es ist die Lage des Landes in treffender und zugleich fesselnder Weise mit Rücksicht auf alle in Betracht kommenden geographischen Beziehungen erörtert, die Lage der einzelnen Ansiedlungen nicht nur im Hinblicke auf den Verkehr, sondern auch auf die geologischen Verhältnisse eingehend und zutreffend geschildert, namentlich auch auf den Zusammenhang der Bevölkerungsdichte mit dem geologischen Aufbau des Landes gebührend Rücksicht genommen. Geradezu mustergiltig erscheint die Darstellung des Verkehrsnetzes. Man merkt der Darstellung all dieser Verhältnisse deutlich an, daß sie der Verf. nicht allein auf die reichlich vorhandene Literatur, sondern auf eigene Anschauung aufbaut und so ein umso deutlicheres Bild entwirft. Im 7. Abschnitte wird nicht eine trockene Aufzählung der wichtigsten Örtlichkeiten mit ihren Merkwürdigkeiten geboten (wie sie leider noch in vielen geographischen Lehrbüchern üblich ist), sondern auf die nach Verkehr und anderen geographischen Verhältnissen bedingte Lage am meisten Rücksicht genommen. Namentlich sei auf die geradezu glänzende Schilderung Mostars und Sarajewos hingewiesen, in der die geschichtliche und geographische Entwicklung gleichmäßig berücksichtigt werden. Wer die beiden Städte aus eigener Anschauung, namentlich vor der Besetzung durch die Österreicher und in neuester Zeit, kennen gelernt hat, wird von dieser Darstellung sehr befriedigt sein. Die Literatur, die benutzt wurde, ist nahezu vollständig angegeben, wenn da auch manches unterläuft, was diese Ehre nicht verdient (z. B. Hartlebens Illustrierter Führer durch Dalmatien). Wir sind also dem Verf. für seine klare, wohldurchdachte, in jeder Hinsicht tüchtige Leistung dankbar. Umsomehr müssen wir bedauern, daß er seine Arbeit durch die vorangeschickten drei allgemeinen Abschnitte verunstaltet. Nach dem ganzen Tone und Inhalte ist die Abhandlung weder für Schüler noch für die große Allgemeinheit, sondern in erster Linie für Fachmänner bestimmt. Es muß also geradezu als eine Anmaßung erscheinen, wenn die jedem ernst zu nehmenden Fachmanne wohlbekannten Werke Ratzels als eine Art alleinseligmachendes Evangelium hingestellt werden. Jeder, der den geographischen Unterricht an der Mittelschule ernst betreibt, muß schließlich zu den Ergebnissen Ratzels gelangen, wird sich aber wohl hüten, diese Ergebnisse derart zu verallgemeinern, daß eine Art Lehre geographischer Tropen und Figuren entsteht. Bei keinem Zweige des Unterrichtes sind derartige Verallgemeinerungen gefährlicher als im geographischen. Der Verf. legt sich übrigens dadurch selbst eine Zwangsjacke an, die ihn aber in dem folgenden Hauptteile seiner Arbeit — Gott sei Dank — nicht beengt. Selbst die Sprache der ersten drei Abschnitte sticht von der des Hauptteiles in ungünstiger Weise ab, da es darin von phrasenhaften Fremdwörtern geradezu wimmelt, während sich der Hauptteil ihrer so ziemlich enthält. Was sollen wir in einer deutsch geschriebenen Abhandlung mit Wörtern wie „klassi-

fikatorisch, Homologien, latitudinar, Ökumene und ökumenisch, Permanenz, komplizierend, prädestiniert, Kommunikationen, peripherisch, Kulturniveau und vielen anderen anfangen? Auch die geographische Wissenschaft, die ja wie wenige deutsches Ursprungs ist, kann nur gewinnen, wenn sie derartige Fremdlinge von sich weist.

Graz. Julius Miklau.

---

13. Bonomi A., Quinta contribuzione alla avifauna tridentina. Progr. des k. k. Obergymn. in Rovereto 1902/3. 52 SS.

In Fortsetzung früherer Mitteilungen über die Vogelwelt des Gebietes von Trient, von denen die letzten im J. 1895 erschienen, werden im vorliegenden V. Beitrage einige Ergänzungen und Berichtigungen zu den früheren Angaben, auf Grund der 1895—1903 fortgesetzten Beobachtungen zunächst geliefert, und dieselben auch durch die Erfahrungen anderer (sieben literarische, mittlerweile erschienene Publikationen werden angeführt) bereichert, sodann werden auch die Dialektnamen der genannten Vogelarten mitgeteilt. Die systematische Gliederung ist nach dem Atlas von E. Arrigoni degli Oddi (Mailand 1902) getroffen.

Von den zwei Zenturien Vögel, die hier genannt sind, fällt die verhältnismäßig große Anzahl der Raubvögel (26, wovon 18 Tag-Raubvögel) auf; allerdings sind dabei, als nur einmal erlegt, genannt: *Archibuteo lagopus* Gmel., und zwar als Albinos, und *Pandion haliaëtus* L.; von *Falco peregrinus* Tunst. läßt sich aber mit Sicherheit angeben, daß er im Gebiete nistet.

Die erweiterte Ordnung der Spechte bringt 13 Arten, darunter: *Gecinus canus* Gmel. und *Merops apiaster* L. — Die Ordnung der *Passeres* (sens. latior.) zählt 116 Arten auf; seltenere Vorkommnisse darunter sind u. a.: *Ampelis garrulus* L., *Lanius excubitor* L., *L. senator* L., *Remizus pendulinus* L., *Aegithalus caudatus* Irbyi Shrp. et Dres., *Parus montanus accedens* Brhm., *Certhia familiaris* L., *Cinclus cinclus* L., *Sylvia orphaea* Temm., *Agrobates galactodes* Temm., *Calcarius lapponicus* L., *Emberiza aureola* Pall., *E. pusilla* Pall. Auch wurden mehrere Abweichungen, hauptsächlich Albinismen, beobachtet, nämlich an *Hirundo rustica* L., zwei vollkommen weiße Vögel in einem Neste, und auch sonst noch mehrere Male beobachtet; *Lanius excubitor* L., mit einer einzigen weißen Querbinde über den Flügel; ein Exemplar von *Parus maior* L., lebhaft kanariengelb an Rumpf und Beinen und rötlich-aschgrau an Stelle von schwarz; Schwung- und Steuerfedern grau. *P. ater* L., ein Exemplar ganz schwarz. *Merula torquata-alpestris* C. L. Brhm., mit schneeweißem Scheitel und weißen Flecken auf dem Rücken. *Passer Italiae* Vicill., mehrere Albinismen, in verschiedenem Grade. Ein Albinos von *Acanthis linaria* L., einige Monate lang im Käfig gehalten, nahm dunkles Gefieder an.

Von den übrigen Vogelarten sei noch hervorgehoben: die alljährlich mehr abnehmende Wachtel, dagegen ist das Haselhuhn in stetiger Zunahme begriffen. Von den Stelzvögeln sind einzelne Arten in vereinzelten Individuen aufgetreten, so: *Otis tetrax* L., *Oedicnemus oedicnemus* L., *Porzana parva* Scop., *Fulica atra* L., *Ardeola ralloides* Scop. u. a. — Unter den 18 Anseres ist auch ein *Stercorarius pomatorhinus* Temm. angeführt.

Pola. R. Solla.



14. Alfred Schierl, Einteilung der Erzlagerstätten und kurze Darstellung der Theorien über die Entstehung von Erzgängen. Mitteilungen aus dem chemischen Laboratorium. Progr. der Landes-Oberrealschule in Mähr.-Ostrau 1905. 10 SS.

Diese Schrift bietet nicht viel Neues. Zuerst gibt der Verf. eine sich streng an A. W. Stelzner anschließende Übersicht der Einteilung der Erzlagerstätten und eine kurze Darstellung der verschiedenen Theorien über die Entstehung von Erzgängen, wobei der „Thermaltheorie", im Sinne der modernen Auffassung, der Vorzug eingeräumt wird. Daran schließen sich einige Mitteilungen über mehrere chemische Laboratoriums-Versuche, die für den Fachmann von Interesse sein dürften.

Wien. Dr. Franz Noë.

---

15. Hełczyński Eugen S. J., Grundriß einer Einleitung zur Religionsphilosophie (poln. Zarys wstępu do filozofii religii). Progr. des Gymn. von Chyrow für das Jahr 1904. Przemyśl 1904. 37 SS.

Der Verf. sucht dem Bedürfnis einer Einleitung zur Religionsphilosophie in dem Sinne nachzukommen, wie es für die Philosophie Wundt, Morawski, Struve und für die Soziologie Spencer mit ihren Einleitungen getan haben. Die Religionsphilosophie wird aber sowohl bei Neokantismus wie bei Comtes Positivismus unmöglich, weil man in der Organisation des Menschenverstandes nicht nur subjektive Formen und Normen, sondern auch Fähigkeiten zur objektiven Erkenntnis annehmen muß. Die Religionsphilosophie hat demnach zur Aufgabe durch den Vergleich und Analyse aller religiösen Erscheinungen zur kritischen Synthese der Religionsbegriffe zu führen, um ihr psychologisches Werden und objektiven Wert zu erkennen.

Aber die Forschungen der religiösen Erscheinungen, welche mit der naturwissenschaftlichen Methode geführt werden, geben keine übereinstimmenden Resultate. Hauptsächlich kämpfen gegeneinander um Priorität die Verfechter des ursprünglichen Naturkultes einerseits und anderseits des ursprünglichen Animismus. Die ganze Schwierigkeit des Problems liegt darin, auf welche Weise der Begriff der Gottheit in der menschlichen Seele entstanden ist: ob durch Furcht, Traumerscheinungen u. dgl. subjektive Beweggründe oder durch das Postulat eines außerweltlichen persönlichen Gottes.

Es ist in jedem Falle erfreulich, daß der Verf. als Repräsentant der Kirche sich den induktiven Forschungen der gegenwärtigen ethnographisch-soziologischen Wissenschaft nicht im voraus ablehnend verhält, sondern, obwohl er mit ihren Folgerungen nicht einverstanden ist, dennoch bekennt, daß die Religionsphilosophie sie berücksichtigen muß, wenn sie nicht freiwillig ihren wissenschaftlichen Horizont beschränken, ihrer Würde und den Bedürfnissen der Zeit entsprechen will.

Lemberg. St. Schneider.



Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Wilhelm von Hartel.

Bei der reichen Fülle von Würdigungen, die der vielseitigen vortrefflichen Wirksamkeit des Dahingegangenen schon zuteil geworden sind, glauben wir, uns auf eine besonders das minder Bekannte hervorhebende Skizzierung seines Lebens und die Darlegung dessen beschränken zu sollen, was Hartel der Universität und der Wissenschaft, der Mittelschule und unserer Zeitschrift gewesen ist. Es kann und soll damit nur ein Ausschnitt aus seinem großen, reichen Lebenswerke gegeben werden, das voll und würdig zu schildern Hartels selbst als Darstellers bedürfte.

I[1]).

Wilhelm August Hartel wurde den 28. Mai 1839 in Hof, einem zwischen Olmütz und Troppau gelegenen, im XVII. Jahrhundert von Franken besiedelten Städtchen Mährens geboren. Sein Vater Johann bekleidete die Stellung eines städtischen Beamten daselbst, seine Mutter Josepha, geb. Effinger, war die Tochter eines aus Rottweil am Neckar stammenden Offiziers, der anfangs unter der Fahne Napoleons I. gekämpft, dann, in die österreichische Armee aufgenommen, in allen bedeutenderen Schlachten gegen Frankreich

---

[1]) Dieser Teil geht im wesentlichen auf die Rede zurück, die das Redaktionsmitglied Professor Dr. Edm. Hauler am 23. Februar bei der von der kais. Akademie der Wissenschaften und von der k. k. Universität in Wien veranstalteten Gedenkfeier auf den Verblichenen hielt. Er konnte für Einzelheiten außer gef. Mitteilungen die reiche Sammlung von Zeitungsstimmen benutzen, die Herr Hofsekretär Dr. Karl R. von Hartel liebenswürdig zur Verfügung stellte, sowie eine bis zum Jahre 1882 reichende kurze Selbstbiographie des Dahingeschiedenen, die bereits Prof. Dr. Franz Illek (Notizenblatt der histor.-statistischen Sektion der k. k. mährisch-schles. Gesellschaft zur Förderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, Beil. der Mitteilungen 1889, S. 25 ff.) verwertet hat.

mitgefochtet hatte. Die lebhaften Berichte über dessen militärische Abenteuer und die Erzählungen des gleichfalls viel gereisten Vaters hätten die rege jugendliche Phantasie leicht zu üppig beeinflussen können, wenn nicht die große Not des verarmenden Weberstädtchens sie frühzeitig gezügelt und dafür in dem empfänglichen Knaben warmes Mitgefühl und den Sinn für werktätige Hilfe geweckt hätte. Den Unterricht in den Gegenständen der Volksschule und der ersten Gymnasialklasse erhielt er im Elternhause, wo die zärtliche Mutter dem einzigen Kinde die sorgfältigste Erziehung zuteil werden ließ. Im Jahre 1852 kam er ans Gymnasium in Troppau. Von da folgte er im Herbst 1855 seinem tüchtigen Lehrer Karl Holzinger ans Gymnasium auf der Kleinseite in Prag. Zum Professor des Griechischen hatte er hier eine Zeitlang seinen späteren Kollegen Karl Schenkl; bei dem Abgang dieses strengen Gräzisten an die Innsbrucker Universität veröffentlichte Hartel als Septimaner in einem Tagblatte dessen Charakteristik, die zugleich sein erster literarischer Versuch war. Im Herbste des bewegten Jahres 1859 bestand er die Maturitätsprüfung mit Auszeichnung. Zwanzig Jahre alt bezog er dann als akademischer Bürger die Wiener *alma mater*. Die kalten, dunklen Räume des alten Universitätsgebäudes konnten seine lebhafte Begeisterung für das klassische Studium nicht dämpfen, zumal da der helle Geist eines Hermann Bonitz und die anfeuernde akademische Beredsamkeit Johann Vahlens die philologischen Hörsäle belebte. Eine große Schar begabter Studiengenossen, wie Wilhelm Scherer, Heinzel, Jagić, Zeißberg u. a., saßen mit ihm zu Füßen der zwei Meister. Rasch erkannten diese die besondere philologische Begabung Hartels und schon nach dem ersten Semester nahmen sie ihn in die Reihe der wirklichen Mitglieder ihres Seminars auf. Diesem gehörte er volle drei Jahre an und erhielt dann in der Lehramtsprüfung (1863) und in den Rigorosen (1864) das glänzendste Zeugnis über sein Wissen und Können ausgestellt. Der junge Doktor war aber nicht zum Bücherwurm geworden, sondern er hatte als Gründungsbursche und erster Marschall der „Silesia“, der er zwei Jahre angehörte (1860—1862), auch die Freuden des Studentenlebens genossen; wie im Seminar und am grünen Tische, so wußte er an der Kommerstafel und im Komment guten Bescheid. Von dieser studentischen Jugendfröhlichkeit konnte man später in Hartels Wesen noch einen Einschlag bemerken.

Bedeutungsvoll für sein Leben war es, daß ihm, der schon früh die akademische Laufbahn ins Auge gefaßt hatte, die Mäzenatenfamilie der Grafen Lanckoroński ein anregungsreiches Heim gewährte. Die Erziehung des heranreifenden Grafen Karl leitete Hartel so erfolgreich, daß er aus dem anregenden Lehrer und Berater bald sein vertrauter Reisebegleiter und Freund wurde. Es entwickelte sich eines jener selten schönen und innigen Verhältnisse, die den gewesenen Lehrer und Jünger gleich ehren und geistig adeln.

Der Beginn der öffentlichen Lehrtätigkeit Hartels fällt in die Jahre 1865 und 1866, in denen er als Probekandidat und Supplent am hiesigen akademischen Gymnasium wirkte. Unter Berufung auf die Erfolge seines Unterrichtes und auf die ersten Früchte seiner literarischen Tätigkeit suchte er, der auch später die für beide Teile anregende und wertvolle Verbindung zwischen Gymnasium und Universität stets befürwortete und pflegte, um eine an dieser Anstalt erledigte Lehrstelle an. In allerkürzester Frist hatte er die — abschlägige Erledigung in Händen. Dadurch nicht abgeschreckt, bewarb er sich um so eifriger um die *venia legendi* und im Sommer 1866 hielt er seine erste Vorlesung als Privatdozent für klassische Philologie an der Wiener Universität und ward 1868 mit der Leitung des Proseminars betraut, das nach seinen Vorschlägen eingerichtet wurde. Als im Jänner 1869 Bonitz Wien verließ, erfolgte Hartels Ernennung zum Extraordinarius; drei Jahre später (1872) die zum ordentlichen Professor. Als 1874 auch Vahlen nach Berlin abging, erhielt er zusammen mit Karl Schenkl die Direktion des philologischen Seminars. Während dieser treffliche akademische Lehrer von eherner Arbeitskraft und umfassender Belesenheit mit liebevoller Andacht auf alles Einzelne auch im Sprachlichen einging, pflegte Hartel die größeren Zusammenhänge zu betonen und auf das Sachliche sowie die Verwertung und Verarbeitung des Neuesten den Hauptnachdruck zu legen. Sie ergänzten sich so aufs beste und wußten durch ihre gediegenen Vorlesungen, Übungen und Ratschläge hunderte tüchtig geschulter Philologen anzuregen, heranzubilden und zu fördern; damit deckten sie den Bedarf an akademischem Nachwuchs und an Arbeitern im wissenschaftlichen Großbetrieb und rüsteten unsere Mittelschulen mit Lehrkräften aus, die auch weiterhin wissenschaftlich interessiert und tätig blieben. Befruchtend wirkte auf diese Generationen auch der scharfsinnige Syntaktiker E. Hoffmann ein, dann Th. Gomperz, der in erster Linie durch seine Schriften den Ruhm der Wiener Universität zu mehren suchte, und die Meister ihres Faches Conze, Benndorf und Hirschfeld.

Hartels akademische Lehrtätigkeit erstreckte sich fast gleichmäßig auf griechisches und auf lateinisches Altertum. Von seinen griechischen Kollegien war das über die „Erklärung des ersten Buches der Ilias mit einer Einleitung über die Geschichte der Homerkritik“ durch die eingehende und lichtvolle Darlegung der homerischen Frage und den wertvollen Kommentar überaus lehrreich. Formell und inhaltlich ausgereift waren seine Darlegungen über die griechische Literaturgeschichte; er betonte darin u. a., daß die hellenische Literatur, die ursprünglichste unserer ganzen Kulturwelt, aus sich ohne fremden Einfluß eine Fülle vollendeter Kunstwerke und Kunstformen geschaffen hat, welche Grundlage und Muster für die kommenden Literaturen und eine reiche Quelle ästhetischer Erkenntnis und Belehrung für die Nachwelt geworden

sind. Für die Studierenden nicht weniger ertragreich waren die Vorlesungen über die griechischen Lyriker mit einer Einleitung über griechische Dialekte, über griechische und lateinische Grammatik und über die Metrik der Griechen und Römer. Sonst ragte noch die Erklärung der Fragmente der Historien Sallusts und von Terenz' Andria hervor; diese Vorlesung führte hauptsächlich in Ritschls bahnbrechende Forschungen ein und bildete ein vorzügliches Progymnasma für die Lektüre der altlateinischen Szeniker. Bei der Ausarbeitung seiner Kollegien nahm er auf die neueste Literatur so genau Rücksicht, daß manches, wie das über Terenz, wenn er es wieder las, in wichtigen Kapiteln eine vielfach geänderte Fassung aufwies. Der Besuch seiner Vorlesungen war zu Ende der siebziger Jahre derart stark, daß der größte philologische Lehrsaal die Zahl seiner Hörer nicht faßte. Das Erscheinen des Professors ging bei der eng zusammengedrängten Masse meist unbemerkt vorüber. Erst als er mit gedämpfter Stimme zu sprechen begann, trat Ruhe ein; denn die ersten Sätze waren stets einer kurzen Wiederholung der früheren Vorlesung gewidmet. Besonders die minder fleißigen Besucher trachteten diese Ausführungen genau zu erlauschen. Beim Übergang zum neuen Stoff erhob sich seine Stimme, die, weil weittragend, das ganze große, wenig akustische Auditorium beherrschte. Die Seminarübungen, denen er die verschiedensten Texte (Plautus, Tibull, Livius' V. Dekade, Ciceros Briefe, Homerische Hymnen, Demosthenes' Kranzrede u. a.) zugrunde legte, waren bei ihm eine wahre geistige Ringschule. Stets ging er auf den Kern der Sache ein, wußte die lateinische Rede und Gegenrede in Fluß zu bringen und kargte weder mit Lob noch mit Tadel. Denn er wußte wohl, welchen Zauber anerkennende Worte des Lehrers auf den fleißigen Studierenden ausüben, anderseits pflegte seine angeborene Freundlichkeit auch einem bitteren Urteile eine erträgliche Form zu geben. Die kritisch-exegetischen Arbeiten sowie die von ihm angeregten eigentlichen Seminarabhandlungen besprach er in sachlicher Beziehung ausführlich während der Übungsstunden, hinsichtlich der lateinischen Form aber unter vier Augen in seiner Wohnung. Hier war er nach Bonitz' Vorbild für alle Wünsche und Anfragen seiner Hörer zugänglich, half ihnen, wenn ihre Arbeiten stockten, über Hemmnisse und Bedenken hinweg, lieh von seinen Bücherschätzen wichtige Schriften und Werke aus, zügelte die Voreiligen, befeuerte die Lässigen, kurz, suchte in wahrhaft väterlicher Weise zu mahnen, zu raten und zu helfen, wo immer er konnte.

Infolge des intensiven Betriebes der philologischen Studien reifte bald eine ganze Saat trefflicher Dissertationen und anderer philologischer Arbeiten heran, für deren Aufnahme die I. Abteilung unserer schon von Bonitz, Mozart und Joh. Gabriel Seidl gegründeten „Zeitschrift für die österr. Gymnasien" nicht mehr genügte. Hartel schuf daher im Verein mit K. Schenkl ein eigenes philologisches

Organ, die „Wiener Studien". In diesen wurden und werden seit dreißig Jahren nicht nur die besten philologischen Arbeiten Jüngerer, sondern auch Beiträge österreichischer und ausländischer Gelehrter veröffentlicht. Er selbst steuerte mehrere wertvolle Abhandlungen über Theognis, Ennodius, Frontin, Phaedrus und aus spanischen Handschriften zu den Jahrgängen I—XV bei. Da für die Fülle gelungener größerer Dissertationen sich auch diese neue Zeitschrift als nicht umfangreich genug erwies, schritt Hartel gleichfalls mit Schenkl an die Gründung der *Dissertationes philologae Vindobonenses*, von denen je ein Band drei der besten solcher Doktorarbeiten, die in lateinischer Sprache geschrieben sind, zusammenfaßt. Diese lebensfähigen Gründungen förderten die selbständige Entwicklung der hiesigen philologischen Forschung außerordentlich. Welcher Einsatz an Mühe und Zeit für den Verblichenen mit diesen Redaktionspflichten verknüpft war, wie viel stille Mitarbeit in den vielen von ihm redigierten Bänden niedergelegt ist, das wissen am besten die zu schätzen, die sein Erbe anzutreten die Pflicht und Ehre hatten.

Aber nicht nur als Fachmann, auch als Mitglied der Fakultät errang Hartel bei seiner Sachkenntnis, dialektischen Schlagfertigkeit und stilistischen Meisterschaft bald eine hervorragende Stellung. Durch das Vertrauen seiner Kollegen wurde er in den beiden aufeinanderfolgenden Jahren 1874/5 und 1875/6 zum Dekan der philosophischen Fakultät, 1882—1885 zum Senator erwählt und erhielt 1890 das höchste akademische Ehrenamt. Seine Tätigkeit als Rektor leitete er mit einer gehaltvollen und weitausblickenden Rede „Über Aufgaben und Ziele der klassischen Philologie" ein. Durch die Reform der österreichischen Universitäten im Jahre 1848 sei ein breiter Strom deutscher Wissenschaft und Bildung unserem Boden zugeführt worden, der, neu belebt und befruchtet, bald das Empfangene zurückzugeben begonnen habe. Das Prinzip, nur das unmittelbar Nützliche in kärglichem Ausmaß zu lehren, das wie Mehltau das Leben der Universitäten entkräftet hätte, sei der Sonne einer neuen Zeit gewichen. Näher ging er dann auf die philologische Methode ein, die jede historische Forschung von mühelosem Phantasieren zurückrufe und zur Strenge des Denkens erziehe. Er gedachte ferner der reichen Aufgaben, die der klassischen Philologie durch die Vertiefung der Methode und durch den ungeahnten Zuwachs an wertvollem neuen Material auf Stein und Papyrus erstünden, und mahnte in großzügiger Auffassung des modernen gelehrten Betriebes schon damals zur Organisation wissenschaftlicher Arbeit, indem er auf das Beispiel Ed. Wölfflins verwies, der bereits seit 1884 zahlreiche deutsche und österreichische Schulmänner und Gelehrte zu Vorarbeiten für den *Thesaurus linguae Latinae* verbunden hatte. Er pries die Wissenschaft als die unversiegbare Quelle der intellektuellen Kraft des Staates und seiner sittlichen Größe. Diese Ansicht von

dem Werte der Wissenschaft und Bildung habe, indem sie die lange taten- und segensreiche Regierung eines edlen Herrschers durchdrungen, den geistigen Zustand Österreichs aus tiefem Verfall zu neuem Leben erweckt und habe uns, Mut und Kraft belebend, mit beflügeltem Schritte die versäumte Kulturarbeit von mehr als einem Jahrhundert nachholen lassen. — Während des Rektoratsjahres erwies sich Hartel, wie immer, als ein warmer Freund der akademischen Jugend, als Schützer ihrer Freiheiten und Gebräuche und er wußte in mancher schwierigen Lage das vermittelnde Wort und eine günstige Lösung zu finden. Nach längerer Zeit war er der erste Rektor, der wieder auf Festen der Studentenschaft erschien und mit ihr in persönlichen Verkehr trat; natürlich wurde dieses Wohlwollen von ihr dankbarst empfunden.

Gleich vorzüglich wie seine Wirksamkeit als Lehrer und akademischer Würdenträger war seine wissenschaftliche Tätigkeit. Sie bewegte sich auf griechischem und lateinischem Gebiete und umfaßte ebenso textkritische und sprachliche Probleme wie solche aus den realen Disziplinen. Um von zahlreichen kleineren Schriften und Abhandlungen, die in den heimischen und in deutschen Zeitschriften erschienen sind, abzusehen, möchte ich folgende literarische Leistungen hervorheben. Seine ersten Studien galten den homerischen Gedichten, sowohl ihrer Komposition als auch wichtigen metrisch-sprachlichen Erscheinungen. In seinen „Untersuchungen über die Entstehung der Odyssee" (d. Zeitschr. XV 473 ff., XVI 317 ff.) suchte er durch Ausscheidung von Episoden, so der Telemachie, dem ursprünglichen Kern der Odyssee näher zu kommen. Seine umfangreichen „Homerischen Studien" (Sitzungsber. d. Wiener Akad. I 1871, 1873², II und III 1874) behandeln in äußerst sorgfältiger und gediegener Weise die Verlängerung kurzer auslautender Silben sowie die Verkürzung langer Vokale und Diphthonge im In- und Auslaut bei Homer. Diese Arbeit, die ähnliche seitens seiner Schüler hervorgerufen hat, bezeichnet der große Gräzist H. Usener als meisterhaft [1]). In den „Demosthenischen Studien" (I 1876, II 1877) hat Hartel im Gegensatz zu der früher bloß einseitig philologischen Beurteilung der Demosthenischen Staatsreden die Geschäftsordnung des athenischen Rates und der Volksversammlung klarzustellen und das Zustandekommen der Anträge und ihre Tragweite verständlicher zu machen gewußt. Bewunderungswürdig ist auch, wie rasch, sicher und musterhaft er in den „Studien über attisches Staatsrecht und Urkundenwesen" (I—III 1879) das große Rohmaterial der attischen Inschriften geordnet und ge-

---

[1]) Altgriechischer Versbau (Bonn 1887), S. 14: „W. v. Hartel hat in seinen meisterhaften Homerischen Untersuchungen wie andere Fragen der epischen Laut- und Verslehre, so auch die Natur und Geschichte des Digamma mit einer gewissenhaften und ruhig sicheren, beherrschenden Umsicht geprüft, wie sie bis dahin wohl kaum einer Spracherscheinung zuteil geworden ist".



prüft hat, um zu zeigen, welche Bedingungen für das Zustandekommen von Staatsurkunden gelten, ob und in welchem Umfange darin feste Formularien erkennbar seien. Wenngleich seither, wie natürlich, Einzelheiten durch die emsige Detailforschung berichtigt worden sind, so haben sich doch die von Hartel aufgestellten formellen Gesichtspunkte als richtig erwiesen, ja für eine von ihm behandelte Urkunde hat ein neuerer Fund — ein in unserer Wissenschaft besonders seltener Glücksfall — seine Auffassung überraschend bestätigt[1]). Ebenso rasch erfaßte er die Wichtigkeit der griechischen Papyri in literarischer, sprachlicher, geschichtlicher und rechtlicher Hinsicht. Schon 1883 behandelte er einen für die Bürgschaft bei öffentlichen Getreidelieferungen und für die fiskalische Verwaltung in Ägypten lehrreichen griechischen Papyrus aus dem Jahre 487 n. Chr. (Wiener Stud. V 1 ff.) und legte 1886 in dem Festvortrage „Über die griechischen Papyri Erzherzog Rainer“ den unschätzbaren Wert dieser Urkunden, an deren Restitution und Entzifferung sich unter Karabaceks Leitung Krall und Wessely eifrigst beteiligten, in lichtvoller Weise dar; er zeichnete darin farbenreich das Leben und Treiben der Bewohner des alten Gaues von Arsinoe, des heutigen Faijûm, und gab von dem reichen Inhalt der Sammlung eine schöne Probe an dem Bruchstücke aus Aeschines' Rede gegen Ktesiphon (§§ 178—186), dessen Wichtigkeit für die Textkritik und Textgeschichte er feststellte.

Auf dem Gebiete der lateinischen Philologie begann Hartel mit einem großen Werke für die Kirchenväterausgabe der Wiener Akademie. Die Kirchenschriftsteller sind bekanntlich nicht bloß inhaltlich für die Theologen wertvoll, sondern auch wegen ihrer Sprache, die oft Zugeständnisse an das damalige Volks- oder Vulgärlatein macht, für den Philologen und Romanisten, wegen der zeitlichen und sonstigen Angaben unter anderem für den Historiker interessant. Aber die wissenschaftliche Verwertung der früher zumeist verwilderten Texte war ohne gründliche Vergleichung der besten Handschriften unmöglich. Nach einem von Ritschl angeregten Antrage Vahlens hatte die Wiener Akademie der Wissenschaften 1864 sich entschlossen, eine Sammlung kritisch gereinigter Texte der lateinischen Kirchenväter zu veranstalten. Während nun

[1]) A. O. S. 40, 54 hat Hartel die Inschrift IG. II 234 (jetzt im Britischen Museum) für eine private Abschrift des bezüglichen Beschlusses der Athener erklärt, weil in den Präscripten der Schreiber nicht genannt, die Sanktionierungsformel ausgelassen ist und zweimal Demotika abgekürzt geschrieben sind. Die Vermutung hat sich dadurch bestätigt, daß die Inschrift II 410 (II 5, 410, jetzt in der *British School* zu Athen) von A. Wilhelm (*Annual of the British School at Athens* VII 156) als unterstes Stück derselben Stele erkannt wurde: es fehlen am Ende des Beschlusses in der Tat die auf die Aufschreibung bezüglichen Bestimmungen und sicherlich hat Asandros, dem der Beschluß gilt, wie die Reiterstatue, deren Aufstellung auf dem Markte ihm die Athener gewähren, so auch die ansehnliche Stele auf eigene Kosten errichten lassen.



die das *Corpus* eröffnenden zwei Bände mit den Ausgaben des *Sulpicius Severus, Minucius Felix* und *Firmicus Maternus* von Halm die denkbar einfachste Form des kritischen Apparates darboten, da alle drei Schriftsteller uns nur in je einer Handschrift erhalten sind, so lag die Sache für Hartel bei der Edition des Afrikaners *Cyprianus* (I 1868, II, III 1871) ganz anders. Denn die Schriften dieses gemäßigten Bischofs sind an und für sich zahlreich und jede in vielen Handschriften, dazu verschiedener Rezension überliefert. Für dessen Briefe, die höchst wertvolle Urkunden für die Geschichte der Kirche und der damaligen Zeit sind, hat Hartel allein 36 Handschriften ganz vergleichen und heranziehen müssen. Die umfangreichen Kollationen, die mit großer Sorgfalt ausgeführt und verwertet sind, erheischten längere Reisen an die größeren Bibliotheken; überdies waren fremde Kollationen und vier Jahre eigener mühsamer Forschung nötig. Die unparteiische Kritik erkannte an, daß Hartel in den drei Bänden (mit fast 1500 Seiten) eine bedeutende philologische Leistung geschaffen habe. Sie hat sich in der Textgeschichte Cyprians als ein bedeutender Markstein bewährt, der zahlreichen neueren Forschern einen trefflichen Ausgangspunkt für ihre Sonderuntersuchungen geboten hat. Von hohem Werte sind die ausführlichen Indices; für den Philologen und Romanisten am interessantesten ist der dritte, der nicht nur den Sprachgebrauch Cyprians aufs beste beleuchtet, sondern auch die Abweichungen des Vulgärlateins der unechten Schriften hervorhebt. Auch die Herausgabe der Werke des gebildeten *Ennodius* (1882) ist eine große mustergiltige Leistung, bei welcher der Scharfsinn des Herausgebers an vielen hunderten Stellen sich erproben mußte. Weiter veröffentlichte Hartel die Streitschriften des sardinischen Bischofs *Lucifer* von Cagliari (1886) gewissenhaft und widmete dessen eigenartigem Latein nicht bloß reiche Indices, sondern auch einen Sonderaufsatz im III. Bande von „Wölfflins Archiv für lateinische Lexikographie“. Endlich gab er 1894 die prosaischen und dichterischen Werke des phantasievollen *Paulinus* von Nola nach Zechmeisters frühzeitigem Tod in zwei Bänden trefflich heraus. Seinen textkritischen Vorgang und einige Nachträge und Verbesserungen begründete er im 5. und 6. Hefte der „Patristischen Studien“ (1895), deren frühere Teile (1890) Tertullian gewidmet sind. Außerdem unterzog er sich der erheblichen Mühe, die Beschreibung und Inhaltsangabe der für die ecclesiastische Literatur wichtigeren Handschriften des Escorial und der Madrider Sammlungen in der *Bibliotheca patrum Latinorum Hispaniensis* (Bd. I, 1887) nach Aufzeichnungen des jäh verstorbenen Dr. G. Löwe herauszugeben und zu bearbeiten.

Hartel bewährte sich aber nicht nur als einer der regsten Herausgeber beim Corpus, sondern auch als energischer und umsichtiger Leiter der Arbeit; denn seitdem er in die akademische Kommission zur Herausgabe dieser Texte getreten war, ging die

Veröffentlichung sehr rasch von statten. Auch brachte das Corpus Neues, so im XVIII. von G. Schepss verfaßten Bande die Schriften Priscillians, des eigenartigen und gebildeten Theosophen, der 385 in Trier den Märtyrertod für seine Lehre starb, und im XXXIX. Bande über die *Itinera Hierosolymitana* veröffentlichte P. Geyer die kurz vorher gefundene Reisebeschreibung einer gallischen Dame, die gegen Ende des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die Eindrücke und Erlebnisse ihrer Wallfahrt zu den heiligen Stätten ihren Klosterschwestern im Vulgärlatein schildert.

Von anderen wissenschaftlichen Arbeiten Hartels wären noch zu erwähnen die textkritische Ausgabe Eutrops (*Eutropi breviarium*, Weidmann 1872) mit der die Grundsätze der Textgestaltung rechtfertigenden Abhandlung „*Eutropius* und *Paulus Diaconus*" (1872) und seine kritischen Beiträge oder Versuche zur V. Dekade des Livius (diese Zeitschr. XVII 1 ff. und Sitzungsber. d. Wiener Akad. 1888). Dazu kommen seine zahlreichen gründlichen Kritiken sowohl über bedeutende Werke seines engeren Fachgebietes als auch über wichtige literarische Erscheinungen, die davon weiter abliegen, wie über Müllenhoffs „Deutsche Altertumskunde", Th. Gomperz' „Die Bruchstücke der griechischen Tragiker und Cobets neueste kritische Manier", Reinisch' „Ausgabe der zweisprachigen Inschrift von Tanis", Gardthausens „Griechische Paläographie" und K. Schenkls Ausgabe des *Valerius Flaccus* und dessen „Studien zu den *Argonautica* des *Valerius Flaccus*" [1]).

Diese gelehrten Arbeiten, die Hartel lange an die Studierstube und die Bibliotheken fesselten, wurden angenehm durch größere Reisen unterbrochen. Wie er schon früher der wissenschaftlichen Forschung halber mit seinem gräflichen Freunde Lanckoroński, in dem er ein warmes Interesse für philologische und archäologische Studien zu entfachen gewußt hatte, fast alle Länder Mittel- und Südeuropas bereist hatte, so besuchte er im Winter 1874 Griechenland, Ägypten, Palästina, Syrien, Kleinasien und die Türkei, im Herbste 1884 Rhodus, Pamphylien, Cilicien, Pisidien und Karien. Die Ergebnisse der planvollen Durchforschung der bedeutendsten Städte Pamphyliens und Pisidiens sind in zwei glänzenden Publikationen des genannten Kunstfreundes (1890/92) niedergelegt.

Sein ausgebreitetes Fachwissen, sein wissenschaftliches und organisatorisches Talent zeigte Hartel in hervorragender Weise 1893 als erster Präsident der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien, deren umsichtige Vorbereitung und erhebender Verlauf allseits anerkannt und gerühmt wurde. Bei der Enthüllung des großen Denkmales, das, von Kundmanns Meisterhand entworfen, den Arkadenhof der Wiener Universität ziert, hielt er die schwungvolle Rede auf Thun, Exner und Bonitz. Sein Name

---

[1]) Vgl. diese Zeitschr. XXII 153 ff., XXIX 14 ff., XVIII 135 ff., XXX 442 ff., XXIV 135 ff.



erscheint auch unter den Mitarbeitern an der zu diesem Anlasse verfaßten wissenschaftlichen Festschrift des Vereines *Eranos Vindobonensis*, dessen Mitbegründer, Präses und langjähriges Mitglied er war. Zur folgenden Philologenversammlung führte Hartel selbst ein starkes Fähnlein österreichischer Hoch- und Mittelschulprofessoren nach Köln, das dort wacker mit Rat und Tat eingriff. Überhaupt pflegte er den Zusammenhang mit dem Auslande, besonders dem deutschen Reiche nicht bloß durch direkten Verkehr mit den hervorragendsten Fachgenossen, sondern er ließ auch eine Reihe von Schülern nach Vollendung ihrer Prüfungen berühmte deutsche Universitäten, namentlich die rheinische Musenstadt Bonn besuchen, damit sich ihr Wissen vertiefe und ihr Blick erweitere. Seine Wertschätzung der Fremde ging aber nicht so weit, daß er die 1883 und 1886 an ihn gerichteten ehrenvollen Berufungen nach Göttingen und Heidelberg angenommen hätte. Damals strahlte, wie sonst öfter, die Sonne kaiserlicher Gnade auf den so unermüdlich und erfolgreich Schaffenden warm herab.

Das Bild von Hartels wissenschaftlicher Tätigkeit wäre unvollständig, wenn nicht auch seine weitere Wirksamkeit als Direktor der Hofbibliothek, dann als Sektionschef, als Leiter und Chef des Kultus- und Unterrichtsministeriums wenigstens skizziert würde.

Die Direktion der Hofbibliothek versah er seit 1891 erfolgreich neben seiner akademischen Lehrtätigkeit, die er allerdings etwas einschränken mußte. Die ihm anvertrauten kostbaren handschriftlichen Schätze, die früher oft allzu ängstlich behütet worden waren, eröffnete er nun freigiebig der Gelehrtenrepublik; dadurch erleichterte und förderte er die wissenschaftlichen Studien in- und ausländischer Forscher außerordentlich. Nebst manchen anderen dankenswerten Neuerungen und ersprießlichen Anregungen ist eine glänzende Frucht seines damaligen Wirkens die mit Fr. Wickhoff veranstaltete Ausgabe der mit prächtigen alten Bildern geschmückten griechischen Handschrift „Wiener Genesis“, eines Juwels dieser reichen Bibliothek. Auch ließ er die nicht minder berühmte Peutingersche Tafel photographisch vervielfältigen.

Nach fünfjähriger, in modernem Geiste geführter Verwaltung der Bibliothek, zugleich nach dreißigjähriger Tätigkeit als akademischer Lehrer wurde er 1896 als Sektionschef ins Ministerium für Kultus und Unterricht berufen. Als Hauptangebinde überreichten ihm damals die Schüler einen stattlichen Festband (*Serta Harteliana*) mit 52 Aufsätzen, deren mannigfaltiger, die Wissenschaft fördernder Inhalt am besten die anregende und befruchtende Wirksamkeit des verehrten Lehrers und Gelehrten bekundet.

Auch in seiner neuen einflußreichen Stellung, dann als Leiter des Unterrichtsministeriums in dem Kabinette Clary, von 1900 bis 1905 als Unterrichtsminister blieb er mit Herz und Sinn Mann der Wissenschaft, der, allem bureaukratischen Formelkram abhold, mit klarem Blicke, großer Gewandtheit, hervorragender

Sach- und Personalkenntnis den Verhältnissen und den praktischen Bedürfnissen Rechnung trug. Als warmer Freund der akademischen Jugend wußte er 1898 durch sein wohlwollendes und kundiges Eingreifen die starke Gährung zu dämpfen, die unter den deutschösterreichischen Universitätshörern und Technikern wegen des Polizeiverbotes gegen das Tragen studentischer Abzeichen entstanden war. Auch sonst verhinderte er, wo immer es anging, zu strenge Maßregeln gegen Studierende, die mit den Disziplinargesetzen in Widerspruch geraten waren.

Welch bedeutsame Neuerungen er während dieser Zeit trotz der ungewöhnlichen Schwierigkeiten aller Art, die sich gegen ihn auftürmten, durchgeführt hat, läßt sich hier nur ganz kurz andeuten. Es sei die Ausgestaltung der zoologischen Station in Triest erwähnt, ferner die Erlassung der neuen, von Instruktionen begleiteten Rigorosenordnung für die philosophische und die medizinische Fakultät, weiter die nach Reform des Studiums der Frauen diesen gewährte Zulassung zu den medizinischen Studien und zum Doktorate der Heilkunde und zur Pharmazie. Auch schuf Hartel neue Bestimmungen für das Doktorat der Theologie und veranlaßte die Errichtung theologischer Seminarien. Ihm, dem klassischen Philologen, war es vorbehalten, nicht nur das tierärztliche Fachschulstudium auszugestalten und die Rangerhöhung der Hochschule für Bodenkultur durchzusetzen, sondern auch den Technikern die lang angestrebte Verleihung des Doktorgrades zu gewähren. Um die baulichen Umgestaltungen der Provinzuniversitäten während seiner Amtswirksamkeit zu übergehen, sei nur auf die wichtigsten Wiener Hochschulbauten verwiesen. Außer der Erweiterung der Unterrichtsräume an der Technik wird ihm die Vollendung des großartigen elektrotechnischen und die des physiologischen Universitätsinstitutes verdankt, einer Musteranstalt, wie sie wohl kaum eine zweite Universität der Welt besitzt. Ein besonderer Ruhmestitel ist es für ihn, daß er auch den Neubau des allgemeinen Krankenhauses und seiner zahlreichen Kliniken nach Überwindung der größten finanziellen, privatrechtlichen und bureaukratischen Schwierigkeiten aufs glücklichste anzubahnen und durchzusetzen verstanden hat. Obwohl jahrhundertalte Rechtsverhältnisse die Lösung schwer verwickelten und hemmten, gelang es seinem zielbewußten Eifer doch, das für so zahlreiche Bauten nötige Terrain in der größten Nähe der Universität und des Krankenhauses zu gewinnen. Die Erwerbung dieser günstig gelegenen Gründe sichert den räumlichen und den engeren geistigen Zusammenhang zwischen der medizinischen Fakultät und der übrigen Universität mit ihrer Bibliothek, ihren Instituten und Wohlfahrtseinrichtungen. So hat Hartel mit zäher Ausdauer und großem Glück das Ziel verfolgt, die medizinische Fakultät in den Besitz geräumiger, gut gelegener Institute zu setzen, die es ihr erleichtern, den althergebrachten Ruhm der Wiener Schule zu er-

halten und zu mehren. Die mit dieser großen Aktion zusammenhängenden umfangreichen Bauten und ihre Einrichtungen führten und führen — was wohl auch ein Wort der Erwähnung verdient — dem Wiener Erwerbsleben Millionen zu. Noch wichtiger ist es, daß er eine Reihe hervorragender Kräfte für die österreichischen Hochschulen gewonnen und den drohenden Verlust anderer glücklich verhütet hat. Aber auch auf allen übrigen Gebieten seines umfangreichen Ressorts hat Hartel höchst Ersprießliches geleistet, indem er, wie weiter unten ausgeführt werden soll, den Mittelschulen, dazu den Bürger- und Fachschulen seine rege Fürsorge zuwandte.

Ein sehr warmes und fruchtbringendes Interesse zeigte er außerdem für alle schönen Künste. Selbst musikalisch, war er bestrebt, der Musikwissenschaft den gebührenden Platz einzuräumen; er nahm deshalb an der Veranstaltung eines *Corpus scriptorum de musica* tätigen Anteil und förderte dieses Unternehmen kräftig. Gerade zur Stunde, da er starb (um $^1/_4$7 Uhr des 14. Jänner 1907), war eine Beratung der Subkommission anberaumt. Er war ferner der Schöpfer der modernen Galerie in Wien, die hoffentlich in seinem Sinne ausgestaltet werden wird. Überhaupt ein großer Freund der Malerei, begünstigte er ihre moderne Richtung. Auch schenkte er der Plastik, der Medaillenkunst und anderen künstlerischen Reproduktionstechniken gehörige Aufmerksamkeit. Den Vorsitz in dem von ihm ins Leben gerufenen „Kunstrat“ führte er ebenso gewissenhaft wie das Preisrichteramt in den Kuratorien verschiedener Stiftungen. Weiter nahm er als Mitbegründer und Kuratoriumsmitglied des Vereins *Carnuntum* lebhaften Anteil an dessen auf die Erschließung dieser alten Römerstadt und ihres Legionslagers abzielenden Arbeiten sowie an den zur Feststellung des römischen Grenzwalles in unseren Gegenden unternommenen Grabungen. Ebenso erfreuten sich die vom österreichischen archäologischen Institute geleiteten Unternehmungen und Publikationen seiner warmen Förderung.

Trotz des Druckes zeitraubender Geschäfte und schwerer Sorgen in seinem anstrengenden Berufe kam er seinen Verpflichtungen als Mitglied der k. Akademie aufs getreulichste nach. Seit 1871 korrespondierendes, seit 1875 wirkliches Mitglied wurde er 1899 zum provisorischen Vizepräsidenten gewählt, 1900 und weiterhin als Vizepräsident bestätigt. Er blieb daneben Obmann der Kirchenväterkommission, die gerade in den letzten Jahren eine recht energische Tätigkeit entfaltet hat. Seine Zugehörigkeit zu vielen anderen Kommissionen, von denen noch die für die archäologische Erforschung Kleinasiens, die zur Durchforschung der Balkanhalbinsel und zur Herausgabe der Bibliothekskataloge des Mittelalters genannt seien, gaben ihm reiche Gelegenheit zur Einflußnahme auf wissenschaftliche Unternehmungen und ihre Unterstützung. Hervorragenden Anteil hat er an dem Zustandekommen des von den fünf deutschen Akademien von Berlin, Göttingen,

Leipzig, München und Wien begonnenen und rüstig geförderten monumentalen Werkes, des *Thesaurus linguae Latinae.* Der bekanntlich schon von Friedrich August Wolf angeregte, von K. Halm auf der ersten Wiener Philologenversammlung (1858) warm befürwortete Plan, einen *Thesaurus linguae Latinae* zu schaffen, hatte in Österreich ein stärkeres Echo geweckt: nicht nur die Kirchenväterausgaben mit ihren sprachlichen Indices, sondern auch viele, namentlich von Hartel und K. Schenkl ausgehende Abhandlungen und Dissertationen lieferten wichtige lexikalische Beiträge. Als dann der ausgezeichnete Münchener Latinist Eduard von Wölfflin in seinem von der k. bayerischen Regierung unterstützten „Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik" unmittelbare Vorarbeiten zu dem *Thesaurus* in Angriff nahm und ausführte, stellte Österreich zu seinem ersprießlichen Unternehmen zahlreiche eifrige und tätige Mitarbeiter. Sobald aber das eigentliche Projekt lebensfähig ward, erstattete Hartel (1892) ein ausführliches Promemoria, in dem er im Einvernehmen mit Th. Mommsen und Sueß die zeitgemäße und notwendige Vereinigung der gelehrten Körperschaften zu dieser und zu zwei anderen großen Unternehmungen erfolgreich vertrat. Wie daraus zunächst das Kartell der deutschen Akademien, anfangs ohne Berlin, dann die interakademische Thesauruskommission, die so energisch tätig ist, und 1899 unter Führung der preußischen Akademie die internationale Assoziation der größeren gelehrten Gesellschaften der Erde erwachsen ist, hat Hartel selbst trefflich in der am 30. November 1906 zum Mommsentag im Verein „Eranos" gehaltenen Rede über die „Organisation der wissenschaftlichen Arbeit" dargelegt. Aus dieser an der Spitze des laufenden Bandes unserer Zeitschrift stehenden Erörterung sei nur der schöne, eine tröstliche Zukunft prophezeiende Satz ins Gedächtnis gerufen: „Die Assoziation eröffnet ein Feld friedlicher Arbeit und edlen Wettkampfes um die idealsten Güter der Menschheit, welche gemeinsam in gegenseitiger Anerkennung gepflegt und gemehrt über die völkertrennenden Vorurteile siegen werden".

Diese Rede hielt er, als er, schon der schweren Bürde seines Amtes ledig, wieder in die stille Gelehrtenstube zurückgekehrt war. Hier las er eifrigst die neuere philologische Literatur und begann die altgewohnte wissenschaftliche Tätigkeit zunächst für die Ausgaben der Kirchenväterkommission wieder aufzunehmen. Er schritt an die Bearbeitung der Schriften des mit dem heiligen Augustin befreundeten kampflustigen *Marius Mercator.* Daneben stellte er noch öfter als früher seine glänzende Beredsamkeit, seine schwungvolle Feder und sein umfassendes, allgemeines Wissen bei festlichen Anlässen zur Verfügung. So feierte er anläßlich des achtzigsten Geburtstages des Erzherzogs Rainer dessen hohe Verdienste um die heimische Kunst und Wissenschaft. Zur posthumen Arbeit ward die inhaltsreiche Rede „Grillparzer und die Antike", die als Vortrag für die Versammlung der Grillparzer-Gesellschaft vom 18. Jänner geplant

war. Von seinen früheren Reden sei die im Verein „Mittelschule“ gegebene vorzügliche Schilderung H. Bonitz' und seines Wirkens in Österreich (1889) hervorgehoben, ferner die feinsinnige Darlegung bei der Preisverteilung der Akademie der bildenden Künste (1899) „Über Wesen und Aufgaben der Kunst und der Akademie“; und zur Jahrhundertfeier der Geburt Johann Gabriel Seidls (11. Mai 1904) hielt er eine warme Ansprache auf diesen treuen Schulmann, gelehrten Forscher und gemütstiefen Lyriker, dessen Verdienste auch als Mitbegründers und langjährigen Redakteurs unserer Zeitschrift er schon 1875 in einem gehaltvollen Nachrufe (d. Zeitschr. XXVI 554 ff.) beleuchtet hatte. Am 8. Mai 1905 war er der zündende Festredner bei der Akademie zu Ehren Schillers.

Die Bedeutung der Publizistik wußte Hartel, wie schon erwähnt, bereits von seiner Schulzeit an zu würdigen. Ja, um gefährliche Experimente wirksamer vom Gymnasium abzuwehren, redigierte er 1872 selbst die Schulzeitung der eben begründeten „Deutschen Zeitung“. Er verfaßte ferner für das „Kaiserblatt“, das Friedrich Uhl 1898 zum Kaiserjubiläum zusammenstellte und herausgab, den prächtigen Abschnitt über die Universitäten. Auch wußte er interessante alte Stoffe in Wochenschriften oder in der Tagespresse dem größeren Publikum mundgerecht zu machen. So handelte er im I. Jahrgange der „Österr. Monatsschrift“ über einen antiken Roman, im II. über Sappho und die Sapphosage, indem er gegen die Entstellung des Bildes der feurigen Lesbierin durch einen Engländer in ebenso begeisterter und überzeugender Weise protestierte, wie dies in der neuesten Zeit v. Wilamowitz aus Anlaß eines französischen Pamphletes getan hat. Diese und ähnliche, zum Teil versteckte Arbeiten, so die Würdigung bedeutender Philologen wie August Boeckhs, die liebevolle und ehrende Charakteristik Joh. Vahlens, ferner mehrere seiner kleineren Abhandlungen, die im Buchhandel selten geworden sind, verdienten aus inhaltlichen und aus formellen Gründen neu abgedruckt zu werden. Einen nicht minder dankbaren Stoff böte eine Sammlung seiner zahlreichen, gehaltvollen Briefe, die alle Gattungen des epistularen Stiles zeigen und für die Charakteristik seiner Persönlichkeit, seine Pläne und Entwürfe und den Verkehr mit großen Zeitgenossen, seinen vielen Freunden und Schülern wertvolles Material bieten werden.

Die bis zuletzt andauernde große Arbeitsenergie und Vielseitigkeit Hartels ist um so bewundernswürdiger, als ein langjähriges tückisches Leiden seine Kraft untergrub und sein Augenlicht schwächte. Diese rührige Ausnützung der letzten Lebensjahre erinnert an die Schaffensfreudigkeit des Arbeitsriesen und Geistesfürsten Th. Mommsen. Dabei blieb er jung und fröhlich in seiner Seele bis an sein Ende, indem er Auge und Sinn offen behielt für alles Schöne, Große und Gute.

Besonders wir Philologen blicken auf ihn als Muster treuer Pflichterfüllung, als leuchtendes Vorbild für unsere eigene Berufstätigkeit und literarische Wirksamkeit hin. Zu großem Danke sind wir ihm verpflichtet, daß er zeitlebens für unser Bildungsideal aufs wärmste eingetreten ist und u. a. die im Vorjahre erfolgte Gründung des „Vereines der Freunde des humanistischen Gymnasiums“ tatkräftig gefördert hat. Ja, noch über das Grab hinaus hat er das fürsorgliche Interesse für unsere Studien und die ihm lieb gebliebene Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit dadurch bekundet, daß er seine große Fachbibliothek in erster Linie dem philologischen Seminar der Wiener Universität gestiftet hat. Sie soll von den jetzigen und künftigen Philologengeschlechtern aufs pietätvollste gehütet und in seinem Sinne emsig benützt werden. Es war nur der Zoll schuldiger Dankbarkeit und Verehrung, daß die Direktion und die Jungmannschaft des Seminars auf der Bahre Kranzgewinde [1]) niederlegten und bei der großartigen Leichenfeier dem edlen Toten in die Kirche und zur Grabstätte das Geleite gaben. Auch die Wiener Universität hat Hartel mit einem hochherzigen Stipendienlegate bedacht, durch das er verdienten Studierenden das Ergreifen des akademischen Lehrberufes erleichtern wollte. An alle akademischen Kommilitionen aber ist und bleibt der von ihm als Rektor ausgesprochene Wunsch gerichtet, sie möchten sich dereinst im Kampfe des Lebens als tüchtige Führer und Streiter bewähren und durch das Gewoge materieller Interessen hoch die Fahne der Humanität und freier Bildung tragen.

So ist mit dem Verblichenen eine langjährige Zierde der Wiener Universität und Akademie, eine im Lehrberuf und in der wissenschaftlichen Forschung gleich glänzende Erscheinung, ein wahrer Freund der akademischen Jugend, ein Vater seiner Schüler, ein gütiger, hochgebildeter und moderner Mann dahin gegangen. Seinen weiten Blick, sein klares, scharfes Urteil, sein großes Arbeits- und Organisationstalent hat er in seinen hohen Stellungen den Wissenschaften, ihrem Betrieb und ihren Stätten meist mit großem Erfolge, stets in der besten Absicht zugewandt. In der Ruhmeshalle der Wiener Universität wird seinem Bilde gewiß ein Ehrenplatz eingeräumt werden. Ein dauernderes und größeres Denkmal hat er sich durch seine Güte, seine Werke, Ideen und Schöpfungen selbst gesetzt. Denn wir meinen mit Goethe:

„Vergänglich sind der Erde reichste Gaben,
Nur, was wir . . . .
Gewirkt als Geister auf die Geister haben,
Das währt und bleibt in alle Ewigkeit“.

---

[1]) Mit den Aufschriften *Qui seminario philologo Vindobonensi praesunt Tibi, qui diu summo successu praefuisti* und *Carissimo pristino rectori sodales seminarii philologi Vindobonensis.*

II.

Hartels Bedeutung für die Entwicklung unseres Mittelschulwesens zu würdigen kann auf den wenigen, seinem Andenken gewidmeten Blättern nicht voll und ganz geschehen; dies muß einer besonderen monographischen Darstellung vorbehalten bleiben. Nur in kurzen Zügen sollen hier die wichtigsten Momente festgehalten werden. Hartel stand vom Beginne seiner öffentlichen Tätigkeit an dem Mittelschulstande nahe. Obwohl er schon während seiner Studienzeit der akademischen Laufbahn zustrebte und hierin von seinen Lehrern Bonitz und Vahlen kräftigst gefördert wurde, unterzog er sich schon im Jahre 1863 der Lehramtsprüfung für klassische Philologie, und zwar vor Erlangung des philosophischen Doktorates und stand in den Jahren 1865 und 1866 als Probekandidat und dann als Lehrer des Latein in der V. Klasse am akademischen Gymnasium in Wien unter Direktor Hochegger in Verwendung. Nach Bonitz' Berufung nach Berlin wurde Hartel zum außerordentlichen Professor ernannt und mit der Leitung des Proseminars und später auch des Seminars betraut. Wie er nun seinen Schülern gegenüber auftrat, erinnert vielfach an die Art seines Lehrers Bonitz, der für ihn das Vorbild eines akademischen Lehrers geworden war und mit dem er in jedem Bezuge verglichen werden kann. Wie Bonitz verdient auch Hartel als *praeceptor Austriae* bezeichnet zu werden. Mit großer Schärfe wußte Hartel schon nach flüchtiger Begegnung die begabteren unter seinen Hörern zu erkennen; kamen sie minder vorgebildet vom Gymnasium her, so las er mit ihnen privatim in seiner Wohnung die klassischen Autoren, bildete sie im Proseminar in sorgfältigster und mühevollster Art zu lateinischen Stilisten heran und machte sie mit der Methode philologischer Arbeit vertraut. Dabei sorgte er wie ein väterlicher Freund für ihr materielles Wohl. Groß ist die Zahl der Schüler, die Hartel für das Lehramt an Mittelschulen herangebildet hat, und nicht wenige von ihnen wirken nun als akademische Lehrer. Die Liebe und Dankbarkeit seiner Schüler kam in den verschiedensten Formen zum Durchbruch, nicht zum mindesten in Widmungen von Dissertationen und Erstlingsarbeiten, durch die Überreichung eines Albums mit den Photographien vieler Schüler, als Hartel 1885 die Berufung an die Universität Göttingen abgelehnt hatte, beim 25jährigen Jubiläum seiner Promotion im Jahre 1889, insbesondere aber beim Abschluß seiner 30jährigen akademischen Lehrtätigkeit im Jahre 1896, wobei ihm eine goldene Medaille, eine 578 Unterschriften tragende lateinische Adresse und eine Festschrift unter dem Titel *Serta Harteliana* überreicht wurde.

Hartels Bemühungen, seine Schüler zu wissenschaftlicher Arbeit heranzubilden, fußten auch auf der Überzeugung, daß nur ein wissenschaftlich hochstehender Lehrstand seiner Aufgabe an der Mittelschule völlig gewachsen sei. Mit dieser blieb er auch als

Universitätslehrer fortwährend in Fühlung. Schon im Jahre 1874 trat er in die Redaktion der 'Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien' ein und verblieb in dieser bis zu seinem Übertritte in das Unterrichtsministerium. Wie sehr er unserer Zeitschrift bis in die letzte Zeit seines Lebens zugetan war, beweist der Umstand, daß er seine letzte Rede, die er im Vereine Eranos zum Andenken Mommsens gehalten hat, in diesen Blättern[1]) veröffentlicht sehen wollte. Wenige Tage vor seinem Tode hatte er in gewohnter Gewissenhaftigkeit die Korrektur des Aufsatzes besorgt.

Dem praktischen philologischen Unterrichte trat er nahe, als ihm nach dem Tode Curtius' die Neuauflage der griechischen Grammatik übertragen wurde. Sie erschien im Jahre 1887 und im nächsten Jahre der dazu gehörige Abriß des homerischen und herodoteischen Dialektes. Die Neubearbeitung dieses in seiner Verbreitung einzig dastehenden Buches bedeutet eigentlich eine Umarbeitung, indem Hartel nicht nur die Resultate der neueren wissenschaftlichen Forschung, sondern auch die Erfahrungen, die bei dem praktischen Gebrauche desselben in der Schule gesammelt wurden, in geschickter Weise benützte. Er bediente sich in einzelnen Fragen des Rates tüchtiger Schulmänner und verwertete die eigenen Beobachtungen, die er in seiner Stellung als Mitglied des n. ö. Landesschulrates, dem er seit 1883 angehörte, und insbesondere als Vorsitzender bei Maturitätsprüfungen anzustellen in der Lage war. Wer möchte bei diesem Anlasse nicht der ihm eigenen Liebenswürdigkeit und des feinen Taktgefühles gedenken, die er als Vorsitzender und Examinator den Examinanden und Mitgliedern der Prüfungskommission gegenüber an den Tag legte, Vorzüge, die von Lehrern und Schülern immer dankbar nachgerühmt werden.

Bald nach seinem Eintritte in den Landesschulrat erhielt Hartel vom damaligen Minister Baron Conrad v. Eybesfeld den ehrenvollen Auftrag, die Umarbeitung der schon veralteten Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich zu organisieren und durchzuführen. Trotz der Schwierigkeit der Aufgabe zögerte Hartel nicht lange, sie zu übernehmen, galt es doch ein Werk fortzusetzen, das Bonitz bei der Organisation unserer Gymnasien im Jahre 1849 in meisterhafter Weise inauguriert hatte und das als erste Didaktik des Gymnasialunterrichtes in Österreich immer in Ehren genannt werden wird. Hartel betraute nun einzelne hervorragende Lehrer aller Disziplinen mit der Ausarbeitung einzelner Kapitel und behielt sich die Schlußredaktion des ganzen Werkes vor. Diese österreichische Mittelschuldidaktik, die gleich von Anfang an, auch im Auslande, viel beachtet, gelesen und anerkannt wurde, war der Ausgang einer der fruchtbarsten Epochen für ein vertieftes Studium pädagogisch-didaktischer Fragen in

[1]) Vgl. diese Zeitschrift Jahrgang 1907, S. 1 ff.

Österreich. Hartel stellte als Redakteur dieser Zeitschrift den eingehendsten Rezensionen den Raum zur Verfügung. Diese Besprechungen sind mit anderen gesammelt und wieder gedruckt in dem Buche: „Stimmen über den österreichischen Gymnasiallehrplan vom 26. Mai 1884“ von Dr. Karl F. Kummer[1]); sie werden für alle Zeit zeugen von dem gesunden Urteile der österreichischen Lehrerschaft in Fragen des höheren Unterrichtes und der Erziehung, sie sind auch ein Beweis für Hartels objektive und völlig unbefangene Auffassung dieser Fragen, bei deren Lösung nicht die amtliche Autorität ausschlaggebend sein kann. Er war es auch, der wiederholt der falschen Anschauung entgegentrat, diese Instruktionen seien als zwingende Norm und nicht vielmehr als beachtenswerte Ratschläge für Lehrer aufzufassen.

Als Freiherr v. Gautsch im November 1885 das Unterrichtsportefeuille übernommen hatte und mit seltener Energie und als überzeugter Freund des Mittelschulwesens, als den er sich in der glänzenden Rede bekannte, die er anläßlich der Eröffnung der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien unmittelbar vor der Enthüllung des Leo Thun-Exner-Bonitz-Denkmales in der Aula der neuen Universität hielt und bei der er die denkwürdigen Worte sprach: „Der Wunsch Goethes: ‘Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis unserer höheren Bildung bleiben!’ ist bis nun durch keine pädagogische Neuerung widerlegt“ — an die Reform der Mittelschulen ging, wurde bekanntlich Hartel vielfach den Beratungen im Ministerium beigezogen, die den Entscheidungen des Ministers vorausgingen. Die mannigfachen Reformen, die bei voller Wahrung der im Organisations-Entwurfe vom Jahre 1849 niedergelegten Prinzipien vom Minister Gautsch durchgeführt wurden und in vielfacher Hinsicht eine Wendung zum Besseren bedeuten, werden in der Geschichte des höheren Schulwesens immer mit Anerkennung verzeichnet bleiben und immer wird man das Geschick preisen, daß Hartel ausersehen war, in einer so wichtigen Epoche der Entwicklung sein Talent, seine Kenntnisse und seine Erfahrung schon damals in den Dienst der Unterrichtsverwaltung zu stellen.

Es konnte kaum mehr überraschen, als Hartel im Jahre 1896 als Sektionschef ins Unterrichtsministerium berufen wurde und dort die Abteilungen Universitäten und Mittelschulen übernahm. Ihm, dem um dieselbe Zeit eine andere glanzvolle Stelle angeboten war, fiel es nicht schwer, der Schule treu zu bleiben und sich nun ganz mit allem Eifer ihrem Dienste zu widmen. Es folgte eine an Arbeit, aber auch an Erfolgen reiche Zeit. Die seit längerem vorbereitete Revision des Normallehrplanes für die Realschulen wurde unter Mitwirkung hervorragender Realschulmänner und Vertreter der technischen Hochschule zum Abschluß gebracht. Wie in der ein-

---

[1]) Erschienen bei Gerold. Wien 1886.

führenden Ministerial-Verordnung ausgeführt ist, war ihr Zweck, einen ergiebigeren Unterricht in den humanistischen Lehrgegenständen, insbesondere in der Unterrichtssprache zu erzielen, Klassen und Gegenstände von entbehrlich erkanntem Wissensstoffe zu entlasten, ohne jedoch an den Grundfesten der Realschule zu rütteln. Hartel war ein Freund der Realschule in der historisch gewordenen Form, deren Eigenart in der Pflege besonders der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen besteht, daher er auch nie der obligaten Einführung des Lateinunterrichtes an den Realschulen das Wort redete. Auf Grund des neuen Normallehrplanes wurden sämtliche Detaillehrpläne revidiert und auch die 'Instruktionen für den Unterricht an den Realschulen in Österreich' neu bearbeitet. Auch an dieser Arbeit nahm H. großen Anteil und wir glauben seine Stimme zu hören, wenn es in dem Ministerial-Erlasse, mit dem die neue Auflage veröffentlicht wurde, heißt: „Wie an verschiedenen Stellen dieser Instruktionen hervorgehoben ist, kann es nicht die Aufgabe solcher didaktischer Unterweisungen sein, den Unterrichtsgang bis ins kleinste zu regeln oder den erprobten Lehrer der Verwertung eigener Erfahrung und der Selbständigkeit im unterrichtlichen Verfahren zu berauben. Sie wollen aber, indem sie gleichsam einen ausführenden Kommentar zu dem in kurzen Sätzen abgefaßten Lehrplan bieten, seine Intention verdeutlichen und an bewährten Beispielen veranschaulichen, namentlich jüngere Lehrer vor Umwegen und Mißgriffen bewahren und sie zu planmäßiger didaktischer Arbeit verhalten, dem daran gewöhnten erfahrenen Lehrer aber einen sicheren Maßstab in der Vergleichung und Beurteilung des eigenen Verfahrens an die Hand geben". Im Zusammenhang mit dieser Reform der Realschule stand die Herausgabe einer neuen Vorschrift über die Abhaltung der Maturitätsprüfungen an Realschulen, deren Schlußredaktion in einer Sitzung der Inspektoren-Konferenz vom Jahre 1898 stattgefunden hatte. Welch überzeugter Anhänger und Freund der Realschule wie der technischen Wissenschaften Hartel war, kann man daraus entnehmen, daß er später als Minister anläßlich der feierlichen Eröffnung der neu erbauten Franz Joseph-Realschule in Wien die Ebenbürtigkeit der Realschule mit dem Gymnasium aussprach. Er sagte damals: „Die Vollendung dieses herrlichen Hauses . . . fällt mit dem Abschlusse einer großen und bewegten Epoche des Realschulwesens in unserem Vaterlande zusammen und es wäre verlockend und belehrend, in ausführlicher Darlegung zu zeigen, wie sich die — wir dürfen in gewissem Sinne sagen — spezifisch österreichische Schöpfung der Realschule aus geringen und unsicheren Anfängen zu einer festen Organisation durchkämpfte, wie sie ihre eigentlichen Ziele immer schärfer erfaßte und aus sich durch wetteifernde Betätigung ihrer Organe die wirksamsten Mittel zur Erreichung derselben schuf, so daß sie heute ihrer älteren Schwester, der gymnasialen Schule, als ebenbürtig gelten kann, neben dieser

ein junger Baum, reiche, eigenartige Früchte tragend". Ein wahrer Jubel ging durch die Realschule ob dieser bis dahin ungehörten offiziellen Wertschätzung dieser Schule. Wäre unsere Realschule wie das Gymnasium achtklassig, Hartel hätte kein Bedenken getragen, den Absolventen dieser Schule den Zutritt zur Universität bedingungslos zu gewähren. Mangels dieser Voraussetzung erleichterte er wenigstens im Verordnungsweg den Übertritt. Wahrlich die Realschulmänner haben allen Grund, Hartels Andenken ihrerseits hoch zu halten.

Bezüglich der Gymnasien wurde die in früheren Jahren im Untergymnasium begonnene Reform auf die oberen Klassen ausgedehnt und ein neuer Lehrplan für Mathematik und Physik am Obergymnasium erlassen. Gleichzeitig wurde gestattet, daß der Unterricht in Naturgeschichte in der V. und später auch in der VI. Klasse in drei Stunden wöchentlich erteilt werde, ferner wurde mit der Einführung der physikalischen Schülerübungen begonnen. Der Lehrstoff in der Geschichte erfuhr eine neue Verteilung, um der Geschichte der neuen und neuesten Zeit Raum zu schaffen. Später wurde auch der Unterricht im Deutschen in der Art gefördert, daß die Fortführung der Literaturgeschichte bis 1880 durch Herausgabe erweiterter Lehrbücher ermöglicht wurde. Die mannigfachen Änderungen des Lehrplanes hatten bald eine Umarbeitung der Instruktion für den Unterricht an den Gymnasien zur Folge. Man muß es als einen glücklichen Zufall preisen, daß Hartel, der der Hauptredakteur der Instruktionen vom Jahre 1884 war, nun wieder sein Wissen und Können in den Dienst der neuen Arbeit stellen konnte. Die neue (2.) Auflage erschien 1900. Auch diese Auflage der Instruktionen, die in allen Teilen umgearbeitet und vielfach erweitert erschienen, fand verdienten Beifall im In- und Auslande. Bei der Revision der Lehrpläne gingen die modernen Sprachen und Landessprachen nicht leer aus. So wurde Italienisch an den Gymnasien Tirols und Vorarlbergs obligat eingeführt, zugleich wurde ein einheitlicher neuer Lehrplan für den italienischen Sprachunterricht an den Mittelschulen des Küstenlandes, Tirols und Dalmatiens hinausgegeben. In den rein deutschen Provinzen wurde Französisch oder Englisch als relativ-obligater Lehrgegenstand mit großem Erfolge eingeführt. Die Landessprachen wurden gefördert, indem neue, moderne Lehrpläne geschaffen wurden, so für Polnisch und Deutsch in Galizien, für Böhmisch und Deutsch an den böhmischen Gymnasien und Realgymnasien und eine eigene Instruktion für den Unterricht in der zweiten Landessprache nach den Grundsätzen der analytisch-direkten Methode schloß diese Aktion ab. In die letzten Jahre von Hartels Tätigkeit als Minister fällt auch die obligate Einführung des Böhmischen an den deutschen Gymnasien, des Deutschen an den böhmischen Gymnasien in Mähren, nachdem schon vorher die beiden Landessprachen durch ein Landesgesetz an den Realschulen als obligate Gegenstände

eingeführt worden waren. H. hielt die Einführung des obligaten Unterrichtes in einer Landessprache bei mäßigem Umfange des Lehrplanes und bei Vorhandensein geschickter Lehrer für möglich, ohne daß an den Grundpfeilern der bestehenden Gymnasialorganisation gerüttelt würde.

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß durch Hartels Vermittlung die Einheitlichkeit der Orthographie für das gesamte deutsche Sprachgebiet zustande gekommen ist.

Bei aller Wertschätzung des Organisations-Entwurfes war Hartel Neuerungen durchaus zugänglich. Zwar hielt er an den Haupttypen unserer Mittelschulen, des Gymnasiums und der Realschule, fest, aber er trug durchaus kein Bedenken, als die Kommune Tetschen auf ein Realgymnasium einen vierklassigen Oberbau mit einer gymnasialen und realen Abteilung aufzusetzen beabsichtigte, dies versuchsweise zu gestatten. Ebenso genehmigte er, daß in Mitterburg das Realgymnasium auf der Oberstufe als Realschule fortgesetzt wurde.

Besondere Verdienste hat sich Hartel um die Ausgestaltung des höheren Mädchenschulwesens und um die Förderung des Frauenstudiums überhaupt erworben. Hier gilt es zunächst der Neuorganisation der Mädchenlyzeen als einer neuen Art eines Mittelschultypus für die weibliche Jugend zu gedenken.

Zur Beratung über Angelegenheiten des höheren Mädchenbildungswesens war eine Enquête einberufen worden, zu der auch Frauen beigezogen waren und in der Hartel den Vorsitz führte. Auch in solcher Stellung zeigte er große Meisterschaft und es gelang ihm auch damals im Gewirre der Meinungen, die Versammlung auf bestimmte Leitsätze zu einigen. Auf Grund der Beschlüsse dieser Enquête im Dezember 1900, also im ersten Jahr der Ministerschaft Hartels, erschien ein provisorisches Statut, betreffend die Mädchenlyzeen, der Lehrplan für sechsklassige Mädchenlyzeen, endlich die Prüfungsvorschrift für Kandidatinnen des Lehramtes an diesen Schulen. Bald darauf wurden Prüfungskommissionen eingerichtet und eine Vorschrift über die Abhaltung von Reifeprüfungen an den neu organisierten Schulen gegeben. Da die Entfaltung der mittleren Schulen vielfach von den ihnen gewährten Berechtigungen abhängt, so wurden nun auch den Absolventinnen der Lyzeen mancherlei Berechtigungen gewährt; sie betreffen hauptsächlich die Zulassung zum Universitätsstudium, den Eintritt in das pharmazeutische Studium, den Übertritt in die Lehrerinnen-Bildungsanstalt, den Zutritt zu praktischen Berufen (z. B. der Post) auf Grund der Absolvierung einzelner Klassen dieser Schule. Es gibt in der neueren Zeit keinen Schultypus, der eine gleich günstige Aufnahme im Publikum gefunden hätte, also einem dringenden Bedürfnisse entgegenkam. In allen Teilen Österreichs entstanden neue Lyzeen mit verschiedenen Unterrichtssprachen oder es wurden die schon bestehenden höheren

Töchterschulen in Lyzeen umgewandelt. Länder, Gemeinden, geistliche Anstalten und Private wetteiferten in der Errichtung dieser auf die Vermittlung einer vertieften allgemeinen Bildung der weiblichen Jugend gerichteten Schulen, so daß ihre Zahl schon gegenwärtig 50 sich nähert. Davon abgesehen, daß dieser Schultypus zunächst den Mädchen eine allgemeine Bildung gewährt, die über die Ziele etwa einer Bürgerschule weit hinausgeht, bietet er für die weitere fachliche Bildung eine solche Basis, daß der Übergang zu einem anderen Studium ermöglicht ist. Diese Reorganisation war demnach auch in sozialer Hinsicht von größter Bedeutung. Man hat sie allerdings auch überschätzt, indem in der Öffentlichkeit die Meinung sich geltend machte, diese Schulen führten zu einer sicheren Versorgung, was durchaus nicht das erste und nächste Ziel war und auch nicht sein konnte.

Bei allem Bestreben, Lehrpläne und Unterrichtsmethoden zu verbessern, lenkte Hartel seine Aufmerksamkeit auch der körperlichen Erziehung der Mittelschuljugend zu. Er förderte kräftigst die Ziele, die der sogenannte Spielerlaß des Ministers Gautsch vom Jahre 1890 gesteckt hatte, und gab der Lehrerschaft neue Impulse in dem Erlasse vom 24. Februar 1904, mit welchem Nachfolgendes verfügt wurde: 1. Die Lehrkörper der Mittelschulen, an denen der Betrieb der körperlichen Übungen, insbesondere der Jugendspiele, zu wünschen übrig läßt, sind neuerdings aufzufordern, wegen Förderung dieser Übungen das Erforderliche mit allem Eifer zu veranlassen, bezw. wegen Erwerbung oder Überlassung geeigneter Spielplätze mit den maßgebenden Faktoren oder Persönlichkeiten in Verbindung zu treten. 2. In den Jahreshaupt- und Inspektionsberichten wolle die Landesschulbehörde jener Mitglieder der Lehrkörper, welche sich um die Hebung der genannten Übungen und der Gesundheitspflege überhaupt besondere Verdienste erworben haben, spezielle Erwähnung tun, eventuell wegen Zuerkennung von Remunerationen die geeigneten Anträge stellen. 3. Zur besseren Ausbildung von Spielleitern werden Reisestipendien behufs Teilnahme an Spielleiterkursen und Informationsreisen im Auslande nach Maßgabe der vorhandenen Mittel bewilligt. 4. Es ist in Erinnerung zu bringen, daß bei Verfassung der Stundenverteilung für die obligaten und freien Lehrfächer die Direktionen auf den Betrieb der Jugendspiele die weitgehendste Rücksicht zu nehmen haben". Die Bedeutung dieses Erlasses mag daran erkannt werden, daß er auf dem I. internationalen Kongresse für Schulhygiene in Nürnberg 1904 vorgelesen und beifälligst aufgenommen wurde. Schon im vorhergehenden Jahre war durch die Erweiterung der Erholungspausen eine wichtige Neuerung getroffen worden.

Unter Hartel wurde auch die Herausgabe von Gesundheitsregeln und von Ratschlägen betreffend die Herstellung und Einrichtung von Gebäuden für Gymnasien und Realschulen unter besonderer Rücksichtnahme auf die Forde-

rungen der Schulhygiene (beide von L. Burgerstein) veranlaßt, ebenso mit der Einführung von Schulärzten an einigen Mittelschulen der Anfang gemacht. Es war auch nur eine Folge dieser Anschauungen, daß im Jahre 1905 für die Unterweisung der Lehramtskandidaten in der Schulhygiene besondere Maßnahmen getroffen wurden.

Hatte Hartel schon als Universitätslehrer die Überzeugung gewonnen, daß die Blüte der Schule, also auch der Mittelschulen von der Güte der Lehrer abhänge, so nahm er als Minister jederzeit die Gelegenheit wahr, für die Aus- und Weiterbildung der Lehrerschaft vorzusorgen. Er vervollständigte die Einrichtungen, die die Ausbildung der Lehrer der modernen Sprachen im praktischen Gebrauche der fremden Sprachen zum Ziele hatten, und trat mit der französischen Regierung in Fühlung wegen des Austausches von Lehramtskandidaten. Als eine der wichtigsten Neuerungen muß schließlich die Errichtung der Ferialfortbildungskurse für Mittelschulprofessoren bezeichnet werden, die, von der Lehrerschaft aufs freudigste begrüßt, nun in glücklich fortschreitender Entwicklung sich befinden. Da Hartel das Urteil der praktischen Schulmänner hochhielt und gerne hörte, förderte er die in Österreich neue Einrichtung der Direktorenkonferenzen, bediente sich des Rates der Inspektoren, die zu gemeinsamen Besprechungen ins Ministerium berufen wurden, und begleitete die Mittelschultage mit seinem persönlichen Interesse. Als im Jahre 1903 mit dem 8. deutsch-österreichischen Mittelschultage eine Ausstellung neuerer Lehr- und Anschauungsmittel für den Unterricht an Mittelschulen veranstaltet wurde, eröffnete er als Protektor diese selbst, wobei er u. a. folgendes sagte: „Gerne habe ich das Protektorat über diese Ausstellung übernommen, bin ich doch selbst überzeugt, daß, wie unsere Instruktionen immer wieder betonen, der moderne Unterricht mehr als je auf der Anschauung zu beruhen hat, im Gegensatz zu einer früheren Zeit, die sich aus Not oder Bequemlichkeit mit abstrakter Behandlung der Lehrstoffe zufrieden gab, die anstatt Auge und Seele Hand in Hand arbeiten zu lassen, den Geist einseitig belastete und mit leerem und oft halbverstandenem Gedächtnisstoff über Gebühr ermüdete“. Und die Bemühungen des Ausstellungskomitees anerkennend fuhr er fort: „Das Ausland hat uns die Anerkennung nicht versagt, daß Österreich auf dem Gebiete der Anschauungsmittel schon seit längerer Zeit eine führende Stellung einnimmt. Dadurch, daß Sie hier das Beste vom Vorhandenen zuhauf gebracht und in der Absicht systematisch geordnet, vorgeführt haben, Lehrer und rührige Verleger zu neuen Schöpfungen anzuregen, sind die fruchtbarsten Keime zu gesunder Weiterentwicklung gegeben“. Diese Ausstellung hatte bekanntlich ungewöhnlichen Erfolg, der nur durch das Interesse des Ministers Hartel, der dieselbe wiederholt besuchte, möglich geworden war.

Aus Lehrerkreisen hervorgegangen, bewahrte Hartel dem Lehrerstande insgesamt stets seine Zuneigung. Freundlich empfing er jeden zu jeder Zeit, wenn er mit einer Bitte sich einfand. Seine Fürsorge um das materielle Wohl speziell auch der Mittelschullehrer bekundete er durch die enorme Zahl von Beförderungen in höhere Rangsklassen, indem er gerne den einzigen Ausweg betrat, auf dem er Lehrern mit einer größeren Zahl von Supplentenjahren einen teilweisen Ersatz für gesetzlich nicht anrechenbare Dienstjahre bieten konnte. Und wie freundlich und nachsichtig trat er auch bei seinen Inspektionen Schülern und Schülerinnen gegenüber auf! Gern griff er selbst in den Unterricht ein, um zu zeigen, wie er selbst das Lehrhandwerk zu üben verstehe, und beim Prüfen war er immer bemüht, mehr die Kenntnisse zu entdecken und zu loben, als wahrgenommene Schwächen zu tadeln. Von welcher Herzensgüte er war, möge folgender Vorfall beleuchten: Ein Kaffeehausjunge, der unter unsäglichen Mühen sechs Realschulklassen ganz privat studiert hatte und nun mittellos in die VII. Klasse als öffentlicher Schüler eintreten und sich der Maturitätsprüfung unterziehen wollte, kam mutig zu ihm, klagte über seine Lage und bat ihn um materielle Unterstützung, da ihm, dem Zeugnislosen, die Erlangung eines Stipendiums versagt war. Als Hartel die Lebensgeschichte des jungen Mannes teilnahmsvoll vernommen hatte, sprach er zu ihm: „Wenn Sie die Energie aufgebracht haben, unter solch schwierigen Verhältnissen durch Jahre privat das Realschulstudium zu betreiben, warum sollten wir nicht Mittel und Wege finden, Ihnen das Weiterstudium zu ermöglichen?“ Sofort leitete er eine Sammlung unter seinen zahlreichen Freunden und Bekannten ein und der ehemalige Marqueur legte die Realschul-Maturitätsprüfung mit gutem Erfolge ab und widmete sich den technischen Studien. Eine ungemein rührige Tätigkeit entwickelte Hartel auch als Präsident des Ferienhortes für bedürftige Gymnasial- und Realschüler, der von kleinen Anfängen es zu solcher Blüte gebracht hat, daß er im letzten Jahre über 300 Mittelschüler in seinem eigenen, mustergiltig eingerichteten Heim in Steg am Hallstättersee und in den Studentenkonvikten in Freistadt, Prachatitz und Teschen während der Hauptferien versorgen konnte. Oft lud er, wenn er in seinem Lieblingssommeraufenthalte in Altaussee weilte, die Zöglinge des Hortes zu sich und erfreute sich an ihrem Wohlbefinden; oft begab er sich selbst nach Steg und beobachtete mit Wohlgefallen die zufriedenen Schüler, die ihm mit musikalischen und sportlichen Leistungen gleichsam ein Gegengeschenk zu bieten sich bemühten.

Hartel hat wie selten einer der Arbeit gelebt, suchen wir, die wir seinen plötzlichen Hingang beklagen, Trost in dem beseligenden Gefühle, daß ihm der Wunsch und die Hoffnung erfüllt ist, den er bei der Enthüllung des Leo Thun-Denkmales in der Aula der Wiener Universität vor illustren Gästen zu den Studierenden sprach:

„Möge unser Denkmal in den Herzen der akademischen Jugend den Glauben an die idealen Güter beleben, in uns aber, die wir im Dienste dieser Ideale arbeiten, die Hoffnung stärken, daß unsere Arbeit segensreich sein und bleiben werde immerdar!“

Wien. Die Redaktion.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

W. Schroeter, De Simonidis Cei melici sermone quaestiones. Leipzig 1906. 85 SS. Preis 2 Mk.

Der erste Teil dieser Dissertation, *De syntaxi*, liefert den kargsten Ertrag: zumeist sind es Einreihungen allbekannter, auch bei Simonides vorkommender Tatsachen der Syntax in die fächerreiche Registratur von Kühners 'Ausf. Grammatik d. griech. Sprache' nebst Ausschreibung von Belegstellen. Bemerkenswerter ist bloß fr. 4, 6 *οἰκέταν εὐδοξίαν*, also Substantivattribut zu einem leblosen Substantiv, ferner 37, 14 *ὑπέχειν οὖς* m. Genetiv (vgl. v. Wilamowitz Philol. Unters. IX, p. 146 ff.), endlich 4, 3 *πρὸ γόων* (*πρό* 'anstatt'). Die Annahme einer Ellipse 5, 17 ist ein überwundener Standpunkt, 15, 18 (p. 14) ist statt *ἐπί τ'* längst hergestellt *ἔπειτ'*. — Der zweite Teil, *De delectu verborum*, ist eine mit großem Fleiße und scharfsinniger Beobachtungsgabe unter Heranziehung einer umfangreichen Literatur gewonnene Zusammenstellung semasiologisch, sprachgeschichtlich und dialektologisch interessanter Erscheinungen der simonideischen Diktion. Wenn das Vorkommen seltener Homerismen bei Simonides durch dessen besonders eifriges Studium des Homer erklärt wird (p. 33), so ist das eine etwas naive Auffassung. Zu *ἀπάλαμνος* (p. 44) vgl. Ref. Wiener Studien XX 1, S. 15 ff., *δυσφροσύνα* (p. 47) kommt auch bei Pindar Ol. II 52 vor: man schreibt dort zwar *δυσφρονᾶν*, doch wird heutzutage diese Konjektur *metri causa* niemand mehr wagen dürfen. — Am dankenswertesten ist der *Index vocabulorum* p. 67—85, sehr sorgfältig, mit Berücksichtigung der wichtigsten Textesvarianten angelegt, der jedem, der über Simonides arbeitet, willkommen sein muß.

Wien. Hugo Jurenka.



De L. Annaeo Cornuto. Diss. inaug. scr. Rudolphus Reppe. Lipsiae, E. Gräfe 1906.

Der Verf. unternimmt es, alles, was uns außer dem theologischen Compendium von Cornutus überliefert ist, zu sammeln und zu behandeln. Die Arbeit zerfällt in drei Teile; im ersten beschäftigt er sich mit dem Leben des Schriftstellers, im zweiten behandelt er die grammatischen und rhetorischen Fragmente, die im dritten gesammelt sind. Im 1. Abschnitt: *De vita Cornuti* kommt R. im wesentlichen nicht über O. Jahn (Proleg. zur Persiusausgabe) hinaus; was er im einzelnen mehr bietet als jener, dazu haben ihm Buecheler u. a. die Anregung gegeben. Ganz richtig, aber ziemlich selbstverständlich, ist der gegen Jahn geführte Nachweis, daß das Wort *ἀναιρεθείς* im Suidasberichte nur die Tötung, nicht aber die Verbannung bedeuten kann. Die folgenden Unterabteilungen ergeben kein positives Resultat, das unsere bisherige Kenntnis bereicherte. Nur auf S. 14 tritt der Verf. mit der neuen Ansicht hervor, daß Cornutus im J. 65 verbannt worden sei, und weist die Unhaltbarkeit der Angabe des Hieronymus nach, der die Verbannung ins Jahr Abr. 2083 = 68 n. Chr. setzt. — Nicht viel ergiebiger als das erste ist das zweite Kapitel: *De Cornuti litterarum studiis atque operibus,* das in acht Unterabschnitte zerfällt. An dem geringen Ergebnis neuer Resultate trägt zwar einen großen Teil der Schuld der spröde und unfruchtbare Stoff; doch hätte die Behandlung im einzelnen oft tiefer gehen können. Vielfach führt R. nur breiter aus, was die Gelehrten früher kurz erledigt haben. So hat z. B. schon Zeller richtig gesehen, daß Cornutus die Kategorienlehre nicht vom logisch-ontologischen, sondern vom rhetorischen Standpunkt aufgefaßt und behandelt hat. Der Grundgedanke der dritten Unterabteilung: *Cornuti de Vergilio liber* ist von Fr. Leo (Gött. gel. Anz. 1904, S. 259) kurz und klar ausgesprochen worden. Mehrfach ist die Methode als unwissenschaftlich zu beanständen. So nimmt Verf. ohne weiteres an, daß die Schrift *πρὸς τὰς Ἀριστοτέλους κατηγορίας* Athenodor, dem Sohne Sandons, beizulegen ist; wenn er als Begründung anführt (S. 19): *„quibus quae obstent graviora reperiri non possunt"*, so könnte mit demselben Scheingrund jedermann die Schrift dem Athenodorus Kordylion beilegen. Zeller und Susemihl, auf die sich R. in der Anm. 3 beruft, bringen keinen Beweis bei; v. Arnim vollends, den er ebenfalls als Gewährsmann seiner Ansicht anführt, hält es für „zweifelhaft", welchen der beiden Athenodore die Schrift zum Verfasser hat. Daher hätte die Frage, ob Cornutus den Sohn Sandons gehört habe, die auf S. 22 ohne Resultat erörtert wird, als müßig wegbleiben sollen.

Verhältnismäßig besser ist der Absatz D: *Commentarius in Vergilium* (S. 31—47) und H: *De ceteris, quae exstant de Cornuti doctrina testimoniis* (S. 71—75), wo der Verf. eine eigene Konjektur zu der rätselhaften Charisiusstelle beisteuert. Der beste

Teil der Dissertation ist der dritte, in dem die Fragmente vollständig zusammengestellt sind. Überhaupt ist der unverdrossene Fleiß und die mühevolle Sorgfalt anzuerkennen, mit der R. die Literatur und namentlich das Stellenmaterial zusammengetragen hat — z. B. aus dem Kategorienkommentar des Boethus S. 25 —, so daß die Arbeit als Materialsammlung ganz nützliche Dienste leisten wird.

Wien. Dr. Maximilian Adler.

Die Komödien des P. Terentius, erklärt von A. Spengel. 2. Bändchen Adelphoe, 2. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905.

26 Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage sind nun auch die Adelphoe in zweiter Auflage erschienen. Leider war es dem verdienstvollen Forscher nicht mehr vergönnt, die Arbeit zum vollständigen Abschluß zu bringen. Am 29. September 1905 verschied er, nachdem er, wie wir aus dem Nachworte M. Rottmanners erfahren, bis zum 10. Bogen zwar noch Rat und Aufschluß bei der Korrektur erteilt, von da an es diesem hatte überlassen müssen, die letzte Feile an das Werk zu legen [1]).

Die Neuauflage bedeutet eine von langer Hand vorbereitete vollständige Umarbeitung. Nicht bloß der Text ist sorgfältig revidiert, sondern auch die Anmerkungen sind größtenteils umgearbeitet und vermehrt worden, so daß das Buch von 131 Seiten auf 220 angewachsen ist. Zu meiner Freude habe ich gesehen, daß meine 1903 bei Teubner erschienene Bearbeitung die Voraussetzung für diese Ausgabe bildet, indem sich Spengel nicht bloß häufig meiner Textgestaltung und Erklärung anschließt, sondern noch häufiger auf mich verweist.

Äußerlich hat die Ausgabe zunächst dadurch eine Änderung erfahren, daß die frühere Einleitung mit der Aufschrift: Handlung und Charaktere, in erweiterter Form an den Schluß gesetzt wurde [2]).

Aber auch der kritische Anhang ist sehr bereichert worden, an mehreren Stellen durch längere zusammenfassende Erörterungen, von denen besonders die zu V. 268 und V. 820 hervorzuheben sind, in denen einerseits die Frage der Verkürzung

---

[1]) Diesem Umstande sind wohl einzelne Widersprüche (z. B. Anm. zu V. 241 *traduce* und V. 917 *transduce*, Anm. zu V. 356 und Vorbem. zu II 3) und Wiederholungen (z. B. S. 69 rechts unten und S. 59 rechts unten) zuzuschreiben.

[2]) Befremdet hat mich S. 154 die Behauptung, daß zum Teile „das Bestreben des Äschinus, von Micio die Zustimmung zur Heirat mit Pamphila zu erhalten, den Inhalt der Komödie bildet". Davon ist doch im ganzen Stücke nicht die Rede. Die Entdeckung der Liebe des Aschinus durch Micio erfolgt gegen Wissen und Willen des Äschinus durch das Zusammentreffen mit Hegio auf dem Forum.

durch Tonanschluß bei *quidem* untersucht und verneint, anderseits die Interpunktion nach *cesso* erörtert wird.

Neu aufgenommen wurden am Schlusse der einzelnen Szenen Rückblicke, die in trefflicher Weise den Fortschritt der Handlung erläutern. Auch sonst fehlt es nicht an neuen Anmerkungen, die das Verständnis der Vorgänge auf der Bühne fördern, freilich dürfte Sp. hier manchmal zuweit gegangen sein, z. B. V. 155 mit der Annahme, daß viel gaffendes Volk mit auf die Bühne gekommen sei, oder daß (zu V. 354) Canthara nach V. 354 in größter Eile mit der Hebamme ins Haus gelaufen sei zum Ergötzen der Zuschauer. Für derlei Dinge wissen wir zuwenig von der antiken Regie.

Was zunächst die Textgestaltung betrifft, so war Spengel bezüglich der handschriftlichen Überlieferung[1]) auf das bisher Veröffentlichte angewiesen[2]). Dadurch kam es wohl, daß er immer *foris, aedis, testis, omnis* u. ä. auch *litis* 248, *dentis* 244 (warum 880 nicht *posterioris* mit *A*?) schrieb, obwohl die Überlieferung hier sehr schwankt. Ohne handschriftliche Bestätigung wird oft *nil, mi,* 682 *vementer,* immer die Superlativendung *-umus* geschrieben. Sonderbar ist es, daß 260 *expectat* gegen *A*, 677 *exspect.* mit *A* geschrieben wird. Nebeneinander erscheint *opsecro* und *obsecro,* 265 ist wohl *ecfert* zu schreiben, das *p* allein überliefert (s. Hauler Phorm.[3] S. 60).

Dadurch, daß Sp. auf Umpfenbach fußt, haben sich in den handschriftlichen Angaben, abgesehen von den Druckversehen in den Anm. zu 573 und 673 (*G* statt *D*), einige Unrichtigkeiten nicht vermeiden lassen: vor allem ist hervorzuheben, daß auch *G* Ad. 263 *laborem* hat (nicht bloß Ioviales, *Lp* und einige jüngere z. B. *Riccard.* 530 s. XV, *Laurent.* XXXVIII 15 s. XV); zu 520: Hec. 315 haben C^1 *P prosum,* 566 schlecht *qui* nach *A*, A^1 hat noch *qua* in *quia* verbessert. 686 ist *sunt* von A^1, nicht von Ioviales in *sint* geändert worden, 688 hat bereits A^2 *venit* in *evenit* verbessert, 770 hat auch P^1 *tun,* dagegen hat *p tu* und im älteren *Einsidlensis* ist *tu* aus *tun* durch Rasur entstanden.

In der Interpunktion hat sich Sp. der von mir nach Ioviales gegebenen nicht angeschlossen, wohl aus prinzipiellen Gründen; Norden hat Vergil Aen. VI auch *per cola et commata* interpungiert. Einiges ist mir aufgefallen: 358 wird vor *etiam*

---

[1]) Ich bedaure es außerordentlich, daß ich so in Anspruch genommen bin, daß ich die Schlußarbeiten der geplanten kritischen Ausgabe nicht beschleunigen kann. Die Vergleichung der Einsiedler Handschriften, des *Parisinus* 10304 (= *p,* bei Fritsch *L*), der Handschrift von Valenciennes (= *v*) und mehrerer Fragmente sowie die abermalige Nachkollation der übrigen hat bezüglich Text und Glossen viel wichtiges Material ergeben.

[2]) Ich freue mich, daß er u. a. V. 347 *miserat* (*A*) mit mir aufgenommen und durch den Hinweis auf Plin. N. H. XXXIII 4 außer Zweifel gestellt hat, 523 mit mir nunmehr *misere cupio* geschrieben, 687 *sane* eingesetzt und sich 601 ff. meiner Verteidigung angeschlossen hat.

zu interpungieren sein (so auch Ioviales); denn *etiam* kann hier kaum am Schlusse des Relativsatzes stehen; Andr. 215, 300, 503 sind anders. Mit Komma statt des Fragezeichens nach *quid* in V. 693, 702 (V. 700 blieb Fragezeichen), 777 wird es nicht besser. 117 und 881 soll durch das Fragezeichen angedeutet werden, daß wir es mit einem Bedingungssatz zu tun haben, besser wohl Doppelpunkt. Falsch ist *hem* 709 am Schlusse zum Vorhergehenden gezogen worden, da hat es als die Rezeption begleitende Interjektion keinen Platz. Aus diesem Grunde kann auch nicht V. 224, 467, 487, 654 Fragezeichen nach *hem* stehen. V. 727 bleibt mir nach Spengels Erklärung *non malim quidem* unverständlich. Aus der Bemerkung Donats und den Glossen ergibt sich Interpunktion nach *non;* ebenso antwortet Micio 737: *non, si queam* usw. Die durch die Interpunktion *pater, is nihili pendit* versuchte Rettung der Lesart *is* (ς) in V. 452 erscheint mir unmöglich.

Einiges habe ich in metrischer Beziehung zu bemerken. An manchen Stellen wird passend auf die gehäufte Auflösung der Hebungen zur Erzielung beabsichtigter Effekte hingewiesen, das wäre auch V. 789 am Platze gewesen. Spengel verwahrt sich mit Recht an mehreren Stellen gegen metrische Engherzigkeit bei tadelloser Überlieferung. An einigen Stellen ist er doch in denselben Fehler verfallen. Ich muß diesbezüglich auf V. 442 näher eingehen. Das vor *antiqua* einstimmig überlieferte *homo,* das Guyet und Bentley seinerzeit gestrichen, Stampini und ich aufgenommen haben, hat Sp. wieder entfernt, da es nur mit der „hier sehr unwahrscheinlichen Kürzung" *hŏmo ăntíqua* zu halten wäre. An der Kürzung selbst nimmt er also nicht Anstoß (wäre auch nicht möglich; s. Klotz, Grundzüge 73 f.), nur an der Stelle. Da im dritten Fuße des Senars in der Regel vor der Hebung Wortende eintritt, konnte noch Bentley sagen, daß es *versum onerat* (er statuierte keinen Fehler); da aber der dritte Fuß nicht nur öfter durch anapästischen Anlaut (*mĕrĕtríce, metuebat* usw.), sondern auch durch einsilbiges Wort + iamb. Anlaut gebildet wird: Haut. 856 *ĭd ămícae,* Eun. 7 *ĕt ĕásdem,* 829 *ĭd ŏpínor* (Haut. Per. 5 *ĭs ămábat*), aber auch Haut. 417 *mĕum ămíco,* so ist es offenbar, daß auch *hŏmo ăntíqua* an dieser Stelle eine vollkommen berechtigte Bildung ist, deren alleiniges Vorkommen nur dem Zufalle zugeschrieben werden kann. Es finden sich aber[1]) noch zwei allerdings bezweifelte Fälle derselben Kürzung: Andr. 876 *ŏ ĭngentem,* und besonders Eun. 70 *supplicium ŏ ĭndigna,* wo durch diese Messung die Totalelision von *o* vermieden wird. Denn wenn auch O. Seyffert Berl. phil. W.-S. 1904, Sp. 138 eine solche Anwendung des IKG für

---

[1]) Abgesehen von Fällen wie V. 822 *quĭbŭs coniectura,* 922 *ĕnĭm uidi.*

nicht möglich hielt, ist man anderseits einig, daß *o* in der Aussprache nicht ganz verschwunden sein kann. Da ziehe ich doch eine sonst regelrechte Anwendung des IKG der Annahme einer „Verwachsung nach Art der griechischen Krasis“ (Klotz 168) oder einer Verbindung zu einem Diphthong (Spengel Ad.[2] zu 407; aber V. 303 liest Sp. doch lieber *ŏ hŏminem*) vor. Die Verschleifung einsilbiger Wörter bedarf überhaupt noch einer eingehenden Untersuchung. V. 880 empfiehlt es sich doch wohl wegen des folgenden Versanfanges *dĕ́ĕrit* auch *sí ĭd fit* zu lesen.

Nicht zu billigen ist ferner die Umwandlung des V. 313 in zwei trochäische Dimeter inmitten iambischer Tetrameter (nach Conradt), ich schob in der Ausgabe *ego* ein, um den iambischen Tetrameter herzustellen, doch billige ich jetzt Bothes Vorschlag, *meo* vor *modo* einzuschalten mit Rücksicht auf Phorm. 962 f. *Tum hunc inpuratum poterimus nostro modo ulcisci.* — Ebenso unzulässig ist m. E. nach Spengels Messung V. 946 als trochäischer Vers unter lauter iambischen Langversen. Seine Umstellung *merito amo te* nach *γ* wird durch Eun. 186 *merito te amo* widerlegt. Dagegen ist der Wechsel V. 538 gerechtfertigt, nur muß dann auch V. 539 mit *Sĭ quĭd* (Kürzung durch Tonanschluß) gelesen werden und darf 540 nicht iambisch gemessen werden. Gut scheint mir die Annahme, daß in V. 165 der Schlußvokal von *esse* elidiert wird, nur muß dann *in* von *indignum* noch zu V. 165 gezogen werden; dadurch wird auch V. 166 trochäisch. Daß V. 331 mit *sitae* schließt, 332 mit *erant* beginnt, ist doch kein Hiat, der die Versbildung wenig kunstvoll macht, die Kürzung *ĕrănt quí* ist ohne Anstand.

Mit der Gestaltung des Canticums V. 610 ff. bin ich durchaus nicht einverstanden. Sp. wurde wider seine Ansicht gegen Schluß doch zum Verlassen der handschriftlich überlieferten Zeilen gezwungen. Ich halte ihm gegenüber meine Ansicht, die mit der handschriftlichen Kolometrie übereinstimmt und durch Belege aus Plautus gestützt wurde, aufrecht, wenn es mir auch an Platz mangelt, dies näher zu begründen.

Bezüglich der Handschriften schwankt Sp., er gibt manchmal *A* (z. B. 465 wird *atque* mit Unrecht ausgelassen), manchmal ς, bezw. *γ* (so V. 189, 568, 626, 636, mit Recht 441) den Vorzug, ohne ersichtlichen Grund. Einen solchen gibt es aber für einen derartigen Eklektizismus bei Terenz und das ist das innige Ineinandergreifen und gegenseitige Beeinflussen von Text und Schulerklärung, deren Spuren sich in den verschiedenen Handschriften an verschiedenen Stellen noch erkennen lassen. Ich gedenke diese für den Terenztext wichtigste Frage im ganzen demnächst zu behandeln. Davon wußte Sp. noch nichts. So hat er mit Unrecht V. 744 *at,* das ich mit Ioviales und *G* aufgenommen habe, ausgelassen. Es stand schon in den alten Ausgaben und wurde erst

seit Faernus gestrichen, aber nur weil dieser es im Bemb. nicht sah. Da alle anderen Handschriften *uel* haben, *G at vel gratis*, so ist es klar, daß mit *vel* das *at* des Textes erklärt wurde. Auch *p* hat *at* allein, das entschieden besser steht als fehlt. Es war auch nicht gut *in* mit *AG* in V. 756 auszulassen, denn der für Terenz ganz ungewöhnliche Gebrauch des bloßen Ablativs macht es wahrscheinlicher, daß hier Haplographie vorliegt (*gnatinuptiis* statt *gnatiinnuptis*), der Fehler fand schon im Archetyp statt, denn die anderen haben *in gn. n.*

Überflüssig war es, gegen die Überlieferung 888 *et re ipsa* umzustellen (s. Klotz 47), 917 *transduce*, 947 *Hegion*, 173 *cave* zu schreiben. Gut ist *i* = *ei* in V. 421 nach Ioviales aufgenommen, vgl. Lindsay-Nohl 404. Mit den Änderungen der Personenverteilung bin ich nicht immer einverstanden, besonders nicht V. 850 f. *Cogam* im Munde des Micio halte ich für unmöglich. Ohne handschriftliche Beglaubigung steht *eis* in V. 870 (wegen der Anm.: '*eis* zweisilbig' wäre *ĕ́is* zu schreiben gewesen). Die Handschriften schwanken zwischen *his* und *iis*. Ebenso ist Sp. V. 273 zu der Umstellung *nil tibi* in früheren Ausgaben zurückgekehrt, das hat aber bereits Ioviales getan, der in *A* über *TIBINIHIL* Umstellungszeichen anbrachte. Möglicherweise wurde er aber hiebei durch Konstruktionshilfen verleitet, welche angaben, daß *tibi* zu *auxiliarier*, nicht zu *cuperent* gehört, und die sich in *P* noch erhalten haben.

In den Anmerkungen ist viel Gutes dazu gekommen, z. B. die Verteidigung von *loqueris* in Hec. 317 in der Anm. zu V. 181, V. 891 *qui vocare* als Nominativ, 847 Unterscheidung von *praeterhac* und *praeter haec*, dagegen *sublimen* V. 316 mit Recht verschwunden. In der Frage, ob bei Formen wie *eam, eum* usw. Synizese oder Iambenkürzung anzunehmen sei, stellt es Sp. frei, entweder *ĕăm* oder *e͡am* zu lesen. Es ist zu bedauern, daß in der Anm. zu V. 7 nicht auf den zweiten Aufsatz von Skutsch über diese Frage in der Festschrift für Fick Rücksicht genommen wurde. Der Totalelision geht aber doch auch Spengel aus dem Wege, indem er 874 *mĕ́am aŭtem* mißt und dieser Messung in der Anmerkung mehr Wahrscheinlichkeit zuteilt als der Synizese. Ebenso liest er 837 *Et tŭ́ŭs iste animus*, wo Synizese ja unmöglich ist, und erklärt *eis* V. 870 für zweisilbig. Ob Spengel 902 *tŭŭs hércle* oder mit Synizese lesen wollte, ist nicht sicher, da auch Druckversehen vorliegen kann (der zu verschleifende Vokal wird von ihm sonst stets kursiv geschrieben, V. 333 durfte *sui* nicht mit kursivem *u* gegeben werden, da hier Synizese den Vers unmöglich macht).

Auch bezüglich der Frage des gelegentlichen Abwurfs von *e* bei *ille* (Synizese zu V. 868) und *nempe* (zu 742) nahm Spengel einen gegen Skutsch ablehnenden Standpunkt (s. auch Andr.[2] Einl.

XXVI und XXX) ein, so daß auch er *ĭllĕ,* dementsprechend auch *ĭllīus* V. 533[1]) und *nĕmpe* maß (742 könnte auch *nempe túa ărte* gemessen werden), dagegen den Abfall von *e* bei *istocin* 732, *hoscin* 758 gegen alle Handschriften in den Text aufnahm. Zu *non me indicente* V. 507 müßte erwähnt werden, daß das negierende *in* nur zum Ablativ des Partiz. tritt, ein *indico* = *non dico* gibt es nicht. Zu V. 112: Wie es die Schauspieler gemacht haben, wenn die Schlußsilbe der einen Rede, um den Vers herzustellen, mit der Anfangssilbe der Rede des anderen zusammenfällt, wissen wir nicht. Zu V. 386 muß ich auch hier betonen, daß das Zusammenschreiben in unseren Handschriften für die Zeit des Terenz nichts beweist. V. 915 weist er meine u. a. auch von Landgraf gebilligte Änderung *illi babulo* zurück, geht aber auf das Hauptbedenken gegen Babylo (*Βαβύλων*) als Ethnikon nicht ein. Gegen die Erklärung *quid? istic* V. 138 hat sich noch O. Seyffert mit Recht ausgesprochen.

Druckfehler sind mir nur wenige aufgefallen, ein böses Versehen liegt Anm. zu V. 693 vor, ich habe Hermes II 394 nichts veröffentlicht, sondern Umpfenbach die Bembinusscholien. Die Ausstattung ist vorzüglich.

Wien. R. Kauer.

Der römische Limes in Österreich. Heft VI. Mit 2 Tafeln und 109 Figuren im Text. Heft VII. Mit 2 Tafeln und 75 Figuren im Text. Publikation der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien, A. Hölder 1905 und 1906. 168 und 142 Sp.

Während die Limeshefte I—V mit den Berichten des Vereins Carnuntum im ganzen identisch waren, trat von Heft VI an, das die Grabungen im J. 1903 behandelt, insofern eine Änderung ein, als die über das Gebiet von Carnuntum sich hinaus erstreckende Limesforschung von der Aufnahme in den Vereinsbericht ausgeschlossen bleiben mußte. So behandelt der I. Teil in Heft VI (Sp. 5—62) das römische Kastell bei Königshof (Királyudvar) am Übergange der Straße *Carnuntum—Scarabantia* über das Leithagebirge. Die Auffindung dieses ersten auf der durchforschten Strecke zutage geförderten größeren röm. Kastells ist lediglich dem Scharfblicke des Grabungsleiters und Verfassers, Oberst von Groller, zu danken; der antike Name *Ulmus* ist durch die Angabe auf der Peutingerschen Tafel gesichert. Es lassen sich drei Bauperioden unterscheiden: die ältere Ansiedlung (Sp. 9—16), das Erdkastell (Sp. 15—28) und die spätere Ansiedlung mit steinerner Umfassungsmauer (S. 29—50). Die wenigen Gebäude der älteren

---

[1]) V. 261 war für *illius* auf meine Anmerkung zu verweisen, wo Maurenbrechers und Skutschens neueste Behandlung verzeichnet ist.

Periode fielen nämlich einem nahezu quadratischen Erdkastell zum Opfer und dieses wieder, mit seinen in spärlichen Resten konstatierten Holzbauten, wurde in der auch am deutschen Limes beobachteten Folge durch ein Kastell mit Steinmauer und Steinbauten ersetzt. Diese spätere Anlage ist so hergestellt, daß die West- und Nordseite des Erdwalles und Grabens zur Verstärkung der innerhalb neu angelegten Umfassungsmauer beibehalten, im Osten und Süden dagegen diese Mauer über den nunmehr eingeebneten Wall und Graben in mehrmals gebrochenem Zuge hinausgeschoben wurde. Beide Kastelle hatten nur ein Tor, und zwar an derselben Stelle im Osten. Von den Gebäuden des Steinkastells verdient besondere Beachtung ein vorzüglich erhaltener Töpferofen im Souterrain, kenntlich als solcher durch seine zwei übereinander liegenden Kammern, deren untere zur Feuerung, die obere aber, welche durch mehrere kleine Kanäle mit der unteren kommuniziert, zum Einstellen des Tongeschirres diente. Später wurde die obere Kammer mit heißhaltenden Kieseln ausgefüllt, um die Anlage in einen gewöhnlichen Backofen zu verwandeln; vgl. Sp. 35—41. Die vielen Kleinfunde aus dem Kastell *Ulmus* sind Sp. 51—62 abgebildet; hiezu wäre nur zu bemerken, daß das hohle Tonfragment Fig. 36, 3, „als Gefäßrest, etwa Henkelzier" beschrieben, jedenfalls den Oberleib einer weiblichen Figur darstellt. Gesicht und Arme sind ausgebrochen, das aufgelöste Haar ist durch eingedrückte kleine Rechtecke charakterisiert, um die Mitte liegt ein Gürtel, mit dem gleichen Schmuck versehen.

Von Sp. 63 an beginnt die auch in den Vereinsbericht für das J. 1903 aufgenommene Abhandlung über die Grabungen in Carnuntum. Im Lager wurden drei Häuserblocks östlich von der *via decumana* und drei mit derselben parallellaufende Gassen erforscht. Überall zeigen sich hier Analogien mit den westlich anschließenden Häuserkomplexen. Ihnen allen ist eine größere Breitendimension im südlichen Teile, einfachere Gliederung der Wohnräume in der Mitte und nördlich die große Halle gemeinsam, so daß jeder Komplex als Kaserne anzusehen ist, in der Offizierswohnungen, Mannschaftsräume und ein gemeinsamer Dienstraum aufeinander folgen; vgl. Sp. 95—99. In den Gassen zeigten sich an zwei Stellen Reste eines Tores, woraus hervorgeht, daß die Gassen nach der Wallstraße hin versperrbar waren. Aus der Fülle interessanten Details möge nur die Abhandlung über die Anordnung der *tubuli* des Hypocaustums in Bezug zu den Schornsteinen hervorgehoben werden (s. Sp. 89—92). Die an Heizkacheln und Dachziegeln vorgenommenen Messungen machen es wahrscheinlich, daß jeder fünfte *tubulus* die Rauchableitung besorgte und zu diesem Zwecke jeder zweite Dachziegel durchbrochen war. Daraus also, daß vier Vertikalreihen der *tubuli* dem Rauche nach oben keinen Abzug gewährten, ergibt sich die Bestimmung der seitlichen Öffnungen dieser Heizkacheln zur Ableitung des Rauches nach der als Schornstein weitergeführten fünften Reihe.

Die Grabungen in der Zivilstadt (Sp. 113—154) werden besser bei Heft VII besprochen. An eine kurze, mit zwei Abbildungen geschmückte Notiz über die 'Hundsheimer Türme' Sp. 155—158, deren römischen Ursprung der Verf. nachweist, behandelt der epigraphische Anhang aus der Feder Hofrat Bormanns unter anderem den bedeutsamen Fund von drei statuarischen Werken und drei Altären, die auf der Fahrbahn der dritten Lagergasse zum Vorschein kamen. Die Inschrift auf dem Sockel unter den Figuren einer Minerva und eines militärischen Genius *Minervae et Genio imm(unium) sacr(um)* ist insofern bemerkenswert, als danach die *immunes* einer Legion einen gemeinsamen Genius gehabt zu haben scheinen. Die beiden anderen figuralen Darstellungen sowie zwei Altäre sind dem Genius einer Zenturie, der dritte Altar dem *Hercules pro sa(lu)te centuri(a)e* von der gesamten Legion geweiht. Wenngleich alle diese Stücke nicht *in situ* gefunden sind, läßt sich doch ein örtlicher Zusammenhang zwischen ihnen vermuten.

Der erste Teil des VII. Heftes Sp. 5—46 behandelt die wiederum vom Vereinsberichte ausgeschlossen gebliebenen Grabungen in *Lauriacum.* Da nämlich der systematischen Erforschung der Limesstraße durch Wien, wo die römische Kulturschicht begreiflicherweise nur von Fall zu Fall aufgenommen werden kann, vorläufig ein Ziel gesetzt war, ergab sich das Legionslager zu *Lauriacum,* dessen Zugehörigkeit zum Limes längst erkannt war, als der nächste Punkt, an welchem die Forschung, ohne erst lange suchen zu müssen, tatkräftig eingreifen konnte, und von hier aus soll die Straße in entgegengesetzter Richtung verfolgt werden.

Den Ausführungen geht eine eingehende Würdigung Lauriacums als kommerzieller und militärischer Knotenpunkt voraus; Sp. 5—12. Wie in *Carnuntum* war auch hier die Form des Lagers klar in die Bodenfläche gezeichnet, ja noch mehr, in Kreuzform durchqueren zwei Feldwege diesen Komplex an der Stelle der ursprünglichen Hauptlagerstraßen. Die Westbahn schneidet die nordöstliche Ecke des Rechteckes ab, dessen Flächenraum rund 20 *ha* beträgt. Im J. 1904 wurde das nordöstliche Stück der Umfassungsmauer und des Grabens in dem von der Bahn abgetrennten Teil erforscht. Die Mauer ist wie in *Carnuntum* an den Ecken abgerundet und von den Türmen flankiert; von vier solchen wurde das quadratische Fundament bloßgelegt. Innen zieht sich eine in einfacher Weise hergestellte Straße im Abstande von 14—15 *m* die Mauer entlang. Die in *Lauriacum* stationierte Legion war die *II Italica*[1]). Östlich vom Lager, beim Dorfe Albing, wurde

[1]) Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf den Aufsatz E. Bormanns im IX. Bande der Jahreshefte hinweisen, wo S. 317 f. das Fragment einer Inschrift mit Erwähnung des Kaisers Septimius Severus und seines Sohnes Caracalla aus dem Jahre 205 besprochen ist, in der wir jedenfalls die Bauinschrift des Lagers oder doch eines ansehnlichen Lagergebäudes vor uns haben.

auch das Tor eines römischen Kastells freigelegt, das, nach allen Anzeichen zu schließen, ursprünglich auf einer Donauinsel stand und daher des Wallgrabens entbehrte.

Die Grabungen im Carnuntiner Lager (Sp. 47—82) schließen sich nördlich an die *via quintana* und westlich an das in früheren Jahren konstatierte südlichere der beiden Zentralgebäude an. Auch an dieser Stelle erhob sich ein großes quadratförmiges Gebäude, das dritte, vielleicht das größte im Lager. Es wurden zwei Bauperioden festgestellt. Das jüngere Gebäude besteht aus vier um einen quadratischen Hof angeordneten Trakten, die, durch einen umlaufenden Korridor der Länge nach zerschnitten, zwei Reihen von Gemächern aufweisen. Der Haupteingang liegt im Osten und ihm gerade gegenüber führt aus dem Hofe eine fast monumentale Treppe in den Westtrakt, der auch noch einen Zubau besitzt. Das analoge ältere Gebäude weist nur eine Flucht von Zimmern auf und ist kleiner. Der Bau diente nach Bormanns Vermutung wahrscheinlich als Truppenspital, *valetudinarium,* wie aus dem hier gefundenen Altar der *capsarii* (Lazarettgehilfen) hervorgeht; Sp. 133 ff.

Von den Baulichkeiten außerhalb des Lagers wurden zwei Partien gegraben. Die Erforschung des großen Gebäudes nächst der südlichen Lagerecke wurde nunmehr zum Abschluß gebracht; VI Sp. 138—158; VII 83—96; vgl. V 103—116. Der Bau ist rechteckig, die der Limesstraße zugewendete Schmalfront wird durch eine Säulenstellung als Hauptfassade gekennzeichnet. Ringsum läuft ein Gang, dem sich an den Längsseiten noch zwei Seitenschiffe anschließen. Quer durch den Hof läuft ein Mitteltrakt, den rückwärtigen Teil des Gebäudes bildet ein großer Saal mit zwei Absiden an den Schmalseiten, der später durch eine Mauer in zwei langgestreckte Räumlichkeiten zerlegt wurde. In den vier Ecken des Hofes ist je ein Brunnen mit Abzugskanal angebracht, an der Südecke führte der Kanal das Brunnenwasser in eine gemauerte Kammer. Über die Bestimmung dieses Gebäudes, das wieder in vergrößerter und reicher ausgestatteter Form an die Stelle einer älteren Anlage getreten ist, lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Den Gedanken, daß wir die in der *Notitia dignitatum* erwähnte Waffenfabrik vor uns haben könnten, weist der Verf. ab, dagegen meint er, daß das in seinen Dimensionen auffallende Gebäude zur Veranstaltung von Märkten für raumfordernde landwirtschaftliche Produkte (Vieh, Holz u. dgl.) gedient habe — wofür nach Meinung des Ref. auch der auffällige Mangel von Kleinfunden sprechen könnte —; denn die Öfen und Gießgruben im Hintertrakte des Baues, beschrieben VI 143—151, sind eine ganz späte Zutat und können über den ursprünglichen Zweck der Anlage keinen Aufschluß geben.

Westlich davon wurde eine an die Limesstraße angrenzende Häusergruppe der Zivilstadt aufgedeckt (VI 117—138 und VII 95

—130); ein Teil derselben ließ sich als Niederlassung eines Großhandwerkers mit Wohnhaus, Werkstätte, Garten und Hofgebäude, ein anderer als *deversorium* bestimmen. Von Kleinfunden sind hier die Reste von bemaltem Wandverputz, VII Fig. 65 in farbiger Beilage abgebildet sowie die Statuette eines Gladiators Fig. 68 zu nennen, deren Auffindung einem besonders glücklichen Zufalle und dem Scharfsinne des Grabungsleiters zu danken ist, denn sie lag im Straßenkörper und war in einem Klumpen von Sand und Kies eingebettet.

Aus dem epigraphischen Anhang des VII. Heftes verdient ein für die Geschichte der XIV. Legion wichtiger Soldatengrabstein Erwähnung, der zu einer Zeit gesetzt worden sein muß, wo diese Legion noch nicht ständig in *Carnuntum* lag, sondern sich hier nur vorübergehend auf dem Durchmarsche aufhielt.

Ein Wort des Lobes über beide Publikationen zu sprechen wäre überflüssig; auffällig war mir jedoch eine Divergenz der Nordrichtung um 45° im Plane der Grabungen in der Zivilstadt (VI Fig. 71, VII Fig. 1; vgl. V Fig. 57 und die Detailpläne) im Vergleiche zu den Lagerplänen.

Triest. Dr. A. Gaheis.

Das alte Rom. Eine Geschichte und Beschreibung der Stadt in 88 Bildern mit erläuterndem Texte von Prof. Dr. Franz Perschinka, korr. Mitglied des k. k. österr. arch. Instituts. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn. 61 SS. 8°.

Athen. Bilder zur Veranschaulichung der topographischen Verhältnisse der alten Stadt und ihre hervorragenden Denkmäler, zusammengestellt und besprochen von Franz Prix. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn. 63 SS. 8°.

Über die große Bedeutung, die dem Skioptikon als Schulmittel zukommt, braucht man heutzutage kein Wort mehr zu verlieren. Gleichwohl gelangt es noch immer nicht so häufig zur Anwendung, als man wünschen sollte. Bei seltenem Gebrauche ist aber der Eindruck der Lichtbilder nur ein flüchtiger, nicht immer flüchtig der des „verbindenden Textes“. Es ist daher ein dankenswertes Unternehmen, daß die bekannte Firma A. Pichlers Witwe & Sohn, die schon eine Reihe recht brauchbarer Sammlungen von Diapositiven hergestellt hat, vor kurzem daranging, sämtliche Bilder (in verkleinertem Maßstabe) und den dazu gehörigen, von erfahrenen Fachmännern verfaßten Text in Buchform erscheinen zu lassen. Diese „Schüler-Ausgaben“ sollen zunächst zur Wiederholung des Geschauten dienen und können ihrer Anlage nach auch dort, wo eine Vorführung der Bilder mit dem Skioptikon nicht stattfindet, als selbständiges Hilfsmittel verwendet werden.

Die bisher erschienenen zwei Bändchen beschäftigen sich mit den beiden archäologisch bedeutsamsten Stätten, mit Rom und

Athen, deren Ruinen in Wort und Bild erläutert werden. Wohlerwogen ist der innere Zusammenhang, in dem die Bilder und Erklärungen erscheinen, der historisch-genetische; doch besteht auch ein äußerlicher Konnex, insoferne die Schilderungen in der Regel an einen Rund- oder Spaziergang geknüpft sind. — Fassen wir nun die Bilder ins Auge, welche in die beiden Büchlein aufgenommen sind. Sie beziehen sich nicht bloß auf die erhaltenen Denkmäler und Kunstschätze, sondern stellen wiederholt auch Karten, Pläne und Rekonstruktionen dar, von denen die letzteren ohne Zweifel zu dem Zwecke eingeschaltet sind, damit den Lesenden das Verhältnis von 'einst' und 'jetzt' möglichst klar werde. An solchen Abbildungen wird uns eine reiche und gute Auswahl [1]) geboten, das Beste und Schönste von dem, was ein Obergymnasiast wenigstens einmal gesehen haben soll, um die häufigsten Anspielungen der alten Klassiker auf Rom und Athen halbwegs verstehen zu können. Auch die Ausführung der meist nach Photographien hergestellten Bilder ist im allgemeinen ganz gelungen. Da wir es mit Verkleinerungen zu tun haben, ist manches Detail nicht so deutlich als im Skioptikonbilde; das wird man entschuldigen müssen, zumal es eigentlich nur wenig Stücke sind, die man gerne etwas schärfer ausgeprägt sehen wollte [2]). — Der die Bilder erklärende Text muß als tadellos bezeichnet werden; das Wesentlichste ist in gedrängter Kürze und in anschaulicher, ja fesselnder, der wissenschaftlichen Grundlage nirgends entbehrenden Darstellung vorgebracht, so daß es nicht nur für Schüler, sondern selbst für Erwachsene ein Vergnügen ist, die auch in großem schönen Druck hergestellten Büchlein [3]) zu lesen.

Das neue Unternehmen ist somit wärmstens zu begrüßen; hoffentlich wird es fortgesetzt zum Frommen der studierenden Jugend, die am Sinnfälligen das größte Ergötzen und reiche Anregung findet.

Wien. Dr. Josef Fritsch.

---

[1]) Vielleicht ließen sich bei einer späteren Auflage noch einzelne Bilder hinzufügen, wie etwa zum Kapitel über die Umgebung Roms eine Darstellung des von Horaz so gepriesenen Tibur (Tivoli) oder zu dem Abschnitte über die Bauten Athens eine Aufnahme des Stadions, das ja auch heute noch Interesse bietet, weil bekanntlich dort die modernen olympischen Spiele abgehalten werden.

[2]) Dahin zählt der Verf. einige der Landschaftsaufnahmen, die zwar keinen schlechten, aber doch keinen so günstigen Eindruck machen als die architektonischen Bilder und die Rekonstruktionen.

[3]) Die Einbanddecke sollte allerdings stärker sein, damit sie nicht zu rasch abgenützt werde.

Dr. Bieger, Das Nibelungenlied. Nach der Lachmannschen Handschrift *A* im Auszuge mit Wörterverzeichnis, erläuternden Anmerkungen und einer kurzen Grammatik des Mittelhochdeutschen. Leipzig, Reisland 1904. XXXIX und 199 SS.

Bieger will eine Ausgabe des Liedes für Schulzwecke geben, die auch den Studierenden der Germanistik eine erste Einführung in die Lektüre des Urtextes bieten soll. Daß die Erfahrung der Unterrichtspraxis der Anlage des Buches zum Vorteil gereicht hat, ist natürlich. Die Einleitung behandelt vorerst Abfassung und Überlieferung, die Sage (Inhalt der nordischen Gestalt, des Hürnen Seyfried und jüngere Behandlungen), geschichtliche Bestandteile der Sage. Daß das hier Gebotene nicht eigene Forschung ist, sondern auf verbreiteten Ausgaben und Schriften zu den Nibelungen beruht, wird bei einem Schulbuche keinen Tadel erfahren. Immerhin wäre es wünschenswert, daß der Verf. in manchen Fragen die neueste Forschung etwas mehr heranzöge; allerdings würde sich dann auch die Einleitung über das Lied und die Sage nicht so glatt gestalten, als sie sich jetzt gibt. So lesen wir z. B. S. XI die Bezeichnung der Nibelungen als „ein Volksepos im vollen Sinne, das in keiner Weise die individuellen Züge einer einzelnen, besonderen dichterischen Persönlichkeit an sich trägt, sondern Geist und Anschauungsweise jener ganzen Zeit objektiv widerspiegelt". Die Bezeichnung „Volksepos" kann durch diese erklärende Bemerkung nicht begründet werden. Das Fehlen individueller Züge und die Objektivität (vgl. Hermann und Dorothea) machen das Nibelungenlied nicht zum Volksepos und es ist auch keines, sondern eine Abart der ritterlichen Dichtung wie die höfische Epik. Und „jene ganze Zeit" kann sich auf die Zeit um 1200 beziehen, wenn man das äußere Kleid des Liedes im Auge hat, und auf die Zeit alten Heldensangs, wenn man den inneren Ton und die Charaktere des Liedes betrachtet. Auch der Vergleich mit der Ilias, so schön er sich auch anhört, ist nur gelehrte Spielerei.

Diesem Teil der Einleitung folgt ein Abriß der mhd. Grammatik unter vergleichender Berücksichtigung des Neuhochdeutschen. Dieses letztere Moment ist darum so wertvoll, weil es eine voraussetzungslose Darlegung erlaubt, indem der Neuling an das Mittelhochdeutsche vom neuhochdeutschen Standpunkt aus herangeführt wird und überall zahlreiche Bemerkungen den alten und neuen Standpunkt der Sprache erläutern. Auch heutige Dialektformen werden zur Erklärung der alten lautlichen Vorgänge herangezogen; dieses Mittel, wenn auch nicht neu, vermag gerade in Schulen viele Schwierigkeiten zu beseitigen und in der Hand eines geschickten Lehrers das Interesse wachzuerhalten. Die Darstellung der Laut- und Flexionslehre ist eingehend und übersichtlich und vor allem sehr zweckmäßig, ja sie kann für Schulzwecke geradezu musterhaft genannt werden. Überaus reich bemessene Anmerkungen zum Texte sollen neben dem Wörterverzeichnis die sprachlichen

Schwierigkeiten beseitigen, aber auch der ästhetisch-psychologischen Seite der Erklärung dienen und Aufbau, Zusammenhang und kulturgeschichtliche Voraussetzungen beleuchten. Zur Erreichung seines Zweckes bringt der Verf. auch eine reiche Auswahl aus dem Liede (1157 von 2316 Strophen); den Wert der Anmerkungen hebt eine kurze Übersicht der in ihnen besprochenen syntaktisch-grammatischen Erscheinungen, die dem Texte folgt. Ein besonderer Vorzug des mhd. Wörterverzeichnisses ist es, daß auch die schwierigeren Verbalformen gesondert mit angeführt sind und somit leicht nachgeschlagen werden können. Ein Verzeichnis der im Liede vorkommenden Eigennamen beschließt das Buch.

Im folgenden ein paar Bemerkungen für eine 2. Auflage: Die S. XXX, Anm. angeführten Substantiva Straße, Erde und Brücke sind nicht ursprünglich schwache Feminina, die sich im Dialekt schwach erhalten haben, sondern reine *-ô* (und *-jô*) Feminina, also stark und nur sporadisch schwach geworden. Zu den Ablautreihen der starken Verba vermißt man die für den Anfänger wichtige Unterscheidung der *a*-Verba (nach Bieger Kl. I—III) durch den Stammauslaut. Auch wie *ich reit* und *ich zêh,* wie *vlouc* und *vlôh* sich scheidet, ist von Bedeutung. Druckfehler ist es wohl, wenn S. XXX im Paradigma *herze* ein acc. sgl. *herzen* angesetzt ist; derselbe Fehler übrigens auch S. XXXI beim schwachen adi. neutr. *guote*. Im Wörterverzeichnis ist in der Form „*beite* praeter. von *bîten*“ swv. *beiten* und stv. *bîten* zusammengeworfen. *enbœren* als Nebenform zu *enbern* gibt es ebenso wenig wie *liugen* zu *liegen*. Das *k* in Kriemhild soll niederdeutsch sein S. 197; Rüdiger soll als Verbannter bei Etzel leben S. 198. Druckfehler: Pieper S. VI. S. XXXIII muß es heißen: „*du gæbe,* gleich der 1. und 3. Sing. des Konj. Praeter.“ *pflige* (im Wörterverzeichnis) praes. (nicht praeter.) zu *pflegen*. Ebendort S. 187 *vragen,* S. 188 *nachlîchen;* ähnliche Kleinigkeiten in den Strophen 285, 2; 341, 4; 400, 1.

Das Buch ist, von leicht zu verbessernden Mängeln abgesehen, im ganzen eine tüchtige Leistung und wegen seiner trefflichen schulgemäßen Behandlung der Lektüre gewiß zu begrüßen.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Julius Bräuninger, Grundlagen der deutschen Sprachlehre nebst Stillehre, Versmaßlehre, Dichtungslehre und den nötigsten Behelfen der Denklehre. München, R. Oldenburg 1906.

Exempla praecedant regulis! wird von dem Verf. an die Spitze seines Abrisses der deutschen Grammatik gestellt. Beispiele stehen allerdings jeder behandelten grammatischen Partie voran, den wirklich entwickelnden Unterrichtston aber vernimmt man nicht. Die Beispiele sind fast immer Münzen, die gleich erkannt und benannt werden. Man vergleiche nur z. B. § 1. I: „Mensch ist ein

Hauptwort oder Substantivum. Mensch, Pflanze, Tier, Stein, Luft, Wasser sind Hauptwörter oder Substantiva. S. 5: *a)* Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! *b)* Der edle Mensch ist hilfreich usw. Das Wort edel ist ein Eigenschaftswort oder Adjektivum. Die Wörter edel, hilfreich und gut sind Eigenschaftswörter oder Adjektiva. S. 9: Der Mensch spricht, der Mensch redet (wozu dies zweite Beispiel?), der Mensch hat Vernunft, der Mensch ist vernünftig, der Mensch wird zum Menschen durch Erziehung. Um von einem Gegenstande etwas auszusagen, braucht man ein Zeitwort oder Verbum. Die Wörter spricht, redet, hat, ist, wird sind solche Zeitwörter oder Verba". Darauf werden die Nominalformen dieser Verba aufgezählt und dann erst wird die Konjugation des Verbs besprochen. An sechs kümmerlichen Beispielen [*a)* ich bitte und du bittest, *b)* ich bitte und wir bitten usw.] wird eine gewaltige Summe grammatischer Bezeichnungen aufgestapelt, sie füllen eine Seite. Das ist doch im Grunde ein Verfahren, das sich den Schein der Induktion gibt. Die Satzlehre, die weit besser als die Wortlehre bearbeitet ist, beweist das auch in ihrem § 24: Der Satz 'Die Biene sammelt fleißig süßen Honig' wird analysiert und die Bezeichnungen Adverbiale, Attribut, Accusativobjekt fallen, ohne daß sie der Schüler kennen gelernt hätte (ebenso § 39 und S. 19, Rubrik V, wo Ablautung, Umlautung, Brechung aufgezählt werden). Und nun die Beispiele selbst. Es sind ihrer immer nur wenige und darunter sind viele *ad hoc* zusammengezimmert (z. B. § 8 I.: Darf ich hoffen, daß man sich meiner annehme und mir beistehe, wenn mich meine eigenen Kräfte zu verlassen drohen? § 12. I und II u. v. a.) Leider wird sogar Sprachwidriges im Musterbeispiele vorgelegt: S. 52, § 50, I. b.: Wenn du dir selbst helfen würdest, so würde dir Gott helfen (vgl. II. c.). Ist es nicht sonderbar, daß die Schüler unter anderem: „der Stieg" und „die Stiege" unterscheiden und den Formen: „der Ratz" und „die Katze", „der Zeck" und „die Zecke", „der Papp" und „die Pappe", „der Pump" und „die Pumpe", „der Gau" und „das Gäu" (S. 8, V, VI, VII) sowie den beiden Pluralformen von „Sau" (S. 10, VIII) die Aufmerksamkeit zuwenden sollen?

Eine Grammatik, die eine Registratur für die grammatischen Erscheinungen darstellt, — es wird alles eingeteilt und mit Ziffern und Buchstaben etikettiert — kann einem entwickelnden Sprachunterrichte nicht dienen. Die 'Wortstellung' (S. 34) wird in den Formeln *spe, pse, sep* eingekapselt und die Satzbilder werden allzu peinlich in Buchstabenformeln gefaßt, z. B. S. 54: Hüte dich vor Schmeichlern, die dich mit überschwenglichem Lobe zu betören suchen, so lange sie glauben, daß sie deine Gunst benützen können, um Vorteile zu erlangen. — *Ha, ra, t, do, z*. Wie weit man kommt, wenn man im Deutschunterrichte vornehmlich das geschriebene, nicht auch das gesprochene Wort im Auge hat, lehrt graß der § 19, nach dem „auf, Eis" keinen Anlaut, „See, nie"

keinen Auslaut, „Au, Ei“ weder An- noch Auslaut hätten (man vergleiche auch § 17). — Die Art, wie die „U“-Brechung gelehrt wird, ist nicht einwandfrei; rückständig ist die Bemerkung zum Wechsel zwischen *i* und *ĕ* (S. 29, III.). — Die Stillehre ist gut, die Poetik brauchbar, recht brauchbar ist die Metrik. Der Abriß der Logik wird in der Darstellung des Urteils und Schlusses zu einer Sammlung von technischen Bezeichnungen.

Bräunings Grundlagen der deutschen Sprachlehre verraten den Schulmann, der sich im Deutschunterrichte eifrig bemüht hat; aber ein lebendig entwickelnder Unterricht, der, von mustergiltigem Sprachstoffe ausgehend, Schüler und Lehrer ständig in Atem hält, beide zu fröhlich schaffender Arbeit vereint, ist nach der Fassung seines Buches nicht möglich.

Wien. Ferdinand Holzner.

Dr. Bernhard Schulz' Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Neu herausgegeben von Prof. Dr. Schmitz-Mancy, Prof. Köster und Oberlehrer Dr. Weyel. Erster Band. Für die unteren Klassen. 13., völlig umgearbeitete Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh 1905. VII und 495 SS.

Die neue Auflage steht im Zeichen einer energischen Reformbestrebung. Die Herausgeber erklären, daß sie sich veranlaßt sahen, im wesentlichen ein ganz neues Buch zu schaffen, und fahren dann fort (S. III): „Die Literatur des 19. Jahrhunderts, in den früheren Auflagen kaum berücksichtigt, hat nunmehr in ziemlich ausgedehntem Maße Berücksichtigung gefunden. Immer mehr bricht sich die Überzeugung Bahn, daß sie ohne Schaden für die Schule nicht länger vernachlässigt werden darf . . . . . Theodor Storm, Martin Greif, Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Hermann von Gilm, Friedr. Wilh. Weber, Arno Holz und so viele andere haben ein Anrecht, schon der Jugend bekannt zu werden, und ebenso mußte die reiche Prosaliteratur des 19. Jahrhunderts Verwendung finden. Rudolf Baumbach, Otto von Bismarck, Ilse Frapan, Emil Frommel, Helmuth von Moltke, Wilh. Raabe, Peter Rosegger, Heinrich Seidel u. a. haben Aufnahme gefunden. Vielleicht meint noch mancher, daß zu wenig geboten sei im Verhältnis zu der Fülle des Wertvollen, zu wenig im Verhältnis zu der Breite der andern Literatur, zu wenig für die Begründung der Literatur, in der für die Schüler Denken und Empfinden ihrer Zeit den poetischen Ausdruck finden“.

Diese programmatische Erklärung ist deshalb ausführlicher wiedergegeben worden, weil sie sich in sehr erfreulicher Weise mit mehrfachen Bestrebungen in Österreich deckt. Wir sehen, wie im Deutschen Reiche das als richtig Erkannte schon in die Tat umgesetzt wird. Auch Ref. ist der Überzeugung, daß die Hoch-

schätzung des Alten nicht zur Unterschätzung oder gar Geringschätzung des Neuen führen dürfe. Die Schule kann konservativ sein, aber sie darf nicht rückständig werden, in keiner Disziplin, also auch nicht auf dem Gebiete der Literatur, denn sonst müßte die heranwachsende Generation den Zusammenhang mit dem Leben verlieren, sonst müßte es dahin kommen, daß die Schule schließlich Steine böte, wo die Jugend Brot verlangt. In dieser Behauptung liegt keine Übertreibung. Ref. wenigstens hält es für eine der schwersten Schädigungen des jugendlichen Geistes, wenn die durch die Schule erlangte Bildungsform erst nachträglich zertrümmert werden muß, um der berechtigteren, der Allgemeinkultur entsprechenden modernen Bildungsform Platz zu machen. Damit soll nicht einem blindwütigen, überstürzten Modernisieren das Wort geredet werden, aber es soll der Gegenwart, dem Leben nicht das Recht dem Vergangenen zuliebe verkürzt werden und Ref. pflichtet vollkommen dem vermittelnden Standpunkte der Herausgeber bei, welche (S. IV) so sich äußern: „Aber es möchte doch auch Anstoß erregen, wenn mit der Ausscheidung und Entfernung älteren Stoffes gar zu einschneidend vorgegangen würde: es ist doch zu vieles von bleibendem Werte, es sind alte, liebe Vertraute der Jugend, die man nicht wird missen wollen". Und so findet denn, wie recht und billig, in dem Buche Altes und Neues gleichmäßig Berücksichtigung.

Hinsichtlich der Dichtungskategorien huldigen die Herausgeber dem sehr richtigen Grundsatz, daß „die Gedichte epischen Charakters, also des Zweiges der Dichtung, der die Jugend am ehesten vom rein stofflichen zum ästhetischen Genuß der Werke unserer großen Dichter hinleiten kann" (S. V), überwiegen müssen, „während das rein Lyrische, für das die Jugend weniger Empfinden zeigt, zurücktritt". Ref. geht noch weiter und behauptet, daß die Jugend in den unteren Klassen der Mittelschule überhaupt für das Lyrische unreif ist. Bei der Wirkung aller Lyrik handelt es sich ja um das Nachempfinden, das Nachempfinden aber ist nur bei einem entwickelteren Seelenleben denkbar und möglich. Man kann überzeugt sein, daß auch ein einfaches Morgenliedchen oder Frühlingsliedchen keinen Widerhall in der Seele eines 10—12jährigen Knaben hervorruft. In späteren Jahren wird die Schule vielleicht die Empfänglichkeit fördern, aber auch nicht erzeugen können; man muß sogar mit der Tatsache rechnen, daß gar mancher trotz des gediegensten Unterrichtes zeitlebens für Lyrik unzugänglich bleibt. Auf dieser Auffassung fußend, würde Ref. den g a n z e n V. Abschnitt des Buches „Lyrische Dichtung" (er umfaßt nur 25 Nummern) streichen, einiges aus dem IV. Abschnitt „Lyrische vaterländische Dichtung" und in dem II. Abschnitt „Aus dem Natur- und Menschenleben" die Nummern 7 „Schilflied" (Lenau), 14 „Das Schloß Boncourt" (Chamisso), 44 „Winternacht" (Keller).

Im prosaischen Teil dagegen wird man kaum auf ein Lesestück stoßen, das man aus irgend einem Grunde als ungeeignet bezeichnen könnte. In diesem Teil steckt viel Vortreffliches.

Die Brauchbarkeit dieser prosaischen Lesestücke haben die Herausgeber dadurch zu erhöhen versucht, daß sie dieselben viel mehr gegliedert und häufig nach dem Fortschritt des Gedankens in kleine numerierte Abschnitte zerlegt haben — ein Vorgang, der gerade auf dieser Unterrichtsstufe als recht zweckmäßig bezeichnet werden muß.

Auch noch ein anderes Mittel haben die Herausgeber angewendet, um dem Lehrer die Handhabung des Buches, welches für drei Klassen (Sexta, Quinta, Quarta) bestimmt ist, zu erleichtern. Sie haben nämlich den Lesestoff (S. VI, VII) nach den genannten drei Klassen aufgeteilt, da sie sich nicht entschließen konnten, das Lesebuch, den drei Klassen entsprechend, in drei selbständige Teile zu zerlegen. Sie haben sich damit „gegen den vielfach jetzt herrschenden Gebrauch gewandt, der dem Schüler mit jedem Schuljahr ein neues Lesebuch in die Hand drückt und ihm nahelegt, das bisher benutzte als überflüssig beiseite zu schieben und zu vergessen. Sie glauben damit auch dem Lehrer des Deutschen einen Dienst zu erweisen, da er nach dem Standpunkt der Klasse und seiner eigenen pädagogischen Einsicht die Auswahl treffen kann“ (S. VI). Auch in dieser Beziehung gibt Ref. den Herausgebern vollkommen recht und bedauert, daß die Organisation des österreichischen Gymnasiums eine solche Zusammenfassung des Lesestoffes für mehrere Klassen nicht gut zuläßt. Allerdings sind mit dieser Zusammenfassung des Lesestoffes auch Übelstände verbunden, aber die Zahl der Vorteile wäre zweifellos größer.

Mit aller Entschiedenheit aber muß man sich gegen eine sonderbare Einrichtung des Buches aussprechen: gegen die kurzen literarhistorischen Notizen über die einzelnen Autoren. In einem einzigen Sätzchen ein Urteil über eine literarische Persönlichkeit aussprechen zu wollen, ist vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ein Wagnis, vom pädagogischen aus geradezu bedenklich. Manche dieser Urteile sind nichtssagend, manche einseitig und darum wertlos. Hier einige Beispiele: Rosegger (S. 427) lebt und webt mit all seinem Sinnen und Denken in der Heimat. (Nebenbei bemerkt ist Rosegger in „Alpl“, nicht in „Alzl“ geboren.) — Heinrich Seidel (S. 428) weiß uns das Kleinglück des Lebens innigherzlich darzustellen. — Hermann Allmers (S. 430) kennt das Meer mit seinen Schrecken; seine Dichtungen sind innig empfunden und recht anschaulich. — Hermann Lingg (S. 431) neigt mehr zur Epik als zur Lyrik. — Ludwig Julius Felix Dahns (S. 436) Balladen atmen poetische Frische. — Eine solche vorgreifende Beurteilung von Dichtern ist durchaus nicht geeignet, „schon von unten auf auch deutsche Literaturkunde zu vermitteln

oder wenigstens ein Gerüst oder einen Fachbau aufzuführen, der auf der Oberstufe zu einem wohlgefügten Gebäude wird".

Druck und Ausstattung des Buches sind recht gut, die Typen der vorerwähnten literarischen Notizen aber von außerordentlicher, die Augen schädigender Kleinheit. Schließlich sei noch bemerkt, daß der auf S. 413 genannte Johann Gabriel Seidl nicht eigentlich als „Verfasser" der österreichischen Volkshymne gelten kann und daß diese Dichtung in der gegenwärtigen Fassung nicht mit den Worten „Gott erhalte Franz den Kaiser", sondern „Gott erhalte, Gott beschütze" beginnt.

Mies i. B. Adolf Hausenblas.

Hermann Breymanns Neusprachliche Reform-Literatur (Drittes Heft). Eine bibliographisch-kritische Übersicht, bearbeitet von Prof. Dr. Steinmüller. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung (Georg Böhme) 1905. 152 SS.

Dieses dritte, von Steinmüller besorgte Heft führt die von Breymann begonnene „Neusprachliche Reform-Literatur" ganz im Sinne ihres ersten Bearbeiters fort und erstreckt sich über die Jahre 1899—1905, wozu noch einige Ergänzungen zu den früher erschienenen Schriften gegeben werden. Wir verweisen demnach, was Anlage und Durchführung betrifft, auf unsere Besprechung des ersten Heftes in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1896, S. 769, und verweilen nur noch ein wenig bei dem höchst interessanten „Rückblick" S. 103—142.

Nahm schon früher (im ersten Heft S. 116) Breymann gegen die radikalen Reformer Stellung, indem er ihnen vorwarf, die Grammatik allzu sehr in den Hintergrund zu drängen und die bewußte Reflexion, speziell die Vergleichung der fremden mit der Muttersprache allzu wenig in Anspruch zu nehmen, so konstatiert hier Steinmüller den in den letzten Jahren immer deutlicher wahrnehmbaren Rückzug der zuerst siegreich vordringenden Reform, wenigstens was ihre übertriebenen Forderungen betrifft, die vielfach bereits als „überwundener Standpunkt" gelten wie die Sprechfertigkeit, die Ausschließung der Muttersprache beim fremdsprachlichen Unterricht, die Verwerfung der Übersetzungen, der induktive Betrieb der Grammatik, die Herleitung der Regeln aus der Lektüre. So erfreut sich denn die Grammatik, welche manche Reformer aus dem Unterricht so gut wie verbannt wissen, andere wieder ihre Schüler „selbst finden lassen" wollten, wieder einer allgemeinen Wertschätzung, wenn auch ihre Stellung gegenüber früher eine andere geworden ist. Auch die Übersetzung, sowohl in die eigene wie in die fremde Sprache, ist selbst von solchen, welche sie früher verurteilten, in ihre alten Rechte eingesetzt worden: kurz,

es machen sich wieder, und zwar in immer stärker werdendem Grade, konservativere Strömungen geltend.

Indem nun so die extremen und, wie die Erfahrung gelehrt hat, unerfüllbaren Forderungen der Reform von der überwiegenden Mehrzahl der neusprachlichen Lehrer teils in Schriften, teils in Konferenzen und Versammlungen abgelehnt worden sind, anderseits einige ihrer erprobten Mittel, wie das Diktat, die Sprechübungen, der Anschauungsunterricht, allgemein Eingang gefunden haben, läßt sich erwarten, daß sich allmählich ein allgemein giltiges Lehrverfahren ausbilden und an die Stelle der durch Jahrzehnte währenden Unsicherheit in der Methodik treten wird. Das Verdienst aber, dazu in nicht geringem Maße beigetragen zu haben, darf der Verf. der „Neusprachlichen Reform-Literatur" für sich in Anspruch nehmen.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Lehrbuch der englischen Sprache von Dr. Joh. Ellinger und A. J. Percival Butler. Ausgabe *A.* (Für Realschulen, Gymnasien und verwandte höhere Lehranstalten.) I. Teil. (Elementarbuch.) Mit 10 Abbildungen und 1 Münztafel. Wien, Tempsky 1906. 165 SS. Preis geh. 1 K 75 h, geb. 2 K 25 h. Zulässig laut Min.-Erlaß vom 15. November 1905, Z. 41.007.

Das neue Lehrbuch bewältigt den Lehrstoff des ersten Jahres in 26 Lektionen. Die Seiten 5—57 enthalten kein deutsches Wort, sondern bloß Texte, dann *a*) *Questions and Answers* und englische Verweise auf die betreffenden Grammatik-Paragraphe, *b*) *Exercises* (Einführung neuer Wörter in den eingeübten Text, Aussprache-, orthographische und grammatische Übungen, Umformungen). Auf SS. 62—81 folgen dann knappe „Erklärungen zu den Sprachstücken", zunächst auf deutsch, dann mit Benützung bereits bekannter englischer Ausdrücke (*but* = *only*, *at once* = *instantly*, *give heed* = *pay attention* usw). SS. 81—87 enthalten die Texte, Fragen und Antworten der ersten zehn Lektionen in Lautschrift, SS. 88—135 bilden die Grammatik, deren erste 23 Paragraphe (13 SS.) der Aussprache und Rechtschreibung gewidmet sind. Die Aussprachelehre legt natürlich Londoner Englisch zugrunde. Hoffentlich werden die Anregungen des letzten Neuphilologentages, welche eine einheitliche Schultranskription befürworten, auch in österreichischen Lehrbüchern bald berücksichtigt werden. So sehr ein Transkriptionszeichen für den Schüler bloß Gewohnheitssache ist, sobald er nur den richtigen Laut dabei im Ohre hat, glaubt Ref. doch, daß der Unterschied eines englischen (oder französischen) Lautes von einem deutschen stets hervorgehoben werden sollte. In dieser Hinsicht erscheinen ō (*all*), *o* (*not*), *ei* (*name*), *ou* (*home*) trotz *Sweet* usw. bedenklich. Das sonst vortreffliche Wörterbuch führt

übrigens die Accentuierung nicht konsequent durch; warum erhält *arrangement*, *gentleman* einen Accent und *appearance*, *auxiliary* [übrigens mit Druckversehen], *interval* keinen? Über die Anordnung des grammatischen Lernstoffes ist nur zu bemerken, daß die Verweise nach den einzelnen Texten sorgsam und durchgreifend gehalten sind: eine grammatische Systematik läßt sich ja im neusprachlichen Elementarunterichte nicht durchführen. Sehr wünschenswert ist die zeitliche Durchnahme der Zahlwörter (3. und 6. Lektion), die in andern Lehrbüchern recht spät an die Reihe kommen. Die Behandlung des Lesestoffes ermöglicht durchwegs Reformmethode, läßt aber auch Übersetzungsmethode zu, wie auch für die Hinübersetzung 12 Stücke vorgesehen sind (S. 160—165). Die Lektionen sind am Anfange kurz genug, um tüchtiges Einarbeiten auch in größeren Klassen zu gestatten. Der Charakter der Stücke ist der Fassungskraft der Stufe angemessen. Nur will es dem Ref. scheinen, als ob die fast ausschließliche Beschäftigung eines 15jährigen Schülers mit der Umgebung des Schulzimmers und der Schule überhaupt, wie sie die ersten zehn Lektionen erheischen, doch ermüdend auf ihn wirken müsse. Erst dann folgt nämlich ein Dialog anderer Sphäre und eine Anekdote (stark moralisierend, hierauf (13. Lektion) *The Human Body*, ein Stück, das mehr als 50 neue Dingbezeichnungen enthält; wenn auch eine Zeichnung deren Erlernung erleichtert, bedeuten sie doch eine starke Zumutung an das mechanische Gedächtnis. Der verarbeitete Wortschatz (das Wörterbuch weist über 2000 Vokabeln auf, dabei sind die zahllosen Phrasen unberücksichtigt) ist m. E. sehr groß; ob aber die Sprachfertigkeit der Schüler im ersten Jahre, wie sie den Verff. offenbar als Ideal vorschwebt, schon so gesteigert werden kann, daß sie diesen Wortreichtum in den Umformungen richtig verwerten, möchte ich bezweifeln. Dies gilt wohl am meisten von den sehr ausführlichen Stücken über die Jahreszeiten, die freilich auch von Anschauungsbildern unterstützt werden. Sehr zu rühmen sind dagegen die 24. und 25. Lektion, die englische Realien (*Meals and Food* als englischer Schülerbrief und *An English House*) behandeln und auch mit drei Bildern versehen sind.

Das sehr nett und durchaus schulhygienisch ausgestattete Buch ist trotz der berührten kleinen Mängel reich an gewissenhafter und pädagogisch wohl durchdachter Arbeit und wird deshalb besonders jüngern Lehrern durch die gründliche Durchnahme und Konsequenz des Lehrganges eine sichere und willkommene Grundlage des Unterrichtes gewähren.

Wien. Dr. Albert Eichler.

C. Brockelmann, Semitische Sprachwissenschaft (Sammlung Göschen). Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1906. 160 SS. 8⁰. Preis 80 Pf.

Mit Vergnügen begrüßen wir in diesem Büchlein den Vorläufer eines groß angelegten Grundrisses der semitischen Sprachwissenschaft, den uns der Verfasser S. 13 f. verspricht. Wer jemals in der Lage war, sich auf diesem Gebiete ohne allzu großen Zeitverlust sichere Auskunft verschaffen zu sollen, weiß, wie bitter empfindlich gerade hier der Mangel eines verläßlichen Handbuches ist. Von Brockelmann, dessen arabische Literaturgeschichte trotz einzelner — zum Teile unvermeidlicher — Mängel ein bibliographisches Handbuch erster Güte ist, dürfen wir uns in dieser Hinsicht des Besten versehen und man kann sagen, daß diese Erwartung durch den vorliegenden Abriß nur bestärkt wird. Die stoffliche Anlage war durch das Beispiel von Meringers Indogermanischer und Zauners Romanischer Sprachwissenschaft für diesen neuen Band der Göschenschen Sammlung schon gegeben, leider auch in Bezug auf eine empfindliche Lücke, das Fehlen der Syntax, auf deren Gebiete gerade die Vorarbeiten wenig zahlreich und schwerer zugänglich sind. Immerhin müssen wir den Grund des Raummangels als zwingend anerkennen und auch für das so Gebotene dem Verf. Dank sagen.

Brockelmanns Buch zerfällt in drei Abteilungen, deren erste „Die semitischen Sprachen" mit wenigen Zügen die Geschichte, die Verwandtschaftsbeziehungen und die Gruppierung der hierher gehörigen Idiome darstellt. Hier ist besonders hervorzuheben, daß Br. mit Recht an der arabischen Heimat der Semiten festhält, eine Ansicht, die trotz aller Gegenargumente vorläufig doch noch immer die befriedigendste Antwort auf die meisten Probleme der Semitistik zu geben vermag. Allerdings scheint mir die Begrenzung des betreffenden Forschungsgebietes etwas willkürlich zu sein, wenn Br. am Schlusse seines § 2 sagt: „Wie und woher die Semiten nach Arabien gekommen sind, kann uns dann nicht weiter interessieren". Er hätte höchstens das Recht, für diesen Abriß zu sagen: „braucht uns h i e r nicht weiter zu beschäftigen", denn gerade die Lösung des so beiseite geschobenen Problems ist eines der letzten Ziele der Semitistik. Gleich in den nächsten drei Paragraphen bespricht ja Br. selbst die Frage der Verwandtschaft mit dem Ägyptischen, den hamitischen, indogermanischen und anderen Sprachen, deren weitere Erörterung unausweichlich über das Gebiet der engeren semitischen Sprach- und Rassenheimat hinausführen muß.

Br. hält, wie man sieht, und methodisch gewiß mit vollstem Rechte, an der Fiktion von der Einheitlichkeit des semitischen „Urvolkes" und der semitischen „Ursprache" fest. Daß es eine bloße Fiktion ist, betont er selbst im § 6 mit Gründen, durch die

er sich vollständig auf den Boden der von der allgemeinen Sprachwissenschaft gezeitigten modernen Anschauungen stellt. Von seinem in Aussicht gestellten großen Werke dürfen wir demnach eine eingehende Auseinandersetzung über diese Dinge erwarten; hoffentlich wird uns aber dann dort auch die Ansicht des Verf. über die Entstehung des sogenannten „Urvolkes" nicht vorenthalten. Denn so gut wir uns eine Sprache als durch fortwährendes Zusammenwachsen und erneute Trennung verschiedener „Dialekte" entstanden denken können und müssen, ebenso müssen wir uns heute das Werden, Wachsen, Bestehen und Vergehen der Rassen aus und zu verschiedenen Bestandteilen unter gewissen Bedingungen nach den in der Tierwelt beobachteten Vorgängen vorstellen und uns dessen bewußt werden, daß Sprachwissenschaft und Ethnologie nur Zweige eines Stammes, der Anthropologie, sind.

Ich habe mich hier bei den Endproblemen länger aufgehalten, als es der ihnen vom Verf. in seinem kurzen Abrisse zugestandene, notwendigerweise kleine Raum verhältnismäßig zu rechtfertigen scheint; es geschah jedoch eben mit Hinblick darauf, daß wir es hier mit einer Vorarbeit zu tun haben. Um so kürzer kann ich mich aber gerade deswegen im übrigen fassen, da Br. hier im wesentlichen schon Bekanntes wiederzugeben genötigt war und Einzelheiten seiner besonderen Auffassung erst in seinem größeren Buche vorbringen wird. So kann ich denn den übrigen, größeren Teil der ersten Abteilung mit Stillschweigen übergehen. Über die hier S. 24 ohneweiters als feststehend angenommene Echtheit der Mēšaʿ-Inschrift wird sich Br. im „Grundriß" noch mit deren Gegnern und Anhängern (Jahn, bezw. König u. a.) auseinanderzusetzen haben.

Bezüglich der beiden anderen Abteilungen des Buches beschränke ich mich darauf hinzuweisen, daß die zweite „die semitische Schrift", die dritte eine in ihrer Knappheit äußerst verdienstliche und übersichtliche „Vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen" darstellt; letztere behandelt freilich leider, wie schon gesagt, nur die Laut- und die Formenlehre. Namentlich die erstere muß vermöge ihrer klaren Darstellung, ihrer bei solcher Kürze erstaunlichen, bis ins Einzelne gehenden Genauigkeit und dem verhältnismäßigen Reichtum der Beispiele als eine hervorragende Leistung bezeichnet werden; aber auch die Formenlehre läßt in den genannten Beziehungen nichts vermissen. So wünschen wir dem Verf. dazu herzlich Glück und uns die Freude, den großen „Grundriß" recht bald erscheinen zu sehen.

Wien. R. Geyer.

Benedictus Niese, Grundriß der römischen Geschichte nebst Quellenkunde. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. München 1906. 405 SS. 8° (Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft. III. Band, 5. Abteilung).

Der einzige wissenschaftliche Grundriß der römischen Geschichte, den wir besitzen, liegt in dritter erweiterter und verbesserter Auflage vor. Die letzte Auflage, die 1897 erschien, zählte 265 Seiten, die neue ist 405 Seiten stark. Die erhebliche Erweiterung rührt nicht allein daher, daß Niese zwei neue Paragraphe hinzugefügt hat, deren einer die Verfassung und Verwaltung des Kaiserreichs bis zu den Militärkaisern in gedrängter Übersicht darstellt, deren anderer die Geschichte vom Ende des weströmischen Kaisertums bis zu Iustinians Eroberungen weiterführt. Auch sonst finden wir den Text erweitert, neue Literatur hinzugefügt, ihre Ergebnisse verwertet. Überflüssig ist, die Vorzüge des Nieseschen Werkes, die jeder Fachgenosse kennt, abermals hervorzuheben: das besonnene Urteil, das auf dem Fundamente jahrzehntelanger, erfolgreicher Forschertätigkeit ruht, die knappe, dem Grundrißcharakter entsprechende, doch durchsichtige und klare Darstellung, die volle Beherrschung des Quellenmaterials und der einschlägigen Literatur. Nicht selten könnte man freilich die Ereignisse und ihren Zusammenhang anders beurteilen als der Verf., aber wäre dies nicht der Fall, dann gäbe es keine Geschichtsforschung; überdies sind differierende Anschauungen in der gebotenen knappen Form meist berücksichtigt. Auf Kontroversen rein historischen Charakters einzugehen, ist an dieser Stelle nicht der Ort. In der Disposition wirkt es für mein Gefühl störend und den geschichtlichen Zusammenhang zerreißend, daß die innere Geschichte getrennt von der äußeren in besonderen Paragraphen behandelt wird; so ist von demokratischen Bestrebungen und Erfolgen des III. Jahrhunderts v. Chr. erst nach der Erringung der Mittelmeerherrschaft die Rede (S. 129 f.). Hie und da vermißt man wohl auch Nachweise oder Berücksichtigung neuerer Literatur, z. B. fehlt für die älteste Zeit ein Hinweis auf die große Zahl von Abhandlungen, die sich mit der Stele im sogenannten Romulusgrab beschäftigen; bei den Zwölftafelgesetzen wäre ein Hinweis auf D. H. Müllers Hypothese und den lebhaften Streit, der sich daran knüpfte, angezeigt; bei einzelnen Kaisern sind ihre Biographien im Pauly-Wissowa nicht beachtet, die dort gewonnenen Resultate nicht berücksichtigt; unter den S. 6 verzeichneten Zeitschriften fehlen die Jahreshefte des österreichischen archäologischen Institutes, auf S. 16 vermißt man in der „Literatur über die Quellen“ Büdingers Universalhistorie im Altertum. Die Geschichte der älteren Zeit bis zum Gallierbrand ist mit großer Knappheit und großer Skepsis dargestellt; umsomehr fällt zuweilen ein in sehr bestimmte Form gekleidetes Urteil auf, so z. B., wenn der Verf. die Auffassung Niebuhrs und Mommsens,

daß die Patrizier die Altbürger Roms gewesen seien, als „sicherlich irrig" bezeichnet (S. 37). Doch das sind Einzelheiten; sie schmälern den Wert des unentbehrlichen Buches nicht.

Wien. Edmund Groag.

Die Angriffe der drei Barkiden auf Italien. Drei quellenkritisch-kriegsgeschichtliche Untersuchungen von Konrad Lehmann. Mit 4 Übersichtskarten, 5 Plänen und 6 Abbildungen. Leipzig, Teubner 1905.

Den größten Teil des vorliegenden, mit großem Fleiße geschriebenen Werkes nimmt „Hannibals Alpenübergang" ein.

Der Verf. glaubt, daß der Alpenübergang Hannibals nur als Beispiel seltener Kühnheit und Beharrlichkeit das Interesse erwecke, daß aber von der Entdeckung der Alpenstraße, die Hannibal gezogen ist, nicht gerade völlig neue und überraschende Aufschlüsse für das Verständnis des inneren Zusammenhanges in den Kriegsereignissen des Jahres 218 zu erwarten seien; dem kann nicht ohneweiters beigestimmt werden, denn kein Feldherr will bloß ein Bewegungshindernis überwinden, er will durch die Wahl des Übergangspunktes zugleich wichtige strategische Vorteile gewinnen, daher ohne die Kenntnis des Alpenweges die Kenntnis der Kriegführung Hannibals immer lückenhaft bleiben wird. Unsere wichtigsten Quellen, meint der Verf. weiter, hätten den Alpenübergang mit wunderbarer Anschaulichkeit und Ausführlichkeit erzählt; wäre dies richtig, dann stünde die Frage nicht offen; der Verf. bemüht sich doch selbst auf jeder Seite, die römische Quelle davon auszunehmen. Da die Erklärung der alten Autoren und die Bereisung des Geländes die Frage nicht gelöst, sondern nur mehr zersplittert hätte, so schmeichelt sich der Verf., durch quellenkritische Sichtung die Widersprüche zwischen den verschiedenen Überlieferungen zu lösen und dies besonders zu erreichen durch Analyse des Livianischen Berichtes und womöglich durch Zurückführung der beiden Quellengruppen auf ihren Ursprung; die eindringende quellenkritische Prüfung des Inhaltes soll den allein maßgebenden Bericht herausschälen und die topographische Nachprüfung ihn legitimieren.

Vorerst sucht der Verf. nach einer ganz plausiblen Erörterung des Rhoneüberganges die „Insel" zu eruieren. Die „Insel" ist ihm nicht das Gebiet zwischen der unteren Isère, der Rhone und Chartreuse, da dieses — darauf legt der Verf. Gewicht — weder so groß noch ein Flachland ist wie das Nildelta, dem es nach Polybius nahekommt *τῷ μεγέθει καὶ τῷ σχήματι*; für ihn ist die „Insel" die Gegend um Valence, der Raum zwischen der Isère- und Drômemündung, der mindestens zehnmal kleiner ist als die oben umschriebene „Insel" und auch kein Flachland ist; abgesehen davon, daß sich *τὸ σχῆμα* nicht auf die vertikale Bodengestaltung,

sondern auf die Begrenzung durch zwei Flußtäler und das Meer, bezw. das Gebirge bezieht; mit anderen Worten, der Verf. gibt den Vergleich mit Polybius völlig auf und konstruiert eine eigene „Insel", die, wie er den Fehler teilweise eingestehend bescheiden hinzufügt, „sich zwar der Flächengröße nicht entfernt mit dem Nildelta vergleichen läßt, wohl aber durch seine Gestalt und Bodenverhältnisse einigermaßen an jene Landschaft erinnere und den von Polybius angeführten Bedingungen entsprechen könnte". Aber auch nach Livius ist die „Insel" kein Flachland; er nennt sie *campi* und der Plural bezeichnet eine Vielheit von Feldern, also zum mindesten ein Hügelland, wie XXII 3 *Etrusci campi* das toskanische Hügelland.

Der Verf. geht S. 24 zu dem Sonderberichte des Livius XXI 31, 9—12 und 32, 6, 7 über, der im Polybius keine Parallele hat, und will untersuchen, ob er von Polybius bloß ausgelassen oder aber rein Livianisch ist und sich in diesem Falle mit der Hauptüberlieferung in Einklang bringen läßt. Nach Polybius ziehe Hannibal von der „Insel", die unzweifelhaft vor dem Allobrogerlande liege, weiter durchs Allobrogerland, also im Gebiet der Isère hinauf, nach Livius aber ziehe er von der „Insel" zurück durch das Gebiet der Trikastiner (südlich von Montélimar) an den Vokontiern westlich oder südlich vorbei an die Durance; die Ortsbestimmungen bei Livius ergäben also eine ganz andere Richtung als bei Polybius; deswegen hätten einige den Livianischen Bericht kurzweg verworfen und sich lediglich an Polybius gehalten; da sich aber die Schilderung der beiden Schriftsteller offenkundig auf einen und denselben Weg bezögen, so müsse man die Frage über das Verhältnis des Livius zu Polybius aufwerfen. Diese Frage hätten sich auch schon die Verfechter des Mont Cenis und des Mont Genèvre vorgelegt und Hannibal in Übereinstimmung mit Polybius in einem Bogen an die mittlere Isère und die Durance ziehen lassen, dabei aber machten die Worte des Livius *ad laevam in Tricastinos flexit* nicht geringe oder eigentlich unüberwindliche Schwierigkeiten, da einerseits Trikastiner an der Isère nicht nachzuweisen seien, anderseits *ad laevam* nur gezwungen zu erklären sei. Hier macht sich der Verf. einer groben Unterlassung schuldig: er verschweigt die wichtige Notiz des Ptolemäus II 10, 12, die den Trikastinern ganz andere Wohnsitze anweist und ihm schon aus dem von ihm zitierten C. I. L. von Hirschfeld bekannt sein mußte; sie anzuführen und sich mit ihr auseinanderzusetzen, wäre seine Pflicht gewesen; auch Fabris Erklärung der Worte *ad laevam* gibt er nicht rein wieder. Andere wieder suchten, fährt der Verf. fort, diese unbequemen Worte unmittelbar hinter den Rhoneübergang zu setzen, so daß 31, 2 zu lesen sei *Postero die profectus adversa ripa Rhodani ad laevam in Tricastinos flexit et mediterranea Galliae petit*, ein Verfahren, das der Verf. im Hinblick auf die Reinheit der Überlieferung und den stilistisch ganz un-

bedenklichen Zusammenhang jener Worte eine Eisenbartkur an einem gesunden Körper nennt. Hiedurch sei der innere Widerspruch in den Worten *Sedatis Hannibal certaminibus Allobrogum — ad laevam in Tricastinos flexit* erkannt und festgestellt, aber nicht beseitigt, zum mindesten nicht erwiesen, daß der Fehler in den letzteren Worten stecke.

Das sei aber nicht die einzige Schwierigkeit in dem Sonderbericht des Livius; weitere Schwierigkeiten böten die Worte *haud usquam impedita via, priusquam ad Druentiam flumen pervenit,* ferner die Beschreibung dieses Flusses und endlich die Worte *H. ab Druentia campestri maxime itinere ad Alpes pervenit;* denn wenn man sich auch über die ungelöste Frage der Linksschwenkung ins Land der Trikastiner hinwegsetzen wollte und H. nach der unbefangenen Deutung des Livianischen Berichtes am Südwestrand des Vokontierlandes entlang an die untere Durance gelangen ließe, so könne man in dem heutigen Gebirgsflusse nur schwer jenen gewaltigen Strom sehen, der ehedem „von allen Flüssen Galliens bei weitem am schwierigsten zu überschreiten" gewesen sei, also noch bedeutend schwieriger als die Rhone. Das ist eine Behauptung ins Leere; Reclus, *Nouvelle Géographie* II, p. 231, den ich leider nicht vor mir habe, hebt als charakteristische Eigenschaften der Durance hervor die reißende Strömung, die Größe, indem sie der Rhone mehr Wasser zuführe als alle anderen Nebenflüsse zusammen, den steinigen Boden und die Zerrissenheit des Bettes; das klingt doch genau wie bei Livius und ganz anders als beim Verf.; dieser hat die Durance nie gesehen und glaubt dem einzigen zitierten modernen Geographen Desjardins nicht, die aus dem Altertum angeführten Stellen aber zeigen nur, daß die Rhone größer ist als die Durance, was niemand bezweifelt hat; der Verf. mißt nämlich die Überschreitbarkeit eines Flusses nur an seiner Größe. Auch der Anschauung, daß die Worte *ab Druentia ad Alpes pervenit* den Marsch flußaufwärts direkt ausschließen, wird man nicht beipflichten können, da die gleichwertigen Worte *a ripa Rhodani movit* den Weg entlang dieses Flusses auch nicht alteriert haben.

In ein noch schlimmeres Wirrsal von Schwierigkeiten aber gelange man, wenn man mit Neumann und seinen Anhängern Hannibal am Nordrande des Vokontierlandes hin den Drac oder die Romanche entlang an die mittlere oder gar obere Durance gelangen lassen wolle, da die Schilderung unter keinen Umständen auf den Mittel- oder Oberlauf der Durance bezogen werden könne; denn der Duranceeinschnitt besteht einmal auf dieser ganzen Strecke nicht aus weiten, breiten *campi,* sondern aus einem ziemlich engen, unebenen Felsentale, man könne sich also das *campestre maxime iter* hier unmöglich vorstellen. Der Verf., dem auch hier die Autopsie fehlt, übersieht, daß der Autor nirgends von weiten und breiten *campi* spricht, sondern nur von einer ebenen Linie, die

auch im Hochgebirge nicht ausgeschlossen ist. Auch der Rettungsversuch Osianders, so endigt der Verf. den Angriff, daß unter der Druentia nicht die heutige Durance, sondern der kleine Gebirgsfluß Drac, der bei Grenoble in die Isère mündet, zu verstehen sei, schütze den wackligen Bau nicht vor dem Einsturze.

Diese Summe von Schwierigkeiten zeige, daß der Sonderbericht, dessen Fremdartigkeit Wölfflin[1]) schon aus sprachlichen Gründen erkannt hat, mit Rücksicht auf seinen Inhalt sich mit dem Hauptbericht nicht organisch verschmelzen lasse; er stamme aus einem ganz anderen Urbericht, der mit dem Polybianisch-Livianischen in keinerlei Verwandtschaftsverhältnis stehe, Livius oder bereits Coelius habe eine andere, von Silen gänzlich unabhängige Überlieferung nebenher benutzt, deren Ursprung wir nicht bestimmen können. Welchen Wert habe nun dieser Sonderbericht gegenüber der Livianisch-Polybianischen Hauptdarstellung? Wie könnten die beiden einander fremden Überlieferungen in Einklang gebracht werden? Es gebe wohl viele, die sie als vollkommen wertlos verwerfen, Ranke halte ihre Vereinigung mit Polybius für unmöglich, das dürfe aber nicht abschrecken, die Erklärung jener Widersprüche sei möglich und die Lösung in folgender Weise einfach. Die ersten Worte in 31, 9 *Sedatis — Allobrogum* schlössen sich an den Polybianisch-Livianischen Hauptbericht an, mit den folgenden Worten beginne der mit dem Hauptbericht unvereinbarliche Sonderbericht; merze man aber die Worte *Sedatis — Allobrogum* aus und füge den Sonderbericht hinter dem Rhoneübergang ein, so mache sich alles gut, oder vielmehr, es lasse sich vorerst die erste Angabe des eingeschobenen Stückes ohneweiters mit der Hauptdarstellung, wie sie sich wenigstens bei Polybius finde, in durchaus befriedigenden Einklang bringen; denn dann hätten die Worte *non recta regione iter instituit* den Sinn: Hannibal zog jenseits der Rhone nicht in gerader Richtung weiter, das Durancetal hinauf, oder wie sich Polybius positiv ausdrücke: H. verließ die Küstenstraße und zog ins Binnenland. Der Verf. ist also selbst bei der kurz zuvor von ihm gerügten Eisenbartkur angelangt, er bleibt aber nicht dabei stehen, er begnügt sich nicht mit Messer und Eisen, sondern greift bald zu Dynamit. Jene vier Tagmärsche flußaufwärts, fährt er fort, bis an die „Insel“ unmittelbar vor dem Allobrogerlande entsprächen also durchaus dem Zuge durch das Trikastinerland bis in die äußerste Nordwestecke des Vokontiergebietes. Nun frage es sich aber, welchen Rand des Vokontierlandes die Quelle des Livius mit *extrema ora* gemeint habe, den Nord-, West- oder Südrand; da die Erwägung, daß der Marsch den Nordrand entlang der einzig vernünftige wäre, nicht beweiskräftig sei, so könne höchstens die Nennung der Druentia einen

---

[1]) Dessen Ausführungen in „Antiochos von Syrakus und Coelius Antipater“ S. 44 ff. habe ich mit Staunen gelesen.

Fingerzeig für den weiteren Verlauf des Marsches geben, wenn wir aus der Beschreibung dieses Flusses bei Livius die Stelle zu ermitteln vermögen, an der Hannibal ihn der Nebenquelle zufolge überschritten haben müßte, oder mit anderen Worten — den Gedankensprung macht der Verf. —, wenn es uns gelänge festzustellen, ob die Flußschilderung bei Livius überhaupt auf die Druentia zutreffe. Nun sei der Name Druentia wohl vollständig gesichert, aber die Flußschilderung passe nicht einmal auf den Unterlauf der Durance, sondern nur auf das Mündungsgebiet der Rhone, die allein *navium patiens* sei, immer neuen Änderungen der Arme unterworfen sei, deren Deltasumpf tatsächlich *pediti quoque incerta via* sei und *nihil stabile nec tutum ingredienti praebet,* und in den *Campi Lapidei* des Plinius (der heutigen *Crau*) die vom Strome mitgeführten und oberhalb der Mündung abgelagerten *saxa glareosa* besitze; darum müsse statt des Namens Druentia der Rhodanusfluß eingesetzt werden. Der Verf. übersieht hier gänzlich, daß die Bildung der Crau einer früheren geologischen Epoche angehört und schon von den Alten nicht mit der Rhone in Verbindung gebracht wurde, während Livius mit den Worten *saxa glareosa volvens* diese Erscheinung für seine Gegenwart und den Moment des Überganges verlangt. Auch die Schwierigkeiten, die sich aus dieser Vergewaltigung des Livius ergeben, schrecken den Verf. nicht: nicht die Ungeheuerlichkeit der Zumutung, daß jemand im Ernste an die Durchfurtung der Rhone an der Mündung gedacht habe — die Darstellung dieses Rhoneüberganges beruhe eben nicht auf dem Berichte eines Augenzeugen; nicht auch die Erzählung der Überschreitung der Mündungsarme im Binnenlande nach der Ankunft bei den Trikoriern — denn ohneweiters sei diese Schwierigkeit behoben, wenn man hinter dem Worte *Tricorios* einen Punkt setze und somit die Worte *haud usquam impedita via* nicht als adverbiale Bestimmung zu *tendit in Tricorios,* sondern als einen selbständigen Satz auffasse, der sich auf den Marsch Hannibals durch Gallien von den Pyrenäen bis zur Rhone bezieht, eine Beziehung, die wiederum so befremdend ist, daß der Verf. den Sinn des eingeschobenen Nebenberichtes aus dem unbekannten Urberichte des näheren zu erörtern bemüßigt ist. Aber nach dieser Operation, nach der Ausschaltung der Druentia und ihrer „Umdeutung" in Rhodanus erklärt er mit Befriedigung, daß nun nichts mehr hindere, unter der *extrema ora* den Nordrand des Vokontierlandes am linken Ufer der Isère zu verstehen, daß sonach Polybius und die einwandfreien, d. h. vom Verf. konstruierten Angaben der Nebenquelle einander nicht mehr widersprechen und ihre sachliche Übereinstimmung der vollgiltige Beweis ihrer Richtigkeit sei; H. ziehe also am linken Isèreufer hinauf, wodurch auch bestätigt werde, daß die Insel tatsächlich südlich der Isère gelegen haben müsse und darunter nur das Gebiet um Valence verstanden werden könne, S. 50. So ist die Kette der Beweise geschlossen,

aber die Logik der Dinge und die Überlieferung liegen in Fetzen daneben.

Indem sich der Verf. hierauf mit dem Punkte des Eintrittes in die Poebene beschäftigt, polemisiert er zunächst gegen die Annahme Neumanns, daß Hannibal den Taurinerpaß von vornherein ins Auge gefaßt habe, erörtert dann, daß auch die Stelle bei Ammian keine verläßliche Stütze für den Taurinerpaß sei, sagt endlich im Anschluß an Weißenborn, daß die erschöpfte Truppe Hannibals im Gebiete der feindseligen Tauriner nicht die Vorräte zur Verpflegung und Erholung gefunden hätte, und schließt: des Livius Behauptung, *Taurini Galliae proxima gens erat in Italiam degresso,* bricht also vollständig in sich zusammen, da sich keine einzige ihrer Stützen als haltbar erweist, Livius ist das Opfer einer falschen Schlußfolgerung geworden, allen Urquellenangaben zufolge ist das karthagische Heer das Tal der Dora Baltea herabgekommen, S. 71. Damit sei auch, fährt der Verf., nun den Paß behandelnd, fort, allen Theorien über den Mont Cenis und den Mont Genèvre der Boden vollständig entzogen, wozu komme, daß keiner dieser Pässe den Bedingungen des Polybianisch-Livianischen Berichtes in Bezug auf die Sichtbarkeit der Poebene entspreche — an seinen Paß stellt er diese Anforderung nicht; aber Livius sei wegen seiner Bemerkung über die Tauriner noch nicht zu verwerfen; schalte man nur jenen irreführenden eigenen Zusatz aus seiner Darstellung aus, so weise er auf denselben Weg wie Polybius, nämlich ins Salassertal, und es komme jetzt nur noch darauf an festzustellen, auf welchen von den beiden hier mündenden Pässen der Übergang erfolgte; in einer längeren Auseinandersetzung entscheidet sich der Verf. für den kleinen St. Bernhard und wendet sich dann zum Verlaufe des Alpenmarsches im einzelnen.

Man ist jetzt geneigt zu glauben, daß der so energisch emendierte Livius nun sozusagen fertig für den Gebrauch sei; dem ist aber nicht so. Der auf die obige Weise von fremden Bestandteilen gereinigte Bericht des Livius, führt der Verf. aus, sei unzweifelhaft ganz nahe verwandt mit dem Polybianischen, und doch finde sich zwischen beiden noch eine ganze Reihe von Abweichungen über den Verlauf des Alpenüberganges in seinen Einzelheiten, es müsse daher die Aufgabe sein zu untersuchen, welcher von diesen beiden Bearbeitungen des Hauptberichtes der Vorzug einzuräumen ist. Diese Untersuchung führt der Verf. nach der sachlichen Seite und läßt hier seine Subjektivität frei schalten; *ὅτι . . . εἴς τινα παρακειμένην πόλιν ἀπαλλάττονται* 50, 7 sei bestimmter und vorstellbarer als *in sua quemque dilabi tecta* und *castellum, caput eius regionis, viculosque circumiectos* 32, 10 und 33, 11 u. zw. deshalb, weil hinter dem Schauplatze der ersten Affaire, allerdings 17 *km* entfernt, die Allobrogerstadt *Cularo* (Grenoble) liege; störend sei der Ausdruck *(procedere agmen) coepit* 35, 10, wonach der Vormarsch, bezw. der Abstieg jetzt erst begonnen hätte; der Verf.

vergißt, daß dieser Ausdruck nach *consistere iussis militibus* den Beginn und die allmähliche Entwicklung des Weitermarsches bezeichnet. Der Verf. beleuchtet hierauf die Arbeitsweise des Livius und die Oberflächlichkeit, mit der er Polybius und die anderen ihm zu Gebote stehenden Quellen benutzt hat, und geht, nachdem er so den römischen Autor genügend beiseite geschoben hat, an die topographische Nachprüfung des Polybianischen Berichtes als der besten, jedenfalls in allem Wesentlichen widerspruchslosen Darstellung der Ereignisse und wahrt sich mit diesen letzten Worten die Freiheit in der Bewertung auch des Polybius, S. 110. Da diese topographische Nachprüfung aber zugleich die Probe auf die Richtigkeit der ganzen Kette der Beweisführung ist, so ist ein genaueres Eingehen auf diesen letzten Teil der Arbeit geboten [1]).

Nach dem Verf. marschierte Hannibal von Valence am linken Ufer der Isère hinauf in nordöstlicher Richtung zwischen der Sumpfniederung des Flusses und der Gebirgswand der Vercorsgruppe und näherte sich bald der nordöstlichen Partie derselben, dem Bec de l'Echaillon, welcher steil und unvermittelt, schließlich nur den Weg frei lassend, zur Isère niederfällt. Hinter dem Bec de l'Echaillon tritt die Wand allmählich vom Flusse im Halbkreise zurück, schiebt den Halbkreis vollendend etwa 1 *km* oberhalb eine aus einer beiläufigen relativen Höhe von 100 *m* abfallende Kuppe bis auf 100 Schritt gegen die neue Straße vor, welche vom Bec de l'Echaillon aus in schnurgerader südöstlicher Richtung, ein Stück des linken Ufers von wechselnder Breite abschneidend, gegen den Drac und Grenoble läuft, und tritt dann wieder zurück, um auf der nun sanfteren Abdachung Raum zu geben für den Gutshof Le Béril und den Ort Veurey, der kaum 1 *km* weiter aufwärts am Flusse liegt. Dort nun, wo die neue Straße die zurücktretende Felswand verläßt, zweigt bald ein alter, fahrbarer Weg mit festem Untergrunde, den Konturen des Fußes der Wand folgend, rechts ab, um dann, einen Bogen bildend wie die Bergwand, wieder links um die genannte Kuppe sich wie diese auf 100 Schritte der Straße zu nähern und unmittelbar unter dem Abfall der Kuppe wieder die südöstliche Richtung einzuschlagen und unterhalb des Gutshofes Le Béril nach Veurey weiterzulaufen. Der Verf. meint nun, daß die alte Straße, auf welcher Hannibal zog, mit diesem Wege in seiner ersten Hälfte zusammenfalle, diesen Weg aber dort, wo die Umbiegung um die Kuppe beginnt, verlasse, um gradaus über diese zu gehen, weil die Isère, durch die dammartig erhöhte neue Straße nicht gehemmt, bis an den Fuß der Kuppe herangetreten sei; das letztere ist gewiß richtig; wenn aber der alte Weg geradeso wie die heutige Straße am Fuße des Bec de l'Echaillon

[1]) Ich habe die einschlägigen Partien des Terrains wiederholt gesehen, zuletzt mit Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften im heurigen Sommer.

herumführen konnte und hier die Isère kein Hindernis war, so konnte sie es auch an der Kuppe nicht sein, weil der Weg, soweit das Auge messen kann, in der gleichen relativen Höhe bleibt. Doch es mag sein, der Weg ging nicht um die Kuppe herum, sondern gradaus über die Kuppe, wie der Verf. will und aus Karten und den Aussagen der Landleute als den einzigen im Altertum hinstellt — wie gestaltet sich die Affaire an dieser Kuppe nach der Schilderung des Verf.?

Als Hannibal vor dem Bec de l'Echaillon anlangte, schickte er gallische Kundschafter voraus, um Stellung und Absichten der Feinde, die auf dem Berge sichtbar waren, aufzuklären; die Kundschafter brachten die Meldung, die Feinde hätten etwa $1^1/_2$ *km* hinter dem genannten Felsenvorsprung eine Kuppe — die vorhin mehrfach genannte — besetzt, über die der Weg zum Teil in ganz geringer Breite, stellenweise kaum 1 Fuß breit (S. 169), führe, eine Stellung, welche die Feinde des Nachts unbesetzt ließen, um in den Ortschaften dahinter zu übernachten. Hannibal hat nun nicht daran gedacht, daß ein derartig fortgesetztes Defilé, das stellenweise kaum 1 Fuß breit ist, schon an sich ein großes Marschhindernis sei und es besser wäre, die im Vergleich zur Rhone gewiß harmlose Isère zu überschreiten und auf dem breiten und üppigen rechten Ufer zu marschieren oder doch wenigstens 1000 oder 2000 seiner Leute über den Fluß den Feinden auf der Kuppe in den Rücken zu schicken und diese so zu säubern, nein, er marschierte vielmehr mit der ganzen Truppe um den Bec de l'Echaillon herum und „lagerte sich sogleich hinter diesem Engpaß auf der winzigen schrägen Ebene von Le Petit Port, die sich in einer Länge von $^3/_4$ *km* und in einer Breite bis zu 400 *m* halbkreisförmig bis an die steil aufstrebenden Hochgebirgsmauern hinaufzieht“, also unmittelbar vor der besetzten Kuppe mit 30.000 Mann, 7000 Pferden und einigen Tausend Tragtieren auf einem Raume von $^1/_4$ km^2, auf dem man mit Mühe 5000 Mann zusammenpferchen könnte, nur wenige Schritte vom Feinde entfernt. Trotzdem entfernte sich dieser wieder. Hannibal war nun nach dem Verf. geschickt genug, diese Blöße auszunützen und mit 1000 Mann die Kuppe zu besetzen; der Gewährsmann des Verf. sagt wohl, daß Hannibal nur *τὸ πλεῖον μέρος τῆς δυνάμεως* zurückließ, also doch wohl mehr als 1000 Mann zur nächtlichen Expedition aufbot, aber die Kuppe bot nicht mehr Raum, da sie höchstens 150 *m* im Umkreise hatte. Die Tat war vollbracht, Hannibal war mit 1000 Mann „hinaufgeklommen“, er hatte keine hundert Schritt von seiner Truppe Stellung genommen und — tat weiter nichts, auch in der Morgenfrühe nichts; es fiel ihm nicht ein, einen Blick gegen Cularo zu werfen oder einige Mann in dieser Richtung auszuschicken, es fiel ihm nicht ein, das nahe Veurey zu besetzen, ja nicht einmal nach Le Béril — der Verf. nimmt ja die früher als unvorstellbar angenommenen Gehöfte wieder als existierend an

— nicht einmal nach diesem, auf das er sozusagen, man verzeihe den Ausdruck, mit der Nase stieß, schickte er eine Patrouille, und als die Allobroger bei Veurey erschienen, sahen sie mit Staunen Hannibal auf der Kuppe; aber noch mehr mochten sie gestaunt haben, daß sie sich ruhig über Veurey vorschieben und sich sogar ruhig und unangefochten bei Le Béril knapp neben Hannibal, fast mit dem Ellbogen an ihn rührend, etablieren konnten, daß sie ruhig seine Reiter angreifen und gegen die Isère werfen konnten; erst als sie einen Teil der Pferde und Maultiere teils getötet, teils weg gegen Cularo getrieben hatten, als sie schon so in die gegen Veurey marschierende Kolonne verbissen waren, daß ein Stoß gegen sie auch die eigenen Leute treffen mußte, da erst erinnerte sich Hannibal, daß es Feinde seien, die neben ihm standen, und griff sie mit Gefährdung der eigenen Kolonne an. Dem Verf. wird es nun selbst bange im Angesichte dieser fortgesetzten Unbegreiflichkeiten, die sich weder auf Mißverständnisse noch auf die geringe Übersichtlichkeit oder Schwierigkeit des Terrains zurückführen lassen, aber den Gedanken, daß dies nicht der Boden der Ereignisse sein könne, daß man den karthagischen Führer unmöglich — nicht auf das Niveau eines gemeinen Mannes, sondern unmöglich auf die Stufe eines geistesblöden Menschen stellen dürfe, faßt er nicht, er weist alle Bedenken kurz zurück mit den Worten, daß es sich nicht mehr feststellen lasse, warum Hannibal keine Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Aber einmal in Bewegung gesetzt, ist die Tatenlust Hannibals nicht mehr zu zügeln; er zieht einen möglichst großen Teil des Fußvolkes über die unebenen Felspartien und erscheint schon um Mittag desselben Tages in Cularo, die Bewohner für ihre Vermessenheit zu züchtigen; aber auch die übrige Truppe hat Flügel; von den vielen Tausend Pferden und Maultieren, die sich auf der Kuppe durch einen kaum fußbreiten Pfad hindurchwinden mußten, erscheint auch das letzte schon in den ersten Nachmittagstunden in dem in der Luftlinie noch 15 *km* entfernten Cularo. Der Gewährsmann des Verf. gönnt nun der Truppe einen Rasttag *μίαν ἐπιμείνας ἡμέραν*, nicht so der Verf., dieser läßt die Truppe schon am nächsten Tage den Weitermarsch antreten; er muß es auch, denn das zweite Hindernis war noch 100 *km* entfernt und das mußte in vier Tagen erreicht werden.

Was Hannibal hier tut, ist noch unbegreiflicher. Bereits 11 *km* hinter Conflans, erzählt der Verf. S. 173, hört plötzlich der ebene Boden vollständig auf, da unmittelbar vor dem heutigen Dorfe Cevins ähnlich wie bei Veurey eine gegen 100 *m* hohe Kuppe wie ein Riegel gegen den Fluß vorspringt und gegen das Ufer wie auch nach Nordosten gegen die ebene Talsohle steil abstürzt; hier konnte ein Heer ehedem, wie der Verf. ausführt, unmittelbar am Flußufer nicht passieren, sondern war genötigt, zur Einsattlung der wendeltreppenartig in einem Bogen ansteigenden Schlucht

La Creuzaz zwischen dem Riegel und der 2000 *m* hohen Seitenwand des Tales etwa 70—80 *m* über die Talsohle emporzuklimmen und dann nach wenigen Schritten ohne Schwierigkeit auf der sanften Abdachung des heutigen Dorfes Cevins sich wieder nach dem Flußufer hinabzuziehen. Auf diese Schlucht nun, die nach dem Verf. selbst etwa 25 *m* lang und bis 15 *m* breit ist und sich nach Cevins sofort öffnet, bezieht der Verf. die Worte *φάραγγά τινα δύσβατον καὶ κρημνώδη περαιουμένων αὐτῶν* und die katastrophale Gefahr, von der wohl Polybius spricht, die aber nach des Verf. eigenem Geständnis auf diesem Boden nicht so groß gewesen sein konnte; natürlich legt der Verf. die Irrung seinem Gewährsmanne zur Last wie beim ersten Hindernis; er wird nicht irre, findet er doch auch das *λευκόπετρον* in dem nördlichen Abhang der Kuppe, der „nun allerdings nicht eigentlich als eine weithin leuchtende und auffallend weiße Wand erscheint" — er ist nämlich dunkel und mit niedrigem Wald bedeckt —, aber der Verf. tröstet den Leser, daß dieser Übelstand — nur im Sommer vorwalte, S. 117.

Aber dieser Boden hatte nicht nur keine große, er hatte gar keine Gefahr für die Karthager. Der Verf. hat bei der Darstellung des Terrains einen Zug hinzuzufügen verabsäumt, ohne den der taktische Wert dieses Talbodens nicht deutlich erfaßt werden kann. Nach ihm ist man geneigt zu glauben, daß jener Riegel die Talsohle vollkommen sperrt, und weder die Skizze auf Tafel 6 mit der ungerechtfertigt starken Schummerung des linken Isèreufers noch die photographische Wiedergabe, auf der schon der halbe Riegel die ganze Bildfläche einnimmt, ist imstande, die Täuschung aufzuheben; der Riegel sperrt aber das Tal nur zur Hälfte; aus diesem Grunde ist es taktisch unrichtig zu behaupten, daß ein Heer ehedem genötigt war, zur Einsattlung der Schlucht emporzuklimmen und sich den Fährlichkeiten eines so engen Defilés preiszugeben; im Gegenteil, Hannibal, der doch gewohnt war, täglich mehrere Wasserrinnen zu überschreiten, konnte hier ohne Zeitverlust an mehreren Punkten zugleich über die Isère gehen, die hier nur ein Bach mit flachen Ufern zu nennen ist, konnte ohne jede Gefährdung von der rechten und linken Seite auch in breiterer Kolonne am Riegel vorbeimarschieren, um dann weiter oben an mehreren geeigneten Stellen wieder bequem das andere Ufer zu gewinnen; denn der Gebirgsbach, von dem der Verf. S. 116 spricht, ist ein total flaches Gerinne und im Sommer und Herbst staubtrocken.

Nachdem nun die Reiterei und der Troß sich die ganze Nacht durch die Schlucht hindurchgewunden hatten und das Fußvolk die ganze Nacht „alarmbereit" vor dem Passe zurückgeblieben war, begann das Heer am nächsten Tage sogleich wieder den Weitermarsch und konnte trotz der durchwachten und anstrengenden Nacht, trotz der jetzt tatsächlich gesteigerten Terrainschwierigkeiten und der Notwendigkeit des Einzelmarsches im Defilé hinter Aigue-

blanche noch fast 20 *km* weiter kommen und vermochte am nächsten Tage, wo die größten Schwierigkeiten auf dieser Linie diesseits und jenseits der Alpen zu überwinden waren, wo der etwa 100 *m* lange Schlund des Détroit du Cieix mit den unmittelbar am Ufer nahezu senkrecht wohl über 100 *m* hoch emporragenden Wänden und dem tosenden Wasser im Grunde der engen Schlucht eine Stockung von mehreren Stunden verursachen mußte, noch 30 *km* zurückzulegen — nach der heutigen Straße gerechnet, die nur durch kolossale Sprengungen und zwei große Tunnels möglich geworden ist. Dem Verf. wird dabei nicht bange, er reißt gleich am anderen Tage das Heer wieder weiter 1300 *m* aufwärts in fünf Stunden auf die Höhe des Passes des kleinen St. Bernhard, nimmt dem Heere hier wieder einen Rasttag — der Gewährsmann gönnt ihm zwei —, zeigt ihm zum Troste an Stelle der vom Gewährsmann geforderten Poebene die unter der Höhe liegende „winzige Talebene" von La Thuille — mehr ein Hohn, denn sie ist tatsächlich ein winziger Kessel, von himmelhohen Bergen eingeschlossen, der schmale Ausgang dem Auge nicht wahrnehmbar und Rom, nach dem der Feldherr mit dem Finger weist, in der entgegengesetzten Richtung desselben.

Das große Hindernis beim Abstiege findet der Verf. gleich hinter La Thuille in der heute nur dem gleichnamigen Bache und der Straße Raum gebenden Thaillandschlucht, da der damals unmittelbar am linken Ufer unter der 1200 *m* tief herabstürzenden Geröllwand führende Weg abgerissen war. Daß der Umweg, den Hannibal hier versuchte, darin bestand, daß er seine Maultiere auf dem ungewöhnlich steilen Hang der Wand 150 *m* höher über die gefährliche Stelle hinwegführen wollte, klingt wenig glaublich; noch weniger glaubhaft ist es aber, daß das Heer an diesem Tage, dem elften, von der Paßhöhe 6 *km* — in der Luftlinie — nach La Thuille rückte, dann den Umgehungsversuch in die Höhe machte, sodann etwa 20 *m* über dem reißenden Bache einen 200 *m* langen und 2—3 *m* breiten Weg (selbstverständlich nach vorausgehender Herrichtung eines Gerüstes für die Arbeiter) aufdämmte, hierauf an die 30.000 Mann und 10.000 Tiere einzeln Mann für Mann und Tier für Tier den improvisierten Weg passierten und noch 5 *km* weiter nach Prè S. Didier rückten, ein Weg, dessen letzte Schwierigkeiten, dort wo die heutige Straße den Gramont unterfährt, der Verf. gar nicht berührt; dieser macht sich offenbar keine Vorstellung von der Dauer und den Schwierigkeiten eines Einzelmarsches auf schwierigem Boden. Geradezu märchenhaft klingt aber die Erzählung, daß das Heer von Prè S. Didier den heute noch trotz aller Sprengungen für den Gewinn der Straße über 100 *km* weiten Weg über Aosta nach Ivrea in $2^1/_2$ Tagen zurückgelegt hat und zwar in den letzten 2 Tagen noch je 40 *km* — nach der heutigen, ziemlich geraden Straße berechnet — marschierte; daß Hungerqualen das ohnehin erschöpfte Heer zu diesen

forcierten Leistungen befähigten, erzählt der Verf. ganz ernsthaft S. 184, und bringt trotz dieser ungeheuerlichen Märsche am Abend des 15. Tages nur die Spitze des Heeres nach Ivrea an den Rand der Poebene.

Des Verf. Darlegungen stehen mit Livius, was er freilich nicht intendierte, sowie mit der Realität der Dinge und den Erfahrungen der Kriegsgeschichte gar nicht, mit seinem einzigen Gewährsmanne Polybius nur wenig im Einklange; er hat den Gegnern des kleinen St. Bernhard einen Dienst erwiesen.

Mähr.-Weißkirchen. Josef Fuchs.

Schulatlas für Gymnasien, Realschulen, Mädchenlyzeen usw. Im Anschlusse an sein Lehrbuch der Geographie herausgegeben von Dr. Eduard Richter, weil. o. ö. Professor der Geographie an der Universität Graz. 107 Haupt- und 95 Nebenkarten in Farbendruck. Zweite Auflage, bearbeitet von Dr. Johann Müllner, Professor am k. k. Maximilians-Gymnasium in Wien. Wien, Verlag von F. Tempsky. Preis geb. 7 K 50 h.

Die Anzahl der Karten dieser neuen Auflage des Richterschen Atlas ist gegenüber der ersten Auflage (62 Haupt-, 57 Nebenkarten) bedeutend gestiegen, während sich der Preis des Werkes nur um den geringen Betrag von 1 K 50 h erhöht hat. Schon äußerlich wird überdies „der Richter“ durch schmucken Einband und geringes Gewicht empfohlen. Vergleichen wir den Inhalt der beiden bisher erschienenen Auflagen, so läßt sich auch hier erfreulicherweise ein bedeutender Fortschritt feststellen. Eine große Anzahl Karten ist neu hinzugekommen, nicht wenige erscheinen in veränderter und zwar durchwegs in verbesserter Gestalt. Aus der Fülle des Lobenswerten sei hier nur einiges hervorgehoben. Da finden wir auf Tafel 5 vier treffliche Kärtchen zur Geländedarstellung, die dasselbe Gebiet in bloßer Höhenlinienmanier, in Höhenlinien mit Schichtanfärbung, in Schraffenmanier und in Schraffen mit Höhenlinien darstellt. Da ein Stück des Wiener Waldes zur Darstellung kommt, sind diese Kärtchen für Wiener Mittelschulen ganz besonders wertvoll. Tafel 6 und 7 geben eine Anzahl vorzüglicher Bilder und Karten zur Einführung in das Kartenverständnis, wie sie bisher kein in Österreich gangbarer Atlas aufzuweisen hatte. Die Behandlung des ebenso wichtigen wie schwierigen Kapitels der Kartendarstellung wird hier Lehrern und Schülern in dankenswertester Weise erleichtert. Außer der vergleichenden Nebeneinanderstellung von Ansichten verschiedener Geländeformen mit deren Kartenbilde finden sich auch kleine Kärtchen zur Vergleichung der Darstellungen desselben Gebietes in verschiedenem Maßstabe. Auf den Tafeln 8, 9 und 10 wird dieses

Kapitel ebenso glücklich fortgesetzt. Die nächstfolgenden Karten sind der Klimatologie gewidmet und bieten auch viel des Neuen. So sind neben einer Jahresisothermenkarte (1. Aufl.) zwei neue Karten mit Januar- und Juli-Isothermen eingeführt. Tafel 17 „Meeresströmungen" hat durch intensivere Farbengebung entschieden gewonnen. Sehr instruktiv ist Tafel 18, 19 „Kolonialbesitz und Weltverkehr", deren Wert durch beigegebene statistische Diagramme, die den Kolonialbesitz und die Bevölkerung der einzelnen beteiligten Staaten vergleichen lassen, noch erhöht wird. Eine Anzahl neuer Karten unterstützt das Verständnis wirtschafts-, tier- und pflanzen-geographischer Fragen auf das beste.

Wir sind nunmehr in unserer Betrachtung zu dem Teile des Atlas gelangt, der der speziellen Geographie und Länderkunde gewidmet ist. Hier hat der ersten Auflage gegenüber zunächst eine grundlegende Änderung in der Reihenfolge der Karten stattgefunden. Das länderkundliche Material beginnt nun, wie in unserem vortrefflichen Kozenn letzter Ausgabe, mit Europa und den Staaten Europas, es folgen sodann die anderen Erdteile, während die Darstellung unserer Monarchie den Beschluß macht. Ich halte diese Reihenfolge, die freilich nicht gerade unbedingt notwendig ist, doch für äußerst praktisch. Betrachten wir die einzelnen Blätter dieses zweiten, besonderen Teiles des Atlas, wenn man so sagen darf, so finden sich auch hier nicht wenige durchaus erfreuliche Änderungen. Im allgemeinen habe ich im Unterrichte, wo ich seit einigen Monaten beide Auflagen des Richterschen Atlas in derselben Klasse, nebeneinander benutzen mußte, gefunden, daß die 2. Auflage die allzu dürftigen Angaben der 1. Auflage sehr glücklich ergänzt hat, ohne in ein verwirrendes Zuviel des Details zu verfallen. Ebenso haben sich die neu beigefügten Nebenkarten mannigfaltiger Art durchaus bewährt. Hie und da freilich hätte noch eine kleine Erweiterung stattfinden können. So bedaure ich es, daß die Übersichtskarte der Alpen (39) das letzte SW-Ende des Gebirges bei Marseille nicht zur Darstellung bringt. Auch hätte ich hier, wie überall bei den Alpen, die Durchführung der Böhmschen Nomenklatur der einzelnen Gruppen gewünscht. Sehr erfreulich sind dagegen die neuen Kartenbilder der Schweiz, der Niederlande, Skandinaviens und Dänemarks, die der Geländedarstellung, gegenüber der 1. Auflage, zu ihrem Rechte verhelfen, ebenso ist die neue Karte 45 „Süddeutschland" freudig zu begrüßen. Die außereuropäischen Erdteile erfuhren ebenfalls durchgehend neue Behandlung. So wurden bei Asien die Karten „West-Asien" (51), „Süd-Asien" (54), „Südost-Asien" (55) mit Betonung des Aufbaues neu gegeben; dasselbe gilt von der Karte der Vereinigten Staaten (63).

Ein eigenes Kapitel für sich bilden die der Geographie Österreich-Ungarns gewidmeten Karten. Hier hat eine ganz besonders einschneidende Wandlung stattgefunden u. zw. durchaus zum Besseren. Vor allem lobenswert ist die Einschaltung der Karten

der einzelnen Kronländer, ferner die der neuen geologischen Übersichtskarte (68), die insbesondere bei der Vaterlandskunde in der letzten Klasse unserer Mittelschulen von Vorteil sein wird. Sehr hübsch ist jetzt die Karte der politischen und Verkehrsübersicht (71), die gegenüber der 1. Auflage bedeutend gewonnen hat. Die neuen Klimakarten (z. B. 72, 73), die neuen Wirtschaftskarten (z. B. 79, 82), kulturgeographischen Karten (z. B. 83), die vielen Nebenkärtchen erhöhen die Brauchbarkeit dieses Teiles des Atlas ganz wesentlich. Auf der Karte Ungarns fällt es angenehm auf, daß gegenüber dem immer mehr einreißenden Unfuge, dem rechtbrechenden ungarischen Ortsnamengesetze gemäß alle Namen auch auf deutschen Karten lediglich magyarisch zu geben, die alten und ursprünglichen deutschen Namen beibehalten sind.

War es nur bisher eine angenehme Pflicht, ein fast uneingeschränktes Lob der Neuauflage des Richterschen Atlas aussprechen zu müssen, so sei zum Schlusse doch auch mit einer, wie mir scheint, triftigen Ausstellung nicht zurückgehalten. Sie betrifft die Falzung der Karten, geht also nicht an die Adresse des Herrn Herausgebers, sondern des Verlegers und des Druckers. Schon vor Jahren, als ich anläßlich des Erscheinens der ersten Auflage ein Gutachten über den Richterschen Atlas abzugeben hatte, machte ich auf einen fühlbaren äußeren Mangel des Werkes aufmerksam. Dieser Mangel besteht darin, daß zahlreiche Blätter so gebunden sind, daß der Kopf der einen Karte gegen den Bruch des Buches liegt, während die gegenüberliegende Kartenseite in derselben Lage, also mit der unteren Seite gegen den Bruch eingefalzt ist. Um nun letzteres Blatt zu betrachten, muß der Schüler die gegenüberstehende Karte zwischen sich und der benützten Karte liegen haben. Daraus ergeben sich, wie ich seinerzeit ahnte und nun auf Grund reichlicher Erfahrung bestätigen kann, im Unterrichte recht störende Schwierigkeiten beim Gebrauche des Atlas. Dieser Mangel ist umso ärgerlicher, als er sich durch ein einfaches Umkehren der Platten beim Drucke leicht hätte vermeiden lassen.

Wien. B. Imendörffer.

Arithmetische Aufgaben. Für den Unterricht an höheren Lehranstalten bearbeitet von Prof. Dr. Hugo Fenkner. Ausgabe *A*. Teil II *a*, Pensum der Obersekunda. 3. verm. Auflage. Berlin, Otto Salle.

Unter besonderer Berücksichtigung von Anwendungen aus dem Gebiete der Geometrie, Physik und Chemie hat der Verf. seine Aufgabensammlung bearbeitet.

Es sind in diesem Hefte der Sammlung Gleichungen zweiten Grades mit mehreren Unbekannten, Anwendungen derselben, Reihen erster Ordnung (arithmetische und geometrische Reihen), Zinseszinsen- und Rentenrechnungen berücksichtigt worden.

Jeder Aufgabengruppe sind kurze Erläuterungen vorangestellt worden, welche die Lösung der Aufgaben fördern. Unter den in dem Buche vorhandenen Rentenaufgaben befinden sich auch solche, welche auf die ewige Rente, die aufgeschobene Rente und die zunehmende Rente Bezug nehmen.

Die Auswahl der Aufgaben kann als eine gute bezeichnet werden. Die Eignung des Buches im Unterrichtsgebrauche an unseren höheren Schulen steht außer Zweifel.

Die Grundlagen der Farben-Photographie von Dr. B. Donath

Mit 35 eingedruckten Abbildungen und einer farbigen Ausschlagtafel. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1906. Preis geh. 5 Mk.

Dieses Buch bildet das Heft 14 der Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien, die in dem Viewegschen Verlage unter dem Titel „Die Wissenschaft" erscheinen. Es war nicht die Absicht des Verfassers, ein Lehrbuch der Farbenphotographie oder ein Buch herauszugeben, in dem eine eingehende Anleitung zur Ausübung des photochromen Verfahrens gegeben wird. Die Hauptsache war es für den Verfasser, die theoretischen Grundlagen der Farbenphotographie in klarer und elementarer Weise dem Lehrer vorzuführen. Daneben hat es der Verf. für belangreich gehalten, die geschichtliche Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der praktischen Arbeiten auf diesem Gebiete wenigstens zu skizzieren, damit namentlich der nur ausübende Praktiker den Übergang zu einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise finden kann. Das Buch zerfällt in zwei Teile, von denen der erste von den direkten Verfahren der photographischen Wiedergabe, der zweite von den indirekten Verfahren dieser Wiedergabe handelt. Sehr genau wird im ersten Teile die Theorie der photographischen Farbenwiedergabe durch stehende Lichtwellen auseinandergesetzt, wobei die Zenkersche Theorie über die Farben der Becquerelschen Aufnahmen besondere Berücksichtigung gefunden hat. Die Stützen für die Zenkersche Theorie und die Bedenken gegen dieselbe werden gewürdigt. Im weiteren Abschnitte geht der Verf. auf die praktische Ausübung des Lippmannschen Verfahrens ein. Im zweiten Kapitel wird die photographische Farbenwiedergabe durch Körperfarben gelehrt. Weiters bespricht der Verf. in sehr eingehender Weise die indirekten Verfahren der photographischen Farbenwiedergabe und zwar die Geschichte und Theorie des Dreifarbenverfahrens, die photographische Analyse nach den drei Grundfarben, die additive Synthese der Teilbilder, die additive Wiedergabe mit Hilfe von Beugungsspektren, die additive Farbenwiedergabe mit dem Dreifarbenraster, die subtraktive Synthese der Teilbilder. Es wird die Theorie der letztgenannten Synthese gegeben, dann auf die praktische Ausführung derselben eingegangen. Dabei wird die Herstellung transparenter Dreifarbenbilder, die Herstellung von Drei-

farbenbildern auf reflektierender Grundlage, die Erzeugung von solchen Bildern durch den Pressedruck genau besprochen.

Ein ausführliches Literaturverzeichnis bildet den Schluß der sehr beachtenswerten Schrift, welche tatsächlich nach Anlage und Ausführung berufen erscheint, den Freunden der Farbenphotographie zu gestatten, den wissenschaftlichen Grundlagen der von ihnen bevorzugten Verfahren näher zu treten.

Das Buch ist sehr ansprechend ausgestattet und es sind demselben einige sehr lehrreiche Farbendrucke beigegeben.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. Ludwig Linsbauer und Dr. Karl Linsbauer, Vorschule der Pflanzenphysiologie. Eine experimentelle Einführung in das Leben der Pflanzen. Mit 96 Abbildungen. Wien, Karl Konegen (Ernst Stülpnagel) 1906. XI und 255 SS. 8°.

Es ist ein kleines Wagnis, das die Verff. mit der Herausgabe dieses Buches unternommen haben, denn dasselbe fordert von dem, der es sich angeeignet, nicht nur das Lesen, sondern setzt auch ernste Beschäftigung mit dem Gegenstande voraus: „Oberflächliche Lektüre läßt kein innigeres Verhältnis zur Natur aufkommen“. In der Regel sucht sich der Laie durch populäre, d. h. gemeinverständlich geschriebene Schriften über die letzten Errungenschaften der naturwissenschaftlichen, insbesondere der biologischen Forschungen zu orientieren, die, wie das Vorwort sehr richtig bemerkt, sich mitunter Übertreibungen zu Schulden kommen lassen und über sogenannte „gesicherte Ergebnisse“ berichten, denen doch nur die Bedeutung einer vorübergehenden Form unserer Erkenntnis zukommt.

Die Verf. bieten in ihrem Werke Anleitungen zu Versuchen über pflanzenphysiologische Fragen, die so gestellt sind, daß die Versuche mit wenigen Hilfsmitteln und wenig schwierigen Handgriffen ausgeführt werden können, daß sie aber die Möglichkeit eines tieferen Einblickes in die Lebensvorgänge des Organismus gestatten. Ist aber ein solcher Einblick durch Selbsttätigkeit und mit entgegenkommendem Verständnis gemacht worden, dann erst läßt sich erkennen, wie kompliziert die Erscheinungsformen des Lebens sind, wie die „scheinbare Einheit und Einheitlichkeit des Organismus und seiner Lebensäußerungen sich in eine Vielheit von Einzelvorgängen auflöst, die sich gegenseitig regulieren und harmonisch zusammenwirken“; dann zeigt sich der gewaltige Einfluß, den die ernste Beschäftigung mit der Natur auf die gesamte Lebensauffassung des Menschen, auf seine Ethik ausübt.

Wir haben ein vorzügliches Buch von Prof. Detmer, das denselben Zweck verfolgt, aber bedeutende wissenschaftliche Kennt-

nisse voraussetzt und überhaupt für den Fachmann, bezw. für den, der es werden will, geschrieben ist. In den an der Oberstufe unserer Mittelschulen eingeführten Lehrbüchern der Botanik ist auch ein kurzer Abriß der Pflanzenphysiologie enthalten und unsere Gymnasial- und Realschüler werden mit den grundlegenden Fragen dieses Lehrgebietes vertraut gemacht. Ich möchte daher diejenigen, die eine Mittelschule absolviert haben — und deren gibt es ja heute sehr viele und alle Gebildeten gehören dazu — in Schutz nehmen gegen den Vorwurf der Verff. (S. 1), „daß von dem inneren Leben der Gewächse wohl die wenigsten eine Ahnung, geschweige klare Vorstellungen haben". So arg ist es denn doch nicht. Es gibt wohl keinen Gymnasial- oder Realschulabiturienten, dem nicht die Bedeutung des Chlorophyllkornes und der Kohlenstoffassimilation, der Stickstoffernährung (der Bauer kennt den Wert des Düngers!), vieler biologischen Tatsachen aus dem Kapitel der Befruchtung, der Aufgabe des Holzes und der Rinde bekannt wäre. Wer aber mehr wissen will als ihm das Schulbuch bietet und bieten kann, wer selbsttätig genauere Erfahrungen über das Pflanzenleben zu sammeln beabsichtigt, ohne den großen wissenschaftlichen Apparat gebrauchen zu müssen, der findet in dem vorliegenden Werke einen ausgezeichneten Führer.

Ohne gerade streng systematisch vorzugehen, haben die Verff. doch eine Aufeinanderfolge der Themen gewählt, die einen guten Überblick über die gesamte Physiologie gewährt und den didaktischen Grundsätzen gemäß mit den einfacheren und grundlegenden Lehrsätzen beginnt, um dann zu den höheren und komplizierteren Erscheinungen fortzuschreiten. Um die reiche Auswahl von Versuchen, die das Buch enthält, zu kennzeichnen, müßte ich das Inhaltsverzeichnis abschreiben. Es mögen daher folgende Angaben genügen. Die ersten drei Abschnitte behandeln die chemischen Bestandteile des Pflanzenkörpers, die Nahrungsaufnahme durch die Wurzeln und die Transpiration und Leitung des Nährwassers. Eine weitere Gruppe von Versuchen umfaßt die Ernährung der Pflanze (*C*- und *N*-Ernährung) und die Wanderung und Wandlung der organischen Stoffe. Darauf folgen die Abschnitte über Atmung und Gährung, über Wachstum und Formbildung, den Schluß bilden das Bewegungsvermögen und die Reizbarkeit, die Fortpflanzung und Vermehrung. Wir sehen, daß die Zusammenstellung eine logische ist: Wir werden zuerst über den Stoff, über seine Zuführung, über seine Verarbeitung orientiert und erfahren zuletzt, was die Pflanze mit der verarbeiteten Substanz vollführt. Zur Erlangung umfassenderer Kenntnisse sind jedem Kapitel „Aufgaben" angeschlossen, „deren Lösung demjenigen, der den vorhergehenden Abschnitt genau durchgenommen hat, keine besonderen Schwierigkeiten bieten dürfte, um so weniger, da durch Verweise diejenigen Stellen namhaft gemacht sind, welche auf die betreffende Aufgabe Bezug haben". Daß durch diese Aufgaben „das Interesse auch

über die Lektüre des Buches hinaus wachgehalten werden" kann, ist leicht einsichtlich.

In einem Anhange werden die notwendigen Geräte und Chemikalien angeführt.

Jede Zeile des Buches verrät die gediegene Sachkenntnis der Verff., aber auch die treffliche Gabe, schwierige Themen in leicht faßlicher und ansprechender Weise vorzutragen. Das Buch wird auch von dem Mittelschullehrer mit Nutzen verwendet werden können.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Lehrbuch der Mineralogie und Geologie für Schulen und für die Hand des Lehrers, zugleich ein Lesebuch für Naturfreunde von H. Peters, Rektor in Kiel. Kiel und Leipzig, Lipsius und Fischer 1905.

Der Verf. ist der Meinung, daß die meisten in Deutschland gebrauchten mineralogischen Lehrbücher an zwei Fehlern leiden: sie verarbeiten zuviel Stoff und sie befolgen eine verkehrte Methode; er betont mit Recht die „fast unheimliche Gründlichkeit" derselben. Der Verf. will diesem Übelstande dadurch begegnen, daß er Mineralogie, Gesteinskunde und Geologie in möglichsten Zusammenhang bringt und dabei eine strenge Auswahl in der Materie trifft; nur die geologisch oder technisch wichtigen Mineralien werden vorgenommen. Mit vollstem Rechte ist er der vom Ref. seit lange vertretenen Ansicht, daß die leider auch bei uns in Österreich jetzt beliebt gewordene Verbindung von Chemie und Mineralogie zu einem Lehrgegenstande ganz zweckwidrig und verkehrt ist, da beide Wissenschaften verschiedene Ziele haben und sehr oft eine ganz verschiedene Behandlung verlangen. Er sagt wörtlich: „Die Verbindung (von Mineralogie und Chemie) wird darum immer etwas Unnatürliches behalten, so viel Mühe man sich denn auch geben mag und gegeben hat". Damit sind die Gesichtspunkte angedeutet, nach denen der Verf. seinen Stoff behandelt. Besondere Anerkennung verdient die ausführliche und klare Darstellung des so wichtigen und interessanten technologischen Teiles der Mineralogie.

Wien. Dr. Franz Noë.

Dr. H. Luckenbach, Kunst und Geschichte. Mit Unterstützung des Großh. Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts und des Großh. Badischen Oberschulrats herausgegeben. I. Teil: Abbildungen zur alten Geschichte. 6. verm. Auflage. München und Berlin, R. Oldenbourg 1906. 112 SS. Preis geh. Mk. 1·60, geb. Mk. 1·90.

Das vorliegende Heft zeigt gegenüber der 5. Aufl. (s. diese Zeitschr. 1905, 915 f.) wieder Erweiterungen und Verbesserungen,



die demselben gewiß neue Freunde gewinnen werden. Eine erwünschte Erweiterung sind die „Zusammenhängenden Bemerkungen zu den Abbildungen" S. 5—11: in knappster, auch für den Schüler verständlicher Form wird eine Übersicht über die mykenische Kultur, über die Baukunst und ihre Stile, über die bildende Kunst, über Olympia, Delphi, die Akropolis und das kaiserliche Rom gegeben. Anerkennenswert ist es, daß der Verf. überall mit den Ergebnissen der Wissenschaft Schritt hält: S. 10 ist bereits auf Grund der Ausführungen Dr. Pollaks die richtige Ergänzung der Laokoongruppe gegeben. Die Anzahl der Abbildungen ist von 211 der 5. Aufl. auf 254 erhöht, die in 12 Gruppen eingeteilt erscheinen. Die V. Gruppe der 5. Aufl. erscheint jetzt in zwei zerlegt: V. Pergamon, VI. Die Götter, eine Änderung, die gebilligt werden muß. Innerhalb der einzelnen Gruppen wurden manche Verschiebungen vorgenommen, die dazu dienen, das Zusammengehörige auch zusammenzustellen, was erwünscht ist. Zu begrüßen ist die reiche Berücksichtigung der Vasenmalerei (Fig. 150—160). Ins einzelne kann nicht eingegangen werden; es sei nur bemerkt, daß bei den Abbildungen darauf gesehen wurde, dem Schüler eine klare Anschauung zu vermitteln und nur schöne Bilder zu geben, daß ferner das Feigenblatt überall Anwendung fand und daher das Heft ohne Anstand den Schülern in die Hand gegeben werden kann. Ref. hat es mit Erfolg beim Unterrichte am Mädchengymnasium benützt. Willkommen werden die Literaturangaben sein, ebenso auch das alphabetische Inhaltsverzeichnis. Der mäßige Preis ermöglicht die Anschaffung auch seitens der Schüler, denen es ebenso wie den Lehrern auf das beste empfohlen wird. Die Ausstattung gereicht der bekannten Verlagshandlung zur Ehre.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die körperliche Erziehung an den österreichischen Mittelschulen im Jahre 1906.

Die Grundlage dieser Arbeit bilden 327 Jahresberichte österr. Mittelschulen[1]), deren das Verordnungsblatt am 1. Jänner 1906 361 verzeichnet. Der Unterschied von 34 fehlenden Jahresberichten dürfte auf Rechnung der 58 in Ausgestaltung begriffenen Mittelschulen zu stellen sein, die eben noch keine Programme veröffentlichten. Das allgemeine Urteil wird dadurch gewiß nicht beeinträchtigt.

Anders ist es aber mit dem Abschnitt bestellt, der in den vorliegenden Jahresberichten über die Mittel zur Förderung der körperlichen Ausbildung handelt. Ein wesentlicher Unterschied besteht schon in dem Umfang dieser Berichte, welche von 8 Zeilen bis 12 Druckseiten (Oktav) reichen (vgl. Feldkirch St.-G., Neutitschein R., Przemysl p. G., dann die G. in Aussig, Gablonz, Wels, Wien IV). Merkwürdigerweise gibt es noch immer 3 Anstalten, welche über diesen Zweig der Bildung keinerlei Bericht bringen, u. zw. die G. in Kalksburg, Lemberg IV. G. und Meran, obgleich erstere Anstalt als Internat zur Körperpflege tatsächlich ausgiebige Gelegenheit bietet.

Viele Berichte bringen wohl die Ergebnisse der Beteiligung an den verschiedenen Leibesübungen aus den einzelnen Klassen, ziehen aber nicht die Summen; das bildet ein wesentlich retardierendes Moment. Hieher gehören 9 Anstalten wie Bregenz G., Budweis d. G., Mähr.-Ostrau L.-R. und Pilgram b. G., obgleich an dieser Anstalt eine Rubrik für die Summen freigelassen erscheint. Manche Berichte widersprechen sich selbst. Nach S. 3 im Programm des St.-G. in Suczawa hat jede Klasse 1 Stunde, nach S. 5 aber 2 Stunden wöchentlich Turnen. Die

---

[1]) Abkürzungen: G. = Gymnasium, R. = Realschule, R.-G. = Realgymnasium, St. = Staats, L. = Landes, K. = Kommunal, P. = Privat, d. = deutsche Unterrichtssprache, č. = čechische U., p. = polnische U., it. = italienische U., r. = ruthenische U., s.-k. = serbo-kroatische U., sl. = slovenische U.

St.-R. in Nachod bringt entweder die Zahl oder die Prozente, das it. St.-G. in Rovereto nur die Prozente der Beteiligung an den Leibesübungen, ein Drittel aller Anstalten nur ganz allgemeine Bemerkungen.

Lebhaftes Interesse erwecken die Tabellen, weil sie durch ihre Übersichtlichkeit rasche Orientierung und klaren Einblick ermöglichen. Hier zeichnen sich viele Anstalten in Böhmen, Mähren und in Wien aus. Es sind jene, welche einen Überblick aller von den Schülern gepflegten Leibesübungen bieten, die sie entweder auf Anregung der Schule hin, oder aus eigenem Antrieb zu ihrer körperlichen Kräftigung pflegen. Zwei Anstalten, das St.-G. in Saaz und das Schotten-G. in Wien, bringen die Frequenz in den Leibesübungen als letzten Abschnitt der „allgemeinen Statistik".

Aus den meisten Berichten weht uns ein frischer, freudiger Zug zur Förderung der körperlichen Tüchtigkeit der uns anvertrauten Jugend entgegen. An fast allen Anstalten wird die Erholungszeit im Freien zugebracht, indessen die Klassenzimmer gelüftet werden. Nicht nur der Unterricht im Turnen, sondern auch der in der Naturgeschichte, Geographie, Astronomie, Geologie, Geometrie (Ausmessung) und Zeichnen wird vielfach ins Freie verlegt, obgleich hier die Tätigkeit für den Lehrer ungleich anstrengender als im geschlossenen Raume ist.

Diesem frischen Zuge ist es wohl zuzuschreiben, daß in dem abgelaufenen Jahre 10 einschlägige Abhandlungen erschienen, die hier nur in größter Kürze angeführt werden können.

1. Bajželi Ivan, Turnlehrer an der K.-R. in Idria, bearbeitet den für acht Klassen herausgegebenen offiziellen Lehrplan und die Instruktionen für Turnen für die siebenklassigen Realschulen mit slovenischer Unterrichtssprache unter Benützung einschlägiger Bemerkungen der Proff. F. Brunet und Dr. Josef Tominšek (17 SS.). 2. Boberski Jan, Prof. am Ak. G. r. in Lemberg bringt mit dem III. Teile seine bedeutende Abhandlung „Vergnügungen und Spiele der Jugend" auf 36 SS. mit 32 in den Text gedruckten, sehr instruktiven Figuren zum Abschluß. Letztere allein genügen schon jedem Fachmann, selbst wenn er des Ruthenischen nicht mächtig ist, sich ein klares Bild von den Absichten des Verfassers zu machen. Die drei Teile als Spielbuch zusammengefaßt, würden einen sehr nützlichen Lehrbehelf für die ruth. Schulen abgeben. 3. Duchowicz Bronislav und Anton Wołk-Laniewski, Proff. an der I. p. R. in Lemberg, haben unter Benützung des Ba $(OH)_2$ die Schulluft auf ihren Gehalt an CO_2 zu verschiedenen Zeiten des Unterrichtes untersucht, ähnlich wie Prof. Dr. A. Hartmann in Berlin, und sind auch zu ähnlichen Ergebnissen gekommen, die sie weiterhin noch verfolgen wollen. 16 SS. 4. Gwizdała Zigmunt, Probekandidat am St. Anna-G. in Krakau, tritt auf 13 SS. für die Bedeutung der Leibesübungen auf die Erziehung ein, erläutert die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist, vergleicht Sport und Spiel, spricht sich gegen die einseitige Betätigung und für die harmonische Ausbildung des ganzen ungeteilten Menschen bei möglichster Individualisierung aus, indem er das Turnen in die Mitte der Erziehungsarbeit stellt (S. 12, 3. Absatz). 5. Lips Friedrich, Turnlehrer am Franz Josef-G. in Gablonz,

spricht sich in der Arbeit „Die körperliche Ausbildung der Jugend — ihre Bedeutung und Bewertung für die Erziehung“ in ähnlichem Sinne aus. 42 SS. 6. Metzner August, Prof. am d. G. in Olmütz, setzt den „Erziehlichen Wert der Amateurphotographie“ auf 12 SS. auseinander, weil damit ziemlich viel Aufenthalt im Freien, zumeist in gesunden Wald- und Gebirgsgegenden verbunden ist und die Schüler hiebei mancherlei nützliche Fertigkeit im Umgang mit chemischen und physikalischen Präparaten erhalten. 7. Mlada Franz, Supplent an der b. R. in Prag, erläutert auf 11 SS. das Sittlichkeitsideal Pestalozzis. 8. Perkmann J., Prof. Dr. am St.-G. in Wien XIII, legt auf 17 SS. „Die wissenschaftlichen Grundlagen der Pädagogik“ dar. 9. Scharnagel Josef, Turnlehrer an der d. L.-R. in Kremsier, führt in der Arbeit „Über den erziehlichen Wert der Jugendspiele“ besonders ihre charakterbildenden Momente aus, wie das bereits Guts Muths, Klumpp und besonders Lazarus mit großer Gründlichkeit und Schönheit dargelegt haben. 9. Urban Ferdinand, Prof. Dr. an der Franz Josef-R. in Plan, hielt in der ersten Lehrerkonferenz des zweiten Semesters 1905/6 einen Vortrag über „Tuberkulose-Prophylaxe vom schulhygienischen Standpunkt“ (6 SS.), die nach dessen Vorschlag erst durch eine Änderung in der bisherigen Stoffverteilung der Naturwissenschaften in den beiden obersten Klassen der Realschule recht wirksam einsetzen könnte. 10. Žak Emanuel, Prof. am b. R.-G. in Smichow, bringt in einer Abhandlung über häusliche und Schulerziehung einen hochinteressanten Beitrag zu dem wichtigen Kapitel über das Zusammenwirken zwischen Schule und Haus. Bei einer außerordentlichen Belesenheit, die auch die modernsten Schriftsteller berücksichtigt, sind seine Ausführungen auf den Ausspruch Epiktets[1]) gestimmt: Es ist besser, wenn große Seelen in kleinen Häusern, als daß kleine Seelen in großen Palästen wohnen. Er betont dann das Streben nach harmonischer Ausbildung und plaidiert schließlich für eine Erziehung, die frei von jeder Schablone und geeignet ist, die Kinder zur Selbständigkeit heranzubilden. „Auch die Turnübungen sind als ausgezeichnetes pädagogisches Mittel zu begrüßen. Sie stärken die Energie des Willens und konsumieren jene körperlichen Kräfte, die unangewendet, die Jugend häufig auf Abwege führen“ (Jules Payot). 18 SS.

Zur indirekten Förderung der Körperpflege dient auch in hervorragendem Maße die Behandlung geeigneter Lesestücke in den unteren Klassen und insbesonders passender Themata in den Oberklassen. Hiedurch wird die Idee körperlicher Bildung und körperlicher Tugend dem jugendlichen Herzen und ihrem empfänglichen Gemüte tiefer eingeprägt als durch die physische Übung allein.

Namentlich verdient es hervorgehoben zu werden, wenn ein k. k. Dir. als Prof. des Deutschen die Abiturienten veranlaßt, sich Gedanken zu machen über den „Wert des Turnens“, wie das Herr Schulrat Viktor Terlitza an der St.-R. in Bielitz es getan hat. Außer den in dieser

---

[1]) Stobaeus' Florilegium 46, 81; in H. Schenkls Epiktetausgabe S. 476, Nr. 60.

Zeitschrift 1901, S. 1126 angeführten Themen wurden noch gestellt: „*Tužme se!*“ (Kräftigen wir uns!), „*Cestujme!*“ (Reisen wir!), an vielen Anstalten mit b. U. „*Tělesna vychova*“ (Körperliche Erziehung), „Antike und moderne Gymnastik“, „Wert und Nutzen der Fußreisen“ wurden wiederholt als Titel von Redeübungen gewählt. „*Wpływ powietrza na zdrowie*“ (Einfluß der Luft auf die Gesundheit), „Die Wichtigkeit der griechischen Wettkämpfe“, „*O užitka tělocviku a tělesne prace vůbec*“ (Vom Nutzen des Turnens und der körperlichen Arbeit im allgemeinen), die Bestrebungen eines Amos Komenius für die Förderung harmonischer Ausbildung wurden an vielen anderen Schulen bearbeitet.

Von hohem Interesse ist es auch, daß Proff. selbst in freien Vorträgen Schüler und Eltern belehrten. So sprach Prof. Dr. Klozner über „Körperliche Übungen und Zimmerturnen“, Prof. Max Rosenfeld über „Gesundheitspflege“ (Teschen R.).

Die Behandlung so vieler turnerischer Themata ist das Ergebnis zweier Reflexe, die hervorgehen aus der Beschäftigung vieler Lehrer mit schulhygienischen Fragen und aus der Berücksichtigung mancher Erscheinungen des modernen Kulturlebens.

Mit Vergnügen kann hervorgehoben werden, daß fast alle Mittelschulen eingehehende Fürsorge zuteil werden lassen: der Zahnpflege der Schüler, Lüftung und Reinlichkeit der Schulräume. Die Schüler werden zu gerader Körperhaltung beim Lesen, Schreiben, Zeichnen und Turnen verhalten. Das richtige Tragen der Schulbücher wird beeinflußt, um Rückgratverkrümmungen vorzubeugen. Die Bestrebungen zur Bekämpfung der Tuberkulose finden eifrige Pflege, die diesbezüglichen Belehrungen finden starke Verbreitung, zu Lungen- und Herzgymnastik wird vielfach angeregt. Beneidenswert sind das St.-G. in Aussig und die St.-R. in Görz wegen der dort angebauten offenen Galerien, wo die Schüler auch bei schlechtem Wetter sich im Freien erholen können. Das Jugendspiel einzelner Klassen in der großen Pause ist in Zunahme begriffen. Der ungeteilte Unterricht findet immer mehr Anhänger, da er überall berechtigt ist, um dem nervösen Hasten vorzubeugen. Günstige Erfahrungen melden besonders Brünn 2. d. G., Wien G. II, VIII, IX, R. II, V, XVI und XX. Während des Turnunterrichtes besprachen die Turnlehrer mit den Schülern oft Maßnahmen zur Erholung und Kräftigung des Organismus (Wien G. IX, R. XVI) die Wichtigkeit richtiger Zeiteinteilung, Wechsel von Arbeit und Erholung (Wien G. V). Die Sehkraft der Schüler wurde von vielen Spezialärzten mittels der Arlt-Cohnschen Tabelle sowie mit Snellens Haken untersucht, Unterricht in „Erste Hilfe“ wurde erteilt und praktische Übungen darin vorgenommen.

„Daß die Anämie, diese moderne Zeiterscheinung, auch unter der studierenden Jugend nicht fehlt, kann nicht sonderlich überraschen; auffallender dagegen ist es, daß alljährlich eine größere Zahl von Schülern aus der Volksschule in die Mittelschule eintreten, die bereits mit mancherlei Gebrechen, so mit Kurzsichtigkeit und Schwerhörigkeit behaftet, oder die überhaupt in ihrer körperlichen Entwicklung stark zurückgeblieben

sind" (Linz St.-R. S. 51). Deshalb ist zur Verhütung größerer Schäden die Assentierung der Neueintretenden[1]) notwendig.

Ferner ist das Streben wahrzunehmen, die Hygiene als Unterrichtsgegenstand in der Mittelschule einzuführen. An der St.-R. in Leitmeritz hielt der Landes-Sanitätsinspektor i. R. Regierungsrat Dr. Vinzenz Brechler Ritter v. Troskowitz sieben Vorlesungen vor Lehrer und Schüler über „Erste Hilfe" und am St.-G. in Zara erteilte Dr. Antonio de Sternich cav. di Valcrociata in 2 wöchentlichen Stunden Unterricht in Schulhygiene für Schüler des Obergymnasiums.

Auch die III. Konferenz der n.-ö. Mittelschul-Direktoren (26. und 27. November 1906) beschäftigte sich mit Fragen der Schulhygiene und die Referenten Regierungsrat Hans Januschke sowie Dr. A. Rosoll waren darüber einig, daß sexuellen Schäden am besten durch folgende Maßregeln vorgebeugt werden kann:

1. Durch direkte Maßnahmen zur Förderung einer harmonischen Entwicklung und Kräftigung des Gesamtorganismus, durch obligates Turnen, dann Schwimmen und sportliche Übungen im Freien, verbunden mit häufigen Übungsmärschen und Ausflügen;

2. durch indirekt auf den Organismus wirkende Maßnahmen: wie Hygiene der Schulgebäude, der Einrichtungsgegenstände, Vermeidung aller Gelegenheitsursachen durch Belehrung in Wort und Schrift, Anleitung zu rationeller Körperpflege im Turnunterricht, während die Unterweisung in der allgemeinen und Sexualhygiene dem naturkundlichen Unterrichte zufallen würde.

Von den wohltätigsten Folgen wird sich in Zukunft die Anordnung der Unterrichtsverwaltung für die Lehramtskandidaten erweisen, dem Gesuch um Zulassung zur Prüfung die Frequenzbestätigung über den Besuch der Vorlesungen aus Schulhygiene beizuschließen (Min.-Erlaß vom 5. September 1905, Z. 33.716). Mit besonderer Genugtuung ist auch die Bestellung des Realschulprof. Dr. L. Burgerstein als Privatdozenten für Schulhygiene an der Wiener Universität zu begrüßen.

Auch die „Allgemeine Hygienische Ausstellung" in der Rotunde zu Wien trug einiges zur Förderung der Schulhygiene bei.

Nicht unerwähnt bleibe der 1906 abgehaltene Mittelschultag in Wien. Er brachte die erste Durchführung eines Fünfkampfes Wiener Mittelschüler. Die folgende Tabelle enthält die drei ersten Sieger unter den 38 Bewerbern, die ihre körperliche Entwicklung wesentlich dem Turnen verdanken. Zum Vergleiche sind zwei Gymnasiasten herangezogen, die als Schwimmer, und J. P. Müller, der mit seinem „System" von Freiübungen Weltruf errungen haben.

---

[1]) Vgl. Dir. Dr. A. Schlosser, Oberrealrealgymnasium, sowie unseren Artikel in der „Zeit" 1906, September.

Name	Geburtsdaten	Alter	Größe	Gewicht	Brustumfang	Unterschied	Oberarm	Unterschied
			cm	kg	ein- | aus- geatmet		gebeugt – gestreckt	
Johann Jarosch	Wien, 25. I. 1888	18	171½	77	91—77	14	31—27	4
Hans Sekyra	Wien, 18. I. 1886	20	170	65	91—75½	15½	32—27½	4½
Friedrich Frank	Wien, 15. I. 1887	19	177	83	102—85	17	36—30	6
Otto Sheff	Berlin, 12. XII. 1889	17	175	92[1]	104½—88	16½	36½—32	4½
Lajos Halász-Bruckner	Budapest, 8. VII. 1889	17	190	90	103—88	15	35—31	4
J. P. Müller	Kopenhagen, 7. X. 1866	40	180	80	104½—86	18½	32½—29	3½

[1]) Gegenwärtig wiegt er 102 *kg*.

Das sind durchaus prächtige Gestalten mit schönen Proportionen, tüchtiger Lungenkraft und starkem Arm. Über jede Rubrik, ja über jede Ziffer ließe sich eine Menge interessanter Dinge sagen, was jedoch hier zu weit führen würde. Doch möge es gestattet sein zu erwähnen, daß die drei Ersten die tüchtigsten Turner des Elisabeth-G. vorstellen, Otto Sheff (St.-G. Wien XXI, 6. Klasse) als Sieger im Schwimmen über die Strecke von 400 *m* bei den Olympischen Spielen in Athen 1906 hervorging, daher die besten Schwimmer der Welt besiegte, der seinerseits von

seinem ständigen Konkurrenten Lajos Halász-Bruckner (G. Budapest, VII. Klasse) erst am 2. Dezember 1906 das erste Mal über die Strecke von 100 m um $^1/_5$ Sekunde bezwungen werden konnte. J. P. Müller konnte ich bei Gelegenheit seiner hier im Oktober abgehaltenen Vorträge messen, der, zur Intelligenz zählend, einen harmonisch entwickelten Körperbau besitzt, während die Figur des Friedrich Frank geradezu die antike Vollendung verkörpert.

Den Beginn mit solchen Messungen machte in Österreich das Theresianum in Wien 1888 und heute sind es mindestens 17 Anstalten, welche so mühevolle und zeitraubende Untersuchungen in Bezug auf physisches Wachstum und Entwicklungsgang der Schüler durchführen. „Diese Erhebungen, mit denen nachgewiesenermaßen eine so schöne Summe erziehlicher Abwehr des Schädlichen und Zufuhr zum Schönen und Gesundheitsförderlichen verbunden ist, nehmen einen immer größeren Umfang an“ sagt Dir. Florian Hintner, Wels G., S. 164. So lobenswert die Durchführung solcher Messungen auch ist, ebenso nutzlos ist die mühevolle Arbeit, weil keinerlei Angaben über die Art derselben angeführt wird. Eine Zusammenstellung des Materials nach Klassen hat doch keinen Wert, weil ja in jeder Klasse verschiedene Altersstufen vorhanden sind, und ebenso wertlos ist die Anordnung nach der Größe der Schüler (Wels) oder selbst nach dem Alter, wenn es, wie am Theresianum, heißt, 10—11 Jahre, 11—12 Jahre usw. alt. Hier ist das einzig Richtige: die Messung des betreffenden Individuums in physiologischer Richtung am Geburtstage selbst. Dagegen kann die Feststellung der Höchstleistungen in Leibesübungen im Laufe des Schuljahres erfolgen und dem folgenden Geburtstage gutgeschrieben werden.

Von besonderem Interesse wäre hier die Messung der Sehkraft aller Mittelschüler, um zu erfahren, ob tatsächlich mit dem fortlaufenden Studium eine Zunahme der Kurzsichtigkeit stattfindet.

Das gesteigerte Interesse für die körperliche Ausbildung der Jugend greift auch hier zur Fachliteratur und namentlich zu den Zeitschriften, deren „tüchtige Aufsätze beachtet wurden“, „weil sie Belehrung und Anregung geben und zugleich Kunde bringen von gesundheitlichen Veranstaltungen in anderen Städten und Ländern“ (Linz St.-G.).

Als wichtigster Faktor der direkten Gesundheitspflege und Körperbildung wird nun übereinstimmend das Turnen angesehen, u. zw. nicht nur von den Realschulen, sondern insbesondere auch von den Gymnasien, an denen es seit einigen Jahren allmählich obligat eingeführt wird. Von ganz besonderer Bedeutung aber ist die Erfahrungstatsache zu verzeichnen, welche Dir. Anton Stitz vom Maximiliangymnasium in Wien, dem Sitze des Probandenseminars, Ausdruck gibt. S. 46 sagt er: „daß sich an dieser Anstalt das obligate Turnen wie kein zweiter Gegenstand als wirksamstes Mittel gegen die sogenannte geistige Ermüdung vollkommen bewährt hat“, (seit 1895) daß „durch rationelle Körperpflege der geistigen Arbeit der Schüler ein heilsames Gegengewicht geboten wird“.

Gebietet doch die harmonische Ausbildung von Geist und Körper, in Anbetracht „des stetigen Anwachsens der Forderungen, die an das geistige Können der Jugend gestellt werden müssen, auch eine Berücksichtigung der entsprechenden körperlichen Ausbildung. Mag selbe auch in erster Linie dem Elternhause zufallen, so wird sich die Schule in ihrer Bedeutung als Erziehungsanstalt dieser Aufgabe um so weniger entziehen können, als ersteres nicht immer in der Lage ist, dieser Seite der jugendlichen Ausbildung volles Augenmerk (und Verständnis!) zu schenken“, sagt Dir. Johann Langer von der L.-R. in Göding. Daher ist die oberste Unterrichtsverwaltung bestrebt, das Fundament für die körperliche Erziehung der Jugend durch obligatorische Einrichtung des Turnens an den Gymnasien und verwandten Anstalten zu schaffen. Wenn jährlich einige Schulen damit modernisiert werden, dann kann mit der Zeit ein befriedigender Zustand eintreten. Stillstand ist aber Rückschritt.

Gegenwärtig ist der Zustand des Turnens folgender:

Obligates Turnen an 63 G. und 127 R.; zusammen 190,
Fakultatives „ „ 170 „ „ 1 „ „ 171.

In der letzten Ziffer sind auch enthalten die I. St.-R. in Krakau (442 Schüler), das L.-R.-G. in Horn (205 Sch.), die wegen Umbau des des Turnsaales, dann die G. in Deutsch-Brod (235 Sch.), Lemberg III (617 Sch.) und Pilgram (197 Sch.), die überhaupt nicht geturnt haben; zusammen also 1696 Schüler. Sowie vielen anderen Anstalten, wird es wohl auch diesen letztgenannten gelingen, den Turnunterricht einzuführen, damit diese empfindliche Lücke in dem österreichischen Mittelschulwesen endlich ausgebaut erscheine.

Für das allmählich obligat einzuführende Turnen eignen sich besonders jene Gymnasien, die schon bei freiwilligem Besuch dieses Gegenstandes eine starke Frequenz aufweisen; hieher gehören vor allem das G. in St. Veit ob Laibach (100%), dann Waidhofen a. d. Th. mit 97%, Oberhollabrunn mit 93%, Wadowice mit 83%, Seitenstetten mit 75%, Pisino und Tarnopol G. r. mit je 60% Turnern.

Hier muß auch erwähnt werden, daß alle einschlägigen Verhältnisse im Küstenland, Dalmatien, besonders aber in Galizien eine bedeutende Verbesserung erkennen lassen.

Während nun an den meisten G. der gute fakultative Besuch zwischen 35% und 50% schwankt, sinkt er an einigen Anstalten selbst unter 20%, was jeden Jugendfreund umso schmerzlicher berühren muß, als gerade das Turnen das anerkannt einzige Mittel darstellt, auch die Schwachen zu fördern, während von den sportlichen Vergnügungen das Gegenteil gilt: der ohnedies körperlich Begabte leistet darin am meisten, die Schwächeren werden vollständig abgeschreckt. Deshalb müssen die Anstalten mit schlechtem Turnbesuch hier angeführt werden; es sind folgende: Lemberg Ak. G. 18%, Königgrätz und VI. G. in Lemberg je 17%, Prag b. R.-G. und Tarnopol p. G. je 16%, Rakonitz G. 15%, Capodistria und Triest d. St.-G. mit je 12% Turnern. Die G. von Časlau und Krems, ersteres auf Grund ministerieller Weisung, zeigen eine intensivere Pflege des Turnens für dieses Schuljahr an (ve větsi

miře, S. 43). Das P.-G. in Bozen aber weist nur 5% Turner (!) aus und die gehören dem Oberg. allein an, während aus den unteren Klassen sich kein Schüler daran beteiligt. Glücklicherweise ein bisher einzig dastehender Fall. Hier fehlt es wohl an der Aufmunterung seitens der Lehrer.

Sonderbar ist es auch, daß an manchen Anstalten eine Abteilung nur 1 Stunde in der Woche turnt, wie an mehreren G. in Galizien, dann in Eger. In Görz turnen drei Abteilungen in 4 Stunden und an der St.-R. daselbst wird das obligate Turnen der 11 Klassen in 12 Stunden anstatt in 22 Stunden erledigt!

Empfindlichst wird die studierende Jugend durch die manchenorts gebräuchlichen Zusammenziehungen mehrerer Klassen im Turnen geschädigt. An der Realschule in Innsbruck z. B. die beiden zweiten Klassen mit 64, die beiden obersten Kl. mit 41 Schülern; am G. in Königinhof bestehen zwei Abteilungen mit je 45 und 40 Schülern, nur am G. in Meran müssen die 87 Turner aus allen Klassen in derselben Stunde üben! Namentlich am G. in Nikolsburg übt die Zusammenziehung den nachteiligsten Einfluß auf die Frequenz im Turnen. Wenn der Vorteil einer kleinen Schülerzahl im obligaten Unterricht der wissenschaftlichen Gegenstände den betreffenden Klassen zugute kommt, dann ist nicht einzusehen, warum das nicht auch im Turnen der Fall sein soll.

Dieser Abusus trägt wohl das meiste zu der hohen Zahl der Dispensen bei, die dann als solche gelten, sobald sie 10% übersteigen. Daher scheinen abnormale Verhältnisse zu herrschen an folgenden Mittelschulen: Graz II. St.-G. und Ried je 15%, Melk G. und Wien R. XVI. je 16%, Plan und Steier R. je 17%, Nikolsburg G. 18%, Freistadt und Salzburg St.-G. je 20%, während in derselben Stadt am P. G. Borromäum nur 10% und an der St.-R. daselbst nur 6% befreit sind. Einzig hoch steht die Zahl der Dispensierten an der 2. St.-R. in Lemberg, mit 179 Befreiten von 532 Schülern, daher 33%, weil 36 gesunde Schüler wegen zu weiter Entfernung den verbindlichen Turnunterricht nicht besuchen brauchten. Das liegt nun weder im Interesse der Jugend, noch entspricht es dem Ansehen des Gegenstandes. Nach alldem wird es niemanden wundern, wenn von 109.846 Schülern 36.972 keinen Turnunterricht genießen; das gibt 33%, eine Zahl, die nach den bisherigen Darlegungen nicht überrascht und wesentlich durch den Bestand von 170 Gymnasien mit fakultativem Turnen bedingt ist.

An vielen Anstalten (mindestens 20) mit obligatem Turnen herrscht dagegen ein löblicher Eifer, selbst außerhalb der gewöhnlichen Turnstunden, durch sogenanntes Kürturnen, die körperliche Ausbildung zu fördern. Am G. in Oberhollabrunn wird dasselbe nicht nur in der Halle, sondern auch „im Freien nach freiem Übereinkommen, mit lobenswertem Eifer und teilweise glänzendem Erfolge geübt". Die II. d. R. in Prag bestätigt die bisherige Erfahrung, daß „die wöchentliche Kürturnstunde für die unteren Klassen (nur?) ein Bedürfnis ist". Daran beteiligten sich 49% (!) der Schüler auf Grund des M. E. vom 10. Mai 1903, Z. 4688 nur an solchen Tagen, wenn andere Leibesübungen wie Jugendspiele, Schwimmen, Eislauf usw., überhaupt oder wegen Ungunst der Witterung

nicht betrieben werden konnten. Am d. St.-G. in Prag-Stefansgasse nahmen die Schüler vor dem Kürturnen ein Brausebad.

Bei solch löblichem Eifer steigt selbstverständlich die Fertigkeit der Schüler, drängt nach Vergleich ihrer Leistungen und führt entweder zu geregelten Wettkämpfen (Jaroslau, Nachod, Innsbruck), oder zu Schauturnen (Wien II., Sophieng., Triest K.-G., Podgorze G.). Tritt bei diesen noch die Mitwirkung eines Schülerorchesters und Deklamationen hinzu, dann entstehen Schulfeste, die sich unauslöschlich dem Gemüte der Jugend einprägen, von denen Gymnasiallehrer Karl Rückstuhl in Bonn schon 1817 so treffend und schön sagt: „In den Festen erhebt sich die Menscheit aus der Prosa des Alltagslebens zur Blume der Poesie. Die Spiele der Leibesübungen fördern den Jubel der Seele, die Erhöhung des inneren Lebens zur Erscheinung und verkörpern die freudigen Bewegungen des Gemüts in sinnliche Pracht. ....Wenn wir allgemeine und fröhliche Feste wollen, müssen wir dem Turnwesen unter der Jugend aufhelfen“[1]).

Hiezu eignen sich vor allem die sogenannten volkstümlichen Übungen im Laufen, Springen, Werfen und Ringen. Ihre Pflege nimmt mit der Ausbreitung des Turnens im Freien zu und hängt von der Platzbeschaffung ab. Es wäre auch nützlich, die Zahl der im Freien zugebrachten Stunden zu erfahren. An der St.-R. in Marburg werden manche Turnstunden zu tüchtigen Märschen und Körperübungen in dem nahen Gebäude verwendet!

Am G. in Meran, sowie an der L.-R. in Iglau wurden auch Übungen nach „System Müller“ vorgenommen, die sich auch „recht gut behaupteten“. Das ist nun selbstverständlich, weil sie nichts anderes sind als Freiübungen des deutschen Turnens, die mit Rücksicht auf Zweck und Ziel sehr geschickt gewählt sind.

Wenn mit der Durchführung solch „schwedischer“ Übungen auch keinerlei Neuauslagen verbunden sind, so steht es schon anders, wenn man die besonderen schwedischen Geräte, wie z. B. den „Ribbstol“, einführen will. Eine solche Umgestaltung ist der St.-R. in Tarnopol mit dem Betrage von *K* 2200 vorzunehmen bewilligt worden. Gegen die Aufnahme wertvoller Leibesübungen, mögen sie woher immer kommen, hat sich die deutsche Turnkunst niemals ablehnend verhalten; allein ihr vollständiger Ersatz durch die schwedische Gymnastik würde einen sehr schädlichen Rückschritt bedeuten.

Sehr empfehlenswert ist die jährlich wenigstens einmal vorzunehmende Revision der Turngeräte, wie sie an allen Gemeinde- und mehreren Mittelschulen von Wien, dann in Klosterneuburg, Nachod u. m. a. Anstalten in Böhmen vom Landesschulrat dieses Kronlandes mit Erlaß vom 6. Jänner 1903, Z. 50.911, angeordnet wurde. Nur auf diese

---

[1]) Vgl. Schmidt, Prof. Dr. F. A. „Anleitung zu Wettkämpfen“. Teubner, 1905.

Weise können Schäden in dem Zustande der Lehrmittel rechtzeitig erkannt und Unfälle möglichst hintangehalten werden.

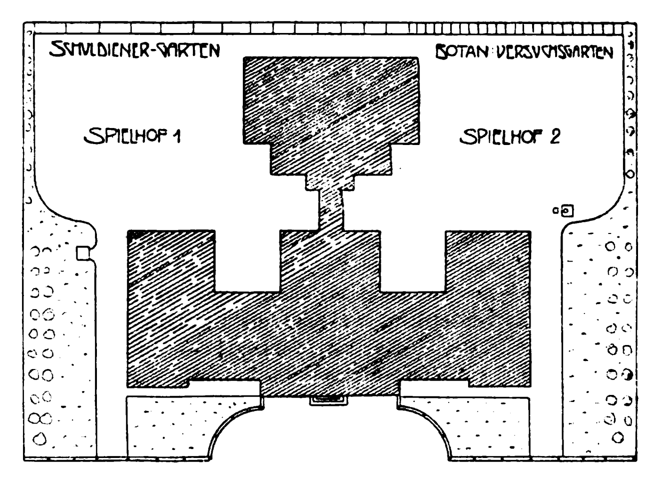
Sonderbar erscheint jedoch die Anschaffung zweier „elastischer"(?) Sprungständer an der St.-R. in Teschen. Ebenso die Anführung des Turnens als allerletzten Gegenstand am G. in Melk, obgleich es dort verbindlicher Gegenstand ist, während es am II. St.-G. in Laibach den ersten Platz unter den Freigegenständen einnimmt. Von hier ist dann nur ein kleiner Schritt zur obligaten Einführung des Turnens. Dort aber, wo es bereits verbindlicher Gegenstand ist, infolge dessen auch im Lehrplan unter diesen angeführt erscheint, ist es doch geradezu nichtssagend, wenn es dort einfach heißt „2 Stunden wöchentlich". Hier würde sich die Anführung einer Bemerkung empfehlen, in welchem Maße den Anforderungen des Lehrplanes von 1897 nachgekommen werden konnte.

Im argen liegt das Turnen noch an den Mädchen-Mittelschulen, von denen die wenigsten Anstalten Jahresberichte versenden und unter diesen nur wenige Kunde bringen von einem geregelten Turnunterricht, den ja die Mädchen noch viel notwendiger haben als Knaben. Zu denjenigen, die wenigstens etwas hiefür tun, gehören einige Lyzeen in Wien, besonders aber in Brünn und Prag, während am St.-G. in Wels „auch die Pritistinnen sich der Prüfung aus Turnen unterzogen und in völlig befriedigender Weise entsprochen haben."

Der Mannigfaltigkeit in dem Zustande des Turnens entspricht die Stellung des Turnlehrers innerhalb des Lehrkörpers. Am P.-G. in Feldkirch und am St.-G. in Hall ist er nicht würdig, im Verzeichnis des Lehrkörpers genannt zu werden, sondern wird erst bei dem Lehrplan der Nebengegenstände erwähnt. Hier erteilt ein Volksschulleiter i. R. den Turnunterricht, während die Übungen selbst Herr Karl Löderle, seines Zeichens Mechaniker, vorzeigt! — In Kalksburg, dann an den galizischen Anstalten, welche die Turnsäle der „Sokol"-Vereine benützen, ist keinerlei Lehrkraft für Turnen verzeichnet. Der definitiv angestellte Turnlehrer erscheint nur in 32 Fällen in alphabetischer Reihenfolge der ständigen Lehrkräfte, während er in ebenso vielen Fällen als letzter dieser Kategorie, in einzelnen Fällen selbst hinter den Supplenten und Nebenlehrern eingereiht ist und manchmal sogar eine gesonderte Stellung für sich einnimmt, während die erstere Art doch die richtige ist. Von praktischem Scharfblick ist die Landes-Schulbehörde für Mähren erfüllt, die seit vielen Jahren, und wie es scheint mit bestem Erfolg, die ständigen Turnlehrer auch zu wissenschaftlichem Unterricht heranzieht, selbst wenn sie nicht geprüft sind, aber die Fähigkeit zum Lehramt besitzen. So lehrt Turnlehrer Josef Svara an der b. L.-R. in Holeschau, Naturgeschichte in der VI. Klasse, deren Ordinarius er ist. Turnlehrer Dr. Jakob Vojtech lehrt an der b. L.-R. in Gewitsch Deutsch in der I. und VII. und führt diese Klasse als Ordinarius zur Maturitätsprüfung. Diese Ausnützung vorhandener Kräfte ist nur zu billigen.

Dem Turnen zunächst kommen in der Leibeserziehung die Jugendspiele in Betracht. Ihre erfolgreiche Pflege hängt in erster Linie von dem Vorhandensein eines geeigneten Turn- und Spielplatzes ab. Er soll

mindestens 1 *ha* groß und die Spieler müssen vor dem Dazwischentreten des Publikums geschützt sein. Das trifft in erster Linie beim Jordanpark in Krakau zu (10 *ha*), der allen dortigen Schulen ein dreimaliges, wohlgeordnetes Spielen in der Woche ermöglicht. In Troppau spielen 22 Abteilungen gleichzeitig im Stadtpark, am Belvedere in Prag gehören vorläufig der čechischen Jugend 6 *ha*, der deutschen Jugend 4 *ha*. Die Sicherung dieser Plätze für die Zukunft, sowie ähnlicher in Baden, Czernowitz, Laibach, Krumau, Krainburg und mehreren anderen Orten liegt im öffentlichen Interesse und sollten rechtzeitig erworben werden, wie es das II. St.-G. in Brünn durchgeführt hat. Der Skupniewiczpark in Kolomea, mit 3½ *ha*, setzt die parkartigen Schöpfungen fort, welche durch die Spenden von Grundstücken in Jaroslau (2·3 *ha*) und in Tarnow (2½ *ha*) äußerst wertvollen Zuwachs erfuhren. Man kann aus diesen Beispielen ersehen, wie das von dem hochsinnigen Hofrat



Situationsplan des Gymnasiums in Wels.

v. Jordan in Krakau geschaffene Gute fortzeugend auch wieder Gutes gebären muß für — Galizien, während die Jahresberichte von solchen Zuwendungen in den übrigen österreichischen Provinzen leider nichts vernehmen lassen. Ja in Deutschland wirkt Jordans Beispiel kräftiger als in Österreich, wo die Rheinprovinz einen 10 *ha* großen Spielpark erhalten wird. Weiters melden 66 Anstalten in Österreich von kleineren Plätzen im Ausmaß von 600—3000 m^2, die wohl als Turnplätze und für kleinere Spiele geeignet sind; für die größeren Spiele aber, die auch das Interesse der oberen Jahrgänge und der Erwachsenen fesseln sollen, gehört ein Platz von 1 *ha*. Daher neue Anstalten am besten an die Peripherie der Städte gelegt werden. Alle notwendigen Einrichtungen bei einem Neubau könnten jedoch erst auf 2 *ha* hergestellt werden. Die meisten Anstalten können einen Spielbetrieb nur durch das Entgegen-

kommen der Militärverwaltung aufrecht erhalten; wo auch das nicht möglich ist, werden Ausflüge zum Zwecke der Durchführung von Jugendspielen unternommen. Wenn nun auch die spielfreundliche Bevölkerung von Wels einen genügend großen Platz, den Spielanger am Traundamm zur Verfügung stellt, welcher Umstand „die Spiellust bedeutend hob“, so ist doch nicht einzusehen, warum durch dekorative Vorgärten von der Baufläche für das neue Schulgebäude mit 4270 m^2, wovon 1104 m^2 verbaut wurden, nur ein Hofraum von 1900 m^2 erübrigt wurde, der überdies durch die Turnhalle in zwei symmetrische Stücke zerrissen erscheint, wie aus der auf S. 272 befindlichen Planskizze zu ersehen ist. Dadurch ist nur erzielt, daß jeder Platz für sich zu klein ist, als Ganzes aber auch den Obergymnasiasten wenigstens zu den volkstümlichen Übungen genügt hätte. Das alles wurde der leidigen Symmetrie geopfert. Der Fall steht leider nicht vereinzelt da und deshalb sei er hier besonders angeführt, obgleich Herr Dir. Hintner sowie der gesamte Lehrkörper des Gymnasiums in Wels die körperliche Ausbildung der Studierenden mit außerordentlicher Begeisterung und Ausdauer fördern, wovon später noch öfter die Rede sein wird.

In welcher Weise der Spielbetrieb zugenommen hat, geht aus folgender Zusammenstellung hervor:

1904 meldeten 82 von 357 Anstalten 1521 Spieltage, durchschn. rund 18
1906 „ 100 „ 361 „ 2367 „ „ „ 23

Darunter sind 10 Mittelschulen, die 40—49 Spieltage aufweisen, u. zw.: Bozen 49, Pettau und Wien XX je 46, Oberhollabrunn und Proßnitz, d. L.-R. je 44, Leipnik d. L.-R. 45, Brünn II. d. G. 43 infolge des aufgehobenen Nachmittagsunterrichtes, Gablonz 42, Wien XXI. und Žižkov je 41 Spieltage. Darunter stellt Gablonz die erste Staatsanstalt in Österreich vor, welche den Samstagnachmittag als obligaten Spieltag durchführt. Am G. in Bielitz beteiligten sich die Professoren nicht nur an der Beaufsichtigung der Schüler, sondern spielten auch mit, was übrigens auch an mehreren anderen Anstalten geschieht. Die Spielleitung lag zumeist in den Händen der Turnlehrer, in vereinzelten Fällen wurde sie auch von Professoren besorgt.

Die vollkommen freigestellte Art der Berichterstattung bringt es mit sich, daß, wie früher erwähnt, nur 100 von 361 Mittelschulen die Spieltage angibt, während die Zahl der Spieler von fast doppelt so vielen Anstalten vorliegen, weil an 181 Mittelschulen 28.725, durchschnittlich also 160 Schüler spielten; das bezeichnet einen ziemlich guten Besuch. Auf Grund der bisherigen Berichterstattung läßt sich ein klarer Einblick in diesen wichtigen Zweig der öffentlichen Erziehung nicht gewinnen, trotzdem eine ganz beträchtliche Anzahl von Mittelschulen sich sehr eingehend darüber ausläßt. Außer den gewöhnlichen Spielen werden im besonderen Fußball, Kricket, Krocket und Faustball angeführt. In stetiger Zunahme befindet sich Lawn Tennis. 40 Anstalten pflegen es, aber nur wenige führen Ziffern an, zusammen 1061, gegen 15 Anstalten mit 856 Tennisspielern im Jahre 1904. Im ganzen gewinnt man aus den Berichten den Eindruck, daß eine kräftige Steigerung des Jugend-

spiel-Betriebes stattgefunden hat, die wohl auf die ministerielle Verfügung vom 24. Februar 1904, Z. 6404, zurückzuführen sein dürfte. Sie findet in der Zunahme der Wettspiele, die aus allen Teilen der Monarchie gemeldet werden, ihren Ausdruck, allen voran das R.-G. in Baden gegen mehrere Städte in Niederösterreich, dann Bielitz, Teschen, Troppau, Graz, Innsbruck, Laibach, Marburg, Proßnitz, Sternberg u. a. O. Hier möchte ich besonders die St.-R. in Laibach hervorheben. Dort bestehen 7 Parteien für Lawn Tennis, 5 für Kricket und 1 für Fußball, die an je 2 Tagen in der Woche zu je 2 Stunden unter eigener Leitung auf den der Anstalt gehörigen Plätzen üben durften. Diese in Zunahme begriffenen Freispiele gehören zu den **vornehmsten Mitteln für die Erziehung zur Selbständigkeit.** Sie lassen sich überall anwenden, wo der Platz dazu vorhanden ist, will aber gehörig vorbereitet sein. Zu den Lieblingsspielen zählen außer den früher genannten auch Barrlauf und Tamburin, Boccio wird jetzt nicht mehr im Süden der Monarchie allein, sondern auch in Troppau gespielt und das aus Amerika herübergekommene „Korbballspiel" (Basket-Ball) fand von Graz aus Verbreitung bis nach Triest. Es ist ein interessantes Parteispiel und wird in Marburg als Ersatz für Fußball benützt, dessen Vorzüge es teilt, ohne seine Nachteile zu besitzen. Das „Fußballspiel" dagegen wurde am G. in Krainburg „einem im Schuljahre 1903/4 gefaßten Beschlusse des Lehrkörpers zufolge nicht zugelassen" und an der L.-R. in Wr.-Neustadt „wurde dieses Spiel ohne Aufsicht verboten" (S. 79), wie das vor 10 Jahren auch in Prag der Fall war. Doch gehören derartige Ausnahmsbestimmungen glücklicherweise zu den Seltenheiten. Einem schlechten Zustand im Turnen entspricht gewöhnlich auch ein ähnlicher im Jugendspiel. Das G. in Přibram meldet 14% Turner und 15% Spieler. Die St.-G. in Feldkirch und Hall betreiben überhaupt keine Spiele.

Erfreulicherweise legen aber viele Anstalten großen Wert auf eine tüchtige Pflege derselben. Nach Dir. Hans Kny vom St.-G. in Oberhollabrunn sind die Ball- und Laufspiele vor allem geeignet, Herz, Lunge und Beine zu kräftigen und eine schätzbare Ergänzung zu den Gerätübungen zu bilden. „Sie sind so recht geeignet, dem Drange der Jugend nach Bewegung freien Spielraum zu lassen, Körper und Geist erfrischend anzuregen, Geschmeidigkeit und Willenskraft im gegenseitigen Erproben der Kräfte zu fördern" (S. 70). Deshalb „muß der Pflege des Jugendspieles aus gewichtigen hygienischen und pädagogischen Gründen weitgehende Beachtung entgegengebracht werden", sagt Dir. Dr. Karl Habart (St.-R. Elbogen).

Neben den Jugendspielen kommt den Wanderungen hohe erziehliche Bedeutung zu. Die Ausflüge vor allem dienen nicht nur zur Kräftigung und Belebung des Körpers, wodurch sie mittelbar zur Belebung des Geistes wirken, sondern stellen auch die hochwichtige engere Verbindung zwischen Lehrer und Schüler her, sowie sie die unauffällige Gelegenheit bieten, einen von der Schulbank unbeeinflußten Einblick in die Beurteilung und in das eigentliche Wesen des jugendlichen Gemütes zu gewähren (Dir. Rudolf Walda, St.-R. Böhm.-Leipa, S. 39). Die zu Unter-

richtszwecken (Botanik, Physik, Geologie, Chemie, Geometrie, Messungen, Geographie, Kunstgeschichte, Zeichnen, Turnen) ausgeführten Exkursionen, wobei die Schüler unter anregender, sachverständiger Leitung im Beobachten und Verstehen der Naturvorgänge geübt wurde, zeigen eine beständige Zunahme. „Diese belehrenden Wanderungen haben eine pädagogische Bedeutung, die gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Sie erweitern den Gesichtskreis der Schüler, wecken die Liebe zur Natur, fördern die Anhänglichkeit an die heimatliche Erde und beleben das vaterländische Gefühl. Im Laufe der Zeit bildet sich eine erfreuliche persönliche Beziehung zwischen Lehrer und Schüler aus, welche beiden Teilen Freude und Genuß gewährt.“ (Dir. Dr. Karl Habart, St.-R. Elbogen.) Ebenso mehrt sich die Zahl der ausgeführten Übungsmärsche, das sind kleinere Ausflüge auf 2—3 Stunden ohne Einkehr in ein Gasthaus, womöglich ohne Rast. Sie stellen große Anforderungen an Ausdauer und Enthaltsamkeit und ähneln sehr den Übungsmärschen und Gefechtsübungen beim Militär, sobald auch jene zu praktischer Anwendung des Turnens und zu Jugendspiel Anlaß geben, und sich dadurch von den gewöhnlichen Spaziergängen mit den Eltern unterscheiden. Bedenkt man ferner, daß

im Jahre 1900 von 101 Anstalten 1434 Ausflüge
im Jahre 1904 von 139 Anstalten 2336 Ausflüge, darunter 132 ganztägige, 4 auf 2, 3 auf 3 Tage
im Jahre 1906 von 172 Anstalten 2956 Ausflüge, darunter 422 ganztägige, 33 auf 2, 4 auf 3, 3 auf je 4 Tage

ausgeführt worden sind (letztere vom II. St.-G. Lemberg, b. R. in Neustadtl und vom d. G. in Prag, Stefansgasse), so wird man begreifen, wie ungerechtfertigt mancher in der Öffentlichkeit erhobene Vorwurf ist. Aus obiger Reihe kann man sofort ersehen: 1. Das steigende Bedürfnis nach einer genaueren Statitik und 2. die sehr bemerkenswerte Zunahme der Zahl von ausgeführten Ausflügen, darunter besonders solchen, die einen ganzen und auch mehrere Tage dauerten. Manche Anstalten fassen die durchgeführten Wanderungen in einer lehrreichen und praktischen Tabelle zusammen, wie z. B.: b. St.-R. in Budweis, St.-R. in Eger, p. G. in Kolomea; die b. R. in Neustadtl gibt Aufschluß über: Laufende Zahl, Datum, Klasse, zurückgelegter Weg, Führung, Zahl der beteiligten Schüler, Weg hin und zurück in Kilometern, Dauer, Zweck und Anmerkung.

Der wachsende Wandertrieb zeigt sich auch in der Zunahme der Ferialwanderungen, was aus folgender Zusammenstellung hervorgeht:

1897 meldeten 18 Anstalten 893 solcher Wanderer
1900 „ 39 „ 2235 „ „
1906 „ 59 „ 2505 „ „

die Fußreisen von 5 Tagen bis 4 Wochen in Gesellschaft der Eltern oder von Mitschülern ausführten. Den Studentenherbergen in den Sudeten und Alpen ist es am willkommensten, wenn diese Gruppen je drei, höchstens fünf Wanderer umfassen. Solche Fußreisen fördern durch tüchtige Märsche

ganz außerordentlich die körperliche Entwicklung, sobald das Hasten vermieden wird; darum werden an der II. d. St.-R. in Prag die über 16 Jahre alten Schüler zu derartigen Ferialreisen direkt aufgemuntert. Die zahlreichsten Wanderer stellen jedoch die Mittelschulen des Königreiches Sachsen. (Vgl. Körper und Geist 1906.)

An dieser Stelle möge es gestattet sein, des Kollegen Albin Horn zu gedenken, der alljährlich weite Ferialreisen unternimmt. Vor drei Jahren durchwanderte er Ceylon (geschildert im Jahresbericht der I. St.-R. Wien II). Die „Zeitschrift für das Realschulwesen" 1906, 31. Jahrg. bringt Kunde von dessen Ferienreise 1905 „Quer durch Mexiko, vom Atlantischen bis zum Pazifischen Ozean" auf 23 S.; die Reise dauerte 18 Wochen. Sämtliche mitgebrachte Präparate, worunter sich einige Seltenheiten und Neuheiten befinden, sind im Besitze des Naturhistorischen Hofmuseums und als „Kollektion Horn" zu sehen.

Nicht weniger wichtig als das Wandern ist für die Gesundheit unserer Studierenden das Schwimmen. 223 Anstalten verzeichnen 42.822 Schwimmer, durchschnittlich ungefähr 200; an erster Stelle steht das it. St.-G. in Zara, dessen Schüler durchwegs ausgezeichnete Schwimmer sind. Ähnlich verhält es sich in anderen Städten an der Adria oder in Orten, wo bequeme Schwimmgelegenheit vorhanden ist. Das Schwimmen wird leichter erlernt, wenn man die einzelnen Bewegungen vorher im Trockenen übt. Diese Übungen im Trockenschwimmen wurden außer an den 1904 genannten, noch an 10 anderen Anstalten (Czernowitz, Karlsbad, Mähr.-Schönberg, Olmütz, Prag, Wiener-Neustadt, Wels, Sternberg und Teplitz) mit recht befriedigendem Erfolg betrieben. An der III. St.-R. in Prag werden alle Nichtschwimmer in diesen Übungen unterwiesen. Drei G.: Außig, Karlsbad, Prag, Stefansgasse, d. G. besitzen ein Schulbad und Czernowitz kündigt die Errichtung eines solchen an. Die Internate sind selbstverständlich mit allen diesen, zur Hygiene notwendigen Einrichtungen versehen. Das Theresianum in Wien, dann Kremsmünster und Seitenstetten besitzen sogar Schwimmbäder.

In erfreulicher Weise wächst auch die Beteiligung am Rudern:

1904 verzeichneten 21 Anstalten 2509 Ruderer,
1906 sind es 38 „ mit 5495 Ruderern.

Mehrere Professoren nahmen sich der Sache mit Eifer und Ausdauer an. Unter ihrer Aufsicht bestehen sogar förmliche Riegen und mehrere Ruderklubs schufen besondere Schülerabteilungen (Cattaro, Linz, Lemberg, Pola, Triest). Hier finden diese Übungen viermal wöchentlich statt und wurden 45 Ausfahrten (!) durchgeführt. In Pola beteiligten sich alle Schüler von der III. Klasse aufwärts an diesen in „reinster Seeluft vor sich gehenden, von Fröhlichkeit begleiteten Körperübungen". In den Städten an der Adria bilden demnach Schwimmen und Rudern bereits sehr wertvolle Elemente zur körperlichen Ausbildung der dortigen Mittelschüler, was offenbar den Anregungen und der Unterstützung der obersten Unterrichtsbehörde zu danken ist. Zum Rudern sollten aber nur jene Schüler zugelassen werden, welche imstande sind, eine halbe Stunde lang zu schwimmen. Das ist aber in 3 Orten nicht der Fall:

Elbogen	R.	verzeichnet	98 Schwimmer	und	204 Ruderer
Eger	R.	„	188 „	„	240 „
Wels	G.	„	132 „	„	137 „

Den kräftigsten Aufschwung zeigt einer der modernsten Sporte: Das Radfahren, denn:

1895	meldete	1 Anstalt (Görz R.)	88 Radfahrer,
1900	verzeichnete	65 „	4.107 „
1906	„	195 „	18.132 „

Hiebei erfreut besonders die Zahl der mittelst Fahrrad ausgeführten Ausflüge. So hat Prof. J. Demianczuk am G. in Stanislau 11, Prof. Dr. Jörg an der R. in Marburg 8 und die Proff. Aprißnig und Sturm am G. in Wels mehrere Ausflüge mit Schülern durchgeführt und am G. in Jaroslau werden die Schüler in der Kunst des Radfahrens sogar von schulwegen unterwiesen. Die Beteiligung der Lehrkräfte schützt hiebei die Jugend vor Übertreibung, die gerade hier nur zu leicht Platz greifen, Lunge und Herz dauernd schädigen kann. Maßvoll betrieben, ist das Radfahren dagegen ein ganz ausgezeichnetes Mittel, die Freude am Naturgenuß zu heben, das Interesse für die geschichtlichen Stätten des Vaterlandes zu heben und den Wandertrieb zu fördern. Auch ist das Fahrrad zu einem wertvollen Verkehrsmittel für auswärts wohnende Schüler geworden, dem bereits viele Anstalten durch die Errichtung von Remisen Rechnung tragen.

Die stärkste Beteiligung hat aber der Eislauf aufzuweisen, indem 214 Anstalten 46.605 Läufer anführen, das gibt durchschnittlich 230 Studenten. Namentlich die Pflege des Kunstlaufs, vor allem der sogenannten „Schulfiguren" ist geeignet, die Jugend in körperlicher Richtung sehr wesentlich zu fördern, sowie die außerordentlich mannigfaltigen Tänze auf dem Eise von ungleich höherer Anmut und Grazie erfüllt sind, als die im geschlossenen Tanzsaal.

Das Eisschießen, das wegen der damit leicht verbundenen Erkältung nur bei solidester Fußbekleidung einwandfrei ist, bildet eine beliebte volkstümliche Übung in den Alpenländern, ähnlich wie in den Marschen an der Nordsee; 7 Anstalten melden eine Beteiligung von 456 Schülern.

Übereinstimmend wird das Rodeln oder Handschlittenfahren aus den verschiedensten Gegenden Österreichs als Wintervergnügen gepriesen, das trotz der kurzen Zeit seines Betriebes bereits „zum beliebtesten Wintersport sich entwickelt hat, dem groß und klein lebhaft huldigt" (St.-G. Linz). Die einladenden Bahnverhältnisse der Umgebung von Reichenberg und die Freigebung der ausgezeichneten Straßen seitens der Gemeindevertretung haben das Ihrige dazu im Riesengebirge beigetragen. „Als ein wahrer Heiltrank zur Erneuerung und Erhöhung des physischen Lebens der Gymnasialjugend" erwies sich dieser frischfröhliche Sport am St.-G. in Wels, dessen Wertschätzung noch immer im Wachsen begriffen ist. „Die Direktion und der Lehrkörper dieses G. ließen sich auch die Mühe nicht verdrießen, die Schüler bei ihrer fröhlichen, die Wirkungen der Leibeserziehung in der Turnhalle so angenehm er-

gänzenden Tätigkeit auf dem Rodelrain zu überwachen und gelegentlich auch selbst Rat und Vorbild zu rationellem Betriebe dieses Sports an die Hand zu geben", sagt Dir. Florian Hintner S. 160, der als geschickter Rodler bereits mehrere Preise bei größeren alpenländischen Wettkämpfen errungen hat. Ähnliche Wirksamkeit entfalten Prof. Bentel in Mödling, Prof. Vetter in Prachatitz; Gablonz G. führte zu diesem Zwecke 17 Ausflüge aus. Das G. in Gmunden weist 99%, die St.-R. in Salzburg 95% Rodler auf.

Ziffermäßige Daten liegen freilich nur vor

im Jahre 1904 von 7 Mittelschulen mit 562 Rodlern,
" " 1906 " 28 " " 3479 "

180 durchschnittlich.

Eine bemerkenswerte Zunahme hat auch das Skilaufen zu verzeichnen, denn

1900 melden 12 Anstalten 201 Skiläufer,
1904 " 33 " 827 " und
1906 " 54 " 1636 "

welche diesen nordischen Sport pflegen und die Schneeschuhe zu einer großen Reihe von Ausflügen im Winter benützten, um die ganz eigenartige Schönheit der Winterlandschaft zu genießen, den Leib abzuhärten, Geist und Gemüt zu erfrischen.

Für die Pflege einer eingehenderen Statistik sprechen auch folgende Daten. Es verzeichnen

15 Anstalten 287 Reiter,
10 " 156 Fechter; in Lemberg V. G. wird die Fechtriege von Prof. Alex. Grzywacki geleitet;
3 " 59 Schützen,
2 " 95 Segler,
2 " 217 Hochtouristen,
2 " 170 Privatturner und je
1 Anstalt 5 Fischer, 5 Automobilfahrer und 63 Amateurphotographen.

An den Gartenarbeiten am Theresianum in Wien nahmen unter Leitung des Prof. Raphael Koller mehrere Schüler der 1. bis 3. Klasse zweimal wöchentlich teil. Drei hübsche Photographien zeigen diese Schüler bei ihren landwirtschaftlichen Arbeiten, die ausführlich im Programm von 1898 geschildert sind. Am b. G. in Tabor beteiligten sich 11 Schüler an solchen Arbeiten.

Vom Handfertigkeitsunterricht, der an vielen Lehrer-Bildungsanstalten einen integrierenden Bestandteil des Lehrplanes bildet, liegt in Bezug auf Mittelschulen nur vom Theresianum in Wien eine Kunde vor, welche besagt, daß bei diesem Unterricht sich ein reger und andauernder Eifer an der Arbeit geltend machte.

Am Schlusse der Arbeit angelangt, bietet sich mit Rücksicht auf die früheren Berichte, wenn auch kein vollkommen befriedigendes, so doch ein erfreuliches Bild stetiger Ausgestaltung dar. Zu diesem Urteile kann aber nur der gelangen, der über die statistischen Ergebnisse mehrerer Jahre verfügt. Die Statistik eines Jahres allein kann

nicht genügen. Namentlich die Teilnahme so vieler Professoren (wovon ja nur wenige genannt erscheinen) an der Förderung der körperlichen Ausbildung der Jugend außerhalb des normalen Turnens, die keine Mühe, Zeit und Opfer scheuten, um ihre Schüler auch außerhalb der Schulbank beim munteren Jugendspiel, bei Ausflügen zu Fuß, auf dem Fahrrad, im Ruderboot oder auf Schneeschuhen genauer kennen zu lernen, läßt erkennen, daß geradezu ein vielverheißender Zug durch das österreichische Schulwesen streicht, das der Referent seit 1891 eingehend beobachtet.

Soll diese in den Jahresberichten angehäufte emsige und liebevolle Arbeit nicht ganz vergeblich geleistet sein, dann ist es hoch an der Zeit, sie den statistischen Gesetzen unterzuordnen. In diesem Falle erst wird ihnen wissenschaftlicher Wert zukommen und starke anregende Kraft innewohnen.

Wien. Max Guttmann.

Paul Natorp, Allgemeine Pädagogik in Leitsätzen zu akademischen Vorlesungen. Marburg 1905, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. IV und 77 SS. 8°. Preis Mk. 1·50.

Die Leitsätze zur „Allgemeinen Pädagogik“ sind aus akademischen Vorträgen hervorgegangen, die der Verf. an der Marburger Universität gehalten hat. Sie bilden eine erweiternde Folge zu den Leitsätzen der „Pädagogischen Psychologie“, die Prof. Natorp aus den für Lehrer im Jahre 1901 zu Marburg gehaltenen wissenschaftlichen Vorträgen herausgehoben hat (Elwertsche Buchhandlung 1901), und zu seinem größeren Werke „Sozialpädagogik“, Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft, 2. Auflage, Stuttgart 1904, bieten sie insoferne die Ergänzung, als die Intellektbildung und die ästhetische Bildung zur Willenserziehung gleichberechtigt hinzutreten, die „Allgemeine Pädagogik“ bringt daher auch eine Behandlung der einzelnen Unterrichtsfächer.

Wir dürfen erwarten, daß die grundlegenden Überzeugungen des Verf. den Plan und die Ausführung der „Allgemeinen Pädagogik“ bestimmen, auch erhalten wir einen systematischen Aufbau der Pädagogik, der umso klarer und durchsichtiger wird, je mehr sich die Leitsätze auf das Wichtige und Notwendige beschränken dürfen. So ist denn Bilden und Erziehen „vornehmlich Wollen — machen; von der Erziehung des Willens hängt die ganze Erziehung ab. Die durchgehende Wechselbeziehung der Begriffe Erziehung und Gemeinschaft ist festzuhalten. Dies will bedeuten die grundsätzliche Anerkennung, daß ebenso die Erziehung des Individuums in jeder Hinsicht durch die Gemeinschaft bedingt ist, wie umgekehrt eine menschliche Gestaltung der Gemeinschaft bedingt ist durch eine ihr gemäße Erziehung der Einzelnen, die an ihr teilnehmen“. — „Bildung durch Arbeit zur Arbeit, durch soziale Organisation zur Teilnahme an ihr, ebenso durch soziale Erziehung zu einer sozial erziehenden Tätigkeit, diese drei Dinge sind unter dem eigentümlichen Gesichtspunkt der bildenden Tätigkeit nur die notwendig zusammen-

gehörigen Glieder eines Organismus, des Organismus der Menschenbildung". — „In ihrer höchsten Entwicklung gedacht, käme sie am nächsten der Erfüllung der Platonischen Forderung einer Durchdringung des ganzen sozialen Lebens mit der höchsten geistigen, sittlichen und ästhetischen Bildung, die es nur in sich aufzunehmen vermag. Die gemeinschaftliche Bildungsarbeit wird dann die selbstverständliche Folge der Gemeinschaft des ganzen Lebens und umgekehrt die stärkste Stütze auch der wirtschaftlichen und politischen Gemeinschaft sein" (S. 25, 31, 33). Wir erhalten hiemit eine zweite Wechselbeziehung; „es ist ein und dasselbe, was wir Kultur nennen, wenn wir es als Gemeinbesitz der auf eine gewisse Höhe der Entwicklung gelangenden Menschheit, Bildung, wenn wir es als geistigen Besitz des Einzelnen ins Auge fassen. Daher ist auch die Gliederung und Einheit des Bildungsinhaltes zu studieren an der Gliederung und Einheit des Kulturinhalts, deren Erforschung die Aufgabe der Philosophie ist". Die Pädagogik setzt die wissenschaftliche Grundlegung voraus; soferne sie Anweisungen für die Praxis des Erziehens und Unterrichtens aufstellt, hat sie es mit dem Zweckbegriffe zu tun, dabei bewahrt sie die strengste Beziehung zur Erfahrung, denn der Zweckbegriff bedeutet nur die Aufgabe der Erfahrung selbst (S. 9, 1, 3).

Die Aufgabe der Bildung und Erziehung umfaßt ein weites Gebiet, liegt in vielseitigen Erwägungen und fordert mannigfache Maßregeln. Die Geisteswissenschaften als Psychologie, Logik, Ästhetik, Ethik haben Anteil an ihrer Begründung; der Bildungsinhalt erstreckt sich auf den Willen ebensogut wie auf den Intellekt, er übermittelt ästhetische wie religiöse Bildung; die vollendete Ansicht der Erziehung ist die soziale, sie ruht in dem Stufengang der bildenden Gemeinschaft, Haus, Schule, Staat, Volk, Menschheit.

Nach diesen allgemeinen Darlegungen des ersten Teiles bringt der zweite Teil der Schrift eine Beschreibung des Bildungsganges in den Hauptzügen: die Bildung der Wahrnehmungswelt in der Kindheit, die Elemente des logischen Prozesses, die Anfänge der Begriffsbildung und die Sprache, Spiel und Arbeit; die Schule führt den Bildungsgang weiter und regelt ihn; die sogenannten höheren Schulen arbeiten auf eine wissenschaftliche Vorbildung hin, sie liegt in der durchgängigen Organisation des Wissens, dem bestimmten Bewußtsein der Einheit und Gliederung der Wissenschaft, dem geschärften methodischen und kritischen Bewußtsein; die Hochschulen dienen der unmittelbaren Vorbildung zu den Berufen, die einer vielseitigeren, reifere geistige Kräfte fordernden und daher in das erwachsene Alter hinüberreichenden Ausbildung bedürfen.

Eine verhältnismäßig ausführliche Behandlung erhält der Unterricht der höheren Schulen, ist doch gerade hier die Verschiedenheit und der Widerstreit der Meinungen in unseren Tagen bedeutend genug. Welchen Beitrag Mathematik und Naturwissenschaft der Bildung leisten, worin der Wert der Muttersprache, der altklassischen und der lebenden neueren Sprachen für den Unterricht liegt, wodurch die sozio-

logisch-historische Bildung angebahnt wird, wie die Organisation der Schule selbst auf den Willen einwirkt und die sittliche Lehre ihn bestimmen kann, welche philosophischen Bestandteile der Unterricht herausarbeitet und was er zur ästhetischen und religiösen Bildung beiträgt, alle diese Dinge erhalten in sachgemäßer Abwägung ihre Stellung und Bedeutung im ganzen angewiesen. Wenn ferner die Aufgabe der „höheren Schulen" im allgemeinen dahin ausgesprochen wird, daß es nicht auf eine einseitige Fachbildung abgesehen sein kann, sondern daß sie vielmehr anstreben müssen, die an eine allgemeine „humane" Bildung im vollen Sinne zu stellenden Anforderungen in den Grenzen des Alters, für welches sie bestimmt sind, zu erfüllen, so wird dem „humanistischen Gymnasium" im besonderen die Anerkennung zu Teil, daß es dieser Zielsetzung im umfassendsten Sinne entspricht. Dieses strebt durch eine intensivere Pflege der sprachlichen und geschichtlichen Fächer neben dem sprachlichen Formbewußtsein und dem logischen Bewußtsein das historische Bewußtsein von den wesentlichen Grundlagen unserer heutigen nationalen Kultur zu wecken, gleichzeitig aber durch die exakten Fächer das auch zu jenem Zwecke nicht entbehrliche Verständnis der Grundbegriffe und Methoden der Naturwissenschaft zu vermitteln, und so zur intellektuellen und sittlichen, damit zugleich auch zur ästhetischen Bildung in der Art den Grund zu legen, daß keines dieser Gebiete von den anderen isoliert bleibt, sondern alle harmonisch ineinander greifen. Sollte dies ganz erreicht werden, so müßte freilich in weit höherem Maße als bisher das Hauptgewicht, statt auf die stoffliche gleichsam peripherische Ausbreitung, auf die Weckung des Bewußtseins der zentral erzeugenden Kräfte fallen, das heißt, der Unterricht müßte eine philosophische Vertiefung von allen Seiten zugleich, von den mathematisch-naturwissenschaftlichen wie von den sprachlichen Fächern aus, wirksam vorbereiten. Eben diese Rücksicht auf die grundbildenden Faktoren entscheidet aber auch für den Vorzug der klassischen Studien. Denn dieser beruht ganz darauf, daß die Kultur des Altertums nicht bloß einen an sich und besonders für unsere Nation bedeutsamen Typus menschheitlicher Kultur, sondern geradezu die Grundlage der gesamten Kultur des Abendlandes darstellt. Die einzige Bedeutung insbesondere der griechischen Kultur liegt darin, daß die erzeugenden Kräfte, aus denen die menschliche Kultur überhaupt, soweit sie sich bis dahin entwickelt hat, hervorgeganen ist und durch die sie fortwährend sich weiter entfaltet, nirgends so rein, so einfach und zugleich so vollzählig zutage liegen und also zur Erkenntnis gebracht werden kann wie in ihr. Und diese einzige Bedeutung der alten Kultur kann ohne die Kenntnis der alten Sprachen wenigstens zu ihrer vollen Geltung nicht gelangen, da die Sprache selbst der unmittelbarste und lebendigste Ausdruck der je erreichten Gesamtkultur ist, da ferner die Einheit von Wort und Sinn, Sprachform und Sachinhalt eine solche ist, daß die Loslösung von der Sprache den Sachgehalt selbst seiner vollen Lebendigkeit und fortzeugenden Kraft beraubt (S. 52).

Auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur ist in unseren Tagen ein reges Schaffen zu bemerken. Die Grenzgebiete mit den verwandten

Wissenschaften werden aufgesucht, die Grundlagen der Erziehung und Bildung dargelegt, die Beziehungen zwischen Theorie und Praxis abgemessen, der Zweck der Schule wird erörtert, die Ziele des Unterrichtes aufgezeigt, an Bemängelungen im einzelnen und an Klagen im großen, an Vorschlägen zur Besserung und an Verteidigung des Bewährten fehlt es nicht: Es wird immer schwieriger, im Wechselvollen das Bleibende zu erkennen, im Schwankenden das Ruhende zu finden, im Gewirre der Meinungen einen deutlichen Weg und ein festes Ziel zu sehen. Natorps Leitsätze zur „Allgemeinen Pädagogik" bieten auf engem Raum und im systematischen Zusammenhange eine Orientierung auf dem vielumstrittenen Boden, sie seien allen, die in diesen Fragen einen Aufschluß suchen, wärmstens empfohlen.

Prag. Dr. Anton Frank.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Felix Holczabek, Deutsche Metrik und Poetik nebst einem Abriß der Literaturgeschichte und einer Sammlung von Beispielen. Ein Hilfsbuch für den Unterricht an Mädchen-Lyzeen, höheren Mädchen-Fortbildungsschulen wie zum Selbstunterrichte. Zweite verbesserte Auflage. Wien 1906, Karl Graeser & Kie. Preis geb. 2 K 60 h.

Die Metrik ist eine gute Arbeit, die den Deutschunterricht in diesem Zweige nur zu fördern geeignet ist. Gut gearbeitet ist auch die Poetik und das Erfreulichste an ihr ist das frische Leben, das aus den oft selbständig gewählten Musterbeispielen quillt. Ob aber eine systematische Poetik mit eigenen Musterbeispielen für die Schule wirklich notwendig ist? Alle Lektüre auf höheren Schulen muß den Schüler auf empirischem Wege mit den Dichtungsarten bekannt machen. Nur das so erworbene Wissen ist bleibendes Gut, und wenn schon das treulose Gedächtnis eine Stütze erhalten soll, so genügen kurze, in einem Anhange des Lesebuches zusammengestellte Unterrichtsergebnisse. Epos und Drama werden bei der Lektüre ohnedies so eingehend besprochen, daß die Kenntnis der Gattung damit unverlöschlich eingeprägt ist. Der Unterricht in der Poetik bedarf sonach an unseren Schulen eines eigenen Hilfsbuches nicht. Und Wegweiser in der deutschen Literatur, die auch für Mädchenlyzeen geeignet sind, gibt es schon genug. Ihr Wert kann überhaupt nur darin bestehen, daß sie dem Schüler die Übersicht erleichtern und das Vergessene rasch auffrischen helfen, wenn das Lesebuch nicht mehr zur Hand sein sollte. Denn im Mittelpunkte des Deutschunterrichtes steht die Lektüre und von ihr aus erhebt sich der Unterricht zur literargeschichtlichen Betrachtung des Dichters, seiner Zeitgenossen und ihrer Werke. Jedes gute Lesebuch trägt diesem Unterrichtsgange Rechnung und wird dem Schüler ein vertrauterer Führer sein als eine dem lebendigen Unterrichte fernerstehende Zusammenstellung von Namen und Jahreszahlen.

Wenn doch ein Lehrer von seinen Schülerinnen um Bekanntgabe eines Hilfsbuches angegangen würde, so könnte er ihnen Holczabeks Hilfsbuch neben anderen darum empfehlen, weil es bei hübscher Ausstattung und billigem Preise eine gute Orientierung in drei Zweigen unseres Deutschunterrichtes bietet.

Wien. Ferdinand Holzner.



M. G. Schmidt, Geschichte des Welthandels (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 118. Bändchen). Leipzig und Berlin, B. G. Teubnersche Verlagsbuchhandlung 1906.

Daß man die Geschichte des Welthandels auf dem engen Raum von 140 Seiten eingehend behandeln kann, wird wohl niemand behaupten. Es handelte sich demnach hier um eine zweckentsprechende Auswahl aus dem ungeheuer weitschichtigen Material und um eine dem heutigen Stand der Wissenschaft entsprechende Darstellung; man muß sagen, daß es dem Verf. nach beiden Seiten hin gelungen ist, diesen Ansprüchen gerecht zu werden. Der Verf. schildert in sieben Abschnitten 1. die Handelsbeziehungen der ältesten Kulturvölker und den Großverkehr der Phönizier, 2. das griechisch-römische Zeitalter, 3. Konstantinopel und der Islam als die Träger des Verkehres zwischen Abendland und Morgenland, 4. die Blüte des mittelalterlichen Handels seit den Kreuzzügen, 5. den durch die Entdeckungen der Portugiesen und Spanier herbeigeführten Umschwung im Welthandel, 6. das Zeitalter der holländisch-englisch-französischen Kämpfe um die See- und Handelsherrschaft und 7. die Ära der Dampfmaschine. Im letzten Abschnitt verdienen die Worte über den modernen Seeverkehr, die Handelsentwicklung in England und Frankreich, endlich der deutsche Handel in der Gegenwart besondere Beachtung.

Graz. J. Loserth.

Dr. Ernst Leher, Das Wasser und seine Verwendung in Industrie und Gewerbe. Mit 15 Abbildungen. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1905. Sammlung Göschen. 261. Bändchen. 124 SS.

Nach einer Einleitung über die chemischen und physikalischen Eigenschaften des Wassers, sein Vorkommen in der Natur und seine Untersuchung wird in je einem größeren Abschnitt behandelt „Das Wasser in der Technologie (Trink- und Grundwasser, Kesselspeisewasser, Wasser für spezielle Zwecke)“ sowie „Die Wasserversorgung und Abwässer“. Daran schließen sich in einem Anhange Betrachtungen über „Mineralwässer und ihre fabriksmäßige Darstellung“, „Eis und Eisbereitung“, „Kältemischungen“ und „Eismaschinen“. Das Büchlein ist nach Form und Inhalt gleich lobenswert. Die hochinteressante Materie wird durch 15 ausgewählte Abbildungen dem Verständnis noch näher gerückt, als dies durch den sehr sachgemäßen, ab und zu aber etwas knappen Text ohnehin schon geschieht.

Wien. Joh. A. Kail.

Otto Kleinschmidt, Nistplätze und Nistkästchen für Vögel. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1906.

Die Abteilung für Tier- und Pflanzenschutz der Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften in Gera hat zu ihrer fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier von dem Ornithologen Otto Kleinschmidt, die angeführte Broschüre für Schule und Haus ausarbeiten lassen. Der mit der Verlagsbuchhandlung vereinbarte billige Preis von 5 Mark für 100 Büchlein, von denen jedes mit 11 Abbildungen geschmückt ist, soll eine Massenverbreitung in allen Schichten des Volkes ermöglichen.

Wien. H. Vieltorf.



Programmenschau.

16. **K. Queiss, Die Landteilungen zwischen den Römern und Germanen in den Reichen der Westgoten, Vandalen, Ostgoten und Langobarden.** Progr. der k. k. Franz Joseph-Realschule in Wien 1904. 31 SS.

Der Verf. der vorliegenden Untersuchung hat sich eine schwierige Frage vorgelegt, deren Beantwortung aber für die Aufhellung mancher Vorgänge der Völkerwanderung sehr förderlich sein kann. Allerdings ist ein völlig sicheres Resultat bei der Mangelhaftigkeit der Quellen in Hinsicht des gewählten Themas kaum zu erlangen, aber es ist immerhin verdienstlich, die Betrachtung einer Reihe von komplizierten Erscheinungen unter einem bestimmten Gesichtspunkt vorzunehmen und wenigstens für ein genau abgegrenztes Gebiet durchzuführen. Die Art, wie die in das Römerreich eindringenden Germanen sich mit den Besiegten zu einer Landteilung einigten, wird an der Geschichte der Wanderungen der Westgoten, Vandalen, Ostgoten und Longobarden eingehend und mit umsichtiger Würdigung aller hiefür maßgebenden Umstände dargelegt. Der Verf. gewinnt eine richtige Grundlage für die Behandlung der Frage, indem er (mit Gaupp) die zwischen den Römern und den eindringenden Germanen stattfindenden Landteilungen auf das schon lange vor dieser Zeit herrschende Verhältnis der *hospitalitas* zurückführt: bei länger dauernder Einquartierung hatten die römischen Soldaten Anspruch auf die Tertia, den dritten Teil des Grundbesitzes, der zu dem Hause gehörte, in welchem sie einquartiert waren. Diese Forderung übernahmen die germanischen Völker einerseits auf ihren Wanderungen durch das Reich, anderseits ist damit vielfach der Grund zu ihrer dauernden Niederlassung gelegt worden. Die Westgoten freilich erhoben, als sie feste Wohnsitze inne hatten, auf zwei Drittel des Grundbesitzes Anspruch, während sie den Römern nur ein Drittel überließen; aber die Quellen fließen hier sehr spärlich und für die vorhergehenden Wanderungen dieses Volkes läßt sich die Art der Landteilung überhaupt nicht nachweisen. Ebenso wenig ist darüber bei den Vandalen vor ihrer Niederlassung in Afrika etwas zu ersehen. Hier aber findet im Gegensatz zu den Westgoten nicht eine friedliche Vereinbarung mit den Römern, sondern eine gewaltsame Besitznahme des Landes statt. In gleicher Weise läßt sich das Verhältnis der Ostgoten zu den Römern erst von dem Zeitpunkt an etwas klarer erkennen, als diese endlich in Italien seßhaft wurden. Ihre Lage bietet Eigenartiges darin, daß die Bevölkerung, die sie hier vorfanden, aus Römern und Germanen bestand und daß eine formelle Abhängigkeit vom oströmischen Reiche immer aufrecht erhalten blieb. Hier ist auch die Teilung etwas schwieriger gewesen. Während sich Theodorich geradeso wie Odoaker für seine Krieger mit nur einem Drittel begnügte, fanden zu Gunsten des Königs und anderer Angehörigen seines Hauses weitgehende Ausnahmen statt; auch waren die gotischen Ansiedler in sehr ungleicher Dichtigkeit über Italien verbreitet.

Zum Schluß betrachtet der Verf. die Landteilungen, die von den Langobarden ausgingen, auch erst von ihrem Vordringen nach Italien an. Ihr Vorgehen entspricht dem der Vandalen, indem auch sie offen als Eroberer auftreten, während die Goten doch den Schein der Bundesgenossenschaft wahren. Welche Rechtsverhältnisse die Langobarden begründeten, sucht der Verf. aus einer nicht ganz klaren Stelle des *Paulus Diaconus* zu ermitteln. Der ganze römische Grund und Boden ging in das Eigentum der Langobarden über und die bisherigen Besitzer verwandelten sich in zinspflichtige, an die Scholle gebundene Kolonen, die den dritten Teil des Feldertrages abzuliefern hatten, so daß also diese Festsetzung bei aller Schärfe der Form doch große Milde in der Durchführung aufweist.

Der Verf. hat die in Betracht kommenden Quellen voll ausgewertet und die vorhandene Literatur, wenngleich zum Teil auch veraltete, sorgfaltig benützt. Trotz kleiner Ausstellungen, die in sachlicher Hinsicht zu machen wären, muß die Arbeit als ein schätzenswerter Beitrag zu einer klareren Auffassung der Geschichte der Völkerwanderung willkommen geheißen werden.

Prag. Dr. A. Stein.

---

17. Dr. Emil Stern, Grillparzers Ansichten über Sprache und Stil. Progr. der k. k. Staats-Realschule im I. Bezirke Wiens 1903/4. 17 SS.

Der Aufsatz bringt mehr als die Überschrift ankündigt: nicht nur die Ansichten Grillparzers über Sprache und Stil sind aus den Werken gesammelt und in gute Ordnung gebracht, sondern auch eine Reihe von Eigenheiten seiner Schreibweise selbst herausgehoben, belegt und für sie eine Begründung gesucht, so daß mit dem, was schon vorliegt, namentlich des verstorbenen Tomanetz Arbeiten, über diese wichtige Seite der schriftstellerischen Eigenart des Dichters nicht mehr viel nachzuholen ist. S. 10 bringt die Zusammenstellung: „Gr. ist auf stilistischem Gebiet Naturalist. Der Ausdruck stellt sich nach seiner Meinung immer ein, wenn der entsprechende Gedanke vorhanden ist. Höchstens ein gewisses Streben nach Lebhaftigkeit haben wir in seiner stilistischen Praxis wahrnehmen können. Diese selbst aber ist stark beeinflußt durch die Ausdrucksform, die ihn seiner Lebensstellung gemäß am nächsten liegt, durch die Sprache der Kanzlei". Was die beiden ersten Sätze sagen — es bezieht sich sowohl auf Gr.s Schreibweise selbst wie auf seine Ansichten über die Handhabung der Sprache — gilt aber doch mehr für seine erste Dichterperiode. Wie aus dem Dichter der Inspiration schon vom Vließ an ein Dichter der Reflexion wurde, so überläßt er fortan auch die Sprachgestaltung durchaus nicht mehr jener allein. Die Wochen, in denen wie im Fieberzustand die ersten Werke entstanden, wurden zu Monaten und Jahren und das brachte ein Suchen bei der Sprachgebung von selbst mit sich. Die berechnende und lauernde Vorsicht, mit der der Kampf zwischen Lybussa und Primislav geführt wird, gebot sogar die wählerischeste Überlegung von Satz zu Satz und Wort zu Wort. Und solches blieb nicht ohne Nachwirkung auch für die folgenden Werke. Ein Sprachkünstler, der bewußt an seinem Stil arbeitete und durch die bloße Formgebung wirken wollte, wurde er allerdings nie. — Bei allen jenen Ansichten und Beobachtungen ist überhaupt zu unterscheiden, in welche Zeit sie fallen, ob in jene Frühperiode oder in die spätere. Wenn Gr. Poesie, d. h. poetische Sprache und Prosa einander so scharf gegenüberstellt (das Gedicht „Die Schwestern" bringt den Standpunkt in stärkster Form), als seien sie zwei Welten, die keine Berührung miteinander haben, so hören wir daraus den Dichter der Ahnfrau und der Sappho, der auf den gleichzeitigen Verfasser amtlicher Berichte mit ihrer vorschriftsmäßigen, sachlichen Nüchternheit blickt. — Die S. 13 herangezogenen Bemerkungen über die Bildlichkeit der Sprache und die Wirkungen derartiger Stellen auf ihn bringen neue Belege für die ungeheure Macht jener Anschaulichkeit, die ihn vornehmlich zum großen Dramatiker machte. — Daß die von Wilhelm von Humboldt in Fluß gebrachten neuen Ansichten über das Wesen der Sprache Gr. nicht fremd geblieben waren, sehen wir aus S. 10. — Angenehm berührt, daß der Verfasser den Terminus „innere Sprachform" richtig verwendet.

Wien. A. Lichtenheld.

---

18. Dr. Jos. Tominšek, Der Dialekt in Wotschna und dessen Deklination (Narečje v Bočni in njega sklanjatev). Progr. des k. k. Kaiser Franz Joseph-Gymn. in Krainburg 1903. 27 SS.

Wotschna, eine Ortschaft mit etwa 700 Einwohnern, in der Nähe des Marktes Oberburg im südwestlichen Winkel der Steiermark, liegt abgeschlossen am nördlichen Abhange der Menina-Alpe im sogenannten Driettale, das in das obere Sanntal ausläuft. In dieser Gegend treffen die Berührungspunkte dreier slovenischer Dialekte zusammen, entsprechend den Landesgrenzen von Krain, Kärnten und Steiermark, die unweit von dort zusammenstoßen. Der Dialekt in und um Wotschna herum war bisher auf einige Kleinigkeiten ganz unbekannt. Um so interessanter ist es, in der vorliegenden Abhandlung einen Dialekt kennen zu lernen, der in einer vom Gebirge eingeengten, von der Welt stark abgeschlossenen Gegend gesprochen wird. Dieser Dialekt bildet ein Verbindungsglied in der Kette der dialektischen Erscheinungen, wie man sie vom Sanntal aus einerseits nach Oberkrain, anderseits in das Jauntal in Kärnten verfolgt. Ein besonderes Merkmal des Wotschnadialektes besteht darin, daß fast durchgehends nur die vorletzte Silbe im Worte betont wird, daß also der Accent regelmäßig auf einer und derselben Silbe bleibt. Betonungen auf der letzten Silbe sind selten und Formen wie *medú, vodó* usw. ganz unbekannt. Die Haupteigentümlichkeit des Dialektes finden wir darin, daß in demselben zwei Halbvokale, ein weicher und ein harter, scharf unterschieden werden. Durch die hier beobachtete Erscheinung wird die bisherige Behauptung, daß das Slovenische nur einen und zwar den harten Halbvokal besitze, widerlegt. Überhaupt spielen in diesem Dialekte, wie man aus der vorliegenden Abhandlung schon zur Genüge ersehen kann, die beiden Halbvokale (*ŭ* und *ĭ*) eine große Rolle und in dieser Beziehung ist diese Mundart mit dem Kärntnerdialekt im Jaun- und Rosental zu vergleichen. Besonders die Endvokale der einzelnen Kasusendungen sind zu Halbvokalen abgeschwächt, eine lautliche Erscheinung, die sicherlich der durchgehenden Betonung auf der Pänultima zuzuschreiben ist.

Die Abhandlung besteht aus zwei Teilen. Zuerst werden kurz die bisherigen Arbeiten auf dem Gebiete der slovenischen Dialektforschung erwähnt und in ihrer Bedeutung gewürdigt. Hierauf folgen einige allgemeine Bemerkungen über die Betonung, über die beiden Halbvokale und über die Aussprache der Liquiden *l, r, n*, wobei erwähnt wird, daß sich noch in *modliti, modlitev* (statt des gewöhnlichen *moliti, molitev*) die Gruppe *dl* erhalten hat, wie sie heute noch im Čechischen und im Gailtalerdialekt in Kärnten gesprochen wird. Der zweite, größere Teil der Abhandlung enthält die Deklination der männlichen, weiblichen und sächlichen Substantivstämme und die Überreste der *u*- und der konsonantischen Stämme. Mit der Deklination der Pronomina und des Adjektivs schließt die Abhandlung. Die Lautlehre und die Konjugation des Verbums sind noch ausständig. Bei der Deklination vermissen wir die Aufstellung von Paradigmen der einzelnen Stämme, wie dies beim Pronomen geschehen ist. Ferner möge der Verf. bei der weiteren Behandlung dieses Dialektes das Wortmaterial möglichst vollständig anführen, damit sich der Leser auf Grund des reichlichen Sprachmateriales sein eigenes Urteil bilden könne. Diese tüchtige Abhandlung sei jedem, der sich mit dem Studium der slovenischen Dialekte befaßt, aufs wärmste empfohlen und wir sehen mit Freude der Bearbeitung der Konjugation und der Lautlehre entgegen.

Klagenfurt. Dr. J. Sket.

19. **Franz v. Hemmelmayr, Über die Natur der chemischen Elemente und ihre gegenseitige Umwandelbarkeit.** Progr. der steiermärk. Landes-Oberrealschule in Graz 1904. $1^1/_2$ SS.

Der kleine hübsche Aufsatz schließt sich inhaltlich ganz an den vorausgehenden größeren an.

Nach der Ansicht von Elster und Geitel sind die radioaktiven Stoffe „mit den Molekülen unstabiler Verbindungen zu vergleichen, die unter Energieverlust in stabilere Formen übergehen". Verf. glaubt, daß die Entdeckung Ramsays (Umwandlung von Radium in Helium) eine Bestätigung für diese Ansicht sei, „indem das energiereiche Radium durch Energieverlust in das energieärmere Helium übergeht". Verf. nimmt noch weitergehend an, „daß alle Materie einstens radioaktiv war, und daß unsere heutigen Elemente gar nichts anderes vorstellen als verschiedene stabile Formen der einstigen Materie". Es entzieht sich vorläufig der Erkenntnis, warum bei einer allmählichen oder einer stufenweisen Umwandlung nicht ein einziges, sondern viele Elemente entstanden sind. Verf. meint, es sei „gar nicht ausgeschlossen, daß sich gegenwärtig noch größere Mengen radioaktiver Stoffe auf der Erde vorfinden". „Jedenfalls haben sich die Reste solcher Stoffe, die in neuester Zeit auf der Erdoberfläche gefunden wurden, unter für ihre Erhaltung besonders günstigen Bedingungen gefunden". „An eine Umwandlung unserer nicht radioaktiven Elemente ist" — nach der Ansicht des Verf. — „erst dann zu denken, wenn es gelingt, Bedingungen herzustellen, unter denen sie wieder radioaktiv werden".

„Damit dann aus einem Element ein neues wird, wäre es nur nötig, die Energieabgabe derart zu lenken, daß sie einen anderen Endzustand erzeugt als den bei der ursprünglichen Bildung des betreffenden Elementes".

Wien. Joh. A. Kail.

Eingesendet.

Die *Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten* wird ihren diesjährigen Kongreß, den dritten seit ihrer Begründung, am 24. und 25. Mai in Mannheim abhalten.

Als einziges Verhandlungsthema wird die Frage der sexuellen Pädagogik eingehend erörtert werden. Nach der vorläufigen Tagesordnung sollen folgende Spezialreferate erstattet werden: Die Aufgabe der Mutter, des Hauses, der Volksschule. — Sexuelle Aufklärung in höheren Schulen, für Abiturienten, Seminaristen, Fortbildungsschulen, auf dem Lande. — Jugendliteratur. — Sexuelle Diätetik. — Hervorragende Mediziner und Pädagogen haben die Referate übernommen.

Die diesjährigen Ferienkurse in Marburg mit Vorlesungen und Übungen in deutscher, englischer und französischer Sprache finden voraussichtlich vom 8. bis 26. Juli und vom 5. bis 23. August statt und werden aus zwei Teilen von je dreiwöchentlicher Dauer bestehen.

Alle auf die Kurse bezüglichen Anfragen sowie Anmeldungen sind zu richten an das Sekretariat der Marburger Ferienkurse, Villa Cranston, Marburg a. d. Lahn.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Urkunden dramatischer Aufführungen in Athen[1]).

Seit kurzem liegt uns in Adolf Wilhelms Buch, dessen Titel die obige Überschrift wiederholt[2]), eine Neubearbeitung der für die Geschichte des Dramas so überaus wichtigen athenischen Inschriftsteine vor, die zum größten Teile 1877 bei den Ausgrabungen am Südabhang der Burg, zum kleineren Teil früher und später auf der Akropolis und anderwärts zerstreut aufgefunden und zuletzt von U. Köhler im zweiten Band des attischen Inschriften-Corpus, IG. II 971—977 (dazu II 5, S. 218 f.) zusammenfassend herausgegeben worden waren. Die neue Bearbeitung Wilhelms — von der nicht erst ausdrücklich gesagt zu werden braucht, daß sie den höchsten Anforderungen epigraphischer Technik und Akribie entspricht — bringt nicht nur eine große Anzahl neuer Bruchstücke, sie ist fast noch bedeutsamer durch die Fülle von Berichtigungen und Ergänzungen zu den bisher bekannten Stücken. Durch einen entsagungsvollen Aufwand von Fleiß und Geduld, durch immer wieder erneute Prüfung und Beobachtung aller Merkmale der Steine und der Schrift ist es Wilhelm gelungen, für zahlreiche bisher nicht bestimmbare Bruchstücke und fast hoffnungslos verstümmelte Splitter die richtige Stelle innerhalb der zugehörigen Inschriftkomplexe nachzuweisen und so vielfach eine neue Grundlage für die formale Rekonstruktion der Inschriften und damit auch für die Verwertung ihres Inhalts zu gewinnen.

---

[1]) Der nachfolgende Aufsatz gibt in erweiterter Form den Inhalt eines Vortrages wieder, den ich im November 1906 im Eranos Vindobonensis gehalten habe. Eine genauere Darlegung der hier vorgetragenen Ergebnisse mit den nötigen zeichnerischen Rekonstruktionen gedenke ich demnächst in einer besonderen Schrift zu veröffentlichen.

[2]) Urkunden dramatischer Aufführungen in Athen. Mit einem Beitrage von Georg Kaibel herausgegeben von Adolf Wilhelm (Sonderschriften des österr. archäolog. Institutes in Wien, Band VI). A. Hölder, Wien 1906.

Es sind bekanntlich drei große Inschriften — wahre Denksteine der griechischen Literaturgeschichte —, auf die sich die in Rede stehenden Bruchstücke theatergeschichtlichen Inhaltes verteilen.

Die erste, IG. II 971 (Wilhelm S. 6 f.), gab für jedes einzelne Jahr — vom Anfang des V. Jahrhunderts bis ins letzte Viertel des IV. — die Liste der Sieger an den städtischen Dionysien nach folgendem durch die Liste des Jahres 459/8 veranschaulichten Schema[1]):

Ἐπὶ Φιλοκλέους
Οἰνηὶς παίδων
Δημόδοκος ἐχορήγει
Ἱπποθωντὶς ἀνδρῶν
Εὐκτήμων Ἐλευ(σίνιος) ἐχορή(γει)
κωμῳδῶν
Εὐρυκλείδης ἐχορήγει
Εὐφρόνιος ἐδίδασκε
τραγῳδῶν
Ξενοκλῆς Ἀφιδνα(ῖος) ἐχορή(γει)
Αἰσχύλος ἐδίδασκεν

Entsprechend der Aufeinanderfolge der Aufführungen wird hier an erster Stelle die mit dem Knabenchor siegreiche Phyle nebst ihrem Choregen, dann Phyle und Chorege des Männerchors, hierauf Chorege und Dichter der siegreichen Komödie, endlich Chorege und Dichter der siegreichen tragischen Tetralogie genannt, wozu an letzter Stelle seit der Einführung eines gesonderten Richterspruches über die tragischen Schauspieler noch der Name des siegreichen Protagonisten kommt. Die Inschrift gibt also einen Bericht über die alljährlich in den verschiedenen Arten der Wettkämpfe an den Dionysien errungenen Siege. Es sind daher alle an den Siegespreisen beteiligten Personen, aber auch nur diese verzeichnet, und es ist für den amtlichen — fast möchte man sagen bureaukratischen — Charakter dieser 'Jahreslisten' charakteristisch, daß bei den dithyrambischen Chören Phyle und Chorege genannt sind (die den Chor stellen und ausrüsten), nicht aber der Dichter-Komponist, der eben als 'gemieteter' Lehrer des Chors keinen offiziellen Anteil an dem staatlichen Siegespreis hat. Bei Tragödien und Komödien dagegen, wo die Chöre nicht selbständige, auf die Phylenteilung gegründete Einheiten darstellen, sondern jeweilig vom Choregen zusammengebracht werden, sind neben den Choregen die Dichter genannt, die in ältester Zeit wohl selbst die Chöre ausgerüstet haben und auch späterhin offiziell am Agon beteiligt waren, da sie von Staats wegen den Chor, d. h. den Choregen zugewiesen erhielten.

---

[1]) Es ist das Jahr, in dem Aischylos die Orestie zur Aufführung brachte. In der Hypothesis zum 'Agamemnon' ist auch der Name des Choregen Xenokles von Aphidna überliefert.

Die zweite Inschrift, IG. II 972—975 und 974 *b* (Wilhelm S. 35 f.), überlieferte chronologische Verzeichnisse der jährlichen skenischen Aufführungen in vier gesonderten Listen: Tragödien und Komödien der Dionysien, Komödien und Tragödien der Lenäen. Für jedes Jahr werden die einzelnen Dichter, die an dem betreffenden Feste aufgeführt hatten, nebst den Titeln ihrer Stücke in der Rangfolge aufgezählt, die durch das Urteil der Preisrichter gelegentlich der Aufführung festgestellt worden war. Dadurch, daß für die Anordnung der Dichter nicht die zeitliche Reihenfolge des jeweiligen Spielplanes beibehalten ist, unterscheiden sich also diese Listen, die wir nach antikem Sprachgebrauch als Didaskalien bezeichnen, von den eigentlichen 'Spielprogrammen', mit denen sie im übrigen gleichen Inhalt haben. Bei jedem Stücke ist der Protagonist genannt, bei jenen Agonen, bei denen für die Leistungen der Schauspieler ein besonderer Siegespreis ausgesetzt war, steht am Schlusse der Jahresliste der Name des siegreichen Schauspielers. In der Zeit, in der die Wiederaufführung älterer Dramen üblich war, werden vor dem Verzeichnisse der neuen Tragödien auch noch Titel und Schauspieler des 'alten' Stückes genannt. Als Beispiel setze ich die Tragödienliste der Dionysien vom J. 340 IG. II 973 (Wilhelm S. 39) her[1]):

'Επὶ Νικομάχου σατυρι(κῷ)
Τιμοκλῆς Λυκούργῳ
παλαιᾷ: Νεοπτόλεμος
Ὀρέστῃ Εὐριπίδου
ποη(ταί): 'Αστυδάμας
Παρθενοπαίῳ ὑπε(κρίνετο) Θετταλός
[Λυκά]ονι ὑπε: Νεοπτόλεμος
...οκλῆς δεύ: Φρίξῳ
[ὑπε:] Θετταλός
[Οἰδί]ποδι ὑπε: Νεοπτόλεμος
[Εὐάρ]ετος τρί
['Αλκ]μέωνι ὑπε: Θετταλός
...λῃι: ὑπε: Νεοπτόλεμος
[ὑπο(κριτής): Θ]ετταλὸς ἐνίκα.

---

[1]) Das Satyrspiel wird hier an die Spitze der Liste gestellt, da es im J. 340 offenbar schon als selbständige Aufführung außerhalb des Agons stand. Wenn hierauf drei Dichter mit nur je zwei Tragödien verzeichnet werden (nicht mit je drei Tragödien, wie in der Liste des vorausgehenden Jahres), so mag diese Reduktion der Tragödienzahl im J. 340 durch zufällige Umstände verschuldet worden sein — etwa dadurch, daß der für die dritten Stücke gemietete Protagonist kontraktbrüchig geworden war. Fälle derartigen Kontraktbruches sind uns zufällig gerade für Athenodoros, der im J. 341 neben Neoptolemos und Thettalos als dritter Protagonist aufgetreten war, sowie für seinen Zeitgenossen Aristodemos literarisch bezeugt (Plut. Alex. 29, Aeschin. II 19).

Bruchstücke gleichartiger Listen sind uns auch aus dem Verzeichnisse der Tragödienaufführungen an den Lenäen und der Komödienaufführungen an Dionysien und Lenäen noch erhalten. Auf Grund von sicheren Kombinationen, auf die ich späterhin noch zu sprechen komme, läßt sich feststellen, daß die Inschrift, zu der diese Fragmente gehören, die dionysischen Didaskalien von über 350 Jahren, die lenäischen Didaskalien von über 150 Jahren umfaßte, also die gewaltige Ausdehnung von 8—9000 Zeilen gehabt hat, von denen freilich nicht einmal 200 Zeilen erhalten sind.

Die dritte der 'theatergeschichtlichen' Inschriften endlich, IG. II 977 (Wilhelm S. 89 f.), bietet nichts anderes als chronologisch geordnete Namenslisten der dramatischen Sieger in zwei Hauptabteilungen für Dionysien und Lenäen mit besonderen Unterabteilungen für Tragödiendichter und für tragische Schauspieler, für Komödiendichter und für komische Schauspieler. In Spalten von je 17 Zeilen sind die Sieger in der Reihenfolge, in der ein jeder seinen ersten Sieg an dem betreffenden Feste gewonnen hatte, verzeichnet und jedem Namen die Zahl der von dem betreffenden Dichter an dem gleichen Feste errungenen Siege beigefügt. Als Beispiel mögen die acht Zeilen dienen, die in der Dionysienliste der Tragödiendichter das Ende der ersten Spalte bildeten (Frgm. *a*, W. S. 101) und trotz starker Verstümmelung sich noch sicher ergänzen lassen:

[*Αἰ*]*σχύ*[*λος* —]
Εὐ]*έτης* |
Πο]*λυφράσμ*[*ων* —]
Νόθ]*ιππος* |
Σοφ]*οκλῆς* ΔΓ|||
Μέλη]*τος* ||
'Αριστί]*ας* . . .

Im engen Raum einer einzigen Spalte sind also hier oft die Siege von 60 und mehr Jahren zusammengefaßt. Wie die 'Didaskalien', so reichten auch diese Listen von der Frühzeit der skenischen Wettkämpfe bis über die Mitte des II. Jahrh. v. Chr. herab.

Wären uns diese drei Inschriftenkomplexe, die 'Jahreslisten der dionysischen Siege', die 'Didaskalien' und der 'Siegerkatalog' in ihrer Gesamtheit erhalten, sie würden für Alt-Athen ein Theaterarchiv von einer Vollständigkeit und Reichhaltigkeit darstellen, wie wir es von keinem anderen Theater für eine annähernd gleich lange Zeitperiode besitzen. Aber auch die geringen Bruchteile, die uns davon erhalten sind, haben uns, da die Reste der drei Inschriften sich wechselseitig ergänzen, grundlegende Tatsachen für die Geschichte des Dramas und wichtige Einzelheiten für die Organisation der Aufführungen kennen gelehrt, von denen uns kein literarisches Zeugnis Kunde gegeben hatte.

Die hauptsächlichsten literargeschichtlichen Ergebnisse haben bereits Th. Bergk (Rhein. Museum 34, 292 f.) und U. Köhler (Athen. Mitteil. III 104 f., 229 f.) in ihren ersten Untersuchungen ausgeschöpft; sie sind schon Eigentum der Literaturgeschichte geworden. Weitere Beiträge zum Verständnis der Inschriften haben Lipsius, Dittenberger, Oehmichen u. a. geliefert. In den letzten Jahren hat vor allen der Amerikaner Edward Capps sich in einer Reihe kleinerer Untersuchungen (verzeichnet bei Wilhelm S. 4) erfolgreich mit den Bruchstücken IG. II 971, 972, 977 beschäftigt. Mit seinen Arbeiten berührt sich vielfach eine scharfsinnige Studie, die Kaibel noch kurz vor seinem Tode 1901 den 'Siegerlisten' gewidmet hat; sie ist leider erst jetzt nach fünf Jahren in Wilhelms Buch S. 167 veröffentlicht worden, in einem Zeitpunkte, da sie schon durch neue Funde und Arbeiten anderer vielfach überholt war. Wilhelm selbst hat wohl eben mit Rücksicht auf jene Untersuchung Kaibels, mit dem er sich zu gemeinsamer Arbeit verbunden hatte, von einer zusammenfassenden Darstellung der Geschichte der Wettkämpfe, wie die 'Urkunden der dramatischen Aufführungen' sie uns kennen lehren, Abstand genommen.

Es sind aber so viel neue Einzelfakten eben durch Wilhelms neue Bearbeitung erschlossen worden, daß man sich der Aufgabe nicht wird entschlagen können, sowohl für die skenischen Wettkämpfe selbst, wie für die antike Überlieferung über diese Agone jetzt von Neuem die Summe unserer Kenntnisse zu ziehen. Ohne diese Aufgabe in ihrem ganzen Umfange erschöpfen zu wollen, will ich doch versuchen hier die wichtigsten Tatsachen herauszuheben, die sich aus dem teils neu gefundenen, teils neu gewerteten Material gewinnen lassen. Indem ich dabei hauptsächlich die Probleme ins Auge fassen werde, die mit der Form und Disposition jener großen Inschriftendenkmäler verbunden sind, werden wir von selbst zur Behandlung einiger für die Geschichte der Agone wichtigen Fragen übergeleitet werden.

Wir werden auch hiebei wieder unsere Betrachtung am besten mit den vorher an erster Stelle genannten „Jahreslisten der Dionysien-Siege" IG. II 971 beginnen, über die wir seit ihrer Bearbeitung im zweiten und vierten Band der attischen Inschriften besonders viel Neues zugelernt haben. Zu den schon früher bekannten Bruchstücken hat Wilhelm ein kleines, aber durch Zusammenfügung mit einem anderen Stück sehr aufschlußreiches Fragment (*g* S. 27) hinzugefügt, nachträglich ist dazu noch das bisher nur durch eine interpolierte Abschrift von Pittakis bekannt gewesene Bruchstück *d* (W. S. 22) in Athen wieder aufgefunden und durch Wilhelm im Anzeiger der Wiener Akademie der Wissenschaften 1906, S. 77 veröffentlicht worden. Diese beiden Stücke haben ein besonderes Interesse dadurch, daß uns darin Vermerke über die Wiederaufführung älterer Stücke überliefert werden; an der Spitze der Jahresliste von 386 auf Fragment *d* lesen wir:

παλαιὸν δρᾶμα πρῶτον παρεδίδαξαν οἱ τραγῳδοί, an der Spitze der Liste von 339 auf Fragment *g*: *παλαιὸν δρᾶμα παρεδίδαξαν οἱ κωμῳδοί.* Darin wird man nicht einen Hinweis auf eine einmalige gelegentliche Aufführung alter Stücke erkennen dürfen (Wilhelm S. 29), sondern einen Vermerk über die erstmalige Durchführung einer von da ab ständigen Einrichtung. Diese selben Fragmente haben auch die schon von Kaibel, Wilhelm und Capps durch Rechnung erschlossene Tatsache bestätigt, daß die Inschrift in Spalten von je 140 (141) Zeilen geschrieben war. Das ist deshalb wichtig, weil sich dadurch für mehrere andere Fragmente die Stelle innerhalb des Inschriftenkomplexes und damit auch der Zeitpunkt, auf den sich die betreffenden Angaben der Inschrift beziehen, feststellen ließ. So hat sich für den Agon der tragischen Schauspieler das Jahr 449 als Anfangstermin erschließen[1]) und die erste Jahresliste von Fragment *a*, in der Aischylos und Magnes als Sieger erscheinen, dem Jahre 472 (also den Dionysien, an denen die 'Perser' aufgeführt wurden) zuweisen lassen (Wilhelm S. 7, Kaibel S. 172). Auf Grund dieser Erkenntnis läßt sich endlich auch der Frage nach dem Anfangs- und Endpunkt der Inschrift näher treten.

Von der Überschrift, die einst über den Anfangstermin des Verzeichnisses Aufschluß gab, sind uns auf Fragm. *a* (das die linke obere Ecke eines Blockes bildete) nur noch einige Worte erhalten ... *ον κῶμοι ἦσαν τω* ...., was Wilhelm S. 13 im Anschlusse an frühere Vorschläge in der Hauptsache gewiß richtig so ergänzt: [*ἀπὸ τοῦ δεῖνα ἄρχοντος ἐφ' οὗ πρῶτ*]*ον κῶμοι ἦσαν τῷ* [*Διονύσῳ ἐν ἄστει οἵδε νενικήκασιν*], wobei natürlich die Fassung des Schlußsatzes, der noch weitere Zusätze enthalten konnte, ungewiß bleibt. Mit jenem Jahre also, in dem zuerst *κῶμοι* stattgefunden haben, hob die Reihe der Jahreslisten an, von denen eine beträchtliche Anzahl, weit über 472 v. Chr. hinaufreichend, auf dem links an Fragment *a* anstoßendem Block vorausgesetzt werden muß.

Aber welcher Art waren diese *κῶμοι*? Wilhelm S. 12 (vgl. S. 243) möchte darunter die Festfeier im weiteren Sinne des Wortes verstehen und sonach den Anfang des Verzeichnisses etwa mit der Neuordnung der Phylenchöre in kleisthenischer Zeit zusammenfallen lassen. Aber ich glaube nicht, daß wir hier, wo wir es mit einer öffentlichen Urkunde des IV. Jahrh. zu tun haben, jenen freieren Sprachgebrauch voraussetzen dürfen, den wir für das Wort *κῶμος* sonst nur in der Dichtung nachweisen können. Hätte der Verfasser der 'Jahreslisten' die erste Einführung der dithyrambischen

[1]) Möglich wäre allerdings, daß dieser Anfangstermin bis 447 herabzurücken wäre. Es könnten nämlich in der Columne, die die Jahre 459—447 umfaßte (Fragm. *b*), zwei Zeilen durch einen besonderen Vermerk über die erste Einführung des Schauspieler-Agons ausgefüllt gewesen sein.

Chöre oder der Tragödenchöre im Auge gehabt, so hätte er selbstverständlich die allgemein üblichen, präzisen Bezeichnungen dafür gewählt (*ἄνδρες, παῖδες, τραγῳδοί*). Die Bezeichnung *κῶμοι* kann also nur in Zusammenhang gebracht werden mit dem 'Komos', der einen Teil der dionysischen Feier bezeichnet, dem von Gesang und Tanz begleiteten fröhlichen 'Schwarmzug'[1]). Sachlich macht es dabei kaum einen Unterschied, ob wir bei dem Plural *κῶμοι ἦσαν* an die jährlich wiederkehrenden 'Schwarmzüge' oder an die bei dem Schwarmzug beteiligten Scharen der Sänger denken. Die Hauptsache ist, daß die *κῶμοι*, deren Einsetzung als passender Ausgangspunkt für das Verzeichnis der dionysischen Siege erscheinen konnte, doch wohl selbst innerhalb der agonistischen Festordnung eine Bedeutung gehabt haben müssen. Man wird also nicht an die erste — etwa auf Orakelspruch erfolgte — Veranstaltung eines 'Schwarmzuges', sondern an eine bestimmte Ausprägung des Komos, ja geradezu an eine agonistische Organisation der Komos-Gesänge oder 'Schwarmchöre' zu denken haben. Wenn auch *κῶμοι* und *κωμῳδοί* nicht schlechtweg gleichgesetzt werden dürfen, so ist doch ein von Staatswegen gefeierter Komos ohne Komos-Sänger kaum denkbar. Die *κωμῳδοί* sind ja ursprünglich nichts anderes als die kostümierten 'Teilnehmer am Komos', die 'Tanz-Sänger' der bei dem Schwarmzug vorgetragenen Lieder und Spottverse, die im Laufe der Zeit immer größere Bedeutung und Selbständigkeit gewannen, so daß später *κωμῳδοί* als Bezeichnung eines besonderen, vom Komos geschiedenen Teiles des Festes begegnet. Da bei dem fröhlichen 'Schwarmzug' ohne Zweifel das Bild des Phallos mitgetragen wurde, so sind wir berechtigt die bei dem Komos gesungenen Lieder den als *φαλλικά* bezeichneten Dichtungen gleichzusetzen, in denen Aristoteles Poet. 4, p. 1449 *a* eine Vorstufe der Komödie erkannte, wozu man das bei Athenaeus X, p. 445 *A* über Antheas von Lindos Erzählte vergleichen mag. Was die Komos-Sänger zur Zeit der ersten Einführung des Komos sangen und mimten, war natürlich sehr verschieden von dem, was die *κωμῳδοί* des Aristophanes vortrugen und vielleicht ist eben deshalb, weil man der Verschiedenheit zwischen jenen Komos-Sängen und der literarischen Kunstform der *κωμῳδία* sich bewußt war, die allgemeine Bezeichnung *κῶμοι* für die Überschrift der Siegeslisten gewählt worden.

Wenn ich aber für diese primitiven Komos-Chöre schon in sehr früher Zeit eine agonistische Organisation annehme, so steht damit nicht in Widerspruch das bekannte Zeugnis des Aristoteles Poet. 5, p. 1449 *b* 2: *χορὸν κωμῳδῶν ὀψέ ποτε ὁ ἄρχων ἔδωκεν*,

---

[1]) Vgl. das Gesetz des Euegoros (zwischen 430 und 360) bei Demosth. XXI 10: *ὅταν ᾖ .... τοῖς ἐν ἄστει Διονυσίοις ἡ πομπὴ καὶ οἱ παῖδες ⟨καὶ οἱ ἄνδρες⟩ καὶ ὁ κῶμος καὶ οἱ κωμῳδοὶ καὶ οἱ τραγῳδοί*, und dazu Foucart, *Mémoires de l'Académie des inscriptions* XXXVII 1906), S. 169 ff.

ἀλλ' ἐθελονταὶ ἦσαν, denn es scheint durchaus glaublich, daß zur Aufmunterung 'freiwilliger' Komos-Sänger und Dichter von Staatswegen Preise ausgesetzt wurden, lange bevor der Staat durch die Regelung der Choregie auch die Fürsorge für die Ausrüstung der Chöre selbst in die Hand nahm [1]). Zugleich darf man aber im Hinblick darauf, daß die 'Verstaatlichung' der Choregie bei den Komödien soviel später als bei den Tragöden- und Phylenchören durchgeführt worden ist, mit Sicherheit annehmen, daß die agonistische Ordnung der Komos-Chöre erst nach, keinesfalls aber vor der Einführung der anderen Agone (für Knaben-, Männer-, Tragödenchöre) erfolgt sein wird. Mit der Aussetzung eines Siegespreises war aber doch schon die offizielle Anerkennung der Komos-Chöre als eines Bestandteiles der Festaufführung gegeben und damit jenes Festprogramm vollständig vorgezeichnet, das der späteren Zeit für die Dionysien geläufig war. Möglich, daß gerade auch erst von jenem Zeitpunkt an, an dem gleichzeitig noch andere Neuerungen der Festordnung durchgeführt worden sein werden, regelmäßige Aufschreibungen über die Siege geführt wurden, so daß sich innere und äußere Gründe vereinigen mochten, um mit dem Beginn der Komos-Aufführungen das Verzeichnis der dionysischen Siege eröffnen zu lassen.

Für uns freilich ist eben, weil die *κῶμοι* eine der literarischen Komödie vorausliegende Vorstufe bezeichnen, mit diesem Anfangstermin zunächst noch kein festes Datum gegeben, da es fraglich erscheinen muß, ob die antike Überlieferung über die Frühzeit der Komödie schon auf jene erste agonistische Ordnung der Komos-Chöre Rücksicht genommen hat. Als Epochenjahr für die Aufnahme der Komödie in dem Siegesverzeichnisse der Inschrift möchten Capps und Wilhelm (S. 108) das Jahr 488/7 oder 487/6 ansetzen auf Grund der Nachricht des Suidas über Chionides: *ὃν λέγουσι διδάσκειν ἔτεσιν η' πρὸ τῶν Περσικῶν* [2]). Das Siegesverzeichnis kann aber, wie die Zeilenzahl der Kolumnen lehrt, keines-

---

[1]) Daß auch späterhin noch mit dem Komos Wettkämpfe verbunden waren, wird durch die Inschriften IG. II 1306, II 5, 1280 *b* — leider ohne Nennung des Festes — bezeugt; vgl. Foucart a. a. O. S. 189 ff.

[2]) Für die Urkundlichkeit dieser Überlieferung ist nach Th. Bergks Vorgang (Gr. Lit. Gesch. IV 24, 46) neuerdings Ed. Meyer (Gesch. d. Alt. IV 92) eingetreten. Seit wir aus IG. II 971 *a* wissen, daß auch der Anfang von Magnes' Tätigkeit über 475 hinaufreichte, erscheint das Zeugnis des Aristoteles Poet. 3 p. 1448 *a* 35 (*Ἐπίχαρμος πολλῷ πρότερος ὢν Χιωνίδου καὶ Μάγνητος*) in einem anderen Lichte. Wir werden nun nicht mit Rücksicht auf den üblichen Zeitansatz des Epicharm die ältesten athenischen Komödiendichter herabdatieren dürfen, sondern vielmehr annehmen müssen, daß Aristoteles, dem jene Urkunden über Chionides und Magnes nicht unbekannt sein konnten, Epicharm beträchtlich vor 490 angesetzt hat. Bei Suidas wird (in einer Parallelnotiz zu jener Nachricht über Chionides) *πρὸ τῶν Περσικῶν ἔτη ς'* als Zeitpunkt der syrakusanischen Tätigkeit des Epicharm angegeben; vgl. Jacoby, Marmor Parium S. 181.

falls mit 487 begonnen haben, sondern reichte in frühere Zeit zurück. Wohl aber würden wir, wenn wir links von Fragm. *a* zwei Kolumnen mit Jahreslisten von je 11 Zeilen ansetzen, gerade auf das Jahr 497 als Anfangsjahr des Verzeichnisses kommen. Ob es aber denkbar wäre, daß der Autor, auf den die Nachricht des Suidas zurückgeht, als obere Grenze der 'Perserzeit' das Jahr der Marathonschlacht angesetzt hatte, so daß Chionides eben bis 497 zurückdatiert würde, vermag ich ohne weiter ausgreifende Untersuchung nicht zu entscheiden. Man wird sich also, da die literargeschichtlichen Nachrichten keine genügend sichere Basis abgeben, für die Berechnung des Anfangsjahres der Listen vorläufig mit den Anhaltspunkten begnügen müssen, die uns die Maßverhältnisse der Steine liefern, auf denen die Listen verzeichnet sind.

Da das erste Wort der oben (S. 294) besprochenen Überschrift gewiß über dem Anfang der ersten Kolumne zu stehen kam, müssen wir, um entsprechenden Raum für eine passende Ergänzung der Überschrift zu gewinnen, links von der mit dem J. 472 (Fragm. *a*) beginnenden Kolumne wenigstens noch zwei Kolumnen voraussetzen; da aber sehr wohl auch noch eine größere Länge der Überschrift denkbar wäre, so bleibt auch die Möglichkeit, daß links nicht bloß zwei, sondern drei Kolumnen gestanden haben. Bei drei Kolumnen würde sich, wenn wir für die notwendigen Vermerke (über erfolgte Veränderungen der Organisation) 7—8 Zeilen ansetzen, als Anfangstermin das Jahr 510/9 ergeben, also eben jenes Jahr, in das, wie es scheint, die parische Marmorchronik auch die Einführung der Männerchöre setzt, mit der recht wohl die Organisation der Komos-Chöre gleichzeitig sein könnte.

Daß wirklich nicht mehr als zwei oder höchstens drei Kolumnen auf dem vorauszusetzenden Eckblock standen, scheint mir wie aus der Überschrift, so auch aus der Art, wie das Monument aus den einzelnen Blöcken aufgebaut war, hervorzugehen. Ich möchte nämlich nicht die Ansicht teilen (Wilhelm S. 8), daß die Siegeslisten auf der Wand eines schon vorhandenen Gebäudes nachträglich angebracht worden seien, sondern ich denke mir die Inschrift vielmehr als einen monumentalen Pinax innerhalb eines architektonischen Rahmens, und halte die Möglichkeit für sehr erwägenswert, daß uns der Sockel dieses Monuments noch in dem an der östlichen Theater-Parodos stehenden Nischen-Sockel (Bull. de correspond. hell. III, T. V *bis*) erhalten ist, der gerade die erforderlichen Maße bietet. Ich kann das aber hier ohne umständliche Rekonstruktionszeichnungen nicht weiter ausführen und möchte nur noch einen Streitpunkt, der mit diesen Fragen eng zusammenhängt, berühren, den Endtermin der dionysischen Siegesliste.

Wilhelm ist geneigt, auf Grund der Schrift die Jahreslisten nach 346 für nachträglich zugefügte Fortsetzungen anzusehen; aber wie aus seinen eigenen Beobachtungen S. 7 hervorgeht, erlauben die zum Teil stark zerstörten Fragmente *ifg* nicht, sichere

Schlüsse aus dem Vergleiche der Schrift zu ziehen; deutlich ist nur, daß die letzte mit 329 beginnende Kolumne (*gh* S. 27) kleinere, feinere Schrift als die vorangehenden Kolumnen und eine andere Zeilenordnung zeigt. Ich möchte daher glauben, daß die von der ersten Hand geschriebene Partie auch noch das Jahr 330 mitumfaßte und daß erst mit 329 ein neuer Schreiber einsetzte, wobei noch die Möglichkeit bleibt, daß dieser zweite Schreiber nicht ein späterer Fortsetzer, sondern nur ein Ersatzmann des ersten (zufällig an der Vollendung des Ganzen behinderten) Schreibers war. Sicher scheint mir ferner, daß die mit 329 beginnende Kolumne tatsächlich die letzte war; denn nur durch Raumenge oder durch den Wunsch, mit einer bestimmten Zeilenzahl den vorhandenen Raum zu füllen, läßt sich die scheinbar so ungeschickte Disposition dieser Kolumne erklären. Mit den zwanziger Jahren, spätestens aber 319, endete also das Verzeichnis der Dionysiensiege und es kann nur fraglich erscheinen, ob die Fortsetzung in der letzten Kolumne (Fragm. *h* S. 27) von Anfang an vorgesehen war oder erst nachträglich auf einem ursprünglich leergelassenen Randstreifen des Blockes angebracht war.

Mögen wir uns aber die Aufstellung des Siegesverzeichnisses um 330 oder einige Jahre früher oder später geschehen denken, der Anlaß der Aufstellung wird sicherlich in Zusammenhang stehen mit der Fertigstellung des Theaters; damals mußte der Gedanke nahe genug liegen allen jenen Bürgern, die bis dahin bei der Feier der Dionysien sich ausgezeichnet hatten, durch ein großes Schriftdenkmal ein ehrendes Andenken zu sichern.

Ganz verschieden nach Zweckbestimmung und tektonischem Aufbau ist die zweite monumentale Inschrift, die Liste der Didaskalien. Auch diese Inschrift, von der bisher 13 Bruchstücke bekannt waren, ist in Wilhelms Buch (S. 44) um ein neues Stück (das die Komödienliste von 312 und 311 enthält) vermehrt worden, und auch hier ist es, eben mit Hilfe dieses neuen Stückes, erst jetzt möglich geworden, die Art des Zusammenhanges zwischen den einzelnen Fragmenten sicher aufzuklären. Denn mit diesen neuen — von Wilhelm den Dionysien zugewiesenen — Didaskalien von 312 und 311, die ihrem Schriftcharakter nach erst zwischen 290 und 270 in Stein gemeißelt sind, stimmen sowohl die Dionysien-Didaskalien der Tragödien von 341—339 (IG. II 973, W. S. 39) wie die Komödien-Didaskalien über eine Aufführung des Alexis IG. II 974 *b* (W. S. 41) und das nicht sicher bestimmbare Fragment IG. II 974 (W. S. 84) im Schriftcharakter und in der Beschaffenheit der Steine so genau überein, daß sie alle von einem und demselben Inschriftenkomplex herrühren müssen. Aber auch die nur noch in einer Abschrift Fourmonts vorliegenden Didaskalien der Lenäen IG. II 972 (W. S. 51) müssen auf Grund der völligen Gleichartigkeit in allen Einzelheiten der Disposition und Schreibung als Teile derselben großen Inschrift angesehen

werden, was zur Evidenz erhoben würde, wenn, wie ich glauben möchte, auch die Stücke 974 (W. S. 84) und 974 *b* (W. S. 41) dem Lenäen-Verzeichnisse zugehörten. Es ist also einmal in den ersten Jahrzehnten des III. Jahrh. v. Chr. an einer großen Wand oder an mehreren Wänden eines Gebäudes die lange Reihe der Didaskalien der Dionysien und Lenäen einheitlich niedergeschrieben worden, beginnend zweifelsohne mit der ältesten Zeit, aus der überhaupt Didaskalien vorlagen, also etwa mit dem Anfang des V. Jahrh. (etwas früher für die Tragödien, etwas später für die Komödien).

Da nun auch die Bruchstücke II 975 (W. S. 62) mit — sicher dionysischen — Didaskalien der Komödien aus dem II. Jahrh. v. Chr. nach Material des Steines und Disposition der Schrift völlig mit jenen Bruchstücken der zwischen 290 und 270 aufgezeichneten Didaskalien übereinstimmen, also gewiß dem gleichen Monumente zuzurechnen sind, so dürfen wir weiter folgern, daß in Fortsetzung der ersten einheitlichen Niederschrift der älteren Didaskalien auch die Aufführungslisten der folgenden Jahre in kleineren zeitlichen Zwischenräumen an demselben Monumente eingetragen worden sind.

Wie wir aus IG. II 975 *f* (W. S. 66)[1]) sehen, sind schon in der zweiten Hälfte des III. Jahrh. die Komödien-Agone der Dionysien, deren Betrieb wohl ganz in den Händen der dionysischen Technitengesellschaft lag, nicht mehr alljährlich, sondern nur alle zweiten, später oft nur mehr alle dritten Jahre[2]) abgehalten worden. Unter Berücksichtigung dieses Umstandes läßt sich auch der Endtermin des ganzen Verzeichnisses noch ungefähr ermitteln. Denn die Zeilenreste auf Fragm. *h* (W. S. 81), das die rechte obere Ecke einer Platte bildete und eine veränderte Disposition der Zeilen zeigt, dürfen mit großer Wahrscheinlichkeit als der Anfang der letzten Kolumne angesehen werden, die ihren Platz unmittelbar rechts von der mit ca. 158 v. Chr. beginnenden Kolumne von Fragm. *d* (W. S. 77) hatte, also die Jahreslisten von etwa 140 ab bis höchstens 125 oder 120 umfaßt haben wird. Die Dionysienliste der Komödien würde demnach um 120 v. Chr. ein Ende gefunden haben, ein Ende vielleicht nur deshalb, weil der auf der Wand verfügbare Raum damals bereits gefüllt war.

---

[1]) Ich glaube zeigen zu können, daß die rechte Kolumne von *f* (W. S. 66) zu denselben Jahreslisten gehört, wie die Zeilenreste der linken Kolumne auf *b* (W. S. 72). Dadurch wird auch für die linke Kolumne von *f* ein ungefährer Zeitansatz (215/210 v. Chr.) gewonnen.

[2]) Nach U. Köhlers auch von Wilhelm beibehaltener Ergänzung von Z. 1 in IG. II 975 *e* (W. S. 74): [ἐπὶ] *Εὐεϱ*[*γ*. . . . *οὐκ ἐγένετο*] würden in den Jahren 163—161 v. Chr. sogar durch drei Jahre hintereinander die Komödienaufführungen unterblieben sein. Es steht aber nichts im Wege, in dem erhaltenen Namensreste statt eines sonst unbekannten Archontennamens vielmehr (was auch Köhler schon erwogen hatte) einen Schauspielernamen vorauszusetzen und zu ergänzen: [*ὑπο*] *Εὐεϱγ* [. . . . *ἐνίκα*].

Auch über die Zeitgrenzen der Lenäen-Didaskalien glaube ich jetzt mit größerer Bestimmtheit als früher (bei Pauly-Wissowa, R.-E. V 397) aus IG. II 972 verläßliche Aufschlüsse gewinnen zu können. Auf diesem Bruchstücke sind in der linken Kolumne Komödien-, in der rechten Tragödienaufführungen verzeichnet. Ich setze die Schlußzeilen, die allein halbwegs vollständig überliefert sind (W. S. 52), her:

[ὑπο: Ἱερ]ώνυμος ἐνίκα	*ὑπε*	
Ἐπὶ Δι]οτίμου Σίμυλος	*ὑπο [ὁ δεῖνα ἐνίκα]*	
[Ἐφε]σίαι: ὑπε Ἀριστόμαχος	*Ἐπὶ Ἀρχ[ίου ὁ δεῖνα]*	419/8
Διόδωρος: δεύ: Νεκρῶι	*Τυροῖ* Τ |	
ὑπε: Ἀριστόμαχος	*ὑπε: Λυσικράτης*	
Διόδωρος τρί Μαινομένωι	*Καλλίστρατος [δεύ]*	
ὑπε Κηφίσιος	*Ἀμφιλόχωι Ἰξίο[νι*	
[Φο]ινικ[ίδ]ης τε: Ποητεῖ	*ὑπε Καλλιππί[δης*	
[ὑπε Ἀντιφάν]ης ...	*ὑπο: Καλλιππί[δης ἐνίκα]*	
	Ἐπ' Ἀ]ντιφῶντος Σ ...	418/7

Daß die Tragödien-Didaskalien der rechten Spalte, die nur je zwei Tragiker mit je zwei Tragödien verzeichnen, zur Lenäenliste gehören[1]), hatte schon Boeckh festgestellt. Daß das Gleiche aber auch von den Komödien-Didaskalien der linken Kolumne zu gelten hat, kann nicht mehr bezweifelt werden, seit Capps erkannt hat, daß der hier genannte Archon Diotimos nicht der Eponym von 354/3, sondern der jüngere Archon dieses Namens ist, der 287/6 oder wohl richtiger 289/8[2]) im Amte war. Die Tatsache, daß links Komödien von 288, rechts Tragödien von 418 verzeichnet sind, ist aber nur verständlich, wenn mit der linken Kolumne die Liste der Komödien beendet war, mit der rechten die Liste der Tragödien anhob. Und da, wie sich noch später zeigen wird, der Tragödien-Agon 6—12 Jahre vor 419 begonnen hat, also oberhalb der Liste von 419 beträchtlich viele Zeilen in der rechten Kolumne vorausgesetzt werden müssen, kann sich die Kolumne nach unten nicht mehr weit fortgesetzt haben, so daß auch bei den Komödien-Didaskalien in der linken Spalte unterhalb der Liste von 288 nur noch Raum für nicht mehr als 2—3 Jahreslisten gegeben gewesen sein kann.

Wenn aber das Lenäen-Verzeichnis um 285 abbrach und für spätere Fortsetzung kein Platz freigehalten wurde, obwohl doch

---

[1]) Hier ist also schon prinzipiell mit der an den Dionysien auch später noch festgehaltenen tetralogischen Gruppierung der Stücke gebrochen. Mit vollem Rechte hat also schon Th. Bergk (Gr. Lit. Gesch. III 235[122]) mit diesem Lenäen-Agon die vielbehandelte Nachricht des Suidas in Verbindung gebracht: *Σοφοκλῆς...ἦρξε τοῦ δρᾶμα πρὸς δρᾶμα ἀγωνίζεσθαι ἀλλὰ μὴ τετραλογεῖσθαι* (oder *τετραλογίαν*?), vgl. Wilhelm S. 53.

[2]) Vgl. Ferguson, Klio V 177; Kirchner, Berl. phil. Wochenschr. 1906, 984.

bei den Dionysien-Didaskalien an demselben Monument Raum für spätere Einträge bis ca. 120 v. Chr. vorgesehen war, so ist wohl der nächstliegende Schluß, daß eben der Komödien-Agon der Lenäen um 285 v. Chr. überhaupt schon eingegangen war. Dieser Schluß wird zwingend, wenn sich nachweisen läßt (wie ich das sogleich zu tun versuchen werde), daß das Didaskalien-Monument erst etliche Jahre nach 285 errichtet worden ist, das Lenäenverzeichnis also nicht bis zu dem Jahre herabreichte, in dem die erste Niederschrift der Didaskalien erfolgt ist. Es dürfte übrigens auch von vornherein als wahrscheinlich gelten, daß der Lenäen-Agon der Komödien schon früh im III. Jahrh. ein Ende fand, da in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts nicht einmal mehr an den Dionysien alljährliche Komödien-Agone gehalten wurden, weil die dichterische Produktionskraft oder die materiellen Mittel — oder beides — versagten. In der Tat läßt sich auch für eine spätere Wiederaufnahme des Lenäen-Agons der Komödie kein Zeugnis beibringen. In den Siegerkatalogen IG. II 977 findet sich kein Stück, das in diesem Sinne gedeutet werden könnte; den unbekannten Komödiendichter Eudoxos aber, der nach dem Zeugnisse des Apollodoros fünf Lenäen-Siege gewann (vgl. Wilhelm S. 37), wird man sich eben auf Grund unserer Inschrift vor 285 tätig zu denken haben.

Der Tragödien-Agon der Lenäen aber wird schwerlich mehr, wahrscheinlich noch weniger Lebenskraft gehabt haben als der Komödien-Agon. Zum Ersatz für die Wettkämpfe der komischen und tragischen Dichter werden am Lenäen-Feste weiterhin im III. Jahrh. nur noch Aufführungen älterer Stücke stattgefunden haben, mit denen Wettkämpfe sowohl tragischer als komischer Schauspieler verbunden blieben, bis dann um 200 v. Chr., wie es scheint, auch diese Agone eingingen; vgl. unten S. 309.

Durch diese Feststellungen über die Zeitgrenzen des Lenäen-Agons fällt nun auch neues Licht auf die dritte der vorhergenannten Inschriften, den Siegerkatalog IG. II 977.

Dieser liegt uns jetzt in Wilhelms Buch in wesentlich veränderter und bereicherter Gestalt vor. Zu dem von Köhler (IG. II und II 5, 977) veröffentlichten 32 Bruchstücken sind sieben neue hinzugekommen, darunter zwei Stücke der dionysischen Liste der Komödiendichter (*f* S. 106 und *h* S. 118) und zwei (*r*, *s* S. 144) von der Lenäen-Liste tragischer Schauspieler. Von drei Abschnitten der Liste sind uns die Kopfstücke erhalten; die sehr verstümmelte Überschrift über der Liste komischer Dichter, die Capps als Liste der Lenäen-Siege erwiesen hat, ergänzt Wilhelm jetzt ohne Zweifel richtig: [*Ληναικ*]*α*[*ὶ ποη*]*τῶν* [*κωμι*]*κῶν*. Über den beiden Listen der tragischen Schauspieler stand bloß: *ὑποκριτῶν τραγικῶν* ohne den unterscheidenden Zusatz des Festnamens. Aus dieser Formulierung läßt sich die Anordnung des Gesamtkatalogs noch mit Sicherheit erschließen. Den Anfang machte die Dionysien-Liste

der Tragödiendichter, deren Überschrift lauten mußte: *Νῖκαι ἀστικαὶ ποητῶν τραγικῶν*, daran schlossen sich erst die Liste der zugehörigen Tragödienschauspieler, dann die Dionysien-Liste der Komödiendichter und der komischen Schauspieler; hierauf folgte als zweiter Abschnitt der Lenäen-Katalog, den die Liste der Komödiendichter eröffnete mit der ebenerwähnten Überschrift: *Ληναικαὶ ποητῶν κωμικῶν* (wo *νῖκαι* aus dem Titel der Dionysien-Liste in Gedanken zu ergänzen ist), daran reihte sich die Liste der komischen Schauspieler; den Abschluß bildeten die Lenäen-Liste der Tragödiendichter und die der tragischen Schauspieler.

Auch hier haben wir es wieder, wie die Buchstabenformen lehren, mit einer einheitlichen Niederschrift aus dem ersten Drittel des III. Jahrh. und mit jüngeren Fortsetzungen zu tun, die bis zur Mitte des II. Jahrh. v. Chr., ja noch etwas weiter herabreichen (Wilhelm S. 95). Deutlich läßt sich erkennen, daß von Anfang an bei jeder einzelnen Abteilung der Liste der Raum für spätere Fortsetzungen vorgesehen war; auf mehreren Fragmenten sehen wir noch, wie an die Aufzeichnungen der ersten Hand noch in derselben Kolumne die Einträge einer jüngeren Hand unmittelbar sich anschließen und wie in dem ursprünglich freigebliebenen Raum rechts durch spätere Fortsetzer weitere Schriftspalten hinzugesetzt worden sind.

Zu einer noch genaueren Zeitbestimmung des Katalogs verhilft uns das Bruchstück *q* (W. S. 140), das auch auf der Gegenseite noch eine Inschrift trägt. Die Steine, auf denen die Siegerlisten stehen, sind nämlich durchwegs Stücke von ionischen Architravblöcken (von 35 *cm* Höhe, 37 *cm* Dicke), die an ihrer Innenseite die Schriftspalten des Siegerkatalogs tragen. Bei *q* nun ist auch noch auf der Außenseite der Rest einer choregischen Inschrift erhalten IG. II 1264 (W. S. 89), die durch den Schriftcharakter sowohl wie durch den Namen des darin genannten Flötenspielers in die Zeit um 280/270 gewiesen wird. Der Architrav gehörte also zu einem Bau, der von einem Agonotheten dieser Zeit zum Andenken an die Dionysien-Siege seines Amtsjahres im Dionysos-Heiligtum geweiht worden war. Während nun Köhler der Meinung gewesen war, daß die Siegerlisten auf der Innenseite der Architrave wesentlich später seien als jene choregische Inschrift und erst nach Zerstörung des choregischen Denkmals bei einer zweiten Verwendung der Steinblöcke aufgezeichnet worden seien, kann jetzt nach dem Zeugnisse Wilhelms (S. 95, 99) kein Zweifel mehr sein, daß der Siegerkatalog der Innenseite (in seinem älteren Teil) gleichzeitig mit der choregischen Inschrift der Außenseite eingemeißelt worden ist, daß also eben jener Votivbau eines Agonotheten aus der Zeit um 280/270 von vornherein dazu bestimmt war, auf seinen Architraven innen die Siegerlisten aufzunehmen.

Ein Stück der Weihinschrift dieses Baues glaube ich nun in der Inschrift eines am Südabhang der Akropolis gefundenen Epistylbalkens erkennen zu dürfen (IG. II 1193), die in ihrer durch Wilhelm S. 90 vervollständigten Gestalt jetzt lautet:

[ὁ δεῖνα .... δ]ώρου Φρεάρριος [Διονύ]σωι ἀνέθηκεν
[...... ἀγω]νοθέτης [γενόμενος Ἀναξ]ικράτης ἦρχεν

(279/8 v. Chr.). Wie sie im Charakter der Schrift völlig mit der oben erwähnten choregischen Inschrift IG. II 1264 übereinstimmt, so ist auch der Stein selbst nach Material und Fascienteilung den Architravblöcken, auf denen die Inschrift IG. II 1264 und der Siegerkatalog stehen, so völlig gleichartig, daß ein Zufall ausgeschlossen scheint. Ist der Name des Agonotheten auch nicht erhalten, so gewinnen wir doch durch die Nennung des Archonten das Jahr 278 als Datum für den Votivbau und damit auch für die Aufzeichnung der Siegerlisten, und dazu stimmt auf das Beste die Beobachtung, daß in der Dionysien-Liste der Komödiendichter *h* (W. S. 118) die erste Hand noch den Namen des Poseidippos (der zuerst 290 aufgeführt und wohl bald danach gesiegt hat) und die drei folgenden Namen aufgeschrieben hat, während der Name des Phoinikides, der an den Lenäen von 288 (oder 286, IG. II 972, W. S. 52) den vierten Preis und wohl erst nach 280 den ersten Sieg errungen hat, schon als späterer Zusatz erkennbar ist; vgl. Wilhelm S. 95.

Die Beschaffenheit der Architrave, auf deren Innenseite die Siegerlisten stehen, gibt uns aber auch noch einige weitere Anhaltspunkte, um die Gestalt des Votivbaues von 278 zu ermitteln. Einerseits läßt sich nämlich noch erkennen, daß einige Architrave, da sie an ihrer Unterseite Lagerfläche zeigen, nicht freilagen, sondern ihren Platz über geschlossenen Wänden hatten, anderseits ist uns das Eckstück (*o'*, W. S. 98) eines freiliegenden Architravs erhalten, dessen Gehrungswinkel von 120°, wie Dörpfeld gesehen hat (W. S. 98), nur verständlich ist, wenn der Bau, zu dem die Architrave gehören, den Grundriß eines Sechseckes hatte. In diesem Eckblock ist uns aber, wie ich glaube, der Schlüssel zur Rekonstruktion des Ganzen gegeben, da sich zeigen läßt, daß der an *o'* links anschließende Eckblock der anderen Seite über einer geschlossenen Wand aufruhen mußte. Wir gelangen so mit Hilfe weiterer Erwägungen, die ich hier nicht ausführen kann, zu der Vorstellung eines sechseckigen Bauwerkes, an dem einige — wahrscheinlich drei — Seiten geschlossen, die anderen ganz oder teilweise (mit Fensterdurchbrechungen) geöffnet waren.

Suchen wir uns nun das Bild dieses Baues und seines Innenraumes zu verlebendigen, so wird uns sofort klar, daß die Inschriftspalten der Siegerlisten oben auf den Architraven nicht der einzige Schmuck des Innern gewesen sein können, daß vielmehr diese an ungewöhnlicher Stelle angebrachten Inschriften erst recht verständlich werden, wenn sie als Zubehör zu inhaltlich verwandten Inschriften,

die auf den Wänden standen, sich darstellen. Solche inhaltlich verwandte Inschriften sind uns aber in den Didaskalien IG. II 972 ff. erhalten und die Vermutung scheint unmittelbar einleuchtend, daß eben die vorher besprochenen Steine mit den Didaskalien-Inschriften von den Wänden desselben Baues herrühren, von dem die Architrave mit den Siegerlisten stammen. Tatsächlich sind die erhaltenen Bruchstücke der Didaskalien, soweit ihr Fundort bekannt ist, an denselben Stellen gefunden worden, wie die Mehrzahl der Katalog-Fragmente, im südlichen Teil des Dionysos- und Asklepios-Bezirkes. Wie der Schriftcharakter und das in IG. II 972 gegebene Datum zeigen (s. oben S. 300), ist die erste Aufzeichnung der Didaskalien zur gleichen Zeit erfolgt wie die erste Niederschrift des Katalogs. Wie bei dem Katalog, so können wir auch bei den Didaskalien jüngere Fortsetzungen bis unter die Mitte des II. Jahrh. v. Chr. herab nachweisen; hier wie dort können wir verfolgen, wie alle 15—25 Jahre die Schreiber der Fortsetzungen sich ablösten. Dazu kommt, daß auch die einzelnen Abteilungen der Didaskalien an den Wänden und des Katalogs auf dem Architrav sich sowohl untereinander wie mit dem gegebenen Rahmen des sechseckigen Baues auf das überraschendste in Übereinstimmung bringen lassen.

Auf der einen Wand (vermutlich links vom Eingang) standen die Dionysien-Didaskalien der Tragödien, darüber die Liste der siegreichen Dichter, auf den Architraven der rechts anschließenden offenen (oder durchbrochenen) Wand folgte die Liste der tragischen Schauspieler, auf der nächsten geschlossenen Wand standen die Dionysien-Didaskalien der Komödien, darüber und auf der anschließenden Seite die Siegerlisten der Dichter und die der zugehörigen Schauspieler, auf der dritten Wand standen nebeneinander die schon vor 280 abgeschlossenen Lenäen-Didaskalien für Komödien und Tragödien, darüber die Listen der Komödiendichter und Schauspieler, rechts davon auf den Architraven der sechsten Seite (vermutlich der Eingangsseite) die lenäischen Listen der Tragödiendichter und Schauspieler. Die Länge der einzelnen Seiten läßt sich mit Hilfe der erhaltenen Bruchstücke der Architrave noch mit annähernder Genauigkeit ermitteln, und wenn auch die Bruchstücke der Didaskalien nicht zahlreich genug sind, um genau den Umfang der vorgenannten einzelnen Abteilungen zu berechnen, so läßt sich doch soviel feststellen, daß die Felder der drei geschlossenen Wände genügenden Raum für sie darboten.

Wenn aber die Siegerkataloge gerade über und neben den zugehörigen Didaskalien ihren Platz hatten, dann wird auch die Wortkargheit in den Überschriften der Einzellisten begreiflich, denn ein Blick auf die darunter befindlichen Didaskalien bot alle wünschenswerten Aufklärungen. So wie sonst auf Inschriftsteinen über oder unter den Urkunden in Kranzinschriften der Hauptinhalt gewissermaßen zusammengefaßt und herausgehoben scheint, so stellte sich der Katalog auf dem Architrave wie ein kurzer Auszug

der rühmlichsten auf den Wänden darunter verzeichneten Theatererfolge dar.

So ersteht vor unserem Auge das Weihgeschenk des Agonotheten vom J. 278 als ein architektonisch unscheinbarer Bau, der aber durch die Inschriften, die er aufzunehmen bestimmt war, als ein einzigartiges Denkmal der athenischen Theatergeschichte sich darstellt. Der merkwürdige Grundriß des sechseckigen Baues ohne Vorhalle mit mehreren offenen Seiten wird nun erst verständlich, wo wir sehen, daß es galt, den eng beschriebenen Wänden des Innenraumes möglichst viel Licht zuzuführen. Der ganze Bau war eben von vornherein gedacht als ein Gehäuse eines Inschriftenarchivs. Kennzeichnete sich die Aufstellung der vorher S. 293 f. behandelten dionysischen Siegesverzeichnisse IG. II 971 als eine Stiftung von vorwiegend historisch-politischer Bedeutung, so haben wir in dem Bau des Agonotheten ein Anathem vor uns, das durchaus theatergeschichtlichen Interessen dienen, die Ruhmestaten der an den Festaufführungen beteiligten Dichter und Schauspieler verewigen soll. Zu einer Zeit, in der die dionysischen Techniten eine große Rolle spielen, errichtet von einem Manne, der vielleicht selbst zum Kreise der Techniten gehörte, sollte dieser Ruhmessaal nicht nur die Vergangenheit in Erinnerung halten, sondern auch weiterhin die Aufzeichnungen über die Theateraufführungen der Folgezeit in sich aufnehmen.

Durch die Erkenntnis von Zweck und Gestalt des Baues, dem die Siegerkataloge einst angehörten, lösen sich die Schwierigkeiten, die bisher eine räumliche Anordnung der Bruchstücke nach Inhalt und äußerer Beschaffenheit unmöglich erscheinen ließen (vgl. Wilhelm S. 97), und die formal gleichartigen Architravstücke lassen sich zwanglos zu inhaltlich aneinander schließenden Reihen gruppieren. Da auf der Grundlage der oben angedeuteten Aufteilung nunmehr auch für die inhaltlich und formal schwer bestimmbaren Stücke die Wahl der Möglichkeiten beschränkt wird, auch einige neue Namenskombinationen hilfreich eingreifen, so läßt sich fast für jedes Stück der ursprüngliche Platz innerhalb des Kataloges bestimmen.

Für die Dichterlisten ist freilich der Ertrag relativ gering. Fragm. *o* (W. S. 134), das den Schauspielerkatalogen zufällt, ist aus den Listen der Komödiendichter auszuscheiden, dagegen darf ihnen mit Sicherheit *n'* (W. S. 165) und vielleicht auch *e'* (W. S. 158) zugewiesen werden; *n'* hatte seine Stelle über den beiden letzten Kolumnen von *h* (W. S. 118)[1]), *e'* würde, wenn man Z. 4, wo Wilhelm ...... *δω]ρος* Γ erkennt, den Namen des älteren Apollodoros ergänzen darf[2]), rechts von *f g* als fünfte und sechste

[1]) In Kol. II, Z. 1 darf wohl *Χα[ιρίων]* aus IG. II 975 *e* ergänzt werden.

[2]) Vgl. Suidas *Ἀπολλόδωρος Ἀθηναῖος κωμικός· ἐποίησε δράματα μζ ἐνίκησεν ε'.* Dann müßte der 'Athener' Apollodoros, den man ge-

Spalte anzuordnen sein. Es bleibt aber noch die Möglichkeit, daß *e'* zu den Listen der Tragödiendichter gehörte. Zuversichtlicher darf man der dionysischen Liste tragischer Dichter (aus späthellenistischer Zeit) die Fragmente *k' l'* (S. 162) zuteilen.

Einschneidender sind die Schlußfolgerungen, die sich für die Kataloge der tragischen Schauspieler ergeben. Auszugehen ist dabei von Fragm. *f'* (W. S. 159), wo Z. 2 statt [Ἐ]ργοσθένης vielmehr [Γο]ργοσθένης zu ergänzen ist, der Name des berühmten von Apelles gemalten Tragöden (Plin. 35, 93). Da in der Lenäen-Liste der Name des Gorgosthenes schon in Z. 9 der vierten Kolumne (*v* W. S. 144) einzusetzen ist (wo Wilhelm Γο[ργ-] oder Γο[γγ-] noch feststellen konnte), so muß *f'* der Dionysien-Liste zugewiesen werden. Da der in dem gleichen Fragm. *f'* genannte Tragödienschauspieler Epameinon auch in Fragm. *d'* (W. S. 157) wiederkehrt, so ist *d'* dadurch als Teil der Lenäen-Liste gekennzeichnet. Zu demselben Blocke wie *d'* haben aber, wie die Beschaffenheit der Steine lehrt, auch *o'* (W. S. 166) und *q* (W. S. 141) gehört, so daß wir aus den Fragmenten *r s t u v w* (W. S. 145) *d' q o'* die Lenäen-Liste der tragischen Schauspieler von 430—200 zum größten Teile wieder herstellen können.

Ebenso lassen sich die Bruchstücke komischer Schauspieler jetzt fast alle mit Sicherheit auf zwei Parallelkataloge aufteilen. Die Fragmente *x b' c'* (W. S. 150, 156), ferner *m'* (S. 164) und vermutlich auch *i'* (W. S. 161, 252) müssen der Lenäen-Liste zugerechnet werden, während *y z a'* (W. S. 152) der zweiten Liste angehören, auf die ich gleich noch zu sprechen komme.

Den genaueren Nachweis für diese Anordnung und den Versuch einer Rekonstruktion des Ganzen muß ich mir für eine andere Stelle aufsparen. Der Zufall der Überlieferung war ja dem 'Siegerkatalog' ungleich günstiger als den 'Didaskalien' und den 'Jahreslisten der dionysischen Siege'. Von den etwa 45 Kolumnen der Liste ist die Hälfte ganz oder in ansehnlichen Bruchstücken noch vorhanden, während von weiteren zehn Spalten wenigstens einige Namensreste noch erhalten sind. War für die antike Literaturforschung, die die Aufführungslisten noch in ihrer Gänze besaß, der Siegerkatalog fast wertlos, so bildet er für uns dank seiner relativen Vollständigkeit ein kostbares Surrogat, das viele Lücken der anderweitigen Überlieferung ergänzen hilft. Ich will hier in Weiterführung des reichen Kommentars, mit dem Wilhelm die einzelnen Namen der Liste begleitet hat, nur noch einige für die Geschichte der dramatischen Agone wichtige Folgerungen hervorheben.

---

wöhnlich mit dem Karystier identifiziert, mit dem Geloer identisch sein, von dessen Biographie bei Suidas die angeführte Notiz abgesplittert sein könnte. Oder sollte es gar drei Apollodore gegeben haben?

Von den beiden für uns wichtigsten Listen, den Dionysien-Listen der tragischen und komischen Dichter, sind uns zwar nicht die Anfänge erhalten, aber doch Stücke der ersten Kolumnen, so daß dank der regelmäßigen Gliederung der Inschrift in 17zeilige Spalten Rückschlüsse auf den Anfangstermin der betreffenden Listen möglich werden. In der Liste der Tragödiendichter stand der Name des Aischylos, mit dem das erhaltene Stück beginnt, in der 11. Zeile der ersten Kolumne (vgl. oben S. 292). Die Überschrift (S. 302) hat mindestens zwei Zeilen eingenommen, vielleicht auch mehr, da im Titel z. B. auch der Anfangstermin des Verzeichnisses (*ἀπὸ τοῦ δεῖνα ἄρχοντος*) angegeben sein konnte. Vor dem ersten Sieg des Aischylos (im J. 484) waren also die ersten Siege von sechs, höchstens acht Dichtern verzeichnet, unter denen sich die uns bekannten älteren Zeitgenossen des Aischylos: Choirilos, Phrynichos, Pratinas befunden haben müssen. Mit dem ersten Namen der Liste werden wir also gewiß bis weit über 490 hinaufgehen müssen, aber bis zum Jahr 533, in dem Thespis zuerst aufgetreten sein soll (Jacoby, Marmor Parium S. 172), konnte die Liste wohl nicht zurückreichen. Überhaupt muß es fraglich erscheinen, ob in dem Katalog auch solche Siege der Frühzeit berücksichtigt waren, von denen sich zufällige Kunde erhalten hatte, oder ob vielmehr der Katalog auch erst mit jenem Jahre anhob, von dem ab die fortlaufende Reihe der Didaskalien erhalten war[1]). Daß einigermaßen vollständige Aufführungsverzeichnisse für die Zeit vor 500 noch den Späteren vorlagen, wird man nicht als wahrscheinlich bezeichnen, wohl aber könnten sie bis Olympiade 70 (500/497) zurückgereicht haben, für welche Zeit eine unverdächtige Überlieferung einen Wettkampf von Aischylos, Choirilos und Pratinas bezeugt (Suid. s. v. *Πρατίνας*).

In der Liste der Komödiendichter müssen vor dem ersten noch erkennbaren Namen: [*Μάγνη*]*ς ΔΙ*, der die achte Zeile der ersten Kolumne bildete (Fragm. *d* W. S. 106), noch fünf oder sechs Namen gestanden haben, je nachdem die Überschrift zwei Zeilen oder nur eine — wenn *κωμικῶν ποητῶν* schlechtweg gesagt war — einnahm. Von Magnes ist durch II 971 *a* ein Sieg für 472 bezeugt; sein erster Sieg mag 475, vielleicht schon 480 anzusetzen sein. Da die vor Magnes genannten Dichter, unter denen sich Chionides befand, nicht gerade nur je einen Sieg vor dem ersten Sieg des Magnes erfochten haben werden, so müssen wir mit dem Anfang der Liste jedenfalls über 480, könnten wir damit auch über 490 zurückgehen. Nach dem oben S. 297 Gesagten ist es

[1]) Daraus, daß nach Suidas Choirilos zuerst Ol. 64/524 aufgetreten sein und 13 Siege errungen haben soll, würde man bei der Unzuverlässigkeit der Zahlenüberlieferung bei Suidas selbst dann keine Schlüsse für den Katalog ziehen dürfen, wenn die Nachricht auf gute Tradition zurückgehen sollte. Vielleicht begann die Liste mit Phrynichos, vgl. Pseudoplat. Minos 16, p. 321 *A*.

aber kaum wahrscheinlich, daß das Verzeichnis mit demselben Jahr wie die Jahreslisten der dionysischen Siege IG. II 971 begonnen hat.

Genauer als bei den Dionysien-Listen lassen sich aus den erhaltenen Fragmenten die Anfangstermine der Lenäen-Listen bestimmen. Von der Liste der Komödiendichter sind auf Fragm. *i* (W. S. 123) die ersten neun Namen erhalten; an der Spitze stehen Xenophilos und Telekleides (dessen erster Dionysien-Sieg zwischen 445 und 440 fällt), als neunter erscheint Eupolis, dessen erster Lenäen-Sieg spätestens 426 angesetzt werden muß. Da die vor ihm genannten Dichter zusammen 20 Siege errungen haben, wird man mit dem Anfang des Agons noch über 440 zurückgehen dürfen (vgl. Kaibel S. 169). Gerne würde man das Jahr 449 (oder 447, vgl. oben S. 294[1]), mit dem der dionysische Agon der tragischen Schauspieler anhob, auch hier als Epochenjahr ansetzen, doch ließe sich damit die Angabe, daß Eupolis 429 'aufgetreten' sei (Anonym. de com. bei Kaibel CGF. I p. 8), nur unter der Voraussetzung vereinigen, daß dabei nur die Dionysien, nicht aber die Lenäen berücksichtigt seien.

Die nächstliegende Annahme, daß zugleich mit der staatlichen Organisierung des Komödien-Agons an den Lenäen auch ein Wettkampf der Tragödiendichter eingerichtet worden sei, scheint gegenüber dem kombinierten Zeugnis der Didaskalien IG. II 972 und des Katalogs der Tragödienschauspieler (*r s*, W. S. 145) nicht aufrecht erhalten werden zu können. Der Name des Schauspielers Kallippides, der nach dem Ausweis von IG. II 972 im J. 418 gesiegt hat, kann im Katalog der Schauspieler nicht früher als an sechster Stelle eingesetzt werden; dort wird sein Name in der Tat statt des von Wilhelm vermuteten [Ἡρακλεί]δης Γ zu ergänzen sein[1]), wo ihm dann fünf Namen (mit wenigstens acht Siegen) vorausgehen würden. Da der zufällig für 418 bezeugte Sieg des Kallippides schwerlich gerade sein erster Sieg war, müssen wir mit dem Anfang des Agons jedenfalls über 424 hinaufgehen. Anderseits ist eine Grenze nach oben dadurch gegeben, daß in der ersten Kolumne der Lenäen-Didaskalien (vgl. oben S. 300) vor der Liste des Jahres 419 kaum mehr als 100 Zeilen, also höchstens 10—14 Jahreslisten, vorausgegangen sein können. Hat man aber ein Jahr zwischen 432 und 425 zu wählen, so wird man sich, da die Einsetzung des neuen Agons eine Mehrbelastung der Staatsfinanzen bedeutete, lieber für die Zeit vor Beginn des peloponnesischen Krieges entscheiden. Diese Berechnung lehrt zugleich, daß mit dem Tragödien-Agon gleich von Anfang an ein Wettkampf

[1]) Daß Herakleides, der schon 449 an den Dionysien (lange vor Chairestratos und Menekrates) gesiegt hatte, an den Lenäen erst lange nach 440 (weit später als Chairestratos und Menekrates) einen Erfolg gehabt haben sollte, ist sehr unwahrscheinlich. Auch die Fünfzahl der Siege spricht für den berühmten Kallipides. Daß der Raum die Ergänzung erlaubt, lehrt ein Vergleich mit der Länge der anderen Namen.

der Schauspieler verbunden war. Dieser hat, wie die dem Lenäen-Katalog zuzuweisenden Fragmente *q* und *o'* (vgl. oben S. 306) lehren, auch noch zu einer Zeit bestanden, in der der Dichter-Agon aller Wahrscheinlichkeit nach schon eingegangen war (vgl. oben S. 301). Da aber auch das Verzeichnis der Schauspieler schon auf Fragm. *o'* in der Zeit um 200 v. Chr., also wesentlich früher als die Listen der dionysischen Sieger, abbricht (vgl. Wilhelm S. 97, 166), so dürfen wir wohl den Schluß ziehen, daß kurz vor oder nach 200 v. Chr. der Lenäen-Agon der tragischen Schauspieler ein Ende gefunden hat.

Schwerer entwirrbar ist die Geschichte der Komöden-Agone. Da in den Jahreslisten der dionysischen Siege IG. II 971 auch für das Jahr 329 v. Chr. noch kein Sieg eines komischen Schauspielers verzeichnet ist, so ist der Schluß unabweisbar, daß an den Dionysien wenigstens bis 329 ein Agon komischer Schauspieler nicht bestand (vgl. Kaibel S. 187). Er muß aber vor 312 eingerichtet worden sein, wenn anders das Didaskalien-Fragment 974 *c*, das für 312 und 311 Komödiensiege bezeugt, von Wilhelm S. 45 mit Recht auf die Dionysien bezogen wird. In den Didaskalien II 975 *f* und *a* (W. S. 67 f.) aus der Zeit kurz vor und nach 210 v. Chr. sind aber wiederum keine Schauspielersiege verzeichnet und erst von etwa 198 ab (II 975 *b*) wird regelmäßig am Ende der Liste der siegreiche Schauspieler genannt. An den Lenäen ist der Agon der komischen Schauspieler für 306 durch IG. II 1289 (W. S. 210), für 290 v. Chr. durch IG. II 972 bezeugt, in noch frühere Zeit führt die Liste IG. II 974 (W. S. 84), wenn sie, wie ich glaube, den Lenäen zuzuweisen ist. Die von vornherein nächstliegende Annahme, daß der Schauspieler-Agon an den Lenäen von Anbeginn an mit dem Agon der Komödiendichter verbunden war, wird durch den Siegerkatalog bestätigt. Schon oben S. 306 habe ich darauf hingewiesen, daß Fragm. *x* (W. S. 150), mit dem man *i'* (W. S. 161) verbinden darf, der Beschaffenheit des Steines wegen der Lenäen-Liste zugerechnet werden muß. Die Liste komischer Schauspieler, die uns hier erhalten ist, muß aber mit der links von *i'* verlorengegangenen Kolumne weit über 400 hinaufgereicht haben. Anderseits zeigen die zur gleichen Liste gehörigen Stücke *b' c'* (W. S. 156) und *m'* (W. S. 164), daß der Agon der komischen Schauspieler, ebenso wie der der tragischen, mindestens bis in die letzten Jahrzehnte des III. Jahrhunderts fortgedauert hat.

Aber auch die zweite auf *y z a'* (W. S. 152) vorliegende Liste komischer Schauspieler hat über das Ende des IV. Jahrh. zurückgereicht, da der vordersten Spalte von *y*, die mit Namen aus der Zeit zwischen 325 und 310 beginnt, links mindestens noch eine Spalte, an deren Spitze die Überschrift stand, vorausgegangen sein muß. Die betreffenden Bruchstücke gehören nach der Zurichtung des Steines auf eine offene Seite des Baues, würden

also gut rechts von den Dionysien-Listen der Komödiendichter ihre Stelle gehabt haben können. An den Dionysien hat aber, wie wir oben sahen, in so früher Zeit ein solcher Schauspieler-Agon nicht bestanden. Diesen Tatbestand kann uns, glaube ich, eine oft besprochene Nachricht über den Redner Lykurgos bei Pseudo-Plut. p. 841 *E* aufklären: *εἰσήνεγκε δὲ καὶ νόμους, τὸν μὲν περὶ τῶν κωμῳδῶν, ἀγῶνα τοῖς Χύτροις ἐπιτελεῖν ἐφάμιλλον ἐν τῷ θεάτρῳ καὶ τὸν νικήσαντα εἰς ἄστυ καταλέγεσθαι, πρότερον οὐκ ἐξόν, ἀναλαμβάνων τὸν ἀγῶνα ἐκλελοιπότα.*

Auf diesen schon vor Lykurgos eingerichteten, dann um 330 v. Chr. wieder erneuerten Agon wird offenbar die Liste *y z a'* zurückzuführen sein. Denn wenn auch die Bedeutung der Worte *εἰς ἄστυ καταλέγεσθαι* nicht völlig unbestritten ist (vgl. E. Rohde, Kl. Schriften II, S. 407), so ist doch klar, daß die Sieger an den Chytren ein Privilegium erhalten, das sie den Siegern an den Dionysien gleichstellt, daß also der Schauspieler-Agon der Chytren gewissermaßen einen Ersatz für das Fehlen eines entsprechenden Agons an den Dionysien bilden sollte. Dann ist aber auch verständlich, daß die Liste der Chytren-Sieger im Siegerkatalog ihre Stelle unmittelbar neben der Dionysien-Liste der Komödiendichter erhielt. Ob späterhin, als auch an den Dionysien ein Agon der komischen Schauspieler bestand, die Liste der Chytren und Dionysien in Eins zusammengezogen wurden oder ob die Liste des später begründeten Dionysien-Agons als selbständige Liste neben dem auf *y z a* erhaltenen Verzeichnisse ihren Platz hatte, mag dahingestellt bleiben.

Im Anschlusse an diese gedrängte Übersicht über den geschichtlichen Gewinn, den wir aus den Inschriften IG. II 971—977 ziehen können, erübrigt noch eine Erörterung des Verhältnisses, das zwischen diesen Inschriften und den literarischen Bearbeitungen des gleichen Stoffes besteht. Es ist ja klar, daß diese umfangreichen Aufzeichnungen in Steinschrift, die in wohlüberlegter knapper Formulierung die amtlichen Protokolle über die Aufführungen und die Preisrichterurteile wiedergeben, nicht denkbar sind, ohne daß vorher in langer und ernster schriftstellerischer Tätigkeit der Text der Inschriften festgestellt worden war, und es kann höchstens fraglich erscheinen, ob diese vorauszusetzende schriftstellerische Arbeit erst durch den Auftraggeber der Inschrift veranlaßt war, oder ob vielmehr die Steinschrift nur die *μεταγραφή*, die Umschrift eines schon vorhandenen und selbständig entstandenen literarischen Werkes war. Die Glaubwürdigkeit der Inschriften freilich bedarf keiner weiteren Erhärtung durch den Nachweis einer literarischen Quelle, da an der Urkundlichkeit der Überlieferung ein Zweifel ohnehin ausgeschlossen ist; wohl aber ist die Frage, inwieweit die Inschriften nach Absicht, Inhalt und Fassung mit den gleichzeitigen literarischen Leistungen zusammenfallen, von Belang für die Geschichte der literaturgeschichtlichen und archivalischen Forschung im Altertum.

In erster Linie kommt hiebei, wie schon die ersten Herausgeber der Inschriften betont haben, das Verhältnis dieser Inschriften zu den einschlägigen Schriften des Aristoteles in Betracht. Im Katalog der aristotelischen Werke bei Diogenes Laertios V 26 werden *Νῖκαι Διονυσιακαί* und *Διδασκαλίαι* aufgeführt, denen in der Liste bei Hesych die Titel *Νικῶν Διονυσιακῶν ἀστικῶν καὶ ληναικῶν* ⟨*α*⟩ und *περὶ διδασκαλιῶν α* entsprechen. Es kann heute nicht mehr davon die Rede sein, daß etwa, wie U. Köhler dachte, Aristoteles solche auf Stein geschriebene Aufführungslisten schon vorgefunden und für seine Bücher benutzt habe, es kann vielmehr, wie Th. Bergk erkannte, die Frage nur sein, ob und wie die Inschriften IG. II 971—977 aus jenen aristotelischen Büchern abzuleiten sind. Denn wenigstens für IG. II 972 f. kann kein Zweifel sein, daß sie jünger sind als die „Didaskalien" des Aristoteles. Von diesen können wir uns ein Bild machen auf Grund einer kleinen Anzahl von ausdrücklich bezeugten Fragmenten. Während V. Rose (Aristoteles Pseudepigraphus p. 555), dem die meisten gefolgt sind, zum Schlusse gekommen ist, daß das Buch des Aristoteles eine bloße *ἀναγραφή* der amtlichen Aufführungslisten war, hat kürzlich v. Wilamowitz (Götting. Gel. Anz. 1906, 617) auf Grund der Notiz über Kinesias in Fragm. 12 (Schol. Av. 1379) die Meinung verfochten, daß Aristoteles über die Reproduktion der Urkunden hinausging und auch Untersuchungen über die Personen der Dichter gab. Für die Frage, die uns hier beschäftigt, ist diese Differenz von geringem Belang; denn auch wenn v. Wilamowitz' Auffassung jener Notiz zwingend wäre, so würde eben daraus doch nur folgen, daß in den „Didaskalien" auch einzelne die Urkunden begleitende Bemerkungen oder eine besondere die Streitfragen behandelnde Untersuchung Aufnahme gefunden hatten[1]). Der Kern des *Διδασκαλίαι* genannten Buches kann aber, wie der Titel und die gesicherten Zitate deutlich machen, doch nichts anderes gewesen sein, als die Reproduktion der amtlichen Aufführungslisten. Und auch das, glaube ich, darf man nicht bezweifeln, daß es neben den 'Didaskalien' des Aristoteles nicht noch eine zweite, die gleiche Epoche behandelnde Didaskalien-Sammlung gegeben haben kann. Wenn die alexandrinischen Gelehrten gelegentlich 'Didaskalien' schlechtweg ohne Nennung eines Autors zitieren, so ist das nicht anders zu beurteilen, wie wenn wir das *Corpus Inscriptionum Atticarum* anführen, ohne der Namen von Kirchhoff und Köhler zu gedenken. Eben weil die *Διδασκαλίαι* des Aristoteles ausschließlich oder doch in erster Linie eine Urkundenpublikation waren, konnte und mußte der Name des Autors ganz hinter den von ihm veröffentlichten Urkunden zurücktreten.

---

[1]) Man könnte dann etwa in dem bei Hesych überlieferten Titel *περὶ διδασκαλιῶν* noch den Sondertitel einer solchen Untersuchung erhalten glauben, die so neben den 'Didaskalien' stand, wie der *Πυθιονικῶν ἔλεγχος* neben dem das Siegerverzeichnis enthaltenden Buch: *Πυθιονῖκαι.*

Dabei kann natürlich die Frage aus dem Spiele bleiben, ob etwa die *Διδασκαλίαι* 'pseudoaristotelisch' in dem Sinne waren, daß der Abschluß und die Herausgabe des Buches nicht von Aristoteles selbst, sondern von einem seiner Schüler besorgt wurde. Soviel dürfen wir der antiken Überlieferung gewiß glauben, daß Aristoteles hier wie bei dem Pythionikenbuche der 'Vater des Gedankens' war und gewiß darf der Plan, die in den Archiven geborgenen Aufführungslisten der dionysischen Feste durch Veröffentlichung der literargeschichtlichen Forschung zugänglich zu machen, als ein fruchtbarer, des großen Forschers würdiger Gedanke bezeichnet werden. Wie groß oder gering die physischen Schwierigkeiten waren, die bei einer solchen Sammlung des Urkundenmaterials überwunden werden mußten, wissen wir nicht, da wir über den Grad der Ordnung und Vollständigkeit in den athenischen Archiven nicht unterrichtet sind. Für die älteren Zeiten lag aber gewiß nicht alles Material bereit und daß z. B. noch für die Komödienaufführungen aus der Zeit um 440 die Titel der Stücke nicht mehr alle ermittelt werden konnten, lehrt die später aus den Komödien-Didaskalien geschöpfte Zusammenstellung, von der uns Reste in den Inschriften IG. XIV 1097 f. (W. S. 196 f.[1]) erhalten sind. Um die Listen des frühen fünften Jahrhunderts zu vervollständigen, bedurfte es also gewiß vielen Suchens und Vergleichens von mannigfach zerstreuten Zeugnissen.

Anderseits ist klar, daß, nachdem einmal von Aristoteles die Didaskalien von 500—330 gesammelt und ediert worden waren, kein zweiter mehr diese Arbeit nochmals zu machen brauchte, so daß der Schreiber von IG. II 972 f. jene älteren Jahreslisten nirgends anderswoher als aus dem Buch des Aristoteles herübernehmen konnte. Die Fortführung der Listen über Aristoteles hinaus war natürlich in der Zeit des vollentwickelten Urkundenwesens keine Leistung, die einen Gelehrten erforderte, so daß der Auftraggeber der Inschrift sich die Listen von 330—280 leicht selbst aus den Archiven verschaffen konnte. Es ist aber wohl möglich, daß es damals auch schon eine neue Buchausgabe der 'Didaskalien' gab, in der die Listen bis ins III. Jahrh. hinab fortgesetzt waren.

Sehr viel weniger aussichtsreich als für die Didaskalien IG. II 972 f. scheint auf den ersten Blick für den Siegerkatalog IG. II 977 und die Siegeslisten IG. II 971 die Untersuchung des Verhältnisses der Inschriften zur Schriftstellerei des Aristoteles, da uns aus dem *Νῖκαι Διονυσιακαί* genannten Buche kein einziges Zitat überliefert wird. Aus dieser Unsicherheit des Tatbestandes erklärt es sich wohl auch, daß Wilhelm in seinem neuen Buche S. 13 der von mir (Pauly-Wissowa, R.-E. V 398) aufgestellten Meinung beipflichtend die Inschrift IG. II 971 mit dem Werke

[1]) Vgl. A. Körte, Rhein. Mus. LX (1905), S. 425 f.; Capps, Classical philology I (Chicago 1906), S. 201 f.

des Aristoteles identifiziert, dann aber in den Nachträgen S. 257 in Übereinstimmung mit A. Körte[1]) vielmehr den Siegerkatalog II 977 auf das aristotelische Buch zurückführen will.

Zu der letzteren Annahme verführen ja zunächst die für den Siegerkatalog vorauszusetzenden Überschriften *Ἀστικαὶ* und *Ληναικαὶ νῖκαι ποητῶν*, bezw. *ὑποκριτῶν* (vgl. oben S. 301). Aber wenn es auch wohl verständlich ist, daß der Schreiber des Kataloges es bequem fand, solche Aufschriften für seine Listen zu wählen, so umschließt doch der Titel des aristotelischen Buches einen sehr viel weiteren Inhalt. Ein Zeitgenosse des Aristoteles dachte bei den 'dionysischen Siegen' nicht nur an die Erfolge der Dichter und Schauspieler, sondern gleicher Weise an die Siege der Phylenchöre und der Choregen, und daß diese in dem Katalogschema von IG. II 977 keinen Platz finden konnten, leuchtet unmittelbar ein. Überlegen wir ferner, daß alle vier Listen der Dichter und Schauspieler bis zu Aristoteles' Zeit zusammen nicht mehr als 300—350 Namen umfaßten, so darf man es als undenkbar bezeichnen, daß eine so magere Namensliste als selbständiges Buch ediert werden konnte. Aber noch mehr als diese formalen Bedenken fällt gegen den aristotelischen Ursprung des Kataloges die wissenschaftliche Geringwertigkeit der ganzen Arbeit ins Gewicht, die einen Aristoteles weder reizen noch befriedigen konnte. Mit den 'Didaskalien' vor Augen konnte jeder Schulknabe die Siegerlisten verfassen, indem er die Namen der Sieger in der Ordnung, in der sie ihm zuerst begegneten, untereinander aufschrieb und dann jedem die in den späteren Listen folgenden Siege 'anstrichelte'. Für literarhistorische Zwecke ist aber der Katalog so gut wie wertlos, da er kein einziges bestimmtes Datum an die Hand gibt und auch für die relative Chronologie der Dichter keine ausreichende Grundlage schafft. Er ist überhaupt nur verständlich im Zusammenhang mit datierten Aufführungslisten. Ich habe daher schon vorhin S. 304 angedeutet, daß der Katalog IG. II 977 vielleicht erst zu Zwecken des epigraphischen Monumentes, an dem er aufgeschrieben ist, verfertigt worden sein könnte. Aber ich will natürlich die Möglichkeit nicht leugnen, daß er etwa auch einer Buchausgabe der Didaskalien als Anhang beigegeben sein konnte. Als selbständiges Büchlein aber mag eine solche Liste vielleicht in der auf Statistik gerichteten Kompendien-Literatur der Spätzeit möglich sein, gewiß aber nicht in der Zeit und im Kreise des Aristoteles.

Muß also der Katalog IG. II 977, der als mageres Exzerpt aus den Didaskalien sich darstellt, abseits von den Schriften des Aristoteles bleiben, so dürfen die engen Beziehungen, in denen die Inschrift IG. II 971 (oben S. 293) und Aristoteles' *Νῖκαι*

---

[1]) Vgl. jetzt Körte, Aristoteles *Νῖκαι Διονυσιακαί*, Classical philology I (1906), S. 391 f.

zueinander stehen, auf Grund des jetzt so viel vollständigeren Bildes der Inschrift mit erhöhtem Nachdruck geltend gemacht werden.

Wie für diese Inschrift eine passendere Bezeichnung als *Νῖκαι Διονυσιακαί* kaum ausdenkbar sein dürfte, so wüßte ich auch nicht, welcher Inhalt einer *Νῖκαι Διονυσιακαί* betitelten Schrift besser entsprechen könnte als die in IG. II 971 vorliegenden Jahreslisten dionysischer Siege. Daß diese Listen nicht ausschließlich literaturgeschichtlichen Interessen dienen, kann doch angesichts so vieler anderer chronologisch-historischer Arbeiten des Aristoteles nicht ernstlich gegen aristotelischen Ursprung geltend gemacht werden. Vielmehr müssen ja des Aristoteles' *Νῖκαι*, eben da alle literarisch interessanten Tatsachen aus den Theaterurkunden schon in den 'Didaskalien' vollständig ausgeschöpft waren, nach einer anderen Richtung etwas von dem Inhalt der 'Didaskalien' Verschiedenes geboten haben; das waren eben die neben den Siegen der Dichter hier noch genannten Siege der Choregen und Phylen. Weil aber das, was die *Νῖκαι* über die 'Didaskalien' hinausgehend Neues enthielten, wohl für den athenischen Bürger, nicht aber für die Gelehrten der Folgezeit von Interesse war, wird anderseits auch erklärlich, warum die *Νῖκαι* von den Späteren niemals zitiert werden, sondern immer nur die 'Didaskalien', als die für literaturgeschichtliche Nachweise ungleich vollständigere Urkundensammlung [1]).

Die nächste Parallele zur Inschrift IG. II 971, die neben den Jahreslisten der siegreichen Choregen und Agonisten auch noch einzelne Vermerke über Neueinrichtungen der Dionysienfeier enthielt, bieten die *Πυθιονῖκαι* des Aristoteles, die in der delphischen Inschrift (Bull. de corr. hell. XXII, S. 260, Dittenberger Syll. II² 915) als *πίναξ τῶν ἀ[πὸ Γυλίδα νεν]ικηκότων τὰ Πύθια καὶ τῶν ἐξ ἀρχῆς τὸν ἀγῶνα κατασκευασάντων* charakterisiert wird. Auch die Tatsache, daß die dionysischen Jahreslisten nicht mit den ersten Anfängen der Dionysienfeier, sondern erst mit einem Zeitpunkte anhoben, von dem ab eine zusammenhängende Überlieferung vorlag (vgl. oben S. 296), stimmt gut zu der kritischen Art des Aristoteles, der auch den Pythioniken-Katalog nicht mit der halbmythischen Frühzeit der Pythien, sondern erst mit einem späteren Termin begann, von dem ab die Siegerlisten sich urkundlich feststellen ließen [2]). Und ebenso wie die Rolle, die in IG.

---

[1]) Natürlich waren aber auch die *Νῖκαι* in den Händen der älteren alexandrinischen Gelehrten. Eine Spur ihrer Benützung verrät die Hypothesis zum Agamemnon in der Erwähnung des Choregen. Auch um die Jahreszahlen für die ersten Dichtersiege festzustellen, boten die *Νῖκαι* die übersichtlichste Handhabe. Die oft besprochene aristotelische Nachricht über Synchoregie (Schol. Arist. Frösche 404, vgl. Wilhelm S. 177) könnte gleichfalls auf einen Vermerk der dionysischen Jahreslisten zum Jahre 406/5 zurückgehen.

[2]) Nur der Name des Gylidas, nicht die Tatsache, daß hier ein bestimmtes Jahresdatum gegeben war, kann in der Ergänzung der delphischen Inschrift zweifelhaft sein. Eine weitere Analogie bietet das in-

II 971 den Komos-Chören zugewiesen ist (vgl. oben S. 295), so läßt sich auch der Umstand, daß die 'Jahreslisten' nicht bis Thespis zurückreichten, gut mit der sonstigen aristotelischen Doktrin vereinigen.

Dazu kommt aber als Wichtigstes noch das zeitliche Moment. Die Archivstudien des Aristoteles zum Zwecke der Ermittlung der 'Didaskalien' wird man gewiß unmittelbar vor die Abfassung der 'Poetik', also etwa Ende der dreißiger Jahre, ansetzen müssen. Um 330 v. Chr. oder wenige Jahre später ist nach dem oben S. 298 Dargelegten die Aufstellung der Inschrift IG. II 971 erfolgt. Soll wirklich gleichzeitig mit Aristoteles noch ein zweiter Forscher das gleiche Urkundenmaterial zu den gleichen Zwecken bearbeitet haben? Und würde nicht vielmehr die auffällige Tatsache, daß Aristoteles neben den 'Didaskalien', in denen der reiche, literargeschichtliche Gewinn aus den Theaterurkunden schon vollständig gebucht war, noch ein besonderes Verzeichnis der 'dionysischen Siege' zusammenstellte, am besten sich erklären, wenn wir dafür den äußeren Anlaß in eben jenem staatlichen Auftrage, den die Inschrift IG. II 971 voraussetzt, erkennen dürften? Oder ist es glaubhaft, daß — wenn die *Νῖκαι* des Aristoteles jenem staatlichen Auftrage schon vorausgegangen sein sollten — die Athener den öffentlich aufgestellten Siegesverzeichnissen das Werk eines anderen zugrunde gelegt hätten, nicht aber das Buch des berühmten Aristoteles, dessen Pythionikenbuch gerade damals die Delphier in Stein graben ließen?

Mir scheint alles, was sich über die Inschrift IG. II 971 einerseits, über Aristoteles' *Νῖκαι*-Buch anderseits teils sicher ermitteln, teils wahrscheinlich voraussetzen läßt, so sehr zu einander zu stimmen, daß die Gleichsetzung der Inschrift mit dem aristotelischen Werk hier wie bei den 'Didaskalien' doch für etwas mehr als eine bloße Möglichkeit gelten darf.

Die inschriftlich überlieferten 'Jahreslisten der dionysischen Siege' aber, ebenso wie die 'Aufführungslisten' IG. II 972 f. gewinnen dann zu der grundlegenden Bedeutung, die sie schon durch das darin überlieferte Tatsachenmaterial besitzen, noch einen weiteren Werttitel dadurch, daß sie nicht nur unschätzbare Sammlungen authentischer Urkunden darstellen, sondern uns diese Urkunden überliefern, gesichtet und redigiert von der Hand des Aristoteles.

Wien. Emil Reisch.

---

schriftlich erhaltene, nach 384 und vor 264 verfasste Olympionikenverzeichnis IG. II 978 (Dittenberger Syll. II[2] 669, Preuner, Ein delphisches Weihgeschenk, S. 96), das vielleicht geradezu als eine Umschrift der aristotelischen Olympioniken-Liste angesehen werden darf. Auch hier wird zunächst eine Aufzählung der im Laufe der Zeit neueingeführen Agone gegeben; das Verzeichnis der Sieger beginnt aber erst mit Ol. 22, doch wohl deshalb, weil der Verfasser für die vorausgehenden Olympiaden eine vollständige und authentische Liste nicht glaubte aufstellen zu können.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Angelo Taccone, Bacchilide epinici, ditirambi e frammenti, con introduzione, comento e appendice critica. Turin, H. Löscher 1907. 218 Seiten.

Der überaus rührige Herausgeber, der uns — nach einer Reihe ergebnisreicher Schriften über griechische Metrik[1]) — erst 1904 eine *Antologia della Melica greca* (s. diese Zeitschrift 1906, S. 311) geschenkt, publiziert einen mit feinem kritischen Verständnis hergestellten Text und hiezu einen reichhaltigen Kommentar, der nach dem Vorworte zunächst für Studierende der Lyzeen und für angehende Philologen „zur Einführung in die vielfältigen Probleme des Dichters" bestimmt ist. Hiebei beschränkt er sich jedoch nicht darauf, den wesentlichen Ertrag der Ausgabe von R. Jebb (Cambridge 1905), der der Wert einer vorläufig abschließenden Arbeit zukommt, seinen Landsleuten mundgerecht zu machen, was ihm schließlich niemand übel nehmen könnte. Wie wenig er dies tut, das ersieht man schon aus dem Verzeichnis der von ihm benutzten Literatur (S. VII—X), in welchem er Jebbs 'Bibliography' (S. XIII—XVIII) um zahlreiche wichtige Publikationen — selbst englische! — vermehrt. Er will eben mit seinem Buche in die Reihe der eigentlichen Bakchylidesforscher eintreten, indem er den ganzen Komplex der einschlägigen Fragen, auch die niedere Kritik und Exegese, einer gründlichen, mit gesundem Urteil geführten Revision unterzieht. Aus alledem erklärt sichs, daß er uns an den strittigen Stellen jedesmal die ganze Genesis der Lesarten und Erklärungen in kritischer Beleuchtung vors Auge führt.

Die Frucht seiner textkritischen Studien sind folgende eigene Konjekturen: VIII 12 ὄ]πα[σσο]ν. Der Verf. hält also daran fest,

---

[1]) Z. B. Sophoclis tragoediarum locos melicos e novissimorum de ... metris scriptorum disciplina descripsit ... Turin 1905 (= *Accadem. reale delle science di Torino* a. 1904/5).

daß hier am Schlusse des Gedichtes — wie bei Pindar öfter — Segenswünsche für einen Sieg in Olympia, der alle vorhergehenden krönen soll, ausgesprochen sind, und hierin hat er ohne Zweifel recht: Blaß liest zwar statt des Schluß-*ν* ein *ς* (*ὄπασσας*), bezeichnet es aber als unsicher: ich halte daher T.s Konjektur für beachtenswert. — XI 31 und 36 rezipiert er meine Ergänzung *ἤ οὔ τις ἐπιχθονίων*, streicht jedoch das *ἤ* und setzt am Schluß von 36 statt des Fragezeichens einen Punkt. Dann würde jedoch das geleugnet, was der Dichter soeben erst (V. 56 ... *τις δίκας κέλευθον* ... *ἀπέτραπεν*) behauptet hatte, daß nämlich ein Mensch durch Betrug den Alexidamos um den Sieg gebracht habe: denn *δίκας κέλευθον ἀπέτραπεν* = *ποικίλαις τέχναις πέλασσεν* (s. meinen und Jebbs Komm.). — XIX 29 *μαχᾶν ἀγῶσιν*: aus metrischen Gründen eine Verbesserung von Jebbs Konjektur *μ. ἀγῶνι*. — Das. 33 *ὄμματ' αἰνὰ κλεῖσαν* (Jebb *λῦσαν*): aber es fehlt ein Beleg, wie ihn Jebb (Soph. Ant. 1302) bringt, also z. B. Soph. Fragm. 635 D. — Das. 36 *ἀνάπαυ[σιν ἀθλίαν*, weil dem Argos die Einschläferung den Tod gebracht.

In der höheren Exegese stehen die chronologischen Probleme im Vordergrunde, die bekanntlich überhaupt die starke Seite der italienischen Philologen ausmachen: ich erinnere an die Arbeiten von J. Fraccaroli (Pindar und Bakch.) und L. A. Michelangeli. Der Verf. gibt neue Lösungen dieser schwierigsten aller Fragen in der Introd. S. XIII—XVI (über die Zeit der ersten Reise des Bakchylides nach Sizilien [476]), ferner im Kommentar: zu III 19—21 (neue Erklärung der Aufeinanderfolge der *τρίποδες* der Deinomeniden für Delphi), XIII Einl. (die Zeit der Konkurrenzoden für Pytheas [481]), XIX Einl. (das Gedicht ist nach 475 verfaßt); vgl. noch zu X 9, XI 10 und XI 26 f.

Ein zweites Gebiet, das die Italiener mit feinstem Verständnis kultivieren, ist das der ästhetischen Kritik: in dieser Hinsicht bietet das Kap. III *Della tecnica e dell' arte di B.*, besonders dessen zweiter Abschnitt (S. XXXVI—LI) bemerkenswertes, über die Arbeiten von Jebb, Fraccaroli und L. Mallinger (*le caractère, la philosophie et l'art de B.*, *Musée Belge* 1899, 21 ff.) hinausgehendes Neues.

Anerkennenswert sind endlich auch T.s Bemühungen auf dem Gebiete der niederen Exegese: seine — allerdings bisweilen etwas langatmigen — Erklärungen (s. z. B. V 30 und 142, XIV 18 und XVII 86) beabsichtigen zumeist die Überlieferung gegen Konjekturen in Schutz zu nehmen, bieten aber auch sonst Dankenswertes. Hier eine Auswahl der wichtigsten: III 87 (Verteidigung der La. des Pap. *εὐφροσύνα* gegen Blaß' bestechende Konjektur *εὐχροσύνα* [vgl. Theogn. 451]); V 16 (schöne Parallele aus Dantes Hölle IV 94 ff. *così vidi adunar la bella scuola* | *di quel signor dell' altissimo canto,* | *che sovra gli altri, com' aquila, vola*; V 50 (*μετ' ἀνθρώποις* verteidigt); V 142 (Erklärung von

ἐγκλαύσασα); VII Einleitung; IX 13 *ἀσάγεύοντα* (das Metrum –]⏑⏑– statt –]–⏑– verteidigt durch den Hinweis auf V 151 und 191); X 39 (unzweifelhaft richtige, ganz neue Erklärung von *Χαρίτων τιμᾶν λελογχώς*); X 47 (Modifizierung meiner Erklärung von *ἐσθλῶν*); XIII 176 (passende neue Parallele aus Quint. Smyrn. Posthom. V 50, XIV 196); XV 38; XVIII 67 (Verteidigung von *ἄμετρον*); XIX 14 (gegen Jebb).

Die Metrik ist nach den neuesten Errungenschaften der deutschen Schule behandelt. Otto Schröder dürfte auch hier bisweilen die Nase rümpfen; aber wehe Taccone, wenn er „im Gefühle eigner Unzulänglichkeit“ die Berliner Metrik abgelehnt hätte!

Wien. Hugo Jurenka.

---

1. C. Iulii Caesaris commentarii de bello civili, erklärt von Friedrich Kraner und Friedrich Hofmann. 11., vollständig umgearbeitete Auflage von Dr. Heinrich Meusel, Direktor des Köllnischen Gymnasiums in Berlin. Mit fünf Karten. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1906.
2. C. Iulii Caesaris de bello civili commentarii. Edidit H. Meusel. Berolini apud Weidmannos MDCCCCVI.

Die Neubearbeitung der verbreiteten Kranerschen Ausgabe ist einem gründlichen Kenner der Sprache Cäsars anvertraut worden, dem bekannten Verfasser des *Lexicon Caesarianum*. Derselbe hat laut Vorrede alles für die Feststellung des Textes bisher Geleistete gewissenhaft zu benutzen gesucht und von den berücksichtigten sieben Handschriften *S a f h W* (die letztgenannte bis II 7) selbst verglichen, für den übrigen Teil dieser Handschrift, sowie für *L* und *l*, Zwillingsbrüder von *S*, bezw. *h*, sich auf die Angaben bei Dübner, Kübler und Holder verlassen. Die zwei Tatsachen, daß das B. civ. ein unvollendeter, von Cäsar nicht selbst veröffentlichter Entwurf ist und daß sich darin eine nicht unbeträchtliche Anzahl Einlagen von fremder Hand finden, mahnten zur größten Vorsicht bei der Herstellung des Textes. Trotzdem weicht dieser an beinahe 500 Stellen von der vorigen Auflage ab. Für den Kommentar, der bedeutend erweitert wurde, hat Meusel nicht nur die antiken Quellen in ihrem ganzen Umfange durchgearbeitet, sondern auch die neuere Literatur verwertet und namentlich aus Stoffels Werk, wie bereits Fr. Hofmann für die 10. Auflage, reichen Gewinn gezogen. Die neu hinzugekommenen sprachlichen Anmerkungen sollen teils dazu dienen, die Beibehaltung der überlieferten Lesart zu rechtfertigen, teils sind sie durch Anmerkungen neuerer Herausgeber oder durch falsche Übersetzungen veranlaßt. So ist das Buch in seiner neuen Gestalt noch weniger als die früheren Auflagen für Schüler berechnet, sondern mehr für Studenten und Lehrer, allenfalls für gute und strebsame Schüler

der obersten Klassen, daneben für Freunde des klassischen Altertums und für jüngere Militärs. Die Zitate wurden nachgeschlagen und berichtigt. Kritische Anmerkungen sind im allgemeinen in den kritischen Anhang (S. 304—344) verwiesen worden, der fast nur solche Stellen behandelt, an denen der Text von dem der 10. Auflage oder dem der neueren Ausgaben abweicht. Wir entnehmen mit Befriedigung, daß der Verf. eine kritische Ausgabe zu veranstalten gedenkt. Das geographische Register (S. 345 bis 354) wurde auf Grund der zuverlässigsten neueren Werke wesentlich verbessert und erweitert. Neu hinzugekommen ist eine Karte für die Kämpfe zwischen *Ilerda* und *Octogesa*, ein Plan von *Alexandria* und eine Skizze der nächsten Umgebung von *Oricum*, ein Register über die Anmerkungen (S. 355—366) und endlich eine Zeittafel (S. 367—374), die in der ersten Spalte das Datum des damaligen, in der zweiten und dritten das des julianischen Kalenders nach den Berechnungen von Le Verrier, bezw. Paul Groebe bietet. Besonders ist dem Buche auch der ausführliche Briefwechsel zugute gekommen, den der Verf. über viele Stellen des B. civ. mit Oberst Stoffel geführt hat.

Die Einleitung (S. 1—10) gibt einen Überblick über die politischen Ereignisse vom ersten Triumvirat bis zu denjenigen, mit denen die Erzählung beginnt, berührt die Frage der Glaubwürdigkeit der Kommentarien und zitiert Gustav Schmollers Urteil über Bismarcks Persönlichkeit, das sich fast Wort für Wort auf Cäsar übertragen lasse. Im 'Nachtrag zu 2 c. 1 ff.' (S. 301—303) betont der Herausgeber gegen Camille Jullian, daß das Lager des Trebonius jedenfalls auf der 54 *m* hohen *Colline St. Charles* gestanden habe, nicht auf der nur 38 *m* hohen *Butte des Carmes*. Ferner werde man bei der gewöhnlichen Erklärung bleiben und das Vorhandensein zweier *aggeres* mit je einem Turme annehmen müssen.

Die Annahme, daß in den Text der *commentarii* fremde Zutaten geraten seien, wird sich nicht grundsätzlich abweisen lassen. Sie ist in der Textausgabe durch weitere Ausscheidung einiger Wörter (vgl. III 24, 3. 33, 1) noch zuversichtlicher zum Ausdrucke gekommen. Doch erheben sich an einigen Stellen gewichtige Bedenken. I 45, 2 *Sed nonae legionis milites ... sub montem, in quo erat oppidum positum [Ilerda], succedunt.* Im kritischen Anhange zu der Stelle werden zwei Gründe zum Beweise der Unechtheit des Eigennamens angeführt: 1. wiederhole Cäsar den Namen einer soeben genannten Stadt nicht gleich darauf; 2. stelle er *oppidum* stets unmittelbar vor oder hinter den Namen der Stadt. Der erste Grund ist aber nicht stichhältig: II 18, 2 heißt es *in oppidum Gades* und ein paar Zeilen weiter *oppido Gadibus.* Als Ausnahme von der zweiten Regel aber führt Meusel selbst *b. G.* VII 12, 2 *oppidum Biturigum positum in via Noviodunum* an, wozu noch kommt VIII 5, 2 *in oppido Carnutum Cenabo.* In

beiden Fällen lag es im Belieben des Schriftstellers, durch veränderte Wortstellung die Regel zu wahren. — III 10, 10 *[Haec quo facilius Pompeio probari possent, suas terrestres urbiumque copias dimissurum].* Dazu im Kommentar die Bemerkung: „Dieser Satz kann nicht von Cäsar herrühren, weil er mit § 9 in Widerspruch steht; auch hätte Cäsar wahnsinnig sein müssen, wenn er sich so, ohne irgendwelche Sicherheit zu haben, seinen Todfeinden hätte ausliefern wollen". Da drängt sich vor allem die Frage auf, wer sich hätte veranlaßt finden sollen, hier überhaupt einen Zusatz zu machen und besonders einen solchen, der dem Vorausgegangenen widerstreitet. Es wird vielmehr in jenen Worten ein anderer Sinn liegen als der vom Verf. vorausgesetzte. Nach § 9 würden sich Cäsar und Pompeius mit der Entscheidung des Volkes und Senates zufrieden geben müssen, *si uterque in contione statim iuravisset se triduo proximo exercitum dimissurum,* und nun erklärt der erstere gleich im voraus seine Bereitwilligkeit, jene Bedingung zu erfüllen: „damit es Pompeius um so leichter möglich werde, auf den Vorschlag einzugehen, sei er gesonnen, alle seine Truppen in Stadt und Land zu entlassen". Selbstverständlich ist die Ausführung seiner Absicht von der gleichen Zusage seitens des Pompeius abhängig. Bei dieser Auffassung enthalten die Worte weder einen Widerspruch noch lassen sie Cäsars Verhalten „wahnsinnig" erscheinen. Was mit *urbiumque copias* gemeint sei, ersieht man deutlich aus c. 15, 6, wo von den beiden Legaten in *Oricum* die Rede ist, *quorum alter oppidi muris, alter praesidiis terrestribus praeerat.* Das Fehlen des Subjektsacc. *se* endlich ist kein Argument gegen die Echtheit, da dieser auch sonst wiederholt gegen die Handschriften hinzugefügt wird: vgl. die Anm. zu I 22, 1. — III 19, 1 *Inter bina castra Pompei atque Caesaris [unum] flumen tantum intererat Apsus.* Wenn man *unus* nicht als Zahlwort, sondern in abgeschwächter Bedeutung faßt, wofür zu III 15, 4 Belege aus Cicero und Cäsar angeführt sind (ich verweise auch auf Liv. XXII 9, 6 mit der Anmerkung von Wölfflin-Luterbacher und auf c. 22, 7), ist kein Anstoß zu nehmen. — III 28, 3 *Harum altera [navis] CCXX e legione tironum sustulerat, altera ex veterana paulo minus CC.* Da diese Worte von § 1, wo der Begriff *navis* begegnet, durch zwei Sätze getrennt sind, erfordert die Deutlichkeit die Wiederaufnahme jenes Begriffes. Anderseits hat die Eigentümlichkeit, den bezüglichen Begriff nicht mit dem partitiven Genetiv zu konstruieren, ihr Analogon an Fällen wie c. 84, 5 *unum Allobrogem ex duobus* und Liv. XXII 25, 6 *quarum neutra provincia,* worüber zu vgl. diese Zeitschrift 1906, S. 209. — III 44, 4 *Atque ut nostri perpetua munitione providebant [perducta ex castellis in proxima castella], ne quo loco erumperent Pompeiani* sqq. Die eingeklammerten Worte werden Cäsar abgesprochen, da nach den an Ort und Stelle vorgenommenen sorgfältigen Untersuchungen Stoffels und nach der Anden-

tung Cäsars c. 43, 2 *(ut loci cuiusque natura ferebat)* von einem Herstellen fortlaufender Verschanzungen nicht die Rede sein könne (solche *munitiones* seien unnötig und auch unmöglich gewesen); jene Worte seien eine erklärende Randbemerkung zu *perpetua* (Krit. Anh. S. 329 f.). Und doch liegt ein ganz ähnlicher Fall b. G. I 8, 1 vor: *(a lacu Lemanno ad montem Iuram) murum in altitudinem pedum sedecim fossamque perducit.* Daß diese Worte nicht besagen, die römischen Soldaten hätten tatsächlich eine Mauer und einen Graben in der angegebenen Ausdehnung gezogen, lehren die im Auftrage Napoleons von dem damaligen Kommandanten der Artillerie, Baron Stoffel, angestellten Untersuchungen. Vgl. Geschichte Iulius Cäsars (Wien 1866) II 46: „Die römischen Arbeiten haben nur auf einigen Punkten die natürlichen Hindernisse, welche die Rhone auf dem größten Teile ihres Laufes bietet, ergänzt". S. 47: „Diese Schanzwerke bildeten, indem sie die Böschungen der Rhone untereinander verbanden, von Genf bis zum Jura eine ununterbrochene Linie, welche eine unübersteigbare Scheidewand darstellte". Nach diesen Aufklärungen wird auch die Anlage der die Pompeianer einschließenden Befestigung zu deuten sein. — III 94, 3 f. Diese zwei Paragraphen streicht M. mit Bentley und Morstadt. Die vorgebrachten Bedenken vermag ich nicht zu teilen. Die Worte enthalten doch etwas Neues, sie betonen die Voraussicht Cäsars. Dadurch ist auch die Unterbrechung der „in raschem Gange fortschreitenden Erzählung" hinreichend gerechtfertigt. Und wenn Cäsar bemerkt, daß sich seine Erwartung erfüllt habe, ist er darum noch lange kein Prahlhans. Die ganze Stelle nimmt sich wie ein Gegenstück zu c. 92, 3 aus. Dem Tadel, der dort gegen Pompeius ausgesprochen wird, der sich mit seiner Berechnung irrte und dem c. 96, 4 mit offenbarem Anklang an unsere Stelle die Klage in den Mund gelegt wird: *tantum se opinionem fefellisse, ut, a quo genere hominum victoriam sperasset, ab eo initio fugae facto paene proditus videretur,* entspricht die Feststellung der Tatsache, daß Cäsar sich in seiner Annahme nicht getäuscht sah. Wer behauptet, daß es nach *quin* (statt *oriretur*) doch mindestens *oriturum esset* heißen müßte, muß auch an Fällen wie b. G. I 31, 15 *non dubitare, quin de omnibus obsidibus .... gravissimum supplicium sumat* Anstoß nehmen. Die folgenden Worte *(ut .... pronuntiaverat)* sind nicht überflüssig. Sie sind dem Satze *quin—oriretur* eingefügt zu denken: „Und Cäsar täuschte sich in der Tat nicht, daß, sowie er es selbst angekündigt hatte, der Anfang des Sieges von jenen Kohorten ausgehen würde". Erwähnung verdient auch, daß *neque vero* eine von Cäsar gerne gebrauchte Verbindung ist, worüber das Register über die Anmerkungen Auskunft gibt. Dem *primum* entspricht in ganz klarer Weise zweimal *ab isdem.* Wen der Plural *factae caedes sagittariorum ac funditorum* befremdet, der mag durch eine geringfügige Änderung den Singular

herstellen. Betreffs *factae caedes* und *initium factum* genügt der Hinweis auf die Anmerkung zu I 47, 3, wo der bei Cäsar häufigen Wiederholung derselben Worte Erwähnung geschieht. Daß *initium fugae facere* sonst „zuerst fliehen" bedeutet, kann kein Beweis für die Unechtheit sein. Der Ausdruck findet sich in der hier erforderlichen Bedeutung z. B. auch bei Liv. XXI 5, 16. Das Plusquamperfectum im letzten Satze mag der Abwechslung halber gebraucht sein. — Nicht hinreichend gerechtfertigt scheint mir der Zweifel an der Richtigkeit der Überlieferung III 9, 2 *conventum Salonis*; 25, 2 *eius*; 44, 7 *tela vitarent*; 65, 3 *quibusdam cohortibus*. — III 71, 1 *tribunos militum . . , centuriones XXXII*. Gewöhnlich liest man nach den meisten Handschriften *et centuriones XXXII*, so daß 32 die Gesamtzahl ist. Dagegen bemerkt M. (Krit. Anh. S. 336): „Daß Cäsar Militärtribunen und Centurionen in einen Topf geworfen haben sollte, ist sehr unwahrscheinlich". Sie werden aber tatsächlich nebeneinander gestellt, wenn die Soldaten ein Anliegen dem Feldherrn übermitteln lassen (b. G. I 41, 3; b. c. I 64, 3) oder wenn anderseits der Feldherr in Geldverlegenheit sich an sie wendet (b. c. I 39, 3) oder ihnen für ihre Unterstützung Dank sagt (b. c. II 21, 1). — Die Textausgabe weicht in einigen Einzelheiten von der größeren ab. Mit Recht ist III 100, 2 die Lesart jüngerer Handschriften *Brundisii praeerat* aufgenommen. — Der Kommentar, der auf der soliden Basis gründlicher Kenntnis des Sprachgebrauches ruht, klärt über alles für das Verständnis Wesentliche auf. Vielleicht findet es der Verf. angemessen, bei Erscheinen einer künftigen Auflage ein paar Nachträge einzuschalten. Ich erwähne: II 3, 2 (und sonst) *principes;* 17, 2 *neque se in ullam partem movebat;* 36, 2 *fortunas perturbari;* III 9, 4 *sententia;* 18, 3 *e re;* 18, 4 *cuius rei opinio;* 31, 3 das Verhältnis der Ablative zu einander; 57, 3 *compellare;* 57, 4 *acceptam relaturos;* 58, 4 *his rationibus;* 60, 5 *satis facere;* 87, 7 *animo praecipiebant;* 96, 4 *genere hominum;* 102, 2 *iuniores;* 102, 2 f. *edictum proponere;* 102, 4 *pecunia conrogata*.

Zu I 2, 2 *Dixerat aliquis* wird bemerkt: „Cäsar setzt dem Vorhergehenden gegenüber, daß auch 'jemand' war, der sich milder aussprach". Damit ist aber das Plusquamperfectum nicht erklärt, das nur durch Beziehung auf das in § 5 Folgende verständlich wird: *siquis leniorem sententiam dixerat, hi omnes . . . exagitabantur*. — 5, 1: Daß *extremum ius, quod L. Sulla reliquerat*, das Intercessionsrecht ist, ergibt sich nicht erst aus 7, 3, sondern schon aus dem Beisatze *intercessionis*. Die Bemerkung ist nur verständlich, wenn man weiß, daß der Genetiv eine von Ciacconius herrührende Verbesserung für *intercessione* ist. — 8, 1: Über *voluntas* II 4, 4. — Nach 15, 1 waren in den *municipia* und *coloniae* die höchsten Beamten die *duoviri iuri dicundo*; nach 30, 1 die *duumviri* höchste Behörde; nach 23, 4 die

quattuorviri (vgl. Mommsen Corp. Inscr. Lat. IX, p. 297) die höchsten obrigkeitlichen Personen in den Munizipien. — 16, 3: Über *proelio commisso* II 6, 1, wo die hiesige Stelle und III 75, 5 übersehen ist. — 17, 3 ergänzt man zu *partes* am einfachsten *murorum*: III 10, 10 *alter oppidi muris praeerat.* — 19, 4 wäre für *fuisset facultas* = *data, oblata esset* passender hingewiesen worden auf I 33, 2 *fuissent*; III 36, 2 *afuisset*; b. G. II 6, 4 *praefuerat*; b. c. II 27, 2 *habuerant*. Vgl. Schneider zu b. Afr. 23, 1. — 21, 5: Über *neque vero* 24, 6. III 51, 2. — 26, 3 *ut ipse* ... *conloqueretur* (sprechen dürfe), *postulat*. Ganz analog (auch *ipse* begegnet wieder) ist das S. 111 zitierte Beispiel b. G. I 19, 5. Ferner ist zu vergleichen Nipperdey zu Corn. Nep. Ep. 4, 4. — 36, 4 *adducit* „läßt durch Trebonius heranführen". Zur Rechtfertigung dieser Übersetzung, auf die man von selbst nicht verfallen kann und die nur einem als wahrscheinlich vermuteten Verteilungsmodus der Legionen Cäsars zuliebe angenommen ist, führt der Verf. des Lex. Caes. auch nicht ein Beispiel an. Im Gegenteil. Zu *ducit* 45, 1 bemerkt er: „Er übernimmt also selbst die Führung" und zu *adduxerat* III 4, 3 wird aus Mommsen zitiert: „Deiotarus, der trotz seines hohen Alters an der Spitze seiner Reiterei in Person erschienen war". Da auch die dem sonstigen Gebrauche Cäsars widersprechende Deutung der Worte *reliquas legiones* c. 37, 2 nicht befriedigt, scheinen mir alle weiteren an die Deutung der obigen Stelle geknüpften Kombinationen unhaltbar. — 44, 5: Über das adversative *atque* 6, 6. — Zu 48, 5 f. wäre die Bemerkung über die Kost der Soldaten, die erst III 47, 7 folgt, am Platze gewesen. Dasselbe gilt von *fere* III 1, 3 und 37, 5; von *confirmare* I 14, 4 und III 31, 4. — 72, 2 gehört *etiam* zu *secundo proelio:* vgl. 82, 3. 85, 2. Die Anmerkung läßt auf eine andere Beziehung schließen. — 79, 5 ist der Sinn: *tantum aberat, ut equites iis auxilio essent, ut.* — II 9, 2 ist die Erklärung der Worte *tigna transversa* unzulässig, wie M. im krit. Anh. S. 317 selbst zugibt. — 17, 3: *se quoque*, während wir im Deutschen 'auch' auf das Subjekt beziehen. — 28, 3: *huc addit* III 16, 5. — III 1, 2 *His rebus confectis:* der Plural von einer Tatsache auch 84, 4. 89, 3. — 28, 5: Über *condiciones* I 32, 6. — 47, 2: Mit *offensio* vgl. *offendere* c. 8, 2. — 71, 2: Die Bedeutung von *oppressa* c. 69, 3. — 73, 3 halte ich *bellicosissimorum hominum* nicht für einen zu *Hispanias* gehörenden gen. qualitatis, sondern lasse die Worte von *ducibus* abhängen. Schon die Superlative bilden ein Band der Zusammengehörigkeit. — 78, 2 *quantum erat properanti necesse* „als einer, der große Eile hatte, notwendig darauf verwenden mußte", vielmehr „als er darauf verwenden mußte". Ähnlich 57, 3 *errantem* und 82, 5 *proficiscenti.* — 80, 3: Über *praetor* = *στρατηγός* verweise ich auf Nipperdey zu Corn. Nep. Milt. 4, 4. — 81, 2: Die Belegstellen für den Plural *exercitus* = *copiae* gibt Nipperdey zu Corn.

Nep. Them. 2, 5. — 86, 2 und 92, 3 ist *ratio* die Berechnung, *r. consilii mei* die B., die in meinem Kriegsplane liegt. Pompeius handelte ohne Berechnung, er rechnete nicht mit dem psychologischen Momente bei den Truppen. Ich glaube nicht, daß an letzterer Stelle *naturaliter innata* ein auf Rechnung der flüchtigen Niederschrift zu setzender Pleonasmus ist. Es scheint eher, daß durch Beifügung des Adverbs die aoristische Bedeutung, wie sie z. B. b. G. I 41, 1 vorliegt *(summaque alacritas et cupiditas belli gerendi innata est)*, ausgeschlossen werden soll, welchem Zwecke auch die Trennung und Voranstellung von *est* dient. — Im Register über die Anmerkungen ist S. 357 u. Konjunktiv verzeichnet: „C. impf. st. ppf. 3, 96, 1“: mit Unrecht, denn das Imperfekt ist in diesem Falle (zum Ausdrucke der Gleichzeitigkeit) die Regel.

Für das Register über die Anmerkungen wird eine Nachlese noch reichen Ertrag liefern. — Der Druck ist mit großer Sorgfalt überwacht; von den stehen gebliebenen Druckfehlern sind die meisten in dem beigegebenen Verzeichnisse verbessert.

Ich empfehle das Buch in seiner neuen, ganz wesentlich verbesserten Gestalt auf das beste.

Wien. R. Bitschofsky.

Briefe des jüngeren Plinius. Herausgegeben und erklärt von R. C. Kukula. I. Textheft. V und 95 SS. II. Einleitung und Kommentar. XXXVIII und 118 SS. Wien, Graeser 1904. 8°. Preis 2 K 60 h (Meisterwerke der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben IX).

Während in Frankreich, England und den Niederlanden schon seit ungefähr einem Vierteljahrhundert Ausgaben von Plinius' Briefen zum Zwecke des Jugendunterrichts erscheinen, konnten wir erst im Jahre 1894 eine deutsche Ausgabe von Anton Kreuser[1]) begrüßen, der drei Jahre zuvor im Gymnasialprogramm von Prüm sich mit Wärme für die Pliniuslektüre eingesetzt hatte. Damit war die Möglichkeit gegeben, dem unverdient vernachlässigten Schriftsteller, wenn vielleicht auch nur als Privatlektüre, Eingang in unsere Gymnasien zu verschaffen. Erst zehn Jahre später erschien als Frucht eingehender Studien die zweite deutsche, dem Berichterstatter vorliegende Auswahl der Pliniusbriefe.

Das erste Heft enthält nach einem Vorwort (S. I—V) und einem Verzeichnis der von der Müllerschen Textausgabe abweichenden Lesarten eine Auswahl von 60 Briefen, etwa einem Sechstel der Gesamtbriefe (S. 1—93), die eine kurze Übersicht der Briefe be-

---

[1]) Ausgewählte Briefe des jüngeren Plinius für den Schulgebrauch. Leipzig, Teubner. Vgl. meine Anzeigen in der Österr. Mittelschule 1895, S. 208 f. und in Bursians Jahresber. 1895, II, S. 6 f.

schließt. Wenn auch die Ausgabe Müllers strengen Anforderungen nicht entspricht (vgl. meine Anzeige in dieser Zeitschrift 1903, S. 407 ff. und die Th. Stangls in der Berl. phil. Woch. 1904, S. 486 ff.), so wurde sie doch nicht ohne Grund von Kukula seiner Auswahl zugrunde gelegt, da ein gewisser Fortschritt gegenüber den früheren Ausgaben unleugbar ist. Freilich ist Vorsicht geboten, wie Stangl a. a. O. S. 489 gleich bei der ersten Lesart I 1, 1 treffend zeigt. Dem Herausgeber war diese Anzeige offenbar nicht rechtzeitig bekannt, sonst hätte er wohl, um bei dem ersten Beispiele zu bleiben, an der LA. *paulo curatius* (D) mit Keil festgehalten und nicht mit Müller *paulo cura maiore* (MV) aufgenommen. Übrigens hat Kukula den Müllerschen Text nicht ungeprüft übernommen, wie die auch eigene Verbesserungsvorschläge enthaltende '*Discrepantia editionis Muellerianae*' zeigt. Seine Vermutungen hatte er schon früher in den *Serta Harteliana* (1896) und in den Wiener Stud. (1903) begründet.

Erreicht die neue Ausgabe an Zahl der aufgenommenen Briefe kaum die Hälfte der Kreuserschen Auswahl, so bietet sie doch einen reichhaltigen Stoff voll Abwechslung und läßt kein wichtigeres Gebiet unberührt. Auf Einzelheiten in der Auswahl will ich nicht eingehen, sondern nur das eine bemerken, daß Kukula von den neun Briefen, die er bei Kreuser vermißt (s. seine Anzeige in dieser Zeitschrift 1896, S. 22 ff.), selbst nur drei in seine Ausgabe aufgenommen hat. Im zweiten Teile verzichtete der Herausgeber auf eine Übersicht der Eigentümlichkeiten des Plinianischen Sprachgebrauches und auf das Verzeichnis der Personennamen, Beigaben, die wir bei Kreuser finden, dafür bietet er uns aber in der Einleitung (S. V—XXXVIII) eine mehr für angehende Philologen als für Gymnasiasten berechnete Untersuchung über den Brief unter folgenden Aufschriften: I. Anfänge und Entwicklung der Epistolographie; II. Theorie des Briefes; III. Inhalt, Sprache und Stil des Briefes; IV. Briefzeremoniell; V. Die Briefe des jüngeren Plinius (hier ist unter „Biographisches“ ein kurzer Lebensabriß des Schriftstellers auf S. XXIX, Anm. 2 beigefügt). In diesem Abschnitt bekämpft K. „die landläufige Ansicht, daß uns in der größeren Briefsammlung des jüngeren Plinius, wenn auch überarbeitet, so doch in ihren Voraussetzungen und Grundlagen unversehrt, seine private Korrespondenz erhalten sei, mit allen daraus gezogenen Folgerungen und insbesondere mit einem weitverbreiteten Urteil, das ihm mit Hinblick auf diese vermeintliche Korrespondenz jegliche 'Individualität' und jede Einsicht in das Wesen des richtigen Briefes absprechen will“ (S. XXXVI), und glaubt „das eine Ergebnis“ seiner Darlegungen nicht genug betonen zu sollen, „daß es sich dem jüngeren Plinius gewiß nicht darum handelte, der Mit- und Nachwelt eine Art 'Briefsteller', eine Sammlung von Mustern für die Abfassung guter Privatbriefe, zu schenken. Er kam vielmehr auf dem geschilderten Wege zu

dem Plane und in der Ausführung des Planes zu dem Erfolge, noch für späte Zeiten Musterstücke der schöngeistigen offenen Epistel darzubieten, und darf, seinem Wunsche nach Unsterblichkeit entsprechend, mit gutem Rechte der Schöpfer unseres Feuilletons in Briefform genannt werden".

Neben dieser lehrreichen Zugabe verdienen die erklärenden Anmerkungen Anerkennung, die nach Kreusers Vorgange vor jedem Briefe eine den wesentlichsten Inhalt wiedergebende Aufschrift tragen. Manchem werden vielleicht die sachlichen Bemerkungen zu reichhaltig und zu eingehend scheinen, besonders mit Rücksicht auf die Gymnasiasten, die für Konstruktions- und Übersetzungsbehelfe in der Regel dankbarer sind, aber die Ausgabe will nicht nur der Mittelschule dienen, sondern auch höheren Anforderungen gerecht werden. Daraus erklärt sich wohl auch, daß z. B. die Rechtfertigung der Übersetzung und Erklärung von *λειτούργιον* XI (II 12, 1) eine ganze Seite in Anspruch nimmt. Willkommen ist der auf S. 24 verzeichnete 'Grundriß eines Speisesaals *(triclinium)*'; ebenso wäre die Beigabe eines Planes zu einem Landhause des Plinius (vgl. Kreuser zu Ep. II 17) ganz erwünscht gewesen. Für die Verdeutschung einzelner Ausdrücke oder ganzer Sätze wurden nicht nur treffliche Übersetzungen, wie von Schäfer und Klußmann, häufig herangezogen, sondern K. gibt auch eigene Beiträge, die das dankenswerte Bestreben zeigen, den lateinischen Ausdruck möglichst treffend und dem Zeitgeschmack entsprechend wiederzugeben. Gern erkenne ich an, daß mir die Übertragung im allgemeinen gelungen erscheint, kann aber durchaus nicht dem Herausgeber beistimmen, wenn er seine Vorliebe für leicht entbehrliche Fremdwörter auch auf die Übersetzung lateinischer Ausdrücke ausdehnt. Eher könnte man sich mit diesem Verfahren dort befreunden, wo auch Plinius einen fremden Ausdruck gebraucht. Aber dort ist, soviel ich sehe, der Versuch nicht gemacht worden.

Zum Schlusse greife ich noch einige Kleinigkeiten heraus. S. 2 wird *Stoicorum simia* mit „langweiliger Moralprediger" übersetzt, was doch eher eine Erklärung ist; warum nicht wörtlich: „Affe, Nachäffer der Stoiker"? S. 6 III, § 7 konnte zu *multum ineptos labores* die Bedeutung von *multum* = *valde* (vereinzelt bei Cic.) erwähnt werden. S. 21, § 2 *pulcherrimum opus* „die schöne Kunst der Rede" ist wohl etwas zu eng gefaßt; ebenda § 11 *fracta pronuntiatio* „ausgeschrieene Stimme" doch wohl „unmännliche (weichliche) Sprache" und gleich darauf für „Litaneien" *(cantica)* eher „Einzelgesang", oder was K. selbst als Erklärung beifügt, „singender Vortrag", sonst wird der von Plinius gewählte Bühnenausdruck verwischt. S. 30, § 7 *novissima valetudine conflictari* „in den letzten Zügen liegen", dafür besser mit Schäfer „auf dem Sterbebette liegen"; unmittelbar darauf der ungewöhnliche Ausdruck „bei jemandem erbschleichen". S. 32, § 8 konnte darauf hingewiesen werden, daß sich auch bei uns der 1. Jänner in ähnlicher Weise

als Lostag erhalten hat. S. 43 ist die Ergänzung '*agri*' zu '*Tusci*' (auf Georges zurückgehend?) mit Berufung auf *Tusculani, Tiburtini, Praenestini* § 45 desselben Briefes nicht zutreffend, da wir hier wie in der Anmerkung nur von Stadtnamen abgeleitete Adjektiva vor uns haben. Es wird also wohl bei der hergebrachten Erklärung bleiben müssen, wornach *Tusci* „den Volksnamen" bezeichnet, „der metonymisch ebenso für den Namen des Landes wie für ein in jenem Lande gelegenes Gut gesetzt werden" konnte. So faßt offenbar auch Kießling '*Sabini*' bei Horaz auf, wenn er sich (zu Od. II 18, 14) gegen die Bezeichnung von Horazens '*Sabinum*' wendet (übrigens *Sabinum* bekanntlich = Sabinerwein). Vgl. Koch, Wörterbuch zu Horaz unter '*Sabini*' Anm. 1.

Den Schluß des Heftes bilden 1. Eine Inhaltsübersicht der Episteln, 2. Ein Register der wichtigsten sachlichen und sprachlichen Anmerkungen S. 113—118. Die Ausstattung ist glänzend, vielleicht zu glänzend im Hinblick auf das Papier. Als störender Druckfehler im Texte fiel mir nur S. 31 *omnibus. quos Neros* für *omnibus, quos Nero* auf. Von dem Gebrauche des verdienstvollen Werkchens versprechen wir uns eine eifrigere Beschäftigung mit den Piniusbriefen. So lebhaft wir dies wünschen, möchten wir doch vor Überschätzung des Schriftstellers warnen, zu der auch der geehrte Herausgeber hinzuneigen scheint.

Wien. Karl Burkhard.

Deutsches Lesebuch in Lautschrift (zugleich in der amtlichen Schreibung) als Hilfsbuch zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache. Herausgegeben von Wilhelm Viëtor, Professor an der Universität Marburg. Erster Teil. Fibel und erstes Lesebuch. Zweite durchgesehene Auflage. Leipzig 1904, Druck und Verlag von B. G. Teubner. XII und 158 SS. 8°.

Abriß der deutschen Lautkunde. Zugleich eine Einführung in die Weltlautschrift. Von H. Michaelis, Rektor in Biebrich a. Rh. Druck und Verlag von E. Haberland, Leipzig-R. 31 SS. Gr.-8°.

Als Benutzer seines Buches denkt sich Viëtor vor allem Lehrer, deutsche und ausländische; für die Verwendung in öffentlichen Schulen, meint er, käme es zu früh. Die gewählte Lautschrift ist die der *Association phonétique internationale.* Die orthoepischen Vorschriften stimmen im ganzen mit denen der Siebsschen 'Bühnensprache' überein, aber in gewissen Punkten weicht der Verf. ab. Die Unterscheidung von *-b* und *-p*, *-d* und *-t*, *-g* und *-k* verwirft er nachdrücklich, für *g* wird im In- und Auslaut auch spirantische Aussprache gestattet, für nicht durch *ä* bezeichnetes langes *e* durchaus geschlossene Aussprache empfohlen. In Formen wie *du wünschst* sollen beide Zischlaute gehört werden. — S. 148 zu § 8, 1. Als Beispiel für *ε* gleich 'altem' *e* möchte ich ein

anderes Wort als *fett* empfehlen. — S. 158, Z. 1 lies 103 statt 107 und 105 statt 103.

Auch Michaelis wendet sich in seinem Büchlein hauptsächlich an Lehrer, außerdem an Schüler der Lehrerseminarien. Er gibt eine elementare, gut geschriebene Darstellung des norddeutschen Lautsystems und benutzt als Hilfsmittel ebenso wie Viëtor die Lautschrift der *Association phonétique internationale*. Zum Schluß wird das Gedicht 'Ich hatt' einen Kameraden' nach der Bühnenaussprache in Lautschrift gegeben, in einem Anhang folgt derselbe Text in Lautschrift nach sechs lokalen Aussprachen des Schriftdeutschen sowie in vier deutschen Mundarten und in holländischer und französischer Übersetzung.

Erwünscht wäre eine systematische Übersicht über das Verhältnis der Lautschrift zur deutschen Orthographie. Es ist mir nicht klar geworden, wie sich die vom Verf. angenommenen zwei kurzen betonten *e* auf den Sprachschatz verteilen. Hier zeigt sich auch eine Abweichung von Siebs und Viëtor, die für die Bühnensprache nur éinen kurzen *e*-Laut anerkennen; *bessern* umschreibt Michaelis *bèsərn*, Viëtor würde *bɛsərn* setzen.

Inwieweit die Lautschrift die Aneignung einer fremden Sprache erleichtert, müssen in letzter Linie Pädagogen von Erfahrung entscheiden. Ich habe das Bedenken, daß die Anwendung einer 'Weltlautschrift' auf verschiedene Sprachen in dem Lernenden den Glauben an eine Gleichheit der Lautsysteme erregt, die in Wahrheit nicht besteht. Ein Deutscher, der nie holländisch gehört hat, wird den in Lautschrift gegebenen holländischen Text nicht richtig lesen. Ich denke da gar nicht an besondere Feinheiten. Aber der Unterschied des holländischen *w* und *v* wird durch eine Umschrift, die bloß auf den Unterschied bilabialer und labiodentaler Artikulation Rücksicht nimmt, nicht gekennzeichnet. Ich kann ohne Mühe im Deutschen *w* bilabial oder labiodental sprechen; der akustische Unterschied ist ganz gering. Dagegen unterscheiden sich holl. *w* und *v* scharf, *v* hat ein so starkes Reibegeräusch, daß das deutsche *f* ihm ähnlicher ist als das deutsche labiodentale *w*[1]). Ja nach R. Dijkstra, Holländisch (Skizzen lebender Sprachen, herausgeg. von W. Viëtor N. 3) S. 6 wird auch *w* im Anlaut labiodental gesprochen, so daß gerade der Unterschied, den die Weltlautschrift ins Auge faßt, bei diesen zwei sehr deutlich unterschiedenen Lauten gar nicht besteht. Oder holl. *ons* wird ebenso transkribiert, wie bühnendeutsches *uns* transkribiert werden müßte. Die beiden Wörter lauten aber nicht gleich. Auch das (betonte) *e* in holländisch *gebleven* klingt etwas anders als das geschlossene *e* des Bühnendeutschen.

S. 14 bemerkt M., die Weltlautschrift bezeichne den hintern *ch*-Laut durch *x* nach dem Muster der spanischen Orthographie,

---

[1]) Ich bemerke ausdrücklich, daß ich das stets stimmhafte inlautende *v*, z. B. in *geven* im Auge habe. Im Anlaut ist *v* oft stimmlos = *f*.

im Spanischen werde *x* in *Xeres, Xucar, Mexico* so gesprochen. Aber die spanische Orthographie hat schon seit langem *x* in der Bedeutung des hintern *ch* durch *j* ersetzt. Und sollte das Vorbild des weltlautschriftlichen *x* nicht das griechische *χ* sein?

Wien. M. H. Jellinek.

Wilhelm Müller, Gedichte. Vollständige kritische Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen, besorgt von James Taft Hatfield. Nebst Porträt und einer Facsimilebeilage. Berlin, B. Behrs Verlag 1906. XXXI und 513 SS.

Ein Unstern hat über dem Nachlasse eines unserer liebenswürdigsten Poeten, Wilhelm Müllers, gewaltet. Seine Bibliothek in Dessau wurde durch Brand zerstört und mit ihr gingen, wenn auch nicht wertvolle Dichtungen, so doch viele biographisch wichtige Dokumente zugrunde. Das wenige aber, was erhalten ist, weil es unter den Papieren der Frau des Dichters aufbewahrt vom Feuer verschont blieb, kam nach dem Tode Max Müllers in Oxford aus den Händen seiner Witwe in den Besitz der amerikanischen Literarhistoriker Philip Schuyler Allen (University of Chicago) und James Taft Hatfield (Northwestern University, Evanston, Ill.), deren jenseits des Ozeans erfolgten Publikationen nicht leicht zugänglich sind[1]).

Auf Grund mehrjähriger Vorarbeiten und des handschriftlichen Materials hat nun Hatfield eine sorgfältige, mit kritischem Apparat versehene Gesamtausgabe von Müllers Gedichten vorgelegt; diese ist umso freudiger zu begrüßen, da alle bisherigen Ausgaben, welche Hatfield S. 447 ff. Revue passieren läßt, sowohl was die Vollständigkeit, als auch was den Text betrifft, unzulänglich sind. Wesentlich erleichtert wurde dem Herausgeber die Arbeit durch die musterhafte Leistung Alfred Rosenbaums in Goedekes Grundriß VIII 255—278, 707—710, die noch schätzenswerter ist, wenn man bedenkt, daß der Dichter seine Gedichte einzeln in den verschiedensten Zeitschriften und Taschenbüchern erscheinen ließ und dann erst Sammlungen in Buchform veranstaltete. Ausgeschlossen blieben von der Ausgabe mit Recht bloße Übersetzungen (neugriechischer Volkslieder, altdeutscher Minnelieder u. a.). Dagegen scheint es mir bedauerlich, daß Müllers Anteil an den anfangs 1816 in Berlin erschienenen 'Bundesblüten' keine Aufnahme fand. Denn wenn auch diese 26 Gedichte, von denen drei in die 'Musterkarte' und in die 'Devisen zu Bonbons' übergingen, poetisch nicht sehr

---

[1]) Das wichtigste Stück des Nachlasses ist ein Tagebuch, das im Oktober 1815 begonnen ist, sich aber nur über wenige Monate erstreckt (Diary and lettres of Wilhelm Müller. Chicago 1903).

wertvoll sind, so hätten sie doch zur Rundung des Gesamtbildes beigetragen [2]).

Bei der Anordnung des Stoffes ist der Herausgeber den vom Dichter selbst herrührenden Sammlungen chronologisch gefolgt und hat so eine bessere Gliederung erzielt als Schwab und die auf ihm fußenden Ausgaben mit der nicht immer geglückten und auch nicht konsequent durchgeführten Aneinanderreihung nach innerer Verwandtschaft. Es folgen bei Hatfield auf die beiden Bändchen der Gedichte eines reisenden Waldhornisten die Griechenlieder, dann die lyrischen Reisen und epigrammatischen Spaziergänge, jedesmal um einen besonderen Abschnitt, die Nachlese, vermehrt. Den Beschluß machen die keiner Sammlung angehörigen Vermischten Gedichte und endlich Lieder aus unbekannter Zeit.

Besonderes Lob verdient die biographische Einleitung, welche das spärliche Material über Müllers Leben und Schaffen kritisch zusammenfaßt und so einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den Lebensabrissen bedeutet, auf die wir bis jetzt angewiesen waren. Denn der vom Dichter selbst herrührende Artikel in Brockhaus' Konversationslexikon (1825, I 288—290) ist leider sehr kurz und Gustav Schwabs Einleitung zur ersten Gesamtausgabe Müllers sowie Max Müllers Artikel in der Allg. D. Biogr. (XXII 683 bis 693) sind ohne eingehende Quellenstudien verfaßt und persönliche Erinnerungen haben hier oft mehr geschadet als genützt. Außerdem ist namentlich bei Schwab der Mangel jeglicher Ökonomie in der Darstellung, die einmal sehr ausführlich ist, dann aber wieder über längere Zeiträume hinweggleitet, sehr fühlbar.

Als Anhang enthält die Ausgabe ein alphabetisches Register der Titel und Versanfänge. Gewiß hätte mancher bei einem Dichter, der in der Musik so viel bedeutet, gern auch ein Verzeichnis der vertonten Gedichte gefunden, das leicht aus der oben zitierten Bibliographie in Goedekes Grundriß hätte herausgezogen werden können. Der Herausgeber begnügte sich mit der Aufzählung der Komponistennamen (S. XI, Fußnote).

Wien. Dr. Jos. Gaismaier.

Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte von Dr. M. M. Arnold Schröer. I. Teil. Von den ältesten Zeiten bis Spencer. 147 SS. — II. Teil. Von Shakespeare bis zur Gegenwart. 135 SS. Leipzig, G. J. Göschen 1906 (Sammlung Göschen, Band 286 und 287).

Vorliegendes Werkchen versucht, die Entwicklung der englischen Literatur aus dem geschichtlich nachweisbaren National-

[2]) Neudruck von James Taft Hatfield: The Earliest Poems of Wilhelm Müller (Publications of the Modern Language Association of America. Baltimore 1898, Vol. XIII, Nr. 2, S. 285).



charakter und ein objektives Erkennen dieses Nationalcharakters an den Haupttypen der Literatur zur Darstellung zu bringen. Dabei wird besonders angestrebt, vielverbreitete kontinentale Vorurteile und Mißverständnisse in Bezug auf den Charakter der Engländer und den literarischen Wert einzelner englischer Dichter wegzuräumen und durch neue, geschichtlich gewonnene Urteile zu ersetzen. Auf eine Einleitung, worin sich der Verf. über den Zweck seines Buches näher äußert, folgen im I. Teile fünf Kapitel, deren Überschriften lauten: 1. Anfänge der Literatur, 2. Altenglische Schriftliteratur, 3. Mittelengliache Literatur, 4. Langland und Chaucer, 5. Chaucerschüler und frühneuengliche Dichtung. Der Grundsatz des Verf., Poeten dritten und vierten Ranges unberücksichtigt zu lassen, ermöglicht es ihm, Erscheinungen wie Langland, Chaucer und Spenser um so eingehender zu würdigen, und erlaubt ihm auch, von hervorragenden mittelenglischen Dichtungen wie Layamons „Brut", „King Horn", „Havelok der Däne", „Sir Gawain und der grüne Ritter", ausführlichere Analysen und Proben zu geben als sie in manchen größeren Handbüchern der englischen Literaturgeschichte zu finden sind. Von Spenser, dessen Bedeutung auf dem Kontinente unterschätzt wird, sagt der Verf., daß er der echte Typus des besten Engländertums der Zeit Elisabeths sei, den man noch jetzt gern lese und der — nach Shakespeare — den größten Einfluß auf alle folgenden Dichter, ja selbst diejenigen der allerneuesten Zeit, ausgeübt habe.

Der II. Teil zerfällt in folgende fünf Kapitel: 1. Shakespeare, 2. Puritaner und Stuarts, 3. Klassizismus und Engländertum, 4. Volkslied und schottische Literatur, 5. Das neunzehnte Jahrhundert. Nach Shakespeare, der „durch das Schöne und Sittliche vermittelte", und Milton, der „durch das Sittliche das Schöne rettete", trat in der englichen Poesie eine Verwilderung ein, der Dryden und später Pope, beeinflußt vom französischen Klassizismus, ein Ende machten. Dreierlei Errungenschaften erbte das XVIII. vom XVII. Jahrhundert, nämlich den Klassizismus, den Puritanismus und die sprachliche Vollendung der Poesie und der Prosa; daneben entwickelte sich aber ein nationales Selbstbewußtsein, das in Nationaldünkel und insulare Beschränktheit ausartete und noch heute als bestimmender Charakterzug des englischen Volkes in voller Kraft steht. Die moralischen Wochenschriften Defoes, Addisons und Steeles haben dem englischen Roman die Wege gewiesen, einer literarischen Erscheinung, die an Großartigkeit und Bedeutung in der Geschichte der Weltliteratur ihresgleichen sucht. Von den beiden Richtungen in der schottischen Literatur des XVIII. Jahrhunderts, der vulgär-volkstümlichen und der ritterlich-romantischen, führte Walter Scott die letztere und Robert Burns die erstere zur höchsten Vollendung. Die Kunst der schottischen Dichter hat die Schotten und Engländer einander so nahe gebracht, daß heute R. L. Stevenson nicht als speziell

schottischer, sondern kurzweg als englischer Dichter gilt. Die Bestrebungen der Führer der Romantik (Wordsworth, Coleridge, Southey), deren Losung die Rückkehr zur Natur war, wurde eigenartig durch das Auftreten Byrons unterbrochen, der in England nie recht populär geworden ist und, auch vom rein künstlerischen Standpunkte betrachtet, nicht so hervorragend ist wie die Kritik außerhalb Englands meist behauptet. Das von Wordsworth begonnene Werk wurde in geradezu glänzender Weise von Tennyson vollendet, in dem sich der Typus des männlich freien, puritanisch mutigen, gesunden Engländertums mit höchster Feinheit und Kunst vereinigt. Von den neuesten Dichtern ragt Rudyard Kipling, der populäre Verfechter des englischen Imperialismus, als besonders typische Gestalt hervor, während Browning und Swinburne der großen Volksmasse fremdartig gegenüberstehen.

Da die trefflichen — hier nur kurz skizzierten — Ausführungen Schröers durch zahlreiche Notizen über die einschlägige Literatur und besonders über die empfehlenswerten Ausgaben wesentlich unterstützt werden, so ist sein Buch als eine wahre Bereicherung der Sammlung Göschen zu betrachten und kann jedem, ob er nun Kenner oder Studierender oder bloßer Freund der englischen Literatur sei, auf das wärmste empfohlen werden.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Lectures et Exercices français. Französisches Lese- und Übungsbuch. Von H. Bretschneider, Realschuloberlehrer. I. Teil für Real- und Handelslehranstalten sowie höhere Bürgerschulen. 4. Auflage. 88 SS. (dazu: Beiheft. Verlag von H. Friedrich. Carlshorst-Berlin 1900. 16 SS.). — II. Teil für Mittelklassen höherer Lehranstalten. 2. Auflage. Mit Karte von Frankreich und Plan von Paris. 292 SS. Verlag von R. Wöpke 1905. Dazu: Vocabulaire. Leipzig, R. Wöpke 1906. 85 SS.

Nach dem sprachlichen Inhalt des ersten Teiles des vorliegenden Lesebuches zu schließen, ist dieses für Schüler bestimmt, welche die ersten Schwierigkeiten des Französischen bereits überwunden haben und durch 2—3 Jahre mit geeigneter Lektüre versehen werden sollen. Der Stoff ist sehr reichhaltig, indem er aus der Natur oder dem Anschauungskreise der Jugend entnommenen Beschreibungen, ferner aus Gesprächen, Fabeln, Spielen, Anekdoten und Erzählungen, Legenden und Märchen, Lebensbeschreibungen, Briefen und Liedern besteht. Die Lesestücke sind nach Inhalt und Form der ins Auge gefaßten Alters- und Bildungsstufe angemessen. Nur wäre S. 43 in N. 73 das nicht mehr gebräuchliche *ouïrent* durch ein modernes Wort zu ersetzen gewesen. Ein großes Gewicht legt der Verf. auf die methodische Durcharbeitung des Lesestoffes. Deshalb fügt er einer großen Anzahl von Lesestücken, namentlich

im Anfange, Fragen bei, was er auch im Vorwort zum II. Teil verteidigt, und gibt außerdem in dem anscheinend für Lehrer bestimmten „Beiheft“ noch weitere Anleitungen zur Behandlung der Lektüre, welche besonders noch Ungeübten sehr nützlich sein werden. Dieses „Beiheft“ enthält auch noch Erläuterungen sprachlicher und sachlicher Art.

Auch der II. Teil, der demnach für Fortgeschrittene bestimmt ist, ist ähnlich eingerichtet wie der erste. Beschreibungen aus den drei Reichen der Natur, dem praktischen Leben entnommene Gespräche, Anekdoten und zum Teil größeren Werken entlehnte Erzählungen, eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Lesestücken über französische Geschichte, ein Abschnitt über französische Literatur, Szenen aus dem gegenwärtigen Frankreich, Briefe und Gedichte bilden den vom Leichteren zum Schwereren fortschreitenden Inhalt. Das didaktische Moment hat der Verf. auch hier nicht aus dem Auge gelassen, indem er einer Anzahl von Lesestücken, vornehmlich der ersten Gruppe, Fragen und Aufgaben (nach bestimmten grammatischen Gesichtspunkten vorzunehmende Umwandlungen) beigegeben hat. Die sich über 50 Seiten erstreckenden „Anmerkungen“ geben dem Schüler eine ausreichende Menge von Erklärungen, vor allem sachlicher, aber auch sprachlicher Natur.

Machen also die beiden Teile des Lesebuches einen recht befriedigenden Eindruck, so läßt dagegen das zum erstenmal erscheinende „Vocabulaire“ manches zu wünschen übrig. Zunächst ist es, was für ein Spezialwörterbuch der Unter- und Mittelstufe besonders mißlich ist, außerordentlich lückenhaft. Die ersten 60 Nummern des I. Teiles (36 Seiten), nur einer oberflächlichen Prüfung unterzogen, ergaben folgende Lücken im Vocabulaire. N. 7: *fondement;* N. 11: *cerf-volant, coller, découper;* N. 20: *étui de mathématiques;* N. 22: *repriser;* N. 26: *domesticité, allaitement;* N. 29: *la mue, ponte;* N. 31: *fourmilière;* N. 32: *tarière, cribler;* N. 33: *renfoncement, aguets;* N. 36: *moelle;* N. 39: *sansonnet;* N. 52: *antre, se dépêtrer;* N. 53: *ergot;* N. 55: *ourse;* N. 58: *mâtin, tournebroche, glapir;* N. 59: *lionne, lionceau;* N. 60: *caramel, réglisse, gaufre, vin couvert, moussé, relais, sachet, râtelier, jonquille, odoriférant, cassolette.* Da nun für die folgenden Lesestücke desselben Teiles wie auch für den II. die Lücken des Vokabulars nicht minder zahlreich sind und überdies zu manchen der im letzteren verzeichneten Wörter wichtige Bedeutungsangaben fehlen (vgl. z. B. die Bedeutung von *altéré* in *d'une voix altéré,* II. Teil, S. 47; von *battre* in *b. un champ de luzerne,* II 31), so fragt es sich, ob das Wörterverzeichnis überhaupt seinem Zwecke zu entsprechen imstande ist.

Die innere Einrichtung desselben betreffend, ist zu bemerken, daß bei einer kleinen Anzahl von Adjektiven die feminine Form angegeben ist, bei der bei weitem größeren (z. B. *anglais, bruyant, cadet, calin* usw.) jedoch nicht. Man sieht nicht ein, warum. Bei

poêle „Ofen“ fehlt die Angabe des Geschlechtes; übrigens kommt II 37 f. dreimal *la poêle* vor, welches nicht verzeichnet ist. Ausspracheangaben finden sich gleichfalls einige; viel mehr wären aber nötig, so z. B. über die Behandlung der Silbe *-ill- (Antilles, anguille — billevesé);* auf die Aussprache des sogenannten *e muet* in Wörtern wie *Champenois, cafetière* ist überhaupt nicht Rücksicht genommen worden.

Von den Druckfehlern des Lesebuches heben wir nur die bemerkenswerteren hervor. I. Teil, S. 77, Z. 13 steht *un temps* statt *au t.;* S. 87, Z. 7 *heau* st. *beau.* II. Teil, S. 3, Z. 30 steht *est* st. *ses;* S. 91, Z. 20 *tout* st. *tous;* S. 110, Z. 38 *dispoes* st. *dispose;* S. 150, Z. 25 *pel* st. *bel;* S. 62, Z. 17 befriedigt der Satz *car celle .....* weder der Grammatik noch dem Sinne nach; es dürfte etwas ausgefallen sein; ebenso in dem Satze S. 186, 18 f.: *on est obligé de .....*; S. 125, 18 ist der Beistrich nach *défenses* zu streichen und dafür nach *nouvelles* zu setzen. Ebenso ist der Beistrich S. 137, 26 nach *Molière* und S. 142, 8 nach *cuisinier* zu tilgen. In den „Anmerkungen“, S. 264, Anm. zu 99, 17, steht *Schleußen Schleusen;* S. 278, Anm. zu 147, 21, steht nach *Pradon: Micolas B.* st. *Nicolas P.(radon);* S. 286, Anm. zu 185, 16, ist das Wort *Dinea* nach *Namen* unverständlich. Schließlich einige Bemerkungen zum Deutschen. S. 247, Anm. zu 28, 23 ist *Pont* als Feminin gebraucht („das der Pont-des-Arts gegenüberliegende Tor“); S. 274, Z. 1 die Apposition zum Accusativ *Lille* („um Lille, seiner Vaterstadt“) in den Dativ gesetzt und S. 275, Anm. zu 126, 37 das Wort *Ministerpräsident* im Dativ ohne Endung gelassen („vom Ministerpräsident“), was ziemlich hart klingt.

Das Papier ist schön, der Druck gefällig.

Die beiden Teile des Lesebuches stellen eine recht beachtenswerte Leistung vor, doch das Vocabulaire ist noch ergänzungs- und verbesserungsbedürftig.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Dr. Mathias Rypl, Methodisches Lehr- und Übungsbuch der böhmischen Sprache für deutsche Mittelschulen und verwandte Lehranstalten. I. Teil. 3. Auflage. Wien, F. Tempsky 1905. 146 SS. Preis geb. 2 K.

Die Anlage dieses mit Ministerial-Erlaß vom 14. Juni 1905, Z. 26.030, approbierten Lehrbuches entspricht durchaus den Anforderungen, die an ein für solchen Zweck bestimmtes Unterrichtsmittel vom heutigen Standpunkt der Pädagogik gestellt werden müssen. Der Verf. geht von Einzelsätzen aus. Jede Übung enthält Gegenstände, die in innerem Zusammenhange stehen. Zunächst führt er Dinge vor, die der Schüler in der Schule findet oder in

diese mitbringt, dann Mitglieder der Familie, Kaufleute, Handwerker und Gegenstände der nächsten Umgebung. Jede Lektion wird zu praktischen Übungen in Gesprächsform, in Umwandlungen oder Rückübersetzungen verwendet. Sie bietet ihrer Anlage nach dem Lehrer die Möglichkeit, die ganze Klasse spielend zu beschäftigen. Auf dieser sicheren Grundlage kann dann, wie es von der 30. Lektion ab geschieht, zu kleinen Erzählungen, Beschreibungen und zur Durchnahme kleiner Gedichte geschritten werden. S. 60 ff. bieten eine Ergänzung des Lesestoffes. Es sind Stücke von mäßigem Umfang, Sprichwörter und Gespräche. S. 77—79 enthält deutsche Lesestücke zur Übersetzung ins Böhmische. Es sind dann die Vokabeln der einzelnen Stücke zusammengestellt, ein alphabetisches Verzeichnis der böhmischen und deutschen Wörter bildet den Schluß.

Der grammatische Lehrstoff enthält in geschickter Zusammenstellung die Regeln und die tabellarischen Übersichten. Dieser Teil des Buches reicht unter der Voraussetzung aus, daß der Lehrer hier in einzelnen Fällen ergänzend eingreift. So z. B. klärt bezüglich S. 33, Z. 17 *s výše svojí spadneš* S. 114, § 40 der Grammatik nicht auf. S. 100, § 14 reicht „bilden das Futurum mit *po*“ nicht aus. S. 102, § 18 sollte auf unbelebte Hauptwörter Rücksicht genommen werden. S. 110 ist *v dubnu* nicht recht am Platze. S. 113 in XIX ist das Paradigma nicht konform mit den Regeln 3 und 4. Auch S. 114, § 40 dürfte das Paradigma kaum genügen. S. 119, § 51 wären vielleicht die Präpositionen etwas genauer auszuführen. S. 109 sollte neben Lokal wahrscheinlich auch der Instrumental im Titel angedeutet sein. Der Verf. hat mit Recht die sogenannten finitiven Zeitwörter durch Druck kenntlich gemacht. Dies ist für deutsche Schüler außerordentlich wichtig. Wie sollen sie sonst z. B. das Futurum bilden? Doch ist dies nicht konsequent durchgeführt; vgl. S. 131 *postřeliti,* 132 *potopiti,* 133 *přirovnati,* 142 *zasaditi, najíti,* 143 *založiti,* 144 *přinésti, zachytiti,* 146 *zničiti.* Ist S. 7 in Satz 5 jene sind nicht hübsch „jene“ am Platze? S. 13, 32 *b* soll es heißen: *Co bys dělal?* S. 43 *Liška viděla, jak vysoko vysely hrozny vína* ist zu ledern und muß durch eine passendere Wendung ersetzt werden. S. 92 (3. Kol.) soll statt *poznati* erkennen es heißen: *pozvati* einladen. S. 95 ist *ublížiti* = leid tun etwas unbestimmt.

Im einzelnen ist noch zu korrigieren S. 2 *Žofie;* S. 5 *Co dělá kupec?* Dagegen: *Kdo staví dům.* Warum verschiedene Unterscheidungszeichen? Unter 12, Z. 9 und 10 *professoři;* S. 35, Z. 7 fehlt ein Beistrich; S. 44 *při a o pojí se s lokalem;* dem widerspricht S. 90 (*o* Acc.) *um.* S. 9 *ková sekery,* dagegen in Wörterbuch S. 81 und 87 *sekyra.* S. 96, 3 *ě* (weichem *e*); S. 97 welche auf einem harten . . auslauten; S. 99 *píši* (*u*) statt *n;* S. 101 *d* die übrigen statt übrigens; S. 105 diese Infinitiv kürzen; S. 121 *vědí;* S. 125 Habicht statt Habchit; ebendort unter *Ch chladiti* statt *hladiti;* 126—*ví* Rebhühner zu S. 51 ist ungenau; S. 135

gehört *strom* vor *strop.* Folgende Vokabeln könnten fehlen: S. 83 (7) *kanárek,* 85 (14) *pořádek* Ordnung und 16 *vysoký* hoch; S. 86 *b pastýř, c) kovář,* 19 *jaro, obilí, pole, rozmanitý,* 20 *pracuji;* S. 87 *úloha = úkol, kovám, vzduch;* S. 93 *dýchati.*

Diese Kleinigkeiten, die das sonst vorzügliche Buch entstellen, sollte der Herausgeber bei der nächsten Auflage beseitigen.

Wien. Jos. Zycha.

Robert Pöhlmann, Grundriß der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausg. von Iw. v. Müller. III. Band, 4. Abteilung). Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. München 1906, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 307 SS. 8°. Preis 5 Mk. 50 Pf., geb. 7 Mk. 20 Pf.

Die Aufgabe, einen Grundriß der griechischen Geschichte zu schreiben, ist nicht leicht; denn aus der Masse des Stoffes das Wichtigste herauszugreifen und den vielen, von den Neueren ausgesprochenen Ansichten gegenüber einen festen Standpunkt zu gewinnen, erfordert nicht bloß volle Beherrschung des gesamten Gebietes, sondern auch einen gewissen Takt in der Auswahl. Dafür hat die Arbeit großen Reiz an sich, zunächst durch den Stoff, dann auch deswegen, weil die wissenschaftliche Forschung gerade auf dem Gebiete der griechischen Geschichte in den letzten Jahrzehnten ungemein lebhaft und der durch sie erzielte Fortschritt bedeutend war; dies dem weiten Kreise der um das klassische Altertum Bemühten darzulegen, hat Aussicht auf vielen Dank. Daß Pöhlmanns Grundriß den Anforderungen, welche eben formuliert wurden, im allgemeinen gerecht geworden ist, lehrt schon der Erfolg, der sich in den wiederholten Auflagen ausspricht.

Das Buch liegt nun in dritter Ausgabe vor und es wird nicht leicht sein, künftig an dessen Aufbau und Gestaltung viel zu ändern. Dennoch möchte ich, da ich zum ersten Male die Gelegenheit habe, mich über P.s Leistung zu äußern, auch auf einige allgemeine Punkte hinweisen und dem Verf. zur Erwägung anheim geben, ob er nicht bei späteren Auflagen, die ja sicher zu erwarten sind, gewisse Bedenken berücksichtigen wolle, welche seine Darstellung hie und da hervorruft. Sie gehen zunächst dahin, daß sein Urteil in manchen Kontroversen zu schwankend ist, so daß es dem Leser, der sich über einen Punkt orientieren will — und an solche wendet sich doch in erster Linie ein Grundriß —, schwer wird zu erraten, welcher Ansicht der Verf. eigentlich ist oder mit welchem Grade von Sicherheit man in einer bestimmten Frage urteilen kann. Öfter hebt ein Nachsatz den Vordersatz ganz oder halb auf oder es wird in einer Anmerkung zurückgenommen, was im Texte gesagt ist. Als auf ein Beispiel verweise ich auf S. 29. Der Verf. äußert sich dahin, daß die Überlieferung über

die dorische Wanderung wertlos sei, die Wanderungen selbst aber als geschichtliche Tatsache anzuerkennen sind — ein Standpunkt, den ich vollkommen teile — und fährt dann fort: 'Einzelne derselben — wie z. B. vielleicht die angebliche Einwanderung der Böotier aus Thessalien . . . mögen ja apokryph sein' usw.; dazu kommt die Anmerkung 4: 'Die Böotier erscheinen in der Ilias als Teilnehmer am troischen Krieg und auch sonst ist es wahrscheinlich, daß Böotien schon in ältester Zeit dieselbe Bevölkerung hatte wie später. Siehe Ed. Meyer, G. d. A. II 189 ff. Möglicherweise hat freilich auch hier die Tradition Recht. Siehe Busolt [2]I 243'. Der Leser wird einer solchen Ausführung ziemlich ratlos gegenüber stehen; und doch kann man, wie ich glaube, heute in dieser Frage mit Sicherheit urteilen, seitdem Leop. Sadée die verschiedenen Elemente, aus welchen sich der boiotische Dialekt zusammensetzte und den starken Einfluß des 'Westgriechischen' auf ihn nachgewiesen hat (*Dissert. philol. Halenses* XVI 1904); dazu Solmsen, Rhein. Museum LIV 1905, 481 ff. (erst nach dem Erscheinen von P.s Buch veröffentlicht?). An der relativen Richtigkeit der Überlieferung von einer dorischen Einwanderung in Boiotien ist somit nicht mehr zu zweifeln. Ob eine andere Eigentümlichkeit im 'Grundriß' mit dem eben berührten Schwanken P.s zusammenhängt, ist mir nicht sicher; ich meine die vielen Fragen, welche von ihm aufgeworfen werden, es scheint vielmehr, daß P. sie mit bewußter Absicht anwendet, um dem Stil Abwechslung zu verleihen. Allein besonders deren Häufung (wie z. B. auf S. 20) und dazu die vielen Ausrufungszeichen bringen manchmal eine Unruhe in den stilistischen Ausdruck, welche, wenn ich wenigstens nach meinem persönlichen Empfinden urteilen darf, auf den Leser abstumpfend wirkt. Auch die häufige Polemik im Texte, die sich in ausführlicher Weise gegen einzelne Wendungen, die von anderen Gelehrten gebraucht wurden, richtet, wirkt auf den Fluß der Darstellung hemmend und wäre besser in die Anmerkungen zu verweisen.

In diesem Zusammenhang muß ich noch einen wichtigen Punkt berühren, P.s Stellung gegenüber der griechischen Demokratie; so verdienstlich seine, bereits in der zweiten Auflage enthaltenen Ausführungen auf S. 184 ff. und 207 ff. in mancher Hinsicht sind, das ungünstige Urteil des Verf. über die Demokratie hat sich gegen früher noch verschärft, vgl. S. 163. 197. 204. P. steht in dieser Beziehung bekanntlich nicht allein; wenn früher unter dem Einfluß Grotes eine hyperidealisierende Auffassung der griechischen und speziell der attischen Demokratie üblich war, so ist man jetzt eher geneigt in das Gegenteil zu verfallen. Eine gerechte, wirklich historische Würdigung ist weder auf dem einen noch auf dem anderen Wege zu erzielen und besonders in unserem Falle ist die Gefahr naheliegend, daß sich durch ein Hinterpförtchen die moralisierende Geschichtsbetrachtung wieder ein-

schleicht, die man längst für ausgetrieben ansah. Besonders bezeichnend ist P.s Darstellung auf S. 189 ff.; ich habe dabei stets den Eindruck, daß die Wandlung des Urteils zum großen Teil unter dem Einfluß der praktisch gewiß gerechtfertigten Abwehr der sozialdemokratischen Propaganda und ihrer unerfreulichen Begleiterscheinungen in Deutschland steht. Dabei wird ganz außer acht gelassen, was gerade wichtig ist, daß die griechische Demokratie nicht das Produkt einer künstlichen Theorie, sondern, ähnlich wie in der Schweiz, bodenständig und historisch erwachsen war. Viele Fehler, die ihr vorgeworfen und sogar als sozialdemokratische Auswüchse charakterisiert werden, wie bei den Parteikämpfen die Austreibung der Gegner und die Konfiskation von deren Vermögen waren nicht ihr allein eigen, sondern wurden im gegebenen Falle ganz in der gleichen Weise von ihren Gegnern, den Oligarchen, praktiziert; sie sind nicht sosehr der Regierungsform zur Last zu legen, als mit der in Griechenland nun einmal ebenfalls historisch erwachsenen Grundlage des Stadtstaates verknüpft. So schwer es ist, mit eingewurzelten und mit Gelehrsamkeit und Geschick vertretenen Ansichten eines Autors zu rechten — ich muß bekennen, daß die von P. im zweiten Bande seiner Geschichte des antiken Kommunismus S. 235 ff. 265 ff. 305 ff. verfochtene Anschauung von der Umbildung der politischen zur sozialen Demokratie in Griechenland in vielem nicht überzeugend auf mich wirkt und meiner Ansicht nach einer ernstlichen Revision bedarf, schon deswegen, weil sie viel zu viel generalisiert und zu ihrem Erweis Erscheinungen herbeizieht, die voneinander zu trennen sind und für sich, einzeln gefaßt, beurteilt werden müssen. Eine ihrer wichtigsten Stützen, die Ansicht, daß im IV. Jahrh. v. Chr. das Proletariat immer mehr anwuchs, die besitzenden und gebildeten Bürger sich von der Verwaltung des Staates zurückzogen und sie der Masse überließen (S. 195. 197 unseres Buches) und die daraus resultierende Auffassung, daß die Furcht vor dem Proletariat die Besitzenden in Griechenland in die Arme Philipps von Makedonien trieb, hat, wenigstens für Athen, vor kurzem in der trefflichen Schrift von Johannes Sundwall, 'Epigraphische Beiträge zur sozialpolitischen Geschichte Athens im Zeitalter des Demosthenes' (Klio, 4. Beiheft 1906) urkundliche Widerlegung gefunden. Es zeigt sich eben, daß die Sätze des Aristoteles, von welchen diese Anschauung ausgeht, ebenso anfechtbar sind wie manche seiner anderen Äußerungen, deren problematischen Wert man schon früher erkannte, z. B. sein einseitiges Urteil über die attische Demokratie im V. Jahrh.

Die neue Auflage ist von 268 auf 307 Seiten angewachsen; im einzelnen finden sich viele Verbesserungen und Nachträge, besonders unter dem Einfluß der seit 1896 erschienenen Bände von Ed. Meyer und Busolt, was nur zu billigen ist. Schon die Einleitung über die neueren Werke ist erweitert. In ihr findet sich eine gerechte Abschätzung von J. Burckhardts Griechischer Kultur-

geschichte, die bei ihrem Erscheinen von mancher Seite eine unverdient harte Beurteilung gefunden hat; dagegen ist P. Belochs Griechischer Geschichte nicht gerecht geworden, die, man mag im einzelnen auch oft abweichender Ansicht sein, doch eine hochbedeutende Leistung darstellt und speziell im dritten Bande, der Geschichte des hellenistischen Zeitalters, alle früheren Darstellungen weit hinter sich läßt. Eine eingreifende Umgestaltung erfuhr der folgende Abschnitt über die mykenische Kulturperiode, in dem die §§ 8 bis 10 ganz neu sind. Allein eine befriedigende Behandlung der mit ihr verknüpften Probleme bietet er nicht, besonders nicht in der Charakterisierung der Kultur selbst und in dem Punkte, der für den Historiker die Hauptsache ist, der Frage nach den Trägern der kretisch-mykenäischen Kultur. Es wäre unbillig nicht zuzugestehen, daß die Lösung dieses Problems den größten Schwierigkeiten begegnet, zumal da die Ausgrabungen auf Kreta noch nicht abgeschlossen sind und damit alles im Flusse ist; allein man kann heute schon sagen, daß durch die Entdeckungen der letzten Jahre die früher herrschende Ansicht von dem rein hellenischen Ursprung der 'mykenäischen' Kultur eine bedenkliche Erschütterung erfahren hat. Nebenbei bemerkt: sind in den Schachtgräbern von Mykenae wirklich Reste der 'altaegaeischen' (Insel-) Kultur gefunden worden (S. 14)? Mir ist dies nicht bekannt. Ich halte es auch nicht für notwendig, sich mit der Ionierhypothese von E. Curtius herumzuschlagen (S. 16 ff.), an die heute wohl schwerlich jemand Urteilsfähiger mehr glaubt. Recht gut sind die neuen Bemerkungen S. 58 über den Stadtstaat, dann auf S. 48—50 (wozu auch S. 108 gehört) über die Freiheit der griechischen Religion von Theologie und Priesterstand und S. 248 ff. über die Herrscherkulte; aber ist das Urteil, welches S. 251 *ἐν παρέργῳ* über die päpstliche Oberherrschaft im Mittelalter ausgesprochen wird, eine objektive Würdigung dieser großartigen historischen Erscheinung?

Natürlich finden sich, wie es bei einem so umfangreichen Gebiet kaum anders möglich ist, im einzelnen Unrichtigkeiten, die meist von früher her stehen blieben und dem neuen Stand der Forschung gemäß zu verbessern sind. Die folgenden Bemerkungen mögen als Ergänzung zu P.s Darstellung aufgefaßt werden. Was S. 59 über die Gedichte des Theognis gesagt wird, entspricht nicht unseren heutigen Anschauungen über Zeit und Beschaffenheit dieses Literaturproduktes, welche besonders durch Reitzensteins Verdienst ('Epigramm und Skolion') eine wichtige Förderung erfuhren; es ist daher auch deren Verwertung als Quelle für die Geschichte der Parteikämpfe in Megara (S. 71) höchst problematisch. Das Archontats-Jahr des Damasias ist nicht auf 583/2 (S. 78, 2), sondern, wie F. Jacoby (Apollodor 169 ff., Marmor Par. 102 ff. 166 ff.) nachwies, auf 582/1 zu fixieren. Daß die Stelle bei Aelian V. H. VI 1 über die attischen Kleruchen in Chalkis (S. 87, 2) sich nicht auf deren Ansiedlung im J. 506, sondern

auf die spätere im J. 446 bezieht, habe ich in der *Serta Harteliana* S. 30 ff. gezeigt. Die Basis des delphischen Dreifußes, der sogenannten 'Schlangensäule' (S. 88), ist bei den französischen Ausgrabungen in Delphi wiedergefunden worden, sie trägt aber nicht das bei Diodor XI 33, 2 erhaltene Epigramm, sondern ist anepigraph, vgl. Pomtow, Berliner philolog. Wochenschrift 1903, Sp. 268 ff.; für die Abweichungen in der Liste der olympischen Zeusstatue (Pausan. V 23) hat Boissevain eine neue, sehr ansprechende Erklärung aufgestellt, Festschrift für O. Hirschfeld 69 ff. Daß der Sturz des lydischen Reiches wahrscheinlich nicht in das Jahr 546, sondern 547 fällt, wurde von C. F. Lehmann (Haupt) erwiesen, vgl. Arch. Anz. 1898, 122 ff. Es nimmt mich wunder, daß P. sowohl für den ionischen Aufstand als auch für die Perserkämpfe in Griechenland, besonders den Xerxeszug, das wichtige Buch von Grundy '*The great Persian War*' (1901) nicht herangezogen hat, und ebenso wenig für die Schlacht von Plataeae daneben die Abhandlung desselben Gelehrten '*The Battle of Plataea*' (London 1894); ich glaube, daß er dann sein Urteil, 'daß sich über die Schlacht ein militärisch klares Bild nicht gewinnen lasse' (S. 105), modifiziert hätte. Was über die Gerichtshoheit Athens im ersten Seebunde gesagt ist (S. 118), konnte nach den Ausführungen Ed. Meyers (Gesch. d. Altert. III 496 ff.), die einen bedeutenden Fortschritt bezeichnen, genauer gefaßt werden; die Auffassung, daß die attischen Gerichte in Strafsachen, bei denen Verbannung, Verlust der bürgerlichen Rechte, Tod in Frage kamen, zuständig waren, hängt mit der mißverständlichen Auffassung des Terminus ἔφεσις zusammen, sie fungierten nur als Appellations-Instanz in diesen Fällen. Zu erwähnen wäre gewesen die Einführung des attischen Maßes und Gewichtes sowie der attischen Münze bei den Untertanen (IG. XII 5, 1 n. 480), weil dies den Gipfelpunkt der Zentralisation im delischen Bunde bezeichnet. Auf S. 128 wird noch immer (nach Kirchhoff) die Begründung eines großen Staatsschatzes in Athen behauptet; daß es nie zur Ausführung des diese Maßregel anordnenden Beschlusses kam, haben schon vor längerer Zeit Busolt (Griech. Gesch. III 1) und Ed. Meyer (Forsch. z. alten Gesch. II) dargetan. Die von mir herrührende Identifikation des Anklägers des Perikles mit dem Drakontides, auf dessen Antrag im J. 404 die Oligarchie begründet wurde, an der P. 143, 2 noch festhält, ist evident falsch, vgl. jetzt Pauly-Wissowa, R.-E. V 1664. Merkwürdigerweise ist in der Erzählung von dem Regimente der Dreißig in Athen die Aufnahme einer spartanischen Besatzung ganz übergangen (in der 2. Auflage S. 147 noch erwähnt); der für diese Dinge wichtigen Frage, ob in der Reihenfolge der damaligen Ereignisse Aristoteles oder Xenophon Recht hat, wird gar nicht gedacht. Über die Frage der Nationalität der Makedonen sind in den letzten Jahren lebhafte Diskussionen geführt worden, die zum Teil bereits in die Zeit nach dem Er-

scheinen von P.s Buch fallen; aber wenigstens die Erörterungen von P. Kretschmer (Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache 1896) und Hatzidakis wären neben der älteren Literatur zu erwähnen gewesen. Unter den Schriften zur Geschichte des indischen Feldzuges Alexanders d. Gr. vermisse ich die beiden sehr berücksichtigungswerten Arbeiten von Lezius (1887) und Anspach (1903). — Die Ausführungen P.s über die Diadochenzeit leiden an mancherlei Mängeln, besonders was die Chronologie anlangt, die vielleicht davon herrühren, daß er die 2. Abteilung des III. Bandes von Belochs Griech. Geschichte, welche auch in dieser Hinsicht einen Fortschritt bedeutet, nicht mehr benutzt zu haben scheint. Wenn auf S. 259 gesagt wird, daß Demetrios (Poliorketes) nach der Schlacht bei Ipsos nur einige phönikische und griechische Städte und die Insel Cypern behauptete (herübergenommen aus der 2. Auflage), so ist dies nicht richtig; es fielen zwar Athen und Mittelgriechenland von ihm ab, aber er behauptete doch seine Besitzungen in der Peloponnes, vgl. Beloch, Klio II (1902), Gr. Gesch. III 1, 220; 2, 301 ff. Der Zeitpunkt, zu dem sich Lachares in Athen der Tyrannis bemächtigte (S. 260), kann jetzt sicher auf das Frühjahr 295 bestimmt werden (Beloch a. a. O. III 1, 222; 2, 198). Daß Droysens Datierung des 'vierjährigen' Krieges auf die Jahre 297—294 (S. 260, 3) nicht aufrechtzuerhalten ist, dürfte wohl schon längere Zeit anerkannt sein, vgl. zuletzt ebenfalls Beloch III 2, 377. Daß die Kelten bei Delphi durch die Griechen eine entscheidende Niederlage erlitten, durch welche sie sich zum Rückzug gegen Norden genötigt sahen (S. 268), soll heute nicht mehr gesagt werden, vielmehr hat bereits F. Stähelin (Geschichte der kleinasiatischen Galater 1897, S. 4) darauf hingewiesen, daß die Kelten hauptsächlich durch Frost und Hunger zur Umkehr gezwungen wurden; vielleicht haben sie sogar Delphi eingenommen und den Tempel geplündert (Beloch III 1, 582; 2, 413). Die S. 269 gegebene Chronologie des chremonideischen Krieges ist zu modifizieren; allerdings fallen die entscheidenden Ermittlungen Fergusons (*University of California Publications, Classical Philology*, vol. I 153 ff.), durch welche die Grenzpunkte auf 266 und 262/1 bestimmt wurden, erst in das J. 1906. Merkwürdig ist, daß für die Verfassung des achaeischen und aetolischen Bundes (S. 271) die Arbeiten von J. H. Lipsius (Berichte der sächs. Gesellsch. d. W. 1898, 160 ff. und Griech. Altert. II) nicht angeführt werden; auch Beloch III 2, 181 ff. kommt jetzt in Betracht. Der Staatsstreich des Kleomenes III in Sparta (S. 276) fällt nicht in das J. 226, sondern in den Herbst 227 (Niese, Gesch. der griech. und makedon. Staaten III 317; Beloch III 1, 726). Daß der erste illyrische Krieg der Römer nicht, wie man bisher annahm (auch Pöhlmann S. 287) auf 229, sondern auf 228 zu datieren ist, hat ebenfalls Beloch nachgewiesen (III 2, 214). Endlich wäre für die Frage, wann die Provinz Achaia eingerichtet

wurde (S. 296, 5), noch das russisch geschriebene Buch von Shebelew *Ἀχαϊκά* (Petersburg 1903) anzuführen gewesen.

Auch sonst muß ich meinen Dissens zu P.s Urteil in einigen Punkten äußern. Die, wie es scheint, zustimmende Erwähnung von R. Meisters 'Dorer und Achäer' (S. 22, 1) befremdet mich, da gerade die Sprachforscher die Ergebnisse dieser Arbeit, soviel ich sehe, einhellig abgelehnt haben. Bezüglich der Entstehung der Hörigkeit in Griechenland stehe ich, wie aus meinen Untersuchungen über die altgriechische Schuldknechtschaft bekannt ist, prinzipiell auf einem anderen Boden wie P. (S. 38 ff.); natürlich gestehe ich zu, daß man in dieser Frage verschiedener Meinung sein kann. Dagegen nimmt es mich wunder, daß P. (S. 73, 1) der Anschauung von G. Schulz und Blass bezüglich des c. 4 von Aristoteles *Ἀθηναίων πολιτεία* (Drakontische Verfassung) beipflichtet, die doch ungemein künstlich ist und dem nun sichergestellten Wortlaut des Eingangs zu diesem Kapitel Gewalt antut. S. 77 verteidigt P. die Ansicht Ed. Meyers, daß in der solonischen Klassenordnung die nicht grundbesitzenden Bürger nach ihrem Vermögen der entsprechenden Klasse zugewiesen wurden; wenn er aber bemerkt, daß die herrschende Ansicht (nach welcher sie zu den Theten zählten) 'nicht gerade notwendig aus den Quellen zu folgern ist', so ist dies mit dem, was Aristoteles *Ἀθ. πολ.* 7, 4 sagt, nicht vereinbar. Außerdem erscheint mir Meyers Ansicht durch Busolt (GG. II 2) und Lipsius (GA. I) widerlegt worden zu sein. Über die Zeit, wann der Ostrakismus eingeführt wurde, folgt P. der herkömmlichen Anschauung, daß Kleisthenes dessen Urheber war (S. 85), woraus ich ihm natürlich keinen Vorwurf mache; dieselbe scheint aber nicht haltbar zu sein, vielmehr wird Androtion (Fragm. 5) Recht haben, wenn er meldet, daß der Ostrakismos unmittelbar vor seiner ersten Anwendung (488/7) ins Leben gerufen ward (cf. Beloch GG. I 360, 5 und De Sanctis *Ἀτθίς* 346 ff.). Offenbar steht die Intention des Ostrakismos in engem Zusammenhang mit der Wahlreform des Archontats (487/6), über deren Sinn uns Ed. Meyer aufgeklärt hat. Wenn Pöhlmann S. 88 Hekataios als Quelle Herodots nennt, so ist dies richtig, falls er nicht dessen Benützung für die Geschichte der Perserkriege (bezw. des Ionieraufstandes) annimmt. Die Geschichte über die angeblichen Beschlüsse der Griechen nach der Schlacht von Plataeae (S. 107) verdient kaum Erwähnung, ebenso wenig wie diejenige über die geplante Ausstoßung der medisierenden Staaten aus der delphischen Amphiktionie (S. 117); beide sind späte und schlechte Erfindungen. Das Datum von Epameinondas' Seezug (S. 182) ist sicher in das Jahr 364 zu setzen, wie U. Köhler (Hermes XXIV 638) zeigte. Wenn P. Eumenes 'genial' nennt (S. 256), so ist dies entschieden eine Überschätzung dieses vielgewandten und klugen Mannes, der doch keine schöpferische Natur war. Dafür scheint mir eine so gewaltige Herrscherpersönlichkeit wie diejenige des Agathokles in ihrer Bedeutung nicht erfaßt zu sein (S. 280).

Endlich muß ich noch eines Punktes gedenken, wenn ich auch es nicht gerne tue. P. kommt manchmal auf Dinge zu sprechen, deren Erwähnung in einem wissenschaftlichen Werke man lieber vermissen würde. Was hat der Ausfall S. 249, 3 über die Benennung des Schnelldampfers 'Wilhelm der Große' für einen Zweck? Dazu bemerkt, ist Nissens Annahme von der Umtaufe der Salaminia in Ammonias und deren Zusammenhang mit der Anerkennung Alexanders als Gott in Athen recht unsicher, denn, wie Köhler nachgewiesen hat (Ath. Mitteil. VIII 169 ff.), existierte der Kultus des Ammon in Athen schon früher, im J. 333/2 (IG. II 2, 741, *a* z. 30 ff.), also bevor Alexander die Oase des Ammon besucht hatte. Auch die gegen Beloch gerichtete Anmerkung (S. 281, 1) kann ich nur als wenig geschmackvoll bezeichnen.

Es ist Aufgabe des Kritikers, zunächst dasjenige hervorzuheben, worin er von dem Verf. eines Werkes abweicht. Wenn ich dies in dem Vorausgehenden getan habe, möchte ich nicht den Eindruck hervorrufen, als ob ich über Pöhlmanns 'Grundriß' nicht günstig urteilte; als Ganzes genommen, ist das Buch eine anzuerkennende Leistung und wird seinen Platz weiterhin behaupten.

Prag. H. Swoboda.

Theodor Mommsen, Gesammelte Schriften. IV. Band. Historische Schriften. Erster Band. Berlin, Weidmann 1906. 566 SS. 8°.

Jedes Jahr bringt einen neuen Band aus der reichen Fülle Mommsenscher Einzelpublikationen. Seine Reden und Aufsätze nicht streng wissenschaftlichen Inhalts, zwei Bände seiner juristischen Schriften sind bereits erschienen; hier liegt der erste Band seiner kleineren historischen Schriften vor. Wieder hat kein Geringerer als Otto Hirschfeld sich der Mühe unterzogen, dem Bande einen einheitlichen Charakter zu verleihen (es sind „vornehmlich die einer bestimmten Persönlichkeit und ihrer Zeit gewidmeten Untersuchungen vereinigt") und in den Anmerkungen den Mommsenschen Text durch knappe Zusätze und Berichtigungen dem augenblicklichen Stande der gelehrten Forschung anzupassen. Denn mit Recht bemerkt Hirschfeld in der Vorrede: „Wenn auch keine unter den hier abgedruckten Schriften heute veraltet ist, so ist doch bei ihrer Benutzung nicht außer Augen zu lassen, daß manche von ihnen mehrere Dezennien, eine sogar ein halbes Jahrhundert zurückliegt, die wissenschaftliche Forschung aber gerade durch Mommsens umfassende und tiefgreifende Tätigkeit auf diesem Gebiete seitdem mächtig gefördert und unsere Kenntnis und Auffassung des römischen Staatsrechts durch ihn eine ganz andere geworden ist."

Der Band enthält — nach der historischen Chronologie geordnet — folgende Schriften Mommsens, die den ganzen Komplex

der römischen Geschichte von Romulus bis Belisar umfassen: 1. Die Remuslegende. 2. Die Tatiuslegende. 3. Zama. 4. König Philipp V. und die Larisäer. 5. Bemerkungen zum Dekret des L. Ämilius Paulus. 6. Senatsbeschluß über Pergamon. 7. Mithradates Philopator Philadelphos. 8. Die Dynastie von Kommagene. 9. Die Rechtsfrage zwischen Cäsar und dem Senate. 10. Der Senatsbeschluß bei Josephus 14, 8, 5. 11. Das Militärsystem Cäsars. 12. Zur Geschichte der Cäsarischen Zeit. 13. Das Datum der Erscheinung des Kometen nach Cäsars Tod. 14. 1) Über die Bildnisse der römischen Prokonsuln auf den Provinzialmünzen der Augusteischen Epoche; 2) Zu den Münzen mit den Bildnissen der Prokonsuln von Asia und Afrika. 15. Die praefecti frumenti dandi. 16. Die Örtlichkeit der Varusschlacht. 17. Der Rechenschaftsbericht des Augustus. 18. Das Augustische Festverzeichnis von Cumae. 19. Die Familie des Germanicus. 20. Edikt des Kaisers Claudius über das römische Bürgerrecht der Anauner vom J. 46 n. Chr. 21. Die Lage von Tigranokerta. 22. 1) Der letzte Kampf der römischen Republik; 2) Adsertor libertatis; 3) Inschrift des L. Verginius Rufus. 23. Die zwei Schlachten von Betriacum im Jahre 69 n. Chr. 24. Zur Lebensgeschichte des jüngeren Plinius. 25. Die Chronologie der Briefe Frontos. 26. Der Markomanenkrieg unter Kaiser Markus. 27. Das Regenwunder der Markus-Säule. 28. Perennis. 29. Stilicho und Alarich. 30. Aetius. 31. Epinikos. 32. Vandalische Beutestücke in Italien.

Niemand wird erwarten, daß hier über den Inhalt oder die wissenschaftliche Bedeutung dieser Abhandlungen referiert werde. Nicht wenige von ihnen haben für die römische Altertumswissenschaft, fast könnte man sagen, den Wert von Quellenschriften erlangt — ich nenne z. B. die berühmte Untersuchung über den jüngeren Plinius mit ihren grundlegenden Exkursen über römische Namengebung und über die rechtliche Bedeutung der Adoption in der Kaiserzeit oder die Schriften über die Rechtsfrage zwischen Cäsar und dem Senat, über die comites Augusti der früheren Kaiserzeit (Beilage zur Abhandlung über das Edikt des Claudius). Andere dieser Schriften behandeln viel erörterte Gegenstände (z. B. die Remuslegende, die Teutoburger Schlacht, das Monumentum Ancyranum, das Regenwunder der Markussäule) und haben durch die neuen Gesichtspunkte, die sie eröffnen, selbst eine ganze Literatur für und wider hervorgerufen, die noch bei weitem nicht zum Abschlusse gelangt ist. Aber fast jede bereitet dem Leser einen Hochgenuß. Denn so trocken der Stoff, der ihren Inhalt bildet, scheinen mag, welches Kunstwerk wird sie in der Hand des Meisters! Auch im kleinen Aufsatz lebt der ganze Mommsen. Und wüßten wir nicht, wer die Untersuchungen über das Bürgerrecht der Anauner, über das Vierkaiserjahr, über den Markomannenkrieg geschrieben hat, wir müßten es sofort erkennen an der Sicherheit der Beobachtung, der Schärfe und Unbestechlichkeit der

Kritik, der Klarheit des Aufbaues und der Genialität der Kombination, an der wunderbaren Gewalt über Wort, Wissen und Methode und nicht zum mindesten an dem Geist, der wahrhaft Funken sprüht, und am Witz, der vernichten kann und immer zündet.

Wien. Edmund Groag.

Dietrich Schäfer, Kolonialgeschichte. (Sammlung Göschen 156.) Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Man wird diese Kolonialgeschichte aus der Feder eines unserer tüchtigsten Historiker unbedenklich zu den besten Publikationen der ganzen Sammlung Göschen rechnen dürfen. Auf dem engen Raume von nur 154 Seiten wird das ganze Gebiet der Kolonialgeschichte, sowol der rein theoretische Stoff derselben (Kolonisation als Geschichtsfaktor, Kolonisation und Eroberung, Anlässe der Kolonisation), als auch der praktische Teil, d. h. die Geschichte der Kolonisation im Altertum, Mittelalter, der neueren und neuesten Zeit abgehandelt. Bei dem Interesse, das die Kolonialgeschichte nunmehr auch im Deutschen Reiche und wegen der großen Auswanderung hier zu Lande auch in Österreich gewonnen hat, ist namentlich auf den vierten Teil hinzuweisen, der in den letzten Abschnitten eine treffliche Übersicht über Englands moderne Kolonialpolitik, das neue französische Kolonialreich, Deutsche und Italiener als Kolonisatoren, die Aufteilung Afrikas und das Anwachsen der russischen Macht enthält. Die Darstellung kann nicht anders als möglichst knapp gehalten sein, man wird aber kaum etwas Wesentliches vermissen. Für eingehendere Studien ist ein etwas mageres Literaturverzeichnis beigegeben.

Graz. J. Loserth.

Rechenbuch für höhere Lehranstalten von Prof. Dr. Chr. Schmehl, Oberlehrer an der Großherzoglichen Oberrealschule zu Darmstadt. I. Teil. Das Rechnen mit ganzen Zahlen, gemeinen Brüchen und Dezimalzahlen. 6. Auflage. 226 SS. Gießen, Verlag von Emil Roth 1906. Preis br. Mk. 1·50, geb. Mk. 1·80. — II. Teil. Die bürgerlichen Rechnungsarten. Mit einem Anhange: Aufgaben zur Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung, Berechnung der Flächen- und Körperinhalte. 5. Auflage. 256 SS. Gießen, Verlag von Emil Roth 1905. Preis br. Mk. 1·50, geb. Mk. 1·80.

Die beiden vorliegenden Bücher des bekannten Verf.s[1]) stellen sich im wesentlichen als Aufgabensammlungen von großer Reich-

[1]) Von ihm sind im gleichen Verlage erschienen: „Algebra und algebraische Analysis für höhere Lehranstalten“, „Elemente der darstellenden Geometrie“, „Aufgaben aus der analytischen Geometrie der Ebene“, „Lehrbuch der Geometrie für Gewerbeschulen“, „Elemente der sphärischen Astronomie und der mathematischen Geographie“.



haltigkeit dar und behandeln ungefähr den für die beiden untersten Klassen unserer Gymnasien vorgeschriebenen Lehrstoff in einer Art, die nach unseren Begriffen mehr den Handels- oder Gewerbeschulen angepaßt erscheint. An der Spitze der einzelnen Abschnitte finden sich, durch kleineren Druck kenntlich gemacht, die für die zu behandelnden Aufgaben notwendigen kurzen, aber doch klaren sachlichen Erörterungen, hierauf folgen einige ausgeführte Beispiele, aus denen eventuell das Rechengesetz abgeleitet wird.

Die dem Verf. für die Bearbeitung dieses Rechenbuches maßgebenden Grundsätze gehen dahin, „die Schüler nicht nur zu befähigen, ihre Kenntnisse auf die im praktischen Leben vorkommenden Aufgaben anzuwenden, wozu Sicherheit und Fertigkeit in den Grundrechnungsarten notwendig ist“ — in dieser Absicht wird für das Kopfrechnen hinreichend Gelegenheit geboten und es erfolgt das schriftliche Rechnen nach bestimmten Formen — „sondern auch die Grundlagen für den Unterricht in der allgemeinen Arithmetik zu geben“; hierin hätte, wenigstens im II. Teil, leicht mehr erreicht werden können. Die Anordnung der Aufgaben ist eine durchaus systematische.

Der Inhalt des I. Teiles ist durch den Titel hinreichend charakterisiert; im einzelnen sei folgendes bemerkt: Es ist nur zu billigen, daß der Schüler frühzeitig (schon auf S. 15) mit dem Gebrauche der Klammer bekannt gemacht wird. Der Verf. vertritt den Standpunkt, die Lehre von den Dezimalzahlen erst im 3. Abschnitt, nach den gemeinen Brüchen, vorzunehmen. Dadurch wird indes dem schon im 1. Abschnitte behandelten Rechnen mit mehrfach benannten Zahlen — jedenfalls bei dekadischer Verwandlungszahl — einigermaßen Zwang angetan und es führt diese Anordnung zu Vorschriften, für die der Schüler kein rechtes Verständnis erlangen kann; so heißt es auf S. 65, 66: „Um mehrfach benannte Zahlen mit dezimaler Währung zu multiplizieren, schreibe man sie in dezimaler Form (?) und denke sie sich auf die niedrigste Sorte resolviert . . . . . .“ Z. B. 109·27 Mk. $\times$ 8 gibt 874·16 Mk. = 874 Mk. 16 Pf. So lange der Schüler von Dezimalzahlen nichts weiß, dürfte ihm diese Rechnung recht dunkel bleiben.

Zu den allgemeinen einleitenden Sätzen über die Teilbarkeit (§ 20 *b*) wären Beispiele erwünscht; die Begründung der Teilbarkeitsregeln für 3 (bezw. 9) und 11 könnte einfacher gestaltet werden; die Regeln für die Teilbarkeit einer dreistelligen Zahl (!) durch 7 und 13 dürften leicht als unnötiger Ballast empfunden werden; die Bezeichnung dieses Abschnittes als „Zahlentheorie“ scheint mir etwas hochtrabend zu sein. An einigen Stellen in der Lehre vom Bruchrechnen würde ich unter Hintansetzung der Kürze präzisere Formulierung der Rechengesetze wünschen, so z. B. wenn es S. 130 heißt: „Ein Bruch wird kleiner (?) gemacht, indem man *a*) . . . *b*) den Nenner mit der betreffenden Zahl multipliziert“ oder S. 137 „Ungleichnamige Brüche werden addiert, indem man sie

erst gleichnamig macht und dann die Zähler der gleichnamigen Brüche addiert" (und der Nenner?).

Der II. Teil enthält unter den bürgerlichen Rechnungsarten in § 1—4 die einfache und zusammengesetzte Regel de tri, § 5 Zinsesrechnung, § 6 Allgemeine Prozentrechnungen, § 7 Gewinn- und Verlustrechnung, § 8 Rabatt- und Diskontrechnung (behandelt in 15 Abschnitten), § 9 Warenrechnung (Berechnungen des Preises einer Ware unter Berücksichtigung von Tara, Gutgewicht, Fusti, Rabatt, Gewinn usw.), § 10 Teilrechnung, § 11 Mischungs-, § 12 Alligationsrechnung (Feingehalt u. dgl.), § 13 Termin-, § 14 Effektenrechnung, § 15 Kettensatz.

Die Reichhaltigkeit der Aufgaben ist überall eine ganz außerordentliche; so sind über Mischungsrechnungen (§ 11 und 12) 434 Nummern, über den Kettensatz allein 104 Aufgaben angegeben.

Als Grundlage für die Auflösung wird ausschließlich die Methode des Schließens benützt; man wundert sich, daß nirgends von Proportionen gesprochen wird, daß die für die Berechnung von Zinsen, Kapital usw. aufgestellten Gesetze niemals durch Formeln, etwa einfach in der Art $Z = \frac{K.P.J}{100}$, ausgedrückt werden, eben im Hinblick auf des Verf.s Absicht, die Grundlagen für den Unterricht in der allgemeinen Arithmetik vorbereiten zu wollen.

Die Detaillierung des Lehrstoffes, vielmehr — da von einem solchen nicht eigentlich die Rede sein kann — der Aufgaben, ist, wie schon die Inhaltsangabe zeigt, eine recht weitgehende und wird innerhalb der einzelnen Paragraphen noch weiter durchgeführt; so enthält § 11 (Mischungsrechnung) folgende fünf Unterabteilungen: I. Berechnung der Bestandteile einer Mischung, II. Berechnung des mittleren Preises einer Mischung, III. Berechnung des Preises einer Sorte, IV. Berechnung der Quantitäten zweier oder mehrerer Sorten, V. Berechnung der Quantität einer Sorte. Für die Übersichtlichkeit des reichhaltigen Materials ist diese Spezialisierung gewiß nur vorteilhaft, doch muß der Lehrer, der das Buch seinem Unterricht zugrunde legt, darauf achten, daß sie den Schülern nicht als Zersplitterung sich fühlbar mache.

Durch die in den Aufgaben gewählten Zahlen wird auf die im praktischen Leben vorkommenden Verhältnisse Bedacht genommen; die Natur der Aufgaben bringt es aber mit sich, daß ziemlich viele derselben eigentlich als Zinseszinsrechnungen zu behandeln wären und manche wieder, so vor allem die aus dem § 10 (Teilungsrechnung), würden sich mittelst Gleichungen in viel ungezwungenerer Weise und von einheitlichem Standpunkte lösen lassen. Einige sehr hübsche Beispiele finden sich auch in § 17, woselbst die Flächen- und Körperinhalte berechnet werden.

Jedenfalls darf man behaupten, daß der Verf. den Anforderungen des Unterrichtes volles und tiefes Verständnis entgegenbringt. Daß das Rechenbuch in weiten Kreisen Anklang gefunden

hat, beweist die Tatsache, daß es gegenwärtig in mehr als 80 Anstalten Deutschlands in Verwendung steht.

Von Druckfehlern sind mir nur sehr wenige aufgefallen; im I. Teil S. 119, letzte Zeile lies 3 : 4 statt 3 . 4, im II. Teil S. 119, Z. 2 v. u. lies 2% von 1462,42 Mk. statt 12% von 463,42 Mk., S. 188, Z. 15 v. o. fehlt nach „müssen" das Wort „sie". S. 247, Z. 6 v. u. lies „die Kante", statt „der Kante". Die amtlich vorgeschriebene Bezeichnung für Gulden ist nicht *fl*, sondern *fl.*, für Kronen *K,* nicht *Kr.*

Wien. K. Wolletz.

Meteorologie und Klimatologie. Von Dr. Wilhelm Trabert, ord. Prof. der kosmischen Physik an der k. k. Universität Innsbruck. Mit 37 Figuren im Texte. Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1905. Preis 6 K.

Das vorliegende Buch bildet den 13. Teil der von Prof. Maximilian Klar herausgegebenen Erdkunde. Es ist in diesem Buche zum ersten Male eine vereinigte Darstellung der Meteorologie und Klimatologie versucht worden, was nur in der Weise erreicht werden konnte, daß von der gebräuchlichen Einteilung der Meteorologie und Klimatologie abgesehen wurde. In einem einleitenden Abschnitte (Die meteorologischen Elemente, ihre Messung und ihre Bearbeitung) sind die den beiden Wissensgebieten angehörenden Grundbegriffe und Elemente behandelt worden. Im zweiten Abschnitte, der von den zeitlichen und örtlichen Unterschieden der meteorologischen Elemente und deren Ursachen handelt, ist die eigentliche Meteorologie als Physik der Atmosphäre zur Behandlung gelangt.

Der dritte Abschnitt umfaßt die Lehre vom Wetter und dem Klima. In demselben wird auf die Darstellung des Wetters, auf den Zusammenhang von Luftdruckverteilung und Wetter, auf die Wettervorhersage und die Erörterung der Aktionszentren der Atmosphäre des näheren eingegangen. In sehr übersichtlicher Weise werden dann die auf die einzelnen Weltteile bezugnehmenden klimatologischen Forschungen zusammengestellt und die Klimaschwankungen, welche im Laufe der Zeit einzutreten pflegen, und deren Ursachen besprochen.

In diesen Darstellungen hat der Verf. vielfach das große Handbuch der Klimatologie von Hann zuhilfe genommen, namentlich die dort angegebenen Zahlendaten. Trotzdem bietet gerade der dritte Abschnitt sehr viel Originelles in der Darstellung, da der Verf. unter besonderer Auswahl eines typischen Beispieles für jedes Klimagebiet es versucht hat, aus den meteorologischen Grundlagen heraus und von den Hauptcharakteren des Klimas ausgehend ein Bild der klimatischen Verhältnisse jedes einzelnen Erdteiles und ihrer Ursachen zu entwerfen.

Auch die theoretischen Grundlagen der Meteorologie und Klimatologie hat der Verf. in leichtfaßlicher Weise zu geben verstanden, so daß das vorliegende Buch auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurde.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. Johannes Hoppe, Analytische Chemie. Erster Teil: Theorie und Gang der Analyse. Zweiter Teil: Reaktionen der Metalle und Metalloide. Leipzig, J. G. Göschensche Verlagsbuchhandlung 1905. (Bändchen 247 und 248 der Sammlung Göschen.)

Die vorliegende analytische Chemie ist in zwei Bändchen zerlegt. Das erste handelt von der Theorie und dem Gang der Analyse und umfaßt 121 Textseiten, das zweite bringt auf 135 Seiten die Reaktionen der Metalle und Metalloide. Der Geist, in dem das Werkchen abgefaßt ist, wird treffend gekennzeichnet durch ein Zitat aus Menschutkins „Analytischer Chemie", das an die Spitze des theoretischen Teiles gestellt wurde und also lautet: „Der systematische Gang der Analyse ist nicht nur eine praktisch ausgearbeitete Methode der Analyse, er ist das notwendige Resultat der Eigenschaften der bei den Reaktionen aufeinander einwirkenden, sowie der dabei entstehenden Verbindungen. Die Notwendigkeit richtiger Methoden zu begreifen und sie zu verstehen, sie auszuarbeiten, bildet eines der Hauptziele, nach denen man bei den praktischen Arbeiten in der analytischen Chemie zu streben hat."

Im theoretischen Teile des 1. Bändchens wurden der Begriff von Analyse und Synthese und ein Schema analytischer Reaktionen gegeben. Unter der Überschrift „Wann tritt Reaktion ein und wie verläuft sie" werden besprochen: Mögliche Fälle bei der Reaktion zweier Stoffe. Oxydation und Reduktion. Intramolekulare Reaktion. Begriff der Beständigkeit. Massenwirkung. Dynamisches Gleichgewicht. Jonen. Einfluß dritter Stoffe (Hinderung und Beschleunigung von Reaktionen. Komplexe Jonen. Katalysatoren). Anwendung der Jonenlehre und Massenwirkung. Voraussage von Reaktionen.

Der zweite Teil des 1. Bändchens handelt von der analytischen Praxis. Zuerst werden praktische Winke für die Analyse gegeben, worauf der Gang der Analyse selbst vorgetragen wird. Für den theoretischen Teil dieses Bändchens sind ca. 50, für den praktischen jedoch etwa 100 Seiten verwendet worden. — Es ist nichts versäumt worden, um das Ganze wirklich belehrend und beauchbar zu gestalten.

Das zweite Bändchen bringt im 1. Teile die Reaktionen der Basen (Kationen), im 2. Teile aber diejenigen der Säuren (Anionen). Die Metalle sind hiebei in folgender Weise angeordnet: Alkalimetalle; alkalische Erdmetalle; Zn, Al, Mn, Fe, Cr, — Co, Ni; Ag, Cu, Cd, Hg, Bi, Pb; Sn, Sb, As.

Auf die Reaktionen der freien Metalloide folgen diejenigen der einfachen Wasserstoffsäuren, sodann die der komplexen Säuren.

In Anbetracht des engen Raumes ist der Stoff reichhaltig zu nennen, er ist im modernsten Sinne aufgefaßt und in sehr übersichtlicher Weise zur Darstellung gebracht werden.

Wien. Joh. A. Kail.

Prof. Dr. J. Norrenberg, Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichtes an den höheren Schulen Deutschlands. Sammlung naturwiss.-pädagog. Abhandlungen, herausgegeben von Otto Schmeil und W. B. Schmidt. Bd. I, Heft 6. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1904. IV und 76 SS. Lexikon-8°.

Der Verf. bezeichnet die vorliegende Abhandlung bescheidener Weise als einen Versuch, „die Entwicklung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes von dem Beginne unseres höheren Schulwesens an, also bis in die Anfänge des Mittelalters hinein zurückzuverfolgen und in ununterbrochenem Zusammenhange darzustellen“. Sie ist aber mehr als ein bloßer Versuch, sie muß als eine, wenn auch kurze, aber durch ihre Übersichtlichkeit ausgezeichnete, in Bezug auf die einzelnen Phasen der Entwicklung des Unterrichtes sehr vollständige, zusammenhängende geschichtliche Darstellung dieses Wissensgebietes angesehen werden, aus der auch wir, die österreichischen Lehrer, manches Interessante, unsere Verhältnisse Berührende erfahren können. Norrenberg beginnt mit einer Darstellung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes in den Klosterschulen und im Zeitalter der Reformation und der Renaissance, bespricht im dritten Kapitel „Pietismus und höfische Bildung“ das Pädagogium Franckes zu Halle (gegründet 1695), an dem Zoologie und Botanik in einer Wochenstunde während eines halben Jahres betrieben wurde („des Sommers wurden die Scholaren Mittwochs und Sonnabends Nachmittage aufs Feld geführet und lernten dabey die Botanicam“), ferner die Ritterakademien und die neu anbrechende Epoche am Ende des XVIII. Jahrhunderts, des Zeitalters Goethes, in dem sich für den naturwissenschaftlichen Unterricht die Keime reicher Entwicklung vorfinden.

Die folgenden Abschnitte zeigen die Entwicklung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes an den Gymnasien und Realschulen, ein kurzer Artikel berichtet über den Ausbau der Methodik, der Schlußabschnitt ist der Neugestaltung der preußischen Lehrpläne gewidmet. Der Verf. hatte als Hilfsarbeiter im preußischen Kultusministerium die beste Gelegenheit, die einschlägigen Fragen auf authentische Weise zu beantworten und in seinem Werke auch den Ideen der leitenden Kreise Ausdruck zu geben. Die verdienstvolle Arbeit wird jeder Lehrer der Naturwissenschaften mit Nutzen lesen.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.



Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Das Schulwesen im russischen Zentral-Asien.

I.

Erst in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts breitete sich die russische Oberherrschaft in Zentral-Asien allmählich aus. Die mächtigste Expansion entwickelte sie um das Jahr 1867, als das turkestanische General-Gubernium (Turkestanskoje General Gubernatorstvo) gegründet und 1884 als Transkaspisches Gebiet zum Reiche hinzugefügt wurde. Jetzt breitet sich das russische Turkestan auf einer Fläche von 1,469.634 Quadrat-Werst aus und die allgemeine Volkszählung vom Jahre 1897, deren Endresultate erst 1905 veröffentlicht wurden, gibt die Anzahl der Bevölkerung auf 7,746.718 Seelen an. Nach linguistischen Gruppen teilen wir die Bewohner ein: in Indoeuropäer 1,083.245, in Semiten 8543, in Uralo-Altaier 6,637.245, verschiedene 17.685. Indoeuropäer werden wieder geschieden in Slaven 702.197 (meistens Russen 690.422 und Polen 11.576), in asiatische Indoeuropäer 368.993 (Tadschiken, Perser, Afganen). Uralo-Altaier sind am meisten durch Türken-Tataren vertreten und zwar: Tataren 60.197, Baschkiren 2672, Turkmenen 248.767, Kirgisen 3,787.222, Karakirgisen 231.671, Karakalpaken 104.271, Sarten 968.008, Usbeken 726.414, verschiedene und unbestimmte 548.919 Seelen.

Dieses ganze ethnographische Gemisch hat nur, wenn wir von den kleineren Völkerbruchteilen absehen, arabisch-mohammedanische und russische Schulen.

I.

Das einheimische Schulwesen ist auf rein religiösen Grundlagen aufgebaut, deswegen empört es sich gegen alle Strömungen, welche vom erfrischenden Geiste der Neuzeit beseelt werden. Geistlichen wird die Leitung vorbehalten, ihnen allein ist der Unterricht anvertraut. Jeder Versuch zur Äußerung von Nationalität wird streng gemieden. Wir können ebenso wenig von einem nationalen Unterrichte bei den Kirgisen wie bei den Sarten oder den Turkmenen reden. Bei allen ist die Muttersprache in den Bildungsanstalten fast durchwegs ausgeschlossen. Russische Eroberer

verhalten sich zur Volkssprache mit größerer Berücksichtigung als die einheimischen Gelehrten, die aus dem Volke selbst herstammen.

Man unterscheidet zweierlei Schulkategorien: **Mektebe** oder **Mektab** und **Madrasse**, Volks- und Hochschulen. Mektebe werden bei den Moscheen aus freiwilligen Gaben, beinahe in jedem ansehnlicheren Dorfe, in manchen sogar mehrere, errichtet. Bei den Nomaden dienen zu demselben Zwecke Zelte (Kibitken), die mit den anderen nach Bedarf ihren Standplatz wechseln. Als Lehrer wählt man den Imam (unseren Pfarrern vergleichbar) oder Asandschi (Kirchendiener, Muezzin), oder wenn beide sich zum Amte wenig befähigt erweisen, auch eine andere Person, die zu lesen und zu schreiben versteht. Das Honorar wird „*in natura*" (durch Mehl, Reis, Fleisch, Talg, Fett) oder in barer Münze bezahlt. Bei den Turkmenen nimmt der Damulla (Lehrer) 20—40 persische Kronen (4—8 Rubel, dieser 2·53 *K* ö. W.) für ein Semester ein. Diese Entlohnung führen die Kinder Donnerstag abends ab, weil bei den Mohammedanern, wie bekannt, Freitag als Tag Allahs und als Erholungstag gefeiert wird. Die Kinder schickt man im Alter von 7—17 Jahre in die Schule und sie verbleiben in derselben 2—3 Jahre, je nach ihren Fähigkeiten. Es hat sich hier, wie in der Türkei, der Gebrauch erhalten, daß der Lehrer nach der Durchübung jedes Buches ein kleines Geschenk: Tschalma (Turban), Chalst (langes Oberkleid), ein Stück Stoff, Baumwolle u. a. bekommt.

Die Lehre fängt mit der Einübung der arabischen Schrift an. Man bedient sich dabei kleiner Täfelchen von Holz oder Blech, in der Steppe aber, wo nichts Ähnliches zu finden ist, des Schafschulterblattes, welches überall in großer Menge leicht zu beschaffen ist. Sobald sich die Kinder die notwendige Fertigkeit im Schreiben angeeignet haben, gehen sie 1. zu den Regeln der arabischen Syntaxis über. 2. Gleich darauf lesen sie den Koranauszug, der unter dem Namen **Heftek** (Haftiak) bekannt ist. Das geschieht ganz mechanisch; denn die Jugend versteht nicht arabisch, ja manchmal auch der Lehrer selbst ist nicht imstande, ihnen den Text zu erklären. Dazu braucht man sechs Monate bis ein Jahr. 3. **Raunek**, eine Gedichtsammlung in türkischer Sprache, enthaltend Belehrungen religiösen Inhaltes und Lebensweisheit (zwei Monate). 4. **Safi-Allajar**, ein ähnliches Buch von Gedichten in türkischer Sprache, stark mit arabischen und persischen Ausdrücken gemischt (drei Monate). 5. **Navaj**, eine Sammlung hervorragender lyrisch-epischer Gedichte des berühmten türkischen Schriftstellers. Nicht nur Navaj, sondern auch andere türkische Hilfsbücher sind weder den Kirgisen noch den Sarten oder den Turkmenen und anderen zentralasiatischen Stämmen verständlich, da sie mit arabischen, persischen, ja sogar künstlichen Ausdrücken überfüllt erscheinen.

Nebstdem kommt in einigen sartischen oder kirgisischen Schulen **Hodscha Hafis**, **Bidyl**, **Fusuli** u. a. an die Reihe. 6. **Hafisi Schirassi**, eine Art Chrestomathie aus der persischen Poesie, die meistens auch den Lehrern unbegreiflich bleiben, um so weniger Kindern verständlich erscheinen. Von ihrer Muttersprache hören sie beim Unter-

richte nichts Belehrendes oder Aufmunterndes. Wenn der Knabe nach 3–4 Jahren das Schulzimmer verläßt, vergißt er in kurzer Frist des Alltagslebens, was er sich mühsam erworben hat und er behält im Gedächtnisse nur das, was sich auf mohammedanische Höflichkeitsregeln bezieht.

Mädchenvolksschulen stehen auf einer noch niedrigeren Stufe, aber eine Besserung ist auch in dieser Hinsicht zu erhoffen. In Transkaspien, wo am spätesten russischer Einfluß zur Geltung gebracht wurde, gingen unter 2957 Kindern 457 Mädchen in die Mektebe, vertraten also $^1/_6$ der Gesamtzahl.

Mohammedanische Hochschulen (Madrasse oder Medresse) werden durch Privatwohltätigkeit erhalten. Die öffentliche Meinung betrachtet jede Unterstützung von Wissenschaft nicht nur als ehrenhaft, sondern auch als eine gottliebe Handlung. Jeder mehr oder weniger reiche Mann vermacht einen Teil seines Vermögens, um vom Ertrag desselben die Madrasse zu unterstützen. So werden zu guten Zwecken nicht nur Felder, Weideplätze, Weinberge, sondern auch Häuser in Basaren, Bäder, Karawansereien abgegeben, man nennt es Wakufs oder Wachfs. Als Verwalter eines solchen Gutes — Mutawali — kann einer von den nächsten Verwandten des Stifters bestimmt werden und es wird denselben eine gewisse Lebensrente angewiesen. Wenn der Wohltäter keine Anordnung in dieser Hinsicht gemacht hat, so wird von den höheren geistlichen Behörden darüber entschieden und ein Mutawali ernannt.

Der jährliche Reinertrag zur Erhaltung der Hochschulen ist in verschiedenen Gegenden sehr ungleich. Im Syr-darja-Gebiet wird er auf 10.000 Rubel geschätzt, im Samarkand-Gebiet auf 30.000 R., in Fergana auf 185.000 R., in Buchara auf 235.000 R., in Chiwa auf 75.000 R. Am wenigsten sehen wir höhere Schulen durch Dotationen in ihrer Wirksamkeit in Transkaspien gestützt, wo sie fast gänzlich von den freiwilligen Gaben einzelner gepriesener Ischans (Väter) abhängig bleiben. Diese üben in Anstalten eine gewisse Art von Oberaufsicht, selten sind sie auch als Lehrer dabei tätig. Ebenso befremdend wirkt auf den entfernten Beobachter, daß die berühmten Hochschulen Zentral-Asiens, in Samarkand nämlich, verhältnismäßig wenig Unterstützung aus ihrer Ruhmeszeit erhalten haben.

Jedes gut dotierte Madrasse hat einen geräumigen Hof, der mit einer hohen Mauer umgeben ist. Ringsherum im Innern des Raumes sind Lesesäle (Dars-hane) und kleine Zimmerchen, welche den Studenten zur Wohnung (Hudschra) dienen, eingerichtet. Auf einer, meistens südlichen Seite, steht die Moschee.

Einige Madrassengebäude in Zentral-Asien reihen sich den ersten Zierden des Landes an, namentlich gilt dies von den Denkmälern hoher Schulen in Chiwa, Buchara und Samarkand. Viele von ihnen wurden öfters in Reisebeschreibungen erwähnt, aber manche andere, in erster Linie diejenigen von Transkaspien, unterscheiden sich kaum durch ihre Unansehnlichkeit von den nächsten Stadtbauten. Wir wollen uns nicht mit der Beschreibung von architektonischen Schönheiten aufhalten, aber

dennoch berühren wir wenigstens einige Inschriften, um zu zeigen, von welchen Weltideen die Stifter derselben beseelt waren.

Viele von den Haupteingängen sind durch Koran-Zitate ausgeschmückt, an anderen liest der Besucher ganze Gedichte in Stein eingemeißelt.

An der Vorderseite des Turmes von der Bibi Chanym-Hochschule in Samarkand steht geschrieben: „Die Welt ist eine Stunde; deswegen rüstet euch mit Geduld aus!“ An der Vorderseite von Schir-dar-Madrasse, in derselben Stadt, ist folgende Inschrift in persischen Versen eingemauert.

„Emir, der gerechte Feldherr Jalangtusch! | Zunge, die imstande ist, seine Erhabenheit | zu preisen — ist eine Perle! | Eine solche Hochschule errichtete er auf der Erde, | Daß durch ihre Höhe die Erde vor dem Himmel sich rühmte | In einigen Jahren fliegt kein Geistes-Adler, | Seine Flügel schwer anstrengend | Bis zum Zenith dieses Gebäudes im hohen Bogen. | In einigen Karnen (Karn, pers. = 36 Jahre) klettert | Kein Denkenscharif (pers. Akrobat, d. h. Student) mit Hilfe von Kamand (Seil mit Anker, zum Klettern gebraucht), | Auf die Höhen seiner Türme | Als der Baumeister den Turmbogen gezeichnet hatte, | Biß der Himmel von Erstaunen den Neumond wie den Daumen! | Jalangtusch Bachadur war dessen Gründer, | Deswegen ist auch Erbauensjahr | „Jalangtusch Bachadur“ ernannt (Ja = 10, l = 30, n = 50, g = 20, t = 400, u = 6, sch = 300, b = 2, ch = 5, a = 1, d = 4, r = 200, zusammen = 1028, wann das Gebäude nach der Hedschra gegründet wurde). | Durch die Opferwilligkeit Jalangtuschs, des Monarchenhauptes, | Wurde der Bau vollendet. | Er ist so hoch, daß die Plejade einen Schritt machte | Und auf dem ersten stehen blieb (vor Erstaunen). | Seine vier Bogen — vier Weltgegenden — welche | Durch ihre Herrlichkeit die ganze Existenz der Welt bedingen. | Dieses kostbare, herrliche Gebäude | Ist eine Wohnung für Leute des Wortes (Gelehrte). | Durch die Gnade des heiligen Ischan, vollen Saids (nach Vater und Mutter Abkömmling des Propheten) | Des heiligen Hodscha Haschim (der im Madrasse begraben liegt), | So mächtigen, daß nach seinem Winke | Der Tagesstrahl schimmert, | Solchen Blümchens, daß von seiner Wonne | Gnadenmoschus sich in Ambra verwandelte. | Nach dieses Heiligen Gnade, die allen gleich war, | Kam zum Mohammed Wali, (der den Bogen erbaute) die Nachricht: | „Erbaue einen Steinbogen, so schön wie Augenbrauen einer Geliebten, | So ehrwürdig, wie eine Nische des Heiligen!“ | Er hat die Steine eingesetzt, ähnlich wie in einem Regenbogen, | Und befestigte sie im Verbande mit den anderen. | Die Verbindung zeigte vollständig das Jahr. | „Stelle den Stein in die Nische auf!“ (persische Buchstaben deuten das Datum des Steineinsetzens 1045 nach der Hedschra an). | Erde der Hundspuren von Dagbiter (Dagbit, ein Dorf, 10 *km* von Samarkand entfernt). | Der einsame Hassan von Samarkand (d. h. Dichter, mohammedanische Autoren erwähnen sich selbst immer nur mit Mißachtung).

An der dritten Madrasse auf demselben Platz Rigistan in Samarkand findet man unter anderen Angaben vom Erbauer derselben Ulugbeg Kuragan und das Stiftungsdatum 820 nach der Hedschra noch hinzu-

gefügt: „Dieses Gebäude soll bekannt sein als das herrlichste | Und mächtigste unter allen Stätten der Welt, | Das vollendetste aller Kunstbauten, | Bezeichnet Wissenschaftsgrundzüge | Und führt auf dem Erlösungswege. | Die lebenden (in demselben) Männer des Schariat und Fetwa (Entscheidung in unsicheren Rechtsfragen). | Deswegen wurde diese große Wohnung bezeichnet: „Gelehrte leben da".

Die Inschrift an der Hochschule Nadir Diwan begs beim Mausoleum des Heiligen Hodscha Achrar heißt: „Zur Regierungszeit des mächtigen Sultans (Imam Kulla Chans, aus der Dynastie Aschtarhaniden) | Religionshauptes, Chakans, Chakanssohnes | Kaisers der Kaiser, himmelhoben Hauptes | Dem als Portier zu dienen nur Dschamschid würdig ist (fabelhafter Herrscher Irans, dessen Taten im Gedichte Schach Name gepriesen sind), | Errichtet wurde dies herrliche Gebäude. | Dieser Kunstarbeit als Minbar (Predigtstuhl, erhöhte Stelle in der Moschee, wo Imam Chutba — aus dem Koran erwählte Stellen — liest) | Neun zurückkehrende Himmel passen (so teilt man den Himmel ein). | Seine Gründe stehen auf dem Fischrücken (nach orientalischer Sage hält ein Riesenfisch einen Stier über den Gewässern und auf den Hörnern dieses Tieres steht die Erde). | Seine Höhe ragt bis zum strahlenden Monde hinauf. | Auf Befehl des hochangestellten und gerechten | Nadir Beg Togas (Onkel mütterlicherseits, er war ein Verwandter von Imam Kula Chan), | Von allen Bekannten hochgeehrten — | Einen ähnlichen Verwalter kennt niemand — | Unter diese neun Kuppeln mit blauem Vorhange (Himmel) | Um das Gründungsjahr festzustellen und aufzuzeichnen, | Eilte ich im Denkenskreise, | Nach Verwaltersgnaden, dessen Glück immer jung, | Nach Begeisterung durch den Heiligen Hodscha Achrar | Entnahm ich die Jahresbezeichnung des Baues. Vom „Gottes Gnaden Orte" (1040 nach der Hedschra). (Spravočnaja knižka Samarkandskoj oblasti 1896, II 1—18).

Alle Hochschulen sind als Internate eingerichtet. Das Studium bleibt unentgeltlich. In einzelnen Anstalten wird die Kost bezahlt, in einigen den Hörern umsonst, in manchen anderen um den halben Preis gegeben. Wer mit gutem Erfolge Mekteb beendigt hat, kann um die Aufnahme in die Madrasse einreichen.

Die Studenten sind in drei Klassen eingeteilt, die untere heißt A d n a, die mittlere A u s s a t und die obere A l a. Es ist nicht bestimmt, wie lange das Studium in jeder Klasse dauern soll, aber es verlängert sich gewöhnlich nicht weniger als um 5—8 Jahre. Allgemeine Prüfungen zum Übertritte in eine höhere Abteilung sind nicht eingeführt; wenn der Student sich ein Buch angeeignet hat, geht er zum anderen über und so erreicht er auch die höhere Stufe.

Nach der Tüchtigkeit der Geistesleistung richtet sich auch die Höhe der Stipendien oder Unterstützungen. Die älteren unter ihnen bekommen 15—35 Rubel (33—88 *K* ö. W.), jüngere 4—12 R. (10—30 *K*) jährliche Unterstützung. Gut situierte unter ihnen leben ganz angenehm, ärmere finden es durchaus nicht unanständig, ihren glücklicheren Kollegen zu dienen. Jeder lebt für sich, auch in Darshane sammeln sie sich nicht, ja in manchen Madrassen finden wir überhaupt keinen Lesesaal. Trotz-

dem die Versorgung der jungen Leute durchaus nicht beneidenswert erscheint, begegnen wir in verschiedenen Anstalten manchen, welche ihr ganzes Leben dieser unfröhlichen und anspruchslosen Unterkunft opfern. Einigen unter ihnen erscheint mohammedanische Wissenschaft als unüberwindlich. Sie streben danach, die geringsten Einzelheiten sich anzueignen. Andere fühlen sich für ein selbständiges Auftreten in der Öffentlichkeit nicht genug gerüstet (Geier: Putěvoditěl po Turkestanu, Taschkent 1901, 20, 21).

Intensive geistige Arbeit dauert das ganze Jahr hindurch, den Monat Uras oder Ramasan (große Fasten) ausgenommen. Dieser fällt nicht immer auf denselben Monat unserer Zeitrechnung. Im J. 1898 feierten die Moslims ihre große Fasten im Dezember und Jänner, während 1906 dieselbe Erinnerung an Mohammeds Verweilen in der Wüste zum Monate Juli vorgeschoben ist. Die Studierenden lernen in ihren Gemächern einzeln, selten kommen zu diesem Zwecke zwei zusammen. Ihre Gedächtnisübungen fangen früh nach dem Morgengebete (Namas) an und dauern bis zum Mittagessen. Nach dem zweiten Gebet, etwa um 2 Uhr nachmittags, kehren sie wieder zum Studium zurück und gönnen sich erst beim Sonnenuntergang eine Erholung.

Der Mudaris (Professor) geht in den Zellen herum, überzeugt sich vom Fortschritte einzelner Zöglinge oder fordert sie auf, in seinem eigenen Gemache zur Prüfung zu erscheinen.

Im übrigen wird die Oberaufsicht einem älteren Studierenden — Chalife — anvertraut. Solche Aufseher sind für je 5—6 Jünglinge aus den ältesten in Madrasse weilenden Studiosen ernannt. Nach Sonnenuntergang werden manchmal, weil kein Licht zur Verfügung steht, einzelne Partien auswendig zitiert.

Die Mudaris sind in russischen Distrikten von der Bevölkerung selbst gewählt, was als eine große Konzession der Autonomie betrachtet wird; in Buchara aber haben sich die Behörden das Ernennungsrecht für alle Hochschulen vorbehalten. Unpassende Persönlichkeiten können auf solche Weise beseitigt werden.

Das Gehalt für die Mudaris ist verschieden festgesetzt; in turkmenischen Madrassen bekommt er 50—70 Tuman jährlich (1250—1750 K ö. W.) nebst Verpflegung, Wohnung und Kleidung (Fedorov: Zakaspijskaja oblast. Aschabad 1901, 34). In Buchara und in sartischen Städten werden die Erzieher der erwachsenen Jugend besser für ihre Mühe belohnt, aber mit europäischen Zuständen können sie nie in Vergleich gestellt werden. Eine Pension ist nicht üblich und zu diesem Behufe sind auch keine Wakufs abgerechnet. Die Sarten wollen sogar um ihre eigenen Eltern im Alter keine Sorge tragen und betrachten die Unterstützung des eigenen Vaters für eine ungerechte Last.

Das Programm an Hochschulen zeichnet sich durch seine Ausführlichkeit aus, man rechnet, um es vollkommen zu erschöpfen, durchschnittlich 10—15 Jahre. Das Studieren fängt mit einem kurzen, mohammedanischen Katechismus Awal i ilm an; dieser ist in einer Form von Fragen und Antworten in persischer Sprache verfaßt. Der letztere Umstand

überrascht um so mehr, weil doch bekannt ist, wie die schiitischen Perser von allen Sunniten gehaßt und verhöhnt werden und daß namentlich die Turkmenen mit besonderer Vorliebe in Irans Täler Raubzüge ausgeführt haben. Für Awal i ilm werden 6—7 Monate Studium berechnet. Nach demselben geht man zur Aneignung einer kurz gefaßten arabischen Grammatik über. Weil davon die ganze Hoffnung geistiger Arbeit abhängig ist, werden die Sprachgrundlagen mit besonderer Ausdauer, freilich nur mechanisch, eingeübt.

Den nächsten Kurs scheidet man in zwei Abteilungen: *a*) allgemein bildende Mischkiljat und *b*) juristische Mos-alja. In der ersten finden wir vertreten: Theologie, Logik, Dialektik, Metaphysik, Astrologie, Kosmographie und Koraninterpretation. Die zweite Abteilung umfaßt: Religions-, Straf- und Zivilrecht. Besonders viel Aufmerksamkeit widmet die mohammedanische Jugend dem letzten Abschnitt, da man aus den Absolventen desselben Mufti, Agljama (Verteidiger) und Kasi (Richter) wählt. Von den anderen Wissenschafien erwähnt jeder Kenner von einheimischen Bildungsanstalten mit großer Achtung die Mathematik, welche aber nur aus vier Regeln Arithmetik und einigen, im praktischen Leben anwendbaren Aufgaben von Planimetrie besteht.

Die Geographie erklärt alte Erzählungen von der Erde und den Menschen. Sonderbarerweise ist dieser Wissenschaft auch die Medizin zugeteilt. Die Erde ist nach der Vorstellung mittelasiatischer Mudaris als eine Scheibe zu betrachten, die auf allen Seiten ringsum von Bergen Kan umgeben erscheint. In den Gebirgsländern wohnen Kug, halb Vögel, halb Menschen. Die Hörer sollen überzeugt bleiben, daß durch ihre Bücher der ganze Schatz menschlicher Weisheit erschöpft wird. Meistens begnügt sich diese in verschiedenen Fächern von Wissenschaften nur damit, den alten Standpunkt des Aristoteles zu erklären.

In turkmenischen Madrassen können wir folgende Bücherreihen in den Studienkammern beobachten: 1. Nach dem arabischen Katechismus Fakych kejdam, der mit persischer Übersetzung ergänzt wird, sehen wir 2. Farais, Erbschaftsvorschriften nach Schariat (Übungszeit 6—7 Monate). 3. Muchteser ul Wikaje (1—1½ Jahre). 4. Scheich u Wikaje (2—2½ Jahre). 5. Hidaje (2—2½ Jahre). Diese drei Bücher umfassen Schariat oder mohammedanische Rechtsvorschriften. In wenig besuchten Madrassen erschöpft man dadurch gewöhnlich das ganze hohe Studium. In jenen Anstalten, welchen reiche Dotationen mehrere Mudaris oder Professoren zu bezahlen ermöglichen, ergänzen die Hörer ihre Kenntnisse noch durch Sammlungen: Nachu (5—6 Jahre), Schemsiebaschie (2 Jahre), Akaid (3 Jahre), Techdib, Tavsich Hakmet, Mulla Dscheljal und Tavssir Kasi Bejsawi. Sämtliche Bücher liegen in arabischer Sprache den Studierenden vor und sie können von ihnen nur allmählich verstanden werden, da ihnen weder Wörterbücher noch Interpretationen zur Verfügung stehen.

Fragen allgemeiner Bildung bleiben in Madrassen ganz unberührt, von der Grammatik und vom Rechtschreiben der Volkssprache wird während der langen Studienzeit nichts erwähnt. Die Volkssprache er-

scheint zu unwürdig, als daß in ihrem Kleide etwas Wissenschaftliches erklärt würde und es würde beinahe als Ketzerei betrachtet, wenn sie neben das auserwählte Arabische gestellt werden sollte.

Diejenigen, welche den Kurs in Madrasse nicht vollendet haben, suchen größtenteils ihre Beschäftigung als öffentliche Schreiber, Mirsa, und in der Kalligraphie sich vervollkommnend schreiben sie Bücher ab oder bieten ihre Dienste dem Kasi an. Die fähigsten unter ihnen lesen viel persische Belletristik, um sich einen feinen und prunkhaften Stil anzueignen.

Den allgemeinen Stand mohammedanischer Schulen können wir aus beigefügter Übersicht vom J. 1901 ersehen:

Name des Gebietes	Anzahl der Madrasse	Schüler	Mektebe	Schüler
Syr. darja	49	1.099	1.809	19.453
Samarkand	69	1.606	1.680	14.175
Fergana	159	5.320	1.143	11.145
Transkaspien	31	722	185	2.235
Buchara	117	11.500	3.400	70.000
Chiwa	28	940	—	—
Zusammen	422	20.455	8.157	117.080

Von den Mekteben im Chanat Chiwa stehen keine Angaben zur Verfügung (Geier, Putěvoditěl po Turkestanu 23). Im Durchschnitte besuchen ein Madrasse 48 Schüler, während auf ein Mektebee bloß 14 Sch. entfallen. Also wird der mohammedanischen Jugend genug Gelegenheit geboten, sich in Religion zu begeistern, aber eine allgemeine Bildung wird ihr nicht gegeben und die Resultate des ganzen moslimischen Schulwesens sind durchaus nicht befriedigend. In Samarkand habe ich meinem sartischen Begleiter, der mir im Hôtel empfohlen wurde, eine persische Adresse gegeben, er aber hat sie nicht verstanden; auch in Buchara habe ich keine bessere Erfahrung gemacht. Zur Erhaltung der Disziplin werden manchmal strenge Maßregeln getroffen, namentlich im Mektebe. Ruten stehen den Damullas zur beliebigen Verfügung und dieses Hilfsmittel zur Aufrechterhaltung der Ordnung wird regelmäßig durch eine knotige Geißel (Nagajka) ergänzt. Auch kleinere Ruhestörungen und Behelligungen der Vorgesetzten bleiben nicht ungestraft. Noch ärger ging es zu noch vor kurzer Zeit. Der einheimische Dichter Zakir Dschan Firkat erzählt in seiner Autobiographie (Ostroumov, Sarty, Taschkent 1896, I 50—51): Ein Schüler wurde mit einem Stocke auf die Ferse geschlagen, ja manchmal banden sie dem unruhigen Hörer die Füße und hängten ihn mit dem Kopfe nach abwärts an einen Balken oder an einen Baum. Anderen ließ der erzürnte Erzieher an Beine einen Falak (Stock mit einem Strick am Ende) befestigen. Beide Enden des Strickes hielten zwei starke Knaben fest und der Lehrer schlug mit einem Täfelchen den armen Sünder auf die Sohlen. Darauf schnitt er mit einem Rasiermesser einen Sohlenteil auf der Ferse ab, bestreute die verwundete Haut mit Salz und so wurde der Bestrafte nach Hause entlassen. Wenn ein Knabe

die Schule versäumte, so wurden andere Kameraden zu ihm nach Hause geschickt und der strenge Lehrer prügelte ihm den nackten Oberteil des Körpers durch. Wenn es jemand von den Mitschülern wagte, für den kleinen Sträfling zu bitten, fielen mit noch größerer Intensität Schläge auf die nackten Schultern und auf die Brust. Machte ein Knabe den Versuch, sich durch Flucht der Schulpflicht zu entziehen, so wurde er gefangen, mit Ketten gefesselt und in einer finsteren Kammer auf 24 Stunden ohne Speise zurückgehalten (Ostroumov, Sarty 251). Auch in den Madrassen wird strenge Disziplin gefordert und namentlich nächtliches Ausbleiben aus dem Internate nicht geduldet. (Fortsetzung folgt.)

Žižkow. E. Fait.

Methodisches zur wissenschaftlichen Begründung der Additions- und hauptsächlich der Subtraktionsgesetze in der V. Klasse des Obergymnasiums, bezw. in der IV. Klasse der Realschule.

Indem ich gerade daran denke, daß der Ruf nach Einführung der Infinitesimalrechnung an den Mittelschulen immer wieder erhoben wird, sieht man sich unwillkürlich gezwungen, nachzusehen, wie man den bisherigen Unterricht von Schlacken möglichst reinigen könnte, um dadurch eventuell einiges an Zeit und Raum zu gewinnen und so für andere Dinge Platz zu schaffen. Beginnen wir also mit dem oben angedeuteten Kapitel des Lehrstoffes.

Die Zweistufigkeit des Unterrichtes ist gewiß eine große Errungenschaft der österreichischen Mittelschule[1]), die diese nicht leichtfertiger Weise über Bord werfen könnte, ohne daß manche große Nachteile entständen. Allerdings muß die Zweistufigkeit nicht so aufgefaßt werden, daß der Lehrer Dinge, die der Schüler schon ziemlich gut kennt, in breiter und für den Schüler langweiliger Weise noch einmal recht genau erklären, bezw. zerklären soll. Die Erklärung soll gründlich, aber nicht zu weitschweifig sein. Gegeben muß sie aber werden; denn durch sie kann auf der Oberstufe bewirkt werden, daß bei der nun vorhandenen größeren Reife des Schülers Umrisse, die früher in Nebel gehüllt waren, plötzlich vollkommen klar werden.

Die Schlacken, an die ich bei Besprechung der Subtraktionsgesetze dachte, beziehen sich wohl auch auf eine zu große Breitspurigkeit der Erklärung, noch mehr aber auf eine zu streng formale, wissenschaftliche Begründung der betreffenden Lehrsätze für Schüler, welche

---

[1]) Nach Höfler sind die pädagogischen Gründe, welche früher für die Zweistufigkeit des Unterrichtes sprachen, noch immer in Kraft. Im Vereine mit der Prager Mittelschule (Ostern 1906) suchte er aber dieselbe in harmonisch-organischer Entfaltung in eine Dreistufigkeit umzuwandeln.

ihrem Alter nach diese Reife, die zu einer solchen methodischen Behandlung gehört, nicht besitzen. Anderseits wäre vom Standpunkte der Pädagogik der auf solch streng wissenschaftlicher Basis erzielte Gewinn auf dieser Stufe wohl auch nicht größer, als wenn die bezügliche Erklärung leicht faßlich und doch auch möglichst gründlich gegeben worden wäre.

Wir wollen zunächst nachsehen, in welch methodischer Weise die Verfasser von Lehrbüchern dieser Aufgabe gerecht wurden.

Hočevar, der aus dem Begriff der natürlichen Zahlen und aus der Definition ihrer Gleichheit einige Grundsätze (Axiome) für die Arithmetik gewinnt, steht vollkommen auf dem Boden strenger, formaler Wissenschaftlichkeit. Nachdem er die Addition natürlicher Zahlen in einer im allgemeinen üblichen Weise besprochen, beginnt er mit der Subtraktion natürlicher Zahlen. Dem Begriffe des Subtrahierens folgen Sätze wie $(a-b)+b=a$, $(a+b)-a=b$. Der Satz, daß „Gleiches von Gleichem subtrahiert Gleiches gibt", wird dadurch bewiesen, daß gezeigt wird, die eine Differenz könne weder größer noch kleiner sein als die andere. Auf theoretischem Wege werden dann folgende Sätze begründet: $a+b=(a+c)+(b-c)$, $a-b=(a+c)-(b+c)$ und $ma-na=(m-n)a$. Weiter werden Sätze erörtert, welche über $(a+b)+c$, $(a+b)-c$, $(a-b)+c$, $(a-b)-c$; $a+(b+c)$, $a-(b+c)$, $a+(b-c)$, $a-(b-c)$, $(a-b)\pm(c-d)$ handeln. Von Polynomen und Summen kommen alsdann Sätze vor wie: $a+b-c-d+e-f=(a+b+e)-(c+d+f)$, $a+b-c-d+e-f=a-f+e-c+b-d$, $a-(b+c+d)=a-b-c-d$, $a+(b+c-d)=a+b+c-d$, $a-(b+c-d)=a-b-c+d$. Nach Einführung der negativen Zahlen werden in theoretischer Weise die Sätze über das Addieren gleich und ungleich bezeichneter Zahlen bewiesen, z. B. $(-a)+(-b)=(0-a)+(0-b)=0-(a+b)=-(a+b)$. Es folgt die Besprechung algebraischer Summen, das Subtrahieren einer relativen Zahl und der algebraischen Summe oder des Polynoms.

Wallentin beschäftigt sich nach Besprechung der Definition des Subtrahierens mit den Lehrsätzen $a+(b-c)=(a+b)-c$, $a-(b-c)=(a-b)+c=(a+c)-b$ und begründet sie durch Appellation an den gesunden Menschenverstand, bezw. in anschaulicher Weise durch Hinweis auf die Zahlenlinie. Dagegen werden die Lehrsätze $(a-b)-c=a-(b+c)$ und $(a-b)-(c-d)=(a+d)-(b+c)$ in formaler Weise bewiesen. Nach Erörterungen über die Null und über negative Zahlen, wobei auch Hinweise auf die erweiterte Zahlenlinie stattfinden, wird die Addition und Subtraktion einer algebraischen Zahl in formal-theoretischer Weise durchgeführt, indem man $+a$ durch $0+a$ und $-a$ durch $0-a$ ersetzt und frühere Lehrsätze anwendet. Die Ursache dieses Vorgehens liegt wohl darin, daß man frühere Lehrsätze ausnützen wollte, um so Früheres und Späteres in einen scheinbar festen Zusammenhang zu bringen. Um Regeln für die Addition und Subtraktion eines Polynoms zu gewinnen, wird ohne besondere Begründung hervorgehoben, daß $+(a\pm b)=a\pm b$, aber $-(a\pm b)=-a\mp b$.

Gajdeczka und Močnik suchen die Richtigkeit der Lehrsätze, die mit der Subtraktion in Verbindung stehen, im allgemeinen durchwegs in wissenschaftlich formaler Weise zu beweisen.

Holzmüller begründet Sätze wie $a - (b + c) = a - b - c$, $a + (b - c) = (a + b) - c$, $a - (b - c) = a - b + c$ an einem Beispiel mit besonderen Zahlen, bezw. durch eine einfache Überlegung, wie man sie gesundem Verstande zumuten kann. An diese Lehrsätze schließen sich die über das Addieren und Subtrahieren von Polynomen ohne weiteren Beweis an. Bei den negativen Zahlen hebt er hervor, daß $+ (- c) = - (+ c)$ und $- (- c) = + (+ c)$ und ferner daß die Gruppierungsgesetze der Addition auch für das erweiterte Zahlengebiet bestehen bleiben.

Wir sehen also folgendes: Während Hočevar und andere den für den Lehrer anscheinend glatten, formalen Weg konsequent einhalten, verschmäht Wallentin nicht, hie und da auch eine anschauliche Methode zu benützen. Holzmüller wiederum ersieht es als größten pädagogischen Gewinn, so schnell als möglich weiter zu kommen und erweckt so den Anschein eines hie und da lückenhaften Zusammenhanges. Bezüglich der definitiven Entscheidung des einzuschlagenden Weges haben wir uns selbstverständlich unseren Lehrplan, bezw. unsere Instruktionen vor Augen zu halten.

Die Instruktionen für den Unterricht an den Realschulen in Österreich (1899) fordern für die IV. Klasse: Der Unterricht ist mit einer Wiederholung der vier Grundoperationen (einschließlich der positiven ganzen Potenz) in allgemeinen Zahlen, vorläufig noch mit Ausschluß der gebrochenen Formen, zu beginnen; auf die Begründung und den Zusammenhang der Sätze wird dabei mehr Sorgfalt zu verwenden sein als dies in der vorausgehenden Klasse geschehen konnte ... Lehrplan und Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich (1900) verlangen von den Schülern der V. Klasse Einsicht in den systematischen Zusammenhang der Grundoperationen und in die Entwicklung des Zahlenbegriffes. In der weiteren Ausführung werden Sätze erwähnt wie: Der wissenschaftliche Unterricht in der allgemeinen Arithmetik soll von deren Methoden Gebrauch machen. Er soll sich auf die Begründung der Fundamentalsätze beschränken, welche den Kalkül regeln, und eine übergroße Zahl von Lehrsätzen vermeiden. Dem Lehrer steht es aber frei, die Erweiterung der positiven rationalen Zahlen durch Aufnahme der negativen rationalen Zahlen rein formell oder vermöge der Zahlenlinie zu bewerkstelligen ....“ Damit ist ja der einzuschlagende Weg klar angedeutet. Es handelt sich nun bloß darum, die geistige Reife der 14- bis 15jährigen Schüler ins Auge zu fassen, um die Entscheidung zu treffen. Diese kann dann nur lauten: „Wähle den zweiten Weg, auf den Lehrplan und Instruktionen vom Jahre 1900 hinweisen“. Dieser Weg ist im allgemeinen mehr anschaulich; er entspricht dem jugendlichen Alter, vermeidet die zu große Kühle, welche rein formale Überlegungen der Jugend bereiten, und erwärmt und interessiert die Schüler ungleich mehr. Wir wollen versuchen, im folgenden ein klares Bild von einem derartigen Wege zu geben.

Bezüglich des Addierens natürlicher Zahlen herrscht im allgemeinen kein Zweifel darüber, was in der Schule durchzunehmen ist. Es handelt sich hier um die Summe zweier und mehrerer verschiedener Zahlen, ferner um die Summe gleicher Summanden, um die Addition gleichnamiger Zahlen und um das kommutative und assoziative Prinzip. Ob man letzteres mittels eines oder mittels zweier Sätze ausspricht, ist ziemlich gleichgiltig.

Beim Subtrahieren natürlicher Zahlen ist mit den Definitionsgleichungen und entsprechenden Folgerungen wie $M = S + D$ zu beginnen. Daran können sich zwei Sätze anschließen: 1. $a = (a \pm b) \mp b$, 2. $ma - na = (m - n)a$. Um den Gegensatz zwischen Addition und Subtraktion zu beleuchten, was zum Wesen der Sache gehört, wird es sich empfehlen, den Satz 1 sofort zu begründen und sich in diesem Falle zunächst an die Definitionsgleichungen zu halten. Es ergibt sich dann aus $a + b = (a + b)$, daß $(a + b) - b = a$ und ebenso folgt aus $a - b = (a - b)$, daß $a = (a - b) + b$. Die Begründung an der Zahlenlinie wird jedenfalls viele Sätze als selbstverständlich erscheinen lassen. Beim zweiten Satz, dessen Besprechung auch am Schlusse dieses Kapitelchens stattfinden kann, hält man sich am besten an die Zahlenlinie, wenn es auch verlockend wäre, etwa nach Hočevars Weise einen hübschen und einfachen, formalen Beweis zu geben.

Die vielen anderen Sätze, die man mitunter hier anzuschließen pflegt, nehmen teils Rücksicht auf die später folgenden Gleichungen mit negativen Zahlen, hauptsächlich aber, und dies in erster Linie, auf das Addieren und Subtrahieren von Klammerausdrücken. Das ist schließlich der Kernpunkt des Ganzen. Um in einfacher Weise darüber volle Klarheit zu verbreiten, genügt es an der Hand der Zahlenlinie folgende Gleichungen zu begründen: $m \pm (a + b) = m \pm a \pm b$, ferner $m \pm (a - b) = m \pm a \mp b$. Z. B. $m - (a - b)$ bedeutet: Suche in der Zahlenlinie m auf; gehst du nun von hier aus um a Einheiten rückwärts, so kommst du bei $m - a$ an; du bist aber zu weit (und zwar um b Einheiten) rückwärts gegangen, da du nur berechtigt warst, um $a - b$ Einheiten rückwärts zu gehen; ergo mußt du von $m - a$ aus um b Einheiten vorwärts gehen. Zur Übung können sich alsdann Erklärungen von $m \pm (a + b - c)$ oder $m \pm (a - b + c)$ u. dgl. anschließen, womit die Sätze für das Addieren und Subtrahieren eines Polynoms gewonnen sind. Die Regeln über die Unveränderlichkeit des Wertes einer Summe oder einer Differenz können hier passend angefügt und durch Auflösen der Klammern bewiesen werden.

Bei diesen Erwägungen bezeichnet jeder Summand eine Größe, die in der Zahlenlinie Vorwärtsschritten entspricht, und zwar betreffs des Augenden von Null aus, betreffs eines Addenden von einer anderen Stelle, dem Augend, aus, während der Subtrahend Rückwärtsschritte vom Minuend aus bezeichnet.

Wenn man jetzt negative Zahlen einführt und sie aus der Gleichung $a - (a + r) = -r$ oder $0 - r = -r$ gewinnt und danach die entsprechende Definition bildet, so kann man auch eine andere Definition erlangen, indem man Vorwärtsschritte in der erweiterten Zahlenreihe

durch eine positive Zahl und Rückwärtsschritte durch eine negative Zahl ausdrückt. Dadurch erhalten positive und negative Zahlen in der Zahlenlinie als Zahlen gleiche Qualität und der Begriff „algebraische Summe" kann sofort in Verbindung mit dem Grundsatze der Permanenz formaler Gesetze zu Übungen nach dem kommutativen und assoziativen Prinzip der Addition verwendet werden. Die Gleichung $+a+(-a)=0$ bestätigt einen Gegensatz zwischen positiven und negativen Zahlen, der genau so sich darstellt wie der Gegensatz zwischen additiven und subtraktiven Größen. Mittels der Zahlenlinie erhält man nun leicht Regeln über das Addieren und Subtrahieren einer algebraischen Zahl und da man jedes Polynom als eine algebraische Summe ansehen kann, so sind nach dem früheren die Regeln über das Addieren und Subtrahieren algebraischer Summen gegeben.

Die Zahl der von Seite des Schülers zu memorierenden Sätze ist nach dieser Weise jedenfalls ein Minimum.

Prag-Smichow. Joh. Arbes.

Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. Herausgegeben von Dr. A. Baumeister. III. Bd., 1. Abt., 1. Hälfte. Didaktik und Methodik des lateinischen Unterrichtes. Von Oberschulrat Prof. Dr. P. Dettweiler, vortr. Rat im Großherzogl. hessischen Ministerium des Innern, Abteil. für Schulangelegenheiten i. P. in Leipzig. Zweite, umgearb. Auflage. München, E. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) 1906. VI u. 268 SS. Preis eleg. geb. 6 Mk.

Das bekannte Buch ist nunmehr bereits in zweiter, umgearbeiteter Auflage erschienen; ein erfreulicher, vollauf verdienter Erfolg.

In seiner frischen, energischen und anschaulichen Art bietet es dem Anfänger, aber auch dem erfahrenen Schulmanne eine Fülle wertvoller Anregungen. Namentlich dadurch, daß es überall das Ziel des gesamten Unterrichtes im Auge behält und das Einzelne unter großen Gesichtspunkten behandelt, ist sein Studium geeignet, den Unterrichtsbetrieb vor Einseitigkeit zu bewahren und den Lehrer in seinen täglichen Mühen um das Einzelne und Kleine, ja Kleinliche stets auf das Große, Ganze, auf das Ziel zu weisen.

Es kündet nicht Normen, sondern es erzählt und entwickelt, wie sich ein denkender, das Ganze überschauender Lehrer zu den verschiedenen Fragen des Lateinunterrichtes stellt und ein in allen Zweigen und auf allen Stufen von einem Grundgedanken beherrschtes, einheitliches, rationelles Lehrverfahren zurechtlegt. Aus der Schulpraxis ist das Buch erwachsen, das gewahrt man auf Schritt und Tritt, und es enthält demnach auf jedem Blatte praktische Winke, es warnt vor Fehlern, wie sie jeden Tag begangen werden, kurz es bietet vieles, das sich jeder, der es mit seiner didaktisch-methodischen Fortbildung ernst nimmt, zunutze machen kann. Dabei geht ein sympathischer Zug der Liebe für freiere Auffassung und Gestaltung durch das ganze Buch, für jene Freiheit, die

sich mit dem Herkömmlichen nicht begnügt, bessere Wege zum Ziele sucht und so vom ausgefahrenen Geleise abführt. Das Buch berücksichtigt vielfach auch österreichische Einrichtungen mit guter Kenntnis der Verhältnisse und es finden sich zahlreiche methodisch-didaktische Arbeiten von österreichischen Schulmännern zitiert, mitunter auch solche, die bei uns niedriger eingeschätzt werden.

Sein durchaus individuelles Gepräge macht das Buch anziehend; aber selbstverständlich wird derjenige, der sich zu einer eigenen Auffassung auf diesem Gebiete emporgearbeitet hat, auch manchen Widerspruch erheben.

Auch mir ergeht es so, daß ich in vielem des Verf.s Meinung vollständig teile, in manchem um eine Nuance anders denke, im einzelnen aber sogar entschieden widerspreche. Ich würde aber den Rahmen einer Anzeige weit überschreiten, wollte ich hier auch nur alles anführen, worin ich dem Verf. nicht ganz beistimme oder entgegengesetzter Ansicht mit ihm bin; doch möge es mir gestattet sein, wenigstens den einen und andern wichtigeren Punkt kurz zu berühren. — Die wichtigste Differenz betrifft die Auffassung von der obersten Aufgabe der Lektüre. Hier scheint mir der Verf. den sachlichen Gewinn allzu sehr zu betonen, den sprachlichen zu gering anzuschlagen. Allerdings ist ja leider lange Zeit zum Schaden des Unterrichtes in den alten Sprachen der Inhalt vor der Form bei der Lektüre vernachlässigt worden; allein ich halte es ebenso verfehlt, wenn nunmehr wieder nur im Inhalt der Hauptzweck der Lektüre im Gymnasialunterrichte erblickt wird; denn wir lesen ja die alten Autoren nicht bloß, wir übersetzen sie vielmehr in die Unterrichtssprache, u. zw. in möglichst mustergiltiger Form; es handelt sich also bei unserem Unterrichte im Lateinischen und natürlich auch im Griechischen nicht lediglich um den Inhalt der antiken Schriftwerke, sondern — was weitaus mehr ist — um die völlige Umprägung der Gedanken der Autoren ins Deutsche. Dieses Ringen des Geistes mit zwei Sprachen ist unendlich viel mehr als das bloße Erkennen und Verstehen des sachlichen Inhaltes; das ist natürlich in der Reihenfolge der psychischen Leistungen das erste; dann aber folgt die weitere Aufgabe, den erkannten und verstandenen Gedanken im Deutschen neu zu schaffen, zu produzieren mit allen Feinheiten, mit denen ihn der antike Autor umgeben hat, die vollständig zum Ausdruck zu bringen wieder nur mit Hilfe eigenartiger feinster Schwingungen des deutschen Sprachgeistes gelingen kann; dabei nun spielen geistige Kräfte mit, die bei dem bloßen Verstehen der Sache völlig in Ruhe bleiben. Handelte es sich bloß um den sachlichen Gehalt der Autoren, so könnte dieser — freilich didaktisch weit schwieriger, weil das Interesse unendlich schwerer zu gewinnen wäre — auch durch gute Übersetzungen den Schülern vermittelt werden; allein bei der Lektüre der alten Autoren am Gymnasium tritt zum Sachlichen das Sprachliche, zum Inhalt die Form, die beide von den jungen Geistern bewältigt werden müssen; bei der Lektüre von Übersetzungen fehlt die produktive geistige Tätigkeit des Lesers vollständig. Um dies an einem konkreten Beispiele zu erweisen, wähle ich aufs Geratewohl die Stelle in

Tacitus ann. II 39 f., deren Behandlung ich vor kurzem in der VIII. Klasse eines Gymnasiums erlebt habe.

Es ist die Rede vom Auftreten des Pseudo Agrippa.

Wer die Geschichte bloß liest, erfährt gewiß ein nicht uninteressantes Faktum, das ihn an das Auftauchen anderer Pseudopersonen in der Geschichte erinnern wird; auch die feinen psychologischen Bemerkungen des Schriftstellers über das Verhalten der Volksseele bei solchen Ereignissen und dem damit klug rechnenden Betrüger werden sicherlich den Leser beschäftigen und interessieren. Das ist also im wesentlichen der sachliche Gewinn der Stelle. Was bedeutet aber dieser gegen den Gewinn des Schülers, wenn er die Stelle ins Deutsche übersetzt, und zwar übersetzt mit allen Feinheiten des Originales, so treu als möglich und doch wieder frei bis zur vollen Klarheit und so deutsch als es der Genius der deutschen Sprache verlangt; man vergegenwärtige sich die Schwierigkeit, die besonders folgende Stelle (c. 39) zunächst schon dem Verständnis, dann der zutreffenden und geschmackvollen Übersetzung ins Deutsche entgegenstellt: *tum per idoneos et secreti eius socios crebrescit vivere Agrippam, occultis primum sermonibus, ut vetita solent, mox vago rumore apud inperitissimi promptas aures aut rursum apud turbidos eoque nova cupientes. Atque ipse adire municipia obscuro diei, neque propalam aspici neque diutius isdem locis, sed quia veritas visu et mora, falsa festinatione et incertis valescunt, relinquebat fannam aut praevenibat.* Welche komplizierten gedanklichen und sprachlichen Operationen muß der Schüler bei der Übersetzung dieser Stelle vornehmen. Was ist durch genaueste Interpretation an geistiger Arbeit, dann bei der Übersetzung an sprachlicher zu leisten, bis der junge Mann z. B. inne wird, daß die Kürze des *ipse . . relinquebat famam aut praeveniebat* im Deutschen gar nicht wiederzugeben ist und man zur Übersetzung kommt — natürlich geführt vom denkenden Lehrer: „er . . . war verschwunden, ehe man erfuhr, daß er anwesend sei, oder tauchte auf, ehe man sein Kommen erwartete".

Indem der Schüler sich vor solche Probleme gestellt sieht, lernt er zunächst natürlich die Gedanken des Originales viel tiefer, gründlicher und allseitiger erfassen, als beim bloßen dahineilenden Lesen, das sich mit den Tatsachen und ihrer logischen Entwicklung allein zufrieden gibt; dann aber hat er für jeden Gedanken erst die richtige Form im Deutschen zu finden; da heißt es probieren und suchen und wenden, bis endlich unter den verschiedenen sprachlichen Möglichkeiten die beste, nämlich die zutreffendste, präziseste und klarste gewählt wird.

Daß dieser Prozeß das Denken des Schülers übt, ihn in seiner Muttersprache exerziert und die Fähigkeit, fremde Gedanken ganz zu erfassen, bildet, kann wohl keinem Zweifel unterliegen; und wiederholt sich diese geistige Arbeit täglich, immer an neuen Gedanken, so daß das Mechanische geradezu ausgeschlossen ist, so ist das ein fortgesetztes Stahlbad für den Geist der Jugend, mit dessen roborierender Wirkung sich kaum etwas anderes messen kann.

D a r i n erblicke i c h den Nutzen und somit auch den Hauptzweck der Lektüre der altklassischen Autoren; nicht darin, daß der junge Mann, wie in unserem Falle die Geschichte vom Auftreten des Pseudoagrippa kennen gelernt hat, also im S a c h l i c h e n, sondern daß er ihre Darstellung durch einen tiefen Denker sogar in neuer sprachlicher Form nachgebildet hat, also im Sachlichen u n d Sprachlichen. Gewiß wird der sachliche Gehalt der Autoren, der Fortgang der Erzählung, die Entwicklung der Gedanken bei der Lektüre in allmählicher perspektivischer Verkürzung auf die Hauptpunkte durch Rückblicke, Verknüpfung usw. im Schüler wach erhalten werden müssen, damit er schließlich weiß, w a s er gelesen hat — ganz wie dies bei der länger sich hinziehenden Lektüre z. B. eines deutschen Dramas geschieht — und werden daran bildende Fragen aller Art besprochen werden, aber all das reicht nicht im entferntesten an den gedanklichen und sprachlichen Gewinn des Schülers, der ihm daraus erwächst, daß er die ganze Gedankenreihe nicht nur selbst mit dem Autor durchgedacht, sondern sogar in seiner Muttersprache neu hat erstehen lassen. Der Verf. wird sonach m. E. der Eigenart der lateinischen Autorenlektüre nicht gerecht, wenn er ihr Ziel vorwiegend im s a c h l i c h e n Erträgnis erblickt. — Im engsten Zusammenhang mit diesem Standpunkte des Verf.s steht seine fast ablehnende, mindestens sehr kühle Beurteilung der Hinübersetzungen auf der Mittel-, besonders aber auf der Oberstufe; auch hier finde ich in dem Buche ein Verkennen des Wesens und der Bedeutung dieser Übungen für die Sprachbeherrschung.

S. 39 formuliert er sein Credo folgendermaßen: „Demnach steht der Wert dieser Übungen für die Förderung der lateinischen Lektüre fest für die unteren, in beschränktem Maße für die mittleren Klassen, für die oberen ist er jedenfalls nicht unbestritten.“ Diese Zurückhaltung übt der Verf. auf der vorhergehenden Seite nicht; S. 38 heißt es: „Sie helfen einen festen Grund legen durch Einübung der Grundbegriffe in Formenlehre und Syntax und sind hierfür gar nicht zu entbehren, verlieren aber ihre u n m i t t e l b a r e Einwirkung auf die Erkenntnis der lateinischen Schriftsteller alsbald nach oben“. Nur eine m i t t e l b a r e Erörterung der Lektüre durch die Hinübersetzungen will er gelten lassen, indem sie, wenn sie sich an den Sprachschatz des Autors anlehnen, die Schüler zu gewissenhafterer Sorgfalt nötigen können und die Lektürestunde von der Störung durch Besprechung elementarer grammatischer Dinge e n t l a s t e n, in beiden Richtungen nicht ohne völlig berechtigte Einwendungen.

Diese Geringschätzung der Hinübersetzung muß wohl bei einem erfahrenen Schul m a n n e Wunder nehmen; ich kann mir sie nur als Konzession an die Gegner des altsprachlichen Unterrichtes seitens des S c h u l p o l i t i k e r s erklären; er ist nämlich der Überzeugung, daß die Extemporalien und Schulkompositionen noch immer trotz allen entgegenstehenden Weisungen einen entscheidenden Einfluß auf die Beurteilung der Schüler ausüben und daß die humanistischen Studien seit langen Jahrzehnten nicht so heftigen Angriffen ausgesetzt wären, wenn gerade dies nicht der Falle wäre. Ist dem so, nun so müßte eben gegen diesen überwiegenden Einfluß noch stärker angekämpft werden; aber es heißt doch das

Kind mit dem Bade ausgießen, wenn nunmehr der Wert der Hinübersetzungen überhaupt in Frage gestellt wird. Und nun gar wie der Verf. den unmittelbaren Unwert für die Lektüre abtun will! „Man prüfe doch einmal Tacitus und Horaz darauf, wie oft, d. h. wie selten die in den Skripten üblichen grammatischen Erscheinungen dort zur Anschauung kommen! Das Ergebnis wird sein, daß jene gar keinen Einfluß mehr auf das Erkennen des Lesestoffes haben" (S. 38). Ich denke, so rein äußerlich darf man die Sache denn doch nicht beurteilen. Für den Elementarunterricht gibt der Verf. vernünftigerweise zu, daß die Hinübersetzung ein unentbehrliches Mittel für die Einübung des lateinischen Sprachstoffes ist. Ist dies der Fall, so muß doch zweifellos zunächst für die Erhaltung dieses Könnens durch Fortsetzung dieser Übungen vorgesorgt werden; denn sonst schwindet ja die Kenntnis der Elemente und sinken sie bei der Flüchtigkeit unserer Jugend und bei der Massenhaftigkeit neuer, schwieriger Vorstellungen, die sie im übrigen Unterrichte tagtäglich aufnehmen muß, selbst bald unter die Schwelle des Bewußtseins. Man sage doch nicht, die Lektüre verhindere dies; sie kann es nicht, denn 1. bietet sie fertige Formen und nötigt nicht zur selbsttätigen Bildung, zum Können; 2. tritt das Gedankliche dabei in den Vordergrund; endlich 3. wird sie nicht ausschließlich genug betrieben auf einer Schule, die noch so vielen anderen Unterrichtsstoff zu vermitteln hat. Wenn man aber behauptet, es brauche auf der Oberstufe kein Können mehr, es genüge das Erkennen, so erwidere ich: Ohne Können hört allmählich, aber unaufhaltsam und sicher auch das Erkennen auf; ferner ohne gewisse aktive Sprachbeherrschung ist ein solides, auf grammatischer Grundlage fußendes Verständnis nicht möglich. Ich gebe zu, daß ein Erwachsener mit dem bloßen Erkennen der Formen und Phrasen (und einiger Vokabelkenntnis) bei starker Konzentration notdürftig dem Inhalte einer Erzählung in der fremden Sprache — Erzählung, nicht Reflexion oder Schilderung und Beschreibung — folgen kann. Aber ein so eindringendes, durch Aufspürung der grammatisch-logischen Beziehungen gewonnenes Verständnis des Autors mit allen seinen Feinheiten des Ausdruckes, wie wir es für die Übersetzung als notwendig festgestellt haben, ist ohne stetig sich steigernde Beherrschung der Sprache zumal bei dem durchgängig rhetorisch gefärbten Stil der römischen Autoren ganz undenkbar und diese stetig zunehmende Beherrschung der Sprache und Entwicklung des Sprachgefühles kann nur die Hinübersetzung, das öftere selbständige Produzieren in der fremden Sprache, mag es noch so bescheiden sein im Vergleich zur Sprache der Autoren, vermitteln. Gewiß trägt fleißige Lektüre auch zu größerer Vertrautheit mit der Sprache bei; wir sagen ja doch, der Schüler muß sich in einen Autor einlesen; dabei spinnen sich aber andere Fäden an zwischen dem Leser und dem Autor als die Beherrschung der Elemente; dabei handelt es sich offenbar darum, daß uns der Gedankenkreis, die Denk- und Ausdrucksweise des Schriftstellers nach und nach geläufiger wird. Im allgemeinen aber leitet den Leser einer zusammenhängenden Erzählung doch unbewußt vielfach die Logik der Erzählung; selbst die Übersetzung in die Muttersprache birgt keinen

Anreiz zu bewußter Auffrischung der Elemente der fremden Sprache, zum Können in ihr, noch viel weniger zur Verbindung der einzelnen analogen Spracherscheinungen und zu ihrer klaren Anordnung, wie sie die Stilistik enthält. Erst und nur die Hinübersetzung kann das unbewußte Sprachgefühl allmählich zum Wissen, zur immer sich erweiternden Kenntnis der Verschiedenheiten in den Ausdrucksmitteln der lateinischen und deutschen Sprache emporheben und daraus erst kann sich die Kenntnis des verschiedenen Charakters beider Sprachen und damit eine vertiefte und geläuterte Erkenntnis der deutschen Sprache entwickeln. Und es ist die Hinübersetzung die durchaus notwendige Ergänzung der Herübersetzung; bei dieser ringt der jugendliche Geist mit dem lateinischen Ausdruck, um ihn mit seiner konkreten Färbung im Deutschen erstehen zu lassen; bei jener mit dem Deutschen, um ihn scharf zu erfassen und scharf erfaßt im Lateinischen hervorzubringen; es ist also die Hinübersetzung auf allen Stufen im Sprachbetriebe gleichsam die Synthese, der die vorausgegangene Analyse in der Herübersetzung zum Abschluß des psychologischen Prozesses als ihrer notwendigen Ergänzung bedarf und dies schon gar im Massenunterrichte, der noch mehr als der Einzelunterricht auf Zusammenfassung in ein System angewiesen ist.

Und welche stramme, geistige Zucht liegt in der Hinübersetzung! Wie ist der Schüler gezwungen, sich eindringlich um den Sinn jedes Wortes, des Satzes zu bemühen, Haupt- und Nebengedanken zu gliedern, ihr logisches Verhältnis sich klar zu machen, allen Beziehungen nachzuspüren, Reihen von Synonymen im Geiste durchzugehen, um in der fremden Sprache genau und rund entstehen zu lassen, was sich in der eigenen so fast selbstverständlich liest. Und dieses geistige Zuchtmittel ohnegleichen, das zur Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit erzieht in schonungsloser Weise, sollte das Gymnasium aufgeben, sollte es heute aufgeben, wo ohnehin allenthalben Oberflächlichkeit und die Sucht, sich gefällig und gefügig zu erweisen, in erschreckender Weise sich breit macht; wir sollen es ganz aufgeben, weil es nicht möglich ist, mehr als ein leidliches Latein zu erreichen, als ob der Durchschnittsmensch in jeder fremden Sprache überhaupt je mehr als ein bescheidenes Kennen und Können erzielen könnte, namentlich der Knabe und Jüngling, noch dazu im Massenunterrichte. Nein, die Einschätzung der Hinübersetzung, zu der der Verf. sich bereit fand, die teile ich nicht; sollte sie, wie ich nach manchen Anzeichen ernstlich befürchte, in Verbindung mit der Überschätzung des sachlichen Ertrages der Lektüre weitere Kreise gewinnen, dann muß einem um den klassischen Unterricht wirklich bange werden. Zwar beliebt man zu sagen, daß ihn die konservativen Zöpfe unter den Schulmännern, die Stockphilologen, umbringt; ich glaube vielmehr, daß die, die ihn mit solchem Fortschritte retten wollen, seine Grundlage, seine Eigenart und damit seine Existenzberechtigung preisgeben.

Im Zusammenhange damit sei mit einem Worte noch der schriftlichen Herübersetzungen gedacht, die der Verf. als Ersatz der lateinischen Skripten warm empfiehlt. Ich verkenne ihren Wert nicht, stimme zu, daß die Anforderung dabei an den Schüler, was Auffassung und Aus-

druck betrifft, unter Umständen viel größer ist als bei jenen; aber einen Ersatz der Hinübersetzungen können sie niemals bilden, weil eben die psychischen Vergänge bei beiden verschieden sind. Auch glaube ich, daß, wenn die Anforderungen gestellt werden, die an eine deutsche Wiedergabe gestellt werden muß, die Furcht und Aufregung der Schüler, die Angst des Publikums vielleicht bald größer sein wird als vor den Skripten. Wenn also der Einfluß der Skripten auf die Beurteilung der Schüler den Kampf gegen die humanistischen Studien verursacht hat, so dürfte in Hinkunft die schriftliche Herübersetzung einen noch größeren entfachen. Tatsächlich ist diese Erprobung der Leistungsfähigkeit des Schülers noch leichter Mißgriffen ausgesetzt als bei den Skripten; denn eine Stelle verstehen, heißt nicht nur die Wörter wissen, die Formen und syntaktischen Beziehungen kennen, sondern dazu müssen auch noch reale Apperzeptionsmassen im Schüler vorhanden sein; fehlen sie in ihm für eine Stelle ganz, so kann er sie nicht verstehen, auch wenn ihm jedes einzelne Wort bekannt ist. Als ich zum erstenmal des Aristoteles Psychologie als Student aufschlug, da traf ich auf einzelne ganz kleine, scheinbar einfache Sätze, zu deren Verständnis ich ohne Anleitung nicht gelangt wäre, obwohl mir ja das Wort geläufig war.

Wohltuend, um endlich auch einen wenigstens partiellen Einklang der Meinungen zu konstatieren, berührt die im allgemeinen besonnene Würdigung der lateinischen Schulautoren. Besonders freute es mich, daß der Kanon der lateinischen Schulautoren für die österreichischen Gymnasien in allen Ehren bestand, ganz im Gegensatze zu dem freilich alleinstehenden, fast überall abgelehnten Versuche einer Umwertung einzelner Autoren in der Schrift: „Der Kanon der altsprachlichen Lektüre am österreichischen Gymnasium“ von R. C. Kukula, E. Martinak und H. Schenkl. So setzt sich meines Erachtens der Verfasser mit Recht für Nepos warm ein; ich hätte nur bei der Vorliebe für Chrestomathien, die jetzt in Mode ist, eine noch schärfere Verurteilung aller Surrogate für den alten Schriftsteller gewünscht. Nepos ist für den Knaben eine Individualität; bei der Lektüre seiner Biographien weiß er, daß er ihn für das Erzählte verantwortlich machen kann; zwischen dem Leser, auch wenn er ein Knabe ist, und einem Autor bildet sich nach und nach ein persönliches Verhältnis; bei der Chrestomathie und dem Lesebuch ist der alte Autor ausgeschaltet, der Knabe steht sozusagen einem anonymen Schreiber gegenüber, denn der moderne Kompilator ist ihm ganz gleichgiltig. Wir lasen in der III. Klasse die *Historiae antiquae libri* XII von Emanuel Hoffmann; wir nannten das Buch nur die *Historiae antiquae*, nie den Hoffmann, wie wir etwa sonst von Schultz, Welter usw. sprachen, und wie froh war ich, als ich eines Tages den leibhaftigen Nepos in die Hand bekam; wie ganz anders interessierte mich dieser. Noch habe ich in meinem alten Schwiegervater, Schulrat Dr. Schwippel, einen lebendigen Zeugen gegen die Chrestomathie; er erzählte oft, wie an vormärzlichen Gymnasien immer nur aus griechischen Chrestomathien gelesen wurde und wie er und seine Kameraden keinen sehnlicheren Wunsch kannten, als einen wirklichen Autor in die Hand zu bekommen.

Wenn der Knabe in den beiden ersten Klassen ein Lesebuch mit der neuerlich so laut geforderten *varietas rerum* in der Hand hat, dann soll er in der III. Klasse endlich einen Autor bekommen, aber nicht den korrigierten, sondern den wirklichen. Bedenken denn die Herren, die so für Chrestomathien schwärmen, nicht, daß eine Chrestomathie durch Auslassungen, Zusammenrückungen, unscheinbare Änderungen im Ausdruck — wer kontrolliert das Wort für Wort — geradezu Fälschungen der Wahrheit enthalten, ja für ganz bestimmte Tendenzen zurecht gemacht werden kann? — Ich stimme auch dem Verf. bei, wenn er S. 204 die philosophischen Schriften Ciceros den Pliniusbriefen vorzieht; unbestreitbar übertrifft die Lektüre eines einheitlichen größeren Werkes, wie etwa des Laelius, *Cato maior* u. a. das Mosaik von Briefen an bildendem Worte; sachlich bieten ja einige dieser Briefe nicht geringes Interesse, aber doch nur wenige; die Einführung in die römischen Antiquitäten kann jedoch niemals Zweck der Lektüre am Gymnasium sein. Bei uns in Österreich ist der Versuch, die Lektüre der Pliniusbriefe als Ersatz für Ciceros philosophische Schriften einzuführen, soviel ich weiß, völlig gescheitert, obwohl, vielleicht auch weil die Unterrichtsverwaltung die Alternative gestattet hat.

Über den Wert der Privatlektüre urteilt der Verf. S. 205 im allgemeinen richtig; ich stimme bei, daß bei ihrer Wahl dem Schüler alle Freiheit zu lassen ist. Aber wenn er den Rat des Lehrers bei der Auswahl sucht, wird dieser vernünftigerweise, wenn nicht eine ganz bestimmte Vorliebe oder Abneigung zutage tritt, doch auch die Leistungsfähigkeit des Schülers in Anschlag bringen und ihn so zunächst auf Gebiete weisen, die im Zusammenhange mit der obligaten Lektüre stehen, für die im Schüler eine feste Basis vorhanden ist, die demnach einer ehrlichen, gründlichen Lektüre geringere Schwierigkeiten entgegensetzen. Sollte es wirklich nicht pädagogischer sein, z. B. den österreichischen Sextanern zu raten, einzelne in der Schule nicht gelesene Gesänge der Ilias privat zu lesen, als vielleicht ein Werk des Hesiod oder einzelne homerische Hymnen? Damit braucht kein Zwang verbunden zu sein und man kann es nur eine Verdrehung der Tatsachen und, soweit es mich betrifft, eine starke Übertreibung nennen, wenn S. 89 der oben genannten Broschüre über den österreichischen Lektüre-Kanon von dieser „von den Landesschulinspektoren favorisierten Praxis“ behauptet wird, „sie sehe über spontane Wünsche der Jugend autoritativ (!) hinweg, wolle weder den literarischen Interessen der Lehrer, noch der individuellen Geschmacksrichtung des Schülers gerecht werden, stereotypiere auch noch den Charakter der ‚freiwilligen‘ Lektüre und mache aus ihr eine geistige Tretmühle, unter deren Joch (sic!) sich selbst die Vorzugsschüler nur mehr in Begleitung Osianders oder Freunds hinein(!)begeben“ usw. So braucht sich die Privatlektüre, die bei uns in Österreich einen überraschenden Aufschwung genommen hat, wie ich wenigstens in meiner amtlichen Eigenschaft alljährlich zu konstatieren in der Lage bin, bei ihren riesigen Anforderungen an die Opferwilligkeit der Lehrer nicht schmähen und herabziehen zu lassen; dagegen muß man denn doch ernstlich Verwahrung einlegen.

Doch, um zu unserem Buche zurückzukehren, noch ein Punkt sei kurz berührt, in dem ich gegenüber der Ansicht des Verf.s große Bedenken hege und unseren österreichischen Vorgang entschieden vorziehe, ich meine die Scheidung der Lektüre- und Grammatikstunden in den mittleren Klassen; der Verf. hält sie nicht für praktisch; das versteht man nur, wenn man weiß, daß er den Gebrauch der deutsch-lateinischen Übungsbücher in ihnen ganz perhorresziert. Nun habe ich die Erfahrung gemacht, daß diese allerdings die Gefahr mit sich bringen, daß die Unmittelbarkeit des Unterrichtes leidet, daß sie Führer des Lehrers werden, statt ein Mittel in seiner Hand zu sein. Aber was der Verf. empfiehlt, die Lektüre zu unterbrechen, wenn eine neue Spracherscheinung zu behandeln und einzuüben ist und das innere und äußere Interesse zunächst nur um diese zu konzentrieren, das birgt doch zu große Nachteile in sich: zunächst die Zerreißung der Lektüre nach Gesichtspunkten, die sachlich mit ihr nichts zu tun haben, dann aber das Durcheinander des syntaktischen Stoffes im Autor, das eine klare, didaktische und wissenschaftlich so wertvolle Übersicht über das System der lateinischen Sprache ungemein erschwert. Und diesen Überblick muß doch wohl der Schüler wenigstens in e i n e r Sprache, und zwar am besten gerade im Lateinischen erhalten.

Ich meine also, daß unsere Einrichtung einer strengen äußeren Scheidung von Lektüre und Grammatik in den mittleren Klassen und und einer von vornherein festgesetzten Stundenzahl für beide didaktisch viel richtiger ist.

Damit will ich schließen; ich kann trotz mancher tief gehender Meinungsverschiedenheiten doch nur wünschen, daß das Buch in seiner erneuten Gestalt auch bei uns recht viele verständnisvolle Leser finden möge, die sorfältig prüfen und ihre Ansichten an denen eines erfahrenen Schulmannes läutern und vertiefen.

W i e n. August S c h e i n d l e r.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Kommentar zu P. Ovidii Nasonis Carmina selecta. Herausgegeben von J. Golling. 3. Aufl. Wien 1906. VIII und 159 SS.

Der für die Gollingsche Ausgabe von Ovids *Carmina selecta* bestimmte Kommentar verfolgt auch in der neuesten Auflage namentlich den Zweck, das dem Schüler nicht immer leichte Wortverständnis zu vermitteln, doch erleichtert er auch die Einsicht in die freieren Wortstellungen, leitet zur richtigen Auflösung der Partizipien an und berührt hie und da in knappster Form alle Realien. Die Zahl der Bemerkungen ist um einige wenige Seiten vermehrt worden, dafür aber das den früheren Auflagen beigegebene unvollständige Wörterverzeichnis weggefallen, an dessen Stelle demnächst eine weitergehende lexikalische Arbeit treten soll (Vorw. S. III). Die Einleitung über die Eigentümlichkeiten der lateinischen Dichtersprache ist mit Recht beibehalten worden; denn das natürlich nicht durch Memorieren, sondern durch ständige Hinweise von Seite des Lehrers zu erzielende Wissen des Schülers in dieser Richtung wird auch für die Lektüre Vergils förderlich sein. — Die Benützung des Kommentars durch alle Schüler einer und derselben Klasse ist schon darum empfehlenswert, weil dadurch die zeitraubende Vorpräparation in der Schule vielfach entbehrlich gemacht wird.

Wien. Franz Kunz.

Wilhelm Herbsts Hilfsbuch für die deutsche Literaturgeschichte. Bearbeitet von Emil Brenning. Achte Auflage. Gotha 1906, Fr. A. Perthes, Aktiengesellschaft. Preis brosch. Mk. 2.

Der Verf. teilt die Geschichte der deutschen Literatur in neun Perioden. Die erste bis achte Periode leiten Übersichten ein, in denen sich die wirksamen Ideen in Religion, Kunst, im gesellschaftlichen, im staatlichen Leben in knappster Form darstellen, daran werden Dichter und deren Werke in guter Gruppierung gereiht. Die Lebensabrisse sind kurz, die wichtigsten Werke werden, für die Zwecke der Schule manchmal zu ausführlich, aufgezählt. Überall ist mit Jahreszahlen gespart. Ins Gewicht fällt das Versehen, daß zweimal (S. 5 u. 43) die Niederlage der Burgunden durch die Hunnen in das Jahr 447 (statt 437) gestellt wird.

In der Darstellung der neuesten Dichter (der neunten Periode) vermißt man Sonderung und Gruppierung. Fußnoten verweisen auf Ausgaben und Spezialwerke.

Dichter und Literaturwerke werden im allgemeinen mit der notwendigen Objektivität betrachtet; doch wünschte man eines oder das andere harte Urteil aus einem Wegweiser in der deutschen Literatur hinweg, z. B. das Urteil über die deutschgesinnte Genossenschaft (S. 88), über Klopstocks Gelehrtenrepublik (S. 120), über die Sprache Bürgers (S. 125), über Nicolai (S. 127), über Abraham a St. Clara deshalb, weil dieser als Süddeutscher den „ernsten, gewichtigen norddeutschen" Satirikern des XVII. Jahrhunders gegenüber gestellt wird (S. 94). Grillparzer wird hinsichtlich seiner Begabung an Kleist gemessen und muß sich mit der tieferen Rangstufe begnügen. Protestantischer Glaubenseifer drängt sich hie und da vor.

Es ist kein geringer Vorzug des Buches, daß bei der sachlichen Gedrängtheit der Stil leicht flüssig und klar bleibt; nur einmal eine Trübung: „Seitdem war seine (Lessings) Lebensfreudigkeit dahin, und obwohl noch eifrig als Schriftsteller tätig, starb er am 15. Februar 1781 in Braunschweig (S. 127).

Im ganzen ist Herbst-Brennings Hilfsbuch kein Dutzendwegweiser in der deutschen Literatur; man merkt oft, namentlich in der Darstellung der ahd. und mhd. Zeit, daß die Kenntnisse, die übermittelt werden, aus den Quellen geschöpft sind. Das Hilfsbuch, das die achte Auflage erlebte, hat sich seine Daseinsberechtigung schon erkämpft.

Wien. Ferdinand Holzner.

Richter von der Rother: Lessing. Vom Laokoon zum Nathan. Leipzig, B. Elischer Nachf. o. J. 97 SS. 8°.

Es wäre Raum- und Zeitverschwendung, über dieses Buch viele Worte zu verlieren. Es enthält weder etwas Neues noch etwas Gutes, und es ist in einem unausstehlich anspruchsvollen, manirierten und großsprechenden Stil geschrieben. Die Leser dieser Zeitschrift können es ruhig links liegen lassen.

Wien. J. Minor.

Dr. W. Migula, Exkursionsflora von Deutschland. 2 Bändchen. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Die vorliegende Exkursionsflora (Nr. 268, 269 der Sammlung Göschen) umfaßt eine verhältnismäßig geringe Zahl von Arten. Ein großer Teil der in Deutschland heimischen Pflanzen kommt denen, die sich nicht eingehend mit Floristik beschäftigen, entweder sehr selten oder gar nicht zu Gesichte. Indem nun der Verf. solche seltene Pflanzen wegließ, gestaltete er das Buch nicht nur handlicher, sondern er erleichterte wesentlich die Bestimmung der uns alltäglich begegnenden Pflanzen. Band I enthält den Schlüssel zur Bestimmung der Gattungen nach dem Linnéschen System, ferner die Farne, Schachtelhalme, Bärlappgewächse, Koniferen und Monokotyledonen; Band II die Dikotyledonen. In jedem Bändchen finden sich Abbildungen, die das Bestimmen der Pflanzen unterstützen sollen.

Wien. H. Vieltorf.



Grimsehl E., Ausgewählte Schülerübungen. Leipzig. B. G. Teubner 1906. 42 SS. Preis 80 Pf.

Den physikalischen Schülerübungen wird jetzt ein lebhaftes Interesse entgegengebracht und es ist daher jeder Beitrag zur Ausgestaltung dieses neuen Unterrichtszweiges willkommen. Die vorstehende Schrift des auf diesem Gebiete hervorragenden Fachmannes wird darum gewiß die größte Aufmerksamkeit erregen.

Die Sammlung enthält 14 Übungen zur Oberstufe des physikalischen Unterrichtes, darunter 11 aus der Optik, 2 aus der Lehre vom Magnetismus und eine aus der Lehre von der Oberflächenspannung. Bei allen Übungen sind die verwendeten Apparate und deren Herstellung, der Arbeitsvorgang und die Auswertung der Ergebnisse angegeben. Die Apparate und Versuchsanordnungen sind meist für diesen Zweck ersonnen, zeichnen sich durch Einfachheit, Übersichtlichkeit aus und erfordern, was für Übungen, die von mehreren Gruppen zugleich vorgenommen werden, sehr nötig ist, nur geringe Mittel.

Ganz besonders ist noch auf die Einleitung hinzuweisen, wo der Zweck und das Ziel der praktischen Schülerübungen erörtert wird und wo der Verfasser seinen seit Jahren eingehaltenen Arbeitsvorgang, sowie die bei den Übungen bisher gewonnenen Erfahrungen wiedergibt. Gerade dieser Teil wird nicht nur die Physiklehrer, die mit der Einrichtung und Leitung von Schülerübungen betraut sind, sondern in gleicher Weise alle Kreise, die den Fortschritt des naturwissenschaftlichen Mittelschulunterrichtes kennen zu lernen beabsichtigen, nicht zum mindesten aber auch die Eltern, deren Kinder die Mittelschule besuchen, zu interessieren geeignet sein.

Wien. G. Schilling.

Programmenschau.

20. Widlak F., Die abergläubischen und heidnischen Gebräuche der alten Deutschen nach dem Zeugnisse der Synode von Liftinae im Jahre 743. Progr. des k. k. Gymn. in Znaim 1904. 36 SS.

Fast unter demselben Titel erschien vor 70 Jahren in Ingolstadt eine Abhandlung von Mayer, auf die sich auch nebst anderen literarischen Behelfen der sehr gewissenhaft arbeitende Verf. bezieht. Obwohl die Frage schon ziemlich erschöpfend behandelt wurde, ist die neueste Monographie ein schätzenswerter Beitrag zur älteren Kulturgeschichte der Deutschen. Ähnliche, auf den Totenkult sich beziehende Gebräuche finden sich auch bei anderen Völkern und einige davon sind, wenn auch in ein christliches Gewand gekleidet, bis in die Gegenwart erhalten geblieben. Daß der Verf. nicht immer die neuesten Ausgaben der Quellen benützte, darf nicht Anstoß erregen, da es in Provinzstädten oft schwer möglich ist, sich diese zu verschaffen. So sind die *Capitularia regum Francorum* von Boretius und Krause (2 Bände 1883—1893, Register von Werminghoff 1897 im MG. Leg. sectio II) und eine kritische Ausgabe der fränkischen Konzilienbeschlüsse von Maassen unter dem Titel *Concilia aevi Merovingici* I (1893) in MG. Leg. sectio III veröffentlicht worden. Die Briefe der Päpste an den hl. Bonifaz finden sich bei Jaffé, *Monumenta Maguntina*, welche den Bd. III der *Biblioth. rerum Germanicarum* (1866) bilden. Auch hätte in den Anmerkungen auf Böhmers *Regesta Archiepiscoporum Maguntinensium* (Regesten zur Geschichte der Mainzer

Erzbischöfe von Bonifatius bis Arnold von Selehofen 742—1514) I. (1877) verwiesen werden können. Obwohl die neuere Literatur ziemlich eingehend herangezogen wurde, so vermißten wir das bahnbrechende Werk Müllenhoffs, Deutsche Altertumskunde (5 Bände 1870—1900), besonders Bd. IV, Die Germania des Tacitus (1900) und Schultze, Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern (2 Bände 1898). Abgesehen davon gebührt dem Verf. für seine gelungene Arbeit alles Lob.

21. Wintera L., Stift Braunau im Dienste der Kultur. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der katholischen Kirche in Böhmen. Progr. des Stifts-Gymn. der Benediktiner zu Braunau in Böhmen 1904. 85 SS.

Der Verf. ist bereits in der Spezialgeschichte Böhmens durch eine Reihe schätzenswerter Publikationen bekannt. Den bisherigen Arbeiten schließt sich vorliegende Abhandlung würdig an, obwohl sie, wie uns die Einleitung mitteilt, wegen Mangels an Quellen keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen will. Sie zerfällt in zwei Hauptabschnitte: Braunau in vorhusitischer (S. 1—26) und nachhusitischer Zeit (S. 26—84). Im zweiten Abschnitte verdienen die Kapitel 6—9 besondere Erwähnung. Sie zeigen uns das altehrwürdige Kloster „im Dienste der Wissenschaft" und als „Patron der Volksschule", handeln von der „Schulzucht und dem Lehrverfahren am alten Gymnasium" und machen uns mit den „wissenschaftlichen Vertretern des Stiftes" (zirka 110 Persönlichkeiten von 1436 —1904) bekannt. Unter diesen in der Wissenschaft hervorragenden Benediktinermönchen würden unseres Erachtens gelegentlich zwei eine eingehendere Bearbeitung verdienen: Bonaventura Piter (1708—1764) und der durch die Josefinischen Reformen bekannte Kirchenrechtslehrer Stefan Rautenstrauch (1734—1785). Ebenso zählt der Abt Johann Rotter (1807 —1866) zu den hervorragenden Erscheinungen des Klosters. Das 11. Kap. (S. 82 f.) bringt interessante statistische Daten über das Gymnasium vom Jahre 1780—1903. Nebenbei sei nur erwähnt, daß die *Vita Ernesti archiepisc. Prag.* auch in Fontes rer. Bohm. Bd. I ediert wurde und über das Braunauerländchen noch folgende Spezialarbeiten veröffentlicht wurden: Tomek, Älteste Nachrichten über die Herrschaften Braunau und Politz bis zur Zeit des Husitenkrieges (1857); Lippert, Die älteste Kolonisation des Braunauer Ländchens, in Mitteil. des Vereines f. Gesch. der Deutschen in Böhmen XXVI (1888) 325 ff.; Hawelka, Die deutsche Besiedlung des Braunauer Ländchens, im Globus 65, Nr. 4, 67 Nr. 9. Wahrscheinlich bezieht sich Anm. 1, S. 12 auf die an erster Stelle genannte Abhandlung.

Pilsen. G. Juritsch.

Seminar für deutsche Philologie in Wien.

Das Seminar für deutsche Philologie an der Universität in Wien hat am 9. März nachträglich sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum durch einen solennen Kommers gefeiert.

Das Seminar ist durch einen Germanisten - Verein vorbereitet worden, den Studierende an der Wiener Hochschule im Laufe des Studienjahres 1877/8 begründet haben und dem unter anderen die Herren A. Brandl (derzeit Professor der englischen Philologie an der Universität in Berlin), P. Hofmann-Wellenhof (früher Mitglied des Abgeordnetenhauses), J. Minor (derzeit Professor der deutschen Philologie an der Universität in Wien), A. Sauer (derzeit Professor der deutschen Philologie an der deutschen Universität in Prag) und J. Zeidler (derzeit Pro-

fessor am Gymnasium im III. Bezirke Wiens) angehörten. Den Grundstock der heute über 5000 Bände zählenden Bibliothek bildet die bescheidene Büchersammlung dieses Vereines.

Die offizielle Begründung des Seminars fällt in das Studienjahr 1880/1 und geht auf die Initiative des Professors Erich Schmidt, damals an der Wiener Hochschule wirkend, heute Professor der deutschen Philologie an der Universität Berlin, zurück. Leiter der älteren Abteilung des Seminars war bis 1905 R. Heinzel †; die neuere Abteilung hat bis 1885 Erich Schmidt geleitet, dem dann, auch in der Führung der Geschäfte, J. Minor gefolgt ist. An Stelle Heinzels wirkt seit dem Wintersemester 1905/6 J. Seemüller, welcher derzeit auch die Geschäfte führt.

Dem Seminar standen anfangs nur bescheidene Mittel zu Gebote. Die Dotation für die Bibliothek betrug 200 fl., die durch eine jährliche Spende Heinzels auf 300 fl. erhöht wurde; die Remuneration für den Bibliothekar betrug 50 fl. Derzeit beträgt die Dotation für die Bibliothek 600 *K*; die Remuneration für den Bibliothekar, die vorübergehend schon auf 600 *K* erhöht war, ist gegenwärtig wieder auf 400 *K* herabgesetzt worden. Die starke Frequenz, die durch die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium und durch die Überflutung der Universität seit dem Anfange des XX. Jahrhunderts ungeheure Dimensionen angenommen hat, hat auch eine Erweiterung der Seminarräume durch Einbeziehung des Korridors und die Begründung eines Proseminars notwendig gemacht, das im Jahre 1907 eröffnet worden ist und dessen ältere Abteilung von Prof. M. H. Jellinek, die neuere von Professor R. F. Arnold geleitet wird.

Aus dem Seminar sind 15 Universitätsdozenten hervorgegangen. Nämlich in Wien: Prof. M. H. Jellinek; Prof. A. von Weilen, Prof. R. F. Arnold und die Privatdozenten Dr. Hock und Dr. Junk. In Prag: Prof. F. Detter † und Prof. K. von Kraus. In Graz: Prof. R. Meringer (vergleichende Sprachforschung), Prof. Karl Luick (englische Philologie) und Prof. M. Murko (slavische Philologie). In Innsbruck: Prof. K. Zwierzina. In Bern in der Schweiz: Prof. O. F. Walzel und Prof. S. Singer. In Freiburg in der Schweiz: Prof. R. Lessiak. In Münster in Westphalen: Prof. O. L. Jiriczek.

An Bibliotheken und Archive hat das Seminar 15 Mitglieder entsendet. Nämlich an die Wiener Hofbibliothek die Herren Dr. von Weilen, Dr. von Egger-Möllwald, Dr. Sonnleithner, Dr. Arnold und Dr. Daubrawa. An die Wiener Universitätsbibliothek die Herren Dr. A. Mayer und Dr. Th. Strastil v. Strassenheim. An die Bibliothek der technischen Hochschule Herrn Dr. F. Tippmann. An die Bibliothek des Ministeriums des Innern Dr. C. Susan. An die Universitätsbibliothek in Graz Herrn Dr. K. Schukowitz. An die Studienbibliothek in Klagenfurt Herrn Dr. M. Ortner. An die Kanzlei der kaiserlichen Akademie Herrn Dr. V. Junk. An die kaiserliche Kabinettskanzlei Herrn Dr. Rudolf Payer von Thurn. An das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar Herrn Dr. Wahle. Auch der jüngst verstorbene fleißige Bibliograph A. L. Jellinek hat dem Seminar als Bibliothekar angehört.

Die Namen aller der Mitglieder zu nennen, die gegenwärtig an den Mittelschulen Österreichs wirken, wäre schon deshalb eine Unmöglichkeit, weil genaue Listen über alle Jahrgänge der beiden Abteilungen nicht zur Verfügung stehen.

Nur als Kuriosum sei noch erwähnt, daß auch der der österreichischen Gesandtschaft in China zugeteilt gewesene und den chinesischen Wirren am Anfang des Jahrhunderts so glücklich entronnene Dr. von Rosthorn, gegenwärtig österreichischer Gesandter in Teheran, ein Jahr lang Mitglied des Seminars gewesen ist.

Wien. J. Minor.

Entgegnung.

Der Widerspruch zwischen meinen Tendenzen in dem im J. 1905 publizierten Voltaire-Buch und dem so ungünstigen Eindruck durch die Franksche Kritik im Jänner-Heft d. J. ist durch eine inadäquate Berichterstattung verursacht. Eine passendere Bezeichnung kann ich nicht finden; durch die nunmehr folgenden detaillierten Angaben wird sie jedoch ohne Zweifel verständlich werden:

Auf S. 17 sagt der Rezensent: „und man kann nur mitleidig lächeln, wenn Popper mit gnädiger Herablassung Theodor Mommsen (dessen Hauptwerk er einen „„hochtrabenden Roman““ nennt) als ‚einen immerhin geschickten Altertumsforscher‘ gelten läßt“. Diese Stelle ist offenbar sehr geeignet, mich vor jedem Leser lächerlich oder verächtlich erscheinen zu lassen.

Sehen wir nun jene betreffende Stelle in meinem Buche an. In dem Kapital über Geschichtsschreibung und unter der Überschrift „Kein Geschichtsschreiber entgeht dem Tadel“ führe ich diesen Gedanken auf S. 122 und f. durch und komme (auf S. 125) auf Mommsen zu sprechen. Da heißt es nun: „Und möge der noch so gelehrte und gründliche Historiker auch noch weiter bedenken, daß auch er der bösen Nachrede nicht entgehen wird. Was kann man noch mehr an Fülle des Wissens und der Detailstudien verlangen, als z. B. in Mommsens Römischer Geschichte zu finden ist?“ Sodann fahre ich fort: „Und doch gibt es aus dem wegen seiner Oberflächlichkeit so verschrienen 18. Jahrhundert ein ganz kleines Buch über denselben Gegenstand, nämlich Montesquieus „Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Niederganges,“ — welchem Werke sogar Voltaire die Mangelhaftigkeit der Quellenangabe der Studien, selbst falsche historische Zitate vorwarf — von dem der neueste Herausgeber, der bedeutende Jurist und Rechtshistoriker Eduard Laboulaye, sagt: „Niemals wird man dieses unsterbliche Meisterwerk verdunkeln; es wird mehr als eines der Bücher überleben, die man heute bewundert. Was ist denn noch übrig von Niebuhr und seinen geistreichen Hypothesen, die durch andere Hypothesen abgelöst worden sind, die nicht weniger geistreich und nicht weniger haltlos sind? Was ist denn geworden aus dem hochtrabenden Roman, welchen Herr Mommsen, ein immerhin geschickter Altertumsforscher, auf den Namen „Römische Geschichte“ getauft hat? Alle diese Wunder von Gelehrsamkeit veralten in zehn Jahren, während die „Betrachtungen“ in jedem Menschenalter neue Leser und neue Bewunderer finden““. Und als Fußnote fügte ich (auf S. 126) bei: „„Aus W. Onckens: „Das Zeitalter Friedrich des Großen““ (S. 466 des 1. Bandes). Was soll man nun sagen? Ich spreche ausdrücklich von Mommsen mit Worten höchster Achtung; ich zitiere Laboulaye als den Urheber jenes tadelnden Ausspruchs, gebe ihn mit dessen eigenen Worten und zwischen Anführungszeichen wieder, führe überdies Oncken als meine Quelle an — alles das hat Herr Frank nicht verhindert — mir jene Herabsetzung Mommsens zuzuschreiben! — Auf S. 21 sagt Frank: „.....wenn man mit Popper alle sittlichen Gefühle als ein „sinnreiches Spiel mit sowohl unabweisbarer als empfindungsleerer Begriffsarchitektur“ hinstellt“. Nie in meinem Leben konnte ich geschrieben, gesagt oder gedacht haben, „alle sittlichen Gefühle“ seien ein „sinnreiches Spiel usw.“ Ja, selbst das frivolste Kraftgenie wird so etwas nicht sagen, selbst Nietzsche hat derlei nicht gesagt — ganz abgesehen davon, daß es unsinnig wäre, Gefühle in eine Architektur von Begriffen einzureihen. Ich durchsuchte das ganze Voltaire-Buch, wie auch „Das Recht zu leben...“, konnte aber jenen so zynischen Ausspruch, den Frank mit Anführungszeichen vorbringt, nicht finden; auch keine einzige Stelle, die mißverständlich mich mit dem Ausspruch belasten könnte. Herr Frank wird wohl die Güte haben, die Seitenzahl und vollen Wortlaut der von ihm angezogenen These be-

kannt zu geben. — Auf S. 28 werde ich beschuldigt, alle religiösen Regungen als „Luxusgefühle“ und „Massenhysterie“ zu bezeichnen, und durch bloße Anführung des éinen Wortes „Luxusgefühle“ wird der Anschein erweckt, als ob ich religiöse Regungen in frivoler Weise auf eine Stufe stellen würde und mit allem dem, was man gewöhnlich unter Luxus versteht, also: mit oberflächlichen Vergnügungen. Hier hat nun der Ref. nicht nur verschwiegen, in welchem ganz besonderen Sinne ich den Begriff der Luxusgefühle definierte, sondern auch damit die wichtigste Partie des Buches ignoriert, anstatt sie dem Leser zur Kenntnis zu bringen. Indem ich nämlich die Existenz menschlicher Individuen als das Höchste hinstelle, sage ich auf S. 293: „... man muß nur... die physische Integrität von Individuen anderer Staaten oder Nationen oder anderer Individuen überhaupt (daher auch des eigenen Staates) nicht irgend welchen Luxusgefühlen opfern wollen, wie z. B. dem Ruhm oder der Ehre des eigenen Staates oder der Ausbreitung seiner eigenen Religion oder Nationalität u. dgl. m.“ Und nun setze ich fort: „Wenn ich aber den Ausdruck „Luxusgefühle“ gebrauche, so soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß Patriotismus, Nationalitätsgefühl, Anhänglichkeit an irgend eine Religion untergeordnete oder gar verächtliche Gefühle seien. Sie können höchst edle, sehr warme Gefühle sein und sogar ihre Anhänger so weit führen, daß sie ihnen selbst ihr Leben opfern. Was aber jeder mit sich selbst machen will, das ist seine Sache; anderen Menschenleben oder physischen Integritäten gegenüber sind jedoch alle jene Empfindungen nur sekundär oder nur wie Liebhabereien anzusehen, denen zu Liebe man also nicht zum Mörder werden darf usw.“ und auf S. 296 sage ich ausdrücklich: „Wie man aber sieht, ist es hier durchaus nicht darauf abgesehen, große Gefühle zu rauben oder sie zu degradieren“. Die Wichtigkeit dieser ganzen These wird jeder sofort einsehen, wenn er bedenkt, daß unter anderem gar keine andere als diese imstande ist, das Verbrennen (oder Töten) von Ketzern aus religiösen Motiven zu bekämpfen. Nach Franks Berichterstattung erscheint also gerade dasjenige als Frivolität, was die wichtigste und praktischeste moralische Maxime für das private und für das öffentliche Leben repräsentiert. — In gleicher Art wird eine These betreffs Gustav Freytag durch Ignorierung wichtiger Stellen in ungünstigster, unrichtiger Weise dargestellt; auf S. 17 sagt nämlich Frank: „Ja, kein Tadel ist scharf genug, um Maßlosigkeiten und Freiheiten wie die folgenden zu stigmatisieren. So heißt es unter anderem einmal... „und ich zweifle auch nicht, daß es Chauvinisten genug geben wird, die z. B. Stehlen und Wechselfälschen für etwas Schlechteres oder wenigstens für etwas moralisch Häßlicheres halten als die Art der Behandlung Voltaires durch Gustav Freytag“. Der Leser erfährt aber nicht, daß ich hervorhebe, daß Freytag von Voltaire gar nichts anderes zu sagen weiß, als daß er ein „schlechter Mann“ gewesen sei. Auf S. 7 führe ich nämlich aus: „Auf diese Weise lernen die Deutschen einen Mann beurteilen, der, was man auch immer gewohnt sein mag, an ihm auszusetzen, von den bedeutendsten Geistern als ein Heros der Aufklärung und des allgemeinen kulturellen Fortschritts angesehen wurde und der ein freigebiger Wohltäter seiner Freunde wie der ganzen Bevölkerung seines Wohnsitzes Ferney war!.... Ich aber nenne dieses Vorgehen Freytags „schlecht“, ein noch so starker Chauvinismus, ein noch so lebhaftes deutsches Nationalgefühl und die damit verbundene Antipathie gegen außerdeutsches Wesen entschuldigt nicht so ungeheuren Mangel an Gerechtigkeitssinn. Man hat die fehlerhafte Gewohnheit, fast nur Eigentumsdelikte und Verletzungen der physischen Integrität, eigentlich aber nur die ersteren, als „schlecht“ zu bezeichnen; die Folge davon ist, daß man fast alle andern noch so gemeinen oder lieblosen oder kränkenden Handlungen, wenn sie nur nicht mit der Absicht auf Nutzen begangen wurden, ruhig hinnimmt. Und ich zweifle

auch nicht, daß es Chauvinisten genug geben wird, die z. B. Stehlen und Wechselfälschen für etwas Schlechteres oder wenigstens für etwas moralisch Häßlicheres halten, als die Art der Behandlung Voltaires durch Gustav Freytag". So viel ich weiß, sind alle feineren Naturen der eben ausgesprochenen Ansicht, daß sie Ehre für höher halten als Geld, auch jeder anständige Kaufmann wird das Antasten seiner Ehre, seines Rufes für schlimmer halten als einen an ihm begangenen Diebstahl; Herr Frank jedoch, der die Ideale gegen mich zu schützen vorgibt, ist der entgegengesetzten Meinung und nennt die meine, die zugleich glücklicherweise die allgemeine ist, „Maßlosigkeit". — In gleichem Gegensatz zu allen höher Gesitteten ist Frank mit seiner Ansicht (auf S. 22), daß ich den „sittlichen Bankerott zum herrschenden Bekenntnisse" erkläre, weil ich es so sehr rühme und zur Nachahmung empfehle, daß der junge Voltaire gelegentlich der Untreue seiner Geliebten mit seinem Freunde Génonville dennoch mit beiden auch fernerhin gut Freund bleibt, anstatt in Eifersucht zu wüten und vielleicht den Nebenbuhler zu ermorden. „Man überdenke den Fall Voltaire-Livry-Génonville" — sage ich auf S. 375 — „ohne unsere gewohnten Vorurteile, und man wird einsehen, daß wir in Sachen der Liebe, wie in so manchem anderen Gebiete schöner Gefühle, immer mit latentem, uns unbewußtem Egoismus umherschwärmen, daß wir andere menschliche Individuen, die wir geschlechtlich lieben, wie eine Sache unseres Eigentums, statt als selbständige Persönlichkeiten ansehen, und daß wir stets sofort bereit sind, mit einem einzigen Sprunge uns aus sentimentalen und hinschmelzenden Gefühls-Wesen in wutentbrannte Barbaren zu verwandeln". Fr. fehlt offenbar das Verständnis für die Ethik, die meiner These zugrunde liegt; übrigens steht es ihm ja frei, im gegebenen Falle sich zu duellieren oder den Nebenbuhler und vielleicht auch die ungetreue Geliebte zu töten. — Auf S. 22 wirft mir Fr. vor, daß ich Friedrich dem Großen außer dem Pflichtgefühle „beinahe alle Herrschertugenden" abspreche. Das Gegenteil hievon ist aber die Wahrheit; denn ich hebe an vielen Stellen Friedrichs Talent und Energie hervor, so auf S. 172, wo ich auch von ihm als „ausgezeichneten preußischen Landesfürsten" spreche, ferner auf S. 175, wo ich indirekt sein Verwaltungstalent dadurch als groß bezeichne, daß ich sage, daß Friedrich Wilhelm I., sein Vater, „ein gar nicht unbedeutender Regent war, ja als Verwaltungstalent für höher stehend als sein Sohn gilt". Und ein Aberkennen irgend einer Herrschertugend kommt bei mir überhaupt nicht vor, nur führe ich seine Bedeutung als Kulturgröße auf den französischen Einfluß zurück. — Auf S. 18 behauptet Fr. „....möchte er (Popper) ihn (Voltaire) uns denn doch als großen Dichter aufdrängen". Gerade das Umgekehrte ist wahr. Denn eine große Partie meines Buches dient eigens dazu, zu zeigen, daß man überhaupt niemals einen Künstler als objektiv bedeutend hinstellen und dessen Anerkennung oder Bewunderung jemandem aufdrängen kann. Das entspricht meiner schon im J. 1878 im „Recht zu leben..." aufgestellten These, daß jedes ästhetische Urteil nur subjektive Geltung habe, weil jeder absolute Maßstab im Gebiete der Kunst fehlt. Auf S. 38 sage ich: „Die unumstößliche Tatsache, auf der wir fußen müssen, ist doch die, daß Voltaire zu seiner und auch noch zu einer viel späteren Zeit... von der intelligentesten und höchst kultivierten Gesellschaft Europas als bedeutender Dichter... anerkannt und gefeiert worden ist" (vgl. S. 41). Sodann auf S. 42: „Damit ist bewiesen, daß er bereits ästhetisch gewirkt hatte; das genügt aber, trotz Schiller und aller anderen, um zu behaupten: Er war ein Dichter"... „Und es ist auch unmöglich, über das Talent eines Künstlers mehr auszusagen, als: eine ästhetische Wirkung zu gewisser Zeit und bei gewissen Menschen hervorgebracht zu haben"...; ferner auf S. 43: „Und so kann es wirklich geschehen, ...daß der oder jener, früher einmal als groß anerkannte Dichter im Laufe der Zeit, also während irgend welcher nahen oder fernen Zukunft, oder auch mehrere Zukünfte,

mehrmals auf- und dann wieder untertaucht. Und jede solche Epoche hat in der günstigen oder ungünstigen Art ihrer Beurteilung ihrer Werke gleich und vollkommen recht; denn man hat die Befugnis, zu sagen: „Dieses oder jenes frühere Urteil gilt nicht? Nur das heutige, oder: nur meines — gilt?" Wie man durch Vergleichung meiner Ansichten mit jener Fr.s (auf S. 18), wo er gewisse Kunstwerke mit „hohen Bergen" vergleicht, leicht erkennt, vertritt er noch immer die Mädchenpensionats-Ästhetik und zu seiner Entschuldigung kann nur dienen, daß er damit nicht allein steht. — Auf S. 19 bemerkt Fr. bezüglich der Vorwürfe, die Schiller gegen Voltaires Pucelle erhob, während er doch, wie ich hervorhob, gegen Shakespeares „unerbittliche Profanation" der Jungfrau von Orleans (in Heinrich VI.) gar keinen Tadel aussprach, folgendes: „...Dabei übersieht Popper nur die Kleinigkeit, daß Shakespare ja gar kein Franzose war und also diesem Stoffe gegenüber nicht jene patriotischen Verpflichtungen der Pietät mitbrachte wie Voltaire, sondern im Gegenteil". Durch diese Bemerkung ist ersichtlich, daß Fr. gar nicht versteht, um was es sich bei Schillers Vorwurf handelt. In dem bekannten, von mir auf S. 64 zitierten Gedicht hat Schiller gar nicht von patriotischer Impietät Voltaires gesprochen, sondern nur den Mangel an Achtung vor dem Idealen, das Schiller in der Erscheinung Johannas sieht, getadelt; hätte ein Italiener oder Spanier usw. die Pucelle gedichtet, so wäre der Vorwurf ebenso berechtigt (oder nicht berechtigt) gewesen; an Shakespeare trat jedoch Schiller nicht heran, obwohl jener doch als Dramatiker ganz besonders verpflichtet gewesen wäre, als objektiver, gerechter Betrachter und Darsteller aller Menschen und Situationen auf sein Engländertum zu vergessen und die Jungfrau uns nicht in der antipathischesten Weise vorzuführen. — Auf S. 21 behauptet F., daß ich Voltaire in der Angelegenheit Hirsch' „entschuldige". Das Umgekehrte ist richtig. Denn auf S. 237 sage ich: „Der Prozeß und die Affaire mit dem Bankier Hirsch in Berlin mißfällt mir, und obwohl ich schon oben alles, was sich zur Zurückweisung der schlimmsten Beschuldigungen Voltaires, wie z. B. der Dokumentenfälschung, sagen läßt, angeführt habe, so erscheint mir doch diese ganze geschäftliche Manipulation mit Hirsch als eine sehr unschöne, schmutzige Geschichte". Und auf S. 238: „...Denken wir nun aber daran, welche großen Aufgaben sich Voltaire gestellt hatte und daß er zudem ein Moralist und ein Dichter war, so berührt uns selbst die so reduzierte Hirsch-Affäre dennoch immer, als Kontrast zu dem Bilde, das wir uns von einem Manne mit solchen Bestrebungen gern machen, sehr unangenehm. Und es ist nicht nur ein ideales Phantasiebild, das wir hier dem Voltaire der Hirsch-Affäre entgegengehalten können; es sind Männer, die wirklich gelebt haben und die uns als Ideale jenem Voltaire gegenüber erscheinen. Ein Diderot, ein Rousseau wäre zu einem solchen Verhalten ganz und gar unfähig gewesen; ebensowenig ein Goethe, ein Schiller oder ein Richard Wagner". — Auf S. 16 heißt es in der Rezension: „...Dem von ihm (Popper) so beliebten und oft wiederholten Einwande, auch andere große Männer seien sittlichen Verirrungen und Entgleisungen unterlegen, wird man leicht entgegengehalten können, daß diese von elementaren Leidenschaften fortgerissen wurden...." Darauf muß ich entgegnen, daß bei den vielen Männern, bei denen ich Ansichten oder Handlungen angriff, auch nicht in einem einzigen der von mir getadelten Fälle irgend eine „elementare Leidenschaft", sondern ganz einfach nur ihr normaler Charakter und ihre normale Denkweise ins Spiel kam. — Auf S. 17 meint Fr.: „er (Popper) tut so, als könnte er alle die Fragen, die die Menschheit am tiefsten aufwühlen und nicht zur Ruhe kommen lassen, im Vorbeigehen mitnehmend beantworten, wie jener Banause, der einmal sagte: „Ich muß eiligst nach Hause, um heute noch die soziale Frage zu lösen und wenn darüber Abend werden wollte!" und auf S. 23: „...So meint er (Popper) gleich „in einem Aufwaschen" auch die Frage der

Willensfreiheit, die Lösung des Kriegs- und Friedensproblems, den Streit über die Rolle der großen Männer und der großen Massen in der Kulturgeschichte, das religiöse Problem und noch vieles andere lösen zu können." Genau das Gegenteil dieser Auffassung meiner Arbeit seitens Frank ist das tatsächlich Richtige. Denn fast alle meine Digressionen sind entweder schon vor Jahren oder sogar schon vor Jahrzehnten ausgearbeitet und auch publiziert worden; man findet die sämtlichen Lösungen der wichtigsten Probleme schon in den Hauptzügen in meinem im J. 1878 erschienenen Werke: „Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben"; sogar die sekundäre Frage nach der Rolle der großen Männer wurde mehrere Jahre vor Erscheinen des Voltaire-Buchs durchdacht und $1^3/_4$ Jahre vorher in der Wochenschrift „Die Wage" publiziert und dann, weiter vervollkommnet, in letzterem Werke abermals behandelt. Also seit nahezu 30 Jahren bearbeite ich dieselben Probleme und in wesentlich derselben Art, und H. Fr. nennt das: „im Vorbeigehn" und „in einem Aufwaschen" arbeiten. Er mußte es ja wissen, wie lange Jahre ich schon an den Dingen herumarbeite, denn im Voltaire-Buch gebe ich bei jeder Digression an, wann und wo ich meine Lösung des behandelten Problems bereits publiziert habe! Übrigens wäre es auch für den Ref. sehr nützlich gewesen, meine geschichtsphilosophische Digression, anstatt sie höhnisch abzutun, zu studieren. — Alles Bisherige dürfte wohl genügen, um meine Definition der Frankschen Rezension als „inadäquate Berichterstattung" klar zu machen; ich könnte, wenn hiezu Platz wäre, noch mehr sagen.

Was aber die Darstellung des Ref. bezüglich Voltaires betrifft, so beabsichtige ich auf keinen Fall, dieselbe einer ernsten Besprechung zu unterziehen. Nur eine einzige Stelle, die selbst vom Jesuiten Kreiten in seiner berüchtigten Voltaire-Biographie nicht übertroffen, ja kaum erreicht wird, will ich hier hervorheben, nämlich jene auf S. 21, wo Fr. sagt: Voltaire habe „alle Begriffe von Ehre und Tugend als „préjugés" verflacht und verflüchtigt, derentwegen man sich nicht ernstlich aus seiner Gemütsruhe aufregen dürfe". Voltaire in solcher Weise dem Leser charakterisieren, kann nur jemand, der seine Biographie, seine Schriften und seine Briefe, ja der auch nur jene zahlreichen Tatsachen, die das Gegenteil beweisen und die ich in meinem Voltaire-Buch zusammengestellt habe, entweder nicht kennt oder sie ignoriert. Im letzteren Falle gilt also das im höchsten Maße, was ich gelegentlich Gustav Freytags Methode, über Voltaire zu berichten, über Eigentums- und andere Delikte ausgeführt habe.

Wien. Josef Popper (Lynkeus).

Erwiderung.

Als ich die vorangehende „Entgegnung" Poppers gelesen hatte, wollte ich vorerst von jeder Erwiderung derselben Umgang nehmen, da ich keine glänzendere Rechtfertigung meines abfälligen Urteils über sein Buch schreiben zu können überzeugt bin, als sie eben diese „Entgegnung" enthält. Alle seine gewundenen Erklärungen und krampfhaften Anstrengungen werden nämlich nichts daran ändern, daß er von Voltaire ein gründlich verzeichnetes und falsches Bild entworfen hat und daß in seinem Buche ungeheuerliche Behauptungen und schiefe Urteile geradezu mit ökonomischer Ausnützung des Raumes Aufnahme gefunden haben. Es mußte die Art und Weise, Literaturgeschichte zu schreiben, die hier zu Worte kam, eine entschiedene Abwehr erfahren. Um einen detaillierten Nachweis für die gänzliche Haltlosigkeit der von ihm vorgebrachten Einwendungen zu erbringen, müßte ich hier sein ganzes Buch abschreiben. Diejenigen, die es gelesen haben, kann ich getrost auf meine Rezension verweisen und ihre Übereinstimmung mit meiner Einschätzung des Werkes,

das man allenfalls als eine Tendenzschrift, aber nicht als eine wissenschaftliche Leistung gelten lassen könnte, erhoffen. Ich werde mich daher im folgenden auf einige notgedrungene Erklärungen beschränken und ehrlich bemühen, unter Fernhaltung alles rechthaberischen Gezänkes und jeder Gereiztheit des Tones möglichst sachlich zu bleiben.

Es wird sich jeder, der nur einige Seiten des Buches liest, sattsam überzeugen, wie wohlbegründet meine Behauptung war, daß P. große Menschen, die alles Niedrige und Gemeine durch die innere Notwendigkeit ihres Wesens naturgemäß ausschließen und zu denen die Kulturwelt mit Verehrung emporblickt, mit einem wahren Rottenfeuer von Injurien[1]) beschossen hat. Selbst wenn die ganz willkürliche Voraussetzung P.s zuträfe, diese Männer seien bei der Abgabe ihrer ihm nicht zusagenden Meinungen mit einer *mala fides* erfüllt gewesen, gäbe es dafür keine Entschuldigung, diese (um mit Goethe zu sprechen) geistigen „Vorder- und Flügelmänner“ des deutschen Volkes schlimmer als „Wechselfälscher und Diebe“[2]) (S. 7) bezeichnet und sie mit „Schurken und Mördern“ (S. 203) in einem Atemzuge genannt zu haben. Selbst der noch so intransigente und hyperradikale Denker darf nicht allen Begriffen von guter, nicht nur literarischer Sitte in dieser Weise Hohn sprechen. Sehr eigentümlich berührt es da, wie derselbe P. mit seiner überempfindlichen Epidermis, der selbst bei einem gegen ihn erhobenen leisen Tadel schmerzhaft aufschreit, darüber Krokodilstränen weint, daß Lessing „in die deutsche literarische Kritik den hämischen, persönlichen Ton gebracht habe“. Der schlechte Eindruck der gegen Schiller, Goethe, Shakespeare, Bismarck, D. Strauß, G. Freytag und andere vorgebrachten Schmähungen wird dadurch nicht abgeschwächt, daß P. seine Opfer streichelt, bevor er ihnen den Genickstoß versetzt. Die Franzosen nennen diese nichts weniger als vornehme Kampfesweise sehr treffend *reculer pour mieux sauter* und nur infolge dieser konnte es P. zustoßen, daß er Schiller (S. 244) als „weltlichen Heiligen für alle Zeiten der höchsten Verehrung würdig“ verherrlicht, nachdem er ihm kurz vorher (S. 242) einen „geschäftlichen Plan“ von „Inkorrektheit in höchstem Maße“ vorgeworfen hat. Ich stelle es jedem unbefangenen Leser anheim, zu entscheiden, ob es P. gelungen ist, den in meiner Rezension erhobenen Vorwurf zu entkräften, es sei ihm eine kritische Entgleisung schlimmster Art widerfahren, da er in leichtfertiger Weise Schiller der Parteilichkeit beschuldigte, weil dieser gegen Shakespeare über die Behandlungsweise der Jungfrau von Orleans in seinen Dramen keinen Tadel ausspricht. — Was P.s Einschätzung von Friedrichs d. Gr. Regierungstätigkeit betrifft, so kann ich auch hier nur zusammenfassend sagen, daß dieselbe eine grobe Versündigung gegen

---

[1]) Das einzige Zugeständnis, das ich Herrn P. machen kann, ist, daß ich irrtümlicherweise das in meiner Rezension angeführte geringschätzige Urteil über Th. Mommsen ihm zugeschrieben habe, während der Ausspruch tatsächlich in seinem Buche als von Ed. Laboulaye herrührend angeführt ist, ein Versehen meinerseits, das im Hinblick auf das Dickicht von Zitaten im P.schen Buche verzeihlich erscheinen dürfte. Ich könnte mich auch dahinter verschanzen, daß dem ganzen Inhalte der Stelle nach P. sich mit Laboulaye in diesem Punkte identifiziert und sich mindestens seine Meinung zu eigen gemacht hat. Ich bin aber loyal genug, dies zu unterlassen. Übrigens kommt es in einem Buche, das wie das P.sche von den gröbsten Ausfällen strotzt, auf eine Anrempelung mehr oder weniger kaum an, ebensowenig, wie bei einer großen Zahl auf einen minimalen Bruch.

[2]) Für den Diebstahl zeigt Popper überhaupt eine merkwürdig milde, wohlwollende Auffassung und er spricht (S. 246) sogar einmal von einem „edelsten Mann“, der „etwa in seiner Not einen Paletot stiehlt“!



jede berechtigte historische Auffassung bedeute. Er verkennt, daß „sittlich" im geschichtlichen Sinne das zu nennen ist, „was dem Typus einer bestimmten Organisation genau entspricht, abgesehen von einem absoluten Wertmesser, den unsere spezifisch kulturhistorische Anschauung etwa an eine Handlung anlegen möchte". Er hat nicht das geringste Verständnis für die Heldenverehrung eines Volkes, das sich an menschlicher Größe aufrichtet und erbaut, und übersieht die schlichte alte Wahrheit, daß alles Göttliche menschlich werden muß, wenn es dem Menschen verständlich, eindrucksvoll werden soll. Er verkennt, daß in Heldengestalten, wie Friedrich d. Gr., die unter der Decke des Bewußtseins schlummernden und gebundenen Kräfte der Volksseele geweckt und frei werden, um in ungeahnter Weise einen neuen Siegeszug anzutreten und ihre Bahn bis in eine ferne Zukunft in die richtigen Wege zu leiten. — Entschiedene Zurückweisung verdiente es auch, wie P. die wichtigsten weltbewegenden Fragen der Menschheit, die trotz aller Bemühungen der besten Köpfe noch ihrer Lösung harren, *entre la poire et le fromage* mit plattem, hausbackenen Verstande in übernüchterner Weise aus der Welt schaffen und seine flattrige Ware als der Weisheit letzten Schluß[1]) ausgeben möchte. Als die weisen Lakedämonier gehört hatten, daß Tesephon, ein Redekünstler, geprahlt, er könne über jedes gegebene Thema einen ganzen Tag lang sprechen, verbannten sie ihn ohne vieles Fackeln schleunig, wodurch sie ihn mit einem Gegenstande versahen und zugleich dafür sorgten, daß der kühne Versuch von ihm außerhalb seiner Heimat gemacht wurde, und sogar der simple Sancho Pansa erteilt den Rat: „Wer zu vieles unternimmt, kommt mit nichts zustande!" Es ist mindestens eine Unart, in einem Buche über Voltaire *de omnibus rebus et quibusdam aliis* zu sprechen. — Will P. ernstlich in Abrede stellen, daß er die heiligsten und erhabensten Gefühle[2]) des größten Teiles der

[1]) So sagt er (S. 219) in höchst ergötzlicher Weise: .... „so erscheint das Kriegs- und Friedensproblem im Sinne der politischen sowie der allgemeinen menschlichen Moral vollständig gelöst".

[2]) Er macht keinen Unterschied in religiöser Beziehung zwischen Glauben und Aberglauben, wie dies schon aus seinen Worten (S. 304 A.), er „finde, daß Hobbes ebenfalls Religion als staatlich sanktionierten Aberglauben definierte", hervorgeht und bezeichnet jeden positiven Glauben (in diesem Sinne wird trotz P.s „Entgegnung" jeder Verständige die Stellen auf S. 307 und 308 seines Buches auslegen!) als „Massenhysterie" und „pathologischen Zustand der Psyche" als eine „religiös geartete Selbstbefleckung" (!!). Mit dieser meiner Auffassung ganz übereinstimmend schreibt auch Prof. Sackmann in der „Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit." (Bd. XXX, H. 2 u. 4, S. 49): „Wer wie der Verfasser (Herr P.) in der Religion nichts anderes zu sehen vermag als Korruption der Psyche, Hysterie, geistige Selbstbefleckung, eine Parallele zur Onanie" usw. Ebenso halte ich vollkommen aufrecht, was ich von seiner Bezeichnung der sittlichen Gefühle aller Nichtübermenschen als „ein sinnreiches Spiel mit sowohl unbeweisbaren als empfindungsleeren Begriffsarchitekturen" (dieses Zitat steht auf S. 228!) gesagt habe. P. schreibt weiter (S. 202), „der Autor des obszönsten Buches" sei „gegen solche Verderber der friedlichen Neigungen" (darunter sind unter anderen D. Strauß, Treitschke und Carlyle gemeint) „ganz und gar für harmlos zu erklären". Wo könnte man da die richtigen Worte finden, um P.s Frivolität zu kennzeichnen? — *Si fecisti, nega!* Wer an diesen Anführungen noch nicht genug hat, der überzeuge sich, wie P. (S. 215) sagt, daß die „Religiösen von den Begriffen ‚Gott' und ‚jenseitiges Leben' den Kopf so voll haben, daß sie wie balzende Auerhähne nichts anderes mehr sehen und hören". Ganz ähnlich ist auch die in ihrem Wurf empörend kühne, in ihrer Begründung heillos krause Behandlung der anderen Ideale von seiten P.s.

Menschheit nicht nur als Verirrungen von rückständigen, verwitterten, aus der Mode gekommenen Leuten hinstellen möchte, sondern gegen sie so vergiftete Pfeile abschnellt, daß, wenn es auf ihn ankäme, dieselben wie angeschossene Schwalben aus dem reinen Äther in die Gosse hinabstürzen müßten. Das Recht des freien Forschens und Denkens darf ja niemandem verkürzt werden, aber ebenso berechtigt ist die Forderung der Scheu vor dem Göttlichen und vor den eingeschriebenen Gesetzen in der Brust des Menschen und es ist nichts leichter, als alle sittlichen Begriffe auf den Kopf zu stellen. Menzl sagt in seinen Streckversen: „Kaum fühlt ein Mann, daß er Kopf habe, so meint er auch schon, daß er sich auf den Kopf stellen müsse!" Der einzig richtige Standpunkt des Kritikers gegenüber der Religion wird wohl der sein, der sich ebenso fernhält von unduldsamem Dogmatismus als von der ebenso unberechtigten starren Verneinung im allgemeinen. Es ist auch unzulässig, das verwaschene Weltbürgertum und den kosmopolitischen Häringssalat mit der Humanitätsidee zu vermengen. — Zum Schlusse berühre ich nur noch die gegen mich gerichtete Bemerkung P.s: von meiner Darstellung V.s gelte „im höchsten Maße, was er gelegentlich Gustav Freytags Methode, über Voltaire zu berichten, über Eigentums- und andere Delikte ausgeführt habe" und daß ich aus Voreingenommenheit gegen V. sogar des „Jesuiten Kreiten" „berüchtigte Voltaire-Biographie" übertroffen habe. Nun zu einem solchen Götzendienste, wie ihn P. mit V. treibt, kann ich mich freilich nicht emporschwingen und so lächerliche Übertreibungen und Verstiegenheiten, wie sie sich P. leistet, der am Schlusse seines Buches mit Emphase ausruft, V. sei „das naivste, beste, mitunter recht unartige, gescheiteste, gelehrteste und gewaltigste Weltkind, das jemals existierte" gewesen, werde ich allerdings mit ihm nicht mitmachen. Damit er sich aber überzeuge, daß es noch verruchtere Bösewichter gebe, als ich es bin, führe ich noch eine Stelle aus der vortrefflichen „Entwicklungsgeschichte der französischen Literatur" von Ernst Dannheiser (S. 127) an: „Als Mensch war Voltaire habsüchtig, rachsüchtig, dem Sinnengenuß ergeben, unsauber in seinen Geldgeschäften, bissig, heimtückisch, unehrenhaft, feige, nur an seine körperliche Bequemlichkeit denkend, ein gemütloser Geldaristokrat. In seinem krankhaften Ehrgeiz, eine politische Rolle zu spielen, kroch er schweifwedelnd von Thron zu Thron, vielleicht nur, um für seine Ideen mächtige Förderer zu gewinnen".

Wien. Josef Frank.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Hebbels Theaterbearbeitung von Shakespeares „Julius Cäsar".

Nach ungedrucktem Material mitgeteilt von Richard Maria Werner.

Am 22. August 1848 teilte Hebbel seinem Pariser Freunde Felix Bamberg mit, daß er in Wien „auf der Stelle Dramaturg" werden könnte, sich darauf aber nicht einlassen dürfte, da ihn der Ärger über die Intrigen der Schauspieler an der Produktion hindern würde[1]). Er fügte hinzu (Briefe, herausg. von R. M. Werner, IV S. 132, 18): „Einstweilen habe ich jedoch den Julius Caesar von Shakespeare für die hiesige Bühne eingerichtet, dem ich, um die *Wiener* einen vollständigen politischen Cursus durchmachen zu lassen, den Coriolan, Richard den dritten und Antonius und Cleopatra nachfolgen zu lassen gedenke, wenn Herr *von Holbein* seine bisher bewiesene Willfährigkeit nicht verliert." Es ergaben sich allerdings Schwierigkeiten, wie nachstehender, bisher ungedruckter Brief Holbeins an „Hrn *Doctor Hebbel P T*" beweist:

> Um Ihren Freunden die Freude zu machen, Ihre Gattin als Maria zu sehen, habe ich die Unpäßlichkeit der Neumann benutzt die Stuart an zu setzen.
>
> Julius *Caesar* hat *38* Männerrollen und ich nur 30 Schauspieler!
>
> Wollen Sie eine Verminderung versuchen, oder mehrere Rollen von einem Individuum spielen lassen?
>
> Die drei immer nach wenigen Reden folgenden verschiedenen Schlachtfelder des 5ten Aktes sind gefährlich.
>
> Um Antwort bittet
>
> Ihr
>
> 22ten *Sept* Holbein.

---

[1]) Noch 1856 behauptet Bamberg, von Engländer gehört zu haben, daß Hebbel Wien verlassen wolle, wenn er die Dramaturgenstelle nicht erhalte.



Schon aus diesen zufällig erhaltenen Zeilen entnehmen wir, daß es keineswegs leicht war, ein solches Shakespearesches Drama damals für das Burgtheater zu bearbeiten, aber Hebbel sah es als eine Ehrenpflicht der Direktion an, nachdem ihr die Revolution größere Freiheit verschafft hatte, nun die bedeutenden Dramen der Weltliteratur dem Wiener Publikum vorzuführen, und kündigte in einem Feuilleton der „Wiener Zeitung" nach der ersten Aufführung des „Wallenstein" an (Historisch-kritische Ausgabe XI S. 207): „Wie ich vernehme, steht Shakespeares Julius Caesar zunächst in Aussicht; hoffentlich wird er nicht lange mehr auf sich warten lassen." So hieß es am 5. Oktober 1848, aber Hebbel konnte beim Jahresabschluß, da er in seinem Tagebuche (III Nr. 4481) selbst „Kleinigkeiten" aufzählte, dieser Bearbeitung nicht gedenken, wahrscheinlich weil sie noch immer nicht abgeschlossen war. Wir hören dann ein volles Jahr nichts mehr von dem Werk, erst der Direktionswechsel im Burgtheater und die unerwartete Austeilung der Rollen für Laubes Bearbeitung[1]) veranlaßt Hebbel am 30. Dezember 1849 zu einem scharfen Brief an Holbein (B. IV S. 186 f.), dem wir entnehmen, daß Christinen die Portia zugewiesen worden war, die sie auch nach Hebbels Bearbeitung studiert habe. In einem zweiten Briefe fügt der Dichter hinzu (B. IV S. 187 f.): „Ew. Hochwohlgeboren ersuchten mich im vorigen Jahr, Ihnen den Shakespear'schen Julius Caesar für die Darstellung einzurichten. Ich setzte eine nicht unbeträchtliche Arbeit daran, Sie acceptirten das Stück in der ihm von mir gegebenen Gestalt, wir besetzten es gemeinschaftlich, die Rollen wurden vertheilt und, wenigstens an Einem Ort, auch studirt." Damals sei das Stück aus „politischen Rücksichten liegen geblieben" (vgl. XI S. 264), nun werde es „in einer Bearbeitung von anderer Hand" angesetzt, was ihn veranlasse, seine Rechte zu wahren. Diese Zuschrift übergab Holbein seinem Nachfolger Laube, der am 30. Dezember 1849 antwortete, er habe von der Existenz der Hebbelschen Bearbeitung nichts gewußt (vgl. Tagebuch III, Nr. 4774, 21 ff.), hoffe jedoch bald mündlich mit Hebbel über den Gegenstand sprechen zu können; daraufhin suchte Hebbel „noch denselben Tag" Laube in seinem Gasthof auf, ohne ihn zu treffen und dabei blieb es, bis Hebbel am 7. April 1850 (B. IV, S. 213) die Sache nochmals berührte, auf die Aufführung Verzicht leistete „unter der gewiß billigen Bedingung", daß ihm „das übliche Honorar seiner Zeit ausgezahlt werde", damit er „doch wenigstens seine gehabten Auslagen gedeckt sehe". Das Manuskript wurde Hebbel zurückgegeben, wie aus den Akten des Burgtheaters hervorgeht, ob er ein Honorar erhielt, weiß ich dagegen nicht.

---

[1]) Vgl. F. P. v. Westenholz „Laube, Dingelstedt und Shakespeare", Allgemeine Zeitung, Beilage, 1907, Nr. 32.

Bamberg gegenüber äußert er sich über seine Arbeit: „Unter Einrichten verstehe ich nichts weiter als ein simples Umschreiben der durchaus nicht sprechbaren Schlegelschen Uebersetzung; ich nehme dem Dichter Nichts als hin und wieder eine unverständliche Trope, schenke ihm aber dadurch, daß ich ihn durchaus verständlich mache, sehr viel. Die Arbeit ist sehr mühsam und zeitraubend. Was sagen Sie dazu?“ Auch gegen Laube hebt er hervor: „(Die Auslagen) . . . waren nicht ganz unbeträchtlich, denn bei meinem etwas weit gehenden Respect für die Intentionen des *Shakespeare*, der mir auch bei der Verkürzung des *Personals* enge Schranken setzte, beschäftigte ich, um- und wieder umarbeitend, ziemlich lange einen Schreiber.“

Das ist alles, was wir über diese Arbeit Hebbels wissen, sein Manuskript scheint für immer verloren, auch Emil Kuh kann es nicht mehr gesehen haben, sonst hätte er sich (II S. 391) wohl nicht mit einem bloßen Zitat aus Hebbels Tagebuche begnügt. Meine Nachforschungen blieben erfolglos. Allerdings aber besitze ich als Geschenk des Herrn Oberlehrer Ottens in Kiel (vgl. V S. XVI) einen Band „Shakespeare's dramatische Werke, übersetzt von August Wilhelm Schlegel. Zweyter Theil. Neue Auflage. Berlin, In der Realschulbuchhandlung. 1817“, den Hebbel in der Wesselburner Kirchspielvogtei zurückgelassen haben soll, wo man ihn vorgefunden haben will. In diesem Bändchen ist der Julius Cäsar mit Bleistiftstrichen und -korrekturen von Hebbels Hand versehen, die Schrift kann jedoch unmöglich seiner Jugendzeit angehören, weil sie viel größer ist. Ich habe sie mit den in meinem Besitze befindlichen Manuskripten aus der Wesselburner Zeit verglichen, dem „Mirandola“ usw., es kann nicht daran gedacht werden, daß sie gleichzeitig sei; dagegen steht nichts im Wege, sie dem Jahre 1848 zuzuweisen und daher in dem Buche die einzigen erhaltenen Spuren der Cäsarbearbeitung zu erblicken. Wie das Buch nach Wesselburen kam, vermag ich allerdings nicht zu sagen[1]). Leider gewinnen wir nicht allzu viel daraus, da nur der erste Aufzug Korrekturen enthält, während Hebbel beim weiteren Verlaufe der Arbeit im Buche bloß Striche macht und durch Verweisungszeichen mit Ziffern dem Abschreiber andeutet, was den wahrscheinlich beigelegten Blättern zu entnehmen sei.

Da man aber im Kreise der Shakespeareforscher (vgl. W. Keller im Shakespeare-Jahrbuch Bd. 39, S. 247 ff.) ein gewisses Interesse für Hebbels Bearbeitung zeigt, so sei das Wenige mitgeteilt und dadurch ein Nachtrag zu seinen „Sämtlichen Werken“ gegeben, denen ich es nicht einzufügen wagte. Die Charakteristik im Brief an Bamberg trifft nämlich vollständig zu: Hebbel hat dem Dichter so gut wie gar nichts genommen, nur etwas über

[1]) Dort hatte Hebbel in früher Jugend allerdings einen selbständigen „Julius Cäsar“ verfaßt, vgl. „Österr. Rundschau“ XI, 1 S. 13 ff.

40 Verse sind ganz fortgelassen, ohne daß für sie ein Ersatz geboten worden wäre, sonst wählte Hebbel entweder andere Wendungen oder er zog die Reden zusammen. Ich zähle zum bequemeren Zitieren im folgenden die Verse und Prosazeilen nach der „vierten Octav-Ausgabe" (Berlin 1852) der Schlegelschen Übersetzung durch.

1) I 2, V. 205—209:

> Das feige Blut der Lippen nahm die Flucht.
> Sein Auge, dessen Blick die Welt bedräut,
> Verlor den Glanz, und ächzen hört' ich ihn.
> Ja, dieser Mund, der horchen hieß die Römer,
> Und in ihr Buch einzeichnen seine Reden,

Das in V. 210 folgende: „Ach" verwandelt Hebbel in „Und", so daß sich nun zusammenschließt: „ja, er bebte, dieser Gott! Und rief:"

2) V. 329—336:

> Brutus.
> Das mag wohl seyn: er hat die fallende Sucht.
> Cassius.
> 330 Nein, Cäsar hat sie nicht. Doch ihr und ich
> Und unser wackerer Casca: wir haben sie.
> Casca.
> Ich weiß nicht, was ihr damit meynt; aber ich
> bin gewiß, Cäsar fiel nieder. Wenn das Lumpenvolk ihn
> nicht beklatschte und auszischte, je nachdem er ihnen gefiel
> 335 oder mißfiel, wie sie es mit den Komödianten auf dem Theater machen, so bin ich kein ehrlicher Kerl.

3) I 3, V. 488:

> Denn Cassius soll von Knechtschaft Cassius lösen.

4) II 3, V. 1050 f.:

> 1050 Mein Herz bejammert, daß die Tugend nicht
> Frey von dem Zahn des Neides leben kann.

5) III 4, V. 1062:

> Wie fällt doch ein Geheimniß Weibern schwer! —

6) III 1, V. 1322 f.:

> Wie ähnlich einem Wild, von vielen Fürsten
> Geschossen, liegst du hier!

7) IV 3, V. 1834:

> Eu'r Unrecht gegen mich erhellet hieraus:

8) V. 1963—1975:

> Lärm hinter der Szene.
> Ein Poet hinter der Szene.
> Laßt mich hinein, ich muß die Feldherrn sehn.
> Ein Zank ist zwischen ihnen: 's ist nicht gut,
> 1965 Daß sie allein sind.
> Lucilius hinter der Szene.
> Ihr sollt nicht hinein.
> Poet hinter der Szene.
> Der Tod nur hält mich ab.

Der Poet tritt herein.
Cassius.
Ey nun, was giebts?
Poet.
Schämt ihr euch nicht, ihr Feldherrn? Was beginnt ihr?
Liebt euch, wie sich's für solche Männer schickt:
Fürwahr, ich hab' mehr Jahr' als ihr erblickt.

Cassius.

1970 Ha ha! wie toll der Cyniker nicht reimt!

Brutus.

Ihr Schlingel, packt euch! Fort, verwegner Bursch!

Cassius.

Ertragt ihn Brutus! seine Weis' ist so.

Brutus.

Kennt er die Zeit, so kenn' ich seine Laune.
Was soll der Krieg mit solchen Schellennarren?
1975 Geh fort, Gesell!

Cassius.

Fort! fort! geh deines Wegs!
Der Poet ab.

Das ist die größte Auslassung im ganzen Stück!

9) V 1, V. 2237—2239:

Als einen siechen Raub; ihr Schatten scheint
Ein Trauerhimmel, unter dem das Heer,
Bereit den Athem auszuhauchen, liegt.

10) V 3, V. 2505—2510:

Nur er verband aus reinem Biedersinn,
Und zum gemeinen Wohl sich mit den Andern.
Sanft war sein Leben und so mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte, und der Welt verkünden:
Dieß war ein Mann!

Wenn wir diese kleine Liste überblicken, so erkennen wir vorerst das von Hebbel selbst erwähnte Bestreben, „dem Dichter Nichts, als hin und wieder eine unverständliche Trope“ zu nehmen; das ist bei 4), 6) und 9) der Fall. Herbeizuziehen ist eine gelegentliche Bemerkung Hebbels im Brief vom 31. März 1860 (B. VI, S. 310 f.) an Dingelstedt über die Selbstaufopferung bei der Theaterbearbeitung der „Nibelungen“. Da sagt er, seine Hauptaufgabe sei gewesen, den Charakteren des Nibelungenliedes „genug, aber nicht zu viel Eingeweide zu geben“, und fährt dann fort: „Ich bekenne aufrichtig, daß ich hier sogar an Shakespeare hie und da zu tadeln finde, und selbst an seinem Meisterstück, dem Leare. Man stößt auf Ausführungen, die bewunderungswürdig an sich, aber dabei so zarter Natur sind, daß sie sich mit dem Hintergrund, mit einer Welt, in der man blockt und die Augen ausreißt, nicht vertragen“. Dieses Bedenken dürfte Hebbel bei diesen Strichen, besonders bei 1) und 9) geleitet haben.

Merkwürdig ist der zweite Fall: hier wird die Erwähnung der „fallenden Sucht" wohl nur getilgt, weil sich daran Reden schließen, die nicht rasch genug verstanden werden können und zudem das Theater erwähnen, das aber erschien Hebbel verfehlt, sagt er doch einmal geradezu, daß der Zuschauer durch ein solches Erwähnen des Theaters im Theater aus seiner Illusion gerissen werde.

Die Weglassung 7) ist vielleicht durch die wirklich harte Übersetzung des Shakespeareschen *„That you have wrong'd me, doth appear in this:"* bedingt und durch die Entbehrlichkeit des Verses entschuldigt; der Wegfall einer Sentenz wie 5) läßt sich auch leicht verstehen, dagegen ist die Tilgung der Szene mit dem Poeten 8) vielleicht „der Verkürzung des Personals" zuliebe eingetreten, von der Hebbel im Brief an Laube spricht.

Sonst muß man sein Verfahren höchst konservativ nennen. Er hat in einer Anzahl von Fällen einzelnen Reden durch kürzere Fassung mehr Nachdruck zu verleihen gesucht. Leider können wir sein Verfahren nur beim ersten Aufzug studieren, denn bei den weiteren Aufzügen enthält das Buch, wie gesagt, wohl die Striche, der Ersatz aber ist durch Ziffern angedeutet, wir wissen darum nicht, ob es sich um wirkliche Kürzungen oder um bloße Veränderungen des Wortlauts handelt, wenn man auch wiederholt die erste Möglichkeit für wahrscheinlicher hält.

I 3, V. 155—161 lauten bei Schlegel:

155 Wär' ich ein Lacher aus der Menge; pflegt' ich
Mein Herz durch Alltagsschwüre jedem neuen
Betheurer auszubieten; wenn ihr wißt,
Daß ich die Menschen streichle, fest sie herze,
Und dann sie lästre; oder wenn ihr wißt,
160 Daß ich bey'm Schmaus mich mit der ganzen Schaar
Verbrüdern mag, dann hütet euch vor mir.

Daraus wird bei Hebbel:

Wär' ich ein Lacher aus der Menge; pflegt' ich
Die Menschen erst zu herzen, dann zu lästern,
Und mich beim Schmause mit der ganzen Schaar
Weintrunken zu verbrüdern, wie so Viele,
Dann spräch' ich selber: hütet Euch vor mir!

Hier haben wir nicht etwa genaueren Anschluß an Shakespeares Wortlaut, denn vermutlich konnte Hebbel damals überhaupt das englische Original noch nicht lesen, da er erst später von Julius Glaser Englisch lernte. Nur das Streben nach wirksamerem Herausarbeiten des Wesentlichen kann Hebbel bei dieser Stelle geleitet haben. Sie erinnert, besonders durch das charakteristische „Weintrunken", an Joabs Bericht über seine Audienz bei Antonius in Hebbels „Herodes und Mariamne" (V. 134 ff.), wo Antonius „in trunk'nem Muth" dem Sklaven seine Befehle diktiert (vgl. Tgb. IV Nr. 6251), und dieses Drama Hebbels entstand 1848, wie die Bearbeitung des „Julius Cäsar".

Wenige Verse später (V. 169—172) wird aus Schlegels:

> Stellt Ehre vor Ein Auge, Tod vor's andre,
> Und beyde seh' ich gleiches Muthes an.
> Die Götter seyn mir günstig, wie ich mehr
> Die Ehre lieb', als vor dem Tod mich scheue.

bei Hebbel kürzer:

> So stellt die Ehre mir vor's rechte Auge,
> Den Tod vor's linke, und Ihr werdet sehn:
> Ich schaue Beide gleichen Muthes an.

Zur Änderung der ersten Verse vergleiche man den Brief Hebbels an Kolatschek vom 10. Mai 1850 (B. IV, S. 288, 10), wo er sich desselben Bildes bedient.

Die beiden letzten Verse Shakespeares sind ganz weggefallen, weil sie nicht notwendig zum Ganzen gehören. Eben deshalb bleibt auch in der folgenden Erzählung des Cassius der Vergleich weg: V. 195—198; es heißt nicht mehr:

> Ich, wie Äneas, unser großer Ahn,
> Aus Troja's Flammen einst auf seinen Schultern
> Den alten Vater trug, so aus den Wellen
> Zog ich den müden Cäsar. — Und der Mann
> Ist nun zum Gott erhöht, . . .

sondern nur:

> Ich kam ihm auch zu Hülfe. Und der Mann
> Ist nun zum Gott erhöht, . . .

Aus V. 246—249:

> Brutus wär lieber eines Dorfs Bewohner,
> Als sich zu zählen zu den Söhnen Roms
> In solchem harten Stand, wie diese Zeit
> Uns aufzulegen droht.

wird bei Hebbel:

> Ich wäre lieber eines Dorfs Bewohner,
> Als römscher Bürger unter einem Joch!

Und aus V. 389—398:

> Cäsar ist Feind mir, und er liebt den Brutus.
> Doch wär' ich Brutus nun, er Cassius,
> Er sollte mich nicht lenken. Diese Nacht
> Werf' ich ihm Zettel von verschiednen Händen,
> Als ob sie von verschiednen Bürgern kämen,
> Durch's Fenster, alle voll der großen Meinung,
> Die Rom von seinem Nahmen hegt, wo dunkel
> Auf Cäsars Ehrsucht soll gedeutet seyn.
> Dann denke Cäsar seines nahen Falles,
> Wir stürzen bald ihn, oder dulden alles. ab.

wird nach Weglassung der ersten drei Verse:

> Ich schreib' jetzt Zettel, voll von seinem Lob
> Und leise auf die Ehrsucht Cäsars deutend,
> Doch mit verstellter Hand, damit er glaubt,
> Sie kommen von verschied'nen Bürgern Roms:
> Die laß' ich ihm zur Nacht in's Fenster werfen:
> Cäsar, gieb Acht! Bald fällst Du, oder ich! ab.

Hier ist die Änderung stärker, als bei den früheren Stellen, entspringt aber sichtlich dem Bestreben, für Cassius einen wirksamen Abgang zu finden und den Schlußreim zu vermeiden, den sich Hebbel selbst in seinen versifizierten Dramen immer versagt hat.

I 3, V. 401—406 beginnt Cascas Rede:

> Bewegt's euch nicht, wenn dieses Erdballs Veste
> Wankt, wie ein schwaches Rohr? O Cicero!
> Ich sah wohl Stürme, wo der Winde Schelten
> Den knot'gen Stamm zerspaltet, und ich sah
> 405 Das stolze Meer anschwellen, wüten, schäumen,
> Als wollt' es an die droh'nden Wolken reichen.

bei Hebbel wird daraus:

> Bewegt's euch nicht, wenn dieser Erdball wankt
> Als wäre er ein Rohr? O Cicero,
> Ich sah wohl Stürme, welche Bäume knickten (*über:* fällten),
> Ich sah das stolze Meer schon (*über:* auch) überschäumen,
> Als wollte es die Sterne selbst bespei'n,

Der Ausdruck ist viel drastischer und bringt vor allem das merkwürdige Wort: „bespei'n“, dessen sich Hebbel in den „Nibelungen“, V. 2443: „Du kannst mich gleich bespei'n“, nicht zur Freude Friedrich von Üchtritz', bediente; er hat es im Briefe vom 25. Oktober 1862 (B. VII, S. 265, 12) mit dem Hinweis auf Paul Gerhard verteidigt (vgl. Tgb. IV Nr. 5971) und hielt es mit Berufung auf Lessing trotz dem Ekelhaften in gewissen Fällen für sehr wirksam, „wenn man es zum Furchtbaren steigere“.

Die Verse 443—450:

> Die, welche so voll Schuld die Erde sahn.
> Ich für mein Theil bin durch die Stadt gewandert,
> 445 Mich unterwerfend dieser grausen Nacht,
> Und so entgürtet, Casca, wie ihr seht,
> Hab' ich die Brust dem Donnerkeil entblößt.
> Und wenn des Blitzes schlängelnd Blau zu öffnen
> Des Himmels Busen schien, bot ich mich selbst
> 450 Dem Strahl des Wetters recht zum Ziele dar.

erhalten bei Hebbel folgende Gestalt:

> Der, welcher so voll Schuld die Erde sah.

(Dies antwortet genauer auf Cäsars Frage: „Wer sah den Himmel je so zornig drohn?“):

> Ich für mein Theil, bin durch die Stadt gewandert,
> Und so entgürtet, Casca, wie ihr seht,
> Hab' ich die Brust dem Donnerkeil entblößt
> Und mich als Ziel dem Blitzstrahl dargeboten.

V. 452—454:

> Es steht den Menschen Furcht und Zittern an,
> Wenn die gewalt'gen Götter solche Boten
> Furchtbarer Warnung, uns zu schrecken, senden.

wird mit Beibehaltung des ersten Verses zu:

Wenn die gewalt'gen Götter ihn so warnen!

Darauf in Cassius' Rede V. 475—470:

Ihr sehet bleich und starrt,
Von Furcht ergriffen und versenkt in Staunen,
Des Himmels ungewohnten Grimm zu schaun.
Doch wolltet ihr den wahren Grund erwägen,
Warum dies Feu'r, die irren Geister alle,
Was Thier' und Vögel macht vom Stamm entarten,
Und Greise faseln, Kinder prophezeyn;
Warum all diese Dinge ihr Gesetz,
Natur und angeschaffne Gaben wandeln
In Misbeschaffenheit: nun so erkennt ihr,
Der Himmel hauchte diesen Geist in sie,
Daß sie der Furcht und Warnung Werkzeug würden,
Für irgend einen misbeschaffnen Staat.
Nun könnt' ich, Casca, einen Mann dir nennen,

sehr stark verkürzt:

Ihr seht so bleich und starrt,
Ihr seyd von Furcht ergriffen und Entsetzen,
Des Himmels ungewohnten Grimm zu schaun
Und die verkehrte Ordnung der Natur. —
Warum entsetztet Ihr Euch nicht schon längst?
Ich könnt', o Casca, einen Mann Euch nennen,

Und später V. 507—512:

Der arme Mann! Ich weiß, er wär' kein Wolf,
Wenn er nicht säh', die Römer sind nur Schafe.
Er wär' kein Leu, wenn sie nicht Rehe wären.
Wer eilig will ein mächtig Feuer machen,
Nimmt schwaches Stroh zuerst: was für Gestrüpp
Ist Rom, und was für Plunder, wenn es dient
Zum schlechten Stoff, der einem schnöden Dinge
Wie Cäsar Licht verleiht? Doch o, mein Gram!
Wo führtest du mich hin? Ich spreche dieß
Vielleicht vor einem will'gen Knecht: dann weiß ich
Daß ich muß Rede stehn;

wieder bedeutend kürzer:

Der arme Mann! Ich weiß, er wär' kein Wolf,
Wenn er die Römer nicht für Schaafe hielte.
Wer Feuer machen will, nimmt Stroh zuerst:
Ist Rom denn Stroh, um Cäsar Licht zu geben?
Allein, was rede ich! Mein tiefer Gram,
Wo führtest du mich hin? Ich spreche dieß
Vielleicht vor einem will'gen Knecht: dann weiß ich,
Was darauf folgen wird;

Nach V. 549 läßt Hebbel Cinna abgehen und macht aus den Versen 550—555:

Cassius.

Dann stellt euch ein bey des Pompejus Bühne.
Cinna ab.
Kommt, Casca, laßt uns beyde noch vor Tag
In seinem Hause Brutus sehn. Drei Viertheil
Von ihm sind unser schon; der ganze Mann
Ergiebt sich bey dem nächsten Angriff uns.

Casca.

O, er sitzt hoch in alles Volkes Herzen,

mit geringer Änderung:

Cassius.

Kommt, Casca, laßt uns beyde noch vor Tag
Zu Brutus gehn. Drei Viertheil sind von ihm
Uns schon ergeben und der ganze Mann
Wird unser werden bei dem nächsten Sturm.

Casca.

O, er gilt mehr bei'm Volk, wie alle Andern

Man kann nicht leugnen, daß Shakespeares: „*Upon the next encounter*" durch: „bei dem nächsten Sturm" viel richtiger übersetzt ist, als durch Schlegels mattes „bei dem nächsten Angriff", doch muß man deshalb kaum annehmen, daß Hebbel den englischen Text vor Augen gehabt habe; ihn leitete vielmehr nur sein dramatisches Gefühl.

Und so ist er auch bei jenen kleineren Änderungen vorgegangen, durch die er Schlegels Verse „sprechbarer" machen wollte. Ich teile sie mit bis auf drei Verse, die nicht mehr sicher zu entziffern sind (V. 54—56).

V. 53: Und legt ihr nun die : Was legt ihr jetzt denn
V. 60: Die über diesen Undank kommen muß! : Die diesem Undank folgen kann und muß!
V. 67: Sie schwinden weg, : Sie schleichen fort,
V. 74 f.: Ich will nun umher Und : Ich geh' nun herum, Ich
V. 76—78:

Das thut auch ihr, wo ihr gedrängt sie seht.
Dieß wachsende Gefieder, ausgerupft
Der Schwinge Cäsars, wird den Flug ihm hemmen.

bei Hebbel:

Das thut auch ihr, wo ihr gedrängt ihn [*bezogen auf „Pöbel"*] seht.
Wenn wir dem Fittig Cäsars so viel Federn
Ausrupfen, wird sein stolzer Flug gehemmt.

V. 91 Berührt bey diesem heil'gen Wettelauf, : Bei diesem heil'gen Wettlauf still berührt,

V. 99 f. ist das Präsens: „Durch die Musik dringt ... ruft" durch das Präteritum: „drang ... rief" ersetzt.

V. 111 bis 113:

Ich hab' am Spiel nicht Lust, mir fehlt ein Theil
Vom muntern Geiste des Antonius:
Doch muß ich euch in eurem Wunsch nicht hindern.

wird zu:

Ich habe keine Lust am Spiel, mir fehlt's
Am . . . . .
Doch will ich . . . .

V. 115—117 erhalten bei Hebbel folgende Form, die Änderungen sind spationiert:

Brutus, seit kurzem geb' ich Acht' auf euch
Und find' in eurem Blick die Freundlichkeit
Nicht mehr, die Liebe nicht, die ich gewohnt war.

Zuerst wollte Hebbel V. 117 nur ändern: „Die Liebe nicht, an die ihr mich gewöhntet" (st. gewöhnt), dann schrieb er den ganzen Vers an den Rand.

V. 121 wird „die Unruh meiner Mienen" zu „das Düstre meiner Mienen", V. 125 „Die Schatten wohl auf mein Betragen werfen" zu: „Die leicht auf mein Betragen Schatten werfen."

V. 128—130:

Noch mein achtloses Wesen anders deuten,
Als daß, mit sich im Krieg, der arme Brutus
Den Andern Liebe kund zu thun vergißt.

wird zu:

Noch laßt sie sich mein Wesen anders deuten,
Als daß, mit sich im Krieg, der arme Brutus
Den Anderen seine Liebe bloß nicht zeigt.

V. 133 statt: „Von großem Werthe, würdigen Gedanken": „Von großem Werth und höchster Wichtigkeit". V. 140 „in die Augen rückten" : „vor die Augen hielten". V. 149 wird das unglückliche „Drum, lieber Brutus, schickt euch an zu hören" („*be prepar'd to hear*") zu: „Ich bitt' Euch, lieber Brutus, hört mich an!" Dafür heißt es dann V. 154: „Und denkt darum von mir kein Arges, Brutus" statt „werther Brutus" („*gentle*"). V. 162 f. „wählt Das Volk zum König Cäsarn" wird: „wählt Das Volk Cäsar zum König!". V. 164: „Das hieße ja, ihr möchtet es nicht gern" wird: „Das sieht ja aus, als möchtet Ihr's nicht gern". Und darauf erwidert Brutus statt: „Nein, Cassius, nicht gern; doch lieb' ich ihn" treffender: „Nein, Cassius, nein, und dennoch lieb' ich ihn!"

V. 180 f. lauten bei Hebbel:

Ich kam, wie Cäsar frey zur Welt, Ihr auch; [*st. so ihr;*]
Wir nährten uns so gut, wie er, wir können [*beyde fehlt*]

V. 192 wird „*with hearts of controversy*" („mit einer Brust des Trotzes") zur „Brust voll Trotz". V. 213 f. wird aus „der stolzen Welt": „Der ganzen Welt den Vorsprung abgewann" und aus „Und nahm die Palm' allein": „Und sich die Palme stahl!"

V. 217 übersetzt Schlegel: „*Why, man, he doth distride the narrow world*": „Ja, er beschreitet, Freund, die enge Welt", während Hebbel verdeutlichend schreibt: „Ja, Freund, er schreitet über uns hinweg"; und weiter in der Rede V. 228 f. von den Namen Brutus und Cäsar:

Wägt sie: es ist so schwer; beschwört mit ihnen:
Brutus ruft Geister auch so schnell wie Cäsar.

sagt Hebbel ganz frei:

Beschwört mit beiden: Brutus ruft die Geister
So schnell, wie Cäsar, auf zu seinem Dienst!

V. 231 heißt es von Rom nicht:

Findt man darin nur einen einz'gen Mann

weil dies mißverstanden werden konnte, sondern:

Es wohnt darin ja nur ein einz'ger Mann!

V. 234 f. ändert Hebbel das Bild, wenn er statt:

der so gern
Des alten Teufels Hof als einen König
Geduldet hätt' in Rom.

Cassius von Brutus sagen läßt:

der so gern
Die schlangenhaarige Meduse selbst
Geduldet hätt' in Rom, als einen König.

V. 238: „Was ich davon gedacht und von den Zeiten“ wird glücklich in: „und was ich denke“ verwandelt, wodurch zwar nicht der Wortlaut, aber der Sinn des Shakespeareschen „*How I have thought of this, and of these times*“ wiedergegeben erscheint.

V. 241—244:

Was ihr gesagt
Will ich erwägen; was ihr habt zu sagen,
Mit Ruhe hören, und gelegne Zeit,
So hohe[1]) Dinge zu besprechen, finden,

macht Hebbel zu:

was ihr mir noch weiter
Zu sagen haben mögt, mit Ruhe hören,
Wenn sich die Zeit dazu gelegen zeigt.

Wenn Hebbel V. 251 statt: „so viel Funken nur“ schreibt „Funken schon“, so leitet ihn gewiß Rücksicht auf die Aussprache. Kleine Nuancen erzielt Hebbel V. 254 durch „Er wird auf seine mürrsche Art euch sagen“ statt „nach seiner mürrschen“ und V. 260 „Blickt aus so feurigen und rothen Augen“ statt „Blickt mit“. Z. 302 sagt Casca nicht: „Ey, meiner Treu, wurde sie's“ (die Krone dreimal angeboten), sondern: „sie wurde es“ für: „*Ay, merry, was't*“. Und Z. 313 streicht Hebbel in Cascas Worten: „er schob sie Einmal bey Seite“ das „Einmal“ trotz Shakespeares „*once*“.

V. 373—375 lauten statt:

Das ist er jetzt noch bey der Ausführung
Von jedem kühnen, edlen Unternehmen,
Stellt er sich schon so unbeholfen an.

für Shakespeares:

So is he now, in execution
Of any bold or noble enterprize,
However he puts on this tardy form.

bei Hebbel:

Das ist er jetzt noch bei der Ausführung,
Wenn es ein kühnes Unternehmen gilt,
Er stellt sich nur so unbeholfen an.

---

[1]) Hebbels Ausgabe hat den Druckfehler: „hohen“.

Und V. 378 wird aus: „Eßlustig seine Reden zu verdau'n" bei Hebbel: „Um seine Reden besser zu verdau'n!" worauf Brutus nicht: „So ist es auch" („*And so it is*") erwidert, sondern: „So mag es seyn!" V. 381 wird („*or, if you will*") „doch wenn ihr wollt" zu: „doch wollt Ihr's lieber". Endlich verbessert Hebbel noch V. 386 das unrichtige: „Dein löbliches Gemüth kann seiner Art Entwendet werden" in das leichter verständliche „Entfremdet".

I 3, V. 428 f. macht Hebbel:

> die schwuren, daß sie Männer
> Mit feur'gen Leibern wandern auf und ab
> Die Straßen sahn.

sprechbarer durch die Umstellung „die Straßen auf und ab durchwandern sahn".

V. 472 schreibt Hebbel verdeutlichend, obwohl er dadurch den Vers zerstört: „Der donnert und blitzt, die Gräber öffnet und brüllt", wo beide „und" Schlegel fehlen.

V. 482 ersetzt Hebbel: „Denn unser Joch und Dulden zeigt uns weibisch" (*Our yoke and sufferance show us womanish*") durch das pointiertere: „Wir geh'n im Joch und dulden, wie ein Weib!" (vgl. Tgb. I Nr. 1516: „Durch Dulden thun: Idee des Weibes").

V. 484 stellt Hebbel um und schreibt für: „Zum König morgen Cäsarn einzusetzen": „Morgen zum König Cäsarn einzusetzen".

V. 491—495:

> Noch felsenfeste Burg, noch eh'rne Mauern,
> Noch dumpfe Kerker, noch der Ketten Last,
> Sind Hindernisse für des Geistes Stärke.
> Das Leben, dieser Erdenschranken satt,
> Hat stets die Macht, sich selber zu entlassen.

gestaltet Hebbel:

> Nicht felsenfeste Burg, nicht eh'rne Mauern,
> Nicht dumpfe Luft, nicht der Ketten Last,
> Sind Hindernisse für den freien Geist.
> Das Leben, dieser Erde satt, hat stets
> Gewalt und Macht, die Gränze sich zu setzen.

V. 499 f.:

> So trägt ein jeder Sklav in eigner Hand
> Gewalt, zu brechen die Gefangenschaft.

verdeutlicht Hebbel kühn durch das Bild:

> Es sitzt kein einz'ger Sclave im Gefängniß,
> Der nicht den Schlüssel selbst in Händen hat.

V. 515 schreibt Schlegel allzu prosaisch:

> Werbt nur Partey zur Abstellung der Übel,

dafür setzt Hebbel: „die Übel abzustellen".

V. 542: „Daß Brutus nur ihn finde" (den Zettel) wird: „Damit ihn Brutus finde".

Damit enden die fortlaufenden Bemerkungen im Buche; für die folgenden Akte bleiben nur ganz wenige Änderungen zu verzeichnen, die so kurz waren, daß sie Hebbel neben oder über das Wort des Textes setzen konnte. So macht er II 1, V. 564 aus: „Ich kann nicht aus der Höh' der Sterne rathen": „errathen"; so V. 608 aus: „Die Ausdünstungen schwirrend in der Luft": „Meteore"; so V. 612 aus: „Oft hat man schon dergleichen Aufgebote Mir in den Weg gestreut": „Mahnungen"; so V. 756 aus: „Ach, guter Cassius, denket nicht an ihn!": „denkt nicht mehr an ihn!" so V. 804 aus: „Mein Gatte! Brutus!": „Mein theurer Brutus!" so V. 902 „Doch giebt's nicht auch Gesunde krank zu machen?" „Doch gilt's", wie dann V. 903 die Antwort des Brutus: „Die giebt es freylich", geändert wurde, läßt sich nicht entnehmen, da hiefür auf den Zettel verwiesen ist.

II 2, V. 983 streicht Hebbel in: „Calpurnia, hier, mein Weib, hält mich zu Haus" das „hier".

IV 3, V. 2055 tilgt er in: „Und unsre Sache reif. Der Feind nimmt täglich zu", um die Fünfhebigkeit herzustellen das „täglich". V. 2090 stellt er in: „Vielleicht verändert noch sich mein Entschluß" um: „sich noch". Ebenso V 1, V. 2242 in: „Zu trotzen standhaft jeglicher Gefahr" zu „Standhaft zu trotzen". V 5 ersetzt er V. 2433 in: „Herr, Statilius zeigte das Fackellicht" das „zeigte" durch „trug".

Ich könnte nun freilich alle Stellen aufzählen, bei denen sich im Buch Striche und Ziffern befinden, da wir aber nicht wissen, was Hebbel, verändernd oder kürzend, dafür einsetzen wollte, da sich überdies aus dem Voranstehenden das Charakteristische seiner Bearbeitung schon gezeigt hat und da mit bloßen Zeilenzahlen kaum jemandem gedient ist, so begnüge ich mich, nur die bedeutendsten Kürzungen zur Probe anzuführen. So macht Hebbel z. B. II 1 durch den ganzen Monolog des Brutus V. 572—597 („Ich habe Für mein Theil" — „und würgt ihn in der Schale") einen Strich, verweist aber auf den Zettel, ebenso V. 624—632 („Seit Cassius mich spornte" — „den Zustand der Empörung") und V. 641—646 („Du schämst dich" — „in Freundlichkeit"), V. 670—675 („Die Sonn' erscheint" — „der hohe Ost"), V. 678 bis 693 („Nein, keinen Eid" — „dafür zu sterben"), V. 767—772 („Ganz dem entgegen" — „für heute hält"), V. 812—827 („Und wenn ich euch befragte" — „eures Kummers mit"), V. 832—850 („Ist Brutus krank" — „Der Finsterniß verbargen"), V. 856—861 („Nur gleichsam" — „und nicht sein Weib"); II 2, V. 985—990 („Das wie ein Springbrunn" — „doch nicht auszugehn") und V. 994—1002 („Worein so viele Römer" — „eine Krone geben"). III 1, V. 1193—1197 („sagt ihnen das" — „Als wir, die Thäter"); V. 1200—1224 („Als wär' der jüngste Tag" — „besten Herzen Roms"), wobei nur die Verse 1200 f., 1209—1212 und V. 1222 unverändert blieben. V. 1253—1268 („Sind alle deine Siege" —

„Heldengeister unsrer Zeit"); V. 1336—1339 („Ja wohl" — „Das such' ich einzig ja"); V. 1382—1388 („Die Fertigkeit" — „um Bestattung ächzt"). III 2, V. 1543—1550 („Vernähme nur" — „Zum köstlichen Vermächtniß"). IV 2, V. 1802—1810 („Wie warme Freund' erkalten" — „Naht sein Heer?); V. 1818—1823 („Thu' ich meinen Feinden" — „Ich kenn' euch wohl"). IV 3, V. 1901—1918 („Eu'r Drohn" — „Zerschmettert ihn, ihr Götter!"); V. 1989—1993 („Die Trennung" — „schlang sie Feuer"). V 1, V. 2175—2185 („Erst Wort, dann Schlag" — „O ja auch tonlos, denn"). V 3, V. 2321—2325 („Und ließ dich schwören" — „triff diesen Busen"); V. 2346—2355 („Die Sonne Roms" — „die dich erzeugt").

Sprachliches aus antiken Denkmälern Bulgariens.

Von den Schriften der Balkankommission der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien liegen uns als vierter Band der antiquarischen Abteilung „Antike Denkmäler aus Bulgarien" vor, unter Mitwirkung von E. Bormann, V. Dobruský, H. Egger, H. Hartl, V. Hoffiller, J. Oehler, K. Škoupil, A. Stein, J. Zingerle bearbeitet von Ernst Kalinka (Wien 1906, 4°; 440 Sp., 1 Karte, 162 Abbild. im Texte). Der vornehm ausgestattete Sammelband, der zum Teil bisher schon veröffentlichte, zum Teil dank mehreren Forschungsreisen neu ans Licht geförderte Denkmäler vereinigt, verlegt seinen Schwerpunkt ausgesprochenermaßen nicht so sehr auf das neue Material, als auf die genauere Wiedergabe und richtigere Deutung schon bekannter Stücke; gerade dadurch hat er sich aber das Verdienst erworben, diese Gruppe von Denkmälern auf Grund eines möglichst gesicherten Textes erst allgemeiner Nutzbarmachung eröffnet zu haben. Auf manches beachtenswerte, was daraus speziell in sprachlicher Hinsicht für das Griechische, besonders für die spätere Zeit der griechischen Sprachentwicklung abfällt, aufmerksam zu machen, ist der Zweck der folgenden Zeilen, die sich wesentlich bloß auf zusammenfassende Berichterstattung beschränken können, da bereits der Herausgeber die Inschriften mit sorgfältigen und bei aller gebotenen Knappheit vollkommen ausreichenden grammatischen Bemerkungen begleitet hat; ein Verzeichnis sämtlicher in Betracht kommenden Erscheinungen bieten die Indices.

Aus dem Gebiete des Vokalismus sei zunächst hingewiesen auf *κε̃[τ]αι* oder *κε̃[μ]αι* der aus dem Anfange des V. Jahrhunderts v. Chr. stammenden Inschrift 333; für ein *ι* nach *ε* ist nach der Meinung des Herausgebers kein Raum; die Form ist dann als ein Beleg für die von Kretschmer KZ. XXIX 154 besprochene und für *κεῖται* auch schon belegte Verwendung von *ε* zur Bezeichnung

des Diphthongs *ει*, wie anderwärts für Ersatzdehnungs- oder Kontraktions-*ē*, anzuerkennen. Ähnlicherweise erscheinen auf den ältesten, wie die genannte ebenfalls aus Apollonia stammenden Inschriften der vorliegenden Sammlung die Genetive auf *-ου* in der Schreibung *-ο*, d. i. *ọ̄*. In viel spätere Zeit führen die Vokalschwächungen in der Nachbarschaft von *ρ*: *Βυραβεἰστα* 95 (ca. 48 v. Chr.) neben *Βυρεβίστα* derselben Inschrift, und *παρείφρον* 345 (= *περίφρον*); Regeln für diese und ähnliche Entwicklungen, die gewiß nicht in allen Teilen des Sprachgebietes in gleicher Richtung erfolgt sind, sind noch nicht gefunden (vgl. Hatzidakis GGA. 1899, 522), und es ist daher gewagt, über die an sich klare Tatsache, daß *ρ* zunächst die Entwicklung benachbarter Vokale zu unbestimmten Vokalen begünstigte, hinauszugehen; wenn freilich *ἡρατεινῆς* derselben Inschrift 345 (= *ἐρατεινῆς*; Kalinka fragt, mit Recht zweifelnd: „also *η* noch nicht gleich *i*?") eine Aussprache *ἱρατινῖς* wiedergibt, wie wohl anzunehmen, so liegt der Gedanke recht nahe, daß bei der Weiterentwicklung des unbestimmten Vokales in der Sprache der vorliegenden Inschrift ein Dissimilationstrieb gegenüber dem folgenden Vokale sich geltend gemacht habe: *a* oder *æ* vor *i*, aber *i* oder *ẹ* vor *a*; eine Vermutung, die, wenn sie durch neue Funde derselben Gegend und Zeit besser gestützt würde, natürlich nichts für die Entwicklung auf anderen Dialektgebieten präjudizieren würde. — Verdumpfung von *ŏ* zu *u* (Hatzidakis Einl. 106) zeigt *σκεύουμα* 85, *φουσᾶτον* 87, 88 (gegenüber Hesychs und Suidas' *φόσσατον*, *φοσάτον*); *υ* statt *ει*, *ι* *Διδυμοτύχου* (= *τείχου*) mit graphischer (auch sprachlicher?) Assimilation an das *υ* der zweiten Silbe, und *κλυντῆρας* 216, wenn = *κλιντῆρας*; *ει* (d. i. *i*) für *υ* aus *οι* *ἐκειμήθη* 315 (neben *ἐκυμίθι* 367, *Ῥυμητάλκου* der an interessanten ungriechischen Namen reichen Inschrift 34). Die besonders im I. Jahrhundert vor und nach Chr. häufige Wiedergabe von *ει* (*ẹ*) vor Vokalen durch *η* (vgl. G. Meyer, Gr. Gramm.[3] 121 f., Meisterhans Gramm. d. att. Inschr.[3] 47 f.) kehrt wieder in den dem I. vorchristlichen Jahrhundert angehörigen Inschriften 92 (*ἐπίμελησα*) und 95 (*πληόνων*, *πρεσβήας*, *Ἡράκλεια*); die vornehmlich im IV./III. Jahrh. v. Chr. beliebte Bezeichnung von *ε* vor Vokal durch *ει* in den aus dieser Zeit stammenden Inschriften 91 (*γραμματεία*) und 257 (*Ἀριστοκλείους*). Übergang von *-ιον* zu *-ιν*, *-ιος* zu *-ις* in *μελλιν*, *μίλιν* = *μείλιον* und Beispielen wie *Αἰτερνᾶλις*, *Δαλμάτις*, *Κεφάλις* usw., die sämtlich die Ansicht von Hatzidakis (vgl. GGA. 1899, 520) bestätigen, daß bei dieser Kürzung nicht von betontem *-ίον*, *-ίος* auszugehen ist. Schwund eines nachkonsonantischen *ι* vor Vokal zeigen *Γαλλ[ι]ηνός* 70 und *σκριν[ι]αρίου* 363, während in *ὑγέας* 61 = *ὑγιείας* *γ* (d. i. *j*) aus dem Zusammenfließen von *γ* + *ι* (d. i. *j* + *i*) zu erklären ist. Für die Form *μενήνη* = *μνήμη* mit Vokalentfaltung (vgl. zum *ν* auch *μνηνοσύνης* 345) bietet Nr. 305 einen neuen Beleg. Daß *Σευουῆρος* 142 noch

auf diphthongische Aussprache des *ευ* weise, ist mir kaum glaublich; abgesehen von den auf eine Spirans *w* weisenden Schreibungen wie *κατεσκέβασεν* (auch auf Nr. 307), ist einerseits die Möglichkeit in Rechnung zu ziehen, daß unsere Schreibung auf Verquickung der Schreibungen *Σευῆρος* und *Σεουῆρος* beruhe, eventuell in der Weise, daß der Steinmetz unter dem Einflusse des lateinischen Schriftbildes zunächst *ευ* einmeißelte und nachträglich gerade zur deutlicheren Bezeichnung des *w*-Lautes *ου* anfügte; anderseits ist doppelte Bezeichnung von *w* auch in den von G. Meyer, Gr. Gramm.[3] 193 verzeichneten Schreibungen *ῥαύβδους* = *ῥάβδους* und *εὐβδομήκοντα* zu belegen, woven endlich die Bezeichnung von *u̯* durch *υϝ* in kypr. *εὐϝρητάσατυ*, *κευευϝόν* nicht allzu verschieden ist.

Aus dem Gebiete des Konsonantismus erwähne ich *εὐκοσιάρχης* 115 für *εὐβοσιάρχης* nach *συμ-*, *οἰνο-κοσιάρχης*, und *Μήτοκος* 156 statt des sonstigen thrakischen Namens *Μήδοκος*, was nicht auf Rechnung des Griechischen zu setzen ist. Übergreifen der Aspiration in *Θραχάρχης* 88 (aber *Θρακάρχης* 168); auffällig und nur als graphische Ungenauigkeit verständlich ist *καρείθω* 344, wenn = *καρεῖτο*. Unterdrückung von *ν* vor Konsonant in *Καλαδίων* 177 für *Καλανδίων* (vgl. *Καλαδῶν* bei Dieterich, Untersuchungen 112), *ἐγγδικοῦτος* 216, *Λύκου* 95 = *Λύγκου*; umgekehrt findet sich *Σάνβατον* 368 für *Σάββατον* (früher bekannte Belege dieser zu unserem Samstag überleitenden Form bei G. Meyer, JF. IV 326 f., Gr. Gramm.[3] 360, Dieterich, Untersuchungen 92). Auf später formeller Neubildung beruht dagegen der von Dieterich 228, 249 besprochene Antritt von *-ν* in den 3. sg. *ἐκνήγην* 87, 88 und *ἦτον* 90.

An formellen Eigentümlichkeiten begegnen weiters von Frauennamen auf *-ους* die Nominative *Σεακού* 266, *Ποτού* 291 (neben *Σαρκούς* 298); da beide Inschriften etwa dem II. Jahrhundert n. Chr. angehören, von Dieterich, Untersuchungen 168 aber nur zwei Belege dieser Nominativbildung vor dem X. Jahrhundert beigebracht werden können, ist es recht fraglich, ob hier die unmittelbaren Vorläufer der ngr. Nominative auf *-ου* vorliegen, die nach dem Verhältnis *τιμήν* : *τιμή* zu Accusativen auf *-ουν* neugebildet sind. Es ist daher die Frage Kalinkas, ob beide Belege nicht etwa Vokativformen seien, wohl berechtigt; eine Frage, die sich übrigens auch bezüglich *Ἄννι* 265 erhebt. Für den Genetiv *Ζῆνι* zum Männernamen *Ζῆνις* bietet Nr. 298 einen neuen Beleg. Merkwürdig ist *μάρτυρες* 345 an einer Stelle, wo man den Acc. Sg. erwarten würde; trotzdem wird man darin einen Acc. Pl. auf *-ες* (für älteres *-ας*) sehen dürfen, der auf Attraktion an die zweigliedrige Verbindung *ὁμοζυγέης ἡρατεινῆς* (*μάρτυρες*) *καὶ στοργῆς* beruhen wird; daß das schließende *-ς* von *μάρτυρες* im Verse nicht Position bildet, kann angesichts einer zweiten metrischen Nachlässigkeit unserer Inschrift (*ἵδρυσα* mit *ῠ* gemessen) nicht zur Annahme

d
tr
wi
der
-o,
der
Βυ
Rege
allen
sind
es ist
nächst
Vokalen
selben
zweifelnd
wiedergib
daß bei d
Sprache d
über dem f
vor *i*, aber
neue Funde
natürlich nich
präjudizieren w
106) zeigt σκ
und Suidas' φό
(= τείχον) mit
das υ der zweiten
ει (d. i. *i*) für
'Ρυμητάλκου der
Inschrift 34). Die b
häufige Wiedergabe
Gr. Gramm.[3] 121 f.,
kehrt wieder in den d
Inschriften 92 (ἐπίμε
κλεια); die vornehmlic
zeichnung von ε vor Vo
menden Inschriften 91
Übergang von -ιον zu -ιν
und Beispielen wie Αἰτερ
sämtlich die Ansicht von
stätigen, daß bei dieser K
auszugehen ist. Schwund e
zeigen Γαλλ[ι]ηνός 70 un
ὑγέας 61 = ὑγιείας γ (d. i.
γ + ι (d. i. *j* + *i*) zu erklä
μνήμη mit Vokalentfaltung (v
bietet Nr. 305 einen neuen Be

Fr. Stolz.

mentars rasch einige Kapitel zu präparieren, wird dieses Gefühl nur noch verstärken. Mag nun auch uns in Österreich die Schulpraxis für Thukydides fehlen, eines ist sicher: Wenn Harder aus seiner Praxis dieses in zweiter Auflage vorgelegte Ausmaß an Präparations- und Übersetzungshilfen für seine Schüler für ausreichend erachtet, so müssen denn doch die reichsdeutschen Gymnasiasten in der Philologie weit über unserem Schülermateriale stehen; bei uns müßte ein Schülerkommentar zu Thukydides, der etwa auch zur Privatlektüre ausreichen sollte, ganz anders aussehen.

Wien. F. Perschinka.

Titi Livii ab urbe condita liber XXIII. Für den Schulgebrauch erklärt von Franz Luterbacher. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin 1906, B. G. Teubner. 103 SS. Preis Mk. 1·20.

Luterbachers Sorgfalt bei Besorgung seiner Liviusausgaben ist bekannt genug und dieselbe ist auch dieser neuen Auflage des 23. Buches zugewendet worden. Er hat nicht nur die seit dem Jahre 1883, in welchem er seine erste Ausgabe dieses Buches veröffentlicht hatte, zugewachsene Literatur nebst allen Rezensionen [1]) umsichtig zurate gezogen, manche Angaben im kritischen Anhang verbessert (so ist z. B. zu 5, 5 jetzt richtig Riemann zitiert), sondern auch wieder mehrere Resultate eigener Forschung vorgebracht.

1, 1, wo er seine frühere Vermutung aufgab, schreibt er nun: *Hannibal post Cannensem pugnam⟨binis castris Romanorum⟩ captis ac direptis;* beachtenswert, vielleicht wäre aber im Anhang noch anzufügen, daß einst Glareanus *Hannibal post C. p.⟨Romanorum castris⟩ captis ac direptis* ähnlich vorgeschlagen hatte. — 1, 2 wird aus P² (*compsinorum*, ebenso der vom Ref. dann für 4. Dekade herangezogene Lov. 2) *Compsiorum* hergestellt *Mopsiorum* P¹ und darnach konsequent 1, 3 im Anschluß an [illegible]ndschr. *compsam* Gronovs *Mopsiani* wieder durch *Compsii* [illegible] Im Kommentar ist da[illegible] bemerkt: „*C*[illegible] Stadt der Hir-[illegible]e Bewohner hießen [illegible] eines [illegible] Geschlechter [illegible] — 4, 5 finden [illegible] statt *licentia* [illegible] *plebeis*) aufgenom[illegible] im An-[illegible] Versehen mit Ltb. [illegible] z. St. [illegible] Proleg. in librum [illegible]⟩ *po*-[illegible] da wäre etwa [illegible]dung [illegible] der Ausfall des [illegible]en [illegible] so vielen verwan[illegible]be [illegible] vorangehenden Zeile [illegible]

[illegible] dieser [illegible]

berechtigen, daß das -ς und dann vielleicht auch das vorhergehende ε auf einem Fehler des Steinmetzen beruhe. An Verbalformen seien erwähnt 3. pl. *ἔχουν* 85, die bekannte byzantinische Bildungsweise für *ἔχουσι*; *ἐπεθόμην* 34 für *ἐπεθέμην*, eine Analogiebildung auf Grund der Proportion *ἐπεῖθον*, *-ετο* : *ἐπειθόμην* = *ἔθον*, *-ετο* : *x*, die auch die bereits bekannte 3. pl. *ἀνέθοντο* ins Leben gerufen hat. Auffällig ist *ἦν ὁμοῦ* 84, wo man ein Präsens erwartet; Kalinka vermutet in *ἦν* ein vor dem folgenden Vokale elidiertes *ἦνε* = *εἶνε* = *ἐστίν*. Die Ersetzung weiblicher Partizipialformen durch männliche (Dieterich, Untersuchungen 207) begegnet in *διατρίψας* und *ἐπιποθήσας* 365 in Beziehung auf ein Femininum.

Bisher nicht belegte Worte, bezw. Wortformen sind *θεογηθής* „gottgefällig" 334, *πρόαστυ* für *προάστειον* 334, *ἐράσκομαι* = *ἔραμαι* 348, *ἀστονόμος* für *ἀστυνόμος* 336 nach den Zusammensetzungen mit Vokal *ο* in der Wortfuge; für *σάγμα*. lat. *sagma* treffen wir die aus Isidor und dem Romanischen bekannte spätere Form *salma* auch in *σάλμας* 85.

Zum Schlusse dieser kurzen Blütenlese aus den für das Griechische bemerkenswerten Erscheinungen der vorliegenden Sammlung, denen sich auch manches aus den hier vereinigten lateinischen Inschriften anreihen ließe, sei die Aufmerksamkeit noch auf eine auf anderem Gebiete liegende und bisher, wie es scheint, noch nicht beobachtete Eigentümlichkeit gelenkt, nämlich auf die Schrägstellung der Buchstaben in der Schlußformel *εὐτυχῶς*, die sich in den Inschriften 66, 163, 164 findet. Daß damit eine Hervorhebung gegenüber dem übrigen Inschrifttexte bezweckt sei, ist, da es sich doch kaum um bloße Spielerei handeln wird, ziemlich sicher; ebenso dann aber auch, daß diese Hervorhebung, die ja anderen, sachlich wichtigeren Worten der genannten Inschriften nicht zuteil geworden ist, eine Unterstreichung des Segenswunsches bedeutet, mit Kalinkas Worten eine Erhöhung der Zauberkraft des Wortes bezweckt.

Innsbruck. Alois Walde.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Albert Cuny, Le nombre duel en grec. Paris, Librairie C. Klincksieck 1906. 513 SS. Preis 15 Frcs.

Der Inhalt dieses umfassenden Werkes über den griechischen Dual setzt sich aus zwei Hauptteilen zusammen, denen eine kurze, allgemeine Gesichtspunkte berührende Einleitung vorausgeht. In dieser wird über das Vorkommen dieses Numerus überhaupt gehandelt und festgestellt, daß der Dual ein Erzeugnis einer tiefer stehenden Zivilisation ist, daß er nur in den ältesten Entwicklungsperioden der Sprachen sich finde und mit der fortschreitenden kulturellen Entwicklung aus dem Formenbestande verschwinde, eine Erscheinung, die bekanntermaßen schon längst aus der Geschichte der indogermanischen Sprachen zu allgemeiner Kenntnis gelangt war. Der erste Hauptteil (S. 9—65) handelt über die Bildung der Formen des Duals beim Nomen, Pronomen, Zahlwort und Verbum und gibt im allgemeinen eine erschöpfende Übersicht des bisher zur Erklärung der zum Teil recht schwierigen Formen Beigebrachten mit gelegentlichen Ansätzen zu selbständigen Erklärungsversuchen, die jedoch zum Teil, wie z. B. der S. 37 ff. stehende, nur als ziemlich gewagte Konstruktionen bezeichnet werden können. Im wesentlichen scheint mir, wenn mich mein Urteil nicht trügt, unsere Kenntnis über die formale Seite der Frage nicht sonderlich gefördert zu sein, und es liegt daher der Hauptwert dieses Teiles, wie schon angedeutet worden ist, in der zusammenfassenden Würdigung der bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete.

Im zweiten Teile wird zunächst eine Übersicht über den Gebrauch des Duals im Indogermanischen überhaupt gegeben (S. 67—77) und dann sein Vorkommen im Griechischen (S. 68—508) einer umfassenden Darstellung unterzogen. Es erscheint zweckentsprechend, die Anlage dieses Hauptteiles in dieser Anzeige zu skizzieren. Im ersten Abschnitt (S. 88—453) wird naturgemäß der attische Dialekt behandelt, der ja, wie bekannt, den Gebrauch

des Duals im umfassendsten Maße gewahrt hat. Hiebei kamen dem Verf. besonders die Darstellungen von Meisterhans, Schmidt, Hasse (vgl. im allgemeinen Schwyzer in Bursians Jahresberichten CXX 173 f.) zugute. Nacheinander werden innerhalb dieses Abschnittes die Inschriften, Tragiker, Aristophanes, Plato, Xenophon, endlich Thukydides, Gorgias und die Redner behandelt und hiebei der Stoff im allgemeinen in folgender Weise gegliedert: die Worte auf -μα, -ματος, ἀλλήλο-, ἀμφότερο-, die Personal-, Reflexiv- und Demonstrativpronomina, die verbalen Dualformen, die Partizipien, Substantive (natürlicher und habitueller Dual, letzterer von Personen ausschließlich gebraucht), Gebrauch („*règle*") von δισσός, δύο, δυοῖν, Maskulina auf -α, Feminina und Neutra, Bemerkung über ἄμφω. Im zweiten Abschnitt werden die übrigen Dialekte, soweit in ihnen überhaupt der Gebrauch des Duals nachgewiesen ist, und zwar zunächst die Inschriften und der Dialekt der lyrischen Poesie (S. 454—486), dann Homer (487—500) und Hesiod (500—505) behandelt.

Sehr zweckentsprechend ist die Beigabe einer '*Conclusion generale*' zu jedem einzelnen Kapitel sowie am Schlusse des ganzen Werkes, da hiedurch dem Benützer des Buches eine rasche Übersicht der Hauptergebnisse der von dem Verf. behandelten Fragen ermöglicht wird. Im übrigen darf hier am Schlusse dieser kurzen Anzeige wohl noch ausdrücklich bemerkt werden, daß das bereits durch frühere Arbeiten festgestellte Bild des Gebrauchs unseres Numerus im Griechischen durch die vorliegende, sehr eingehende Arbeit wohl mancherlei Ergänzungen im einzelnen erfahren hat, aber im großen und ganzen gleich geblieben ist.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Thukydides. Ausgewählte Abschnitte für den Schulgebrauch bearbeitet von Christian Harder. Zweiter Teil: Schülerkommentar. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky 1907.

Harders Kommentar zu seiner von uns in dieser Zeitschrift[1]) angezeigten Neuauflage der Thukydidesauswahl überrascht durch seine in Anlage und Ausmaß knappe Form. Wer die behagliche Breite, fast möchte man sagen Geschwätzigkeit ähnlicher Schülerkommentare derselben Sammlung zu ganz leichten Autoren kennt, wird, auch wenn er ein Feind solcher Faullenzer ist, doch sein Erstaunen nicht unterdrücken können, gerade bei einem Thukydideskommentar diese geradezu aphoristisch kurze Form zu finden; und ein praktischer Versuch, nunmehr selbst an der Hand dieses Kom-

---

[1]) Jahrgang 1906, S. 510 ff.

mentars rasch einige Kapitel zu präparieren, wird dieses Gefühl nur noch verstärken. Mag nun auch uns in Österreich die Schulpraxis für Thukydides fehlen, eines ist sicher: Wenn Harder aus seiner Praxis dieses in zweiter Auflage vorgelegte Ausmaß an Präparations- und Übersetzungshilfen für seine Schüler für ausreichend erachtet, so müssen denn doch die reichsdeutschen Gymnasiasten in der Philologie weit über unserem Schülermateriale stehen; bei uns müßte ein Schülerkommentar zu Thukydides, der etwa auch zur Privatlektüre ausreichen sollte, ganz anders aussehen.

Wien. F. Perschinka.

Titi Livii ab urbe condita liber XXIII. Für den Schulgebrauch erklärt von Franz Luterbacher. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin 1906, B. G. Teubner. 103 SS. Preis Mk. 1·20.

Luterbachers Sorgfalt bei Besorgung seiner Liviusausgaben ist bekannt genug und dieselbe ist auch dieser neuen Auflage des 23. Buches zugewendet worden. Er hat nicht nur die seit dem Jahre 1883, in welchem er seine erste Ausgabe dieses Buches veröffentlicht hatte, zugewachsene Literatur nebst allen Rezensionen [1]) umsichtig zurate gezogen, manche Angaben im kritischen Anhang verbessert (so ist z. B. zu 5, 5 jetzt richtig Riemann zitiert), sondern auch wieder mehrere Resultate eigener Forschung vorgebracht.

1, 1, wo er seine frühere Vermutung aufgab, schreibt er nun: *Hannibal post Cannensem pugnam⟨binis castris Romanorum⟩ captis ac direptis;* beachtenswert, vielleicht wäre aber im Anhang noch anzufügen, daß einst Glareanus *Hannibal post C. p.⟨Romanorum castris⟩ captis ac direptis* ähnlich vorgeschlagen hatte. — 1, 2 wird aus P^2 (*compsinorum,* ebenso der vom Ref. dann für die 4. Dekade herangezogene Lov. 2) *Compsiorum* hergestellt für *Mopsiorum* P^1 und darnach konsequent 1, 3 im Anschluß an das handschr. *compsam* Gronovs *Mopsiani* wieder durch *Compsii* ersetzt. Im Kommentar ist dazu bemerkt: „*Compsa* Stadt der Hirpiner; die Bewohner hießen *Compsani,* eines ihrer Geschlechter *Compsii*". — 4, 5 finden wir jetzt *licentia plebis* statt *licentia plebei* (P. *l. plebeis*) aufgenommen, doch ist diese Lesart im Anhang durch Versehen mit Ltb. bezeichnet; vgl. Drakenborch z. St. und Frigell, Proleg. in librum XXIII., p. VIII. — 6, 8 ⟨*id*⟩ *ponere pro certo;* da wäre etwa zur paläographischen Begründung beizufügen, daß der Ausfall des zugesetzten, allerdings gefälligen *id* leicht, wie in so vielen verwandten Fällen, durch dasselbe Wörtchen in der vorangehenden Zeile veranlaßt werden konnte. —

[1]) Vgl. des Ref. Besprechung in dieser Zeitschr. 1884, S. 503 u. 506.

7, 2, wo P[1] *ex Romanis captiuis captiuis* bietet, lesen wir hier nun *ex Romanis equitibus captivis* gegenüber dem *ex Romanis captivis* der anderen Ausgaben; letztere Lesart lag allerdings bei der in diesen Liviushandschriften so häufigen Doppelschreibung besonders nahe; aber für die neue Herstellung scheint mir neben der erklärenden Anmerkung auch die Beobachtung erwähnenswert, daß eine Dittographie öfter ein ursprüngliches anderes Wort verdrängte, wie derartige Beispiele mehrfach in meinen Abhandlungen namentlich zur 4. und 5. Dekade gesammelt sind; man beachte hier dann weiter noch das gleich folgende *equitum Campanorum.* — Weniger wahrscheinlich will 12, 1 die nunmehrige vereinfachte Fassung *tris modios* sich darstellen gegenüber der Madvigschen *supra tris modios*, die sich doch aus P: *super patris modios* als nächstliegend und auch für den Sinn nicht störend ergibt; wenigstens wäre eine kurze Begründung der Änderung im Anhang wünschenswert gewesen; vgl. zur Sache außer Madvig Em. Liv.[2] p. 318 auch Frigell a. a. O. p. XVI, W. Heraeus, Quaestiones crit. Liv. p. 82. — Wenn 17, 4 das mehrbesprochene *inde* in ein *in se* verwandelt wird, so muß Ref. gestehen, daß er noch immer mit Novák eine Umstellung des *inde* für wahrscheinlicher hält und erlaubt sich in dieser Beziehung auf seine Auseinandersetzung in den „Wiener Studien" 1901, 107 zu verweisen. — 17, 8 ist die Vermutung *cum paucis Romani* (st. *Romanis*) *Latinique nominis* wieder recht ansprechend; wie oft in unseren Liviushandschriften gerade durch falsche Zusetzung eines *s* im Wortschlusse, namentlich bei anderen in der Nähe stehenden, gefehlt wurde, hat Ref. auch durch reiche Sammlungen in den Abhandlungen zu Livius nachgewiesen und hier konnten die Wörter *paucis* und *nominis* doppelt einwirken. — Da im Rahmen dieser Besprechung nicht auf alles in gleicher Weise hingewiesen werden kann, möge nur noch die wohl überzeugende Herstellung der auch seit Weißenborn, Madvig und Frigell öfter behandelten Stelle 35, 19 erwähnt werden: *quinque milia hominum eo tumultu nocturno caesa, plus duo milia cum ipso duce Mario Alfio capta et signa militaria quattuor et triginta;* die Anfangszahl *quinque milia* wurde scharfsinnig aus den Schlußbuchstaben der Überlieferung des unmittelbar voranstehenden Wortes in P[1] OBTRUNCATUM st. *obtruncat* eruiert.

Die Auswahl aus Konjekturen anderer zeugt durchweg von sorgfältiger Erwägung. Es ist somit auch diese neue Auflage des 23. Buches nicht nur der Schule, welcher die auch mehrfach verbesserte Erklärung gut angepaßt ist, sondern ebenso jedem Livianer zu empfehlen. Am Schlusse ist die Periocha des Buches angefügt.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Sénèque le Rhéteur. **Controverses et Suasoires. Traduction nouvelle. Texte revu. Par M. Henri Bornecque. Paris, Garnier frères. Bd. I: XXX und 351, II: 401 SS. 8°. Preis 6 Frcs.**

Vor uns liegt ein von der französischen Akademie preisgekröntes, Gaston Boissier gewidmetes Werk, das einen durch tüchtige Arbeiten auf dem Gebiete der römischen Rhetorik wohlbekannten Gelehrten zum Verfasser hat. Seit dem XVII. Jahrhundert, in dem die letzten französischen Übersetzungen der *controversiae* und *suasoriae* von Mathieu de Chaluet (aus dem Jahre 1604) und von Lesfargues (1668) erschienen, ist überhaupt keine Gesamtübertragung veröffentlicht worden. Konnte schon deshalb die Herausgabe einer leicht zugänglichen vollständigen Übersetzung auf freundliche Aufnahme rechnen, so befriedigt sie im Hinblick auf die Unzulänglichkeit der oben genannten Ausgaben geradezu ein fühlbar gewordenes Bedürfnis. Ganz abgesehen nämlich von dem veralteten Text, welcher ihnen zugrunde liegt, sind jene Übersetzungen oft unvollständig und nicht selten unverständlicher als ihre lateinische Vorlage. Diese mußte natürlich durch die Ergebnisse der neueren Forschung eine große Umwälzung erfahren, ja B. hielt es für nötig, von dem Texte des letzten Herausgebers H. J. Müller (*Senecae rhetoris sententiae divisiones colores*, Leipzig 1887) nach eigener Angabe an '*six cents endroits*' abzuweichen. Über den Text handelte er noch im selben Jahre (1902) und im folgenden in der *Revue de philologie* unter dem Titel: *Le texte de Sénèque le Père*. Da begreiflicherweise das Verständnis des Inhaltes vielfach Schwierigkeiten bereitete, die genannten Übersetzungen aber nur geringen Nutzen gewähren konnten, hatte der Verf. ein gehöriges Stück Arbeit zu bewältigen. Er begnügte sich nicht damit, eine sinngetreue Übersetzung zu liefern, sondern fügte nach dem Vorgange von Littré (Plinius d. Ält.) und Friedländer (Gastmahl des Trimalchio) gleich an Ort und Stelle in Klammern eine kurze Bemerkung oder einen kleinen Zusatz erklärender Art für den Leser bei, während er sich ausführliche, namentlich sachliche Erläuterungen für die am Schlusse jedes Bandes zusammengestellten fortlaufenden Anmerkungen *(notes)* vorbehielt (B. I, S. 294—347, II, 357—397), die zugleich den ersten vollständigen Kommentar seit dem Ende des XVII. Jahrhunderts darstellen.

In der Einleitung (S. XIII—XXX) handelt B. zunächst über den Lebenslauf Senecas und bemerkt u. a., daß unser Schriftsteller keine rhetorische Schule geleitet habe und daher mit Unrecht 'Rhetor' heiße, passender würde man ihn Seneca den Vater nennen (so nannte ihn schon Teuffel in seiner 'Gesch. d. röm. Liter.'); augenscheinlich habe er den Beinamen zum Unterschiede von Seneca dem Philosophen und Tragiker erhalten (wohl auch mit Rücksicht auf sein Werk '*Oratorum et rhetorum sententiae, divisiones, colores*). Hierauf kennzeichnet B. Senecas Wesen, wie es sich in seinem Werke widerspiegelt, belehrt den Leser über Zweck und Über-

lieferung des Werkes und erklärt die Bedeutung jedes einzelnen Titelwortes. Die Darlegung des Gegenstandes der *suasoriae* und *controversiae* und die Art seiner Behandlung führt den Herausgeber dazu, die Licht- und Schattenseiten der Deklamationen zu erörtern, die sich nicht auf die Heranbildung künftiger Redner beschränken, sondern zugleich zur allgemeinen Bildung beitragen wollten. Da uns S. nicht nur mit den Schulen der Deklamationen, sondern auch mit ihren Besuchern bekannt macht, lernen wir mehr als hundert Persönlichkeiten kennen. Über viele von ihnen gibt uns nur Seneca an verschiedenen Stellen seines Werkes Nachricht. Es war daher verdienstlich, wenn B. am Schlusse der Einleitung (S. XXV—XXX) ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der bedeutendsten Deklamatoren mit kurzen Mitteilungen über ihr Leben und ihre Kunst zusammenstellte. Der erste Band enthält die Übersetzung des I.—VI. Buches der Kontroversen, der zweite die des VII.—X. Buches und die Suasorien. Der Einleitung eines jeden Buches geht eine kurze Inhaltsangabe voraus und die Übersetzung begleitet am Fuße der Seiten in zwar zierlichem, aber doch etwas gar kleinem Drucke der lateinische Text. Wie hier und in den Anmerkungen hätten wir auch bei der Übersetzung die Paragrapheneinteilung gern gesehen. Die Ausstattung des Werkes ist sehr gefällig.

Wien. Karl Burkhard.

Jules Nicole, Un catalogue d'œuvres d'art conservées à Rome à l'époque impériale. Texte du papyrus Latin VII de Genève transcrit et commenté. Avec un fac-similé. Genève-Bale, Librairie Georg & Co. 1906. 34 SS.

Der Papyrus enthält recto einen griechischen, verso einen lateinischen Text, den der Verf. in der vorliegenden Schrift behandelt. Die Schrift selbst weist ins II. Jahrhundert n. Chr.; interessant ist die Setzung der Accentzeichen und Interpunktion. Noch interessanter ist der Inhalt: es ist ein mehr oder weniger ausführliches Verzeichnis von Werken der Skulptur in einer oder in mehreren Sammlungen Roms. Das Kunstwerk selbst steht im Accusativ, der Name des Künstlers im Genetiv: z. B. Z. 12: *Saturnum Naucleri*; beachtenswert ist, daß der Verf. des Kataloges nicht immer sicher ist in der Benennung einer Statue: so steht Z. 15 ... *aut Mercurius.* — Unter den scharfsinnigen Erläuterungen des Verf.s ist die S. 16 gegebene Ergänzung der Z. 6: *Herculem G[lyconi]s* sehr einleuchtend; da der Herkules des Glykon im Jahre 1540 in den Thermen des Caracalla gefunden wurde, ist die Annahme des Verf.s (S. 32) sehr ansprechend: der Papyrus gibt ein Verzeichnis der Statuen, Basreliefs und Gemälde, die sich in der großartigen Anlage des Caracalla und Alexander

Severus befanden; veröffentlicht mochte das Verzeichnis etwa im Jahre 225 n. Chr. sein. Der Herausgeber verdient für seine Publikation unsern wärmsten Dank; möge sein Wunsch, daß auch andere Verzeichnisse gleicher Art gefunden werden, in Erfüllung gehen und dadurch die Kunstgeschichte eine neue Quelle finden!

Wien. Dr. Johann Oehler.

Deutsche Grammatik. Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch. Von W. Wilmanns, ord. Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Bonn. Dritte Abteilung: Flexion. 1. Hälfte: Verbum. Erste und zweite Auflage. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner 1906. X und 315 SS. 8°. Preis 6 Mk.

Nach langer Pause ist die Fortsetzung der Wilmannsschen Grammatik erschienen, zur Freude der vielen Freunde des Buches. Und diese dritte Abteilung bringt eine Überraschung: nicht nur die Formen werden behandelt, sondern auch ihr Gebrauch. Die erste Hälfte, die uns vorliegt, bringt also die Lehre vom Gebrauch der Partizipien und des Infinitivs, von der Umschreibung fehlender Verbalformen durch Hilfszeitwörter und Nominalformen des Verbums, eine Tempus- und Moduslehre, endlich die Lehre vom Gebrauch des Passivums, der Numeri und der Personalformen. Diese Teile der Grammatik, die gewöhnlich zur Syntax gerechnet werden, bilden die größere Hälfte, mehr als zwei Drittel, des Inhalts, begreiflich bei der Fülle des Stoffes und der Notwendigkeit zahlreicher Beispiele. Diesen Abschnitten scheint mir übrigens auch ganz besonders das Interesse des Verfassers zugewendet zu sein.

Die Vorzüge der Wilmannsschen Grammatik sind bekannt. Überall gewahrt man den erfahrenen Lehrer, der in klarer Darstellung den vollkommen beherrschten Stoff dem Lernenden vermittelt und zwischen Sicherem und Unsicherem zu scheiden weiß. Die Zurückhaltung gegenüber dem Hypothetischen scheint mir in der Formenlehre größer zu sein als in der Lautlehre. Wo es angeht, werden die Konstruktionen der prähistorischen Grammatik erledigt durch Verweise auf Werke und Abhandlungen, in denen man sich Rats erholen kann[1]). Auch in der Berücksichtigung anderer germanischer Sprachen als der auf dem Titel genannten ist Wilmanns zurückhaltend, mitunter zu sehr. Ich glaube, die Erörterungen über *t*- und *dh*-Präteritum würden gewinnen, wenn die Verhältnisse der nichthochdeutschen westgermanischen Sprachen

---

[1]) Brugmanns Grundriß konnte noch nicht in zweiter Auflage zitiert werden. Aber, wenn ich nichts übersehen habe, fehlen Hinweise auf Brugmanns Kurze vergleichende Grammatik der idg. Sprachen (1904), die zum Teil gegenüber der 1. Auflage des Grundrisses verändert ist. Bei Brugmann S. 550 sind Arbeiten über das schwache Präteritum verzeichnet, die jünger sind als die von Wilmanns S. 70, Fußnote 1 genannten.

etwas ausführlicher dargelegt würden. Von *suohta* und *ruohta* wird angegeben, daß andere germanische Sprachen auf ein *t*-Präteritum weisen, aber bei der Erörterung von *dahta, wahta* wird dies nicht gesagt, vielmehr werden diese Formen ohne Vorbehalt aus *dahhita* usw. hergeleitet.

Auch eine etwas größere Berücksichtigung des älteren Neuhochdeutsch wäre in der Formenlehre wünschenswert. Wenn z. B. gesagt würde, daß das aus dem Partizip eingedrungene *o* früher im Präteritum mancher Verba der Klasse *helfen* erschien, die es später wieder aufgaben, so würden Optative wie *schölte, gölte* damit ihre Erklärung finden. Auch daß früher nicht nur *a* in den Plural Präteriti der Verba wie *binden* eindrang, sondern auch umgekehrt *u* in den Singular, verdiente Erwähnung. Und so noch manches andere.

Hoffentlich erscheint die zweite Hälfte der Flexionslehre recht bald.

Wien. M. H. Jellinek.

Josef Bacher, Die deutsche Sprachinsel Lusern. Geschichte, Lebensverhältnisse, Sitten, Gebräuche, Volksglaube, Sagen, Märchen, Volkserzählungen und Schwänke, Mundart und Wortbestand. Innsbruck 1905, Verlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung (X. Band von Hirn und Wackernell, Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer). XV und 437 SS. 8°.

Neben Hauffens Arbeit über Gottschee und Reisers über Allgäu ist nun eine ähnliche, gleich bedeutsame von J. Bacher getreten über Lusern, einen kleinen Ort südöstlich von Caldonazzo gegen die venezianische Grenze zu mit 714 ortsanwesenden Deutschen und 14 Italienern nach der Volkszählung von 1900. Bekannt ist der Ort schon durch das Luserner Wörterbuch von J. V. Zingerle 1869.

Indem der Verf. das Lusernsche Haus darstellt (S. 46), bleibt er ganz objektiv bei seinen Tatsachen, ohne zu untersuchen, ob es das fränkische oder bayrische Haus ist. Er hat daran recht getan. Indem der Luserner zunächst den einfachen Küchenraum, aus dem der Rauch sich nicht immer durch einen Schornstein, sondern sehr oft durch die Tür entfernt, schlechthin als *Hauš* bezeichnet, verrät er, daß die ersten Ansiedler nur ein ganz primitives Haus wie etwa noch das heutige bosnische, aus dem sich spätere Arten wie das fränkische oder bayrische differenzierten, bewohnt haben. Bei deutscher Besiedlung bedeutet dies ein sehr hohes Alter und die nachrückenden Elemente können stets nur in einer so geringen Zahl eingetroffen sein, daß sie sich an dieses alte Haus unter dem Drucke der schon vorhandenen Mehrheit und wohl auch der Landesverhältnisse gewöhnten. Die heutigen An-

und Überbauten bedeuten nur eine bandwurmähnliche Anreihung von weiteren Räumen, ebenerdig oder etagenartig, und ohne alle organische Stilanforderung können sie auch samt dem ursprünglichen Raum wieder weiter abgeteilt werden, wenn die wachsende Zahl der das Haus bewohnenden Familien dies verlangt. Denn patriarchalisch bleibt die ganze Sippe, solange als möglich, in demselben Hause.

Wir müssen daher den geschichtlichen Notizen, welche das Buch besonders S. 16 ff. bietet, besondere Beachtung schenken. Die zahlreichen Alemannen *(Alamanniae generalitas)*, welche im Panegyricus des Bischofs Ennodius von Pavia (um 500) als „innerhalb der Grenzen Italiens" seßhaft, als „Grenzwächter des Reiches", als Teilnehmer am „Reichtum unseres Bodens" angeführt werden, läßt B. noch im eigentlichen römischen Norditalien seßhaft sein und ironisiert die Auffassung Weiß', der *soli nostri opulentiam* mit Graubünden und dem Oberinntal vereinbar hält. Doch werden wir annehmen müssen, daß die auf der italienischen Nordgrenze angesiedelten Alemannen mit denen des Stammgebietes in Zusammenhang geblieben sind, Graubünden und das Oberinntal also mit eingeschlossen erscheint. Über die Schwaben *(Suabi)* s. unten. — Weniger von Entscheidung werden für die Kolonisation die 1000 gotischen Krieger gewesen sein, welche 552 nach Pavia, und die anderen, die in das jetzige Uri und nach Tirol flüchteten, wo die Gegend von Meran nicht selten das Amelungenland genannt wurde. — Von Belang ist, daß, während Goten und Byzantiner sich bekriegten, der Frankenkönig Theodebert († 547) Teile von Ligurien, die cottischen Alpen und den größten Teil des venezianischen Gebietes sich tributpflichtig machte. Insbesondere von letzterem „hatten die (Ost-)Römer die Küstengebiete, die Franken das übrige besetzt", sagt Procopius in seinem „Gotischen Kriege". Und weiter landeinwärts, den Franken nicht mehr untertan, — also wohl gegen Kärnten und das heutige Krain zu — wohnen *Siscii et Suabi*. Aus dem slovenischen Dialekte läßt sich noch manche schwäbisch-deutsche Sprachform als Lehnwort herausheben. Wenn aber der Name *Siscii* mit dem der Stadt *Siscia* (= Sissek) zusammengehört, so verdient der südslavische Charakter der Alpenbesiedlung Beachtung: serbisches *hum*, nicht sonstiges *kum*, begegnet am weitesten vorgeschoben im Ortsnamen *Humište*, d. i. Hügeliger Ort, dem heutigen Imst. — Die fränkische Besiedlung Italiens wurde von Karl d. Gr. nach 776 durch die in die wichtigsten Punkte gelegten fränkischen Besatzungen gefördert; aber auch Sachsen sind nach Eginhard nicht nur nach Frankreich, sondern auch nach Italien deportiert worden und schon 804 folgte eine weitere Deportation von 10.000 unruhigen Elementen. Kaum wird davon viel nach dem südlichen oder mittleren Italien gewandert sein: am stärksten ist wohl das Gebiet am Po und nördlich davon mit Deutschen besetzt worden. Ganz ähnlich war

dies ja auch mit den Longobarden (568—774) der Fall. Übrigens setzt schon 658 mit Longobardenkönigen bayrischer Abkunft der bayrische Einfluß ein, von denen ausdrücklich Ansprand bayrische Hilfstruppen bei sich hatte. Man wird von solchen annehmen müssen, daß sie größtenteils dauernd im Lande verblieben. Durch Otto I. kamen Friaul und die Veronesermark bis 995 an Bayern, von da ab gehörten beide durch 200 Jahre zu dem stark fränkisch besiedelten, neuerrichteten Herzogtum Kärnten. — Aber der Einfluß des Bayrischen läßt sich durch politische Grenzen nicht abdämmen: wie im Norden bis ins Obersächsische die bayrischen Vorgänge *û* 〉 *au* und *î* 〉 *ei* schon zur Zeit Luthers reichten und das Nordgauische zu einem bayrischen Unterdialekt wurde, wie im Westen das Schwäbische vom alemannischen Hauptaste eigentlich nur insoferne sich trennte, als es bayrische Eigentümlichkeiten annahm, so wirkt der bayrische Spracheinfluß auch nach dem Süden und Osten bis in die letzten Sprachinseln der VII. Komuni oder von Gottschee. — Und wie vom XIII. ins XV. Jahrhundert der Norden und Osten Ungarns mit dem anschließenden Polen (Galizien) teils ganz von Deutschen besetzt, teils stark mit ihnen durchsetzt war und im Anschlusse an das deutsche Stammland eine Art Hinterschlesien bildete, so zeigt Bacher in Oberitalien, namentlich im Venetianischen vom VI. bis tief ins XIII. Jahrh. hinein deutsche Besiedlung und Sprache in breitem Anschlusse an das Deutschtum der Alpenländer.

Aus diesem so gewonnenen Standpunkte ergeben sich nun zwei ganz neue Grundregeln. Einmal hat man das Italienische, wo es mit den Dialekten der heutigen deutschen Sprachinseln in Formen und Wortschatz manches Eigenartige gemein hat, nicht immer als die Quelle betrachten, sondern wir finden umgekehrt hier leicht den Weg, wie Deutsches durch Entlehnung ins Italienische übergehen konnte. Wir werden ital. *nonno,* Großvater, als eine bayrische alte Dialektform für ahd. *ano,* Großvater, ansehen: dumpfes *à* und vorgeschobenes *n* wie in *nàst* für Ast. Deutsche Benediktinermönche mögen das Wort zur gegenseitigen Anrede verwendet haben. Möglich, daß einzelne deutsche Grenzdialekte ihre angestammte Form zu Gunsten der nunmehrigen italienischen abänderten: in Lusern müßte das Wort ja *nano* oder (nach Aufhören alemannischer Kürze vor einfacher Konsonanz) *nanno* lauten, jünger *nannv.* Ital. dial. *grīšo* behält das unverschobene *î* des mhd. *grîs* (greis = alt, grau) bei, durch Einfluß des Italienischen bleibt im Luserner *grīšvt* der gleiche *î*-Laut. Ital. dial. *krošnobol* kann sein *k* und *o* aus dem Sächsischen der obenerwähnten Deportierten haben: *Krommschnabel;* nd. *nebb* für „Schnabel“ lebt in der zimbrischen Kompromißform *krumpsneff* noch lautlich weiter. Da man nicht leicht an Einfluß der nhd. Schriftsprache glauben kann, ist auch *nüchtl* neben *nüftl* (Nichte) durch sein *cht* 〉 *ft* offenbar ein Rest sächsischer Aussprache. Finden sich doch säch-

siche Wörter wie *stulten* (stocken, von erkaltenden Flüssigkeiten) auch noch im Püttner Dialekt; obd. müßte es hier (statt *gštuittn*) *gštuitzn* lauten. So ist natürlich ital. *tasso* nur das übernommene deutsche *dass* > *dahs*, Dachs. Auch dieser Vorgang *chs* > *ss* ist dem Nd. am geläufigsten; man vgl. *voss* und obd. „Fuchs". — Dem velturnser *teŋko* (link) steht lus. *tschenk* zur Seite, wie dem mhd. *torse* ein lus. *tschörk* entspricht; vereinzelt geht also *t* in *tsch* über; ital. *zanco* (dial.) zeigt aber auch *a* für *ẽ* oder (nach Grimm aus got. **dankeis*) *e*, das wieder aus verschiedenen germanischen Dialektquellen fließen kann.

Die zweite Grundregel, die sich aus dem oben gezeichneten Standpunkte ergibt, ist die: die heutigen Sprachinseln müssen nicht direkt aus deutschem Stammgebiete besiedelt sein, sondern es können namentlich die Gebirgstäler erst aus den größeren Orten der Ebene, die heute verwelscht ist, ihre Bevölkerung erhalten haben. Und in der Tat erscheinen die Kirchen solcher Sprachinseln als Filialkirchen größerer, heute welscher Pfarreien bis hinab nach Padua. Man hat also vorerst eine verschollene Dialektmischung oder Dialektentwicklung in den heute welschen Stammorten vorauszusetzen.

Die alte alemannische Besiedlung Oberitaliens drückt sich im Luserner Filialdialekt ganz deutlich aus: wir meinen nicht etwa bloß die *št* nach Selbstlauten statt *st*, die in ganz Tirol verbreitet sind und daher leicht fälschlich als bayrisch gedacht werden könnten. Sondern, wie B. ganz richtig wahrnimmt (S. 28), vor allem das hohe *a* für mhd. *a*, während der Bayer dumpfes *à* spricht, nicht erst seit dem XII. Jahrh., sondern in einem gewissen Grade von jeher, wie die slavischen Lehnwörter *gost* (für Gast), *kostel* (bayr. Kostel, lat. *castellum*) und umgekehrt deutsches **šlàwo*, Gl. **šlàwun* für slaw. *slovan* beweist. Erst aus bayr. **šlàwo* konnte ital. **eschiavo* und byzant. *'Εσκλαβηνός* herausgedeutet werden, das wieder in arab. *Saqālibe* übergeht. Nur bayr. *à* rechtfertigt den Übergang von *o* in *Slovan* zu *a*. Alemannisch ist auch der *sch*-Umlaut z. B. in *weschn* für waschen (S. 165), die Form *üs* für *uns* (ohne *n*); ans Elsässische gemahnt das *ü* für *u*, z. B. in *pükh* für Bug, falls sich der Umlaut nicht irgend anders erklären läßt. Übrigens setzt das slov. *hiša* für mhd. *hûs* ein *i* < *ü* auch für mhd. *û* im südöstlichen deutschen Kolonialgebiet voraus. — Gerade das Hochalemannische liebt die vollen ahd. Endungen. Man sehe nur bei Stalder den Walliser Dialekt ein; *võ waiton*, *võ nõvtom* S. 178 mögen allerdings durch *-om* < *-ung* (bei Schneller, Wb. *Virgattum*, und um Pütten der Reim: Pauli Bekehr*ung*-halbs hinum halbs her*um*) noch gestützt werden, aber *rošomkhüm* („Rossenkümmel") zeigt deutlich die Vorliebe selbst für unechte Endung *-om*. Die gewölbten *õ* und *ü* kenne ich aus der Schweiz, aber auch aus Tauberbischofsheim in Franken. Die hellblonden Kinder mit schwarzen Augen (S. 37), die sonst überall auffallen,

sind im Badener Schwarzwalde, bezw. dessen Ausläufern, nichts Seltenes: mein eigener von dorther stammender bald 4jähriger Pflegesohn zeigt das gleiche Farbenspiel. Der Straßburger *Fritzsche Closener* († 1864) gibt uns mit *Fritsch* das Vorbild für *Kitsch* (< *Kitz*) und mit *geischeler* das Vorbild zu *govšl,* Geißel mit *š*, vielleicht allgemeiner zu dem *š* für *ss, s.* So hat *grantsch* für *grant* (aus ahd. **grant-az*) „Grand“, „längliches Becken“ mit slav. *granicza* gar nichts zu tun. — Die *oa* für nhd. *ô* und *ea* für mhd. *ê* sind dem Ostschwäbischen eigen; für got. *au* hat das Bayr. hohes *á* als ersten Bestandteil zur sicheren Voraussetzung, ob nun *au* (in *paum, laup* usw.) bleibt oder zu *áo* wird (in *ráot, náot, táot*). Das Lusernische setzt *ou* an, wobei der zweite Bestandteil *u* in einen Nachschlag *v* übergeht: *lǫab* „Laub“ ebenso wie *tǫat* „tot“. Das Schwäbische hat da mit dem Mittel- und Niederdeutschen die gleiche Voraussetzung: *ǫ* im ersten Bestandteil des *ou, au;* nur bleibt im Norden meist das *u* und *ǫu* gibt durch Verengung geschlossenes *ǭ*, während *ǫv* durch Verengung offenes *ǭ* ergäbe. Der Vorgang *ǫu* > *ov* ist symmetrisch dem Vorgange *ęi* > *ev.* Daß durch die Nasalierung der offene erste Bestandteil in *ǫv* und *ęv* geschlossen wird und in *u,* bezw. *i* übergeht (*uv* und *iv* in *truam* Traum, *schũã* schon, *zwĩv* zwein), ist ebenfalls ein schwäbischer Vorgang, während das Bayrische im *õə̃* und *ẽə̃* als ersten Bestandteil das mittlere *ǫ* oder *ę* beibehält, eher noch öffnet. Von den kürzenden Adverbialbildungen erinnert *namp* (= *nâhen bî,* nicht *nâhe hin bî*) an Reisersche Allgäuer Kürzungen wie *namma, mibbadur* (Reiser S. 542).

Vom Schwäbischen und Bayrischen zum Fränkischen bildet das Oberpfälzische oder Nordgauische die Brücke. Dieses hat in einzelnen Sparpfennigen das hohe *a* für ahd. mhd. *â* (unumgelautet) noch bewahrt. Siehe Nagls Deutsche Mundarten II 71 f. Diese dem germ. *ę̄* zunächststehende Geltung ist durchgängig für das Lusernische beibehalten, so daß hier mhd. *a* und *â* der Qualität nach zusammenfallen. *mã* = Mond *(mâne)* und man, *anə* ohne, mhd. *âne,* püttn. *ũni,* unechtes *i* erzeugt in Lusern auch Umlaut: *enə, khābvs,* püttn. *gouwəss* mit etwas geänderter Bedeutung. An das Nordgauische und an das gleichfalls halbbayrische Kärntnisch erinnert der Übergang von *ǫv* < mhd. *ei* in *uv,* zunächst vor Nasalen, also ganz wie das *ǫv* < mhd. *ou* und *ô*. Das Nordgauische kann jedoch alle *ǫv* aus mhd. *ei* in *uv* wandeln, wenn nicht echtes oder unechtes *i* in der Nachsilbe folgt. — Das *ô* < ahd. *ai,* welches der Oberpfälzer Dialekt in *zwõnzg, klõd* (zwanzig, Kleid) und das Zimbr. Wörterbuch in *hôlego, tôln, hôzn, Stône* (heilig, teilen, heizen, Steine) ausweist, scheint mir noch isoliert in *schwǭs,* Männerbrust (wo der Schweiß den Haarwuchs fördert) erhalten zu sein, wenn auch vermittelt durch das ital. dial. Lehnwort *schwǭʃa.* Mit dem vom Nordgauischen abhängigen Dialekt des niederösterr. V. U. M. B., speziell um Röschitz und Pulkau, hat

das Lusernsche die Form *tagv* für „Dohle“ gemein, während sonst bayr. *tachl* begegnet. Aber direkt mitteldeutsche Eigentümlichkeiten treten auf. Der „erweiterte“ Infinitiv in *plüenen* (blühen), *nenen* (nähen), *penen* (bähen) usw. wurde von mir Deutsche Maa. II, S. 108 f. als unrichtige Rekonstruktion aus vermeintlichem mitteld. *n* (⟨ *nn*) erklärt. *Venv* (S. 65) für *finden* und überhaupt die Senkung des *i* zu *e* wie in *gvpreŋk* (= „gebringt“ st. „gebracht“), wie sie im mittleren Deutschland bis hinüber zum ripuarischen Fränkisch, aber auch nach Niedersachsen hinein sich breit macht, ferner der Vorgang *nd* ⟩ *nn*, *n* (*linvs* = lindes S. 65) und *ld* ⟩ *l*, im Bayrischen nur vereinzelt, wurzelt im Lusernschen so tief, daß sich daraus die sonst im Mitteldeutschen auftretenden Pluralformen wie *Kesldvr* (d. i. „Kessel-er“, Pl. von „Kessel“) durch falsche Rekonstruktion erklären. *Wildendorf* ⟩ *Welendorf* ist die fränkische Namensentwicklung des Geburtsschlosses und -ortes Wolframs v. Eschenbach; einen *Kalenberg* hat aus dem *Kaldenberg (Kaltenberg)* bei Wien der Babenberger Hof gemacht. *Anvwit* für „Anwende“ *(Anawanta)* erinnert mit seiner Kürzung an oberfränkisches *sumit*, Sonnwende, dessen Vorstufen *sünvwit*, *sünwit* waren. Wenn man die vereinzelten *ĕ* ⟩ *a* des Lusernschen ins Auge faßt, z. B. *schrakh* für *schrĕcke*, *war* zu *wĕrren*, *wart* zu *wert* und sie mit obersächs. *Bar*, *knacht*, *racht* für *bĕr*, *knĕht*, *rĕht* vergleicht, so muß ja, da Mitteldeutsche auch *spazääran* für spazieren, *examinääran* für examinieren aussprechen, solchen Mitteldeutschen bei Berührung mit den Italienern die Übernahme der Infinitivendung *-are* als *arn* recht leicht gefallen sein: *snerārn*, *ęšaminārn* u. ä. Doch ist es fraglich, ob Lehnwörter auf *-ieren*, *-ārn* schon in die früheste Zeit der deutsch-italischen Besiedlung hinaufreichen. Auffällig ist auch *ka*[*n*] für „gëgen“, „gën“, da stimmloses *k* und nicht nd. stimmhaftes *g* vorliegt, so weist das *a* ⟨ *ĕ* aufs Mitteldeutsche, und längst schon habe ich tschechisches *ke* (= zu), welches dem Polnischen fremd ist *(„do“)*, als deutsches Lehnwort erkannt. Es ist in mancher Beziehung bei Lehnworten schwer, die Grenze zwischen Md. und Nd. (bezw. Niedersächs.) zu ziehen. Auch solche *a* ⟨ *ë* hat das Niederdeutsche. Eben wurde auch *e* ⟨ *i* erwähnt. Schon oben wurde in *krošnóbl*, *nüchtl*, *tašo (dass)* Niederdeutsches vermutet; *ó* (= auch) kann aus nd. *ôk*, md. *ôch* gekürzt sein, bayrisch ist es gewiß nicht; *timpl* statt bayr. *timpfl* hat gewiß niederdeutsches *p*, aber auch im Mitteld. haben sich einige solche *p* erhalten; die gleiche Behandlung des nhd. *ô* und *ou* als *ov* läßt auf nd. Vorbild schließen; das Schwäbische, das wohl *ov* für mhd. *ô* hat, unterscheidet davon altes *ou*. Das stimmhafte *ſ* ist ebenfalls dem Hochdeutschen fremd und dem Nd. eigen: daß natürlich die Nähe der Italiener einen noch so schwachen Sprachfunken der sächs. Kolonisten zu lebensfähiger Flamme anfachen konnte, ist begreiflich.

Die *uv* für mhd. *uo* hat das Alemannisch-Schwäbische mit dem Bayrischen gemein. Auch die harten *p* und *t* im Anlaute. Daß im bayr. Bannkreise zunächst das *ov* ⟨ ahd. *ai* Platz greifen mußte, ist begreiflich: dieser Laut fällt so ins Ohr, daß man ihn zuerst sich aneignen muß, will man sich dem Bayrischen nähern. Auch im Wortschatz ist viel Bayrisches: das charakteristische *ęrteg* für Dienstag; aber es hat eine recht unbayrische Form; das *eg* erinnert noch an alemann. *zęistig* oder *zęisteg* und der stärkere Umlaut in *er* verlangt bayr. *ę,* bezw. *ęə* ⟩ *iə.* Übrigens dauert das Überwuchern des Bayrischen noch fort: während man sonst nur *schwarz* mit alemann. hohen *a* spricht, heißt S. 87 ein gebräuntes Gesicht *dar schwǫrz,* — was dem Verf. selbst aufgefallen ist.

Der Verf. gibt hier nicht seinen Mutterdialekt: dieser, der Feldthurnser, ist weit mehr bayrisch als der Luserner, wie die vergleichsweisen Ausführungen mit „velt." erkennen lassen. Für die Sprach- und Besiedlungsgeschichte ist aber zweifelsohne der glückliche Griff zu preisen, den B. mit seiner Wahl getan hat. Die innerösterreichischen Dialekte — zu denen auch der Püttner gehört — werden aus dem wissenschaftlichen Wiederaufleben des praktisch erstorbenen deutsch-italischen Südens manche Beleuchtung erfahren. Bei B. steht *evpvr* = mhd. *æber; ev* ist also ein mhd. Umlaut *æ; evchvr,* Ähre, enthält also ebenfalls mhd. *æ;* und nun erst verstehe ich das Püttner *ęchər* mit mittlerem *ę,* das ist ein Umlaut *æ* wie in *tę'nəz, tæheniz,* Ternitz. Mhd. *a* gäbe umgelautet entweder *ácher* oder *ęchər* (mit geschl. *ẹ*), aber nicht *ę.* Das Wort „schnäckern" (pütt. *schnāgən*) = beim Essen gleich Kindern Tropfen und Stücke aus dem Munde auf die Erde fallen lassen, findet durch lus. *schnāgvrn* und *schnāgvm* eine weitausgreifende und doch befriedigende Erklärung.

Die Methode der grammatischen Darstellung ist, wenn auch durchgreifende Ideen fehlen, doch korrekt nach den gegenwärtigen Anforderungen der Schule. Die verschiedenen Realkapitel gleichen in ihrer auf das Einzelne gehenden, kühlen Darstellung fast einem nach stofflichen Gesichtspunkten geordneten Wörterbuch. Das alphabetische Wörterverzeichnis ist von bedeutsamem Inhalt, doch fehlen die minder ästhetischen Ausdrücke besonders des Geschlechtslebens. Sollten keine solchen vorhanden sein? Der Alemanne ist da allerdings ernst, lehrhaft und trocken, fehlt doch selbst das Volkslied, wie auch bei Reisers „Allgäu", wo ein solches nur gelegentlich einzelner Kalender- oder Arbeitsfeste erscheint.

Wien. Dr. J. W. Nagl.

Dr. Julius Ziehen, Kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial zu Lessings Laokoon. 2. Auflage. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing 1905. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Seit die Frage aufgeworfen worden ist, welchen Anteil die Mittelschule an der Entwicklung der Kunst zu nehmen habe, wurde die Berechtigung des „Laokoon" im Bestande der Schullektüre wiederholt angezweifelt. Dem Gewinne, der Erfassung Lessingscher Eigenart, wurde das Verderben entgegengehalten, das die Ausführungen des großen Schriftstellers in der heranwachsenden Jugend bereiten müssen, wenn nicht auf die Mängel hingewiesen würde, die dem Werke eigen sind.

So maßlos auch manchmal die Angriffe waren, besonders in der Annahme, daß der Lehrer des Deutschen der Kunst mit verbundenen Augen gegenüberstehe und sie die Fähigkeit besitzen könne, das Verhältnis jener berühmten Tendenzschrift zur Entwicklung der Kunst selbständig zu klären, müssen doch recht gute, allgemeine Wirkungen ihnen dankbar zuerkannt werden; denn um die Angriffe zu entkräften, erstanden eine Reihe von Schriften, die nun jeden Lehrer leicht in Stand setzen zu zeigen, wo Lessing von falschen Voraussetzungen ausging und wo er zu sehr dem eigenen Geschmack folgte. Neben dem Kommentare Blümmers sei da vor allem an die Abhandlung von K. Rethwisch „Der bleibende Wert des Laokoon" (Beilage zum Jahresberichte des Friedrich-Gymnasiums zu Frankfurt a. O., Oktober 1899, in Buchform bei Weidmann, Berlin) erinnert.

Das vorliegende Werk reicht aber noch über das Ziel jener Angriffe hinaus. Diese wollten nur Irrtümer abgehalten wissen; durch diese Auswahl von Werken der Kunst aber werden jene Unterrichtsstunden, die der Abhandlung Lessings gewidmet sind, erst wahres Leben gewinnen. Denn auch die geistreichsten Gedanken über die Kunst fesseln erst dann zu dauerndem Interesse, wenn die Möglichkeit geboten wird, sie auch zu erproben. Eine Auslese von 58 Bildern in recht guter Wiedergabe begleitet nun Schritt für Schritt die Ausführungen Lessings. Besonders reich ist das Gebiet der allegorischen Kunst bedacht und mit Recht: hat ja das Unwesen der Allegoristerei den kräftigsten Anstoß zum „Laokoon" gegeben. Weiter werden die Gedanken über den Ausdruck des Schmerzes, über die Frage, ob Schönheit oder Wahrheit das oberste Gesetz künstlerischen Schaffens sei, über die Darstellung der Affekte und Handlungen, dann die Kunstgriffe, der bildenden Kunst auch das Gebiet der Zeitfolge zu eröffnen, und die Untersuchungen über das Häßliche als Gegenstand der Kunst durch den Anblick des Bildes erst recht wirkungsfähig.

Das Verdienst des Verf.s der vorliegenden Schrift ist aber keineswegs nur darin zu suchen, daß er die Leitsätze des „Laokoon" illustrierte. Die Auswahl, die er traf, ermöglicht es auch zu erkennen, welche Stellung der „Laokoon" in der Theorie der

bildenden Künste überhaupt einnimmt. So beschränkt sich der Verf. z. B. nicht darauf, die allegorische Kunst nur so weit zu berücksichtigen, als sie Lessing vor Augen hatte, sondern er zeigt auch im Bilde, wie diese Art von Kunst noch nach Lessing bis in die neueste Zeit ihr Wesen oder Unwesen treibt. Auch der verbindende Text, der die Bilderauswahl begleitet, spielt nicht nur die Rolle eines Vermittlers zwischen Bild und Wort, er zieht vielmehr wichtige Fragen des künstlerischen Schaffens, die Lessings Schrift nicht berührt, unauffällig in den Kreis der Schule und macht so die Lektüre des „Laokoon" zum Ausgangspunkte eines gründlicheren Interesses für die Kunst.

Die Schrift werden bemitteltere Schüler sich leicht verschaffen, für die mittellosen kann die Schülerbibliothek aushelfen. Es wird, wie auch der Verf. annimmt, genügen, daß je zwei Schülern ein Exemplar dieses empfehlenswerten Unterrichtsmittels zur Verfügung steht.

Olmütz. Franz Ingrisch.

Dr. Ignaz Kadlec, Deutsches Lesebuch für die obersten Klassen der Mittelschulen mit böhmischer Unterrichtssprache. Mit 24 Abbildungen. Prag, Česká grafická akciová společnost „Unie" 1906. Preis geb. K 4·50.

Von den bisherigen Lesebüchern für die obersten Klassen der Mittelschulen, namentlich dem allgemein gebrauchten von Veselík und Trnka, unterscheidet sich das neue Buch von Kadlec dadurch, daß es den literarhistorischen Lernstoff mit dem Lesestoff verbindet. Es bietet also eine Literaturgeschichte mit einer Beispielsammlung, was natürlich dem Lehrer nicht verwehrt, einzelne Lesestücke ohne Rücksicht auf die historische Folge vorwegzunehmen, bezw. auf sie zurückzugreifen. Der Lehrstoff ist nicht anderen Autoren entnommen, sondern die Charakteristiken, Übersichten, Inhaltsangaben, Biographien sind in einer ganz schlichten Ausdrucksweise mit kurzen parataktischen Sätzen geschrieben, so daß man erspart, ihre Ausdrücke und Wendungen auch sprachlich erklären zu müssen, was bei den üblichen Inhaltsangaben Uhlands oder Scherers unvermeidlich wäre. Diese kurzen, leicht verständlichen Sätze werden dem Schüler die Reproduktion sehr erleichtern.

Allzu lange Lesestücke sind vermieden und es werden nur Stücke abgedruckt, die in der Schule mit Nutzen durchgenommen werden können. Den Zwecken der Konzentration des Unterrichtes dienen dabei nicht nur die Verweisungen auf das Lesebuch für die V.—VI. Klasse, sondern besonders auch die stete Bezugnahme auf die böhmische Literaturgeschichte, deren Fakta, soweit sie den Schülern bekannt sein können, immer herangezogen werden: bei jeder literarischen Richtung werden ihre böhmischen Analogien,

bei jeder Persönlichkeit ihr Einfluß auf die böhmische Literatur hervorgehoben, auch bei den Jahreszahlen werden Gedächtnisstützen in der böhmischen Literaturgeschichte gesucht. Die berühmte Stelle über die Slaven aus Herders „Ideen", auf deren Wichtigkeit für die slavischen Literaturen Murko hingewiesen hat, wird vollständig abgedruckt; an Murkos schönes Buch erinnert uns auch das hübsche Kapitel „Einfluß der Romantik auf die böhmische Literatur". Der Bedeutung Österreichs für die deutsche Literatur wird das Lesebuch durch Hervorhebung seines Anteils in den älteren Perioden und durch ein besonderes Kapitel für das XIX. Jahrhundert „Deutsche Dichtung in Österreich" gerecht.

Die Anmerkungen ergänzen den historischen Stoff und erklären einzelne schwerer verständliche Ausdrücke. Sehr willkommen ist die eingehende Erklärung des Glockengusses, welche eine gute Illustration sehr anschaulich macht; die übrigen Abbildungen sind Porträts von Dichtern. Über das Maß des Aufgenommenen und über die Berechtigung von Weglassungen wird man natürlich nie ganz einig sein; trotz der hier möglichen Einwendungen bedeutet das neue Lesebuch, das Ergebnis sehr fleißiger und einsichtsvoller Arbeit und gründlichen Wissens, einen großen Gewinn für den deutschen Unterricht an böhmischen Lehranstalten. Dieser Gewinn wird auch durch einige leicht zu behebende Fehler nicht beeinträchtigt, von denen mir folgende aufgefallen sind:

S. 1: Die Einteilung der germanischen Sprachen ist mangelhaft dadurch, daß die westgermanischen Sprachen in Niederdeutsch und Hochdeutsch eingeteilt werden; Englisch ist nicht deutsch, auch nicht niederdeutsch. S. 29: Die Erklärung „Was ist romantisch?" ist bei der höfischen Poesie überflüssig und gehört auf S. 198. — S. 39: Statt „die Sprache ist mittelhochdeutsch" (1300—1500) sollte es heißen: „geht aus dem Mhd. ins Nhd. über". — S. 43: Die hohe Bedeutung der Prosa im XVI. Jahrhundert war zu betonen. — S. 56: Die Einführung der Bezeichnung „Leipziger Dichterverein" statt „Bremer Beiträger" ist überflüssig. S. 106: Der Sturm und Drang sollte nicht vor dem „Hain", eigentlich nicht vor dem jungen Goethe behandelt werden, namentlich wenn, wie hier, ein so spätes Gedicht wie 'Der ewige Jude' von Schubart als einziges Beispiel die ganze Richtung charakterisieren soll. Beim jungen Deutschland hätte Gutzkow genannt werden sollen, dagegen hätte Hermann Lingg unter den Münchnern ruhig fortbleiben können. Im Kapitel „Deutsche Dichtung in Österreich" sollte die Anordnung chronologisch sein, jetzt steht Collin in der Reihe hinter Anzengruber, Ebert hinter Meissner. S. 312: Moritz Hartmanns Kelch und Schwert feiert nicht „den Heldenmut der Hussiten". Es ist nicht zulässig, von seinem Gedichte „Die böhmischen Bauern" nur die ersten 14 Strophen so abzudrucken, daß sie den Eindruck eines schlechten Ganzen machen, und den Schluß mit der Pointe wegzulassen. In den Anmerkungen wird die

Mulda, welche Herder als westlichen Grenzfluß der Slaven im XVIII. Jahrhundert nennt, als sächsische Mulde erklärt; ist nicht vielmehr die [obere] Moldau gemeint?

Prag. Ernst Kraus.

Auswahl aus Victor Hugo. Erklärt von Dr. O. Weißenfels, Prof. am kgl. fr. Gymnasium in Berlin. Weidmannsche Buchhandlung 1905. 248 SS. kl.-8⁰ (Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller).

Der bei weitem größte Raum (128 von 162 Seiten Text) dieser „Auswahl aus Victor Hugo" ist dem Lyriker Victor Hugo zugewiesen; der Dramatiker ist dagegen nur durch ein Bruchstück (aus dem Ruy Blas) und der Prosaiker durch fünf Proben (aus zwei Romanen, zwei Vorreden und einer Rede) vertreten: eine Verteilung, die man im ganzen billigen wird. Erleichtert wird das Eindringen in den Inhalt des Gebotenen durch die „Anmerkungen", welche den Gedankengang eines jeden einzelnen Stückes erläutern und allenfalls auch sprachliche oder sachliche Schwierigkeiten hinwegräumen. Eine gediegene, durchaus auf Selbststudium und eigener Auffassung beruhende Leistung stellt die „Einleitung" (48 Seiten stark) vor, welche zunächst eine Übersicht über Victor Hugos Leben (hier hätten wir gerne eine Bemerkung über die Mutter des Dichters und ihren Einfluß auf ihn gefunden) und seine literarische Tätigkeit gibt und sich dann ausführlich über „die Epochen seiner dichterischen Entwicklung" ergeht. Hier findet sich auch eine Würdigung der ersten Vorbilder des jungen Dichters, Chateaubriand und Lamartine, nebst einem Hinweis auf den Unterschied zwischen ihrer poetischen Eigenart und derjenigen Victor Hugos. Es folgt darauf eine Betrachtung über Victor Hugo als Dramatiker, als Epiker und (unter Vorausschickung einer kurzen Skizze der Geschichte des französischen Romans) als Romanschriftsteller. Daran schließt sich ein Kapitel über „Das Eigentümliche in V. Hugos dichterischer Begabung" („der Fülle und der Stärke seiner Liebe, seines Hasses, seines Mitleidens entspricht die Fülle und die Stärke seiner Sprache") und eines über „V. Hugos Gedankenwelt", welch letzteres nebst anderem („V. Hugo schafft Mythen mit einer Kühnheit und Selbständigkeit, als gehörte er dem Kindeszeitalter der Menschheit an ... ...Er denkt in einer ganz unmodernen Weise mit Hilfe der Phantasie") auch hervorhebt, daß V. Hugo einer jener Dichter ist, „die unter dem tyrannischen Zwange ihrer Natur mit höchster Anspannung ihrer schauenden und denkenden Kräfte danach ringen, das geheimnisvolle Leben des Alls und die Ziele dieser ganzen im Menschen gipfelnden Bewegung zu verstehen". Das letzte Kapitel „V. Hugo im Lichte

der romantischen Bewegung" führt aus, daß der Dichter die Eigenheiten der Romantik potenziert aufweist, daß er aber auch ein „*homme d'action*" ist und, zur Reife gelangt, keinem anderen Gesetz mehr zu gehorchen scheint als dem seiner eigenen Natur. Das Ganze wird abgeschlossen durch eine Zusammenstellung der bibliographischen Hilfsmittel.

Wenn der Herausgeber im Vorwort es als schwer bezeichnet, „von einem so fruchtbaren und so wandlungsreichen Dichter, wie V. Hugo, durch eine knapp bemessene Auswahl ein vollständiges und hinlänglich klares Bild zu geben", so wird man nach einer Prüfung dieser mit gründlicher Sachkenntnis, Urteil und Geschmack zusammengestellten Hugo-Chrestomathie zugeben, daß hier diese schwierige Aufgabe im Rahmen des Möglichen glücklich gelöst worden ist. Das auch äußerlich schön ausgestattete Bändchen, das freilich nur sehr fortgeschrittenen und reifen Schülern in die Hand gegeben werden kann, ist eine Zierde der ganzen Sammlung.

Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische. Von G. Stier. Cöthen, Verlag von O. Schulze 1906. 216 SS. kl.-8°.

Dieses „Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische" zerfällt in zwei Teile: der erste enthält zunächst Einzelsätze, welche sich Seite für Seite an desselben Verf. „Kleine Syntax der französischen Sprache" anschließen; da jedoch der zur Behandlung kommende grammatische Stoff an der Spitze eines jeden Satzes genau angegeben ist, so kann daneben ebenso gut auch jede andere Grammatik verwendet werden. Nach Absolvierung einer größeren Partie kommen dann aber auch zusammenhängende Stücke. Der zweite Teil bietet bloß Zusammenhängendes, und zwar Erzählungen, Beschreibungen, Biographien, Literarhistorisches und Geschichtliches ohne Anschluß an bestimmte grammatische Partien. Zur Erleichterung der Übersetzung sind öfter Fußnoten gegeben; außerdem findet sich rückwärts ein „Wörterbuch" mit konsequent durchgeführter Wortangabe zu den einzelnen Stücken. Als Quelle dienten für die Einzelsätze das Wörterbuch der Akademie, Werke guter französischer Schriftsteller oder französische Schulbücher; für die zusammenhängenden Stücke abgerundete Partien aus verschiedenen Autoren, welche in einem eigenen „Inhaltsverzeichnis" zusammengestellt sind. Das Ganze macht den Eindruck sorgfältiger Arbeit und läßt sich daher dort, wo solche Übungen in größerer Zahl vorgenommen werden, mit gutem Gewissen empfehlen.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

König Horn, eine mittelenglische Romanze aus dem XIII. Jahrhundert. Ins Deutsche übertragen von Oberlehrer Dr. Hermann Lindemann. Sonderabdruck aus der Festschrift zum XI. deutschen Neuphilologentage Pfingsten 1904 in Köln. Köln a. Rh., Paul Neubner 1904. 37 SS. Preis 50 Pf.

Diese Arbeit sucht eine der ältesten und schönsten Romanzen des englischen Mittelalters in möglichst wortgetreuer Übersetzung weiteren Kreisen näher zu bringen. Zugrunde liegt ihr der Text der kritischen Ausgabe Weißmanns; daneben werden die von Joseph Hall (Oxford 1901) und die von George H. Mc Knight (für die *Early English Text Society*) benützt. Das Metrum des Originals ist in der Übersetzung möglichst genau wiedergegeben, indem hier wie dort drei- und vierhebige Verse mit stumpfem oder klingendem Reime verwendet werden und der Auftakt beliebig oft weggelassen wird. Hier folgt eine kurze Probe (V. 113—128):

„Zum Strand die Kinder gingen,
Die Hände täten sie ringen.
Bestiegen Schiffes Bord,
Das sie sollt' führen fort.
Horn schon viel Trübsal war bekannt,
Doch nimmer größ'res Weh er fand.
So kam er auf die Flut,
Horn ruderte gar gut.
Die See tät treiben sie gar hart,
Den Knaben bang zu Mute ward.
Sie glaubten ohne Wank
An ihren Untergang,
Den ganzen Tag, die ganze Nacht,
Bis daß Morgenlicht erwacht',
Bis Horn erblickte Land
Und Leute an dem Strand".

Die beste Empfehlung dieser kleinen Schrift bildet der Umstand, daß auf sie in Schröers „Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte" hingewiesen wird.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Römische Geschichte von Dr. Julius Koch. 4. Aufl. Leipzig, Göschen 1905 (Sammlung Göschen).

Die 4. Auflage von Kochs 'Römischer Geschichte', welche die Göschensche Buchhandlung vor kurzem veranstaltet hat, ist ein neuer Beweis dafür, daß dieses Werkchen in immer weitere Kreise Eingang findet und, wie man bei seiner, wenn auch knappen, so doch übersichtlichen und die großen Zusammenhänge wohl berücksichtigenden Darstellung mit Recht voraussetzen kann, zu seinem Teile redlich beiträgt, das Interesse für jenes gewaltige Stück Menschheitsgeschichte, das sich uns im Namen Rom verkörpert, zu wecken und zu vertiefen. In Anbetracht des Umstandes,

daß die großen, denselben Gegenstand behandelnden Werke unmöglich durch rasch aufeinanderfolgende Neuauflagen die steten mächtigen Fortschritte der römischen Geschichtswissenschaft registrieren können und meistenteils an Zeit und Vorkenntnisse des Nichtfachmannes sehr hohe Anforderungen stellen, kann der Wert dieses Büchleins, das trotz seiner populären Fassung den Stand der Forschung sorgfältig berücksichtigt — nur in der Darstellung der Kaiserzeit wäre eine genauere Durcharbeitung mancher Details wünschenswert —, nicht hoch genug angeschlagen werden.

Im einzelnen ist zu bemerken: S. 8: Die Ligurer können jetzt wohl mit Recht als Indogermanen betrachtet werden. — S. 61: Die Geschichte des *Velleius Paterculus* reicht bis zum Jahre 30 n. Chr. — S. 99: Die Stadt heißt *Pistoria*. — S. 123: *Marius Maximus* begann mit Nerva. — S. 125: Man würde wohl richtiger von einem julisch-claudischen Hause sprechen. — S. 132: *Lugudunum* kann wohl kaum als die zweite Hauptstadt des römischen Reiches bezeichnet werden. — S. 137: Der *praefectus urbi* war Senator. — S. 145: *Poppaea Sabina* stammte aus senatorischer Familie. — S. 146: *Galba* führte vor seiner Thronbesteigung das Pränomen *Lucius*. — S. 147: Das Jahr 69 war ein Vierkaiserjahr. — S. 152: Der obergermanisch-rätische Limes geht in seinen Anfängen auf Domitian zurück; die Provinz Dacien deckt sich größtenteils mit dem heutigen Siebenbürgen. — S. 154: Hadrian hat an der unteren Donau keine Befestigungen errichtet. — S. 159: Auch Commodus wäre besser unter den Antoninen zu behandeln gewesen. — S. 165: Die *Caesares* des *Aurelius Victor* reichen bis zu *Constantius*. — S. 166: Die Kirchengeschichte des Sokrates schließt mit dem Jahre 439. — S. 167: Die Cäsaren wurden 293, nicht 303 eingesetzt. — S. 187: Der letzte Attalide war Attalus III.

Wien. Dr. Robert Goldfinger.

Vancsa Max, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs. I. Band. Bis 1283 (Allgemeine Staatengeschichte, herausg. von Karl Lamprecht. III. Abteilung: Deutsche Landesgeschichten, herausg. von Armin Tille. 6. Werk). Gotha 1905, F. A. Perthes. XIV und 616 SS. Preis 12 Mk.

Wer bisher eine Bibliographie zur Hand nahm, fand darin eine mehr oder minder vollständige „Geschichte" jedes der ehemaligen deutsch-österreichischen Erblande, ausgenommen Niederösterreich, verzeichnet, dafür stieß er aber auf eine geradezu erschreckende Menge von Einzeluntersuchungen über Niederösterreich, die teils in den Publikationen der k. Akademie der Wissenschaften, der k. k. kunsthistorischen Zentralkommission, des Altertums-Vereines, des Vereines für Landeskunde, des Instituts für österreichische

Geschichtsforschung usw., teils selbständig erschienen sind. Sie alle konnten aber die gewiß wesentliche Lücke nicht ausfüllen und es war daher mit Freuden zu begrüßen, daß das reiche Material im Rahmen der 8. Abteilung der sogenannten Heeren-Ukertschen Sammlung zu einer enzyklopädischen Darstellung vereinigt werden sollte. Daß sie eine dem modernen Standpunkt des historischen Wissens und der historischen Methode vollkommen entsprechende, daß sie nicht so sehr Einzelkrititik der verschiedenen Arbeiten als Darlegung ihrer Ergebnisse werde, dafür bürgte der Name des Bearbeiters, der wie kein anderer dazu berufen war. Zum Vorteil des Werkes hat er die althergebrachte Darstellungsweise verlassen, in welcher politische und Fürstengeschichte im Vordergrunde standen. Er stellt an erste Stelle Verfassung, Verwaltung, Wirtschaft und Kultur, ohne den chronologischen Faden hiebei zu zerreißen. Er gewinnt so, wie er selbst in der Vorrede sagt, eine Reihe einheitlicherer, geschlossener und zugleich charakteristisch sich voneinander abhebender Bilder der einzelnen Entwicklungsperioden des Landes. Ein Fehler war dabei nicht zu vermeiden, nämlich der von Wiederholungen und öfters auch Trennung von sachlich Zusammengehörigen, ein Fehler, der noch vergrößert wird durch die ziemlich willkürliche Einteilung des Stoffes in 24 Kapitel. Ein weiterer Fehler scheint mir noch zu sein, daß die Fürsten bis Herzog Leopold VI. gar zu sehr in den Hintergrund gedrängt erscheinen, während es doch gerade die Babenberger waren, welche Anziehung und Anregung auf allen Gebieten des damaligen öffentlichen Lebens gaben. Diese Bemerkungen sollen aber den Dank nicht verkümmern, den der Historiker dem Verf. für seine mühevolle Arbeit schuldet. Nach einer überaus trefflichen Einleitung über die historischen Quellen bis gegen Ende des XIII. Jahrhunderts und über die neuere landeskundliche Literatur schildert Vancsa die vorrömische Kulturperiode, hierauf die Römerzeit, die Zeit der Völkerwanderung, die deutsche Kolonisation unter den Karolingern, ihre Unterbrechung durch die Ungarn, die zweite deutsche Kolonisation und die Errichtung der Ostmark, ihre Entwicklung, den Einfluß der kirchlichen Bewegung, den Zustand des Landes vor und nach der Erhebung zum Herzogtum, die Herzoge bis zum Untergang des letzten Babenbergers, die Zeit König Ottokars und die Wiedergewinnung des Landes für das deutsche Reich.

Wo er die Ergebnisse früherer Forschung verwerten konnte, nahm sie Vancsa nicht ungeprüft hin, sondern er faßt in kurzer, dabei klarer und übersichtlicher Weise zusammen, was zur Zeit über einzelne Fragen für die Mehrzahl der Forscher als feststehend gilt, mit wohltuender Kritik nimmt er Stellung zu den einzelnen Resultaten, orientiert über den heutigen Stand kontroverser Fragen und ermöglicht durch eine ganz besonders glückliche Auswahl der Quellen- und Literaturnachweise, die er im Gegensatz zu den bisher erschienenen Bänden dieser Abteilung in die Anmerkungen ver-

wiesen hat, dem Leser sich ein eigenes Urteil zu bilden. Er kann so auf Lücken in der Forschung hinweisen und zu neuen Untersuchungen anregen; um nur ein Beispiel anzuführen: die Frage nach der staatsrechtlichen Stellung der Babenberger als Herzoge der Steiermark. Wenig glücklich scheint die Stellungnahme des Verf. in der durch Erben wieder aufgerollten Frage des Privilegiums minus zu sein (S. 311 und 484). Doch durch solch vereinzelte Fälle wird dem Werke kein Abbruch getan. Gelingt es Vancsa, auch die folgende Zeit in gleich glücklicher Weise darzustellen und eine bessere Disposition zu finden, so hat er sich ein großes Verdienst erworben, das rückhaltsloser Anerkennung wert ist.

Dr. Albert Starzer.

Lex Franz, Heimatkunde des Herzogtums Steiermark. Wien, Deuticke 1907.

Bekanntlich bildet an steirischen Mittelschulen die Heimatkunde einen Freigegenstand, der in der vierten Klasse meist im Ausmaße von zwei Stunden betrieben wird. So viel dem Ref. bekannt ist, wird an allen Anstalten das Buch von Hirsch benützt, in 2. Auflage 1896 herausgegeben von F. Zafita, bestimmt „zum Gebrauche an Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten und für Volksschullehrer“. Diese Einschränkung sowie der Umstand, daß die steirische Geschichtsforschung seit 1896 doch bedeutende Fortschritte gemacht hat, ließ eine Neubearbeitung dieses Lehrbuches schon längere Zeit dringlich erscheinen; ihr ist die oben genannte Heimatkunde zuvorgekommen. Mit ihren 84 Seiten Text — dazu drei Seiten Stammtafeln und 14 Seiten Abbildungen — hat sie gerade den Umfang, den der Lehrer des Freigegenstandes sich erwünscht, um bequem fertig werden zu können; der Stoff ist übersichtlich gegliedert und meist auch übersichtlich behandelt, der Geographie sind, wie billig, nur 20 SS. gewidmet, da nach dem Willen der Preisstifter vor allem steirische Geschichte behandelt werden soll; vieles, das in der Quarta ohnedies im obligaten Geschichtsunterrichte vorkommt, ist nur kurz gestreift, so daß überflüssiger Ballast meist glücklich vermieden ist. Diesen Lichtseiten hat der Ref. jedoch auch schwere Mängel gegenüber zu stellen: manches ist zu dürftig ausgefallen und Fehler finden sich so viele, daß der Argwohn begründet erscheint, der Verf. habe die einschlägige neuere Literatur inbesonders über das Mittelalter nicht benützt; und das ist doch für ein Spezialwerk besonders nötig. Im einzelnen sei angeführt: Es fehlen die Römerstraßen, welche am linken Draunfer aufwärts bis Unter-Drauburg und die obere Mur aufwärts über den Radstätter Tauern ziehen, ebenso die große Militärstraße von Cilli über St. Georgen, St. Marein, Lemberg, Studenitz,

Maxau nach St. Lorenzen a. Df. und Poetovio. Wenn Atrans und Lotodos genannt wird, so hätten die auch sprachlich interessanten Orte oder Mansionen Pultavia und Stiriate nicht fehlen dürfen. Erwähnung hätte auch die Zweiteilung Noricums finden sollen, dafür hätte die Nennung des hl. Florian und des hl. Severin als für Binnen-Noricum gleichgiltig unterbleiben können. Der Zug Attilas nach Italien 452 hätte zugleich mit dem Berichte des Anonymus Leobiensis darüber Aufnahme verdient; der Verf. spart doch sonst mit „soll" nicht. Samos Reich hätte wenigstens gestreift werden sollen. Über die Grafschaftseinteilung Karantaniens im Zeitalter der Karolinger wissen wir viel zu wenig, werden uns doch für den Boden der heutigen Steiermark nur die Grafschaften Leoben und „Dudleipa" und das Reich Priwinas genannt; was Prof. Lex darüber S. 27 und 28 sagt, gehört zu S. 30, in die Zeit der sächsischen und salischen Kaiser, daher der Widerspruch: die Drau habe die Marken Friaul und „im Ostlande" getrennt und daneben habe es ein Gebiet zu beiden Seiten der Drau gegeben, gewöhnlich die Mark a. d. D. genannt. Was über die Karantaner Mark und die Grafschaft Hengist geschrieben steht, dürfte kaum den Beifall aller Historiker finden. Und wenn bei der Mark „hinter dem Drauwalde" — denn das ist ihre urkundliche Bezeichnung — erwähnt wird: „war nicht als wirkliche Mark eingerichtet", so hätte bei der Grafschaft an der Sann das Gegenteil nicht verschwiegen werden sollen. Warum das „soll" bei der Angabe der Größe einer Königshufe (S. 29)? Es hätte das „ungefähr" ja genügt. S. 29 richtig: Parschlug, urkundlich Porseluch. Daß zum Herzogtum Kärnten auch die Mark Verona und die Grafschaft Istrien gehört habe, berührt die steierische Geschichte kaum. Statt „Mark" oder „Grafschaft" Pitten hätte Herrschaft P. besser gepaßt. Daß die Styraburg zur Zeit Pilgrims von Passau zuerst genannt wurde, ist wohl für den Leser der Geschichte Österreichs von Huber verständlich, ist aber für ein Schulbuch als Datierung kaum geeignet. Nach Krones (Markgrafen von Steier, Archiv für österr. Geschichtsforschung 82) ist auch nach 1077 die Amtstätigkeit der Traungauer wahrscheinlich; seiner Anschauung haben sich u. a. Mayer und Werunsky angeschlossen. Demnach ist natürlich für die Eppensteiner kein Platz; übrigens ist in der Stammtafel bei den Traungauern Adalbero einzufügen, auch paßt das „Regieren" für die Wels-Lambacher recht schlecht. Was über die Vergrößerung des Besitzes Leopolds des Starken gesagt ist, bedarf wohl einer Ergänzung (S. 31). Warum fehlen (S. 32) die riesigen Gurker Herrschaften? S. 35 sollte der Satz: „Da ferner alle seit dem Lyoner Konzil . . ." besser stilisiert und die Tatsache besser begründet sein. S. 39, Z. 6 v. u. soll „als Lehen" eingefügt werden; ebenso S. 40, Z. 3 v. o. „das Sanntal mit W. Feistritz". Daß die Herzoge von Kärnten (das doch auch den Alpenländern angehört) eine ganz besondere Machtstellung besaßen

(S. 40) wird man in Hinblick auf den großen exempten Kirchenbesitz und die im Lande seßhaften Grafengeschlechter nicht gerade behaupten dürfen. Zu den Herren von Peggau hätte der Zusatz: „später Grafen von Pfannberg (seit 1236)“ gemacht werden sollen. Unter den ersten Ministerialengeschlechtern hätten doch auch die 1438 ausgestorbenen Herren von Pettau vor den Saurau, Teuffenbach und Wurmbrand einen Platz verdient. Fürstenfeld war stets landesfürstlich, die Johanniter hatten dort nur Besitzungen (S. 41). Die Gründung des Klosters Stainz gehört erst dem XIII. Jahrhundert an. S. 42 hätten unter den landesfürstlichen Einnahmen auch die Stadtgerichte und die Judensteuer Erwähnung verdient.

Der Ref. muß es sich versagen, nachdem er ein Dritteil des historischen Abschnittes besprochen, seine Tätigkeit auch über die übrigen zwei Drittel auszudehnen; auch macht er keinen Anspruch darauf, alle Fehler aufgedeckt zu haben. Nur zum geographischen Abschnitte möchte er sich die Frage erlauben, wie der Verf. zu den 87·5% Deutschen in Pettau, den 83·5% in Marburg usw. gekommen ist, da doch nach dem Gemeindelexikon im J. 1905 dort von 3690 Bewohnern nur 2890 Deutsche, hier von 23.258 Städtern 18.414 Deutsche waren. Warum ist die Sprachgrenze nicht genauer angegeben? Als höchster Berg des Bachergebirges gilt der Schwarzkogel. Übrigens ist die Bodenbeschaffenheit des Landes kaum ausführlicher behandelt, als sie der Lehrer an steirischen Gymnasien im obligaten Geographieunterrichte durchzunehmen pflegt. Auch vermißt der Ref. eine kurze topographische Beschreibung des Landes, vielleicht nur im halben Ausmaße von Hirsch-Zafita. Warum „viele“ Bezirksgerichte? Es sind doch den gerade vorher angeführten 64 Bezirken entsprechend 64, vermehrt um das Bezirksgericht der Hauptstadt, also 65. Zu den Bildern sei bemerkt, daß die Auswahl eine gute ist; Marburg wird man freilich kaum erkennen und die „Waldlilie“ ist sehr verschwommen.

Einen Wunsch möchte der Ref. noch aussprechen, der zwar zum besprochenen Buche nicht in Beziehung steht, wohl aber zum Unterrichte in der Heimatkunde. Diesem fehlt eine Wandkarte, die mit der vortrefflichen Geländedarstellung der Schoberschen Karte eine entsprechende Ausführlichkeit insbesonders in der Topographie verbinden würde.

Pettau. Dr. Pirchegger.

Oberstufe der Naturlehre (**Physik nebst Astronomie und mathematischer Geographie). Von Dr. Friedrich Poske, Professor am Askanischen Gymnasium in Berlin. Nach A. Höflers Naturlehre für die oberen Klassen der österr. Mittelschulen für höhere Lehranstalten des Deutschen Reiches. Mit 442 zum Teil farbigen Abbildungen und drei Tafeln. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1907. 337 SS. Preis geb. 4 Mk.**

In durchaus präziser und klarer Darstellung behandelt das vorliegende Lehrbuch bei großer Reichhaltigkeit (Arbeit variabler Kräfte, Arbeitsdiagramm, konisches Pendel, zahlreiche kalorische Maschinen, neuere elektrische Lampen, Wechselstromgeneratoren. Drehstrom, elektrische Schwingungen, siderische, epizyklische und synodische [?] Periode der Planeten usw.) in mitunter sehr knapper Form den gebräuchlichen Lehrstoff in der von Höfler gewählten Anordnung: I. Mechanik; II. Wärme, Schall, Licht; III. magnetische und elektrische Erscheinungen; IV. Astronomie und mathematische Geographie unter Ausschaltung alles dessen, was in den unteren Klassen zur Sprache gelangt.

Geschichtliche Bemerkungen finden sich in entsprechendem Umfange zu Beginn der einzelnen Abschnitte, die Figuren sind durchaus zweckmäßig und berücksichtigen, wie der Verf., dem ja die reichste Erfahrung zu Gebote steht, im Begleitworte mit voller Berechtigung sagt, die Fortschritte der Unterrichtstechnik in gebührender Weise; daß den abgebildeten Apparaten und Versuchsanordnungen auch der Zweck, dem sie dienen sollen, beigefügt wurde, ist als ein sehr glücklicher Gedanke zu bezeichnen. Leider fehlen Zahlenbeispiele nahezu vollständig und doch scheinen sie mir unentbehrlich, um die neuen Ausdrücke und Maßeinheiten geläufig zu machen.

Das verarbeitete Material ist übersichtlich angeordnet, der in jedem Paragraphen behandelte Lehrstoff wird in wenige in die Augen fallende Lehrsätze zusammengezogen und in kleinerem Drucke sind die notwendigsten Ausführungen und die experimentelle oder theoretische Begründung hinzugefügt. Diese Aufeinanderfolge ist dem im Unterrichte gewählten Gedankengange entgegengesetzt und wird vom Leser recht störend empfunden; wir wollen hoffen, daß es nicht auch beim Schüler der Fall sein wird.

Gleiches gilt von der erwähnten Ausschaltung der auf der Unterstufe besprochenen Erscheinungen. Der Verf. setzt voraus, daß diese Partien im Unterrichte eine kurze Wiederholung finden und daß sein für die Unterstufe bestimmtes Lehrbuch in den Händen der Schüler sich befinde. Die unvermeidliche Folge ist der Eindruck des Lückenhaften, den das Buch an so mancher Stelle hervorruft. Wäre es nicht doch besser, auch die fundamentalen Erscheinungen, eben weil sie grundlegend sind, aufzunehmen, um dem Schüler ein systematisch wohlgefügtes Ganzes vor Augen zu führen, umsomehr als manche jener fundamentalen Tatsachen auf der Oberstufe wesentlich vertieft werden können und so berufen

sind, in theoretischer Hinsicht ein helles Licht zu verbreiten? Man denke etwa an die elektrische Influenz.

Dieses Streben nach Kürze ist eine Konzession des Verf. an den neuerdings laut gewordenen Wunsch, an Stelle der bisherigen Lehrbücher, die durch zu ausführliche Behandlung des Stoffes die Gefahr der „Lehrbuchphysik" im Gefolge führen, lieber ein kurzes Repetitorium einzuführen. Diesen extremen Forderungen, die auf den ersten Blick manches Verlockende an sich haben mögen, voll nachzukommen, hat sich die reife Einsicht und Erfahrung des Verf. geweigert, vielmehr nur möglichste Kürze zu erreichen gesucht. In vielen Punkten, so bei den sogenannten einfachen Maschinen, bei der Reflexion an Spiegeln, bei Besprechung der chemischen Vorgänge im Akkumulator u. dgl. wird wohl jeder diese Absicht billigen, desgleichen, daß von der Dezimalwage, dem Blasebalg, von den verschiedenen Formen des Hebers, der Luftpumpen, der Elektrisiermaschinen, der sogenannten konstanten Elemente nicht oder nur sehr kurz gesprochen wird. Im großen Ganzen aber ist zu befürchten, daß der minder begabte Schüler, der entweder schon in der Unterrichtsstunde oder später gelegentlich einer Wiederholung das Verständnis für die aus den Erscheinungen gezogenen Schlüsse oder für den inneren Zusammenhang verloren hat oder gewisse Wendepunkte einer theoretischen Überlegung nicht aufzufinden vermag, auch vom Lehrbuche im Stiche gelassen wird. — Eine „Lehrbuchphysik" kann nicht aufkommen, wenn der Lehrer das selbständige Urteil der Schüler vom Anfang an zu wecken sucht und es nicht verschmäht, auf ihre Erfahrungen und Beobachtungen einzugehen.

Für Kürze würde auch ich eintreten, freilich in einer Art, die mehr auf die ganze Anlage des Lehrbuches Bezug nimmt. Meines Erachtens sollte das Naturgesetz als solches viel mehr in den Vordergrund treten, reinlichst geschieden von den diversen Anwendungen, von denen sehr viele aus alter Gewohnheit immer noch in den Lehrbüchern behandelt werden und sich dem Schüler oft als das eigentlich Schwierige darstellen und sein Augenmerk auf das Nebensächliche lenken und dadurch die Übersichtlichkeit des Ganzen stark beeinträchtigen. Dann aber ließe sich noch dadurch viel erreichen, daß man sich weises Maßhalten auferlegt, nur solche Erscheinungen zur Sprache bringt, die das Naturverständnis wirklich zu fördern berufen sind, und die Erklärung nach möglichst einheitlichem Gesichtspunkte vornimmt. Ich glaube, — um wieder zu unserem Buche zurückzukommen —, man könnte z. B. das konische Pendel, viele der kalorischen Maschinen, fast die Hälfte des über Astronomie Gebrachten unbesorgt weglassen, die Klage der Überbürdung tönt laut genug! Für die Gesamtheit der Schüler sind diese Dinge doch nicht berechnet.

Im einzelnen sei auf die treffliche Behandlung der Bewegung starrer Körper (§§ 22—24), auf die präzise Erörterung der Gleich-

gewichtslagen (§ 26), auf die klare Fassung des Prinzips der virtuellen Verschiebungen (§ 27, 7) sowie auf die doppelte Ausdrucksweise des Ohmschen Gesetzes (sowohl für den geschlossenen Strom als auch für ein Stück desselben, § 131, § 132) hingewiesen. Daß für die elektrischen Erscheinungen nicht das absolute, sondern das technische Maßsystem in den Vordergrund tritt, ist durchaus zu billigen, desgleichen die ausdrückliche Betonung des Einflusses, den die materielle Beschaffenheit der Elektroden auf den Verlauf der Elektrolyse nimmt.

Wünschenswert wäre eine eingehendere Erörterung betreffend die Niveauflächen (§ 21), eine ausdrückliche Definition des Potentials eines geladenen Konduktors (§ 124, 3), der Hinweis auf die Analogie zwischen dem Lenzschen Gesetz einerseits und dem Peltierschen Effekt anderseits unter gleichzeitiger Heranziehung des Polarisationsstromes, eine Erklärung der in Fig. 292 abgebildeten und mit E und P bezeichneten Apparate, endlich eine Begründung dafür, daß die Wellenfläche des außerordentlichen Lichtstrahles als Ellipsoid zu denken ist (§ 112, 2). Für die quantitativèn Versuche über das Ohmsche Gesetz (§ 131, 1) würde ich das Beutelelement dem Chromsäureelement vorziehen. Die Bemerkung (§ 144, 5), daß bei einer als Motor gebrauchten Dynamomaschine der Anker in entgegengesetztem Sinne läuft, ist für eine Nebenschlußmaschine nicht zutreffend (vgl. Brüsch, „Grundriß der Elektrotechnik", Teubner 1902, S. 65 oder J. Herrmann, „Elektrotechnik", Göschen 1904, II. Bd., S. 79); die Bezeichnung „gleichmäßig beschleunigte Bewegung" statt „gleichförmig" beschleunigte Bewegung sollte durchgehends festgehalten werden (§ 5, § 6, 1; § 20, 3 u. f.), desgleichen die Bezeichnung *kg**, *g** für das Gewicht, *kg*, *g* für die Masse (z. B. § 61, 65, 66, 71 usw.). Druckfehler sind nicht selten[1]).

Wien. Prof. K. Wolletz.

---

[1]) S. 17, Z. 4 lies KL' statt KL. S. 24, Z. 2 lies phoronomischen statt phorononischen. S. 25, Z. 16 lies cm^3 statt cm. S. 28, Z. 29 lies Kräfte statt Krafte. S. 32, Z. 13 v. u. ist nach dem Worte Pendel die Klammer zu schießen. S. 37, Z. 18 im Nenner des Bruches lies T statt T^2. S. 37, Z. 19 hat anfangs der Zeile der Faktor 2 zu entfallen und im Ausdrucke für T gehört cos α unter das Wurzelzeichen. S. 50, Z. 7 v. u. lies k statt p. S. 73, Z. 7 lies AD stast AO. S. 109, Z. 3 lies A und B statt a und n. S. 125, Z. 34 lies p_t statt p^t. S. 137, Z. 9 lies 37·854 statt 37854 *mkg*. S. 140 bei der Figur lies Doppeltwirkender statt Doppelwirkender. S. 155, Z. 17 v. u. lies $^{16}/_{15}$ statt $^{10}/_{15}$. S. 193, Z. 23 lies $ABCO$ statt $ABOD$. S. 212, Z. 1 lies Pyrheliometer statt Pyrrheliometer. S. 225, Fig. 309 fehlt die Bezeichnung ab für das aufgehängte Stäbchen. S. 252, Z. 19 lies hat statt kat. S. 272, Z. 28 lies Fig. 377 statt Fig. 376. S. 287, Z. 6 lies § 149 statt § 214. S. 299, Z. 4 der Wega statt der Wage. S. 304, Z. 11 lies 56·97 statt 46·97. S. 313, Z. 4 r' statt R. S. 327, Z. 7 veränderlichen.

Meteorologische Optik von J. M. Pernter, Professor an der k. k. Universität und Direktor der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus. Mit zahlreichen Textfiguren. III. Abschnitt. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1906.

Der Verf. hat in dem vorliegenden Bande seiner meteorologischen Optik in sehr eingehender Weise jene Erscheinungen behandelt, welche den trübenden Körperchen, die nicht stets in der Atmosphäre vorhanden sind, zu verdanken sind. Diese trübenden Körperchen sind in erster Linie die Eiskristalle und die Wassertröpfchen der Wolken und des Regens. Erstere erzeugen die Haloerscheinungen, ferner die Beugungserscheinungen der irisierenden Wolken und die Erscheinungen von farbigen Kränzen. Zu den Erscheinungen, welche durch die Wassertröpfchen der Wolken und des Regens erzeugt werden, gehören besonders die kleinen, farbigen Höfe um Sonne und Mond, das Brockengespenst, der sogenannte Heiligenschein, der Regenbogen, ferner die Farbentönung der Wolken unter den verschiedensten Verhältnissen usw. In dem vorliegenden Abschnitte wurden alle jene Phänomene beiseite gelassen, welche durch andere trübende Körperchen, wie Rauch und Staub, bedingt erscheinen. Die durch derartige Körper bedingten Lichterscheinungen sind hauptsächlich Steigerung der Intensität der Dämmererscheinungen, Veränderungen in der Durchsichtigkeit der Luft und in den Polarisationserscheinungen des Himmelslichtes.

Den sehr bedeutenden abzuhandelnden Stoff über jene atmosphärischen Lichterscheinungen, die in erster Linie in Betracht kommen, hat der Verf. in vier Gruppen geteilt: die Haloerscheinungen, die Kranzerscheinungen, der Regenbogen, Färbung und Beleuchtung der Wolken.

Jede dieser Erscheinungen erfährt eine ausführliche Beschreibung und zwar mit besonderer Berücksichtigung der älteren und ältesten Darstellung dieser Gegenstände; auch werden die Mittel zur experimentellen Behandlung der betreffenden Erscheinungen angegeben und dann auf die theoretische Erklärung der Erscheinungen des näheren eingegangen, wobei ebenfalls die historische Seite fortwährend im Auge behalten wird.

So ist es dem Verf. gelungen, eine erschöpfende Darstellung des Gegenstandes zu geben und stets das Interesse des Studierenden wachzuhalten.

In den Kranzerscheinungen betrachtet der Verf. die eigentlichen Kränze und die Glorien. Unter letzteren werden die Licht- und farbigen Kränze verstanden, welche um den Gegenpunkt von Sonne und Mond, bezw. um den Schatten des Kopfes des Beobachters, auftreten. In dem über die Kranzerscheinungen handelnden Abschnitte kommen auch die Erscheinungen der irisierenden Wolken zur Sprache, welche in ganz zutreffender Weise von Johnstone Stoney und Mc Connel beschrieben wurden. Bezüglich der Erscheinungen, welche die Kränze in Wolken betreffen, die aus Wasser-

tröpfchen bestehen, wurde zur theoretischen Erklärung die Verdet-Exnersche Theorie herangezogen.

In jenem Abschnitte, in dem der Regenbogen zur Behandlung gelangt, wird zunächst die Beschreibung der hieher gehörigen Erscheinungen (Haupt- und Nebenregenbogen, sekundäre Bogen, weiße Regenbogen, Spiegelungen und Brechungen am Regenbogen) vorgenommen, dann wird die Erklärung der Erscheinungen und zwar zunächst in elementarer Weise gegeben, wobei die überholte Theorie von Descartes nur gestreift wird. Dagegen ist es die Beugungstheorie von Airy, die genau zur Behandlung kommt: zuerst berechnet der Verf. die Gestalt des wirksamen Teiles der Wellenoberfläche nach dem Vorgange von Wirtinger, dann stellt er die Gleichung der Intensitätsverteilung im Regenbogen auf, bespricht eingehend die Theorie der Entstehung der Farben des Regenbogens. Der Verf. zeigt mittelst der Farbengleichungen und des Farbendreieckes von Maxwell, wie man auf theoretischem Wege auch zur Berechnung der Farben gelangen kann. Von großem Interesse sind die weiter folgenden Bemerkungen, die sich auf die Bestätigung der vorgetragenen Theorie durch Experimente und Beobachtung beziehen. Im Verlaufe seiner weiteren Entwicklungen behandelt der Verf. den echten weißen Regenbogen sowie den Nebelbogen und zeigt auch in diesen Fällen, wie Theorie und Beobachtung in vollkommener Übereinstimmung sich befinden. Zum Schlusse wird noch die Erklärung seltener Regenbogen und der Spiegelungen beim Regenbogen vorgenommen.

Wir können auch den vorliegenden Band der „Meteorologischen Optik", der meisterhaft ausgearbeitet ist und dessen reicher Inhalt Physikern und Meteorologen willkommen sein wird, der Beachtung der Naturforscher bestens empfehlen.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Lehrbuch der Physik für die oberen Klassen der Mittelschulen und verwandter Lehranstalten. Von Regierungsrat Dr. Ig. G. Wallentin, k. k. Landesschulinspektor. 11. Aufl. Mit 234 in den Text gedruckten Holzschnitten und einer Spektraltafel in Farbendruck. Ausgabe für Realschulen. Wien 1905, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn. 316 SS. Gr.-8⁰. Preis geb. 3 K 50 h.

W.s Lehrbücher der Physik beherrschen nunmehr seit einem Vierteljahrhundert fast unbestritten den Unterricht auf der Oberstufe unserer Mittelschulen. Wohl hatten sie eine zeitlang ernste Konkurrenten in den gleichstufigen Büchern von P. Münch und Dr. A. Handl; ersteres verschwand aber schon im offiziellen Lehrbücherverzeichnisse von 1888 zufolge des Grundsatzes, die Lehrbücher nach Tunlichkeit auf inländische Autoren zu beschränken, letzteres in dem vom Jahre 1904, offenbar weil das Buch des

Instruktionen (durch eine Neuauflage) nicht mehr nachgekommen war. Das Buch von Dr. E. Mach hatte sich trotz der Approbation und des guten Rufes seines Verfassers aus inneren Gründen nie der Zustimmung der Mittelschullehrer erfreuen können und ist es wohl nur ein Akt der Pietät, wenn die einzige, schon 1891 erschienene Auflage des Buches auch jetzt noch im offiziellen Lehrbücherverzeichnis aufgenommen erscheint.

Mit der Herausgabe der neuen Instruktionen (1899 u. 1900), denen das Erscheinen und auch die Approbation von drei neuen Lehrbüchern für die Oberstufe gleich auf dem Fuße folgte (Lanner-Roth-Fromme 1901, Rosenberg-Hölder 1903 und 1904, Höfler-Vieweg-Gerold 1903), hat sich nun die Sachlage wesentlich geändert. Nun ist ein frischer, fröhlicher Wettkampf der Autoren zu erwarten, von dem, mag die Entscheidung wie immer ausfallen, die Schule gewiß nur Nutzen ziehen kann. Auch W. ist mit einer Neu- — und gleich sei es gesagt — verbesserten Auflage, auf dem Wahlplatze erschienen, nachdem er 1900 die letzten umgearbeiteten Auflagen und zwar die 12. für Gymnasien und die 9. für Realschulen besorgt hatte. Seither ist 1901 eine unveränderte 10. Auflage für Realschulen und 1902 eine solche 13. für Gymnasien gedruckt worden.

In dieser Zeitschrift ist das Erscheinen und die Entwicklung des Lehrbuches von W. von Anbeginn an freudig begrüßt und mit Zustimmung verfolgt worden (1. Aufl. 1879, J. Gajdezcka; 3. Aufl. 1882, Dr. A. Wachlowski; 4. Aufl. 1885, derselbe; 5. Aufl. 1888, derselbe; 12. Aufl., Ausg. für Gymnasien 1900, Dr. H. v. Höpflingen-Bergendorf). Auch diese neueste Auflage kann nur willkommen geheißen werden als eine weitere Stufe auf dem Wege der Vervollkommnung eines beliebten physikalischen Lehrbuches für die Oberstufe der Mittelschulen; und dies um so mehr, als auf dem genannten Gebiete den Verfassern von Lehrbüchern immer neue Aufgaben erwachsen und wir hierin vom Ideal noch ziemlich weit entfernt sind, so verschiedenartig auch die Wege sind, auf denen die gegenwärtig approbierten Lehrbücher ihrem Ziele zustreben. Auch in Deutschland hat man hierin den ruhenden Punkt noch nicht gefunden, wie dies das eben erschienene, ganz eigenartig gearbeitete Buch von Bremer (Teubner) erkennen läßt, dem in allernächster Zeit E. Grimsehl ein neues nach seinen Ideen will folgen lassen, während Fr. Poske mit der Umarbeitung des Höflerschen Buches für Deutschland beschäftigt ist; allerdings will man draußen in den Lehrbüchern auch schon den Schülerübungen Rechnung tragen, eine Angelegenheit, die unseren Autoren noch nicht zum Probleme geworden ist. — Schon das, was W. von Rosenberg gelernt und in seinem Buche verwertet hat, begründet eine erhebliche Verbesserung desselben. Dieser Einfluß ist zunächst in der Textierung, Anordnung, Aus- und Einschaltung von einzelnen Partien und den Konstantentabellen bemerkbar; namentlich

aber ist W. bei der Aufnahme neuer und Umgestaltung alter Figuren mit Vorteil in die Fußstapfen Rosenbergs getreten, dessen Buch allerdings fast dreimal so viel Holzschnitte aufweist als das W.s.

Wenn diesmal die Neubearbeitung der Ausgabe für Realschulen der für Gymnasien vorausgeht, so ist dies für den Ref. nicht wesentlich, da die beiden Ausgaben tatsächlich nur ganz geringfügige sachliche Abweichungen aufweisen und der Hauptunterschied in der Anordnung der einzelnen Kapitel des Lehrstoffes und in dem Fehlen des Kapitels „Grundlehren der Chemie“ in der Ausgabe für Realschulen besteht. Sind doch Höfler und Lanner gleich in einer Gestalt für Gymnasien und Realschulen approbiert worden! Auch ein Vergleich der Lehrpläne für Physik an den Oberklassen der beiden Mittelschulen läßt nur unwesentliche Unterschiede extensiver Art erkennen. Ref. kann bei dieser Gelegenheit sich's nicht versagen, auf die Tatsache hinzuweisen, daß der Unterricht in Physik am Obergymnasium in zwei Jahrgängen zu je drei Wochenstunden gegenüber dem an der Oberrealschule in zwei Jahrgängen zu je vier Wochenstunden — mit eigenem Chemieunterrichte — nur allzu leicht in Gefahr kommt, an Intensität einzubüßen, wenn der Lehrer, dem Lehrplane folgend, extensiv der Realschule nachstrebt.

Die folgenden Bemerkungen wollen nun einerseits ein Wegweiser beim Gebrauch der eben erschienenen Ausgabe sein, wobei sich der Ref. bei dem Umstande, daß W.s Bücher in den bisherigen Auflagen allgemein bekannt sind, zumeist auf die Anführung und Charakteristik der wesentlichen Abweichungen dieser Auflage von den früheren beschränken wird, anderseits dem Autor gegenüber einige Wünsche für die bald erscheinende Ausgabe für Gymnasien zum Ausdrucke bringen, die der mehrjährige Gebrauch des Buches beim Unterrichte gereift hat. Auch dürfte Ref. der Zustimmung des Autors und der Fachlehrer sicher sein, wenn er sich angesichts der anerkannten Vorzüge des Buches in seiner Kritik mehr negativ verhält, was sonst mißverständlich als Ablehnung des Buches aufgefaßt werden könnte.

Äußerlich scheint die Neuauflage stark vermehrt zu sein: 316 Seiten gegen 279 der vorigen. Bei näherer Durchsicht ergibt sich aber, daß diese Vermehrung von 37 Seiten sich auf 26 des Lehrtextes reduziert. Der Verf. hat nämlich zur Erhöhung der Bequemlichkeit das bisher unter III—VI zu Beginn des Buches enthaltene Inhaltsverzeichnis an den Schluß gerückt und demselben zur Erleichterung des Nachschlagens noch ein alphabetisches Sachregister von 5 Seiten beigefügt. Außerdem wurden die als Anhang beigegebenen Aufgaben um 2 Seiten vermehrt. An der restlichen Vermehrung von 26 Seiten partizipieren sämtliche Kapitel: die Mechanik mit 6, Wärmelehre mit 2, Wellenlehre und Akustik mit 1, Astronomie mit 4, Magnetismus mit 1, Elektrizitätslehre mit 8,

Optik mit 4 Seiten. Aber auch diese Zahlen bedeuten noch nicht eine Vermehrung des Stoffes um ebenso viele Seiten: Ein Teil der Volumsvergrößerung ist nämlich auf häufigere Anwendung der größeren Typen, des durchschossenen Druckes und Vermehrung der Figuren zurückzuführen. So ist es wohl auch erklärlich, daß gelegentlich der Approbation neben der neuesten Auflage auch noch der Gebrauch der vorhergehenden gestattet worden ist. — Zusammengezogen wurden Hydrodynamik und Hydrostatik, Aërodynamik und Aërostatik, Reibungselektrizität und Galvanismus; getrennt wurden Wellenlehre und Akustik, so daß das Buch jetzt in acht Kapitel und einen Anhang zerfällt, aus denen alle Untereinteilungen bis auf die der Mechanik verschwunden sind. — Die Zahl der Holzschnitte ist von 226 auf 234 gestiegen; alte, weniger anschauliche, haben eine glückliche Vertauschung mit neuen, plastischeren erfahren, andere sind ohne Schaden weggeblieben.

Wo es zweckmäßig schien, wurden Umstellungen des Lehrstoffes vorgenommen: So wurde der Paragraph über die Schwere aus der Einleitung in die Mechanik verschoben und in die zwei Nummern: Gewicht. Gewichtseinheit — Spezifisches Gewicht. Absolute und relative Dichte, zerlegt. Der Kraftbegriff ist, wie es die Instruktionen verlangen, sachgemäß hinter die gleichförmige und gleichmäßig beschleunigte und verzögerte Bewegung gerückt und an das Gesetz der Trägheit angereiht worden (dabei ist allerdings das Versehen unterlaufen, daß S. 6, Z. 7 v. u. noch immer von einer konstant wirkenden Kraft die Rede ist, obwohl erst S. 7 der Kraftbegriff eingeführt wird). In der Elektrizitätslehre sind mit Vermeidung des unglücklichen Titels „Rotationsmagnetismus“ die „Wirbelströme“ vor die Induktionsapparate gerückt worden. Die Angaben über mittlere und absolute Brechungsexponenten stehen nicht mehr beim Prisma, sondern im Kapitel von der Farbenzerstreuung bei den Fraunhoferschen Linien und der Achromasie. — Sachlich Neues wurde nicht viel aufgenommen: das absolute Maß, welches konsequent durchgeführt wird (11), die stationäre Flüssigkeitsströmung (60), der elektrische Strom nach dem Potentialbegriff (17), die elektrische Kraftübertragung (51). Ausgeblieben sind der Paragraph über Dämmerung, die galvanische und thermoelektrische Spannungsreihe, Fresnels Spiegelversuch.

Durchwegs wurde eine Revision der Konstanten vorgenommen und weisen die neuen Zahlen nicht selten derart bedeutende Abweichungen von der bisherigen auf, daß man geradezu das Vertrauen in derartige Angaben verlieren möchte. Geändert, bezw. korrigiert wurden: die Geschwindigkeit des Schalles, mehrere Elastizitätsmoduli, die Konstante der barometrischen Höhenmessung, spezifischen Wärme fester und flüssiger Körper, das mechanische Wärmeäquivalent, die Dampfwärme des Wassers, Siedepunkte, kritische Temperaturen, geozentrische Entfernung des Mondes und der Sonne, Sonnen- und Mondradius, magnetische

Elemente von Wien, Brechungsexponenten, Schwingungszahlen der Lichtsorten, Polarisationswinkel des Glases. Allerdings möchte Ref. bei dieser Gelegenheit den Wunsch nach Vermehrung der Konstantenangaben aussprechen mit dem Hinweise auf die Worte Kants: „Anschauungen ohne Begriffe sind blind, Begriffe ohne Anschauungen leer". In der Aufnahme von Konstanten kann das Lehrbuch kaum zu weit gehen, da ja der Lehrer leicht die erwünschte Auswahl treffen kann. Auch ist gerade in diesem Punkte das Lehrbuch berufen, Lehrer und Schüler zu unterstützen und genügt es nicht, auf die Aufgaben zu verweisen, so wenig es angeht, vom Lehrer die Beibringung der Daten zu verlangen, wenn derselbe auch bestrebt sein wird, die wichtigsten Konstantentabellen zum Aufhängen für das Lehrzimmer zu beschaffen. So wäre z. B. eine Vermehrung der Zahl der Reibungskoeffizienten, der Ausdehnungskoeffizienten von Flüssigkeiten erwünscht; bei der Einführung des Begriffes „spez. Gewicht" S. 18 ist auch nicht ein Beispiel angeführt. Ganz besonders werden noch immer vermißt die Konstanten der gebräuchlichsten galvanischen Elemente. — Durchaus wurden stilistische Verbesserungen des Textes vorgenommen und namentlich die heiklen einleitenden Nummern (Wärme, Licht, Schall) etwas präziser gefaßt. Erfreulicherweise wurde auch mit der Ausmerzung der Fremdwörter begonnen. Ein weiterer Fortschritt der Neuauflage besteht darin, daß in derselben die neue, einheitliche Orthographie durchgeführt ist. Die Zahl der Aufgaben ist für jedes Kapitel um einige, im ganzen um 31 vermehrt worden. Die gesamte Inhaltsvermehrung und Umfangsvergrößerung unter gleichzeitiger Erhöhung der Eleganz der Ausstattung (Papier, Druck, Zeichnung) hat auch eine, für ein Schulbuch nicht unbedeutende Preiserhöhung von 2 K 80 h auf 3 K 50 h zur Folge gehabt, womit allerdings der Preis der umfangreicheren und mit zahlreicheren Illustrationen ausgestatteten konkurrierenden Bücher (5 und 6 K) noch lange nicht erreicht wird.

Im einzelnen möchte Ref. auf folgende Punkte hinweisen:

S. 1 und später findet sich das Wort „Naturkörper", auch „physischer Körper", offenbar als Gegenstück zu „geometrischer Körper"; dasselbe ist aber weder logisch noch pädagogisch zu billigen. In der Physik haben wir es nur mit Körpern zu tun, da es in Wirklichkeit nur Körper, Hebel, Pendel usw. gibt. Daß die Geometrie von dem Begriff Körper durch Abstraktion den Begriff „geometrischer Körper" bildet, ist ihre Sache und, wenn der Physiker später auf analoge Weise für seine rechnerischen Zwecke die Begriffe „mathematischer Hebel" und „einfaches Pendel" gewinnt, so hat er das ausdrücklich als logischen Akt zu bezeichnen, um zu vermeiden, daß der Schüler zur Meinung kommt, es gäbe tatsächlich zweierlei Hebel, Pendel u. dgl. S. 3 ist in Fig. 1 die Skala statt am Hauptmaßstabe an dem zu messenden Körper aufgetragen; auch sollen die Skalen am Hauptmaßstabe und am nachtragenden Nonius entgegengesetzt laufen. S. 5. 2. werden Zeitpunkt und Zeitstrecke durcheinander geworfen, wenn es einmal heißt: „Legt das Bewegliche in der Zeit t den Weg s zurück" und später „die Geschwindigkeit zur Zeit t, Beschleunigung, bezw. Verzögerung zur Zeit t". Dasselbe geschieht in

§ 21. Die Ableitung des Begriffes Geschwindigkeit in einem bestimmten Punkte befriedigt den Schüler nicht und ist Rosenberg entschieden besser gelungen. S. 7. 5. Die Einführung des Kraftbegriffes geschieht dogmatisch und zu wenig induktiv; auch lernt der Schüler die Kraft zuerst als Bewegung erzeugend und in zweiter Linie als Widerstand kennen; W. induziert den Kraftbegriff lediglich aus der zweiten Wirkung. Auf die verschiedenen Arten von Kräften wäre mit Beispielen hinzuweisen. Eine Unebenheit enthält der Satz: „Immer, wenn ein Körper sich ungleichförmig bewegt, somit seine Bewegung nach Richtung oder Geschwindigkeit ändert", mit Rücksicht auf die Definition der ungleichförmigen Bewegung S. 5. W. nennt Druck und Zug bald eine Kraft, dann wieder die Wirkung einer Kraft. Wenn daran festgehalten wird, daß Kräfte nicht wahrgenommen, sondern nur aus ihren Wirkungen erschlossen werden können, so darf Druck und Zug nicht mit Kraft verwechselt werden. Diese Verwechslung von Kraft und Kraftwirkung ermöglicht es dem Verf. auch in der neuen Auflage den Begriff der Schwerkraft in nicht zu billigender Weise anfangs ganz zu umgehen und ihn erst S. 12 so ganz nebenher in einer Anmerkung beispielsweise zu erwähnen, seine ausführliche Behandlung aber erst im Zusammenhange mit der Gravitation vorzunehmen (analog Höfler). Der Begriff der Schwerkraft ist doch unstreitig unmittelbar an das Gesetz der Trägheit anzureihen, die Schwerkraft ist als erstes Beispiel einer Kraft anzuführen, weil wir ihr auf Schritt und Tritt begegnen. S. 8. Eine förmliche Kontradiktio enthält der Satz: „Von allen Kräften, denen ein Körper unterworfen sein kann, ist der Druck, den er auf eine Unterlage ausübt". S. 9 ist bei der Fallmaschine unpassend das große Gewicht mit p und das kleine Übergewicht mit P bezeichnet. S. 13 enthält der Satz: „Nach Newton findet die von einer Kraft an einer Masse hervorgerufene Beschleunigung in der Richtung der Geraden statt, in der die Kraft wirkt", eine Diallele mit Rücksicht auf die Definition der „Kraftrichtung" S. 7. S. 17, wo die Ersetzung der früheren Ableitung der Endgeschwindigkeit durch eine neue nur zu billigen ist, wäre durch einen Lehrsatz im Fettdruck das wichtige Ergebnis zu fixieren, daß alle Bahnen gleicher Höhe dieselbe Endgeschwindigkeit liefern. S. 18 wird in § 18 zuerst das Resultat und dann die Begründung statt umgekehrt angeführt. S. 19 wird der Begriff des statischen Momentes ganz dogmatisch dekretiert, ohne daß man erfährt woher und wozu. S. 20 und 21 wird die Definition von „Arbeit" zu verbessern gesucht; abgesehen davon, daß dieselbe nun auch sprachlich schleppend und unschön (eine Gegenkraft entgegenwirkt) geworden ist, ist sie nun auch zu enge und mit Rücksicht auf das Prinzip der gleichen Aktion und Reaktion pleonastisch. Der Unterschied zwischen positiver und negativer Arbeit ist, wie bisher, ganz unverständlich gegeben. Auch die Größe der Arbeit einer Kraft, deren Richtung nicht in die der Bewegung fällt, ist nicht befriedigend abgeleitet. S. 21 wäre der Begriff der lebendigen Kraft induktiv einzuführen. S. 24 kommt noch immer der Lehrsatz von der Momentenebene vor, obwohl er später nur ein einziges Mal (beim Seitendruck) Verwendung findet und ihn auch die Instruktionen aufgelassen haben. S. 25. Hat Newton wirklich gezeigt, daß zwischen zwei wägbaren Massen eine Anziehungskraft herrscht? S. 27 gehörte in den § 26 die Erörterung der naheliegenden und wichtigen Frage, was geschieht, wenn auf einen Körper eine Kraft wirkt, deren Richtung 1. durch den Schwerpunkt, 2. nicht durch den Schwerpunkt geht. S. 28, § 26 ist von einem Kräftepaar die Rede, dessen Moment verschwindet; das Moment eines Kräftepaares verschwindet aber überhaupt niemals. Die Darstellung der drei Gleichgewichtslagen ist leider noch immer in der unzureichenden Form gebracht, wo als Einteilungsgrund die Lage des Schwerpunktes zur Drehachse gewählt wird, während dies nur für aufgehängte und nicht auch für unterstützte Körper paßt, von welchen gerade im ganzen nächsten Paragraph die Rede ist. Überhaupt ist die

Lage des Schwerpunktes zur Drehachse nicht der wahre Grund des verschiedenen Verhaltens der nur der Schwere unterworfenen und im Gleichgewichte sich befindenden Körper. Auch heißt es hier: „Wenn er sich um eine Kante dieser Fläche dreht", und doch hat nur ein Körper Kanten. Daß Maß für die Stabilität ist jetzt einfacher (wie bei Rosenberg) abgeleitet, ist aber noch immer unvollständig, weil es bei der Stabilität nicht nur auf die zu leistende Arbeit, sondern vor allem auf die Größe der Kraft ankommt, welche zur Verfügung stehen muß, damit überhaupt eine Drehung zustande kommt. S. 29 ist die Definition der Maschine nach Rosenberg verbessert, doch kann Ref. derselben nicht zustimmen, wenn gesagt wird: „Maschinen sind Vorrichtungen, durch welche man Angriffspunkt, Wirkungslinie und Stärke einer Kraft beliebig verändern kann". Jede Kraft hat ihren Angriffspunkt, ihre Richtung und ihre Stärke und diese können auch durch eine Maschine nicht geändert werden; wohl aber kann man unter Anwendung von Maschinen einer Kraft durch eine zweite Kraft mit anderem Angriffspunkt, anderer Richtung und Stärke das Gleichgewicht halten, was ohne Zuhilfenahme von Maschinen nicht möglich ist. Auch die Definition des Hebels hat nach mehrfachen Wandlungen neuerdings eine Veränderung erfahren. Er ist jetzt ein starrer, um eine feste Achse drehbarer Körper, an den Kräfte wirken, die ihn nach entgegengesetzter Richtung zu drehen streben. Dieser Zusatz von den Kräften erscheint überflüssig, wie ja auch bei der Rolle und schiefen Ebene von solchen Kräften keine Rede ist. S. 31 ist in Fig. 26 der Schwerpunkt S_1 unrichtig gezeichnet. S. 32 ist die Zeichnung für die Dezimalwage verbessert worden und hat die Begründung derselben die längst erwünschte Vereinfachung erfahren. S. 33. Die Ableitung des statischen Verhältnisses bei der beweglichen Rolle ist vereinfacht. S. 34 ist nun, methodisch richtig, die zweite Ableitung des statischen Verhältnisses unter Anwendung der goldenen Regel unterdrückt und dem Schüler als Aufgabe überlassen worden. Gleichwohl ist S. 36 die Gleichgewichtsbedingung beim Keil noch immer nach der goldenen Regel gewonnen, was als unstatthaft bezeichnet werden muß, so lange dieselbe noch nicht hinreichend induziert ist (vgl. Instr. 1900, S. 247). S. 37 folgt erst die Erklärung der Drehbewegung und Drehachse, nachdem schon S. 19 und 20 ohne irgend welche Erklärung davon die Rede, das Drehmoment eingeführt worden und S. 27 die Drehbewegung der progressiven gegenübergestellt worden war. Der wenig gelungene § 31 der früheren Auflagen über das Zustandekommen einer Drehbewegung ist ausgeschieden worden. S. 41 ist endlich die hochtrabende Definition des einfachen Pendels gefallen. An der neuen Definition ist zu bemängeln, daß es einen gewichtslosen Faden nicht gibt. Auch wäre es konsequenter und entspräche einer gesunden Logik und Didaktik, vom wirklichen, physischen Pendel, das man dem Schüler zeigen kann, auszugehen und von diesem durch Abstraktion auf die Fiktion des einfachen, mathematischen Pendels überzugehen. S. 43. „Diese Bewegung heißt schwingende Bewegung" ist eine zu bequeme Umgehung einer Definition; auch wird es dem Schüler schwerlich gelingen, aus der vorausgehenden Beschreibung das Wesen der schwingenden Bewegung zu abstrahieren. Ferner wird hier auf einmal „schwingende" Bewegung = „harmonische" Bewegung gesetzt (auch bei Rosenberg), was abgesehen davon, daß der Schüler mit dem Namen „harmonisch" gar nichts anzufangen weiß, in Wirklichkeit auch nicht zutrifft. Wozu den Schüler mit Terminis überhäufen, von denen er keinen Gebrauch machen kann? Diese Bemerkung gilt auch von dem auf S. 45 übrig gebliebenen Begriff „Schwingungsmittelpunkt", der hier zum ersten und letzten Mal erscheint. Der Begriff „Schwingungsachse" ist erfreulicherweise weggeblieben. S. 45. Beim Pendel ist nicht notwendig, daß die Achse horizontal ist (Machs Pendel!). Die reduzierte Länge des physischen Pendels wird diesmal wieder wie in früheren Auflagen abgeleitet und daraus die Schwingungsdauer des physischen Pendels

gewonnen, statt, wie in der letzten Auflage, die Formel für die Schwingungsdauer des physischen Pendels einfach dogmatisch mit Berufung auf das letzte Auskunftsmittel: „Wie die Rechnung lehrt“, anzunehmen und daraus die reduzierte Länge abzuleiten. S. 46. Wenn es vom Steigrade der Pendeluhr heißt, daß es kleine, zufolge der Gleichheit der Pendelschwingungen gleichförmig erfolgende Drehungen macht, so sind in diesem einen Satze nicht weniger als drei Begriffe irreführend bezeichnet: Klein bedeutet soviel als langsam; von den Pendelschwingungen ist nicht gesagt, worin ihre Gleichheit besteht; das gleichförmig ist dazu angetan, die hüpfende Drehbewegung des Steigrades für eine gleichförmige Bewegung anzusehen. Auch erhält das Pendel erst mittelbar durch die Zähne des Steigrades einen Anstoß; die treibende Kraft ist die Schwere. § 48 beginnt wieder mit dem Dogma von der Existenz der Molekularkräfte, statt zuerst die Erscheinungen anzuführen, die zur Annahme von solchen Kräften führen. Der Satz: „Je nach der Größe der Kohäsion spricht man von harten und weichen, von spröden und zähen Köpern“ läßt die Frage zu, ob denn die Größe der Kohäsion maßgebend ist dafür, ob ein Körper spröde oder zähe ist? S. 50 treten auf einmal, ganz unvorbereitet, Kräfte auf, deren Zeichen entgegengesetzt sein sollen! S. 55. Die Definition der Kommunikationsgefäße ist zu weit; darnach wäre Pepys Gasometer auch ein Kommunikationsgefäß. S. 57 heißt es irrtümlich, daß der Schwerpunkt einer schwimmenden Kugel und der verdrängten Flüssigkeit bei jeder Lage der ersteren zusammenfällt. S. 63. Dem Nachweise von Toricellis Ausflußgesetz (auch bei Gasen S. 76) mit Hilfe des Energieprinzipes vermag Ref. aus früher bezeichneten Gründen nicht beizustimmen. S. 73. Die Erklärung der Wirkung des Winkelhebers hat die wünschenswerte Vereinfachung erfahren. In Fig. 74 sollte die Röhre 2 bis an den Boden des unteren Gefäßes reichen, weil die Röhre 1, da sie in der Mitte des oberen Gefäßes eingesetzt ist, zum Aufsetzen des Rezipienten dient. S. 79. Wenn es Z. 7 v. u. heißt, „das Quecksilber dehnt sich zwischen — 25° und 100° C. gleichmäßig“ aus, so ist das nach dem Vorausgehenden, wo gelehrt wird, daß die Grade an der Ausdehnung des Quecksilbers abgelesen werden, ein Zirkel. Auch später erfährt der Schüler nicht, wer denn in letzter Linie als Maß für die Temperaturgrade gilt, daß die „regelmäßige“ Ausdehnung der Gase nicht Erfahrungstatsache, sondern nur wohl begründete Hypothese ist und daß das Quecksilberthermometer nach dieser Hypothese nur so weit Temperaturen angibt, als es mit dem Luftthermometer übereinstimmt. S. 80. An Stelle des Rutherfordschen Maximum- und Minimumthermometers ist das viel häufiger gebräuchliche Sixthermometer getreten, leider ohne erklärende Zeichnung. S. 81 ist die diffizile Korrektur exakter Längenmessungen wegen der Ausdehnung des Maßstabes nur mehr erwähnt, nicht mehr ausgeführt. Bei der Ausdehnung der Flüssigkeiten und Gase wäre gleich im Anfange zu bemerken, daß es sich hier nur um kubische Ausdehnung handelt, während im Buche der Schüler erst im Laufe des Experimentes und ganz zufällig erfährt, daß der kubische Ausdehnungskoeffizient des Quecksilbers bestimmt wird. S. 82 wird nun die Tatsache des Dichtemaximums des Wassers bei 4° C. durch einen einfachen Versuch erläutert. S. 85. Die Aufnahme des Looserschen Differenzialthermoskopes erscheint dem Ref. wenig glücklich, weil für die Schule zu wenig einfach. S. 86. Hier ist (nach Rosenberg) neu aufgenommen die Berechnung der Gaskonstanten der Luft, ohne daß der Schüler erfährt, was damit anzufangen ist. S. 87 fehlt leider noch immer jegliche figürliche Darstellung über Entstehung und Richtung der Winde. S. 89. Es wäre zu empfehlen, ein- für allemal zu erklären, daß die Temperatur nach Celsius genommen wird, statt immer die Benennung C. mitzuschleppen. Ferner ist es inkonsequent $t \rangle T$ zu nehmen. Auch fällt es auf, daß die spezifischen Wärmen der festen und flüssigen Körper auf eine, die der Gase auf vier geltende Stellen abgekürzt angegeben werden. S. 95 ist die Beschreibung des

wissenschaftlichen Eiskalorimeters entfallen. S. 97 findet sich Z. 18 v. o. noch immer der höchst sonderbare Satz: „Die Expansivkraft des gesättigten Dampfes bei demselben äußeren Drucke ist lediglich von der Temperatur abhängig". S. 97. Die Tabelle für die Spannkraft der gesättigten Wasserdämpfe bei verschiedenen Temperaturen ist um eine Kolonne (Wasserdampfgewicht in 1 m^3 Luft) bereichert worden. S. 102. Das Daniellsche Hygrometer wird wegen seiner Einfachheit gegenüber dem komplizierteren, wenn auch wissenschaftlichen, Regnaultschen nur ungern vermißt. Das Psychrometer ist wieder in seiner ursprünglichen Ausführlichkeit aufgenommen worden. S. 189. Die Schwingungsdauer harmonischer Schwingungen ist allgemein und nicht bloß für kleine Amplituden von der Amplitude unabhängig. S. 124 ist die Formel für die Fortpflanzungsgeschwindigkeit eines transversalen Impulses vereinfacht. S. 129. Die Entstehung der Töne in Lippenpfeifen wird jetzt korrekt dargestellt. S. 132. Die Interferenz der Schallwellen wird nun an den Kundtschen Staubwellen erläutert. S. 163. Hier ist nicht mehr die Rede von magnetischen Fluiden; der Autor begnügt sich mit der Zurückführung der magnetischen Erscheinungen auf Molekularmagnete; damit ist aber noch nichts erklärt, sondern nur die magnetische Erscheinung vom sichtbaren Magnete auf die unsichtbaren Molekularmagnete übertragen. Es ist auch nicht erklärlich, warum es hier vermieden wird, von Fluiden zu sprechen, wenn es bei den elektrischen Erscheinungen noch immer unbedenklich geschieht. S. 164. Von den gänzlich veralteten Strichmethoden ist nun wenigstens die Kreuzstrichmethode weggeblieben. S. 165 enthalten die zwei Sätze: „Nach Häcker ist die Tragkraft des Magnetes der Kubikwurzel aus dem Quadrate seines Gewichtes proportional" und „Jamin zeigte, daß der Magnetismus nur wenig tief in harte Stahlsorten eindringt, weshalb dünne Lamellen so stark wirken können wie dicke Stahlstäbe" einen unlösbaren Widerspruch. S. 173 wäre dem letzten Versuch in § 16 noch als besonders auffällig hinzuzufügen: „Und dreht man die Stange um 180° im magnetischen Meridian, so tritt Polwechsel ein". S. 176. Die elektrische Influenz ist durch Aufnahme eines instruktiven Versuches mit Zeichnung, sowie durch den Versuch mit Faradays Becher anschaulicher gemacht. S. 177. Der Versuch zum Nachweise des Coulombschen Gesetzes ist jetzt derart angegeben, daß er auch wirklich angestellt werden kann. S. 179. Warum bei den magnetischen Feldern von gleichartigen (homogenen), bei den elektrischen von gleichförmigen gesprochen wird, ist nicht erfindlich. Auch ist „nach dem Früheren" nicht einzusehen, warum innerhalb eines hohlen, zur Erde abgeleiteten Konduktors kein elektrisches Feld ist. S. 195. Von der Aufnahme des Thomsonschen Quadraten-Elektrometers mit seiner eigenartigen, komplizierten Konstruktion wird der Schüler nicht viel haben. S. 199 wird nun zur Schwimmregel auch noch die Daumenregel aufgenommen. S. 203. Der Absatz über die Rheostaten ist modernisiert, wenn auch etwas zu kurz gehalten worden. S. 205. Auch bei der Elektrolyse ist die alte Berzeliusche Vorstellung durch die Grundzüge der Klausius-Arrheniusschen Theorie ersetzt worden. S. 206. Die Gesetze der Elektrolyse erscheinen nun, der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend, in etwas verbesserter Form, großgedruckt. S. 207. Die alten Einheiten von Stromstärke und Widerstand werden nun ganz unterdrückt und lediglich die neuen gebraucht. S. 208 wird nun auch der Galvanostegie und Metallurgie Erwähnung getan. S. 216. Das magnetische Kraftfeld des Kreisstromes und Solenoides wird wohl beschrieben, aber leider nicht gezeichnet. S. 217. Hier wird zur Bestimmung der Richtung, nach welcher der Strom durch einen Magneten abgelenkt wird, ganz kurz auf das Ampèresche Gesetz verwiesen und doch kennt der Schüler die Ampèresche Schwimmregel nur für die Ablenkung eines Magnetpoles durch den Strom; es fehlt also noch der zweite Teil dieser Regel, dessen Auffindung dem Schüler wohl nicht unmittelbar gelingt (Newtons Prinzip).

Auch wird jetzt beim Übergang auf die Kraftlinien neben einer neuen Schwimmregel die Linkehandregel aufgenommen, ohne daß der Schüler merkt, daß dieselbe nichts anderes enthält als die ursprüngliche Ampèresche Regel. Wäre es daher nicht besser, gleich vom Anfange an die Ampèresche Regel mit Zuhilfenahme der Kraftlinien umzugestalten, statt dem Schüler zuerst eine Schwimmregel, dann eine Daumenregel, eine Uhrzeigerregel, bei der Elektrodynamik eine neue Schwimmregel und die Linkehandregel zu geben, zu denen dann bei der Induktion noch die Stefansche Regel und die Rechtehandregel kommt, die alle auseinanderzuhalten geradezu unmöglich ist, geschweige denn, daß der Schüler eine Ahnung erhält, daß sie alle nur ein und dasselbe Grundgesetz über das magnetische Kraftfeld eines linearen, bezw. Kreisstromes ausdrücken. S. 222. Aus dem französischen Ruhmkorff ist nun glücklich wieder der deutsche Rühmkorff geworden und sein Apparat wesentlich anschaulicher dargestellt worden, indem statt des Quecksilberunterbrechers der einfache Wagnersche Hammer angebracht, die Wirkung des Kondensators und die Pole der Sekundärspule ersichtlich gemacht wurden. S. 223 werden nun auch schon die radioaktiven Substanzen erwähnt. S. 225. Für den Grammeschen Ring ist eine neue Zeichnung aufgenommen und die Erklärung desselben vereinfacht worden. S. 230 wird jetzt auch der Marconischen Telegraphie und der Teslaströme kurz gedacht. S. 230. Wenn es heißt: die Lichtempfindung wird hervorgerufen durch ein Agens, das Licht genannt wird, so muß es auf der nächsten Seite statt: Licht entsteht durch transversale Schwingungen des Lichtäthers lauten: Licht besteht in transversalen Schwingungen... S. 236 und ff. wären die bisherigen Ausdrücke: imaginär, scheinbar, reell, wirklich (Bild) besser durch subjektiv und objektiv zu ersetzen. S. 242 und ff. sind die Gesetze von den Bildern in sphärischen Spiegeln fettgedruckt zusammengefaßt und der Absatz über katakaustische Linien und Brennflächen weggelassen worden. S. 246. Die Definition der sphärischen Linse als ein von zwei Kugelflächen begrenztes, lichtbrechendes Medium ist, ohne irgend welchen Zusatz, zu eng. S. 256 wird die Achromasie etwas schärfer gefaßt. S. 258 ist der Versuch über die aktinische Wirksamkeit der verschiedenfarbigen Strahlen mit der photographischen Platte neu aufgenommen. S. 268 und 269 sind die komplizierten Formeln für die Länge und Vergrößerung des astronomischen und Galileischen Fernrohres sowie die Rechnung über die Helligkeit der Bilder in Wegfall gekommen.

Während die gegenwärtige Auflage die neue Orthographie konsequent und fast ohne sinnstörende Druckfehler durchgeführt hat, wären in sprachlicher und stilistischer Beziehung noch einzelne Inkonsequenzen, Härten und Inkorrektheiten auszuscheiden nach dem Grundsatze: Sämtliche Lehrbücher sollen in tadelloser Sprache abgefaßt sein.

S. 20 wird das schleppende Drehungsmoment statt Drehmoment eingeführt, dem später Drehungsbewegung und Drehungsachse, abwechselnd mit der gewiß auch korrekten Drehbewegung und Drehachse folgen. S. 26, Z. 1 v. u. ist von ungleichstimmig parallelen und entgegengesetzten Kräften die Rede. S. 34, Z. 8 v. o. ist die Fügung des zweiten Relativsatzes unstatthaft. S. 35. Die sprachlich anfechtbaren, wenn auch durch den Gebrauch fast legitimierten Formen: wälzende, rollende, gleitende Reibung wären ebenso zu vermeiden wie drehende Bewegung. S. 38, Z. 7 v. o. und ff. Da man nicht sagt: „Eine Kraft greift einen Körper an", so ist es auch unzulässig zu sagen: „Ein Körper wird von Kräften angegriffen. Inkorrekt ist es ferner, wenn es heißt: „Alle Kräfte $p_1, p_2 .. p_v$ erzeugen dieselbe Winkelbeschleunigung. S. 38, Z. 3 v. u. „Dieser befindet sich in den aufeinander folgenden Zeit-

teilchen in 1, 2, 3 —" ist deshalb unrichtig, weil in einem Zeitteilchen ein in Bewegung befindlicher Punkt sich nicht in einem Punkte, sondern auf einer Linie befindet. S. 43, § 43 wird ein Massenpunkt *m* eingeführt und unmittelbar darauf von einem Punkt *M* gesprochen, der den Kreis durchläuft. S. 47, Z. 18 v. u. und ff. ist die Diktion derart, daß sie eine, auch dem Schüler auffallende Naseführung enthält: „Erfolgt die Herstellung der Gestalt und des Volumens eines Körpers vollständig, so ist er vollkommen elastisch, im anderen Falle unvollkommen elastisch; es gibt weder vollkommen elastische, noch vollkommen unelastische Körper". Auch ist der Satz bezüglich der Volumselastizität der Flüssigkeiten und Gase nicht richtig, sowenig bezüglich letzterer behauptet werden kann, daß „ein Körper die Elastizität entweder ganz oder teilweise verliert, wenn die in demselben hervorgerufenen Änderungen eine gewisse Grenze überschreiten". S. 49, Z. 19 v. u. „2 elastische Kugeln mit den Massen m_1 und m_2 bewegen sich hintereinander auf derselben Bahn mit den Geschwindigkeiten $C_1 > C_2$" ist eine unstatthafte und dem Schüler kaum verständliche Abkürzung. S. 53, Z. 7 v. u. lies platte st. dlatte; auch ist der Nebensatz stilistisch nicht zu rechtfertigen. S. 89 werden die spezifischen Wärmen von Platin und Quecksilber mit 0·3 statt mit 0·03 angegeben. S. 89, Z. 13 v. o. muß es statt „der Schmelzpunkt bei demselben Körper" richtig heißen „der Schmelzpunkt jeder Substanz". S. 111, Z. 14 v. o. wäre richtig zu stellen: „Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der gleichförmig vor sich gehenden Wellenbewegung" in „die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der gleichförmig fortschreitenden Wellenbewegung. S. 112, Z. 18 v. u. gibt der Satz: „Die während des ersten Punktes in dem vorigen Beispiel erzeugte Welle zerfällt in zwei Teile" gibt keinen Sinn. S. 194, Z. 9 v. u. ist der Ausdruck: „Solche in dieser Weise erzeugte elektrische Ströme" undeutsch. Ebenso S. 262, Z. 2 v. o. „Unter deutlicher Sehweite bezeichnet man". S. 303, Aufgabe 31 und 33 wird das elektrochemische Äquivalent des Wasserstoffes mit 0·010352 *mg* angegeben, während S. 207 als solches 0·010384 (Rosenberg) angeführt ist. Kohlrausch gibt übrigens 0·01044, Warburg und Starke 0·01046 an.

Wenn Ref. zum Schlusse seine Wünsche für eine weitere Verbesserung des Buches noch kurz zusammenfassen sollte, so wären es die folgenden: 1. Die Darstellung ist an manchen Stellen weniger dogmatisch und mehr induktiv zu gestalten, damit sie der Forderung nach einer Experimentalphysik entspricht. 2. Physikalische Tatsache und Deduktion, Grundsatz, Hypothese, konventionelle Annahme, Voraussetzung und Folge wären in der Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität schärfer auseinander zu halten; auch sind hier die Erscheinungen noch zu sehr neben einander gereiht, statt auseinander entwickelt und auf die Grundtatsachen zurückgeführt. Auf diesem Gebiete bleibt überhaupt noch die Hauptarbeit der Verfasser von Schulbüchern zu leisten, um die neuen Elemente, Kraftlinien und Potential, konsequent und schulgerecht zu verwerten. Auch ist hier noch mancher verzopfte Standpunkt, an dem mit allzu zähem Konservatismus festgehalten wird, zu Gunsten eines modernen, von der Praxis stürmisch begehrten, aufzugeben. 3. Die Analyse der Erscheinungen und Begriffe, die namentlich bei den einleitenden Paragraphen zu sehr an der Oberfläche haften bleibt, ist stets so weit als möglich zu führen, damit Zirkel und Tautologien vermieden werden; Definitionen sind mehr

zu präzisieren und logisch unanfechtbar zu gestalten. 4. Die Zahl der instruktiven Figuren wäre, namentlich in der Elektrizitätslehre, zu vermehren.

Bozen. Dr. A. Lechthaler.

Leitfaden der Botanik für die oberen Klassen der Mittelschulen. Von Dr. Richard von Wettstein, Professor an der k. k. Universität in Wien. Mit 3 Farbendrucktafeln und 1005 Figuren in 205 Text-Abbildungen. 3., veränderte und vermehrte Auflage. Wien, Verlag von F. Tempsky 1907. 236 SS. gr. 8⁰.

Der bei seinem ersten Erscheinen (1891) wegen der musterhaften Durchführung und vornehmen Ausstattung allseitig begrüßte Leitfaden der Botanik, welcher damals einen großen Fortschritt auf dem Gebiete der Schulbücherliteratur bedeutete, ist nunmehr in dritter, veränderter und vermehrter Auflage herausgegeben. Im großen und ganzen ist es dasselbe Buch geblieben und das ist gut, denn es hat sich die lange Reihe von Jahren hindurch bewährt. Wohl kein Lehrer der Naturgeschichte, der einen Versuch mit dem Buch machte, ist ihm untreu geworden.

Die Reihenfolge in der Stoffeinteilung wurde beibehalten. Neu sind ein etwas größeres Format und eine Anzahl von Bildern, für welche diesmal erfreulicherweise auch die Photographie in den Dienst genommen wurde, sowie endlich die ausführliche Behandlung der ökologischen Verhältnisse, welche vom Autor selbst im Vorworte als die wesentlichste Änderung dieser Auflage gegenüber den vorhergehenden bezeichnet wird.

Von neuen, größeren Bildern seien erwähnt die photographischen Darstellungen: Flockenstäublinge, Bananenpflanzung, Zuckerrohr-Plantage, Tabakfeld, Kaffee-Plantage, Ölbaumpflanzung. Einige derselben sind vorzüglich, z. B. Flockenstäublinge, Ölbaumpflanzung, andere lassen infolge mangelhafter Reproduktion in der Schärfe der Darstellung zu wünschen übrig, z. B. Tabakfeld, Feigenkaktus.

In der Abteilung *D*. Leben der Pflanze sind einige Kapitel wie z. B. Leitung des Nahrungssaftes, Transpiration, Wachstum, Bewegung, Befruchtung — erweitert u. zw. zum Teil im Texte, zum Teil in der Bilderbeigabe oder endlich in beiderlei Beziehungen, das ausführliche Kapitel „Schutzeinrichtungen“ ist neu hinzugekommen und mit gut gewählten Abbildungen ausgestattet worden.

Ref. hat sich im Laufe der 16 Jahre, durch die er das Buch ununterbrochen in Verwendung hatte, so manche — meist belanglose — Fehler und Lücken, wie sie jedes Buch im Anfange seines Erscheinens aufweist, angemerkt. Fast alle Fehler sind seither verbessert worden und die erwünschten Ergänzungen sind von selbst eingetreten. Wenn Ref. dennoch im folgenden einige

fehlerhafte oder bedenkliche Punkte der Aufmerksamkeit empfiehlt und mehrere Wünsche vorbringt, so wolle ihm das zugute gehalten werden; er wird sich freuen, wenn die vorgebrachten Wünsche anerkannt und in einer künftigen Neuauflage berücksichtigt werden.

Bei der Schilderung des Befruchtungsvorganges bei den Orchideen heißt es S. 76: „Ein Insekt führt den Rüssel in der durch den Pfeil angedeuteten Richtung ein, um den Honig aus dem Sporn zu holen. Beim Zurückziehen des Rüssels bleiben auf ihm die Pollenmassen mit dem klebrigen Ende ihres Stieles haften“ usw. — Bei der für die Darstellung des Vorganges gewählten Blüte von *Orchis morio* erfolgt die Pollenübertragung durch Hummeln und andere Immen, denen die Pollenmassen, wie Ref. oft beobachtete, immer an der Stirne, nie am Rüssel haften blieben. „Auf ihm“ wäre also zu verbessern in „an der Stirne des Insektes“. — Der Satz S. 36: „Dadurch wird die Lebensweise der Pilze als Fäulnisbewohner oder Schmarotzer bedingt“ erfordert zur vollen Klarheit die Einschaltung des Wortes „entweder“ vor „als“.

Auf der Tafel: Giftige Schwämme — steht noch immer der Schusterpilz (*Boletus luridus*), wenngleich es — auch schon in der 2. Auflage — von ihm im Texte heißt: „Wird in manchen Gegenden gegessen, gilt aber in anderen als sicher giftig.“ Ähnlich äußerte sich schon Dr. F. W. Lorinser in seinem bekannten Pilzwerke: „Die wichtigsten eßbaren, verdächtigen und giftigen Schwämme“. Er sagt: „Muß aber doch als verdächtig bezeichnet werden und ist daher zu meiden, wenn auch hie und da ähnliche Schwämme unter dem Namen ‚Schusterpilz‘ ohne Nachteil gegessen werden. Schon seine Ähnlichkeit mit dem Satanspilz macht es notwendig, ihn von der Küche auszuschließen.“ — Ref. kann versichern, daß er den Pilz seit vielen Jahren in verschiedenen Ländern selbst sammelte und ohne Schaden verzehrte: er ist tatsächlich nicht giftig, sondern, wie auch Edmund Michael in seinen vortrefflichen Pilzwerken betont, „einer der besten Speisepilze“. Allein er möchte es nicht wagen, auf Grund einer bloßen Beschreibung und selbst an der Hand der besten Abbildungen jemandem das Sammeln und den Genuß dieses Pilzes zu empfehlen, da er je nach dem Standorte ungemein in Färbung, Umfang und Länge des Stieles u. a. abändert. Da kann nur ein praktischer Pilzkenner sicher entscheiden. Richtig ist, daß der Schusterpilz zu den eßbaren Schwämmen gehört.

Vermißt wird noch die etymologische Erklärung der Wörter: *Bacterium*, *Chara*, *Aecidium* und *Aecidiospore*, *Lycoperdon*, *Empusa*, *pyogenes*. Ganz ausgeblieben sind auch diesmal *Cardamine pratensis*, *Tussilago*, *Plantago*, wovon erstere zwei wegen ihres häufigen Vorkommens und der Deutlichkeit ihrer Blütenverhältnisse beim Unterrichte nicht leicht zu übergehen sind.

Wenn Ref. schließlich einige Wünsche ausspricht u. zw.: es möchte die Bezeichnung „Proteïnstoffe", der man in der Tagesliteratur öfter begegnet, wenigstens eine einmalige Erwähnung im Buche erfahren, desgleichen die Wurzelsymbiose bei Cupuliferen und Leguminosen, der Wunderbau des Blütenkelches bei Rosa-Arten nicht ganz übergangen werden, es möchte eine Diatomee so abgebildet werden, daß sie ganz körperlich erscheint, ferner daß bei allen mikroskopischen Darstellungen ohne Ausnahme die Herkunft des Präparates und der Grad der Vergrößerung genau angegeben werde, endlich es möchten auch einige photographische Vegetationsbilder der heimatlichen Flora Aufnahme finden, — so wird ihm diese offene Darlegung hoffentlich nicht als Tadelsucht gedeutet werden. Sie entspringt vielmehr dem großen Interesse, welches Ref. jederzeit dem vortrefflichen Lehrbuche entgegenbrachte und immer bewahren wird.

Krems a. D. Franz Müller.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Das Schulwesen im russischen Zentral-Asien.

II.

Wenn wir in Betracht ziehen, daß die Russen erst vierzig, ja in Transkaspien kaum zwanzig Jahre ihre Oberherrschaft befestigt haben, so können sie auf verhältnismäßig gute Erfolge hinweisen. Die ältesten Schulen wurden von den Priestern in der kirgisischen Steppe, in Kazalinsk und Perovsk, wo größere Garnisonen und mehrere Kaufleute sich angesiedelt haben, im J. 1860 errichtet. Die Kinder beiderlei Geschlechtes lernten in diesen Religion, Lesen, Schreiben und die vier Grundsätze der Arithmetik. Als die Truppen transferiert wurden, verwandelte man die Schulen in kirgisische. In den Schulgebäuden eröffnete die Verwaltung für 25 Knaben der Nomaden Internate. Aber auch russischen Jünglingen wurde es gestattet, in diese sich zu melden. Als Lehrer erhielten in diesen Anstalten ihre Anstellung kirgisische Dolmetscher, welche in Orenburg die militärische Mittelschule besucht hatten. Die Zöglinge lernten kirgisisch und russisch lesen und schreiben, rechnen und übersetzten aus der kirgisischen Sprache in die russische und umgekehrt. Die russischen Knaben aber wurden nicht gezwungen, das kirgisische Schreiben sich anzueignen. Doch die Erfolge im Unterrichte erwiesen sich nach einigen Jahren als gänzlich unbefriedigend. Unter anderen Ursachen eines solchen Resultates wies man darauf hin, daß sich die Lehrer zu ihrem Berufe keine Vorbildung angeeignet hatten und deswegen auch viel Unzufriedenheit unter den Schülern erregten. Am Unterrichte nahmen später fast ausschließlich kirgisische Jünglinge teil.

Der erste General-Gubernator K. P. von Kaufmann, der hervorragende Verdienste um den Fortschritt der Bevölkerung sich erworben hatte, verteidigte mit Entschiedenheit die Meinung, es wäre denn doch wünschenswert, daß der russische und kirgisische Nachwuchs zusammen erzogen würde und als höchstes Ziel für die Schule stellte er die Forderung auf, daß die Jugend zu braven Staatsbürgern Rußlands herangebildet werde. Die Religion dürfe keine Hindernisse zur Erreichung des

erhabenen Zieles bereiten. Russische und einheimische Knaben sollen gemeinschaftlich unterrichtet werden und wenn ihnen der „Batjuschka“ (Geistliche) die Grundsätze des Christentums erklärt, so erläutert in denselben Stunden Mulla den Mohammedanern seine Weltanschauungen und religiöse Vorschriften. Auf eine solche Art nimmt man den heimtückischen Verleumdern, daß die Regierung gesonnen sei, den Islam zu vertilgen, die Waffe aus der Hand und zugleich bleiben die mohammedanischen Geistlichen unter steter Aufsicht, so daß sie unter dem Mantel der Religion keine verräterische Propaganda treiben können.

Es wurde eine Kommission mit dem Auftrage einberufen, daß sie die Landeseigentümlichkeiten gründlich studiere und einen ausführlichen Unterrichtsplan ausarbeite.

Die Enquête erklärte, daß es die Reichsinteressen erheischen, den materiellen Wohlstand der Bevölkerung zu fördern und die Einigkeit ihrer Bestrebungen mit den Staatsbedürfnissen in Einklang zu bringen. Die Schule soll möglichst große Verbreitung unter den Asiaten finden. Weil die Bildung der Volksmassen zu niedrig war, so erschien es empfehlenswert, nebst dem Unterrichte auch nützliche Bücher unter die Einwohnermenge zu verteilen. Man nahm an, daß der Unterschied gemeinschaftlicher Lebensweise und Moralität zwischen den wandernden Kirgisen und seßhaften Sarten zu groß sei; deswegen äußerte die Kommission ihre Meinung dahin, beide Nationalitäten in der Schule zu sondern.

Was die Russen betrifft, erschien es notwendig, zweierlei Schulen zu errichten: 1. für Auswanderer (Bauern, Handwerker, Taglöhner), welche sich mit elementaren Kenntnissen ihrer Kinder begnügen; 2. für die Nachkommenschaft der Kaufleute, Geistlichen, Beamten und anderer Klassen, welche später ihre Bildung in Gymnasien oder anderen Mittelschulen zu ergänzen wünschen. Sie könnten zusammen mit den Kindern der Eingebornen in den Anstalten erzogen werden.

Zur Ausbildung tüchtiger Lehrpersonen hatte man die Absicht, in Taschkent ein Pädagogium, bestehend aus drei Jahrgängen, zu gründen. Die mit der Anstalt verbundene Musterschule diente zugleich als Vorbereitung für das Seminarium. In diesen Klassen beabsichtigte man 50 Stellen für Knaben mit ganzer Verpflegung, von denen 20 für russische, 30 für eingeborene Jünglinge bestimmt waren, zu kreieren.

Die Volksschulen wurden nach dem Vorschlage eingeteilt in: 1. Bezirksschulen (*ujezdnyje narodnyje školy*, unsere ehemaligen Musterhauptschulen) mit vier Klassen und einer Gewerbeabteilung; 2. Elementarschulen (*načalnyje školy gramotnosti*). Erstere wurden für Städte und wichtigere Punkte mit seßhafter Bevölkerung bestimmt. Die zweite Kategorie sollte die Bildung der Nomaden Turkestans heben. Als Lehrer in den Elementarschulen konnten diejenigen Personen angestellt werden, welche die Bezirksschulen mit gutem Erfolge absolviert, in letzteren aber diejenigen, welche ihre Kenntnisse im Pädagogium (Seminarija) ergänzt hatten.

In Bezirksschulen sollten russische und einheimische Knaben zusammen am Unterrichte teilnehmen. Es wurde da erklärt: Religion, russische Sprache, Geographie, Arithmetik (hauptsächlich Addieren von ganzen Zahlen und Brüchen), Grundzüge der Geometrie mit Rücksicht auf die Gewerbe, einige Gewerbe und einheimische Sprachen, die für Eingeborene obligatorisch waren. Der Sprachunterricht mußte auf Grund russischer Transkription (nicht türkischer) erteilt werden.

Für die künftigen Lehrer in der Steppe bewilligte die Staatsverwaltung den erforderlichen Beitrag zur Kreierung von 20 Stellen mit Kost und Einquartierung in den Schullokalitäten. In der Lehrerbildungsanstalt umfaßte der Unterrichtsplan folgende Gegenstände: Religion, russische Sprache und Geschichte, allgemeine Geographie, mit besonderer Berücksichtigung der russischen, Arithmetik, Schönschreiben, Geometrie, Pädagogik und einheimische Sprachen (kirgisische und sartische). Die Kandidaten für Lehrerstellen in den Steppenschulen blieben nach Absolvierung des Kurses noch ein Jahr in Bezirksanstalten, um sich eine praktische Vorbereitung anzueignen. Später zeigte sich aber, daß die Separierung der kirgisischen und sartischen Schüler zwecklos sei.

Nicht nur die Kinder, sondern auch die Erwachsenen lernen in den Abendkursen auf einerlei Art. Die Verschiedenheit der Lebensweise übt auf den Erfolg keinen Einfluß aus. Die geistigen Fähigkeiten der Kirgisen wurden entschieden unterschätzt. Die Erfahrung zeigte nämlich, daß die Nomaden in bedeutend größerer Anzahl als die Sarten die Bezirksschulen, Pädagogium und Gymnasien besuchen und sich durch Fleiß und Ausdauer auszeichnen.

Im Jahre 1876 wurde im General-Gubernatorat eine selbständige Schulverwaltung angeordnet. Bis zu dieser Zeit sind nur vier russische Schulen im ganzen, großen Territorium gegründet worden: 1. Vom Jahre 1869 die Privatschule von Pachert in Taschkent zur Vorbereitung der Beamtenkinder in die IV. Gymnasialklasse. Das Programm der Anstalt entsprach vollständig jenem der Untergymnasien und die Direktion hatte eine jährliche Unterstützung vom Staate erreicht. 2. Die Privat-Volksschule der Žujkova in derselben Stadt, errichtet durch freiwillige Gaben zur Erziehung der Kinder niedriger Klassen der russischen Einwanderer. 3. Im Jahre 1871 eröffnete man eine dreiklassige Volksschule mit Gewerbeabteilungen für beide Geschlechter daselbst. 4. Der Priester Voznesenskij gründete im Čimkent (Tschimkent) auf eigene Kosten eine Elementarschule (1875), welche im folgenden Jahre vom Staate übernommen wurde. In Samarkand eröffnete die Regierung 1870 eine russische Volksschule, um den Eingeborenen Gelegenheit zu bieten, sich die Staatssprache anzueignen. Die Bevölkerung selbst hatte den Wunsch nach einer solchen im Amtswege geäußert. Für russische Kinder besorgte man eine Klasse in der ehemaligen Timuriden-Residenz; diese sowie die in Kattakurgan und Petro-Alexandrovsk ist der Leitung der Geistlichen überlassen worden.

Im Jahre 1876 wurden in Taschkent zwei Untergymnasien und zwar für Knaben und Mädchen errichtet. Das letztere ist schon im

folgenden Jahre auf ein Obergymnasium ergänzt worden; dasselbe geschah in kurzer Frist auch mit dem anderen. Einige Semester später sind wenigstens teilweise die Bedürfnisse der Bildung in den Städten Margelan, Kokand, Aulie-ata befriedigt worden. Dabei wurde auch auf die Mädchen entsprechende Rücksicht genommen. Im Jahre 1879 endlich wurde das Pädagogium mit einem Internat für 78 Zöglinge ins Leben gerufen. Die Juden in Taschkent gründeten (1888) eine Privatschule, aber nach kaum drei Jahren wurden sie genötigt, die Anstalt aus Mangel an Kindern zu schließen. In Anwesenheit des General-Gubernators N. J. Grodekov wurde die russisch einheimische Schule (*russko tusemmaja škola*) in seiner Residenz (1884) der Öffentlichkeit übergeben. Die Leitung derselben erhielt eine Persönlichkeit, die am besten dazu geeignet war, das Vertrauen der sartischen Eltern und Kinder zu erwecken. Es war der gewesene Artillerieoffizier Nalivkin, der nur aus Liebe zur Sache einige Jahre in einem unansehnlichen, sartischen Dorfe verweilte, um die Sprache, die Gewohnheiten und das ganze Volksleben unmittelbar zu erforschen. Es fanden sich in der festlich ausgeschmückten Lokalität 89 mohammedanische Knaben; alle saßen auf Teppichen, mit Büchern in den Händen versehen. Kein Möbelstück war zu sehen, damit der gute Eindruck auf geladene moslimische Vertreter durch verschiedene Neuigkeiten nicht getrübt würde.

Zwei Jahre später projektierte die Landesverwaltung die Eröffnung von neuen 18 Anstalten, namentlich unter den Nomaden, damit der Fortschritt allmählich einen festeren Boden gewinne. Sie waren nur mit den spärlichsten Einrichtungen versehen, um die Wanderung mit beweglichen Aulen (Dörfern) zu erleichtern. Der Gedanke war zwar gut, aber die Ausführung hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Einige Bezirksverwalter erwiesen sich dabei allzu eifrig und schädigten am meisten durch ihre Unvorsichtigkeit die regelmäßige Entwicklung. Sie glaubten das Lob ihrer Vorgesetzten sich zu sichern, wenn sie künstlich einen großen Andrang in neue Klassen hervorriefen. Sie zwangen hervorragende Männer, daß sie ihre Kinder in die Schule schicken. Von den Tataren, die zahlreich in das Land als Kaufleute kommen und in ihrer Heimat selbst gegen die Einführung der russischen Sprache beim Unterrichte agitierten, gehetzt, gaben manche angesehene Kirgisen und Sarten lieber armen Mitbürgern Geld, daß sie ihre Knaben unter falschen Namen in die Schule führen. So entstand eine freiwillige Steuer — škol-puli — Schul-Pfennig, wie diesen gemeinen Knaben-Ankauf zum Besuche der gehaßten Anstalten das Volk nannte. Es verbreiteten sich auch lügenhafte Gerüchte, daß nämlich die Schüler gezwungen würden, das Christentum anzunehmen, um später sogar als Soldaten in „Batalión" (Armee) eingereiht zu werden. Man zeigte uns fanatisierte Mütter, die sich offen äußerten, es wäre ihnen lieber, ihre Kinder eher im Sarge zu sehen, als daß sie zugeben sollten, sie russischen Anstalten zu übergeben.

Die Folgen der lebhaften Agitation ließen nicht lange auf sich warten. Schon in den nächsten Jahren wurden die Schulen in Kokand, Namangan, Andižan und Osch mit ihren Abendkursen wegen ungenügen-

der Zahl von Frequentanten geschlossen. Dieselbe traurige Erscheinung wiederholte sich in Petro-Alexandrovsk und Turkestan. Der jüdischen Anstalt in Taschkent wurde schon Erwähnung getan. Diese Erfahrungen nötigten die Verwaltung, mit größerer Vorsicht vorzugehen und jeden moralischen Zwang zu verbieten. Den Bezirkshauptleuten (Volostnyj) wurde der Auftrag zuteil, sich von jeder Überredung in Schulangelegenheiten ferne zu halten.

Diese neuen Maßnahmen zeitigten bald gute Früchte. Der Agitation wurde die Spitze abgebrochen und schon 1887 suchten Stadtgemeinden in Nukus, Kattakurgan, Pendžakent und Dagbit (unweit von Samarkand) an, es möge ihnen gestattet werden, eine russisch einheimische Schule zu eröffnen.

In Turkestan und Petro-Alexandrovsk richtete man bei den Stadtschulen Gewerbeklassen für Schuhmacher ein. Auch in anderen Gemeinden traten verschiedene Veränderungen ein.

Im Jahre 1889 wurde ein dritter Inspektor für Volksschulen ernannt, welchem mohammedanische Anstalten zugewiesen waren.

Selbstverständlich trägt man große Sorge um die Jugend in den russischen Ansiedelungen. Namentlich in den Volosten (Bezirken) Aulieata, Čimkent (Tschimkent) und Chodžent gibt es kaum ein ansehnlicheres Dorf, wo nicht Gelegenheit zur Erlangung der Elementarkenntnisse geboten würde. Auch der Handwerke wurde dabei nicht vergessen, besonders wurden Schuhmacherei, Tischlerei und Gärtnerei berücksichtigt. — In Namangan ist bei der russisch einheimischen Schule ein Internat errichtet, um Zöglinge in der Züchtung der Seidenraupen und in der Obstkultur zu üben. Im Jahre 1892 besorgte der tatkräftige Inspektor planmäßigen Unterricht in 12 russischen Ansiedelungen im Syr-darja-Gebiet. Gesteigerte Forderungen der Zeit zwangen das Ministerium, 1894 in Tauchkent auch die erste Realschule einzurichten, wozu sich 1900 eine selbständige Handwerkerschule gesellte.

Anfangs 1896 waren im ganzen Großgubernium zwei Obergymnasien (für Knaben und Mädchen), eine Realschule, ein Pädagogium, 10 Stadtschulen, 4 Mädchenbürgerschulen *(Mariinskoje učilišče)*, 11 Pfarrschulen für Mädchen, 4 Knabenpfarrschulen, 45 Elementarschulen für Kinder beiderlei Geschlechtes, 28 russisch einheimische Schulen, 1 Musterschule, 2 russische Privatanstalten — zusammen 107 Schulen. Von diesen befanden sich im Syr-daja-Gebiet mit der Hauptstadt Taschkent 76, also mehr als ²/₃ der ganzen Anzahl, 14 im Fergana-, 15 im Samarkandgebiet und 2 im Amu-darja-Gebiet, dem ehemaligen nördlichen Teile des Chiwa-Chanates.

Internate sind eingeführt: bei beiden Gymnasien, bei der Lehrerbildungsanstalt, bei 7 städtischen und 6 russisch einheimischen Schulen. Diese große Anzahl von Internaten ist daraus zu erklären, daß die Verbindung im Lande sehr schwierig und die Unterbringung in den mohammedanischen Familien schwer zu finden ist, was bei der Abgeschlossenheit sartischer und kirgisischer Häuser selbstverständlich erscheint. Gewerblicher Unterricht ist an der Lehrerbildungsanstalt, in 9 Stadtschulen

und einer Pfarrschule (*prichodskoje učilišče*) in Abendkursen zur Übung in der russischen Sprache und in 13 Volksschulen eingeführt worden.

Was die Anzahl der eingeschriebenen Schüler anbelangt, so finden wir bemerkenswerte Erscheinungen, die auf die Zustände im Lande ein sonderbares Licht werfen. Im allgemeinen besuchen russische Knaben häufiger die Bildungsanstalten als Mädchen, doch finden wir von der Regel auch Ausnahmen. Es bleibt für uns befremdend, daß das Mädchengymnasium im Durchschnitte höhere Ziffern als das Knabengymnasium aufweist. Viele von den Mädchen vollenden nach Absolvierung der Mittelschule ihre Bildung im europäischen Rußland, wenden sich dem medizinischen Studium zu und üben nach Erlangung der Doktorwürde im Lande die Praxis aus. Sie werden von den mohammedanischen Frauen mit Vorliebe aufgesucht, da Ärzten der Besuch des Harems streng verboten ist. Andere Absolventinnen von Gymnasien finden als Telegraphistinnen, Lehrerinnen und in verschiedenen Bureaux Anstellung.

Ebenso auffallend ist es, daß auch in Pfarrschulen manchmal die Mädchen ein nennenswertes Übergewicht zeigen, trotzdem das Verhältnis zwischen den Männern und Weibern im Lande wie 100 : 80 angegeben wird. So waren im J. 1878 in den Pfarrschulen neben 43 Knaben 97 Mädchen eingeschrieben, 1880 26 K., aber 228 M., 1885 75 K. 351 M., 1890 324 K. 452 M., 1895 1255 K. und 919 M.

Die einzige Lehrerbildungsanstalt im Lande wies eine sehr schwache Frequenz auf; die Anzahl der Zöglinge variierte zwischen 36—66. Die Mehrheit behaupteten die Russen, während die eingeborenen Jünglinge kaum durch 5—10 Personen vertreten waren.

Die einheimischen Knaben gingen teilweise schon in rein russische Anstalten, bevor ihnen „*russko-tuzemnyje školy*“ (russisch einheimische Schulen) nicht eingerichtet waren; in diesen wird mehr auf sprachliche und religiöse Forderungen gesehen. Schon 1877 zählte man 154 Kinder der Eingeborenen in Pfarrschulen, in den nächsten Semestern verminderte sich zwar ihre Zahl, aber vom Jahre 1881 sind sie wieder im Steigen begriffen (1885: 215, 1890: 486, 1896: 824).

Einheimische Mädchen hielten sich von den Bildungskreisen ferne und deswegen finden wir eine verschwindend kleine Bruchzahl unter den Schülerinnen von asiatischer Herkunft, 4—12 Personen. Manchen von ihnen ist das Gymnasialstudium verboten, weil sie schon in ihrem Kindesalter von den Eltern vermählt werden und eine solche frühzeitige Verbindung als unlösbar betrachtet wird. Aber auch dabei können wir einen merkwürdigen Umstand konstatieren, nämlich, daß die meisten Kirgisinnen und Sartinen, wenn sie einmal russische Schulen zu besuchen sich entschlossen haben, das ganze Gymnasium absolvieren.

Nach der Religion teilt man die Schüler ein in orthodoxe (russische) 75·5%, katholische 1·1% (meistens Polen), evangelische 2·9% (größtenteils Auswanderer aus baltischen Provinzen), israelitische 3·25%, mohammedanische 17·25%, also stellen die letzten beinahe $^1/_5$ der gesamten Zahl dar.

Was die innere Einrichtung der Schulgebäude betrifft, so sorgten die Behörden, obzwar das ganze Territorium ausschließlich militärisch verwaltet wird, dafür, daß sie den hygienischen und pädagogischen Anforderungen entsprechen. Freilich blieb da manches zu wünschen übrig. Besonders ist es in den Dörfern um die Heizung während der Winterszeit schlecht bestellt, da es wenig Kohle und Holz gibt und mancherorts nicht nur Nomaden, sondern auch Ansäßige mit Kuhmist ihre Wohnungen erwärmen. Bei einigen Anstalten sind Obst- und Gemüsegärten angelegt, um den Kindern und erwachsenen Studenten Gelegenheit zu geben, sich teilweise mit Bodenkultur bekannt zu machen. Besondere Aufmerksamkeit wird den Schülerwohnungen gewidmet, die Präfekten wählt man aus Personen, die das Pädagogium oder das Mädchengymnasium absolviert haben.

Die Lehrer an den verschiedenen Anstalten besitzen meistens die gesetzliche Approbation, jede Veränderung in den Lehrkörpern bringt mancherlei Unzukömmlichkeiten mit sich, weil die neuernannten Personen zuweilen zwei bis drei Monate und darüber brauchen, um von europäischen Gubernien nach Zentral-Asien zu übersiedeln.

Ebenso große Schwierigkeiten hatte die Schulverwaltung bis zur Errichtung der Eisenbahn Orenburg—Taschkent und der transkaspischen Strecke mit der Anschaffung von Büchern, Lehrhilfsmitteln und Schreibrequisiten. Anfangs verspäteten sich die Transporte mit derartigen Ankäufen aus Europa manchmal mehrere Monate auf der Reise, trotzdem sie rechtzeitig angemeldet wurden. Die Karawanen-Verzögerung wurde meistens durch Sand- oder Schneestürme verursacht.

Es sind zwar jetzt in Taschkent zwei Bücherverläge, aber immerhin ist es vorteilhafter, die Requisiten direkt aus Europa zu beziehen. Die Besorgung aller Schulgegenstände nahm viel Zeit und Arbeit in Anspruch, aber nur auf solche Art war es möglich, aus den ersparten Summen so viel zu ermitteln, daß man aus dem Geldvoranschlage auch Lesebücher ankaufen konnte.

Eine weitere Obliegenheit der Militärverwaltung bestand darin, notwendige Instruktionen, welche durch abweichende Lebensumstände hervorgerufen wurden, auszuarbeiten und Einrichtungen, die damit in Verbindung standen, zu treffen. So wurden ins Leben gerufen 1. Quartiere für Kinder anderer Nationalitäten, die in Stadtschulen am Unterrichte teilnahmen. 2. Vorschriften für Handwerksklassen. 3. Instruktionen für Klassenvorsteherinnen am Mädchengymnasium. 4. Instruktionen für Volksschulinspektoren. 5. Regeln für den Musikunterricht an Mädchenanstalten. 6. Instruktionen für den Quartierbesorgungsrat an Stadtschulen. Dazu kam noch eine Reihe von anderen Instruktionen für andere Fächer.

Der Hauptschulinspektor *(popečitèl)* und zwei Volksschulinspektoren besuchen jedes Jahr alle Anstalten, die ihrer Aufsicht anvertraut sind. Dieses Amt gehört durchaus nicht zu den bequemsten. Die Anstalten sind nämlich ungemein weit voneinander entfernt und die Verbindung ist sehr unvollkommen eingerichtet. In Turkestan gibt es keine

Schulräte oder andere ihnen entsprechende Organe, alle Arbeiten in pädagogischer und wirtschaftlicher Hinsicht sind den Schulinspektoren aufgebürdet. Der Hauptschulinspektor muß zur Besichtigung aller Anstalten eine Reise von mehr als 7000 Werst (Wersta = 1·0667 *km*, also 7467 *km*) zurücklegen, was ungefähr der Strecke von St. Petersburg über Berlin, Brüssel, Paris, Bordeaux, Lissabon und zurück gleichkommt, also eine kleine Reise um ganz Europa! Der zweite Inspektor für Volksschulen muß, um einmal alle Ortschaften seines Wirkungskreises zu besuchen, 4000 Werst (4267 *km*) durchmessen. Eine solche Reise ist nicht immer angenehm, denn der Beaufsichtigende ist gezwungen, Postwagen oder einheimische Arba zu benützen oder zu reiten. Es gibt keine Straßen in unserem Sinne, auch die besuchtesten Poststrecken gleichen vernachlässigten Landwegen. Manchmal muß er auf dem Pferde über Flüsse setzen, in kalten und feuchten Wohnungen übernachten, ja sogar die ganze Nacht in der Steppe, wo es an wilden Tieren nicht fehlt, verbleiben. Dazu kommen auch noch verschiedene Kanzleiarbeiten, zu deren Erledigung kein Hilfspersonal bewilligt ist. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß die Erfolge beim Unterrichte, namentlich wo die russischen Kinder mit jenen der verschiedenen einheimischen Völkerschaften (Kirgisen, Sarten, Turkmenen, Usbeken, Karakalpaken, Tadschiken, Persern, Juden u. a.) zusammen beiwohnen, kaum befriedigen können.

Das Schulgeld am Knabengymnasium ist auf 40 Rubel jährlich festgesetzt, für Kost und Quartier zahlt man in der Pension 240 Rubel. Einigen Studenten wird nicht nur das Schulgeld, sondern auch die Kost und das Quartiergeld aus der Staatskasse vergütet, nebstdem sind sieben Zöglingen auch Stipendien im Betrage von 36.000 Rubel verliehen worden. Die ärmeren Schüler sind vom Schulgelde befreit. Am Mädchengymnasium zahlt man an Schulgeld 55 R. jährlich, im Vorbereitungskurse 25 R., für Kost und Quartier nimmt man von den Studentinnen dieselbe Summe wie von den Knaben, ärmeren werden ähnliche Erleichterungen und Unterstützungen wie den Knaben gewährt.

In Aschabad wurde im J. 1896 ein Knaben-Untergymnasium eröffnet und schon nach zwei Semestern konnte es in ein Gebäude übersiedeln, welches nach den hygienischen Vorschriften Erismonds mit großem Aufwande hergestellt ist. Im J. 1900 zählte man an der Anstalt, die zu einem Obergymnasium ergänzt wurde, 241 Studierende, unter diesen waren 134 Russen (55·6%), 56 Armenier (23·3%), 23 Tataren (9·5%), 12 Israeliten (5%), 16 anderer Nationalitäten (6·6%). Das Schulgeld beträgt 15 Rubel für das Semester, mehr als 20% der Schüler sind befreit. Im Durchschnitte beziffert sich der Aufwand für einen Studierenden auf 90 Rubel jährlich (1 Rubel = 2·53 *K* ö. W.). Zugleich sollte in derselben Stadt auch eine Mädchenbürgerschule den Sorgen russischer Eltern Abhilfe bringen. Aber darüber entstand in den betreffenden Kreisen gr[illegible] Beunruhigung, da ein solches „*Mariinskoje ženskoje učilišče*“ keine [illegible]sprechende Aussicht für die Zukunft sicherte. Es wurde daher in [illegible] Untergymnasium verwandelt und dieses später durch höhere Klassen [illegible]gänzt. Die Studentinnen dieses Internats in Aschabad zerfielen 1901 [illegible]

der Nationalität in: Russinnen 148 (72·6%), Georgierinnen 2 (1%), Armenierinnen 28 (14·3%), Israelitinnen 18 (9·1%), anderer Nationalitäten 4 (2%). Das Schulgeld ist mit 15 Rubeln für ein Semester bestimmt. Bis 1902 war kein physikalisches Kabinett eingerichtet. Für jede Studentin rechnete man 55 Rubel jährlichen Aufwandes, also bedeutend weniger als für Knaben (Fedorov, *Zakaspijskaja oblast*, Aschabad 1901, S. 192).

In Samarkand kam es 1899 zur Errichtung eines Mädchen- und eines Knabengymnasiums unter ähnlichen Umständen wie in Taschkent. Weil in der letzten Stadt das öffentliche Mädchengymnasium überfüllt ist, reichte B. Witowski um die Bewilligung ein, eine ähnliche Privatanstalt gründen zu dürfen (1900). Nebstdem sind daselbst noch zwei Privatvorbereitungskurse für Mittelschulen bewilligt worden. Auch in Fergana mußte man den Wünschen der russischen Beamten entgegenkommen und 1899 in Margelan ein Mädchen-Untergymnasium errichten. An der Realschule in Taschkent ist die englische Sprache als obligatorischer Gegenstand erklärt, als nicht obligat sind deutsche Sprache, Musik und Gesang eingeführt.

An der Lehrerbildungsanstalt daselbst lernen die Kandidaten unter anderen Gegenständen die kirgisische und die sartische Sprache, die Grundzüge der Feldwirtschaft und Handwerke: Tischlerei, Drechslerei und Buchbinderei. Es wurden an der Anstalt 40 Stipendien bewilligt, so daß dem größten Teile der eingeschriebenen Jünglinge eines derselben verliehen werden konnte. Ein Drittel der Unterstützungen ist Eingeborenen vorbehalten, zwei Drittel werden Russen zugewiesen. Die Stipendisten verpflichten sich, wenigstens 6 Jahre in Turkestan als Lehrer zu wirken.

„*Mariinskaja učilišča*" — Mädchenbürgerschulen bilden die Mädchen in vier Klassen aus; dazu gehört auch ein Vorbereitungskurs. Durch diese Schule soll den Mädchen eine gesellschaftliche Bildung und ein Schatz von Kenntnissen, welche für künftige Gesellschaftsdamen ersprießlich erscheinen, erworben werden. Als nicht obligatorische Gegenstände sind an der Anstalt auch die französische und deutsche Sprache eingeführt. Das Schulgeld setzte man mit 15 Rubeln jährlich fest, für den Unterricht in einer modernen Sprache ist eine Erhöhung desselben um 15 Rubel vorgeschrieben.

Zu den Fachschulen rechnen wir in Transkaspien jene für Obst- und Gemüsegärtnerei und Seidenraupenzucht im Dorfe Keschi, unweit von Aschabad. Die Turkmenen hielten sich von dem ganzen Unternehmen zurück; aus ihrer Mitte wurden anfangs nur einige Jünglinge als Hilfsarbeiter aufgenommen. Sie lernten in ihrer freieren Zeit von den älteren Zöglingen russisch schreiben und lesen. Später wurden auch Tekinzen als ordentliche Hörer eingeschrieben (Fedorov, *Zakaspijskaja oblast* 196).

Die Eisenbahnhandwerkerschule in Aschabad dient zur technischen Ausbildung von Maschinenführern, Heizern und anderen Hilfsarbeitern. Die Eisenbahnverwaltung hat die Schule gut ausgestattet, sogar

eine Kirche erbaut und ein Internat eingerichtet. In diese Anstalt nimmt man ausschließlich nur Knaben der eigenen Bediensteten auf.

Die Handwerkerschule in Taschkent wird auf Staatskosten verwaltet und beide Anstalten richteten sich teilweise nach österreichischen Mustern, da im Lehrkörper auch einige Böhmen sich befinden, sogar einzelne Lehrmittel werden aus Prag bezogen. Dasselbe gilt von den Musikinstrumenten, dabei sei nebenher bemerkt, daß fast alle Kapellmeister bei den turkestanischen Regimentern geborene Böhmen sind.

Militärischen Zwecken dient eine einzige Kadettenschule *(Kadètskij korpus)* in Taschkent, vom Jahre 1900 stufenweise ergänzt.

In Bürgerschulen führte man eine sechsjährige Frequenz ein; man unterscheidet ein-, zwei-, drei-, vier- und fünfklassige. Von den Kindern wird kein Schulgeld gefordert. Bei allen, ausgenommen bei jenen in Taschkent, Margelan und Kokand, sind auch Internate eingeführt. Alles ist unentgeltlich, zwei Drittel der Stellen werden Eingeborenen verliehen, ein Drittel aber russischen Kindern. Der Zweck dieser Einrichtung besteht darin, daß man dem einheimischen Nachwuchse Gelegenheit darbieten will, sich gründlich die russische Sprache und die europäische Bildung anzueignen. Dabei ist ausdrücklich hervorzuheben, daß zwischen beiden Parteien durchaus keine Antipathie besteht oder gar Zwistigkeiten herrschen.

In Transkaspien können die Kinder zwei Stadtschulen *(Gorodskoje učilišče)* besuchen, in Aschabad und Merw. Erstere umfaßt fünf, letztere vier Klassen. In beiden sind neben allgemein bildenden Gegenständen auch Handwerke eingeführt. In Aschabad empfiehlt man praktische Übung in der Buchbinderei, Tischlerei, Schlosserei, im Schmiedhandwerke, in Merw in der Töpferei und in der Pflege der Seidenraupen.

An beiden genannten Anstalten in Transkaspien ist das Schulgeld mit 6 Rubeln halbjährlich festgesetzt. Der Staat bezahlt für jeden Schüler durchschnittlich 50 Rubel jährlich. Die vierklassige Bürgerschule wurde 1900 der Öffentlichkeit übergeben in Margelan, die zweiklassige in Kokand, die einklassige in Namangan, Andižan und Osch.

In Transkaspien waren im J. 1900 35 Volksschulen, 13 von ihnen besaßen je zwei Klassen, alle übrigen begnügten sich mit je einer Klasse, sechs von ihnen sind für Knaben, fünf für Mädchen, die Mehrzahl aber (24) für Kinder beiderlei Geschlechts bestimmt. Unter 1316 Kindern waren 583 Mädchen eingeschrieben, was von anerkennenswerter Strebsamkeit der letzteren zeigt.

Um eine möglichst große Schüleranzahl zu gewinnen, forderte man nicht nur kein Schulgeld von ihnen, sondern es wurden auch Bücher, Schreibhefte, Bleistifte, Federn und andere in der Schule notwendige Gegenstände umsonst verabreicht. Nur an den Mädchenanstalten in Aschabad und Merw zahlten die Schülerinnen jährlich 6 Rubel Schulgeld.

Für Nomaden sind in sechs Schulen Internate eingerichtet, in denen die Kinder Kost, Bekleidung und Quartier umsonst erhalten; diese großen Vorteile sind ausschließlich nur Turkmenen und Kirgisen gesichert. In transkaspischen Internaten waren im J. 1900 auf solche Weise 100 Knaben

versorgt. Die jährlichen Ausgaben für einen Zögling beliefen sich auf 70·76 Rubel. Außer allgemein bildenden Gegenständen übten sich die Kinder in den Volksschulen im Gesange, im Turnen, in Handarbeiten, in der Obst- und Gemüsegärtnerei, Seidenraupenzucht, Schlosserei, im Schmiedehandwerke, in der Schuhmacherei, Sattlerei, Schiffbaukunst, Buchbinderei und im Zimmermannshandwerk. Es wurde dabei auf die Ortsbedürfnisse Rücksicht genommen und danach auch das Handwerk ausgewählt.

Der ehemalige transkaspische Gubernator General Kuropatkin, welcher später zum Oberbefehlshaber im japanischen Kriege ernannt wurde, stellte als Ziel seines Strebens im Schulwesen die Forderung auf, überall eine Schule zu gründen, wo wenigstens zehn schulpflichtige, russische Kinder eingeschrieben sind, jedes von ihnen sollte mindestens zwei Jahre am Unterrichte teilnehmen.

Im Jahre 1900 waren im Samarkandgebiete neun russische und acht russisch einheimische, in Syr-darjagebiet 81 russische und in Fergana acht russisch einheimische Volksschulen. Asiatische Israeliten unterhielten für ihre Jugend in Margelan zwei Klassen (56 Schüler), in Kokand drei Klassen (64 Schüler).

In Pfarrschulen *(prichodskoje učilišče)* dauerte der Besuch bis 1881 vier Jahre. In den Volksschulen mit russischer Sprache wurden Bruchstücke aus der russischen Geographie, Geschichte und aus der Naturgeschichte gelesen und erklärt. In der Arithmetik ist auch die Übung in den Grundlehren der Geometrie verbunden. Weiters beschäftigten sich die Kinder mit Gesang, Gymnastik und Handarbeiten.

Nach dem veränderten Programm sehen wir folgende Gegenstände im Unterrichte vertreten: Religion, kirchenslavisches Lesen, russisch Lesen und Schreiben, Grundzüge der Arithmetik, wichtigere Kenntnisse aus der russischen Geographie und Geschichte. Beim Gesange werden am meisten Kirchenlieder eingeübt. Der Schulbesuch ist auf drei Jahre festgesetzt; in jeder Klasse sind die Kinder in drei Abteilungen geschieden. Diejenigen Knaben, welche sich mit einem Zeugnis ausweisen, daß sie die Pfarrschule mit gutem Erfolge absolviert haben, können als Soldaten auf gewisse Erleichterungen Anspruch erheben. Die Mädchen lernen Nähen, Schneidern, Stricken und andere Handarbeiten.

Infolge des Schulunterrichtes verbreitet sich zwar langsam, aber immer mehr die Kenntnis der russischen Sprache. Im J. 1880 betrug die Zahl der russisch lernenden Kinder 0·0078% der gesamten einheimischen Bevölkerung, im J. 1893 stieg das Verhältnis auf 0·0203%. Auch die halb unabhängigen Staaten Chiwa und Buchara hielten es für notwendig, russisch einheimische Schulen zu eröffnen. Im ersten Chonate geschah es 1891, im zweiten Emirate drei Jahre später (1894). An den Mittel-, Fach- und Bürgerschulen stellen schon jetzt die Russen zwei Dritteile der eingeschriebenen Jugend.

Um die Verbreitung der Amtssprache mehr zu fördern, gibt die Regierung bei Besetzung mancher Ämter jenen Personen den Vorzug, die in Wort und Schrift imstande sind, sich in derselben zu verständigen.

Das bezieht sich auf die Kasi, Bii (Richter), Vorsteher der Volosten, Dorfvorsteher (Ak-sakal), Polizisten in russischen Stadtvierteln, Aufseher auf den Basaren und andere Funktionäre. Aber dennoch habe ich es in Taschkent, in Samarkand und anderswo selbst erlebt, daß einheimische Leute zu mir kamen mit der Bitte, ich möge ihnen einige russische Urkunden verdolmetschen. Niemand wird gezwungen, daß er sich diese Sprache aneigne oder seine Kinder dazu überrede.

Aus allen bisher gemachten Erfahrungen geht hervor, 1. daß die Versuche zur Verbreitung der Amtssprache in den Massen der einheimischen Bevölkerung bis jetzt als verfrüht anzusehen sind. 2. Der gemeinschaftliche Unterricht der Russen und Asiaten kann nur dann Hoffnung auf Erfolg haben, wenn er im Internate zur Geltung gebracht wird.

Es erübrigt noch, auch auf einige Unternehmungen hinzuweisen, welche zur Hebung der allgemeinen Bildung außerhalb der Schule mitzuwirken bestimmt sind, und bei welchen am meisten die Lehrer verschiedener Anstalten ihre Tätigkeit entwickeln.

Im J. 1876 wurde aus den Mitgliedern einzelner Lehrkörper in der Residenz des General-Gubernators eine Kommission zusammengestellt, welche öffentliche Vorträge für das Volk veranstaltete. Die Vortragenden wurden für ihre Mühe honoriert. Die Kommission stellte aber schon 1881 ihre Tätigkeit ein.

Im J. 1881 wurden an den Gymnasien zwischen den Lehrern und Eltern der Studierenden pädagogische Besprechungen eingeführt, aber nach kurzer Dauer zeigte die Bürgerschaft gegenüber dieser guten Einrichtung volle Gleichgiltigkeit.

Schon 1880 ernannte die Regierung eine andere Kommission zur Erörterung der Frage, ob es nicht angezeigt wäre, die allgemeine Schulpflicht im Lande einzuführen. Auch dieser Impuls war resultatlos; das Volk erschien zur Lösung dieser Aufgabe noch nicht reif.

Der Studentenunterstützungsverein für russische Anstalten in Taschkent fing 1878 an wohltätig zu wirken und heute stehen ihm schon bedeutende Geldsummen zur Verfügung. Lehrer in derselben Stadt gründeten zu ihrer Unterstützung einen Kredit- und Sparverein.

In einer öffentlichen Bibliothek, welche jedermann zugänglich ist, werden nicht nur russische, sondern auch manche europäische und einheimische Zeitungen zur Verfügung vorgelegt. Es sind dort über 40.000 Bände eingereiht und mehr als 100 persische und arabische Handschriften, unter diesen manche kostbare, aufbewahrt. Auf ein Werk erlauben wir uns die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken. Es ist die riesige Arbeit des Mežov, welche auf 23.169 Rubel geschätzt wird; in 416 mächtigen Bänden sammelte er die ganze russische und auch die fremde Literatur von Zentral-Asien vom Jahre 1867—1887. Auch jetzt wird nach Möglichkeit die Bibliothek durch neu erschienene, denselben Gegenstand behandelnde Werke ergänzt. Im benachbarten Museum sind größtenteils Merkwürdigkeiten aus der Archäologie und der Ethnographie des Landes gesammelt. Charakteristisch ist eine Reihe von Grabsteinen mit nestorianischen Inschriften.

Mehr wissenschaftlichen Zwecken dient ein Verein der Naturforscher, für Anthropologie und Ethnographie (seit 1870 *Obščestvo ljubitèlej jestèstvosnanija, antropologii i etnografii*), ein Verein für Archäologie (*Kružok ljubitèlej archeologii* 1893), eine Technische (*Techničeskoje obščestvo*) und Landwirtschaftliche Gesellschaft (*Selsko-chozjajstvennoje obščestvo*).

Um die allgemeine Bildung der niedrigsten Klassen russischer Einwanderer in Transkaspien zu heben, gründete der gewesene Gubernator in Aschabad General Kuropatkin *Bratstvo sv. Kresta* (die Bruderschaft des heil. Kreuzes) im J. 1900. Der Verein soll durch Vorträge, Übungen im Lesen und Schreiben und Verbreitung nützlicher Bücher das nationale Bewußtsein der zersplitterten Teile der russischen Nation stärken.

Žižkow. E. Fait.

R. C. Kukula, E. Martinak, H. Schenkl, Der Kanon der altsprachlichen Lektüre am österreichischen Gymnasium.[1]) Wien, Graeser 1906. 97 SS. gr. 8°.

Dem jungen „Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums" widmen die drei Professoren der Grazer Universität diese Studie und kennzeichnen dadurch deutlich genug deren höchsten Zweck: die Verfasser wünschen, daß sich unser Gymnasium auf seinen bewährten Grundlagen organisch fortentwickle, und treten hier „für eine zwar maßvolle, aber auch von kleinlichen Bedenken unberührte, ihres Zieles bewußte Reform des altsprachlichen Lesestoffes" ein. Sie sehen sich nämlich durch die komplizierten Bildungsansprüche der Gegenwart vor die Frage gestellt: ist der offizielle Lektüre-Kanon noch durchaus geeignet, den erweiterten Aufgaben des modernen Unterrichtes zu genügen, oder bedarf er gleich anderen Unterrichtsmitteln einer zeitgemäßen Umgestaltung? In die Beantwortung dieser Frage haben sich die drei Verff. derart geteilt, daß Martinak als der „Gymnasialpädagoge" die historische und die prinzipielle Beleuchtung der Kanonfrage übernahm, während Schenkl die Detailkritik des griechischen, Kukula die kritische Musterung des lateinischen Lesekanons sich erwählte. Das Werkchen schließt mit einer bequemen tabellarischen Übersicht, in der die Reformvorschläge der zwei philologischen Fachmänner Punkt für Punkt neben die jetzt geltenden Bestimmungen gestellt werden.

I. Die historische Übersicht beginnt mit der altrömischen Schule und reiht die Anschauungen, bezw. Einrichtungen des Mittelalters, des Humanismus, Melanchthons, Sturms, der Jesuitenschulen aneinander; es folgt die Reform, zu der Ratichius und Comenius, sowie der Philanthro-

---

[1]) Wir bringen die Ausführungen des vortrefflichen Pädagogen und Schulmannes gerne zum Abdruck, ohne uns mit ihm im einzelnen zu identifizieren. Einer anderen Ansicht geben wir demnächst Raum.
Die Red.



pinismus den Anstoß gaben, sodann die heilsame Reaktion des Neuhumanismus, an die sich die Entwicklung des Lektüre-Kanons am preußischen Gymnasium bis 1900 anschließt. Die letztere, sowie die Anschauungen Fr. Aug. Wolfs werden eingehender dargelegt. Für die Geschichte des österreichischen Lektüre-Kanons bedeuten die Jahre 1774 (Aufhebung des Jesuitenordens) und 1849 (Bonitz-Exnersche Reform) die wichtigsten Wendepunkte. Zur *„ratio studiorum“*, in der das Griechische eine klägliche Rolle spielt, tritt schon Gasparis Lehrplan mit seiner ausgiebigen Griechischlektüre in scharfen Gegensatz; noch einschneidender war die Reorganisation a. 1775 durch Gratian Marx, der offenbar unter dem Einflusse der Aufklärungsideen die Lektüre auf ausgesprochen enzyklopädische Lesebücher gründete (seltsam berührt das Verhältnis: *246* SS. Plautus gegenüber *43* SS. Horaz) und die Griechen vor den Lateinern wieder zurücktreten ließ (von Homer nur Ilias I., aber 10 Anakreontische Lieder!). Der Kanon des Organisations-Entwurfes von 1849 ist zwar die Grundlage für den gegenwärtigen Lehrplan, erfuhr aber doch wiederholt, zuletzt 1884 die bekannten einschneidenden Änderungen. So zeigt denn ein Überblick über alle die Entwicklungsphasen des Problems da und dort ein unaufhörliches Schwanken sowohl bezüglich des 'Was' als des 'Wie' der Lektüre, ein Schwanken, ob der unverkürzte Autor oder die Chrestomathie, ob die Römer oder die Griechen den Vorzug verdienen. Staunend finden wir noch in Marxens Lehrplan Vegetius, Vitruvius, Juvenal, Göttergespräche Lukians; bei Gaspari finden wir Catull, Tibull Properz, Lukians Dialoge (sie eröffnen die griechische Lektüre), Isokrates, Hesiod, Theokrit, Plutarch, Euripides, Aristophanes und Pindar vertreten — eine allzu reich besetzte Tafel!

Prinzipielle Erwägungen über die so wechselvolle Auswahl des Lesestoffes führen zu verschiedenen Gesichtspunkten: bald ist das inhaltliche Interesse maßgebend, bald das ästhetisch-ethische, bald das formale. „Die klassizistisch-historische Auffassung der Literaturwerke ist nicht ganz der Gefahr entronnen, über dem jugendfrischen Glanze der Antike den richtigen Maßstab für die Bewertung der Gegenwart zu verlieren.“ Diese leitenden Ideen wechseln im Zusammenhang mit dem Charakter der Zeitepoche, unabhängig davon sind aber die pädagogisch-didaktischen Rücksichten; sind die Forderungen der Sitte und des Anstands noch einigermaßen veränderlich, so ist dies geradezu ausgeschlossen für die Leistungsfähigkeit des Schülers auf den unterscheidbaren Stufen seiner geistigen Entwicklung, für seinen natürlichen Interessenkreis, für das harmonische Zusammenwirken aller Unterrichtsfächer. Da nun aber diese Rücksichten leicht mit den jeweiligen Ansprüchen des Zeitgeistes in Widerspruch geraten, so ergeben sich für die Architektonik eines systematisch aufgebauten Lehrplanes Schwierigkeiten, für deren Lösung schließlich doch nur die Forderungen der jugendlichen Psyche entscheidend sein können. Das Veränderlichste dagegen ist die Wertschätzung der einzelnen Schriftsteller, insbesondere auch die wissenschaftliche Einsicht in ihren Charakter und Wert. Da nun zu alledem ein straff gespannter, durch längere Zeit giltiger Kanon auf die Lehrer ermüdend

und abstumpfend wirkt, so ist die Frage gerechtfertigt, ob nicht jeder Lektüre-Kanon von Zeit zu Zeit einer Revision bedürftig sei und somit auch der österreichische, der in der Hauptsache seit mehr als 50 Jahren feststeht.

Jede Kanonreform kann sich auf verschiedene Bestimmungen beziehen: auf das Was, das Quantum, den Zeitpunkt, das Tempo der Lektüre und auf die Elastizität des Systems; dabei ist wichtig, daß Abänderungen der einen Bestimmung meist auch auf die anderen rückwirken. Martinak unterscheidet ferner den Kanon des Gebotenen („Muß-Kanon"), des Empfohlenen („Soll-Kanon") und des Erlaubten („Kann-Kanon"). Nebenbei gesagt ist die 2. und 3. Bezeichnung nicht gerade glücklich gewählt. Der österreichische Lektüre-Kanon ist in fast allen Punkten ein „Muß-Kanon". Für die Einschränkung der Bewegungsfreiheit spricht die Sicherung des systematischen Fortschrittes der Lektüre und die — allerdings äußerliche — Rücksicht auf die Freizügigkeit der Schüler. Gegen dieselbe spricht die Rücksicht auf die Freudigkeit und Frische der Lehrer, sowie auf das Interesse der Lernenden, und auf dieser Seite liegt nach M. das Übergewicht. Weit weniger entscheidend erscheint mir der Hinweis auf das Urteil des „Publikums" über Wert und Würde der altklassischen Lektüre, das, wie M. meint, durch ein elastischeres System günstig beeinflußt werden müßte. Wie erginge es wohl dem Mathematikunterrichte, wenn wir uns bei seiner Einrichtung um die Werturteile des großen Publikums kümmern wollten? Vortrefflich ist dagegen die Entkräftung des Einwandes der bedrohten Freizügigkeit, wenn M. betont, daß es auch in der klassischen Lektüre mehr auf das Kraftbilden als auf das Stofferledigen ankomme.

Zu einer Reform der Autorenauswahl drängen nach Mart. folgende Tendenzen unserer Zeit: 1. Der bekannte Reformvorschlag v. Wilamowitz-Moellendorffs, wonach die griechische Lektüre durch ein entsprechendes, vom kritisch-historischen Standpunkt zusammengestelltes Lesebuch zu ergänzen ist, findet in Mart. einen begeisterten Fürsprecher; ihm gilt er als die Stimme einer allgemeineren Zeitströmung: „Es mag manches Ideal dabei verblassen, aber doch werden wir nur dann den wahren Wert der Antike vorurteilsfrei und unbefangen und dauernd schätzen können, wenn wir die künstlich und über Gebühr gesteigerten idealisierenden Werthaltungen in strenger Kritik fallen lassen. Wir werden das Altertum strenger, aber richtiger und ehrlicher beurteilen und diese Werte werden allen Angriffen gegenüber standhalten." Andere und zwar nicht minder kompetente Fachmänner urteilen über den „neuen Kurs" ganz anders: Theob. Ziegler z. B. freut sich (Allg. Pädag. 2. A. 1905, S. 48) darüber, daß sich immer mehr Stimmen erheben, die dieses „Danaergeschenk" ablehnen und gegen die Wilamowitzsche „Neuromantik" entschieden Protest einlegen; „und so kann man hoffen, daß diese Gefahr vorläufig beseitigt und der Husarenritt mit dem Lesebuch-Griechisch glücklich abgeschlagen ist." — „Mit dem Gedanken, daß 'von allen Seiten unseres Denkens die Fäden unmittelbar nach Hellas führen' und dort 'die gemeinsamen Vorfahren aller modernen zivilisierten Völker' zu suchen

seien, weckt man keine Begeisterung: das wird man erleben, wenn man mit den Unterprimanern Strabon und Hippokrates, Diokles und Stücke aus der Didache liest; solches Totengebein weckt auch der 'neue Lehrer des Griechischen' nicht mehr zum Leben auf. Wir leiden in unserer Kultur ohnedies schon an einem Überschwang des Historischen; nun soll auch noch das Griechische ausschließlich auf dieses tote Gleis geschoben werden, — daran müßte es zugrunde gehen und es würde nicht einmal eine Euthanasie sein". Hier stelle ich mich auf die Seite Zieglers: gegen die Lesebuch-Form habe ich gar nichts einzuwenden, für eine schlimme Verirrung aber halte ich den Versuch, die Jugend z. B. in Erd- und Himmelskunde, Mathematik und Mechanik, Medizin und Hygiene zu den griechischen Quellen zu führen; es ist eine Versündigung an der Jugend sowohl als an dem jetzigen Stande der Wissenschaft; das menschliche Leben ist zu kurz für den Luxus, sich auf dem Wege zu einer modernen allgemeinen Bildung auch mit dem Stammeln und Phantasieren der wissenschaftlichen Forschung bekannt zu machen, noch dazu im Original![1]) Auch für den auf seinem Gebiete klassischen Euklid gibt es am modernen Gymnasium (und hiebei denke ich nicht etwa nur an das österreichische mit seiner dürftigen Zahl von Griechischstunden: 28 in 6 Klassen) keinen Platz, selbst bezüglich politischer Unterweisung auf Grund einer Aristoteles-Auswahl hege ich schwere Bedenken. Zu den Leistungen der Antike greifen wir mit vollem Rechte dort, wo wir aus den folgenden zwei Jahrtausenden nichts Wertvolleres bieten können oder wo es sich um ein ganz einzigartiges Dokument menschlicher Kulturentwicklung handelt; dies trifft bei Homer und Sophokles, Herodot und Thukydides, in gewissem Sinne bei Plato, Demosthenes und Euripides zu, auf Seite der Römer bei Tacitus' Germania und Annalen und bei nicht wenigen Dichtungen des Horaz. Das sind die Gipfelpunkte, zu denen einige andere Autoren als propädeutische Lektüre emporführen.

Zweitens hat sich innerhalb der Wissenschaft die Wertschätzung einiger Schulschriftsteller im Laufe der Zeit beträchtlich 'verschoben'; indes werden darüber die beiden Philologen zu hören sein. Drittens gehen die Zielforderungen des klassischen Unterrichtes längst nicht mehr auf mündliche und schriftliche Beherrschung der Sprache und das Hinübersetzen ist nur Mittel für intimere Kenntnis der Fremdsprache; wenn aber Mart. diesem Mittel nur mehr Übungswert für die Elementar- und Mittelstufe beimißt, so geht er zu weit, diese in ihrer Art unersetzliche Sprachübung muß — natürlich immer innerhalb vernünftiger Schwierigkeitsgrenzen — auf allen Stufen ihren Platz finden. Nur dann könnte man in die von M. empfohlene Auflassung der deutsch-lateinischen Maturitätsarbeit einwilligen. In der Tat hat diese unter den Prüfungsleistungen eine falsche Stellung, das Hinübersetzen wird dadurch zu einem selbständigen Unter-

---

[1]) Vgl. die überzeugenden Ausführungen von Oskar Weissenfels im Artikel „Gymnasialpädagogik" (Reins Enz. Hdb. III. 2. Aufl. 1905, S. 765 fg.).

richtszweck emporgeschraubt[1]). Unseren Lehrern aber würde ein trauriges Zeugnis ausgestellt, wenn der empfohlenen Auflassung die Besorgnis entgegengestellt würde, daß es dann den fraglichen Übungen am nötigen Ernst fehlen wird. Das liegt ganz und gar in der Hand des Lehrers selbst und schlimm ist es um jeden Unterricht bestellt, wenn er des Prüfungsgespenstes als Antriebes bedarf. Die Überspannung der Forderungen ist es hauptsächlich, die das Hinübersetzen so sehr in Mißkredit gebracht hat. Wenn jüngst an unserem Gymnasium die schriftlichen Übungen in den obersten Klassen für Griechisch versuchsweise aufgelassen wurden, so kann man sich, auf dem obigen Grundsatze fußend, nur deshalb damit befreunden, weil bei der relativ so geringen Stundenzahl diese Maßregel als das geringere Übel erscheint im Vergleich mit der Verkürzung der Lektüre, die namentlich in VII. mit ihren vier Stunden überaus empfindlich war. Ich habe nie begriffen, welche sachlichen Erwägungen seinerzeit zu dieser grotesken Sparsamkeit in VII. geführt haben, und dabei waren noch bis 1884 dieser Klasse Demosthenes und Sophokles zugewiesen!

An vierter Stelle nennt Mart. die „leidige“ Tatsache, daß Lust und Freude an der altklassischen Lektüre bei den Schülern, ja mitunter auch bei den Lehrern abgenommen habe. „Das Gymnasium ist nach und nach geradezu in eine Kampfstellung gedrängt worden und hiebei liegt die vielleicht stärkste Waffe — *pro* und *contra* — in dem Maß von Liebe und Begeisterung — oder mindestens Interesse —, das wir unsern Schülern einflößen können oder nicht.“ Zweifellos steckt in diesen Worten ein richtiger Gedanke, auf diesem Gebiete aber ist nach meiner Überzeugung jede Generalisation, wonach Lust und Freude an der altklassischen Lektüre bei der Jugend jetzt geringer sein soll als früher, ganz unsicher und anfechtbar. Vielleicht darf ich auf die Zustimmung mancher Fachgenossen rechnen, wenn ich behaupte, daß diese so wertvollen Wirkungen immer und überall weit weniger von lehrplanmäßigen Bestimmungen abhängen, als von dem Wie der Behandlung des Lehrstoffes, von der Einwirkung seitens der Lehrerpersönlichkeit[2]). Bekanntlich kann das Herrlichste und Ergreifendste der Jugend durch die Art der Behandlung für alle Zeiten verekelt werden. Aus meiner persönlichen Erfahrung könnte ich hiefür drastische Beispiele anführen. Schon der gegenwärtige Kanon besitzt „Elastizität“ genug, um nicht zu verhindern, daß Ungeschick, mitunter vielleicht auch Bequemlichkeit zu argen Mißgriffen führt, sogar in der Ilias. An diesem wichtigsten aller Faktoren wird keine Änderung des Kanons jemals etwas ändern können. Soll durch amtliche Maßregeln im Lehrer der pädagogische Takt, die Berufsfreudigkeit, der unentbehrliche „Idealismus“ gefördert werden, so wäre zunächst manches innerhalb der Universitätsstudien zu reformieren, wo vor

---

[1]) Vgl. Aug. Waldecks Bericht über den Unterricht im Lateinischen in W. Lexis' „Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen“ (1902), S. 151 und 154.

[2]) Vgl. G. Wendt, Artikel „Gymnasium“ in Reins Enz. Hdb. 2. A. III. (1905) S. 817.

allem der bekannte Ausspruch eines philologischen Koryphäen praktisch widerlegt werden müßte, daß der Hochschullehrer keine Schulamtskandidaten, sondern nur Studierende kennt, die in die Wissenschaft einzuführen sind. Sodann gebe man dem Lehrer, der auf die jugendliche Psyche des heranwachsenden Geschlechtes in den Jahren der größten Empfänglichkeit entscheidenden Einfluß zu üben berufen ist, eine solche materielle Stellung, die ihn vor Existenzsorgen unabhängig macht und ihm die Ruhe des Gemütes, sowie die Elastizität des Geistes erhält, ohne die nicht zu erwarten ist, daß er jahraus jahrein für das sittliche und geistige Wohl der Jugend mit ungeteilter Kraft und ungeschwächtem Interesse sein Bestes einsetzt. Hier gilt es, endlich einmal zu brechen mit uralten Vorurteilen bezüglich der gesellschaftlichen Inferiorität des „Schulmeisters". Alles das, was der Mittelschullehrer zur Entwicklung von Persönlichkeiten beizutragen hat, die als ausgereifte „sittliche Charaktere" und wohlausgestattet mit einem reichen Schatz von Interessen ins Leben treten sollen, — alles das hat für die *salus publica* mindestens den gleichen Wert wie die von der Hochschule zu vermittelnde Fachbildung. Je mehr der Staat in dieser Richtung aufwendet, umso sicherer kann er darauf rechnen, daß auch die Tüchtigsten und Begabtesten der Nation den höheren Jugendunterricht zu ihrer Lebensaufgabe machen; dies kann man aber im allgemeinen für die Gegenwart selbst bei einigem Optimismus nicht behaupten[1]).

II. An die allgemeinen Erwägungen über die Richtungen, in denen sich eine Reform des Kanons zu bewegen hätte, knüpft nun Prof. Schenkl konkrete Vorschläge bezüglich der griechischen Lektüre. Schenkls Ausführungen machten auf mich schon bei der ersten Durchsicht der Schrift durch den Freimut, die Entschiedenheit und die Schlichtheit der Darstellung einen gewinnenden Eindruck und ich freue mich, seinen Vorschlägen in der Hauptsache beistimmen zu können. Überhaupt aber ist das ganze Büchlein, dessen Bedeutung nicht nach der Seitenzahl zu beurteilen ist, von dem frischen Hauche modernen Geistes durchweht, nirgend eine Spur von zunftmäßiger Vornehmtuerei, nirgend die *μεγαληγορία* falscher Wissenschaftlichkeit. Sch. schickt das Geständnis voraus, daß er keineswegs die Kenntnis des Griechischen und Lateinischen als eine für alle Zweige des Universitätsstudiums gleich unerläßliche Vorbedingung ansehe; selbst für das Studium der Rechte könne man sich mit dem Latein allein begnügen. Auch Sch. stellt die Forderung nach größerer Freiheit in der Auswahl des Lesestoffes an die Spitze; nur werden sich mit Rücksicht auf die Freizügigkeit die Änderungen notwendig innerhalb der Schranken der Jahresaufgabe bewegen müssen, ebenso werde der Grundsatz festzuhalten sein, daß durch die Einreihung neuer Schriftsteller

---

[1]) Man vergleiche die weitgehenden Vorschläge, die Hofrat Prof. Dr. E. Bernatzik in dem auch sonst beachtenswerten Artikel: „Zur Reform des Gymnasiums" ('Fremden-Blatt' vom 17. August 1906) macht. — Übrigens ist obige Rezension geraume Zeit vor dem Erscheinen des Gesetzes vom 24. Februar 1907 verfaßt worden, durch das die Bezüge der österreichischen Mittelschullehrer in dankenswerter Weise erhöht worden sind.

der wohlabgestufte Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren nicht gestört werde. Den Entwicklungsgang der griechischen Sprache im sprachwissenschaftlichen Sinne durch mannigfaltige Preben zu veranschaulichen, müsse die Gymnasiallektüre von vornherein ablehnen, das Griechische komme da nur als Träger der Literatur in Betracht. In die Literatursprache aber, in deren Zweige und Entwicklungsgang führen das ionische Epos, das Attisch des Dramas und die Sprache Herodots ein; für die echte Atthis hingegen fehle es trotz Xenophon, Demosthenes und Plato an einem vollkommenen Vertreter.

An den Forderungen v. Wilamowitz-Moellendorffs verkennt Sch. keineswegs die Höhe des Standpunktes und die Großartigkeit der Idee, er bezweifelt aber ihre Durchführbarkeit und macht hiefür interessante persönliche Erfahrungen (S. 39 fg.) geltend. Ganz richtig meint Sch., auf keinem Gebiete wende man gerne Mühe auf, um schließlich als Ergebnis etwas zu finden, was man längst sein Eigen nennt, und ich möchte hinzufügen: was mitunter tief unter unserem längst erworbenen geistigen Besitze steht. Die Jugend, die nach Tatsachen und nicht nach der Geschichte der Tatsachen hungrig sei, werde beim Lesen von Texten, die sachlich nichts Neues oder nur Unvollkommenes bieten, das Mißverhältnis zwischen Arbeit und Ertrag unfehlbar herausfühlen. Man müsse also auf dasjenige verzichten, dessen Bedeutung nicht auf seinem Wert als literarisches Kunstwerk beruht. Der Einführung in die Gesetze und die Geschichte der Rhetorik könne gegenwärtig nur ein geringes Maß von Zeit zugewendet werden. Auch die Einführung in das Allerheiligste der griechischen Philosophie sei am Gymnasium ein unerfüllbarer Wunsch. Die Beschäftigung mit Sokrates und Plato bedeute doch nur eine Art von Propädeutik („Palästra") hiefür. Es bleiben somit nur zwei Forderungen bestehen: 1. daß im Kanon die hauptsächlichsten Formen des literarischen Kunstwerkes möglichst vollzählig vertreten seien, und 2. daß die Vertreter dieser Formen wenn möglich aus den Schriftstellern gewählt werden, die den Griechen selbst als die hervorragendsten Muster der einzelnen Gattungen galten. Im wesentlichen sei dies freilich schon der Standpunkt unseres Organisationsentwurfes.

Nun die konkreten Vorschläge! Vortrefflich sind die Ratschläge Schenkls, wie bei der Behandlung der Tragödie des Sophokles in der obersten Klasse Zeit und Kraft erspart werden könne. Die verlangte metrische Analyse und Erklärung der lyrischen Partien sei unfruchtbar und die Forderung an den Lehrer, diese Partien „in mustergiltiger Weise zu rezitieren", schlechterdings unerfüllbar. Und nach welchem System sollen denn die einzelnen Reihen „erklärt" werden, da doch eine Theorie nach der andern Bankerott mache? Die schwere Gedächtnislast von Kunstausdrücken trage wenig bei zur Erhöhung des ästhetischen Eindruckes, weit eher erinnere sie an die Vorstellung von der Astronomie als der Wissenschaft, „die herausgebracht hat, wie die Sterne heißen". Weitaus am meisten aber ist es m. E. im Interesse eines konzentrierten, ungeschwächten Gesamteindruckes zu bedauern, daß die Lesung einer Tragödie die „knappe Zeit" eines Semesters gewöhnlich eben ausfüllt.

Mir erschien es von jeher als einer der begründetesten Vorwürfe gegen die Leistungsfähigkeit unserer Schule (nicht unserer Schüler), daß sie außerstande ist, die Lesung und Erklärung eines Bühnenstückes in einer oder längstens zwei Wochen zu erledigen. Was würde man zu der Zumutung sagen, an 'Wallensteins Tod' oder 'Hamlet' vier Monate würgen zu sollen? Hiemit ist aber freilich ein Übel berührt, das so tief sitzt, daß eine Heilung geradezu ausgeschlossen ist; die Operation könnte den Patienten vollends umbringen. Vollen Beifall verdient der Vorschlag, an das sophokleische Drama Proben aus Euripides anzuschließen, wofür auch Rücksichten der „Konzentration" sprächen. Ferner möge es dem Lehrer freistehen, an die Stelle des Sophokles ein vollständiges Drama des Euripides zu setzen, etwa die Medea oder die taurische Iphigenie, dem wieder eine Auswahl von Partien aus Sophokles an die Seite zu treten hätten. Zu einem Drama des Aeschylus zu greifen, muß Sch. dringend widerraten; die Schilderung der Schlacht bei Salamis aber gehöre in das „Lesebuch" der Zukunft. Über die Unmöglichkeit der Heranziehung des Aristophanes kann kein Streit sein: die Grundstimmung bleibt bei ihm doch immer die Phalluszote und was sollen unseren Schülern Dichtungen, in denen jeder dritte Vers eine Anspielung enthält, die den Athenern selbst schon in der nächsten Generation nicht mehr geläufig war, wie uns z. B. die Witze älterer Jahrgänge des Simplizissimus unverständlich zu werden beginnen?

Daß Homers Epen in verkürzten Ausgaben gelesen werden, billigt Schenkl; es sind hiefür dieselben Gründe maßgebend, wie für die Verkürzung der Metamorphosen, der Aeneis und des Nibelungenliedes. Da nun außerdem auch Ovid, Livius, Herodot und Xenophon immer oder doch häufig in einer Epitome gelesen werden, so sehen wir die vornehmtuende Abneigung gegen Ausgaben mit Chrestomathie-Charakter gründlich überwunden. Mit Recht aber fordert Sch. die Ausnahme, daß von der zuerst gelesenen Ilias mindestens ein Gesang, am besten der VI., unverkürzt gelesen werde. Beachtenswert ist der besonders eingehend begründete Gedanke, die Lektüre des Homer um etwa 1000 Verse zu verkürzen, um so Zeit zu gewinnen für eine mäßige Auswahl aus Hesiod, den homerischen Hymnen, den Elegikern, Bakchylides und Theokrit (S. 48—53). Das Mittel zur Erreichung dieses schönen Zweckes ist freilich etwas gewaltsam und eine Gefahr für die Homerlektüre, mit der wir auf dem Gebiete der alten Klassiker doch fast immer den relativ stärksten Erfolg erzielen. Bei unserer geringen Stundenzahl müssen wir leider recht bescheiden sein.

Innerhalb der Prosaschriftsteller trifft der radikalste Vorschlag die jetzige Stellung des Demosthenes: nach Schenkls Meinung muß er als Semesterlektüre fallen. Dazu zwingen die ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten seiner Sprache, die sich schon der Auflösung der einzelnen Perioden entgegenstellen, ferner die Verschwommenheit des historischen Hintergrundes der meist gelesenen Staatsreden. „Die drei olynthischen Reden könnten ihre Plätze ganz ruhig miteinander tauschen". Das Endergebnis langer und mühseliger Arbeit aber könne etwa in folgende Worte des

Lehrers zusammengefaßt werden: „Diese Reden, meine lieben Jungen, sind wunderbar, ihr könnt sie nur nicht verstehen und würdigen; sie stehen mit dem Schönsten und Erhabensten, was der menschliche Geist je geschaffen, auf einer Stufe, nur schade, daß ihr ihre Wirkung nicht empfinden könnt!" Auch die Idealgestalt des Patrioten und selbstlosen Ehrenmannes sei nur durch Verschweigen von Tatsachen zu retten. So lasse sich denn die „Demostheneslegende" nur künstlich (?) aufrechterhalten. Um aber doch eine Probe dieser gigantischen Sprachkunst zu bieten, schlägt Sch. die Rede für den Frieden als Ergänzungslektüre für VII. vor. Nach meinen Erfahrungen muß ich die Schwierigkeit dieser Lektüre allerdings auch für beträchtlich erklären, jedoch konnte ich wiederholt in tüchtigen Klassen einen tieferen Gesamteindruck beobachten, zumal wenn zum Schlusse die ganze Rede in einem Zuge von Schülern, die sich dazu freiwillig meldeten, vor der Klasse übersetzt wurde. Indes kann für den Durchschnitt der Leistungsfähigkeit der Vorschlag immerhin gebilligt werden, der gewählten Demosthenesrede schon in VI. ausgewählte Reden des Lysias vorauszuschicken. Nur möchte ich weit lieber diesen Redner mit den gewünschten Biographien Plutarchs den Platz tauschen lassen, so daß der erstere zum „Muß-Kanon", der letztere zum „Soll-Kanon" gehören würde.

Bezüglich Xenophons stimme ich dem Verf. bei, wenn er diesen Schriftsteller, der übrigens im ursprünglichen Organisations-Entwurfe gar nicht vertreten war, nur insoweit für unentbehrlich hält, als nicht leicht ein anderer Text zu finden ist, der den Zweck der Befestigung und Erweiterung der grammatischen Elementarkenntnisse besser erfüllt. M. E. wird die Schwierigkeit Xenophons als erster Autorlektüre meist unterschätzt; kaum irgendwo trifft die Wahrheit des Satzes so genau zu wie bei Xenophon, daß der Schüler den Wald nicht sieht vor lauter Bäumen. An den formellen Schwierigkeiten verbrauchen sich die geistigen Kräfte derart, daß für die gepriesene Anmut der Darstellung und die sachliche Würdigung kaum etwas übrig bleibt. Ob die vorgeschlagene Ersetzung Xenophons durch Arrians Anabasis den Übelständen abhelfen würde, wage ich ohne praktische Erfahrung nicht zu entscheiden. Nach Sch. könnte auch Arrian in Auswahl zu Xenophon hinzutreten. Da nun aber in der Tabelle der Euboikos des Dion, die Einkleidungskapitel aus dem Phaedon und aus der Kranzrede die Schilderung der Vorgänge nach der Einnahme von Elatea als Lesestoff vorgeschlagen sind, so ließe sich Xenophon leicht als Hauptlektüre streichen und neben Arrian in sorgfältig ausgewählten Abschnitten mit den genannten Stücken zu einer Chrestomathie vereinigen.

„Neben Plato gehört Herodot zu den Glanzpunkten der Prosalektüre des Gymnasiums". Damit er aber vor reiferen Schülern, mit „großzügiger Auffassung" und in raschem Tempo gelesen, zu voller Wirkung gelange, müsse er die Hauptlektüre im ersten Semester der VII. werden und an seine Stelle sei im ersten Semester der VI. Plutarch mit 2—3 Biographien zu setzen, wie schon oben angedeutet wurde. Da für dieselbe Klasse auch rein historische Partien des Thukydides, dann

des Aristoteles Ἀθηναίων πολιτεία als mögliche Ergänzungen empfohlen werden, so ergibt sich für VI. ein überreicher Stoff der wertvollsten Prosa, innerhalb dessen Plutarch wohl in zweite Linie zurücktreten kann.

Zu Plato übergehend bedauert Sch., daß die meist gelesene Auswahl, die wohl die Person des Sokrates in helles Licht stellt, von dem echten Plato und seiner Gedankenwelt so gut wie nichts verrate. Gerade hier, wo es so tief liegende Schwierigkeiten zu überwinden gebe, müsse der Entscheidung des Lehrers möglichst viel Spielraum gelassen werden. Den Kriton verweist der Verf. als Nebenlektüre in die VII.; trotz der unleugbaren Vorzüge des Protagoras erwartet er vom Gorgias, dessen erster Teil (52 Teubnerseiten) ein in sich geschlossenes Ganze bilde, eine größere Wirkung. Zur unentbehrlichen Apologie kann auch Lysis oder Charmides treten, während gegen Euthyphron und Laches innere Gründe sprechen. Wiewohl das Gymnasium verzichten muß, durch die Lektüre selbst bis zum Kern des Platonismus einzudringen, scheint mir doch die obige Liste für die engere Wahl im Einzelfalle nicht auszureichen. Allerdings bedarf es zur Würdigung des platonischen Dialogs als Kunstform eines Ganzen, jedoch stellen sich hier dieselben Bedenken ein, die ich oben bezüglich des Gesamteindruckes der Tragödie erhob und die ebensosehr für jede Rede gelten: auch ein kleinerer Dialog muß darunter leiden, daß sich seine Behandlung auf mehrere Wochen hinaus verzettelt, und gerade hier ist das psychologische Moment sehr wichtig, daß dem strebsamen Schüler das ungeduldige Verlangen nach raschem Fortschritt und positiven Ergebnissen meist nicht erfüllt werden kann, mitunter sogar schlecht gelohnt wird. So muß Gleichgiltigkeit und Überdruß entstehen, dadurch aber wird der Unterricht für den Schüler unfruchtbar, wenn nicht gar abstoßend. Sehr richtig sagt O. Weissenfels: „Vor allem haben seine dramatisch doch meist so belebten Dialoge auch ermüdend lange Strecken, denen man den Vorwurf einer falschen Subtilität nicht ersparen kann". Ich mache daher auf die treffliche „Auswahl" aus Plato aufmerksam, die der genannte Schulmann jüngst im Teubnerschen Verlag erscheinen ließ; die Ausgabe *B* würde für unsere Zwecke genügen (Einl. 52 SS., fast zu reichhaltig; Text, mit Ausschluß der Apologie, des Kriton und des Protagoras neun Dialoge umfassend, 160 SS.; Kommentar 88 SS.).

III. Prof. Kukula kann darauf hinweisen, daß er schon früher für eine Erweiterung des lateinischen Kanons und eine Scheidung der Autoren in gebotene, empfohlene und zulässige eingetreten sei; er wolle sich daher sofort der nicht minder wichtigen Frage zuwenden, ob alle lateinischen Autoren des offiziellen Kanons heute noch als geeignete Grundlage für einen wahrhaft ersprießlichen Unterricht angesehen werden können. Während diese Frage für Livius (mit Ausschluß von lib. I), Sallust, Tacitus, Ovid und Horaz ohneweiters bejaht werden kann, müsse sie bezüglich des Nepos und Cäsar, Cicero und Vergil ernstlich erwogen werden. Über Nepos meint K.: er verdiene seine seit Jahrhunderten eingenommene Stellung am Gymnasium in keinerlei Beziehung, sowohl

sprachlich als sachlich sei er ein stümperhafter Literat, er sei weder Biograph noch Historiker, vielmehr nur ein unerträglicher Stilpfuscher; seine Lektüre könne daher auf Geist und Geschmack der Schüler, in denen eben erst das Verständnis für die Antike geweckt werden soll, nur abschreckend und verderblich wirken, sie sei somit gänzlich zu beseitigen. Aus ganz anderen Gründen hält Kuk. Cäsars *bellum Gallicum* für einen der „unglücklichsten Lesetexte“ des Gymnasiums: für die Größe dieses *sermo imperatorius* habe der Quartaner noch kein Verständnis, der Stoff sei zeitlich zu beschränkt und inhaltlich zu sehr von rein militärischen und politischen Gesichtspunkten aus behandelt, als daß diese Lektüre durch zwei volle Semester ohne Ermüdung, ja völlige Abstumpfung der Jugend aufrecht erhalten werden könnte. Überhaupt aber zeigen nach K. die dermalen vorgeschriebenen Lesestoffe eine Einseitigkeit und Eintönigkeit, unter welcher der sprachliche wie der sachliche Erfolg des altklassischen Unterrichtes besonders in den unteren Klassen leiden muß. Für die Altersstufe der III. und IV. bedürfe es eines Lesestoffes, der ebenso auf *varietas* als auf *delectatio* berechnet ist; in buntem Wechsel sollen nach Art neusprachlicher Lesebücher neben militärischen Themen Darstellungen aus dem Friedensleben, auch aus der häuslichen Sphäre des antiken Lebens, neben Biographischem auch Beschreibungen, Fabeln u. dgl. erscheinen[1]). Dieser Forderung aber könne nur eine Chrestomathie Genüge leisten. So sympathisch mir diese Idee ist, müßte ich doch an ihre Ausführung zwei Bedingungen knüpfen: bei aller „kunstvollen Unordnung“ müßte doch der Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren gesichert und im 2. Teil — ich kann mir schon aus praktischen Gründen nur zwei getrennte Teile denken — Cäsar ausgiebig vertreten sein. Ich gebe ja zu, daß dieses politische und strategische Genie sich andere Leser gedacht hat, als mehr oder weniger dumme Jungen eines späteren Jahrtausends, aber auch für diese Altersstufe bringt Cäsar Schilderungen, die den höchsten Anforderungen an eine Jugendlektüre gerecht werden. Hätten wir doch nur für V. einen Griechen, der in der Kunst einer einfachen, kristallklaren Darstellung großer Ereignisse mit dem Besieger Galliens nur einigermaßen zu vergleichen wäre! Neben den von K. genannten Autoren (mitunter zweiten und dritten Ranges) könnte für jene Chrestomathie denn doch auch Cicero manche brauchbare Beiträge liefern (vgl. die Teubnersche *Chrest. Ciceroniana* von Lüders oder W. Jordans Ausgewählte Stücke, 5. Aufl. Stuttgart 1898). Im Privatunterricht habe ich für einen Tertianer mit Erfolg das Lesebuch *Viri illustres* von Lhomond-Holzer, in 12. Aufl. herausg. von Planck-Minner (Stuttgart 1902) benützt. Ähnlich ist Hans Müllers *De viris illustribus* (nach Nepos, Livius, Curtius), 6. Aufl. Hannover 1905.

Der nun folgende Abschnitt über Cicero und Vergil ist für sich ein höchst lesenswerter Essay, aus dem hier nur wenige Hauptgedanken

---

[1]) Vgl. J. Rothfuchs, Bekenntnisse aus der Arbeit des erziehenden Unterrichts (1892) und O. Weissenfels, Kernfragen des höheren Unterrichts (1901) Nr. 6.

wiedergegeben werden können. Das Ergebnis ist, daß beide Autoren ihre dominierende Stellung aufzugeben und einen bescheideneren Platz einzunehmen hätten: von Cicero weist K. eine der Catilinarien der VI., die IV. Verrina der VII. zu und Vergil ist mit Aeneis I. oder einer Auswahl leichterer Partien des ganzen Epos auf VI. eingeschränkt. Je mehr man Ciceros Reden und Schriften nach der formellen Seite als Kunstwerke von ganz beispielloser Wirksamkeit gelten läßt, desto mehr müsse man wünschen, daß er „dem Bereich unreifer Septimaner-Urteile entrückt werde"; sein Studium gehöre an die Universität, nicht an die Mittelschule, wo er nur als „Stilverderber" wirken könne. „Wenn heute so wenige Menschen aus der Schule die Bewunderung Ciceros als Redners und Stilisten ins Leben mit sich nehmen, so liegt der Grund zunächst in der Qualität seiner Stoffe, namentlich der philosophischen, die unserer Jugend innerlich fremd bleiben, dann in der großen Schwierigkeit, die formelle Schönheit von Ciceros Redekunst zu erfassen, und endlich in dem weiten Abstand, der unser modernes, besonders aber das deutsche Stilempfinden von den Grundlagen des ciceronischen Kunstgeschmackes trennt". Ich billige die Einschränkung der Cicerolektüre, aber mit einer Ausnahme: in philosophischen Dingen ist er allerdings eklektisch und ohne Originalität, aber er bleibt für uns doch nach wie vor eine unserer ergiebigsten Quellen und vermag — auch auf diesem Gebiete ein genialer Sprachkünstler — in manchen wichtigen Punkten die Platolektüre zu ergänzen. Deshalb dürfte er in der Chrestomathie der Zukunft nicht fehlen; auch hier kann O. Weissenfels[1]) als Berater und Wegweiser dienen. Mit wochen- oder monatelangen Erörterungen über Themen wie das Greisenalter oder die Freundschaft darf man freilich unserer Jugend nicht kommen; mir erschien es immer mehr komisch als tiefsinnig-pädagogisch, 17- oder 18jährigen jungen Leuten langatmige Reflexionen über die Vorzüge des Alters aufdrängen zu wollen.

Auch das Vergil-Studium gehört nach K.s Anschauung weit mehr an die Universität als ans Gymnasium. Die Frage, ob die gymnasiale Jugend bei vollem Aufwand didaktischer Kunst zu eindringenderem Verständnis und Genuß der Vorzüge Vergils gelange und ob sich aus einer durch drei (?) Semester fortgesetzten Lektüre für das reale Wissen und die ästhetische Urteilskraft des Schülers eine entsprechende Bereicherung ergebe — diese Frage verneint K. rundweg. Mit Nachdruck fordert er, daß sich an die so oder so verkürzte Aeneislektüre die Darlegung des Inhalts und der Komposition des ganzen Epos anschließe, und sehr ansprechend ist der Vorschlag, daß eine ausführlichere literarhistorische Würdigung Vergils vom Lehrer des Deutschen übernommen und die Lesung des Originals durch Schillers Nachdichtung des II. und IV. Gesanges fortgesetzt werde.

---

[1]) Die Verteidigung Ciceros in „Kernfragen des höheren Unterrichts" (1901) Nr. 1 und 6 sowie die Würdigung der anderen Schulautoren verdient ernste Beachtung.

Die Begründung der starken Reduktion unserer Vergillektüre hat manches Bestechende; soll ich aber ehrlich sprechen, so kann ich diese Neuerung keineswegs mit derselben Überzeugtheit begrüßen, wie die Nepos und Cicero betreffenden Vorschläge. In dem Wegfall der Eklogen und der paar Episoden aus den Georgica erblicke ich freilich einen entschiedenen Gewinn. Viel Überredendes hat der von K. schon praktisch erprobte Vorschlag, an die Stelle der ausfallenden Cicerolektüre eine Auslese von Plinius-Briefen[1]) und an die Stelle Vergils eine Auswahl aus Catull, dem größten römischen Lyriker, Tibull und Properz zu setzen. Von den Briefen des jüngeren Plinius erwartet K. vermöge ihrer inhaltlichen Mannigfaltigkeit vielseitige und wertvollste Anregung; kaum ein zweites Werk der Römer sei mehr geeignet, zu plastischer Vergegenwärtigung der Antike, zu treffsicherer Erkenntnis ihrer Zusammenhänge und Analogien mit unseren Zeiten, kurz zu historischem und ästhetisch-kritischem Verständnis der dargebotenen Stoffe heranzubilden. Unsere Jugend habe auch Anspruch auf eine tiefere und weitere Kenntnis der antiken Lyrik und ihr die römischen Elegiker vorzuenthalten, bedeute nichts anderes, als sie des Besten und Unmittelbarsten zu berauben, was die römische Dichtung bietet. Catulls Liedern gebühre die erste Stelle.

Noch eines habe ich auf dem Herzen und dies ist wohl der gewichtigste Grund, weshalb man an Reformen des Lesekanons keine allzu hochgespannten Erwartungen knüpfen darf. Bei Besprechung des I. Abschnittes erwähnte ich oben des Einflusses, den unter allen Umständen die Persönlichkeit des Lehrers auf den Unterrichtserfolg ausübt und den ich höher einschätze als irgend eine Lehrplanbestimmung. Ich möchte nun noch auf eine zweite Bedingung eines gedeihlichen und für alle Beteiligten erfreulichen Unterrichtes in den klassischen Sprachen hinweisen. Die durch lange Jahre behauptete Monopolstellung des Gymnasiums hat eine Tradition geschaffen, nach welcher der Eintritt in diese Anstalt für die Söhne einer ziemlich breiten und einflußreichen Bevölkerungsschichte als eine „gesellschaftliche" Selbstverständlichkeit galt und wohl auch jetzt noch gilt. Nur ausnahmsweise dürfte für diese Studienwahl hauptsächlich die Rücksicht auf die allgemeine oder besondere Begabung des Knaben den Ausschlag gegeben haben. Davon war es nur eine notwendige Folge, daß sich die unteren Klassen der Gymnasien mit einem Schülermaterial füllten, in welchem mitunter weniger als die Hälfte den Voraussetzungen eines soliden und nicht allzu mühsam errungenen Studienerfolges entsprach. Solcher Ballast mußte den wünschenswerten Fortschritt hemmen, zum großen Schaden der wirklich Befähigten, bei denen mit den Absichten des Lehrplanes hätte voller Ernst gemacht werden können. Rücksichten der verschiedensten Art, meist recht äußerliche, machten es da oder dort den Lehrkörpern, zumal in kleineren Schulorten, geradezu unmöglich, von Jahr zu Jahr die notwendige Sichtung der Schüler vor-

---

[1]) Warum aber nicht die das Leben und Treiben einer hochinteressanten Zeit und die Gedanken und Empfindungen eines großen Mannes unverhüllt darlegenden Briefe Ciceros selbst?

zunehmen; durch faule Kompromisse und durch Zugeständnisse an die verschiedenartigsten Sonderinteressen suchte man über die vorhandenen Schwierigkeiten hinwegzukommen. So mußten die Unterrichtsergebnisse nicht selten recht mittelmäßig, mitunter sogar kläglich ausfallen; bei den Lehrern machte sich dann naturgemäß eine bedenkliche Abnahme an Berufsfreude und geistiger Schwungkraft bemerkbar. Lehrer sind ja doch auch nur Menschen; im Publikum aber verbreitete sich Unmut und Staunen über die „Unfruchtbarkeit“ des Unterrichts. Nach meinen Erfahrungen, die aus verschiedenen Kronländern stammen, ist die Krankheit unseres Gymnasiums die im Durchschnitt zu geringe Leistungsfähigkeit der von Klasse zu Klasse aufsteigenden Schüler. Dieser Mangel aber ist hauptsächlich auf das Unterbleiben der notwendigen Auslese in den unteren Klassen zurückzuführen. Aus meiner Lehrtätigkeit an einem Wiener Gymnasium kann ich die charakteristische Tatsache anführen, daß noch bei Tertianern und Quartanern die Eltern ganz treuherzig zugaben, sie hätten ihr Kind von vornherein nur zur Erfüllung seiner Schulpflicht ans Gymnasium gegeben, da sie die Erwartung hegten, es werde da doch etwas Besseres lernen als an irgend einer anderen Schule.

Das Gymnasium ist gegenwärtig — Gott sei es gedankt — auf dem besten Wege, seine unheilvolle Monopolstellung „einzubüßen“; im Publikum verlieren sich allmählich die altehrwürdigen Vorurteile gegen andere Schulgattungen, den Begabungen der Kinder und den praktischen Bedürfnissen der Familien ist schon jetzt ein viel weiterer Spielraum geboten. Jeder „Freund des humanistischen Gymnasiums“ muß wünschen, daß der angedeutete Gesundungsprozeß nicht allzu langsam fortschreite. Neben der wachsenden Einsicht der Eltern aber vermag hier wohl am meisten der Einfluß der Unterrichtsbehörden: in deren Hand liegt es, auf die Lehrkörper entsprechend einzuwirken und ihnen alle nötigen Vollmachten zu erteilen, Sache der Lehrkörper aber würde es sein, auf das Elternpublikum, mit dem sie doch in unmittelbarer Fühlung stehen, durch eindringliche Information Einfluß zu nehmen und gegebenenfalls vor der Wahl oder der Fortsetzung des Gymnasialstudiums rechtzeitig zu warnen. Von einem gründlichen Wandel der Verhältnisse in dieser Beziehung erwarte ich für meine Person doch noch wertvollere Ergebnisse als von mehr oder weniger weitgehenden Änderungen des Kanons für die altsprachliche Lektüre. Der beste Kanon der Welt muß versagen, wenn ein beträchtlicher Bruchteil der Schüler sich nur mit Ach und Weh von Klasse zu Klasse hinaufschleppt.

Wien. Ant. v. Leclair.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Epiktet. Handbüchlein der Moral. Mit Anhang. Eingeleitet und herausg. von Wilh. Capelle. Jena 1906, Eug. Diederichs.

Capelle gibt in dem vorliegenden, schön ausgestatteten Buche eine Übersetzung des Encheiridion Epiktets, für die ihm Vorarbeiten Grabischs[1]) zu Gebote standen, fügt im Anhang als eigene Arbeit die Übersetzung von 18 Diatribenfragmenten bei und leitet das Ganze mit einem knappen und doch ausführlichen Aufsatze ein. Die Einleitung ist in klarer und vornehmer Sprache geschrieben und gibt, soweit dies überhaupt geschehen konnte, gemeinverständlich alles, was für einen gebildeten Laien zum Verständnis der Anschauungen des Philosophen notwendig ist. Nach einem allgemeinen Überblick über das Zeitalter Epiktets entwirft C. eine frische und scharfe Skizze vom Kynismus und von der Stoa. Aus diesen beiden philosophischen Richtungen wird die Lehre Epiktets erklärt, dann seine Persönlichkeit gewürdigt und hierauf das Wenige mitgeteilt, was wir vom Leben des Sittenpredigers wissen. Am Schluß der Einleitung wird die Bedeutung „des Apostels der sittlichen Freiheit" für die Modernen und namentlich für das deutsche Volk eindringlich und schwungvoll hervorgehoben. — Die Übersetzung des Handbüchleins, das in neuerer Zeit außer Stich auch Hilty in seinem „Glück" betitelten Werke verdeutscht hat, zeigt gegenüber Hilty den Vorzug, daß sie philologischer ist: d. h. der Gedanke wird von C. schärfer erfaßt und prägnanter in deutscher Sprache wiedergegeben. Im einzelnen wäre freilich manches auszusetzen. Im Kap. XLIII auf S. 53 ist die Übersetzung: „das ist seine Handhabe, an der kannst du nicht tragen" unzutreffend und nicht sehr klar; im Kap. XLV entsprechen die Worte: „das ist verwerflich" nicht dem Original, das zu dem Satze: μὴ εἴπῃς, ὅτι κακῶς wohl das Verbum πίνει als Ergänzung verlangt. Der Schlußsatz von Kap. XII (S. 13) gibt keinen befriedigenden Sinn. Auch von der Übertragung der Diatribenfragmente kann man im allgemeinen nur günstig urteilen. Einzelheiten erregen auch hier Bedenken, so z. B. die matte Übersetzung in Fragm. 19 (S. 71) „betreffs seines sittlichen Zustandes" und „wenn er nichts von Bedeutung sagt". Doch von ähnlichen Kleinigkeiten zu reden, mag kleinlich erscheinen,

---

[1]) Der die Diatriben Epiktets für den gleichen Verlag übersetzt hat.

wenn das Buch im ganzen nur zu loben ist. Das freilich muß dahingestellt bleiben, ob der Erfolg, den sich C. von Epiktet als sittlichem Wiedererwecker des deutschen Volkes verspricht, — in verzeihlicher Überschätzung des Schriftstellers und des Handbüchleins — sich einstellen wird.

Wien. Dr. Maximilian Adler.

Zum Gedächtnis von Ludwig Ross. Rede bei Antritt des Rektorats der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg am 12. Juli 1906, gehalten von Karl Robert. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1906. 28 SS. 8°.

Der hundertjährige Geburtstag des großen Reisenden und späteren Professors der Hallenser Universität L. Ross veranlaßte seinen gegenwärtigen Nachfolger, Prof. Karl Robert, bei Antritt des Rektorates auf jenen so bedeutenden, doch leider so lange verkannten Archäologen hinzuweisen und in eindringlichen, schwungvollen Worten ein treues Bild seines Lebens und Schaffens zu entwerfen. — Dabei kennzeichnet er L. Ross als „idealen Pfadfinder, der alle Qualitäten, welche den wissenschaftlichen Reisenden ausmachen, die Zähigkeit des Körpers, den raschen, scharfen Blick für das Geschaute, die peinlichste Gewissenhaftigkeit und unbedingte Zuverlässigkeit der Berichterstattung[1]) in sich vereinigte", aber auch als bewunderungswürdigen Organisator — R. war nämlich eine Zeitlang Oberkonservator der Altertümer Athens und Herausgeber der *Inscriptiones Graecae ineditae* — und schließlich als trefflichen Universitätslehrer, der ungeachtet zahlreicher Angriffe, die seine wissenschaftlichen Anschauungen erfuhren, doch stets seiner inneren Überzeugung treu blieb. — Die jetzige Generation schätzt aber — so urteilt Robert wohl mit aller Zustimmung, Ludwig Ross besonders deshalb, weil er der erste kühne Forscher war, der hinauszog nach Griechenland und Kleinasien, um an Ort und Stelle die antike Kultur zu studieren. Möge er in dieser Beziehung noch lange als leuchtendes Vorbild dienen!

Wien. Dr. Josef Fritsch.

Dr. G. Plüß, Unsere Getreidearten und Feldblumen. 3., verm. und verb. Aufl. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung 1906. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Der durch seine populär gehaltenen Publikationen bekannte Verf. bietet auch in diesem Bändchen dem Laien ein Buch, das recht geeignet ist, ihn mit unseren Getreidepflanzen, Futtergewächsen, Feld- und Wiesenblumen bekannt zu machen. Die 3. Auflage bringt eine ganze Menge Verbesserungen: Biologische Bemerkungen, sechs Pflanzenformentafeln, Erwähnung wichtiger Gemüsepflanzen und anderer auf dem Felde kultivierter Krautgewächse usw. Eine sehr große Anzahl recht sorgfältig ausgeführter Bilder von Pflanzen und Pflanzenteilen wird beim Bestimmen sehr gute Dienste leisten. Das handliche Format des solid gebundenen Buches gestattet die Mitnahme desselben auf Ausflügen.

---

[1]) Daß dem wirklich so ist, davon kann man sich noch heute überzeugen. Der Ref., welcher Gelegenheit hatte, anläßlich der Reisen, die im Anschlusse an den ersten internationalen Archäologenkongreß (1905) unternommen wurden, bei Knidos zu landen, wohin seit Ross kein Europäer kam, fand die Angaben dieses Gelehrten noch in fast völliger Übereinstimmung mit dem gegenwärtigen Zustande.

Dr. J. Lorscheid, Kurzer Grundriß der Mineralogie. Bearbeitet von Heinrich Brockhausen. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung 1906. Preis 60 Pf.

Die vorliegende kleine Schrift ist eine Erweiterung des als Zugabe zum Lehrbuch der anorganischen Chemie von Prof. Dr. J. Lorscheid bisher erschienenen Grundrisses. Es kann nach Ansicht des Herausgebers auch als Grundlage des mineralogischen Unterrichtes an den (deutschen) Gymnasien Verwendung finden.

Wien. H. Vieltorf.

Leitfaden der Wetterkunde. Gemeinverständlich bearbeitet von Dr. R. Börnstein, Professor an der kgl. landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin. Mit 61 in den Text eingedruckten Abbildungen und 22 Tafeln. 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1906.

In der neuen Auflage des Buches, das in seiner ersten Auflage von der Kritik mit großem Beifalle aufgenommen wurde, hat der Verf. vielfache Ergänzungen vorgenommen, von denen namentlich die neueren Studien über den Wärmeaustausch im Boden und Luft, die Beziehungen des Waldes zu Temperatur und Niederschlag, die Temperaturverhältnisse und Bewegungen der hohen Luftschichten, die Dauer des Sonnenscheins, die Größe und Gestalt der Regentropfen, auf- und absteigende Luftströme, Entstehung der Blitze usw. hervorgehoben werden mögen.

Der wichtige, vom Wetterdienst handelnde Abschnitt ist bis zur Neuzeit ergänzt worden. Aus dem bekannten internationalen Wolkenatlas von Teisserenc de Bort wurden neue Aufnahmen dem Buche einverleibt. Das Literaturverzeichnis ist in einigen wesentlichen Punkten ergänzt worden. Auch neue Textabbildungen und Tafeln sind in der zweiten Auflage enthalten. Das Buch dürfte allen jenen, die in ihrer Tätigkeit vom Wetter abhängen und auf Grund eigener meteorologischer Kenntnisse das Wetter voraussagen oder wenigstens fremde Prognosen richtig deuten wollen, ein trefflicher Ratgeber sein. Aber auch die Lehrer der Physik werden manche Erörterungen des Buches zum Zwecke der Belebung des Unterrichtes heranziehen. Auch den Meteorologen vom Fache wird die Zusammenstellung des in den verschiedenen Ländern vorhandenen Witterungsdienstes willkommen sein.

Die dem Buche beigegebenen Tabellen beziehen sich auf psychometrische Angaben, auf die Reduktion des Barometerstandes auf 0° C., auf die Normalschwere und das Meeresniveau, endlich auf die Vergleichung von Thermometerskalen. Bei der Betrachtung der luftelektrischen Spannung, speziell bei der Erklärung der luftelektrischen und Gewittererscheinungen ist die Ionentheorie verwendet worden. Die Ionisierung der Luft wird in großer Höhe wahrscheinlich durch kurzwellige, besonders ultraviolette Strahlen bewirkt; ionisierend wirken auch gewisse Arten von Strahlen, die von radioaktiven Bestandteilen ausgehen.

Das Buch kann in seiner zweiten Auflage als trefflicher Lernbehelf für weitere Kreise bestens empfohlen werden.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.



Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neugearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11.000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten, Plänen sowie 130 Textbeilagen. Band IX (Hautgewebe bis Ionicus), Band X (Ionier bis Kimono), Band XI (Kimpolung bis Kyzikos). Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien 1905.

Was der Ref. über die ersten acht Bände dieses trefflichen Nachschlagewerkes (vgl. diese Zeitschr. 1904, S. 367 ff. und 1905, S. 849 ff.) berichtet hat, gilt auch für die vorliegenden Bände IX bis XI. Von den Artikeln der älteren Auflagen erscheinen viele ergänzt und manche ganz umgearbeitet. Ferner ist eine Reihe neuer, hauptsächlich geographischen, kulturhistorischen und technischen Inhaltes hinzugewachsen. Im Band IX wird den Fachmann der Artikel „Holz" interessieren, den Landwirt die Ausführung über das „Huhn", den Naturfreund und Jäger der reiche Inhalt der Artikel „Hirsch und Hund". Im Band X haben allgemeines Interesse die gelungenen Abschnitte über „Japan" und „Italien"; den Ingenieur wird die inhaltsreiche Darstellung über die „Kanäle" fesseln, zumal da dem Texte eine sehr hübsche Karte mit Deutschlands Schiffahrtsstraßen sowie Übersichtsblätter der deutschen Schiffahrtskanäle beigegeben sind. Neu bearbeitet sind im Band XI die gehaltvollen Artikel „Kolonien" und „Kreuzer" (mit einer großen Tafel über Panzerkreuzer und geschützte Kreuzer der wichtigsten Kriegsflotten) u. a. Dem Juristen kann die Lektüre des lehrreichen Abschnittes „Kriminalität" empfohlen werden. Diese Beispiele könnten beliebig vermehrt werden; denn fast alle Artikel sind sorgfältig gearbeitet oder nachgeprüft. Das gewaltige Material umfaßt ziemlich gleichmäßig alle Künste und Wissenschaften, erstreckt sich aber auch auf die Politik, den Handel und die Volkswirtschaft. Daneben werden die gebräuchlichen Abkürzungen, die wichtigsten Fremdwörter (mit Angabe der Aussprache), Persönlichkeiten, Städte und größere Orte, Sprichwörter, Zitate, Spiele, Feste usw. fast durchwegs ausreichend behandelt.

Ein hervorragender Schmuck auch dieser 3 Bände sind die prächtigen Farbendruckbilder. Besonders gelungen sind die Tafeln über die Heraldik, Hieroglyphen, Hochzeitskleider (der Tiere), Hühnerrassen und Insektenfressende Pflanzen im Band IX, über Japanische Kultur und Kunst, Käfer, Kaninchen und Keramik (samt zwei Tafeln) im Band X, endlich über Kolibris und Kostüme (drei Tafeln mit Erläuterungsblatt) im Band XI. Auch die Karten und Holzschnitte lassen an technischer Vollkommenheit kaum etwas zu wünschen übrig. Den Anforderungen des Forschers und Fachgelehrten werden die zahlreichen, auf den neuesten Stand gebrachten Literaturangaben gerecht, ebenso zahlreiche Textbeilagen geschichtlichen und statistischen Inhaltes.

Für die nächste Auflage empfehlen wir nachstehende Verbesserungen, bezw. Ergänzungen: Im Band IX wird an dem redselig breiten Geschichtschreiber *Herodianos* nicht mit Recht die „Einfachheit und Klarheit der Darstellung" gerühmt. — Zu „*Heroïden*" empfiehlt es sich die latein. Bezeichnung der Elegien Ovids: *Heroïdes* oder *Epistulae* hinzuzufügen. — Unter *Hirtius* (S. 375, Sp. 2, Z. 10) heißt es nicht genau, daß alle Fortsetzungen der Kommentarien Cäsars „unter seinem Namen gehen". — Unter *Horatius* ist nur die Literatur bis 1901 berücksichtigt, z. B. Naucks bekannte Ausgabe der Oden und Epoden ist zuletzt in 16. Aufl. (Leipzig und Berlin 1905) erschienen (nicht in 14., Leipzig 1894). — Die Haupteigentümlichkeiten der Redeweise des *Hortensius* hätten wenigstens angedeutet werden können. — Beim Artikel „Immunität" wäre die der Abgeordneten, zu Inaktivität noch die des Couleurstudenten nachzutragen. — Industriepflanzen. Die beiden schwarzen Bildertafeln sind durch den davon getrennten, auch etwas zu kleinen Textdruck minder brauchbar. — Die Bezeichnung Ingenieur-

assistenten gibt es auch bei den Eisenbahntechnikern. — Die lateinische Orthographie von *In jure cessio, Injuriarum* u. dgl. (statt *iure, iniuriarum*) ist nicht mustergiltig. — „Inkompatībel“ (frz.), unverträglich, unvereinbar“ ist ohne den Zusatz „mit der Bekleidung gewisser Ämter“ nicht verständlich. — Bei „inkonzinn“ fehlt die doch wünschenswerte Definition. — „Inspektor (lat.), Aufseher, Aufsichtsbeamter, Wart, insbesondere in der Landwirtschaft“ ist unzureichend; dieser Titel ist in sehr vielen Berufen üblich, so gibt es z. B. Truppen-, Eisenbahn-, Schul-, Gewerbe-, Bau- und Gefängnisinspektoren. — Intabulation. Die lakonische Bemerkung „Eintragung in eine Tafel“ und der Verweis auf „Ingrossieren“ genügt zur Information nicht. — Im Band X: Der Artikel „Jätmaschinen“ ist zu kurz geraten; die hauptsächlichsten Arten sollten angeführt sein. — Daß die Jugendspiele auch in Österreich seit 1890 gehörige Pflege finden, hätte wohl ein Wort der Erwähnung verdient. — „Justifizieren“ in der Bedeutung „hinrichten“ kann noch nicht als veraltet gelten. — Unter „Kaffee“ wäre die Bedeutung und Vorbildlichkeit des Wiener Kaffeehauses zu erwähnen gewesen. — Aufzunehmen wäre „Kaliber“ als Bezeichnung der lichten Weite bei Röhren; Kallias, der bekannte reiche Athener; zu Kamelott (*camelot* frz.) die übertragene Bedeutung; unter den „Kampfspielen“ fehlen auffälligerweise die Olympischen Kampf- und Wettspiele. — Karnöffeln ist nicht nur niederdeutsch, sondern auch als „karnüffeln (-nifeln“) in Österreich ganz gewöhnlich. — Zu erwähnen wäre, daß die Donaukarpfen zu den besten und beliebtesten Fischen Österreichs zählen. — Unter Kasperle wäre nachzutragen, daß der „Kasperl“ auch jetzt noch im Wiener Volksprater eine stehende lustige Figur ist. — Keramische Schulen hat Österreich außer in der Stadt Znaim, Teplitz und Bechin (Bechyň) noch in Kołomea (poln. Unterrichtssprache), Oberleutensdorf (deutsch) und Podgorze (poln.). — Zu Kilian wäre hinzuzufügen, daß der Todestag des Heiligen, der 8. Juli, als Landesfeiertag in Franken (Bayern) gilt. — Im Band XI: Kommerzienrat (Handelsrat); der österr. Titel „Kommerzialrat“ wäre gleichfalls anzuführen. — Kommissariat in Österreich übliche Bezeichnung für die Polizeibezirksstelle. — Unter Komödie wären die Behauptungen über den Wegfall des Chores und das Absehen von allen politischen Angriffen in der mittleren attischen K. etwas einzuschränken; typische Charaktere hatte vor dieser schon die dorische Epicharms. Die Bedeutung des Mimus, der (nach S. 336, 1. Spalte, Z. 22 v. u.) sich in der Kaiserzeit „vorwiegend als Belustigung der unteren Stände erhielt“, ist unterschätzt. Der *Querolus* und Vitalis' *Aulularia* und *Geta* hätten auch mit einem Worte berührt werden sollen. — Koprophor (Müllwagen) fehlt. — Bei Korrespondieren ist auf den Artikel „Korrespondenz (korrespondierende Mitglieder)“ zu verweisen. — Zum bloß technischen Artikel „Kreuzkopf“ wäre die übertragene Bedeutung gleich „Schlaukopf“ hinzuzufügen. — Krempe (als Hutkrempe) und Kreuzweiche fehlen.

Im Text habe ich wenige Druckfehler bemerkt; so soll es Band IX bei Herodianos 1) *Ailios* (oder *Aelius*), nicht *Alios*, bei *in futurum* künftig oder besser zukünftig statt inskünftige, XI 336, 2. Spalte, Z. 29 Spottlust (st. Spottlost), Z. 44 sind (st. ist) heißen.

Papier, Druck und äußere Ausstattung sind gleich lobenswert geblieben.

Wien. Dr. Karl Hauler.

Programmenschau.

22. Karl Wunderer, Die psychologischen Anschauungen des Historikers Polybios. Progr. des kgl. humanistischen Gymnasiums zu Erlangen für das Schuljahr 1904/5. Erlangen 1905. 60 SS.

Der Verf., der schon früher durch seine 'Polybios-Forschungen' (zwei Teile) als tüchtiger Kenner des großen Geschichtschreibers vorteilhaft hervorgetreten ist, gibt in dem vorliegenden Programme eine weitere Probe seiner Studien. Die These, welche er zu erweisen bestrebt ist, geht dahin, daß Polybios nicht bloß durch Erfahrung praktische Menschenkenntnis besaß, sondern sie auch durch wissenschaftlichen Sinn für psychologische Probleme zu vertiefen trachtete. Um die Anschauungen des Polybios zu gewinnen, stellt er dessen Äußerungen über folgende Dinge zusammen: Leib und Seele; Erkennen, Fühlen, Wollen; Naturanlage, Erziehung, Umgang; Persönlichkeit; psychologische Probleme (z. B. Widerspruch zwischen Wollen und Handeln); Massen-Psychologie; Völker-Psychologie, und bespricht zuletzt die Art der Verwertung der psychologischen Kenntnisse durch den Autor. Für die Geschichtsbetrachtung selbst sind einige Punkte von großem Interesse, so besonders, daß Polybios der Naturanlage und Erziehung großes Gewicht beimaß; dann sein Urteil über die Persönlichkeit, deren Freiheit in der Entscheidung er betont, anderseits ihre Bedeutung für die Geschichte — in dem ewigen Streite in der Geschichtsauffassung, der auch heute wieder die Geister bewegt, ob die Persönlichkeiten von Einfluß auf die historische Entwicklung seien oder nicht, zählt Polybios zu den entschiedenen Vertretern der Richtung, welche diese Frage bejaht. Daher hat er der Charakterschilderung der Personen, nicht bloß derjenigen, welche in erster Linie stehen, große Sorgfalt zugewandt. Anderseits sucht er auch die Psychologie der Masse, deren Eigentümlichkeiten und Ursachen zu begreifen und eine Psychologie der Völker zu geben, die in den Charaktereigenschaften der griechischen Stämme und der Barbaren wurzelt.

Eine notwendige Ergänzung zu dieser Arbeit bildet die Eruierung der Quellen, auf welchen die theoretisch-psychologischen Anschauungen des Polybios beruhten; es wäre wünschenswert, wenn Wunderer auch diese Frage untersuchen würde.

Prag. H. Swoboda.

---

23. Hübler Franz, Zwei Reisen nach Griechenland und Kleinasien. Progr. der k. k. Staatsrealschule in Reichenberg 1905. 52 SS.

Der Bericht bietet besonderes Interesse deshalb, weil in demselben die Reise des Jahres 1905 beschrieben ist, die sich an den archäologischen Kongreß in Athen anschloß; zugleich erfahren wir manches über den Kongreß selbst und die gelegentlich desselben veranstalteten Festlichkeiten, von denen uns am meisten interessiert die Aufführung der 'Antigone' des Sophokles in der Ursprache (vgl. S. 7 und 27). Der Verf. zeigt offenes Auge und Ohr für das Leben und Treiben in Griechenland, dessen landschaftliches Bild in seinem Kontraste er im Frühlinge und Sommer kennen gelernt. In behaglicher Breite erzählt er seine Erlebnisse; dabei ist die Darstellung ansprechend und belehrend, wenn auch die Form nicht recht gefeilt erscheint, wie die vielen Wiederholungen des Pronomens 'wir', besonders S. 9—11, zeigen. Die Beschreibung der Denkmäler des alten Athens ist richtig: S. 16 wäre der Ausdruck „das sogenannte Theseion“ angezeigt; S. 28 ist zu verbessern: Für die Bewässerung wurde ein

antiker Wasserleitungskanal benützt. Anerkennenswert ist die S. 35 gegebene kurze Lebensbeschreibung und Würdigung Dörpfelds, dessen Theatertheorie S. 48 verständig dargestellt wird. Weitere Kreise werden die Beschreibung des Besuches im Arsakeion, der höheren Mädchenschule, die von einem reichen Athener, Arsakis mit Namen, gestiftet ist, mit Interesse lesen (S. 22—26). Daß Ziegenherden in die Gassen der Stadt betrieben werden, wo dann die Ziegen gemolken und die Milch verkauft wird, findet sich auch in Rom und Neapel. Außer über Athen berichtet der Verf. über Eleusis (S. 30—33) und die Peloponnesreise bis Nauplia (S. 33—52), von wo aus Tiryns, Epidauros, Mykenai besucht wurden. Überall ist in klarer Weise das Notwendige mitgeteilt, so daß der Bericht auch von Schülern mit Nutzen gelesen wird. Beachtenswert ist, was S. 51 von den Ansichten Dörpfelds über die Ilias und Odyssee mitgeteilt wird „daß nämlich die homerischen Helden wirkliche Menschen gewesen seien, daß sie geschichtliche Persönlichkeiten vorstellten, daß das, was Homer geschildert, eine ganz bestimmte Kultur gewesen sei, die jüngste mykenische Zeit". Nach Dörpfelds richtiger Meinung war die epische Erzählung die damals gebräuchliche Form der Geschichte. Möge es dem Verf. gelingen, auch den weiteren Verlauf der Reise in gleich belehrender Weise darzustellen, es möge aber vermieden werden, griechische Verse mit lateinischen Lettern zu drucken, wie dies S. 30 geschehen ist.

Wien. Dr. Johann Oehler.

---

24. Hromada A., Die Krankheiten des Willens. Progr. des Staatsgymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, Graben 1904. 36 SS. und 2 Tafeln.

Die Arbeit ist die erste Fortsetzung eines unter dem nämlichen Titel im Jahresberichte derselben Anstalt vom Jahre 1902 erschienenen Programmaufsatzes[1]) und bildet mit diesem den vorbereitenden Teil zum eigentlichen Thema, zur Pathologie des Willens. Während in dem früheren Aufsatze die Psychologie des Willens behandelt wurde, ist die letztere Abhandlung der Physiologie des Willens gewidmet. Doch ist auch dieser einleitende Teil noch nicht zum Abschlusse gebracht; es werden nur die physiologischen Voraussetzungen für die Empfindungen und Vorstellungen, allerdings eingehend, erörtert, während die physiologische Erklärung vom Gefühle und Streben, diesen mit dem Willen, dessen krankhafte Erscheinungen ja der Verf. zu erklären sich vorgenommen hat, in naher und nächster Beziehung stehenden psychischen Erscheinungen, einer weiteren Fortsetzung vorbehalten wird.

Eine kurze Vorbemerkung bezeichnet die Aufgabe der Physiologie des Willens, die ihrerseits die Kenntnis der Vorbegriffe der Nervenphysiologie voraussetzt. Mit Rücksicht auf den Leserkreis, für den der Aufsatz bestimmt ist, werden daher einige Grundlehren der Nervenphysiologie in knapper Fassung erläutert. Es werden zunächst die physiologischen Vorgänge im tierischen Organismus kurz besprochen und wird auf die Bedeutung des Nervensystems und seines Zentrums, des Gehirns, hingewiesen. Sodann erfahren die Grundlehren der Neurontheorie eine ausführliche Besprechung. Es wird das Wesen des von Waldeyer zuerst so benannten Neuron erläutert und finden die Leistungen der Neuronen im allgemeinen und besonderen und ihre Einteilung in Empfindungs- und Vorstellungsneuronen eine eingehende Behandlung. Die ausführliche Be-

[1]) Vgl. meine Anzeige desselben in dieser Zeitschrift vom Jahre 1903, S. 864.

sprechung der Neuronlehre erklärt sich aus dem Bestreben des Verf.s, das Wesen der Empfindung und ihres Trägers vom Standpunkte der Physiologie zu erläutern und seine Annahme allgemein verständlich zu machen. Dabei sei gleich bemerkt, daß er alle materialistischen Ansichten kurzerhand abweist, da es durch ein tief in der menschlichen Natur eingegrabenes Empfinden begründet sei, das Psychische vom Körperlichen zu unterscheiden und die Identität beider als etwas für das menschliche Begreifen Unverständliches zu halten.

Obwohl nun alle bisherigen Versuche, einen Träger der psychischen Prozesse, also auch der Empfindung, zu erforschen, mißlungen sind, dürfen — so meint der Verf. mit Recht — die Bemühungen, das Wesen der Empfindung und ihres Trägers zu erklären, doch nicht aufgegeben werden, da ihre Erklärung die Grundlage für die ganze Willenstheorie, ja für die ganze Psychophysiologie bildet. Ein solcher Erklärungsversuch ist durch die Neurontheorie gegeben. Nach dieser hat jede Empfindung eine materielle, auf Bewegung zurückführbare Grundlage in der Erregung der Empfindungsneuronen in der Großhirnrinde. Durch Erregung von Vorstellungsneuronen der Großhirnrinde gehen Vorstellungen hervor, aus Empfindungen und Vorstellungen weiterhin Gefühle und Strebungen, kurz alle psychischen Vorgänge, aus denen sich der Bewußtseinsinhalt des Willens aufbaut — und so beruht schließlich der Wille auf Erregung von Neuronen der Großhirnrinde.

Auf Grund dieser Theorie erklärt der Verf. die sog. Seelenblindheit und Seelentaubheit, die Aphasie mit ihren verschiedenen Abarten, die progressive Paralyse, die retrograde Amnese und andere pathologische Erscheinungen. Die Erkrankung der Neuronen der Großhirnrinde hat oben die anormalen psychischen Erscheinungen zur Folge, da der normale Verlauf der psychischen Erscheinungen an die normale Funktion der unversehrten Großhirnrinde, speziell der Neuronen, gebunden ist. Die Großhirnrinde ist das somatische oder physiologische Organ des Bewußtseins, der körperliche Träger der psychischen Vorgänge, kurz des Seelenlebens. Durch die Neurontheorie findet nach des Verf.s Darstellung die Reproduktion der Empfindungen, die Assoziation der Vorstellungen und die Lokalisation vom physiologischen Standpunkte ihre ausreichende Erklärung. Die Neurontheorie begründet der Verf. durch Experimente an Tieren, sofern die Resultate solcher Versuche auf Menschen übertragbar sind, und durch Beobachtungen am Krankenbette und er sucht einige Einwendungen dagegen von vornherein zu widerlegen.

So kommen denn durch die Neurontheorie die Ansichten Galls, des Begründers der Phrenologie, zum Teil wenigstens, wieder zur Geltung; nur tritt in ihr die mikroskopische Anatomie der Hirnrindeschichten und die Physiologie der verschiedenen Formen der Neuronen an die Stelle der anatomischen und physiologischen Abzirkelung der Zentren. Und der Physiolog darf nach des Verf.s Meinung künftighin die Hirnrindezentren nicht wie ein Geograph, sondern er muß sie wie ein Geolog studieren.

Der Aufsatz orientiert den Psychologen, der nicht Zeit hat, die Forschungen der Nervenphysiologie zu verfolgen, in leicht faßlicher und anziehender Weise. Die Darstellung ist klar und mit trefflichen Vergleichen und passenden Beispielen gewürzt; die Lektüre des Aufsatzes, der hoffentlich[1]) recht bald seine weitere Fortsetzung erfahren wird, sei auch Nichtpsychologen bestens empfohlen.

Wien. Joh. Schmidt.

[1]) Diese Hoffnung sollte sich leider nicht erfüllen; der Verf. starb nach schwerem Leiden am 1. Juli 1905.

49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Vorläufige Anzeige.

Die 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wird von Montag den 23. bis Freitag den 27. September 1907 in Basel stattfinden. Den Vorsitz führen: Prof. Dr. Münzer, Basel, Marschalkenstraße 26; Rektor Dr. Schäublin, Basel, Münsterplatz 15. Als Obmänner haben die vorbereitenden Geschäfte übernommen: für die philologische Sektion: Prof. Dr. Schöne, Basel, Schönbeinstr. 38; Dr. Oeri, Basel, Leonhardstr. 57. Für die pädagogische Sektion: Prof. Dr. Heman, Basel, Schanzenstr. 29; Dr. Probst, Basel, Socinstr. 53. Für die archäologische Sektion: Prof. Dr. Dragendorff, Frankfurt a. M., Eschersheimerlandstraße 34; Dr. Burckhardt-Biedermann, Basel, Nonnenweg 62. Für die germanistische Sektion: Prof. Dr. Meier, Basel, Pilgerstr. 45; Prof. Dr. Gessler, Arlesheim bei Basel. Für die historisch-epigraphische Sektion: Prof. Dr. Baumgartner, Basel, Schänzlein bei St. Jakob; Dr. Stähelin, Basel, Rütimeyerplatz 2. Für die historische Sektion: Prof. Dr. Boos, Basel, Kanonengasse 19. Für die romanistische Sektion: Prof. Dr. Tappolet, Basel, Augustinergasse 4; Dr. de Roche, Basel, Martinsgasse 15. Für die englische Sektion: Prof. Dr. Binz, Basel, Oberwilerstraße 67; Dr. Thommen, Basel, Holbeinstr. 57. Für die indogermanische Sektion: Prof. Dr. Sommer, Basel, Mittlerestr. 152; Dr. Schwyzer, Zürich V, Hegibachstr. 71. Für die orientalische Sektion: Prof. Dr. Mez, Eimeldingen, Großh. Baden; Dr. Keller, Basel, Hardstr. 14. Für die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion: Prof. Dr. Rud. Burckhardt, Basel, Elisabethenstr. 30; Prof. Dr. Veillon, Basel, Eulerstr. 27.

Vorträge für die Plenarsitzungen sind bis zum 15. Juni bei einem der beiden Vorsitzenden, für die Sektionen bei einem der Herren Obmänner anzumelden.

Die Einladung zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wird Anfang Juli d. J. erfolgen. Sie wird die Namen der Redner mit dem Thema ihres Vortrages und das Programm der festlichen Veranstaltungen enthalten.

Basel, im Februar 1907.

Münzer. *Schäublin.*

Berichtigung.

S. 365, Z. 23 v. o. ist *famam aut praeveniebat* statt *fannam—praevenibat;* S. 366, Z. 16 v. u. Förderung statt Erörterung; S. 368, Z. 7 v. u. umbringen statt umbringt zu lesen.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Die Phäakendichtung in der Odyssee.

In dem 1. Hefte des Jahrgangs 1906 der „Jahrbücher für Philologie und Pädagogik" gibt Dietrich Mülder eine Analyse der Phäakendichtung, indem er „ältere Vorlagen" und „jüngere Umarbeitungen und Zusätze des Bearbeiters" zu sondern sucht. Er geht dabei, ohne es ausdrücklich auszusprechen, von der von ihm als bereits bewiesen angesehenen Voraussetzung aus, daß an unserer Odyssee mehrere Verfasser gearbeitet haben. Leider gibt er nicht genauer an, wie er sich im allgemeinen die Entstehung der Odyssee denkt; er spricht von älteren Vorlagen und einem Bearbeiter; welches aber das Verhältnis dieses Bearbeiters zu der uns heute vorliegenden Gesamt-Odyssee ist, ob er das ganze vorliegende Gedicht so gestaltet hat oder nur einen Teil, etwa die Phäakengeschichten, wird nicht mitgeteilt. Ferner wäre es meiner Ansicht nach übersichtlicher gewesen, wenn M., statt am Schlusse seiner Abhandlung sich auf allgemeine Erörterungen über die Wiedererkennungen in der Odyssee, über den Einfluß der Novelle auf die Sage usw. einzulassen, lieber in einer Rekapitulation der Resultate seiner Erörterung eine Inhaltsangabe der älteren Vorlage gegeben hätte, sowie der Veränderungen, die der Bearbeiter damit vorgenommen und was er dabei aus seinem Eigenen, was er aus anderen älteren Vorlagen entnommen habe.

Versuchen wir zunächst, dies nachzuholen. Wenn ich M. richtig verstanden habe, so gab es ein älteres Gedicht, in dem Odysseus, durch den Schleier der Leukothea gerettet, m i t seinen Gewändern schwimmend am Abend das Land der Phäaken erreicht. Dort schläft er bis an den nächsten Vormittag, schlägt dann auf eigene Hand den zur Stadt führenden Weg ein und wartet an einer Quelle, bis ein wasserholendes Mädchen ihn zum Königspalast führt. Hier findet er den König und seine Gemahlin, wirft sich vor dieser nieder und nennt bei der Bitte um Entsendung auch

seinen Namen. Der König τεκμαίρεται πομπὴν ἐς τόδε αὔριον ἐς, d. h. nach M.s Auslegung: er verspricht ihm, daß er noch an demselben Abend abfahren solle und, die Nacht hindurch ruhig schlafend, vermutlich am nächsten Morgen seine Heimat erreichen werde. — Was in der Zwischenzeit zwischen der am Vormittage stattfindenden Ankunft des Odysseus und der Abreise am Abend bei den Phäaken geschehen sei, ist nicht zu ermitteln, da M. sich hierüber gar nicht ausläßt. Ferner gibt M. nicht ausdrücklich an, ob diese Vorlage ein Einzellied gewesen oder ob sie mit dem νόστος des Odysseus in Verbindung gestanden habe. Wenn ich seine Ausführungen richtig verstanden habe, nimmt er nach rückwärts eine Verbindung mit dem Kalypsoliede an (M. erwähnt den Sturm und die Rettung durch den Schleier der Leukothea) und daß die Vorlage auch die Landung des Odysseus auf Ithaka enthalten habe.

Neben dieser Hauptvorlage muß es mindestens noch drei Nebenvorlagen gegeben haben:

1. ein Lied, das die große Wäsche der Nausikaa zum Inhalt hatte: Nausikaa, die verlobt ist, wird durch eine Freundin, die Tochter des Dymas, aufgefordert, zur Vorbereitung der Hochzeit große Wäsche abzuhalten, und leistet derselben Folge. — Ob aber in diesem Liede die Person des Odysseus überhaupt vorkam und wenn, welche Rolle er darin spielte, kann ich aus der Darstellung M.s nicht entnehmen.

2. ein Lied, das einen Agon behandelte, dessen Leiter Laodamas als König war, in dem Odysseus, von Laodamas zur Teilnahme am Diskuswurf aufgefordert und durch Euryalos schwer gereizt, durch seinen Wurf alle übertrifft. — Wie dieses Lied weiterging, darüber weiß M. nichts anzugeben.

3. ein Lied, das einen Solotanz zweier Ballspieler schildert; der Ball war von Polybos verfertigt. Näheres gibt M. über dieses Lied nicht an.

Ebenso wenig, ob die beiden ersten Nebenvorlagen selbstständige Lieder, etwa von M. so genannte „Novellen“, oder Teile größerer Gedichte waren. Auch darüber spricht M. nicht, ob der Bearbeiter noch andere Vorlagen benutzt habe, etwa ein Lied, das den Garten und den Palast des Alkinoos schilderte, ferner kleine Lieder über die von Demodokos besungenen Episoden aus dem trojanischen Kriege, ein Lied von Ares und Aphrodite oder ob dieses eigene Erfindungen des Bearbeiters seien oder etwa spätere Interpolationen.

Wir kommen nun zu der Tätigkeit des Bearbeiters. Diese muß nach einer doppelten Seite hin betrachtet werden: 1. welche Erweiterungen er hinzufügte; 2. welche Veränderungen er mit seiner Vorlage vornahm.

1. Der Bearbeiter kam auf den Gedanken, in die Phäakengeschichten die Selbsterzählung des Helden von seinen Abenteuern,

die ἀπόλογοι einzulegen. — Darauf, ob die ἀπόλογοι ein kleineres zusammenhängendes Epos oder einzelne Lieder waren, die erst von dem Bearbeiter verbunden wurden, ob eine Umsetzung aus der 3. Person stattgefunden habe oder auf andere, die Apologe betreffende Fragen geht M. mit Recht nicht ein, da diese außerhalb des Zweckes seiner Abhandlung liegen. — M. meint nun, der Bearbeiter habe, wenn er die Apologe habe einlegen wollen, „das Interesse des Hörers für die Person des Erzählers und Zeit gewinnen müssen". Jenes habe er erreicht durch die innere Teilnahme, welche der Fremdling an dem Gesange des Demodokos verrät, und durch seine überraschende Leistung im Wettkampf. Sodann habe der Bearbeiter den Helden nicht gleich an demselben Tage abreisen lassen können, sondern habe ihn noch einen ganzen zweiten Tag bei den Phäaken weilen lassen müssen. Zu dem Wettkampf habe der Bearbeiter jene oben genannte zweite Nebenvorlage, den Agon, benutzt, aber mancherlei Veränderungen mit ihr vornehmen müssen.

2. Auf die Benutzung auch des Nausikaaliedes wurde der Bearbeiter durch eine Wandlung geführt, die nach M. die epische Dichtung zwischen der Zeit der älteren Vorlage und der Zeit des Bearbeiters durchgemacht hatte. Die Dichtung war so zu sagen „moderner" geworden, es war die Poesie des Fahrenden, der in Odysseus das Ideal eines Fahrenden verherrlichen und durch pikante Szenen wirken wollte. Daraus ergaben sich nach M. zwei Grundverschiedenheiten in der Darstellung der älteren Vorlage und der des Bearbeiters: *a*) in der älteren Vorlage ist Odysseus ein älterer, arg mitgenommener Mann, der Bearbeiter läßt ihn in jugendlicher Schönheit und männlicher Kraft auftreten; *b*) der Bearbeiter erfindet die Nacktheit des Odysseus. Aus diesen beiden Grundverschiedenheiten ergaben sich dann die zahlreichen Veränderungen, die der Bearbeiter mit seiner Vorlage vornahm, und die Erweiterung derselben durch Einfügung der Nausikaaszene, wobei er aber mit dieser Nebenvorlage ebenfalls manche Veränderungen vornehmen mußte.

Ehe wir nun zu einer Besprechung und Kritik der einzelnen Abschnitte von M.s Darstellung übergehen, ist vorauszuschicken, daß M. einmal den Ausdruck „unser Dichter der Odyssee" gebraucht. Er stellt es als zweifelhaft hin, ob das Geleit des Odysseus in die Heimat seitens der Phäaken erst von „unserem Dichter der Odyssee" geschaffen sei oder ob dieser Zug schon ursprünglich der Odysseussage angehört habe. Mir scheint, daß jeder, der über die homerischen Gedichte schreibt, sich ganz unmißverständlicher Ausdrücke bedienen müsse. Spricht also jemand von „unserem Dichter der Odyssee", dann muß der Leser schließen, daß der Hauptkern des Gedichtes von einem einzigen Dichter herrühre und daß dieser Hauptkern nur noch im Laufe der Zeit durch Eindichtung oder Zudichtungen erweitert worden sei. Wie kann aber M. von einem

Dichter sprechen, wenn er für die Phäakengeschichten allein außer der Hauptvorlage noch mindestens ein den Odysseus betreffendes älteres Lied, den oben genannten Agon, annimmt?

Die κομιδή. M. nimmt ν 70—119 als der älteren Vorlage angehörig an. Der Schlaf des Odysseus aber, den diese Stelle zur Voraussetzung habe, könne, meint M., kein Zauberschlaf gewesen sein. Mir scheint die Frage, ob der Schlaf des Odysseus ein Zauberschlaf gewesen oder nicht, das Problem nicht scharf genug anzugeben, sondern dieses ist vielmehr: Mußte Odysseus in der Nacht von den Phäaken heimgebracht werden oder nicht? Denn ein Zauberschlaf hätte ja auch bei Tage eintreten können. Aus der mythologischen Natur der Phäaken ergab sich, daß sie ihre Gäste in der Nacht — und dann natürlich schlafend — heimbringen mußten, sie heißen ja auch „die Grauen“. — Diese Tatsache war dem Dichter aus der Sage bekannt, der Grund derselben mochte ihm nicht mehr deutlich gewesen sein. Dieses Motiv der nächtlichen Heimkehr stimmt nun auch vortrefflich zu den Ideen des Dichters (vgl. Sitzlers ästhet. Kom. S. 51). Wenn die Phäaken aber den Odysseus nur bei Nacht heimgeleiten konnten, so mußte Alkinoos ihm die Heimfahrt bei Nacht auch voraussagen, dies tut er η 317. Mag man Wecks Auslegung von ἐς τόδε, die mir am besten gefällt, „auf die jetzt vorliegende Tageszeit für morgen“, also = „für morgen Abend“ für richtig halten oder nicht, jedenfalls ist durch δεδμημένος ὕπνῳ die Entsendung zur Nachtzeit genügend angedeutet, was schon daraus hervorgeht, daß Odysseus am dritten Tage, allerdings mit Ungeduld, den Sonnenuntergang erwartet. Man könnte also höchstens von seiten des Alkinoos eine Motivierung dieser ungewöhnlichen Abfahrtszeit, von seiten des Odysseus ein Staunen darüber wünschen. Daß der Dichter beides unterließ, darf man ihm, dem eine eingehende Motivierung der Ereignisse ferner liegt als einem modernen Dichter, nicht so stark anrechnen. Darin, daß die Abfahrt nicht am zweiten Abend, wie Alkinoos versprochen hatte, stattfand, sondern erst am dritten kann ich keinen tadelnswerten Widerspruch finden, der uns nötigen müßte, verschiedene Verfasser anzunehmen. Sondern im Gegenteil: Hat ein einziger Dichter, wie ich annehme, die Phäakengeschichten und die Apologe gedichtet, so konnte auch er den Alkinoos nicht anders sprechen lassen als ἐς αὔριον. Odysseus hatte ja um möglichst schnelle Entsendung gebeten. Der nächstmögliche Termin der Entsendung war eben der nächste Abend. Daß dieses Versprechen des Alkinoos nicht gehalten werden konnte, wurde durch die am nächsten Tage eintretenden Umstände bewirkt. So bleibt also nur noch M.s Tadel übrig, daß „der zweite Tag (d. h. der Tag bis zum dritten Abend) mit nichts verzettelt werden muß“. Hierauf ist zu entgegnen: Wenn es einmal durch die Sage gegeben war, daß Odysseus nur in der Nacht heimgebracht werden konnte, dann ist der Dichter nicht zu tadeln, sondern zu loben,

daß er den Tag bis zur Abreise des Odysseus nicht noch durch etwas Besonderes auszufüllen suchte. Was hätte dieses denn auch sein sollen? Man kann sagen: Es findet hier nach der großartigen Anspannung des Interesses in den Büchern von *ι—μ* gleichsam ein retardierendes Moment statt. Nach der atemlosen Spannung, mit der die Zuhörer des Dichters der Erzählung des Helden gelauscht haben, tritt jetzt ein Moment der Beruhigung ein, wo nur alltägliche Dinge berichtet werden, und doch klingt der Grundton, der in den ganzen Phäakengeschichten geherrscht hat, hervor, die Sehnsucht des Odysseus nach der Heimat. Nach dieser kurzen Ruhepause wird dann die Spannung wieder aufs höchste erregt durch den Gedanken: wie wird die Ankunft des Helden in seiner Heimat sein? Aber selbst wenn M. recht hätte, aus der Leerheit des zweiten Tages auf Störung der ursprünglichen Zeitrechnung durch die Einlage der Apologe zu schließen, so wäre damit noch keineswegs bewiesen, 1. daß die Phäakengeschichten und die Apologe zwei verschiedenen Verfassern angehören müssen. Denn man könnte doch auch annehmen, daß derselbe Dichter zuerst den *νόστος* des Odysseus (zu diesem können auch die Phäakengeschichten gehören) gedichtet habe, dann aber die Apologe dem Helden als Selbsterzählung habe in den Mund legen wollen; 2. wenn die Einlage der Apologe wirklich von dem sogenannten „Bearbeiter" herrührt, dann ist dieser wegen des genialen Gedankens, den Helden seine Erlebnisse selbst erzählen zu lassen, nicht zu tadeln, sondern zu bewundern. Dann ist eben „der Bearbeiter" der Dichter, der den dem „Homer" gezollten Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf.

M. behauptet nun, daß Odysseus bei der Bitte um Schutz seinen Namen genannt haben müsse. Auf den Vorwurf M.s, die Art und Weise, wie Odysseus der fragenden Arete ausweiche, verrate, daß hier kein ursprünglicher Zusammenhang vorliege, darf ich mich wohl begnügen, auf die schöne Auseinandersetzung Kammers ‚Die Einheit der Odyssee', S. 302 ff. zu verweisen.

„Aber das Heiratsangebot des Alkinoos an den Fremdling sei die Erfindung eines Fahrenden." Was der Ausdruck ein „Fahrender" besagen soll, kann ich nicht einsehen. M. hätte des Näheren auseinandersetzen sollen, wie sich sein „Fahrender" von dem oder den Dichtern der älteren Vorlagen unterschied. Er scheint an die Spielmannspoesie im Mittelalter gedacht zu haben. M. meint, es sei für Alkinoos kein Beweggrund zu finden, so zu handeln. Da ist nun zunächst zu fragen: Welches sind die Gründe, die nach der Darstellung unserer heutigen Odyssee Alkinoos zu diesem Heiratsangebot veranlassen? Es ist ein äußerer und ein innerer. Der äußere ist die stattliche Erscheinung des Fremdlings, den innern spricht Alkinoos selbst aus, es ist die königliche Gesinnung des Odysseus *τά τε φρονέων ἅ τ' ἐγώ περ* *η* 312. Gegen beide Gründe hat allerdings M. etwas einzuwenden. Sprechen wir zuerst von dem äußeren. In *η* 199 spricht Alkinoos die Möglichkeit aus,

daß in Odysseus ein Gott erschienen sei. Den Grund für diese Annahme erblicke ich nicht sowohl in dem königlichen Äußern des Odysseus als vielmehr in seinem wunderbaren, plötzlichen Erscheinen, aber freilich ist ein stattliches Aussehen des Helden die notwendige Voraussetzung dieser Annahme. M. behauptet, daß diese Verse von dem Bearbeiter herrührten, zeige allein V. 206. Woher M. seine Behauptung hat, daß die Kyklopen als Volk eine Erfindung des Bearbeiters seien, weiß ich nicht. Aber selbst wenn dies richtig wäre, so könnte doch V. 206 noch nicht als Beweis dafür gelten, daß auch die vorhergehenden Verse von 199 an als ein Zusatz des Bearbeiters anzusehen seien. Der V. 206 könnte ja einfach eine Interpolation sein. Ferner behauptet M., in den älteren Vorlagen werde Odysseus als ein älterer Mann geschildert. Zum Beweise dafür führt er 1. die Anrede des wassertragenden Mädchens *ξεῖνε πάτερ* an. Ich meine aber, das *πάτερ* ist nicht so zu pressen. Es ist die ehrende Erwiderung des Mädchens, das wir uns als noch sehr jung vorstellen dürfen (*νῆνις*), auf das *τέκος* des Fremden. Wenn nun Nausikaa den Odysseus nur *ξεῖνε* nennt, so dürfen wir darum meiner Ansicht nach nicht den Schluß machen, daß die Nausikaaszene von einem anderen Dichter herrühre, der einen jüngeren Odysseus im Sinne habe, als die Szene mit der Wasserträgerin, sondern nur den, daß die Wasserträgerin eben wirklich noch sehr jung sei gegenüber der voll erblühten Nausikaa, deren Vermählung nahe bevorsteht. 2. beruft sich M. auf mehrere Stellen des Agons, aber ebenfalls mit Unrecht. Laodamas sagt selbst von Odysseus *οὐδέ τι ἥβης δεύεται* *ϑ* 134. Wenn er nachher den Odysseus ebenfalls *ξεῖνε πάτερ* anredet, so besagt das meiner Ansicht nach nichts anderes als, daß Odysseus älter ist als Laodamas und dieser ihn ehren will. Wenn M. meint, aus den Worten des Euryalos *ϑ* 159—164 schließen zu müssen, daß Odysseus als älterer, arg mitgenommener Mann vorgestellt werden müsse, so ist er im Irrtum, die Worte sollen nichts anderes als den Hohn des Euryalos ausdrücken.

Wir kommen nun zu dem inneren Grunde, aus dem Alkinoos wünscht, Odysseus möchte sein Eidam werden. Aber auch hier gebraucht M. hinsichtlich der von Alkinoos als *αἴσιμα* bezeichneten Worte des Odysseus *η* 303—307 scharf tadelnde Worte. Er nennt das Verhalten des Odysseus „alberne, obendrein erlogene Bedenken“ und sieht darin den „Ausfluß selbstbewußter Eitelkeit“. Wie viel mehr poetisches Verständnis besaß doch der alte Nitzsch, dessen Worte anzuführen ich mir nicht versagen kann: „Odysseus, der hier nicht umsonst *πολύτροπος* heißt, bedient sich sehr klug einer kleinen Lüge, um seinen Wirt nach allen Seiten hin in eine zufriedene Stimmung zu versetzen und zugleich von Nausikaa alles Unangenehme fern zu halten. Alkinoos, dem sehr natürlicher Weise der Gedanke, daß man einen *ἱκέτης* mit sich ins Haus führen müsse, näher liegt als die Rücksicht auf die möglichen Bemer-

kungen der Phäaken, findet es ungehörig, daß seine Tochter den Fremden nicht selbst ihren Eltern empfohlen hat. Nun hätte Odysseus seine Retterin durch die treue Angabe der Wahrheit gewiß vor jedem Vorwurf gesichert; allein er zieht es vor, das zarte Bedenken der Nausikaa sich anzueignen, so daß auf ihn selbst ein vorteilhaftes Licht fällt, Nausikaa aber ganz und gar im Sinne ihres Vaters gehandelt zu haben scheint.“ Meiner Ansicht nach ist es besser, die überlieferte Erzählung des Dichters zu verstehen zu versuchen, als mit der vorgefaßten Meinung von einem „Bearbeiter“, der von andern ein „Flickpoet“ genannt wird, sogenannten „Widersprüchen“ nachzuspüren.

Nausikaa als Führerin. M. meint, es sei das „Selbstverständliche“, daß Nausikaa Odysseus in ihres Vaters Haus führe, und auch der Dichter gestehe dies zu durch den Mund des Alkinoos. Ja, aber der Dichter nennt auch die Worte des Odysseus, in denen er den Beweggrund der Nausikaa als seinen eigenen ausgibt, durch den Mund desselben Alkinoos *αἴσιμα*. M. erklärt nun diesen „Widerspruch“ so: Der Bearbeiter fand in der älteren Hauptvorlage die Wasserträgerin, die Odysseus zu dem Palaste führte, vor. Wenn er nun die Nausikaa-Szene, die er der einen Nebenvorlage entnahm, einfügen wollte, so mußte er Nausikaa „eliminieren“ und erfand dazu dieses Motiv der „Prüderie“ der Nausikaa.

Ich finde nun zwischen den oben angeführten Worten des Alkinoos, der doch beidemal als der Mund des Dichters anzusehen ist, keinen Widerspruch, sondern verstehe die Situation so, daß Alkinoos zuerst von seinem Standpunkt aus als Mann und Wirt die Handlungsweise seiner Tochter beurteilt habe, dann aber von Odysseus eines Besseren belehrt worden sei. Die Prüderie der Nausikaa hält M. für ebenso jung und aus demselben Geiste geboren wie das Heiratsangebot, wie die pikante Szene, den Odysseus splitterfasernackt jungen Mädchen vor Augen zu stellen usw. Ein Beweis dafür wird nicht angeführt, sondern nur eben dieses Geschmacksurteil ausgesprochen. Über den Geschmack läßt sich aber bekanntlich streiten. Mir und wohl vielen anderen, die die Nausikaaszene unbefangen und ohne Voreingenommenheit lesen, erscheint diese Szene als eine Perle homerischer Poesie. Die Nacktheit des Odysseus ist vortrefflich motiviert, worüber wir noch ausführlicher sprechen werden, und einen Widerspruch kann ich in der ganzen Szene nicht erblicken.

Athene als Führerin. Auch hier findet M. wieder einen Widerspruch zwischen der Vorlage und der Bearbeitung. Er meint, die Vorlage schildere die Stadt als ein großes Emporium, die Bearbeitung dagegen nur als einen kleinen Häuserkomplex, in dem der Königspalast leicht zu erkennen sei. M. behauptet nämlich, in einer größeren Stadt sei es für einen Fremden ein geringer Vorteil zu wissen, daß das gesuchte Haus das auffallendste Bauwerk der ganzen Stadt sei. Diese Bemerkung ist an sich richtig, aber M.

übersieht den Zusatz, den Nausikaa macht, *καὶ ἂν πάις ἡγήσαιτο νήπιος* φ 300 f. Aus diesem Zusatz scheint mir hervorzugehen, daß wir hier *ἀρίγνωτος* nicht mit „leicht kenntlich“, sondern mit „allbekannt“ übersetzen müssen. Sogar die Kinder kennen den Königspalast und können jeden Fremden dahin führen. Bei dieser Auslegung der Stelle ist aus ihr nicht zu schließen, daß die Phäakenstadt nur ein Komplex weniger Häuser gewesen sei. Wenn M. weiter sagt, daß die Schilderung des Hafens und Marktes, die vom Waschplatze „natürlich“ nicht gesehen werden könnten, für den vorliegenden Zweck nichts bedeute, so hat er durchaus unrecht. Ob man die geschilderten Stätten vom Waschplatze aus sehen konnte oder nicht, ist freilich völlig gleichgiltig, aber der Weg zu dem Königspalaste führte an diesen Stätten vorüber, und deswegen ist die Schilderung nicht zwecklos, sondern durchaus nötig, um die Bitte, daß Odysseus vor der Stadt zurückbleiben möge, zu motivieren. Und stimmt denn nun die Angabe der Nausikaa mit der Schilderung des Weges, den Odysseus η 43—45 macht, nicht überein? *Πύργος ὑψηλός* ζ 262 = *τείχεα μακρά, ὑψηλά* η 44f., *καλὸς λιμὴν ἑκάτερθε πόληος* ζ 263 = *λιμένας* η 43 und *ἀγορὰ καλὸν Ποσιδήιον ἀμφίς* ζ 266 = *ἡρώων ἀγοράς* η 44. An der von M. getadelten Konstruktion von ζ 262 hat noch kein Ausleger etwas auszusetzen gehabt (vgl. die Kommentare von Ameis-Hentze, Faesi-Hinrichs, La Roche, Henke, Weck). Ich finde es im Gegenteil durchaus angemessen, daß Nausikaa die Begründung ihrer Bitte an den Fremden vorausschickt und nicht folgen läßt. Was hätte denn der schutzflehende Fremdling von ihr denken sollen, wenn sie gesagt hätte: „Wenn wir an die Stadt kommen, dann mußt Du zurückbleiben“? Nach der vorliegenden Reihenfolge der Gedanken in Nausikaas Rede aber mußte es Odysseus ganz selbstverständlich erscheinen, daß er üble Nachrede für die Jungfrau vermeiden müsse. Auch das *αὐτὰρ ἐπὴν πόλιος ἐπιβείομεν* erscheint M. nur deshalb „sachlich ungenau“, weil er es falsch interpretiert; es bedeutet nicht „wenn wir die S t a d t betreten haben“, sondern entweder mit Henke „wenn wir das Stadtg e b i e t betreten haben“ oder mit Faesi-Hinrichs „wenn wir die Stadt erreicht haben, bis zu ihr hingekommen sind“. So ist also hinsichtlich der Schilderung der Stadt kein Widerspruch zwischen ζ und η, und wir sind deshalb nicht genötigt, zwei verschiedene Fassungen anzunehmen: eine ältere Vorlage, in der die Stadt als ein großes Emporium geschildert wurde, das eine Führung durch die Wasserträgerin notwendig machte, und die Bearbeitung, die die Stadt als einen kleinen Häuserkomplex schilderte, so daß die Führung des Fremdlings durch Nausikaa überflüssig war. So kann auch das von M. „Prüderie“ genannte Verhalten der Nausikaa nicht von dem Bearbeiter erfunden sein, weil er Nausikaa „eliminieren“ mußte, um den der Führung bedürftigen Helden durch die Wasserträgerin führen zu

lassen. Sondern wir müssen nach einem anderen, inneren Grunde für ihr Verhalten suchen. Und da verweise ich auf die treffliche Begründung von Ameis-Hentze: „Die sichtliche Beklommenheit der Nausikaa, sowie ihre Scheu vor einer Nachrede der Phäaken, wenn der Fremdling gleich mit zur Stadt ginge, ist die Folge von ihrer befangenen Liebe zu Odysseus. Daher meidet sie ängstlich den Schein einer Tatsache, die sie doch im Herzen wünscht.“ Auch Weck schildert die Situation trefflich: „Geradezu meisterhaft ist der Zug, wie die den klatschsüchtigen Phäaken in den Mund gelegte Rede eigentlich ein volles Geständnis ihrer züchtigen Neigung für den wunderbaren Fremdling ist und der Jungfrau Gelegenheit gibt, die ihr gewordene Huldigung geschickt zu erwidern. Ein natürlicher Rückschlag des Stolzes und der Schamhaftigkeit ist es dann, wenn sie, in der Furcht, zu weit gegangen zu sein, zum Schlusse wieder die Heimkehr des Helden mit einer gewissen Absichtlichkeit betont.“ Ja ich kann für meine Auffassung der Nausikaa keinen Geringeren als Zeugen anführen als — Goethe; vgl. Ameis-Hentze, Anhang zu ζ 275. J. L. Hoffmann im Album des literarischen Vereins in Nürnberg 1854 schreibt: „Mit feiner Beobachtungsgabe leitet Goethe ihre (Nausikaas) nachherige sichtliche Beklommenheit, ihre Scheu vor übler Nachrede der Phäaken, wenn der Fremdling gleich mit ihr zur Stadt ginge, von ihrer befangenen Liebe ab. Als sie noch unbeteiligt dem unscheinbaren Fremdling gegenüberstand, würde sie ihn arglos eingeladen haben, sie in die Stadt zu begleiten; jetzt, wo der unberechtigte Landfahrer ihre Freiheit bedrohte, meidet sie ängstlich den Schein einer Tatsache, die sie doch wünschen muß. Indessen auch nachdem der gefährliche Mann ihres Hauses gastliche Schwelle betreten, benutzt der Dichter nicht weiter die Gelegenheit zu einer Episode, welche ein Moderner schwerlich aus den Händen gelassen hätte. Seines Helden Verhängnis soll sich lösen, nicht aufs Neue verwirren. Des Odysseus Gemüt bleibt von Nausikaa unberührt, außer insoweit ihn herzliche Dankbarkeit ihr zum Schuldner macht. Und ihr eignes Herz hat sich leicht wiedergefunden, nachdem seine häuslichen Verhältnisse bekannt geworden, nur daß sie beim Abschiede ihm noch ein freundliches Andenken empfiehlt.“

Wer diese schönen Szenen nicht versteht und da von „Prüderie“ der Nausikaa spricht, mit dem ist nicht zu rechten; ich bin aber der Ansicht, daß wir uns die Freude an solchen herrlichen Stellen unseres Dichters nicht durch die modernen *Homeromastiges* verderben lassen wollen.

Wir kommen jetzt zu dem von M. sogenannten „Hilfsmotiv“, der königlichen Erscheinung des Odysseus, von dem schon oben gesprochen war. Über das von M. jedenfalls mit stillschweigendem Tadel angeführte Eingreifen der Athene ζ 230 ff. mag es genügen, die Worte Cauers, Grundfragen S. 226, anzuführen: „Eine Verwandlung, die dem Dichter der Odyssee zu einem seiner schönsten

Vergleiche den Anlaß gegeben, also jedenfalls lebhaft seiner Phantasie vorgeschwebt hat. Aber der wunderbare Vorgang ordnet sich aufs beste in die natürliche Folge der Ereignisse ein: Was für den nüchternen Verstand eine Wirkung des Bades und der glänzenden Kleider ist, erscheint dem poetischen Sinn als übermenschliche Gabe." — Was soll man aber zu der folgenden Bemerkung M.s sagen: „Daß sich Odysseus im Bewußtsein seiner verführerischen Reize an den Meeresstrand setzt, um sich bewundern zu lassen, ist dabei eine große Albernheit"? 1. Wo steht, daß Odysseus das Bewußtsein seiner Schönheit hatte? *κάλλει καὶ χάρισι στίλβων* gibt doch nur das Resultat der vorher geschilderten Handlung der Athene an. 2. Wo steht, daß er sich an den Strand setzte, um sich bewundern zu lassen? Wenn er an das Gestade kam zu den Mädchen, so hatte das einen ganz andern Grund, nämlich den Hunger, er mußte zeigen, daß er mit dem Bade fertig war und daß die Königstochter ihm jetzt zu essen geben könne. Wenn M. behauptet, diese Verschönerung des Odysseus, die Athene in ζ an ihm vollzogen, scheine nicht lange vorzuhalten, denn trotz der unmittelbar vorhergehenden Bekanntmachung der Athene selbst in Gestalt eines Herolds sei eine abermalige Operation notwendig, so ist nur seine eigne Auslegung der Verse ϑ 19 und 20 daran schuld. Das *κατέχευε* und *ἔθηκε* müssen wir mit Cauer (Anm. z. Odyssee) durch das Plusquamperfektum übersetzen, so daß hier also nur eine Rückbeziehung auf das vorliegt, was in ζ erzählt worden ist. Ich kann auch keinen starken Widerspruch finden zwischen dieser Schilderung des Odysseus und den Worten des Laodamas: *ἀλλὰ κακοῖσι συνέρρηκται πολέεσσιν* ϑ 137. Bis jetzt hat keiner der Ausleger einen solchen gefunden. Das *συνέρρηκται* ist wohl mehr auf die innere Verfassung zu beziehen als auf das äußere Mitgenommensein. Denn was das Äußere angeht, so betont Laodamas doch die *ἥβη* des Odysseus. Mir scheint dies auch daraus hervorzugehen, daß Laodamas in der Aufforderung zum Kampfe zu Odysseus sagt: „*σκέδασον δ' ἄπο κήδεα θυμοῦ*" ϑ 149 und daraus, daß Odysseus erwidert: „*κήδεά μοι καὶ μᾶλλον ἐνὶ φρεσὶν ἤ περ ἄεθλοι*". Daß Laodamas den Odysseus *ξεῖνε πάτερ* nennt, kann meiner Ansicht nach nicht ins Gewicht fallen, es ist, wie oben erwähnt, die ehrende Anrede Jüngerer an Ältere. Daß Euryalos zu Odysseus sagt: „*οὐδὲ δαήμονι φωτὶ ἐίσκω ἄθλων*" beweist nichts für das Aussehen des Odysseus, sondern ist nur der Ausdruck des Hohnes, zu dem er erst durch die Entschuldigung des Odysseus veranlaßt wird. Auch die Worte des Odysseus selbst ϑ 181, die M. zum Beweise für die „reduzierte" Erscheinung anführt, interpretiere ich anders als er: *ὄφρα ἥβῃ τε πεποίθεα χερσί τ' ἐμῇσι* bedeutet nicht: „als ich jung war und im Vollbesitz meiner Kraft stand" — da ist das Verbum *πεποίθεα* ganz unberücksichtigt geblieben — sondern „so lange ich meiner Jugendkraft und meinen Armen vertraute". „Jetzt aber", um den Ge-

danken des Odysseus zu vervollständigen, „habe ich durch mein Unglück mein Selbstvertrauen verloren“. Es ist also nicht ein Gegensatz vorhanden zwischen der äußeren „reduzierten“ Erscheinung des Odysseus und seiner inneren Tüchtigkeit, sondern umgekehrt zwischen seiner äußeren männlichen Erscheinung und seiner inneren Stimmung. Durch den Spott gereizt, überwindet er diese aber und gewinnt den Sieg. Von dem sogenannten „novellistischen“ Motiv M.s, dem Gegensatz zwischen Schein und Wirklichkeit kann also keine Rede sein.

Der *ἀγών*. M. findet einen Widerspruch auch darin, „daß Athene den Odysseus in jene ausgezeichnete Kondition versetzt hat, damit er sich den Phäaken in zahlreichen Kämpfen überlegen zeigen könnte, während er in der Tat nur den einzigen Diskuswurf ausführt“. Hier sieht man recht die Methode der negativen Kritik: Stellen, die ihrer Ansicht widersprechen, werden entweder einfach ignoriert oder als interpoliert bezeichnet. M. ignoriert einfach die Tatsache, daß Odysseus die Phäaken auch zu anderen Wettkämpfen herausfordert. ϑ 201 ff. Natürlich sollen diese Verse wohl von dem Bearbeiter herrühren. Aber methodisch ist das nicht! Diese Verse zuerst einfach zu ignorieren und so einen Widerspruch zwischen dem Eingang von ϑ und dem eigentlichen Agon zu konstatieren und dann die Stelle, die mit dem Eingang übereinstimmt, ebenfalls dem Bearbeiter zuzuschreiben.

Laodamas und Alkinoos. M. findet in dem Agon noch einen Widerspruch zwischen ϑ 131—157 und ϑ 207. Er wirft zuerst die Frage auf: „Warum nimmt Odysseus bei der Herausforderung an alle Phäaken den Alkinoos nicht aus?“ Ja, wie denkt sich M. denn eigentlich die ganze Situation des Agons? Alkinoos beteiligt sich selbstverständlich nicht an den Wettkämpfen, dies tun nur die Jünglinge, die *νέοι*, die Älteren, darunter Alkinoos, sind nur Zuschauer. Ferner tadelt M. das Beiwort, das dem Laodamas gegeben wird; *ξεινοδόκος* sei nicht er, sondern nur Alkinoos. Mir scheint dies eine unberechtigte Einschränkung des Begriffes. Meiner Ansicht nach tritt der Fremde in ein Gastfreundschaftsverhältnis zu jedem Gliede der Wirtsfamilie. Aber nun ist die Frage: warum nimmt Odysseus nur den Laodamas, nicht auch die andern Söhne des Alkinoos aus? Auch daran hat bisher noch kein Ausleger Anstoß genommen. Den richtigen Grund haben Faesi-Hinrichs und Weck angegeben: „Odysseus nennt den Laodamas besonders, weil gerade er ihn selbst zum Wettkampfe aufgefordert hatte.“ (Faesi-Hinrichs), und „im übrigen läuft diese scheinbare Schonung mit ihrer Begründung auf eine feine Zurechtweisung des jungen Mannes hinaus.“ (Weck). Durch diese letzte Auslegung Wecks wird auch der von M. gefundene Widerspruch beseitigt: „Wenn nun Laodamas nach dem eigenen Zeugnis des Odysseus an der spöttischen Herausforderung teilgenommen, — wie kann nun der Held diesen mit solcher Emphase ausnehmen?“ — M. fragt nun, in welchen

Worten des Laodamas der Spott liegen solle und erklärt, sie zeigten eher Wohlwollen als Spott. Aber M. deutet selbst den richtigen Gedanken an: nämlich die bloße Aufforderung ist eine Kränkung, weil dem heimatlosen Fremdling der Sinn gar nicht nach Wettkämpfen steht, und darauf hätte der Gastgeber Rücksicht nehmen müssen. M. schildert die Auffassung des Dichters unrichtig, wenn er sagt, Odysseus fühle sich gekränkt, weil ihm zugemutet werde, seine Fähigkeit erst noch zu zeigen. Nicht gekränkte Eitelkeit ist es bei Odysseus, sondern er sieht in der Aufforderung zum Wettkampf einen Hohn auf seine sehnsüchtige Stimmung, gerade als wenn man jemanden, der offenbar in trauriger Stimmung ist, zum Tanze auffordern wollte. Nicht in den Worten liegt die Kränkung, sondern in der Handlung. Deshalb kann ich auch keinen Widerspruch finden zwischen der Rede des Laodamas und den Worten des Euryalos. Das *προκάλεσσαι* braucht nicht die Nebenbedeutung einer „Herausforderung" zu haben. Wenn auch Kaysers Bemerkung, daß Laodamas bei seiner Stellung den Anwesenden und dem Gaste gegenüber einer Aufforderung des Euryalos nicht bedarf, richtig ist, so ist dies doch noch lange kein Grund, die Verse für anstößig zu halten. Sie bedeuten nur eine Zustimmung zu dem Vorschlage des Laodamas.

Ich kann also in dem *προκάλεσσαι* keine „Umbiegung" aus *πείρησαι* V. 145 erblicken. — Ferner meint M., der Bearbeiter habe in den Versen 167—173 ein anderswoher stammendes Bruchstück eingefügt, welches den Gedanken zum Ausdruck bringe, daß Redegabe oft in unscheinbarer Gestalt wohnt. Der Bearbeiter habe Redegabe mit Verstand gleichgesetzt und dadurch die Anwendung auf den vorliegenden Fall ermöglicht. Aber ist denn diese Gleichsetzung nicht ganz berechtigt? Kann es Redegabe — natürlich kein bloßes Schwatzen — ohne Verstand geben? Aber mag es sich mit diesem Stücke verhalten, wie immer, im schlimmsten Falle wären eben die Verse 169—175 als Interpolation anzusehen. M. wundert sich dann über den Ausdruck *ἑταῖρον ἐνηέα* ϑ 200 und meint, daraus sollte man schließen, daß Athene sich dem Odysseus in irgend einer vorhergehenden Situation als Gefährten gesellt habe. Mir scheint dies doch ein bißchen zu viel aus dem Ausdruck herausgelesen zu sein. M. dürfte mit dieser Auffassung allein stehen! Es bedeutet nichts als einen trefflichen Gefährten, als welchen sich der vermeintliche Phäake erwiesen hatte durch seine Tätigkeit und seine Worte. Auch das *κουφότερον* versteht M. nicht und meint, „es sei in dem jetzigen Zusammenhang eine alberne Ziererei, da Odysseus überlegen sei und das Bewußtsein seiner Überlegenheit habe". In welchen Versen sich das Bewußtsein der Überlegenheit aussprechen soll, sehe ich nicht. Daß er tatsächlich überlegen war, darauf kommt es natürlich nicht an. Man kann aber anderseits auch nicht etwa *κουφότερον* als Beweis dafür anführen, daß Odysseus als geschwächter, arg mitgenommener Mann vor den

Phäaken gestanden habe. Äußerlich war er stattlich, aber innerlich war er gedrückt, und das *κουφότερον* sehe ich als einen Ausdruck des wiederkehrenden Selbstbewußtseins an, das er früher gehabt hatte, das ihm aber durch die Mühsale, die er zu erdulden gehabt hatte, verloren gegangen war. Nach M. hat nun in dieser Rede des Odysseus, die wegen des *κουφότερον* aus dem alten *ἀγών* entnommen worden sein müsse, der Bearbeiter den V. 206 zum größeren Ruhm des Helden und außerdem V. 212—33 eingefügt. Die erste Stelle V. 206 wird, soviel ich sehe, nur von Hennings und Köchly verworfen, und zwar als im Widerspruch mit V. 230 stehend, aber wie Faesi-Hinrichs richtig bemerkt, steht der Vers nicht im Widerspruch mit 230, sondern er bereitet V. 230 vor: „ἦ *καὶ κοσίν*, das ein gewisses inneres Sträuben verrät“. Über die zweite Stelle führe ich die Worte Cauers, Grundfragen S. 272, an: „Unbefangene Leser aber werden heute, so gut wie einst die Zuhörer des Dichters an dem spannenden Gang der Erzählung sich freuen, ohne etwas von der Unwahrscheinlichkeit zu merken“. Mit V. 212 ist nach M. die ältere Vorlage, der Agon zu Ende, „nun erscheint plötzlich wieder Alkinoos, der bis dahin eine stumme Person spielte, und die Handlung bricht mit seiner nichtssagenden Rede ab“. Daß Alkinoos bis jetzt eine stumme Person spielte, ist das wunderbar? Meint M. denn etwa, daß alle Phäaken sich an den Wettspielen hätten beteiligen müssen? Nein! Denn es heißt ausdrücklich in V. 110 *νέοι*. Aber der Vers rührt natürlich wieder von dem vermeintlichen Bearbeiter her! Daß Odysseus zu den Wettspielen aufgefordert werden konnte, muß als Beweis angesehen werden, daß er äußerlich in solcher Verfassung war, um an denselben auch wirklich teilnehmen zu können. Die Geronten und Alkinoos waren natürlich, wie schon oben bemerkt, nur Zuschauer. Nach den Wettkämpfen der Jünglinge folgte die Aufforderung an Odysseus, der Spott des Euryalos und seine Zurückweisung, der Wurf des Odysseus, das Lob der Athene und die Herausforderung der Phäaken zu allen Wettkämpfen seitens des Odysseus. Man frage sich: War hier an irgend einer Stelle Platz zum Eingreifen des Alkinoos? Die einzelnen Teile der Handlung folgen mit solcher Schnelligkeit aufeinander, daß Alkinoos gar keine Zeit gehabt hätte einzugreifen. Aber als nun die Herausforderung des Odysseus von den Phäaken mit Stillschweigen beantwortet wurde, ist Alkinoos am Platze, er muß das Schweigen seiner Leute rechtfertigen. Und weshalb Alkinoos Rede nichtssagend sein soll, verstehe ich nicht. Sie paßt meiner Ansicht nach gut in die Situation und läßt sich auch dem Gedanken und Wortlaut nach verstehen, wenn wir nur mit Ameis-Hentze V. 249 als Interpolation streichen. — Daß Laodamas „verschwunden“ ist, ist eine merkwürdige Auffassung M.s. Was soll er denn nur tun? Nach Beendigung der Kampfspiele und seiner mißglückten Aufforderung an Odysseus tritt er naturgemäß in den Hintergrund der Darstellung. M. meint

vielleicht, er hätte sich auf die Herausforderung des Odysseus trotz dessen ausdrücklicher Zurückweisung zum Kampfe mit ihm erbieten sollen? Ja, wenn der Dichter den Agon noch hätte fortsetzen wollen; daß Laodamas sich nicht meldet, beweist, daß er wie die anderen Phäaken stillschweigend des Odysseus Überlegenheit nach der einen Probe anerkennt. Es übernimmt also zunächst wieder Alkinoos die führende Rolle in der Szene. Dann folgt das Lied von Ares und Aphrodite, über das M. mit Recht nicht spricht. Es gilt allgemein als eingeschoben. Dann fährt M. fort: „Welchen tiefen Fall tut Laodamas, der eben noch des Odysseus Schutzherr und hoher Gönner war!" M. sieht also in dem Solotanz des Laodamas gleichsam eine Degradation. Ich glaube, daß M. mit dieser Ansicht allein stehen wird. Sie ist aus seiner später ausgesprochenen Behauptung geflossen, daß Laodamas in der älteren Vorlage Leiter des Agons und König der Phäaken gewesen sei. M. bedauert Laodamas, daß er von Odysseus kein persönliches Lob ernte. Wer aber unbefangen die Stelle liest, kann in dem allgemeinen Lobe nichts Tadelnswertes finden, es bezieht sich eben nicht bloß auf den Solo-, sondern auch auf den Reigentanz. M. sucht die eben angeführte Hypothese über Laodamas durch die Behauptung zu stützen: Das Stück ϑ 110—132 enthalte lauter Namen, die, sämtlich auf die Schiffahrt sich beziehend, *ad hoc* gebildet seien, nur der Name Laodamas falle aus der großen Gruppe heraus. So könne nicht derselbe Dichter den Namen des Laodamas erfunden haben, also müsse der Bearbeiter den Namen des Laodamas aus einer guten Quelle haben, die jedenfalls mit ϑ 110—130 nicht in Zusammenhang gestanden habe. Ein eigentümlicher Beweis! Wie nun, wenn ich behauptete, daß Laodamas als Sohn des Alkinoos durch die Sage ebenso überliefert sei wie Arete als seine Gattin und Nausikaa als seine Tochter! Warum muß denn der Umstand, daß die Namen der Phäaken lauter Schiffernamen sind, ein Beweis sein dafür, daß sie von dem Bearbeiter erfunden sind? Freilich der Dichter der Vorlage brauchte nicht so viel Namen; denn nach M. fand ja nur ein einziges Wettspiel, der Diskuswurf statt, und da brauchte der Dichter ja nur einen Namen für den Sieger! Diese Stütze von M.s Hypothese scheint mir also nicht sehr fest zu sein. Eine andere Stütze sieht M. in η 170 *υἱὸν ἀναστήσας*. Diese Stelle sei von dem Bearbeiter gedichtet als Vorbereitung, um den Laodamas dem Alkinoos unterzuordnen, sie hätte ferner den Zweck, den Gast zu ehren. Die Situation mache aber eine so weit gehende Ehrung, daß Alkinoos den neben ihm sitzenden ältesten Sohn aufstehen und dem Fremdling Platz machen hieße, völlig unnötig; denn es habe schwerlich in dem Königssaal an Sitzplätzen gefehlt, auch ohne daß Laodamas habe aufstehen müssen. Dies könnte man vielleicht bezweifeln, man könnte behaupten, es seien in der Tat nur so viele Sitze vorhanden gewesen wie Anwesende, aber zugegeben, daß noch leere Sitze vorhanden gewesen wären, wodurch

ist bewiesen, daß gerade in Alkinoos' Nähe ein Sitz leer war? Und daß die Situation eine außerordentliche Ehrung des Gastes notwendig machte, ist klar. Man denke sich: Das plötzliche Erscheinen des Odysseus hatte alle mit Staunen erfüllt, in diesem Staunen vergaß Alkinoos für den Augenblick seine Pflicht, er mußte erst von Echeneos daran erinnert werden. War es nicht natürlich, daß er den wunderbaren Gast, der vielleicht ein Unsterblicher war, in einer Weise ehrte, die außergewöhnlich war? Eine Sitte braucht freilich daraus nicht gefolgert zu werden. Aber wie kann M. Laodamas als Zeugen dafür anführen, daß es keine Sitte war! Er konnte ja ebenso gut wie sein Vater diese Sitte im Staunen über das wunderbare Erscheinen des Fremden unbeachtet gelassen haben. Auf mich macht M.s ganze Arbeit den Eindruck, als deute er alle Situationen nach dem von ihm vorgefaßten Gedanken an einen Bearbeiter, statt sie unbefangen nach dem vorliegenden Text zu verstehen zu suchen. Was soll z. B. dieser Satz beweisen: „ich meine, daß in diesen beiden für die Person des Laodamas nichtssagenden Versen schwerlich die Quelle zu suchen ist, aus der der Bearbeiter den Namen des Agonvorstehers in jene von ihm benutzten Bruchstücke hineingetragen haben möchte"? Was soll denn in diesen beiden Versen über Laodamas, damit sie „etwas sagend" würden, noch mehr gesagt werden, als daß er dem Vater zur Seite saß und dieser ihn sehr liebte, woraus zu schließen ist, daß er der Thronerbe war. Den Namen hat freilich der Dichter des Agons — meiner Ansicht nach ist es derselbe wie der Dichter von ζ und η; denn ich kann M.s Hypothese nicht als bewiesen ansehen — entweder selbständig erfunden oder, wie mir wahrscheinlicher dünkt, aus der Sage entnommen. Wenn M. fragt, wie der Dichter des Agons dazu gekommen sein sollte, dem Alkinoossohn, der in η 170 so *sans façon* behandelt wird, die so selbständige Stellung im Agon zu übertragen, so ist zunächst zu bemerken, daß beide Ausdrücke unrichtig sind. Weder wird Laodamas in η *sans façon* behandelt — denn man muß nicht bloß den Befehl aufzustehen berücksichtigen, sondern auch die Ehre, die darin lag, daß er dem Könige zunächst saß, noch hat Laodamas eine selbständige Stellung im Agon, von einer solchen könnten wir nicht einmal dann sprechen, wenn es ausdrücklich hieße: Laodamas gab das Zeichen zum Beginn der Kampfspiele oder dergleichen. Auch in diesem Falle würde er eben nur als Vertreter seines Vaters fungieren. Aber selbst wenn M.s Auffassung von beiden Szenen richtig wäre, so vertrügen sich doch meiner Ansicht nach beide Szenen ganz gut miteinander. Daß Väter ihre Söhne verschieden behandeln je nach der Situation, ist doch natürlich. In η galt es, einen Gast zu ehren und in ϑ Kampfspiele zu veranstalten, deren Leitung der alte Alkinoos selbst nicht übernehmen wollte. — Die Verse ϑ 104—130 hält M. für ein Werk des Bearbeiters, der darin die Situation des alten Agons verbreitern wollte. Den Beweis

dafür glaubt M. in der Annahme zu finden, daß in dem alten Agon nur mit dem Diskus gekämpft worden sei. M. meint ferner, als Laodamas den Odysseus aufgefordert habe, seien die Phäaken noch beim Diskuswurf gewesen, die Zielmale hätten noch gestanden, in V. 196 seien alle Versammelten noch mitten im Eifer des Diskuswurfes gewesen. Wenn M. etwa aus V. 187 *ἐδίσκεον* schließt, daß der Diskuswurf noch fortdauerte, so ist das eine durchaus falsche Interpretation, es heißt hier: mit dem Diskus zu werfen pflegten. Und was der Hinweis auf V. 196 mit der Bemerkung, daß alle Versammelten noch im Eifer des Diskuswurfes seien, bedeuten soll, weiß ich auch nicht. Meiner Ansicht nach bedeutet der Vers nur, daß der Diskus des Odysseus die Wurfscheiben, die mehr oder weniger nahe beieinander lagen, weit überholt hatte. Man kann nicht etwa behaupten: wenn der Diskuswurf schon beendet gewesen und darauf bereits der Faustkampf gefolgt sei, so könnten die Scheiben nicht mehr dort liegen. Ich meine, die doch in verhältnismäßig weiter Entfernung liegenden Wurfscheiben störten den Faustkampf, der nur einen geringen Platz einnahm, durchaus nicht. Wie also M. beweisen will, daß der Diskuswurf der einzige Wettkampf gewesen sei, kann ich nicht einsehen. Daß die Phäakennamen keinen Beweis für die Abfassung dieses Stückes durch den Bearbeiter abgeben können, ist klar. Das Herausfallen des Namens des Laodamas aus dieser Gruppe kann einfach dadurch erklärt werden, daß Laodamas der Sage angehörte. Wie M. in den Worten des Laodamas eine Aufforderung nur zum Diskuswurf finden kann, das verstehe ich nicht. Wenn *ἄθλων* dasteht, dann müssen doch auch mehrere *ἄθλα* stattgefunden haben. Die Beobachtung allgemeiner Art, daß der Dichter Fäden von eingesetzten Stücken — weshalb das gerade nur bei eingesetzten Stücken der Fall sein soll, verstehe ich nicht — nicht kurz abbricht, sondern an einer anderen Stelle anknüpft, soll doch wohl keinen Tadel für den Dichter ausdrücken. Ich halte das gerade im Gegenteil für ein vorzügliches Kunstmittel. M. scheint dies aber als eine für den Bearbeiter charakteristische Erscheinung auszugeben. Denn er schreibt den Solotanz des Laodamas dem Bearbeiter zu, der auch hierzu „geformtes Material“ benutzt habe. Als Beweis für diese letzte Behauptung gibt M. die Nennung des Namens des Verfertigers des Balles an. Weshalb soll denn aber diese in dem jetzigen Zusammenhange überraschender sein als in der Vorlage? Aus so unbedeutenden Nebendingen auf den Verfasser schließen zu wollen, erscheint mir nicht richtig. Natürlich ist nach M. auch die Versöhnungsszene zwischen Euryalos und Odysseus ein Zusatz des Bearbeiters. Geradezu komisch wirkt die „Erwartung“ M.s, daß irgend ein Diskuswurf des Euryalos und dessen Resultat ausdrücklich habe erwähnt werden müssen. Das hätte ja ein herrliches Gedicht ergeben, wenn der Dichter nach den Erwartungen M.s gedichtet hätte. Meiner Ansicht nach wäre die Wirkung der Szene

nur abgeschwächt worden, wenn nach dem Wurf des Odysseus auch Euryalos geworfen — und den Odysseus natürlich nicht im mindesten erreicht hätte. Aber M. erwartet wenigstens die Feststellung der Tatsache, „daß die Phäaken durch den Diskuswurf des Odysseus darüber belehrt worden seien, daß mit dem Fremden nicht zu wetteifern sei“. Genügt denn nicht der Vers 234: *οἱ δ' ἄρα πάντες ἀκὴν ἐγένοντο σιωπῇ*? Das Geschenk des Schwertes schmeckt M. zu sehr nach dem Vorbilde der Ilias? Ja, aber was sollte denn wohl Euryalos als Versöhnungsgeschenk geben? Und daß die Entschuldigungsworte (nicht dem Wortlaut, sondern nur dem Gedanken nach) an *Δ* 362 f. anklingen, dürfte bei einer so allgemeinen Sentenz nicht auffallend sein.

Begegnung des Odysseus mit Nausikaa. Hier wundert sich M. zunächst darüber, daß Nausikaa von dem göttlichen Auftrage abweicht und es vermeidet, ihrem Vater gegenüber von der bevorstehenden Vermählung zu reden. Er nennt dies „Prüderie“. Mir scheint M. mit der Anwendung dieses Ausdrucks auf die geradezu köstliche Szene fehlzugreifen und, wenn man auf solche subjektive Geschmacksverdorbenheiten Beweise gründen will, dann freilich kann man alles beweisen und braucht sich auch nicht widerlegen zu lassen. Man male sich die Szene nur recht aus und man wird erkennen, daß sie wenige ihresgleichen hat. Das schlaue Mädchen möchte die Bitte so motivieren, als wenn der Vater und die Brüder den meisten Vorteil von der Wäsche hätten, sie kann aber, der Verstellung ungewohnt, ihre Herzenswünsche nicht verbergen; an ihrem Erröten merkt der kluge Vater, was ihr Herz bewegt, liebevoll lächelnd gewährt er ihr die Bitte um den Wagen und bedeutsam fügt er hinzu *οὔτε τευ ἄλλου*. — Wenn M. behauptet, der Vergleich mit dem hungrigen Löwen sei aus der Ilias entnommen und die Pointe sei in der Odyssee „umgebogen“, so kann meiner Ansicht recht zweifelhaft sein, an welcher Stelle der Vergleich besser paßt. M. selbst sagt, Sarpedon handle in freier Selbstbestimmung, seinem Charakter gemäß, den Odysseus aber zwinge äußerste Not. Welcher von beiden Situationen der Vergleich mit dem hungernden Löwen angemessener sei, überlasse ich dem Urteil des Lesers. Es sei mir aber gestattet, die Worte Kammers Ästhet. Komm. zur Ilias zu dieser Stelle anzuführen: „Die Gleichnisse des 12. Buches (das Kammer als größtenteils spätere Dichtung ansieht), entbehren meistens der Originalität in der Erfindung und zeigen auch ihre innere Ungehörigkeit darin, daß sie sich mit der Handlung, welche sie veranschaulichen sollen, gar nicht decken“. Für diesen Satz führt K. das in Rede stehende Gleichnis *M* 299 ff. an. — M. stimmt ferner einer Bemerkung von Marx zu, daß die Übergabe der erbetenen Kleider und die Badeszene in sehr nachlässiger Weise geschildert worden seien. Worin diese Nachlässigkeiten liegen sollen, kann ich nicht erkennen, da andere Ausleger nichts an den betreffenden Stellen auszusetzen haben. Aber wenn

auch Kleinigkeiten auszusetzen wären, so bewiese das noch nichts dafür, daß die ganze Szene von dem Bearbeiter herrührte. M. sagt ferner, die Art und Weise, wie Odysseus seine Blöße decke, sei auffallend. Aber wie sollte, die Nacktheit einmal vorausgesetzt, Odysseus seine Blöße anders decken als durch einen Blätterzweig, den er sich vorhielt? Wenn M. dies „bizarr" nennt, so hätte er angeben sollen, in welcher „einfacheren, natürlicheren" Weise dies hätte geschehen können. M. kommt dann auf die Nacktheit des Odysseus selbst zu sprechen, sie sei ein Novum, das der Bearbeiter in die alte Vorlage hineingetragen habe. Als Beweis dafür führt er an, daß die Nacktheit des Odysseus nicht mit der Situation in ε stimme. Dort sei das Motiv der Rettung auf einem Schiffsbalken (das in der Odyssee dreimal vorkomme und in ξ 310 original sei) verkoppelt mit dem Motiv der Rettung durch Leukotheas Schleier und vergröbert durch den Zusatz V. 370 f. „αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς ἀμφ' ἑνὶ δούρατι βαῖνε κέληθ' ὡς ἵππον ἐλαύνων". M. nennt dies eine „groteske Prozedur". Aber die Absicht des Odysseus, sich die Kleider auszuziehen, vorausgesetzt, so war meiner Ansicht nach das eingeschlagene Verfahren das einzig mögliche. Er durfte den einzigen, ihm noch gebliebenen Balken nicht fahren lassen, ehe er die Kleider abgelegt und sich den Schleier der Leukothea umgebunden hatte. Er mußte also den Balken festhalten und sich dabei die Kleider ausziehen, das konnte er aber nur, wenn er rittlings auf dem Balken saß; denn da konnte er ihn mit den Schenkeln festhalten und hatte die Hände frei, um sich das Gewand auszuziehen und den Schleier um die Brust zu binden. Es ist nun noch die Frage, ob die Nacktheit nötig war, um schwimmend das Land der Phäaken zu erreichen. M. bestreitet dies und meint, mit Hilfe des Schleiers der Leukothea habe er auch in Kleidern schwimmend gerettet werden können. Aber aus den Worten der Leukothea geht nur hervor, daß der Schleier ihn vor dem Untersinken bewahrte, aber das Vorwärtsschwimmen, noch dazu bei bewegter See, war unter allen Umständen durch die Kleider erschwert. Deshalb ist auch M. der erste, der an der Nacktheit des Odysseus Anstoß nimmt. So, meine ich, ist die Nacktheit in der Situation von ε sehr wohl begründet. — Wenn dann M. auf den ursprünglichen Zusammenhang des Nausikaabruchstückes zu sprechen kommt und behauptet, daß die Nausikaadichtung schwerlich ein Teil der Alkinoosdichtung sei, so möchte ich fragen, wie dies gemeint ist. Soll es heißen, daß Nausikaa in der älteren Vorlage überhaupt nicht die Tochter des Alkinoos gewesen sei oder nur, daß das Nausikaalied ursprünglich nicht in Zusammenhang gestanden habe mit der Schilderung, wie sie heute von der Aufnahme des Odysseus durch Alkinoos überliefert ist. Solche Behauptungen lassen sich aber leichter aufstellen als beweisen. M. behauptet sogar, daß Nausikaa möglicherweise gar nicht einmal der Odysseussage angehört habe. Er sucht dann den

Verlauf des ursprünglichen Nausikaaliedes festzustellen. Was der Satz, „Nausikaa sei offenbar eine viel bedeutendere Person für die Einzelszene als für die Gesamthandlung" bedeuten soll, weiß ich nicht. Vielleicht meint er, die Szene sei ausgeführter als der Bedeutung, die Nausikaa für die Gesamthandlung habe, entspreche. Nun ist aber Nausikaas Bedeutung für die Gesamthandlung gar nicht so gering, wenn wir nämlich die Handlung so hinnehmen, wie sie heute vorliegt. Da hat Nausikaa die Bedeutung, den schiffbrüchigen, nackten Odysseus mit Kleidern zu versehen. Wenn freilich M. die Nacktheit des Odysseus aus der Haupthandlung streicht, dann ist Nausikaa überflüssig. Aber ist das ein methodisches Verfahren? Ich meine, wir sollten dem Dichter der Nausikaaszene — und wenn es der Bearbeiter wäre — dankbar sein, daß er uns diese köstliche Perle von Poesie geschenkt hat! Aber kehren wir zu M.s ursprünglichem Nausikaaliede zurück. M. meint, die Worte, die Athene zu Nausikaa spreche, seien nicht anders zu deuten, als daß Nausikaa bereits verlobt sei. Dies begründet er damit, daß „Eile nicht bloß im Antriebe, sondern auch in der Ausführung liege". Weil nun aber V. 34 f. ausschließen, daß das Mädchen bereits einem Bestimmten versagt sei, so sieht M. darin eine „Umbiegung" des Bearbeiters. Ich halte diese Art von Beweisführung für nicht methodisch. Der V. 34 f. mußte M. zweifelhaft machen, ob seine Deutung von V. 27 f. richtig ist; statt dessen nimmt er einen Widerspruch zwischen V. 27 und 34 f. an. Wir müssen vielmehr fragen: lassen die Verse 27 f. auch die andere Deutung zu, daß die Hochzeit noch nicht fest bestimmt ist? Und da meine ich, daß die Möglichkeit dieser Deutung wohl nicht bestritten werden kann, besonders das verallgemeinernde *οἵ κέ σ' ἄγωνται* scheint mir mehr für diese Deutung zu sprechen. Im anderen Falle würde man eher das Futurum erwarten. Aber, fragt M., ist denn, wenn die Hochzeit noch nicht bestimmt, sondern nur auf eine baldige Vermählung aus der großen Zahl von Bewerbern geschlossen werden kann, eine große Wäsche genügend motiviert? Zugegeben, daß eine so strenge Motivierung, wie sie für einen modernen Dichter Pflicht wäre, hier nicht vorliegt, so ist dies meiner Ansicht nach noch kein Grund, diese Verse für das Werk eines Bearbeiters zu erklären. Der Dichter brauchte die große Wäsche und darum mußte Nausikaa sie halten. Wenn M. meint, der Bearbeiter habe diesen Zug seiner Vorlage zu verwischen gesucht, um Raum für das erotische Moment zu erhalten, für die Unwiderstehlichkeit des Helden und das Heiratsangebot des Alkinoos, so würde dieses Motiv, wenn es zuträfe, kein Grund zu einem Tadel, sondern eher zu einem Lobe sein. Für alle, die unvoreingenommen, aber auch mit Interesse sich in die Schilderung versenken, die der Dichter von Nausikaa gibt, kann es nicht zweifelhaft sein, daß das Bild der Jungfrau, die den edlen Fremdling lieb gewinnt, ihm durch ihre jungfräuliche Scheu vor der üblen Nachrede, in die

seine Begleitung sie bringen könnte, ihre Liebe halb verrät, sie aber gleich wieder zu verbergen sucht, schöner ist als das Bild einer Jungfrau, die, einem bestimmten Gatten zugesagt, sich durch große Wäsche auf die Hochzeit vorbereitet. Dazu hat diese Auffassung der Nausikaa die reizende Abschiedsszene ermöglicht. M. behauptet nun weiter, daß der Dichter, d. h. der Bearbeiter zur Einfügung des von ihm erfundenen Motivs, nämlich des Zusammentreffens der Nausikaa mit Odysseus sich des gewöhnlichen Aushilfsmittels, des *deus ex machina*, bedient habe. Was soll es denn aber bedeuten, wenn M. sagt: „Ich will nicht betonen, daß die Göttin den eigentlichen Zweck ihrer Aufforderung ganz verschweigt“? Soll das heißen, Athene hätte ausdrücklich sagen sollen: „Du mußt auch Männerkleider zur Wäsche mitnehmen“? Liegt denn dies nicht ausgesprochen in *τὰ δὲ τοῖσι παρασχεῖν οἵ κέ σ' ἄγωνται*? Wenn M. sagt: „Man weiß gar nicht, was das Detailversprechen der Athene als Tochter des Dymas, bei der Wäsche mitzuhelfen — sie geht natürlich nicht mit und kann nicht mitgehen — eigentlich soll, wenn man nicht annehmen will, daß Lügen in solcher Ausführlichkeit ihr besondere Freude gemacht habe“, so scheint er ganz zu vergessen, daß es ein T r a u m ist, in dem Athene in der Gestalt der Tochter des Dymas die Nausikaa zur Wäsche auffordert. Denken wir uns an Stelle des Traumes die wirkliche Aufforderung einer Freundin, so versteht jeder mit Leichtigkeit, was das Anbieten der Hilfe für einen Zweck hat, nämlich den, die Bereitwilligkeit der Nausikaa zur Annahme des Vorschlages, die an sich schon groß genug gewesen wäre, noch zu vergrößern. Wie kann man das Versprechen eines Traumbildes eine Lüge nennen, wenn nachher am selben Tage das Traumbild sein Versprechen nicht hält? Nausikaa kann deshalb selbstverständlich nicht etwa nachher die Hilfe der wirklichen Dymastochter erwartet haben. Den Schluß, den M. aus der Traumszene zieht, nämlich daß in der Vorlage, dem Nausikaaliede, wirklich die Tochter des Dymas Nausikaa zur Wäsche aufgefordert und nachher dabei mitgeholfen habe, daß aber dann der Bearbeiter eine Personenvertauschung vorgenommen habe, halte ich für durch nichts bewiesen.

Z u s a m m e n h a n g d e r a l t e n V o r l a g e ; d a s w a s s e r h o l e n d e M ä d c h e n. M. meint, in der alten Vorlage habe nicht Athene in der Gestalt einer Wasserträgerin, sondern wirklich eine solche den Odysseus in den Palast des Alkinoos geleitet. Dies ist an sich möglich, — eine alte Vorlage überhaupt vorausgesetzt — aber bewiesen ist es durch nichts. Es ist durchaus erklärlich, wenn der Dichter an Stelle des Zufalls die Schutzgöttin des Helden ihm in allen prekären Lagen hilfreich zur Seite stehen läßt. So hat sie ihm die Kleider verschafft, so zeigt sie ihm den Weg zur Stadt. Aber das ist nicht der eigentliche Zweck ihres Erscheinens — denn dieses hätte auch ein wirklicher Mensch tun können —, sondern daß sie ihn ungesehen durch die Phäaken hindurch führe, und dieses ist wieder

in der Ökonomie begründet, wie sie der Dichter — und wenn es der Bearbeiter ist, so ist er dafür zu loben — für die Einlage der Apologe in die Phäakengeschichten brauchte: Odysseus mußte durch irgend ein Mittel während seines Ganges durch die Stadt vor einer neugierigen Frage der Phäaken geschützt werden. Deswegen konnte nicht ein wirkliches Mädchen, welches vielleicht selbst die neugierige Frage: Wer bist du? gestellt hätte, sondern Athene selbst mußte ihn führen, deshalb mußte sie ihn in Nebel hüllen. Meiner Ansicht nach ist es nun eine Frage ganz untergeordneter Bedeutung, ob es dem Dichter gelungen ist, das Mädchen und ihre Handlungsweise menschlich zu motivieren. M. meint, aus *ἀντεβόλησε* müsse man schließen, daß das Mädchen von der Stadt herkomme und die Absicht habe, an der Quelle Wasser zu holen. Der Dichter hätte nun, wenn seine Motivierung als genügend anerkannt werden sollte, das Mädchen seinen Plan ausführen lassen müssen. Hier ist nun aber zu fragen: Merkte auch nur ein Zuhörer bei dem Vortrage des Sängers diesen Widerspruch? Und wenn er ihn merkte, konnte er sich ihn nicht auch menschlich erklären? Sollte es kein junges Mädchen geben, das eben im Begriff, Wasser zu holen, aus Höflichkeit mit einem Fremden, der sie bittet, ihm den Weg nach dem Königspalaste zu zeigen, umkehrt auch ohne ihre Absicht, Wasser zu holen, vorher ausgeführt zu haben? Wenn M. nun meint, der Bearbeiter habe die Schilderung der Quelle in der Rede der Nausikaa aus der älteren Vorlage herübergenommen, so ist zu fragen: Bieten die betreffenden Worte in der Rede der Nausikaa irgend welche Schwierigkeit? Darauf ist mit „nein“ zu antworten, und von dem V. 293 abgesehen, den Köchly und Düntzer verwerfen, hat kein Ausleger an diesen Versen etwas auszusetzen gehabt. Wenn also die Schilderung der Quelle in der Rede der Nausikaa keinen Anlaß zu Ausstellungen gibt, so ist es doch ganz gleichgiltig, ob sie aus einer älteren Vorlage stammt oder eigene Erfindung des Dichters ist. Bewiesen ist aber eine Entlehnung von M. mit keinem Worte.

Sodann spricht M. über die ursprüngliche Zeitrechnung, die Dauer des Aufenthalts des Odysseus und die Zeit der Entsendung. Er gibt zu, daß die Zeitrechnung in dem jetzigen Zustande wenigstens äußerlich in Ordnung ist; aber er behauptet, daß doch eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür spreche, daß die Zeitrechnung in der älteren Vorlage eine andere gewesen sei. Er meint, Odysseus müsse am hellen Tage erwacht sein. Einen Beweis dafür führt er nicht an und dieser läßt sich auch nicht erbringen. Es ist lediglich eine Vermutung. M. sagt weiter: „Schwerlich fand er am Abend nach Sonnenuntergang an der Quelle ein Mädchen“. Diese Behauptung ist doch sehr gewagt. Der Abend war ja gerade die Zeit, wo die Mädchen an die Brunnen gingen, um Wasser zu holen, wofür Beispiele anzuführen überflüssig ist. Wenn M. meint, die Verhaltungsvorschrift, niemanden anzublicken noch zu fragen,

paßte nicht für eine Wanderung im Abenddunkel, so ist darauf zu antworten: So spät am Abend, daß Odysseus nichts mehr sehen und daß er von niemand mehr bemerkt werden konnte, war es noch nicht. Die Sonne war eben untergegangen, die Zeit, die Odysseus bei der Quelle wartete, dürfen wir uns nicht sehr lang vorstellen, so herrschte also immer noch Dämmerung, es war noch hell genug, um gesehen zu werden und auch die Stadt zu bewundern.

So faßt auch Hennings die Situation auf (Odyssee S. 215). Ferner geht M. auf die Frage ein, auf wann Alkinoos dem Gaste die *πομπή* versprochen habe. Er nimmt an, daß die Bestimmung *αὔριον ἐς* der älteren Vorlage angehört habe, weil diese Angabe dem jetzigen Gesamtzusammenhange widerspreche. Daß dieser Widerspruch nur scheinbar ist, habe ich oben nachzuweisen gesucht, ebenso daß die Abfahrt zur Nachtzeit schon durch *δεδμημένος ὕπνῳ* angedeutet ist. M. meint, die Verse *η* 317 f. seien aus dem Zusammenhange gerissen und ohne weiteres an das Heiratsangebot, das *η* 316 schließt, angefügt. Ich finde den Zusammenhang zwischen dem Heiratsangebot und der Angabe, wann die Entsendung stattfinden solle, ganz vortrefflich. Man muß nur verstehen, zwischen den Zeilen zu lesen, und die stumme Handlung beachten. Man hat sich zu denken, daß bei den Worten des Alkinoos *εἴ κ' ἐθέλων γε μένοις* Odysseus durch seine Miene, vielleicht auch durch Gesten wie Kopfschütteln ausdrückte, daß er nicht bleiben wolle. Da paßt das *ἀέκοντα δέ σ' οὔ τις ἐρύξει* doch sehr gut, und um den Glauben des Fremdlings an dieses Wort zu verstärken, bekräftigt Alkinoos zuerst die Versicherung durch Nennung des Zeus und verspricht ihm dann die Heimsendung auf den nächstmöglichen Termin, das war aber, wie oben gezeigt, der nächste Abend. Wenn M. an dem *ἐς τόδε* Anstoß nimmt, so mag der Ausdruck vielleicht etwas ungewöhnlich sein, aber nicht so, daß man zu einer so seltsamen und noch dazu falschen Auslegung, wie M. es tut, seine Zuflucht nehmen müßte. Die Auslegung von *ἐς τόδε* ist verschieden; einige nehmen örtlichen Sinn: bis dahin, bis in deine Heimat, andere meinen, es sei eine Vorausnahme des *αὔριον*, und Cauer erklärt es: „dies wird langsam gesprochen, während der Redende überlegt, welchen Termin er angeben soll“. Mir gefällt Wecks Interpretation am besten: „auf diese Stunde, nämlich als nähere Zeitangabe zu *αὔριον ἐς*“, wie wir sagen „morgen um diese Zeit“. Durch diese Auslegung gewinnen wir auch eine ganz bestimmte Voraussage, daß Odysseus in der Nacht abfahren soll, die manche, darunter auch M., an dieser Stelle vermissen. Geradezu falsch aber ist M.s Auslegung von *τεκμαίρομαι*. Er meint, *τεκμαίρομαι* könne n u r „schließen, vermuten“ bedeuten; das ist aber durchaus unrichtig, wie M. ein Blick in die Lexika gezeigt haben würde. Es bedeutet auch, von *τέκμαρ* Ziel abgeleitet, „ein Ziel setzen, bestimmen“. Auch die Bedeutung von *πομπή* wird durch M.s Auslegung „umgebogen“, um mich eines beliebten

M.schen Ausdrucks zu bedienen. Es erhielt die Bedeutung von „Ankunft", während es im Gegenteil die „Abfahrt", also nicht den End-, sondern den Anfangspunkt des „Geleites" bezeichnet. Auch ob τῆμος die von M. angenommene Bedeutung „während dieser Zeit" haben kann, ist mir zweifelhaft. Nach den mir zur zur Verfügung stehenden Wörterbüchern bedeutet es den Zeitpunkt „da", nicht die Zeitdauer „während dieser Zeit".

Arete und ihre ursprüngliche Rolle. In den beiden Stellen ζ 303 ff., wo Nausikaa dem Odysseus Anweisung gibt, sich an Arete, ihre Mutter, zu wenden, und η 53, wo das wassertragende Mädchen dasselbe tut, erblickt M. eine Dublette, ein Ausdruck, mit dem die moderne negative Kritik viel operiert, und zwar hält er die Stelle in η für das Original. Man kann hier recht deutlich erkennen, wie widersprechend die Urteile der negativen Kritik sind. Hennings hält gerade die Stelle in η für tadelnswert. Aber daß beide Stellen vortrefflich miteinander harmonieren, hat Kammer bewiesen (Einh. d. Odyssee S. 99 ff.). Indem M. nun fragt, weshalb Odysseus von der Wasserträgerin an Arete verwiesen werde, führt er als einzig denkbaren Grund die prinzipielle Abneigung der Phäaken gegen Fremde, ihren harten und unfreundlichen Sinn an. Er meint, die Stelle, in der die Phäaken so geschildert würden, η 32, stimmte nicht mit der in η und ϑ geschilderten Wirklichkeit. Im Gegenteil, die Phäaken würden hier als äußerst gastfrei geschildert. Wunderlich und ganz unberechtigt erscheinen mir die Worte M.s, mit denen er die Rede des Echeneos charakterisiert: „Auch der alte Herr Echeneos, der Repräsentant der Phäaken-Aristokratie, der das Königspaar trefflich bevormundet, trieft von gastfreundlichem Sinn". Es ist, als höre man den Ton, auf den die Homerischen Untersuchungen eines großen Philologen gestimmt sind! Ich verweise zur Widerlegung dieses Tadels auf die Auseinandersetzung von Hennings (Odyssee S. 200). Aber die Hauptsache: Der Widerspruch! M. teilt dieses Bedenken mit Anton und Köchly. Andere aber wie Kammer (Einheit d. Od. S. 105) und Hennings (Odyssee S. 188) verteidigen die Verse η 32—36. Aber selbst, wenn man M. zugeben wollte, daß der Widerspruch groß sei, so läßt er sich doch erklären und damit müßte man sich begnügen. Der Dichter, der die Apologe einlegen wollte, durfte den Odysseus nicht vorher seinen Namen nennen lassen, er mußte ihn ohne Begegnung mit einem Menschen in den Palast bringen. Das ist die Aufgabe der Athene: sie führt ihn ungesehen, in Nebel gehüllt, durch die Stadt. Odysseus war unsichtbar, sah aber alles, da durfte er natürlich nicht sprechen und deswegen mußte der Dichter einen Grund ersinnen, der ihm eine Anrede an die Phäaken unmöglich machte. Und da konnte es keinen plausibleren Grund geben als die Ungastlichkeit der Phäaken. Wir sehen also, daß der Dichter diesen Widerspruch, wenn es wirklich einer ist, stehen lassen mußte, wollte er sein Gedicht nicht einer großen Schönheit,

nämlich der Selbsterzählung der Abenteuer, berauben. Ferner meint M., in der alten Vorlage könnten die Geronten der Phäaken nicht im Männersaale gesessen haben. Dafür führt er zunächst die von ihm angenommene (aber meiner Ansicht nach keineswegs bewiesene) Zeit der Ankunft des Odysseus an. Beim Nachtmahl konnten dann allerdings die Geronten nicht im Palaste des Alkinoos sein, aber warum nicht bei einem Mittagsmahl? Aber nach M. ist die ganze Szene unwahrscheinlich. „Unwahrscheinlich ist es, daß Arete bei einer offiziellen Versammlung, der *βουλή*, im *μέγαρον* zugegen ist". Wo steht denn nun aber etwas von einer „offiziellen" Versammlung? Es ist keine Versammlung; eine solche war am Morgen desselben Tages gewesen und hatte nicht im Palaste des Alkinoos stattgefunden ζ 55. Warum sollte Arete nicht am Abend im *μέγαρον* sitzen, auch wenn die Geronten bei dem Könige eine gesellige Zusammenkunft hatten? Gegenbeweise lassen sich aus der Odyssee nicht erbringen, da keine ähnliche Situation geschildert wird. Daß Penelope nicht im Männersaale sitzt, ist doch durch besondere Umstände begründet. Ich meine, wenn Helena in den Saal kommt, trotzdem sie weiß, daß zwei Fremde anwesend sind, dann kann man es doch auch zulässig finden, daß Arete auch während des Abendtrunkes der Geronten, die ihr doch alle bekannt sind, anwesend bleibt. Wenn M. behauptet, daß Nausikaa sich den Vorgang offenbar ganz anders denke, als ihn der Dichter-Bearbeiter in Wirklichkeit geschildert habe, ζ 303 seien keine Geronten im Saale, so übersieht er ganz, daß Nausikaa ζ 256 f. ausdrücklich gesagt hat: *πατρὸς ἐμοῦ πρὸς δῶμα δαίφρονος, ἔνθα σέ φημι πάντων Φαιήκων εἰδησέμεν, ὅσσοι ἄριστοι.* Daß sie nachher ζ 303 die Geronten nicht nochmals erwähnt, ist nicht zu verwundern; hier kommt es nur auf Arete an. Wenn man aber zwischen den Zeilen lesen will, so kann man sogar auch hier die Anwesenheit der Phäaken angedeutet finden. Warum gibt Nausikaa ihm den Auftrag, *ὦκα μάλα μεγάροιο διελθέμεν, ὄφρα ἂν ἵκηαι μητέρ' ἐμήν*? Vielleicht war damit gemeint, daß er nicht etwa an der Tür des Männersaales stehen bleiben sollte oder auch sich nicht an einen der Geronten, die er im Männersaale finden würde, wenden sollte. Weshalb „ein Vorbeimarsch an den in langen Reihen (?) sitzenden Schmausern" unmöglich sein soll, weiß ich nicht. Odysseus war eben des Gebots der Nausikaa eingedenk und dafür, daß ihn keiner aufhielt, war durch den Nebel gesorgt, der aber nicht, wie M. zu meinen scheint, erst jetzt um dieser Situation willen von Athene um ihn ausgebreitet wurde. Das *ἔχευε* ist durch ein Plusquamperfektum zu übersetzen. Zwischen den Tischen, an denen die Geronten saßen, muß ja ein ziemlicher Raum gewesen sein, um die Bedienung möglich zu machen. Wenn M. sagt, in der Bittrede des Odysseus werde die Hauptperson durch die moderne Staffage versteckt, so meint er offenbar das *τοῖσι* in Vers η 148. Aber soviel ich sehe, hat noch kein Ausleger daran Anstoß

genommen. Der Dichter hat *τοῖσι* gesagt, damit auch die Geronten mit eingeschlossen wären. Hätte er *ὑμῖν* gesagt, so müßte man es nur auf Arete und ihren Gemahl beziehen, wenn auch Arete allein angeredet war. Daß zwischen der Instruktion der Nausikaa und der späteren Wirklichkeit kein Widerspruch besteht, ist oben nachgewiesen; daß auch die Mägde hinter der Königin im Männersaale sitzen, halte ich für selbstverständlich, ohne daß es einer besonderen Erwähnung bedarf. Wie es am Morgen war *ζ* 52, so auch am Abend. Vielleicht kann man aber auch die Verse *η* 335 und 339 als Beweis dafür ansehen, daß die Mägde im Saale sind. Arete gibt ohne weiteres den Befehl, dem Gast die Lagerstätte zu bereiten, und sie verlassen jetzt den Männersaal, um den Befehl auszuführen.

In der vorstehenden Erörterung glaube ich nachgewiesen zu haben, daß M.s Kombinationen über die Zusammensetzung der Phäakengeschichten nichts als Phantasiegebilde sind, die sich nicht auf tatsächliche Gründe, sondern nur auf subjektive Geschmacksvorurteile stützen.

Weilburg a. d. L. Franz Stürmer.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Carolus Paepcke, De Pergamenorum litteratura. Rostochii 1906.

Zu vorliegender Abhandlung über das pergamenische Schriftwesen nahm sich der Verf. nach seiner eigenen Angabe das Buch Otto Kerns „Die Inschriften von Magnesia am Maeander" Berlin 1900 zum Muster, u. zw. den Teil, welcher „die Geschichte der Steinschrift in Magnesia" behandelt.

Zu den ältesten datierbaren Inschriften gehören Nr. 13 (nicht lange nach 263 v. Chr.) und Nr. 18 (um 241). Nachdem der Verf. die Unterschiede zwischen diesen zwei Inschriften dargelegt und das Charakteristische in den anderen dieser Periode angehörigen Steindenkmälern festgestellt hat, setzt er Nr. 2 auf Grund des Gesagten mit großer Wahrscheinlichkeit in die Mitte, wenn nicht gar an den Anfang des 4. Jahrhunderts, ohne jedoch für Nr. 3, 4, 5—18 eine genaue Fixierung beibringen zu können. — Als Kennzeichen der Schreibweise unter Attalus I. (241—197) wird die sogenannte quadratische Form festgestellt, d. h. bei gewissen Buchstaben, z. B. *N*, *M*, *Σ* werden die Anfangs- und Endstriche sei es nur leicht gebogen, sei es ganz gerade eingemeißelt (Nr. 19—59). — Die Inschriften aus der Zeit der Könige Eumenes II. (197—159), Attalus II. (159—138) und Attalus III. (138—133) zeichnen sich durch durch eine sorgfältige[1]), verzierte Schrift aus. Die Schreibung der beiden *O*-Laute und des Theta (ʘ statt ⊙, Ω statt Ω), die nun bisweilen dieselbe Größe wie die übrigen Buchstaben annehmen und neben der runden auch die ovale Form aufweisen, ist zu bemerken. Übrigens möchte P. einige Inschriften in andere Zeiten setzen als Fränkel. Die Kursivschrift, die in anderen Städten Griechenlands, z. B. in Olympia, schon im 3. und 4. Jahrhundert v. Chr. bekannt war, mieden die pergamenischen Steinmetzen bis zum Ausgang des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts.

---

[1]) Z. B. werden insbesondere in Ehreninschriften die letzten Worte, die keine ganze Zeile füllen, symmetrisch in die Mitte gerückt, die ersten Worte größer geschrieben usw.

Da sich für die Jahre 133—100 v. Chr. keine bestimmten Inschriften finden lassen, so zeigt Paepcke an der ungefähr dem Jahre 98 angehörenden Nr. 268 die Eigentümlichkeiten der römischen Zeit: die Nachlässigkeit in der Form ist nicht zu verkennen, es finden sich größere und kleinere, engere und breitere Buchstaben und Zeilenzwischenräume; das gilt bis Augustus; selbst die sonst so sorgfältig geschriebenen Ehreninschriften leiden daran. Außerdem finden sich verschiedene Buchstaben sogar in derselben Inschrift. Merkwürdig ist in Nr. 416 — was sich auch in der späteren Kaiserzeit findet — daß statt P das Zeichen R gebraucht erscheint, offenbar durch den Einfluß des lateinischen Alphabets. Der Grund des Niederganges liegt in der Verheerung von Pergamum durch Kriege und die Aussaugung durch römische Kaufleute, was auch Künste und Kunsthandwerk nicht aufkommen ließ. — In der nächsten Periode von Augustus bis Trajan (31 v. Chr. bis 98 n. Chr.) tritt wieder eine gewisse Verzierung durch abschließende Linien bei den einzelnen Buchstaben auf, die aber oft bis zur Häßlichkeit durchgeführt wird. Sonst findet sich kaum etwas Einschneidendes, nur etwa, daß sich in Nr. 485 Z. 21 die Form Z findet statt des bisher ausschließlich üblichen I, welche Buchstaben sich nun nebeneinander behaupten. — In der Zeit der Kaiser Trajan, Hadrian, Antoninus Pius (98—161) werden die Buchstaben durch ziemlich lange Linien und gewisse oft gräßliche — freilich durch übertriebene Sorgfalt bewirkte — Verschnörkelungen begrenzt; einzelne Buchstaben werden teils zur Verschönerung, teils um den Anfang eines Wortes zu bezeichnen, übergroß geschrieben; es finden sich die Ligaturen von zwei, ja von drei Buchstaben, ferner häufige Abkürzungen von römischen Vornamen, schließlich der *spiritus asper* in zwei Inschriften (Nr. 333, 587) durch drei verschiedene Zeichen gesetzt. Von nun an beginnt wieder eine gewisse sorglose Schreibweise, überhaupt eine ganz neue Schreibart. Damit bricht der Verf. ab. In dem nun folgenden Vergleich seiner Resultate mit denen Otto Kerns über die Schrift in Magnesia kommt P. zu dem Resultat, daß die beiden Schreibweisen bis zum Jahre 133 v. Chr. große Unterschiede aufweisen, dann aber immer mehr ineinander übergehen. — Zwei angefügte Indices, welche in übersichtlicher Weise über die Änderungen, welchen die Buchstaben in den einzelnen Zeitabschnitten unterworfen waren, Aufschluß geben, beschließen in dankenswerter Weise die fleißige Abhandlung, welcher noch eine Anzahl ähnlicher über andere Städte folgen soll.

An störenden Druckfehlern fielen mir auf: S. 22, Z. 5 und 13 o.: 253 statt 255; S. 27, Z. 11 und 16: 425 statt 485; außerdem S. 13, Z. 12 u. *linea* statt *lineam*; S. 28, Z. 5 o.: *contingeret* statt *contigerit,* S. 29, Z. 8 o.: *potet* statt *patet.*

Wien. Dr. Jos. Pavlu.

Lysias' Reden. Auswahl für den Schulgebrauch, bearbeitet und erläutert von Prof. Dr. Hans Windel. Zwei Bände. Text und Kommentar. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1905.

Überall macht sich das Bestreben geltend, die Schullektüre durch die Privatlektüre zu erweitern und unter Mithilfe des Lehrers dem Schüler Gebiete zu erschließen, die ihm bei der beschränkten Stundenzahl für den Unterricht in der Schule sonst unbekannt bleiben würden.

Zwischen den Verlegern und Herausgebern Deutschlands und Österreichs scheint in diesem Bestreben ein förmlicher Wettbewerb entbrannt zu sein. Den gleichen Zweck hat auch die vorliegende Ausgabe vor Augen.

Außer einem kurzen Vorworte (V—VII) mit Angabe der Gründe, welche diese Ausgabe rechtfertigen sollen, und der Prinzipien, welche den Herausgeber geleitet haben, bietet uns dieser eine längere Einleitung (VIII—XXX). Der erste Teil derselben handelt von der Entwicklung der attischen Beredsamkeit (VIII bis XVIII), der zweite von dem attischen Gerichtswesen (XVIII bis XXII) und der dritte soll den Schüler in die athenische Geschichte einführen (XXII—XXX).

Die Einleitung reicht für die Zwecke dieser Ausgabe aus und ist im allgemeinen zutreffend.

S. VIII könnte vielleicht auch erwähnt werden, daß der jonische Stamm, zu dem doch die Athener gehörten, vermöge seiner angeborenen Lebhaftigkeit und seines sanguinischen Temperamentes für die Entwicklung der Beredsamkeit in Griechenland geradezu prädestiniert erschien, und daß der Anstoß zur Entwicklung der Rhetorik von Sizilien, von Korax und Tisias, ausgegangen ist. Auf derselben Seite kann der Satz: „Daher ist es für das Streben der Athener nach Schönheit und Wahrheit charakteristisch, daß trotz dieser praktischen Vorteile das Studium der Philosophie (jonische Naturphilosophie) und Geschichte (Logographen) früher von ihnen betrieben wurde als das der Rhetorik" leicht bei dem Laien zu dem Mißverständnisse führen, als ob die jonischen Naturphilosophen und die Logographen Athener gewesen wären. Verwechselt nicht Windel, wenn er S. IX schreibt: „Ihr erster Vertreter ist Antiphon, gleichfalls ein Sophist, ein geborener Athener", den Redner mit dem Sophisten Antiphon? Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß die Beweisführung in den unter Antiphons Namen erhaltenen Tetralogien mitunter ein sophistisches Gepräge an sich hat. — S. XVII spricht W. von fünf in der jüngsten Zeit gefundenen Reden des Hypereides. Ist es nicht gestattet, mit Blass von sechs Reden zu sprechen, wenn wir den *λόγος ἐπιτάφιος* auf Leosthenes und die anderen bei Lamia gefallenen Hellenen dazuzählen? Nicht 336 (vgl. S. XVIII), sondern 330 ist Aischines seinem großen Gegner infolge seiner Klage gegen Ktesiphon unterlegen. — S. XXI soll es wohl von der Klepsydra statt „weil die hiefür

nötige Zeit auf die gewährte abgerechnet wurde" besser heißen: weil die hiefür nötige Zeit nicht in die Zeit der Rede eingerechnet wurde.

Manche Fehler in der Form dürften auf Rechnung des Druckers zu setzen sein. So ist wohl zu schreiben S. V: „verdient Lysias ... eine eingehende Behandlung" (für: „verdient ... einer eingehenden Behandlung"); ebendaselbst: „eine Fülle kultureller Verhältnisse, die in den Reden behandelt sind; S. XXIV: „und so genügte der kleine Mißerfolg..., daß" (für: „und so... damit").

Undeutsch erscheint S. XII der Satz: „und besassen gemeinschaftlich eine Waffenfabrik, ein Zweig der Gewerbetätigkeit, welcher in Athen viel vertreten war". Besser: „und beschäftigten sich fabriksmäßig mit der Herstellung von Waffen, einem Zweige ...".

Das erste Bändchen (153 SS.) enthält den Text der 7., 10., 12., 13., 16., 19., 22., 23., 24., 25., 30., 32. Rede. Der Text läßt nichts zu wünschen übrig. Die einleitenden Bemerkungen zu jeder Rede sind in dem Kommentar (82 SS.) möglichst kurz und verständlich gehalten. Dasselbe gilt von den Erklärungen zu den einzelnen Stellen. Übersetzungshilfen dagegen wie „*περὶ πολλοῦ ποιούμενος*] 'da ich ..' (S. 57, zu XXIII, 5), „*μάλιστα*], 'am ehesten' (S. 57, zu XXIII, 5), *ἐξόν μοι*] 'obwohl es mir freigestanden hätte' (S. 62, zu XXIV, 25), „*ὅστις*] mit folgender 1. Person 'ich ein Mann, der' (S. 65, zu XXV, 17) usw. scheinen mir über das Bedürfnis eines Gymnasiasten der obersten Klassen hinauszugehen.

Da auch Druck, Papier und äußere Ausstattung dem angestrebten Zwecke vollkommen entsprechen, so kann diese Ausgabe des Lysias unseren Schülern bestens empfohlen werden.

Wien. Dr. Josef Kohm.

P. Cornelii Taciti opera quae supersunt. Recensuit Ioannes Müller. Editio maior. Volumen II. historias et opera minora continens. Editio altera emendata. Lipsiae (G. Freytag), Vindobonae (F. Tempsky) MDCCCCVI.

Mit dem Erscheinen dieses zweiten Teiles ist die zweite Auflage der von Joh. Müller besorgten sogenannten *editio maior* der Werke des Tacitus zum Abschlusse gebracht. Der kritische Apparat unter dem Texte verzeichnet nicht nur die Abweichungen von der handschriftlichen Überlieferung mit einer Auswahl beachtenswerter Änderungsvorschläge, sondern bringt auch als eine Art kritischen Kommentars eine Reihe sehr wertvoller Erläuterungen, Verweisungen und Parallelstellen zum Schutze der aufgenommenen Lesarten, die dem gründlichen Kenner der Sprache des Tacitus und der zeit-

genössischen Schriftsteller in reicher Fülle zu Gebote standen. Wiederholt ist der Anstoß, den man an der überlieferten Fassung genommen hat, darauf zurückzuführen, daß man den im Sprachgebrauche fixierten Begriff eines Wortes verkannte. Ich verweise in dieser Beziehung auf die interessanten Belege für *redire* = *recedere* (G. 35, 2), *novisse* und *ignorare* „*de eo, quod fieri solet, suetum est vel insuetum*" (G. 40, 13), *industria* in prägnanter Bedeutung von der forensischen Tätigkeit (O. 2, 16), *deinde* in der Bedeutung demnächst, demnach (O. 41, 9). Eine ansehnliche Anzahl von Stellen hat der Herausgeber in den vier Heften seiner durch maßvolle Besonnenheit ausgezeichneten „Beiträge zur Kritik und Erklärung des Cornelius Tacitus" (Innsbruck 1865—1875) behandelt, auf die mehrmals verwiesen wird. Ich stelle die in der adnotatio critica angeführten eigenen Vermutungen desselben, die auch im Texte Aufnahme gefunden haben, zusammen. H. I 46, 22 f. *profectus.* — 75, 3 *mutata est. et.* — II 23, 19 *hos quoque.* — 33, 6 *ne quis.* — 74, 14 *progressum regressum.* — 76, 9 *quam salutare.* — III 13, 20 *etiam militem auferre.* — 22, 6 f. *Messalla tradiderit.* — 67, 4 *paucis diebus.* — 71, 17 f. *obsessis ..fama ... depulerit.* — IV 12, 14 *et arma.* — 38, 17 f. *nostris error.* — 42, 4 f. *sponte Caesaris excusationem.* — V 23, 3 *[tricenos quadragenosque ferunt].* — G. 2, 14 *plurisque gentes et.* — 2, 20 *aucto victore* für *a victore.* Die Änderung ist paläographisch einfach, scheint mir aber einerseits wegen der dabei anzunehmenden Prägnanz des Ausdruckes, anderseits wegen der Verschleierung des Gegensatzes zu *a se ipsis* bedenklich. — 22, 1 *Victus inter honestiores communis* mit Versetzung vom Schlusse des 21. Kapitels. — 26, 3 *ab universis ingenuis.* — 45, 23 *terrisque iisque inesse.* — A. 7, 2 *Intimilios.* — 16, 21 f. *pactis exercitus licentia, ducis salute.* — 22, 8 *nec crebrae eruptiones.* — 24, 1 *nova aestate* für *nave prima.* Der Vorschlag setzt einen gar zu komplizierten Weg der Korruptel voraus: *prima* zur Erklärung über *nova* geschrieben habe *aestate* verdrängt und die Änderung von *nova* in *nave* zur Folge gehabt. — 28, 5 f. *et uno denegante* für *remigante.* Ein logisch und grammatisch befriedigendes Verhältnis der absoluten Ablative sowohl zum Verbum *praevehebantur* wie auch zueinander läßt sich nach meiner Meinung nur gewinnen, wenn in dem fraglichen Partizip der Sinn gelegen ist, daß nur der eine Steuermann bei der Fahrt mitwirkte, da man die beiden anderen verdächtigt und daher getötet hatte. Eine ähnliche Erwägung mag Döderlein, Haase und Wex bei ihren Konjekturen *regente, remigium regente, morigerante* geleitet haben. Vielleicht genügt es für diesen Zweck, mit ganz geringfügiger Änderung zu lesen *rem agente.* Die Zusammenziehung in ein Wort hätte dann die Korruptel *remigante* bewirkt. Zum Überflusse sei auf die vielen Verschreibungen *a* für *i* und *e* für *a* bei Hagen,

Grad. ad. crit. 3 f. und 19 verwiesen. — 37, 14 f. *versi repente in primos*. — 41, 18 f. *permitti* in dem nach Halm ergänzten Relativsatze. — 42, 21 *plerique qui*. — 44, 14 *sicut iuvaret durare*. — O. 1, 16 *diversas rei eiusdem*. — 19, 1 ff. *Nam quatenus antiquorum admiratores unum velut terminum antiquitatis constituere solent*, (das Komma ist bei dieser Lesart überflüssig) *eamque usque ad Cassium Severum faciunt*. Die ganze Konstitution der Stelle ruht auf unsicherer Grundlage, da nicht *Severum*, das auf Puteanus zurückgeht, sondern *quem reum* überliefert ist. Daß *Cassium* von *transtulisse* losgerissen ist und dabei ergänzt werden soll, befriedigt nicht. — 21, 3 *nec imo hi de populo, Canutii aut Attii, nec dicam de Furnio*. Bildet der Vorschlag *imo hi* eine Brücke zu den folgenden Eigennamen, so gestaltet er doch wiederum die (übrigens nur durch Einfügung von *dicam* hergestellte) Verbindung mit dem Folgenden minder glatt. — 22, 8 *videbimus* für *viderimus*. — 25, 8 f. *qua scilicet comminus nisus*. — 26, 12 *frequens circulis scholarum exclamatio*. — 27, 1 *Operae parce*. — 30, 25 *oratoria vis*. — 40, 5 *invidiae populique*. — G. 7, 11 *audiri* wird als histor. Infinitiv gefaßt. Andere, die sich auf Tacitus' Verhältnis zu Sallust berufen, ergänzen *est:* vgl. Wölfflins Archiv III 537. — Zu den Stellen, an denen statt einer Interpolation eher eine Verderbnis anzunehmen sein mag, rechne ich auch G. 24, 10 *in melius*. — Ob O. 20, 8 das Partizip *dicentem* wirklich zu eliminieren ist, verdient neuerliche Erwägung.

Der Ausgabe ist ein sorgfältiger *index nominum* beigegeben. Die *Lepcitani* S. 339 hätten vor *Lepida* eingereiht werden sollen.

Der Text weist nicht wenige Druckfehler auf: H. I 37, 21 *desciplinam*. 89, 4 *atriverant*. II 4, 5 *sacredotis*. 52, 8 *praevilidis* (st. *praevalidis*). 54, 5 *fingindi* (st. *fingendi*). III 18, 11 *Vitelii*. 30, 5 *multidudinem*. 45, 3 *pripriis*. 63, 10 *offere*. 76, 5 *Appolinaris*. 80, 7 *exremum*. IV 46, 3 *andem* (st. *eandem*). V 19, 15 *atione* (st. *tione*). A. 18, 3 *occassionem*. 23, 5 *spacio*. 23, 6 *proprior*. 37, 14 *vresi* (st. *versi*). O. 32, 29 *aequm*. In den kritischen Noten findet sich zu H. I 26, 4 *lilterae*. II 50, 2 *Meisev* (st. *Meiser*). G. 36, 4 *ua* (st. *qua*) und Bell. *cfr*. (st. *Afr*.). A. 36, 17 war Rhenanus kursiv zu drucken. O. 6, 26 *multaquc*. 10, 18 *babet* (st. *habet*).

Wien. R. Bitschofsky.

L. Annaei Senecae opera quae supersunt. Vol. I. Fasc. I. L. Annaei Senecae dialogorum libros XII edidit Emil Hermes. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri MCMV. XIX und 383 SS. 8°. Preis 3 Mk. 20 Pf.

Der Herausgeber dieser in der *Bibliotheca Teubneriana* erschienenen Textausgabe, die Franz Bücheler und Hermann Usener

gewidmet ist, verzichtete von vornherein darauf, neue kritische Hilfsmittel zur Verbesserung der Dialoge heranzuziehen oder Nachvergleichungen vorzunehmen, da kein zwingender Grund dazu vorlag. Er schöpft die Lesarten der *adnotatio critica* und die Mitteilungen über den führenden Kodex *Ambrosianus* und über seine sechs Hände aus Kochs (1879) und Gertz' (1886) gründlichen Ausgaben. Dem *Ambrosianus* folgte H. auch in Dingen der Rechtschreibung und berücksichtigte ihn hierin mehr, als es bisher geschehen ist. Auf Gertz' und Henses Untersuchungen fußen die Mitteilungen über die schlechteren Handschriften; von ihren Lesarten gibt H. nur eine Auswahl, weil er sich von ihnen nur geringe Förderung für die Textverbesserung verspricht. Auch von den übrigen Handschriften erscheinen nur die bemerkenswerten Lesarten im kritischen Apparate.

Es ist klar, daß neben dem Bedürfnis nach einer wohlfeileren kritischen Ausgabe schon die stattliche Anzahl kritischer Beiträge zu Seneca, die seit der letzten vor fast zwanzig Jahren veröffentlichten Ausgabe bekannt wurden, eine Neuausgabe rechtfertigen mußten. Und in der Tat erfuhr diese durch Verwertung zahlreicher Verbesserungsvorschläge eine wertvolle Bereicherung gegenüber ihren Vorgängerinnen. Allem Anscheine nach wurden die einschlägigen Arbeiten bis in die neueste Zeit vollständig berücksichtigt. Eine nach dem Namen der Verfasser alphabetisch geordnete Übersicht (S. XIV—XVIII) legt von der Gewissenhaftigkeit des Herausgebers Zeugnis ab. Stangls briefliche Beiträge für das 1. bis 5. Buch wurden, da der Druck dieses Teiles schon vollendet war, auf S. XVIII f. der Praefatio abgedruckt. Beim kritischen Verfahren ist das Streben, an der Überlieferung möglichst festzuhalten, besonders anzuerkennen. Daß H. bei Verteidigung des Textes wie bei Aufnahme eigener oder fremder Verbesserungen der Sprache des Schriftstellers gebührende Beachtung schenkte, zeigen die eingestreuten Bemerkungen zum Sprachgebrauch und die Verweisungen auf einschlägige Schriften (z. B. S. 4, 18, 65, 99, 105, 165). Das Buch enthält die bekannten zwölf *dialogi*, denen am Ende (S. 371—383) ein *index nominum* beigefügt ist. Die äußere Ausstattung ist mustergiltig.

Wien. Karl Burkhard.

Des C. Sallustius Crispus Bellum Iugurthinum. Herausgegeben von Prof. Dr. Carl Stegmann. Kommentar. Leipzig und Berlin, Teubner 1906 (B. G. Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller).

Dem von uns in dieser Zeitschrift[1]) angezeigten Textbändchen der netten Stegmannschen Ausgabe des *bellum Iugurthinum* ist

[1]) Jahrgang 1906, S. 207 f.

alsbald der Kommentar gefolgt, der wie ersteres von des Verf.s intensiver Beschäftigung mit Sallust Zeugnis gibt. So sind denn auch die allgemein einleitenden Kapitel über Sallusts Leben, Persönlichkeit und schriftstellerische Tätigkeit etwas reich, für die Schule fast zu reich geraten. Noch mehr gilt dies von den folgenden Abschnitten („Der Kriegsschauplatz und seine Bewohner" und „Die inneren Zustände Roms"), in welchen St. eine vortreffliche Charakteristik der Personen und Zustände gibt, dabei aber durch die eingehende Analyse, in welcher ein gut Teil des Textes, in Zitate zerpflückt, als Beleg erscheint, den Lektürestoff geradezu vorwegnimmt. Nimmt man dazu die reichen Beispielsammlungen der weiteren grammatisch-stilistischen Kapitel, so wird man uns zugeben, daß St. weit mehr als eine Schülerausgabe, daß er ein trefflich abgerundetes Sallustkolleg uns liefert, aus dem sich jeder Lehrer und Studierende Orientierung und Belehrung holen mag.

Im Gegensatze zu diesen allgemeinen Abschnitten hält sich der eigentliche Kommentar durchaus in dem richtigen Ausmaße der dem normalen eifrigen Schüler zu bietenden Hilfen. Indem mit pädagogischem Takte mehr Anleitungen und Andeutungen als fertige Übersetzungen gegeben werden, unterscheidet sich unser Bändchen aufs vorteilhafteste von einem anderen sogenannten Schülerkommentar zu Sallust.

Auf einzelne Erklärungen einzugehen, kann hier nicht unsere Sache sein; daß wir aber z. B. mit den Bemerkungen zu c. 50 (Schlacht am Muthul) nicht einverstanden sind, ergibt sich schon aus unserer Besprechung der Kartenskizze im Texthefte.

Zum Schlusse eine Bemerkung über unsere neue deutsche Orthographie, die einem eingefleischten Philologen geradezu greuliche Namensformen seiner Römer aufzwingt. Vielleicht hat man die Unvereinbarkeit dieser Orthographie mit klassischen Namen selbst gefühlt, als man vor dem Äußersten wenigstens stehen blieb („Zizero" wäre gar zu schön!) und lieber unkonsequent wurde. Und eben dieses Schwanken findet man jetzt allenthalben. So lesen wir auch bei St.: Gajus Sallustius *C*rispus und Gajus Sallustius *K*rispus untereinander und zweimal L. *K*alpurnius Bestia und M. Aemilius S*c*aurus nebeneinander. Und warum neben dem Römer *K*alpurnius der Grieche an allen Stellen Thu*c*ydides geschrieben wird, ist ebensowenig einzusehen, wie warum neben den alten *K*rassus, *K*lodius usw. der Moderne auf dem Titelblatt sich *C*arl schreibt.

Wien. F. Perschinka.



Heinrich von Freiberg. Mit Einleitungen über Stil, Sprache, Metrik, Quellen und die Persönlichkeit des Dichters herausgegeben von Dr. Alois Bernt. Gedruckt mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Mit einer Lichtdruck-Beilage. Halle, Verlag von Max Niemeyer 1906. X, 208 und 272 SS. Preis 12 Mk.

In dieser Zeitschrift (XIX 563) hat vor 40 Jahren R. Heinzel in seiner Studie über Gotfrid von Straßburg gelegentlich die Wendung gebraucht: 'wenn Gotfrid einst der Ehre einer kritischen Ausgabe teilhaftig werden sollte —'. Dieser Ehre harrt der Meister noch immer[1]) und nun hat ihn sogar sein Schüler, Heinrich von Freiberg, darin überflügelt. Heinrichs Tristan wurde bisher dreimal veröffentlicht: durch Myller (1785) nach der Haupthandschrift, durch von der Hagen (1823) nach einer Kollation dieser Hs. und durch Bechstein (1877) nach beiden Hss., die Heinrichs Gedicht überliefern, aber nicht auf Grund der Hss. selbst, sondern nach von der Hagens Kollationen und Abschriften. Da obendrein Bechstein seinen Apparat gesondert vom Texte in der Germania (32, 1 ff.) niederlegte, war seine Ausgabe unzuverlässig und unbequem zugleich. Bernt hat beide Hss. neu abgeschrieben und hat auf dieser Basis die Untersuchungen über Heinrichs Sprache und Metrik vorgenommen, die Bechstein versprochen, aber nicht geliefert hatte. Nun konnten auch andere Fragen, die sich an Heinrichs Namen knüpfen, ihre Antwort finden: Sind die beiden kleineren Gedichte, die Legende vom heil. Kreuz und die Ritterfahrt Johanns von Michelsberg, die den Namen Heinrichs von Freiberg tragen, dem Tristandichter zuzuschreiben? Gehört ihm auch der Schwank vom Schrätel, für den Bechstein seine Autorschaft behauptet hat? Für eine derartige Untersuchung war die kritische Bearbeitung auch dieser Texte Vorbedingung. Die Herausgabe der Legende und der Ritterfahrt — die eine war von Pfeiffer im Altd. Übungsbuch abgedruckt und von A. Fietz im Programm von Cilli 1881 herausgegeben, die andere von v. d. Hagen in seiner Germ. 2, 92 abgedruckt und von E. Kraus 1888 tschechisch herausgegeben worden — war wegen dieser teils unzulänglichen, teils unzugänglichen Publikationen ohnehin wünschenswert. Für den Schwank (herausgeg. von Wackernagel, Zs. f. d. A. VI 174 u. ö.) bestand dies Bedürfnis allerdings nicht, aber seinen Wiederabdruck rechtfertigt schon die bequeme Einheitlichkeit; natürlich nur, wenn er als zugehörig zu erweisen ist. Neben dem Hauptziel, das Bild des Dichters möglichst genau zu zeichnen, mußte den deutschböhmischen Landsmann Heinrichs noch die Aufgabe reizen, über dessen historische Persönlichkeit Aufschluß zu gewinnen. Und so

[1]) Das Manuskript dieser Anzeige war im September 1906 abgeschlossen. Später wurde, um sie zu entlasten, der textkritische Teil fast gänzlich ausgeschieden; die hin und wieder begegnenden Verweise 'Beitr.' beziehen sich nun auf Paul-Braunes Beitr. XXXII 533 ff.

entstand die vorliegende 'Gesamtausgabe' Heinrichs von Freiberg, die in zwei Teilen mit getrennter Paginierung 1. Überlieferung, Stil und Muster, Sprache, Metrik, Quellen und Persönlichkeit des Dichters behandelt, 2. Die Texte des Tristan, der Legende, der Ritterfahrt und des Schwanks vom Schrätel bringt.

Heinrichs Tristan ist in zwei von einander unabhängigen Hss. überliefert: der Florentiner (F) aus dem Anfang des XIV. Jahrh. und der Kölner, ehemals Oberlinschen (O) aus dem Beginn des XV. Jahrh. (v. 85—6709). Dazu kommt noch das Wolfenbütteler Fragment (w), das Reste des Tristan zwischen v. 5427 und 5562 enthält; es ist eine F näherstehende, aber gleichfalls selbständige Überlieferung (herausgeg. von Heinemann, Zs. f. d. A. 32, 93—95). In mustergiltiger Weise werden die Hss. beschrieben und charakterisiert, wobei insbesondere der Exkurs über Verwendung verschiedener Wörter in beiden Hss. von sprachgeschichtlichem Interesse ist. O ersetzt nämlich in weitem Umfange veraltende oder oberdeutsche Wörter durch jüngere oder mitteldeutsche (*pfeitel : hemde, triel : giel, erbeizen : von dem pferde stân, sliunen : zouwen, tengelen : treten, tougen : heimelich* usw.). Sie verwischt auch die alte Mannigfaltigkeit des sprachlichen Ausdrucks und wird umständlich in ihrem Streben nach Deutlichkeit. Doch möchte ich die ständige Verwendung 'des schwerfälligen *einer dem andern*' für *einander* nicht hieher zählen, da der Ausdruck wohl der Sprache des Schreibers gemäß war (vgl. das franz. *l'un à l'autre*). Auffällig sind in F die zahlreichen Metathesen (s. u. z. 6624). Wegen ihrer Mischung von md. und obd. Elementen möchte der Herausgeber die Hs. F Böhmen zuweisen, während er O in die weitere Umgebung von Mainz setzt. Für die Textgestaltung muß natürlich die ältere und dem Sprachgebiet des Dichters nahestehende Hs. die Grundlage bilden, wenn auch O dabei wertvolle Dienste leistet. Über das Verhältnis der beiden Hss. zueinander s. Beitr. z. 6635.

Das zweite Kapitel bespricht 'Stil und Muster'. Aus dem überaus reichen Materiale sei folgendes hervorgehoben. Heinrichs Stil zeigt, wie der seines Vorbildes, als Hauptkennzeichen syntaktischen Parallelismus. Gotfridisch ist auch die häufige Verwendung des Wortspiels, die Neigung zu kühnen Wortbildungen, wobei auch Wolframs Art hereinspielen mag (*willetôre, jâmerzil, urklein, minnenveige, sturmrûschende* usw.). Der volkstümlichen Epik steht H. nahe in der Wahl der Epitheta (*kluoc, gemeit, wert, gehiure),* in der durchgehenden Postposition des *mîn dîn sîn* wie überhaupt in der Nachstellung des Attributs (der Beleg aus der Ritterf. 232 *die ors gar keklîchen* ist unbedingt zu streichen). Eine besondere Eigenheit ist seine Vorliebe für obd. Verkleinerungsformen (*hundel, rössel, wörtel, wezzerl).* Sein Satzbau ist regelmäßig; Anakoluth und ἀπὸ κοινοῦ fehlen fast ganz. Charakteristisch ist die überaus häufige Vorwegnahme einer Satzbestimmung durch ein Pronomen: *dâ sie saz diu künigîn* 3534. Hier wären, weil eben die Häufig-

keit kennzeichnend ist, alle Fälle zu bringen gewesen; ich notierte mir noch: 217, 2744, 2709, 4880, 5015, 5276, 5586, 5614, 5718, 5880, 6089, 6106. Von Flickwörtern macht H. in ausgedehnter Weise Gebrauch *(zuhant, zustunt, in der zît, âne zil, sân, überal).* Er liebt wie Gotfrid die Sentenz und zeigt Sinn für Witz und Humor (zu Keies *langer venje* 2093 wäre noch Parz. 744, 13 anzuziehen gewesen). Zahlreich sind natürlich die Reminiszenzen aus Gotfrid, aus Eilhart und Ulrich von Türheim, seinen Vorgängern. Nicht sicher scheint mir seine Abhängigkeit von Wolfram in den Partien 1845 ff.[1]) und 2065 ff., wenn auch im allgemeinen Wolframs Diktion auf ihn gewirkt hat. Eher könnte man die Nachahmung einer Wigaloisstelle annehmen, Trist. 1155 ff. = Wig. 1416 ff., obwohl die entscheidendsten Reime schon bei Eilhart stehen: *zwêne varnde knappen: zwô rôte korze kappen trûgen die garzûne, in wâren die schapperûne von gelwem fritschâle* 8231 ff.). Dagegen ist die Bekanntschaft mit Ulrichs von Eschenbach Alexander sehr wahrscheinlich und eine direkte Beziehung zwischen diesem und der Legende ist sicher; nur ist nicht auszumachen, wer der empfangende Teil war.

Die Abhandlung über Heinrichs Sprache steht auf dem Boden, den Zwierzina geschaffen hat, und seine Beobachtungen werden überall zugrunde gelegt. Heinrichs Sprache läßt Apokope und Synkope reichlich zu. Die *e*-Reime zeigen das Verhalten md. Dichter, doch finden sich für junges Umlauts-*e : ë* nur Beispiele mit *pfert* (vgl. Walth. 104, 7). Reimen von *û : uo, î : ie* weicht H. aus, hat aber die echt md. Bindung *ûf (= uff) : huf.* Ebenso wird der Reim *iu : û, uo : üe* gemieden. Umlaut des kurzen *u* ist sichergestellt. Reime von *a : â* werden unbedenklich gebraucht; *-lîch* und *-lich* wechselt unterschiedslos, desgleichen *-lîche* mit seltenerem *-lîchen*, dagegen erscheint nur *gelîch* wie bei den obd. Dichtern. Bei *hêrre : mêrre* kann literarische Übertragung vorliegen, *swâr : gar* steht neben häufigerem *swêre : wêre.* Entscheidend sind *ich spreche : ein gebreche; brenge : lenge*, auch *fundamint : kint; zâr : clâr, vlê : ê.* Von *hân* scheint das Heinrich eignende Prät. *hœte* zu sein, gleichwohl begegnet nur *het;* von *tuon* wird ausschließlich *tet* gebildet. *gân, stân* treten in den *â*- und *ê*-Formen auf, doch scheinen erstere des Dichters Mundart zu entsprechen. Doppelformen zeigt auch *lân (lâzen)*, dagegen kommt nur *vân* und durchgängig *gienc : vienc* vor bei vereinzelten *vie, gie.* Statt des zu erwartenden Prät. *schrei* erscheint ausschließlich *schrê.* Das Prät. zu *wizzen* ist *weste.* Literarisch ist der Gebrauch von *began* gegenüber dem Heinrichs Sprache gemäßen *begunde;* md. sind sein *quam* und *az.* Das Verb. substant. hat den Inf. *sîn*, seltener *wesen.* Gegen md. Gebrauch kennt H. die Kontraktionsformen *seit, gît,*

---

[1]) Diese Theseus-Peirithoos-Episode gehört zu den Urelementen der Tristansage, wie ich bei anderer Gelegenheit zeigen werde.

pflît, lît, wahrscheinlich durch literarischen Einfluß. Deklination: Gen. und Dat. der st. Femin. der *i*-Klasse finden sich im Reim fast durchaus ohne Flexion und Umlaut (*vart, macht, -schaft* usw.), im Versinnern aber sehr oft flektiert. *arm* stm. scheint schwache Flexion zu haben, vielleicht auch *helm, schate, site*. Von den Femin. werden schwach gebraucht *bâre, brücke, erde, kemenâte*. Von den Adv. zeigt Heinrich *sider* und *sint,* nie *sît; sân,* seltener *sâ; mê,* nie *mêre, mêr; nâch,* nie *nâ* oder *nâhen*. Syntaktisch ist bemerkenswert die Konstruktion *bî* mit Acc. (*bî die maget* u. ö.), die allerdings auch den Hss. zur Last fallen könnte.

Aus dieser Betrachtung zieht B. den Schluß auf vorwiegend md. Sprachcharakter, der aber durch stete Rücksicht auf die Dichtersprache oft verwischt wird. Vielleicht ist die zweifellos md. Grundlage damit zu stark betont; denn durch den Einfluß literarischer Tradition allein läßt sich diese eigentümliche Mischung aus obd. und md. Elementen nicht erklären.

Bei der Untersuchung der Sprache — wie übrigens schon bei der Stilbeschreibung — zieht B. für jede einzelne Erscheinung auch die kleinen Gedichte heran, deren Zugehörigkeit zum Tristan doch erst zu beweisen wäre. Es ist unmöglich, bei diesem vierfachen Nebeneinander in Übereinstimmung und Abweichung ein Bild von den einzelnen Stücken zu gewinnen. Vorteilhaft hebt sich davon die übersichtliche Systematik des Metrikkapitels ab. Hier wird zuerst eine Zusammenstellung über das Verhältnis von verschleifter Hebung zu kurzer Silbe für sich als Tonträger gegeben: Legende 31 : 106, Schrätel 19 : 54, Ritterfahrt 8 : 28, Tristan 359 : 784. Diese Zahlen deuten schon auf beginnende Längung der Stammsilben hin und daraus erklären sich Verse wie *solde haben getân*. Dreihebig stumpfe Verse kommen nicht vor, doch vierhebige mit klingendem Ausgang müssen eingeräumt werden. Die Zahl der klingenden Verse überhaupt beträgt für Trist. 22·5%, für Leg. 12%, für Schrät. 20·4%, für Ritt. 28%, was vielleicht — meint Bernt — mit der chronologischen Reihenfolge der Gedichte zusammenhängt. — Versetzte Betonung erscheint in Zusammensetzungen und besonders in den Adj. auf *-lîch*. Die einzelnen Gedichte nehmen daran in folgender Weise teil: Trist. mit 161 (2·3%), Leg. mit 29, Schrät. mit 15, Ritt. mit 15 Fällen (4·5%). Im allgemeinen ist aber die beabsichtigte regelmäßige Abfolge von Hebung und Senkung nicht in Widerstreit mit dem Satz- und Wortton. Deklamatorisch wichtige Wörter tragen auch oft den Versiktus. — Fehlende Senkung erscheint: 1. in Zusammensetzungen, bei Adj. auf *-lîch* und bei Eigennamen, 2. durch Betonung eines Flexions-*e*. Die Fälle aus dem Versinnern zeigen in überwiegender Zahl den Typus ××́××́×̀××́: im Trist. bei 349 Fällen 266 mal. Für die anderen Gedichte sind die Verhältniszahlen: Leg. 89 : 57, Ritt. 20 : 15, Schrät. 13 : 9. Während die

eben vorgeführten Punkte unter dem Einfluß verstechnischer Tradition stehen, zeigt sich der freie Gebrauch des Dichters in folgenden Rubriken: Beschwerte Hebung 1. zwischen engverbundenen Begriffen, 2. in Satzpause, 3. ohne ersichtlichen Grund. Hier stellen sich die Gedichte in folgende Reihe: Leg. 5·6%, Schrät. 4%, Trist. 1·8%, Ritt. 0%. 'Wenn diese Fälle sich im Trist. gegenüber dem stärkeren Auftreten in der Leg. mindern und in der Ritterfahrt ganz ausbleiben, wird man darin erhöhte Kunst, deklamatorische und rhythmische Betonung in Einklang zu bringen, erblicken' (S. 144).

Die für die Textgestaltung wichtige zweisilbige Senkung muß zugegeben werden. 1. Typ. *meine dich:* Trist. 194 (2·7%), Leg. 18, Schrät. 8, Ritt. 3 Fälle (0·9%). 2. Typ. *geblüemet und*: Trist. 85, Leg. 5, Schrät. 3 Fälle, Ritt. 1 (unsicherer) Fall. 3. Typ. *gemachet daz:* Trist. 6, Schrät. 1. 4. Typ. *nâmen die:* Trist. 38, Leg. 7, Schrät. 5, Ritt. 1 (unsicher). Gesamtzahl der zweisilbigen Senkung: Trist. 5·4%, Leg. 5·6%, Schrät. 5·1%, Ritt. 1·9% (?). Es ergibt sich daraus: '1. daß Leg., Schrät. und Trist. sowie bei der Frage der beschwerten Hebung auch hier in erfreulicher Weise übereinstimmen und 2. daß sowie dort auch hier die Ritterfahrt technisch die größte Vollkommenheit aufweist. Dieser Abstand ist so groß, daß er der Vermutung, die Ritterf. sei — nach den anderen entstanden, einige Begründung geben kann'.

Auftakt. Auftaktlose Zeilen hat Trist. 27·2%, Leg. 36·4%, Schrät. 15·9%, Ritt. 26·9%. Einsilbiger Auftakt: Leg. 62%, Schrät. 81·5, Trist. 70·5, Ritt. 72·2%; zweisilbiger Auftakt: Leg. 1·6, Schrät. 2·6, Trist. 2·4, Ritt. 0·9%; dreisilbiger Auftakt fehlt. Die Leg. zeigt also die größte, Schrät. die kleinste Zahl auftaktloser Verse; dagegen steht die Ritterf. ganz abseits mit ihrer Vermeidung zweisilbigen Auftakts (3 Fälle, davon einer fraglich).

Rührender Reim kommt vor bei Eigennamen (Trist. und Leg.) und vereinzelt bei gleichlautenden Wörtern mit verschiedener Bedeutung (Trist.); für identische Wörter findet sich nur je ein Beispiel in Trist. und Legende. Rührende Reime im Suffix: *-lîch : gelîch* (Trist., Leg., Schrät.); *-lîch : -lîch* (Trist., Leg.); dagegen *-lîche : gelîche, -lîchen : -lîchen* in der Ritterfahrt. Rührende Reime von *sîn : sîn* fehlen gänzlich. Mittelreime zeigt Trist. häufig, Leg. vereinzelt, Schlagreime und Doppelreime nur Trist., grammatischen Reim auch 1 mal Schrät., Reimhäufung nur Trist. — Das Enjambement ist ein Hauptkennzeichen Heinrichscher Versbehandlung; es geht in der Zerreißung des Satzes sogar bis zur Trennung des Artikels von seinem Substantiv: *wâren die : hosen* 1180. Hier stimmt die Leg. völlig zum Trist., auch der Schwank vom Schrätel hat einige stärkere Belege (zu streichen ist Schrät. 87), dagegen die Ritterfahrt keinen einzigen — man lese einmal die von Bernt

angezogenen Beispiele: 190. 60. 100. 196. 294. 305. 318. 72. 106. 120. 138. 152 —, der sich damit vergleichen ließe.

Zum Schlusse führt B. Heinrichs traditionellen Reimapparat vor. Er ist, wie aus den Belegen zu ersehen, für Leg. und Trist. identisch, während der Schwank weit ab steht und die Ritterfahrt von dem charakteristischen Reimgut nichts und sonst nur die Allerweltsreime *sol : wol*, *ougen : tougen*, *vrouwen : schouwen*, *guot : muot* aufweist! Auch Reime in *er* (Trist. 17, Leg. 3, Schrät. 4) kennt sie nicht; ebenso wenig Reime in *sie* (Trist. 40, Leg. 5, Schrät. 1): 'Die Ritterfahrt ist von solchen Notreimen frei'.

Und was ergibt sich dem Herausgeber aus dieser vergleichenden Untersuchung von Stil, Sprache und Metrik der vier Gedichte? —: der Schluß auf ihre relative Abfassungszeit. Natürlich stellt er die Ritterfahrt ans Ende der Reihe und meint, das Ergebnis sei umso überraschender, als die Ritterfahrt bisher als ein Gedicht von geringem Kunstwerte galt! Dies Urteil wird wohl auch weiter in Kraft bleiben, denn von einer poetischen Schöpfung fordert man eben noch andere Qualitäten als eine korrekte Form — Qualitäten, die die Ritterfahrt schmerzlich vermissen läßt. Und ihr Verf., der einem Suchenwirt nicht das Wasser reicht, soll den Tristan gedichtet haben?

Schon W. Grimm hat diese Ansicht abgelehnt (Geschichte des Reims S. 19; vgl. auch E. Kraus, Germ. 30, 6 Anm.); Bechstein bezweifelte sie zuerst, ließ sich dann durch Toischers Nachweis der böhmischen Beziehungen umstimmen, um schließlich, wie es scheint (vgl. Germ. 32, 6), doch wieder E. Kraus beizupflichten, der 'in seinem so wertvollen Aufsatze' (Germ. 30, 1 ff.) den Nachweis führte, daß Tristan und Ritterfahrt nicht den gleichen Verfasser haben können. Auch Knieschek (Litbl. 1890, 137) findet die gleiche Verfasserschaft 'zum mindesten sehr fraglich'. Trotz alledem verzeichnet Vogt in Pauls Grundriß den Tristandichter Heinrich von Freiberg wieder als Autor der Ritterfahrt und unser Herausgeber setzt sich mit E. Kraus durch die Erklärung auseinander: 'Wer unseren Ausführungen über Stil, Sprache und Metrik nachgeht, wird angesichts des e r d r ü c k e n d e n M a t e r i a l s, das bis in die kleinsten Einzelheiten die Übereinstimmung von Heinrichs Gedichten beweist, nicht mehr an Heinrichs Autorschaft zweifeln' (Einl. S. 70). Es scheint also wieder einmal an der Zeit, die Tatsachen, die gegen die Identität der beiden Heinriche von Freiberg sprechen, vorzulegen.

Überschlagen wir noch einmal die m e t r i s c h e n Differenzen. Die ältere und die jüngere Behandlung kurzer Tonsilben verhalten sich im Trist. wie 1 : 2 (359 : 784), in der Ritterf. wie 1 : 3 (9 : 28); die versetzte Betonung erscheint gegenüber dem Trist. in der Ritterf. im doppelten Ausmaße: Trist. 2·3%, Ritterf. 4·5%; die fehlende Senkung im freien Gebrauch des Dichters beträgt im Trist. 1·8%, in der Ritterf. fehlt sie ganz. Die zweisilbige Sen-

kung verwendet der Trist. ohne Bedenken (5·4%), die Ritterfahrt meidet sie (1·9%, wobei von 5 Fällen 2 unsicher sind). Zweisilbigem Auftakt weicht der Trist. keineswegs aus (2·4%), die Ritterf. empfindet ihn als fehlerhaft (0·9%, bei 3 Fällen 1 unsicherer). — Diese Erscheinungen sprechen deutlich genug. Die Versbehandlung des Trist. blickt zurück auf die alte Technik der höfischen Epik, die der Ritterf. schaut vorwärts ins XIV. Jahrh.; ihr Ideal ist mechanische Regelmäßigkeit und sie ist rüstig auf dem Wege zum silbenzählenden Vers. Unter diesen Gesichtspunkt fällt auch der Mißbrauch des Enjambements im Trist., den die Ritterfahrt nicht kennt. Der Tristanfortsetzer, der nach Epigonenart seine Vorbilder nur ziemlich äußerlich nachahmt und die Gesetze der alten Verskunst als Freiheiten versteht, muß eben der Willkür verfallen.

Von dem charakteristischen Reimmaterial des Trist. (*dar : war : gar* 84, Leg. 28; *man* 50, Leg. 8; *was : las* 26, Leg. 8 usw. usw.) hat die Ritterf. nichts. Sie kennt auch die Reime in *er* und *sie* nicht und meidet das zu Reimzwecken nachgestellte *mîn dîn sîn*, das nur 1 mal erscheint (*daz ors sîn* 186) gegenüber 112 Fällen im Tristan. Die Ritterf. kennt nur *-lîche : gelîche*, *-lîchen : -lîchen* (Vv. 103, 130), der Trist. nur *-lîch : gelîch*, *-lîch : -lîch*. Das Verspaar am Schlusse der Ritterf. zeigt die für den Trist. unerhörte Bindung *prîs : vlîz*. Wenn der so sorgfältig arbeitende Dichter an der exponiertesten Stelle diesen Reim sich leistet, dann hält er offenbar *s* und *z* in der Aussprache nicht mehr auseinander. Die Reimkünste des Trist. kennt er gar nicht. In der Reimbrechung, über die Bernt in seinem Metrikkapitel kein Wort sagt, weicht er ganz ab. Der Tristandichter folgt darin seinem Vorbilde Gotfried und handhabt dies Kunstmittel, den eintönigen Fluß der Verse zu unterbrechen, frei von aller Schablone (vgl. die Tabellen von Glöde, Germ. 33, 363 und 370). Dazu halte man nun die Ritterfahrt. Ihr Verfasser macht es sich förmlich zum Prinzip, jedes Verspaar syntaktisch zu zerreissen, dagegen auseinander fallende Gedankenreihen durch den Reim zu binden; von den 10 Abschnitten des Gedichtes ist nicht ein einziger ohne Reimbrechung.

Von abweichenden Sprachformen sind durch den Reim gesichert *tjuste* (*: bruste, ruste* 286, 214), während der Trist. *tjost* (*: erlôst* 2261) gebraucht. Von *schrîen* kennt die Ritterf. das Partizip *geschrigen* (*: gestigen* 228), der Trist. *geschrît* (*: zît, hôchgezît* 2900. 3480. 511). Das dem Trist. so geläufige *sint* fehlt der Ritterf.; ebenso die beliebten Flickwörter *zuhant, sân* und *sâ*. Die volkstümlichen Epitheta *gemeit* (Tr. 1579. 1825. 1959. 3387. 5691. 5805. 6004), *kluoc* (620. 5258. 5332. 5502. 5601. 5897. 5924. 6005), *gehiure* (353. 794. 1259. 1447. 1451. 2038. 2152. 2252. 2300. 3321. 4426. 5617) fehlen ihr; dagegen gebraucht sie mit Vorliebe *recke* (22. 45) und besonders *wîgant* (72. 83.

108. 138. 242. 268), Epitheta, die der Tristan vermeidet. Daß ihr die kühnen Wortbildungen des Trist. abgehen, könnte man übersehen, aber wo bleiben die Diminutiva auf *-el*? Wo die Negationen *(der valscheit) ein weise, (wandels) eine, (der vröuden) enlende, (an witzen) blint, (an sorgen) tôt, (gedanken) ein gast* und das so häufige *(valsches) vrî?* Zu diesem bietet die Ritterf. (175) ein bezeichnendes Gegenstück: *den hêrren muotes vrîen* 'von freiem Mut'. Einem Dichter, dem Wolframische Wendungen wie *valsches vrî, wandels vrî, der reise vrî, aller geste vrî* (447. 668. 5486. 6748. 482. 4500. 5458. 5757. 2439. 6132) geläufig sind, wird man dies *muotes vrî* kaum zutrauen, wenn auch Wolfram selbst für diesen Gebrauch des *vrî* eine Parallele bietet (Parz. 442, 5. 465, 14).

Diese Argumente werden wohl hinreichen. Wenn in der Frage, ob der Tristandichter die Ritterfahrt auf seinem Poetengewissen hat, von erdrückendem Material gesprochen wird, so liegt es für die Verneinung der Frage vor.

Nun noch ein Wort über den Schwank vom Schrätel[1]). Schon die Diss. von Wiggers hat, allerdings wider Willen, gezeigt, daß sich für Bechsteins Vermutung, dies anonyme Stück gehöre Heinrich von Freiberg, nichts Entscheidendes vorbringen läßt. Man wird zwar ohneweiters zugeben, daß es Heinrichs Art nahestehe, aber das ist auch alles. Der äußere Anlaß zu Bechsteins Hypothese war augenscheinlich die Nachbarschaft von Schrätel und Ritterfahrt in der Heidelberger Hs. Nr. 169. Da nun die Ritterfahrt nicht dem Tristan-Heinrich gehört, so fällt auch diese Stütze hinweg. Bernts Metriktabellen decken übrigens sehr beträchtliche Unterschiede im Versbau auf: Die ältere und die jüngere Behandlung kurzer Tonsilben verhalten sich im Trist. wie 1 : 2, im Schwank wie 1 : 3; die versetzte Betonung beträgt im Trist. 2·8%, im Schwank 4·3; die Verhältniszahlen für die fehlende Senkung sind 1. in Zusammensetzungen: Trist. 3·9%, Schwank 6·3%; 2. bei Betonung eines Flexions-*e*: Trist. 3%, Schwank 1·4%; 3. im freien Gebrauch des Dichters: Trist. 1·8%, Schw. 4%. Der einsilbige Auftakt nimmt im Trist. 70·5% ein, im Schwank 81·5%; die Zahl der auftaktlosen Verse beläuft sich im Trist. auf 27·2%, im Schwank auf 15·9%. Der Schwank vertritt somit eine erheblich andere Verstechnik. Bezeichnend ist u. a. die Einschränkung der beschwerten Hebung bei betontem Flexions-*e*. C. v. Kraus hat soeben (Zs. f. d. Altert. 48, 99—102) den Versuch gemacht, die wenigen Belege dafür ganz zu beseitigen

---

[1]) Über die Verbreitung dieses Märchens hätte statt der Verweise auf S. 166 f. einfach die Zusammenstellung von Johs. Bolte in Reinhold Köhlers Kl. Schr. I 72 angeführt werden sollen. R. Köhler (II 78 ff.) erwähnt auch eine von Mussafia und Meyer übersehene Prosabearbeitung der Legende in Kellers Fastnachtspielen, Nachlese S. 122.

und auch sonst in dem Gedichte den 'glatten Vers durchzuführen. Mit Recht erhebt Bernt gegen Krausens Verfahren Einsprache[1]), aber was er gegen ihn für Heinrichs Autorschaft vorbringt, steht auf schwachen Füßen. Einerseits wird die Beweiskraft der stilistischen und sprachlichen Übereinstimmungen überschätzt, anderseits der Unterschied im Versbau übersehen. Und was vollends den Abstand beider Gedichte im Reim betrifft, so läßt er sich weder durch Hinweise auf die Ritterfahrt noch durch Konstruktionen wie *wizzet : gespiezet* und *ziehe : vihe* überbrücken.

Auf seine Quelle beruft sich Heinrich am Schlusse des Tristan: *als Thomas von Britania sprach von den zwein süezen jungen in lampartischer zungen.* 6842 ff. Diese Angabe, wohl der Quellenangabe Gotfrids Tr. 149 ff. nachgebildet, wie diese der Thomasischen, ist nicht ernst zu nehmen. Wie Gotfrid dort Breris Kenntnis der bretonischen Chroniken dem Thomas zuschiebt, so scheint Heinrich diesen gar für einen Lombarden zu halten (gab zu dem Mißverständnis *lancparten* vielleicht ein *langue bretonne* den Anlaß?). Heinrichs Hauptquelle ist sein Vorläufer Ulrich von

---

[1]) Nach der Ansicht von Kraus müßte der Schreiber, dessen Treue und Sorgfalt zu bezweifeln wir sonst keinen Grund haben, das kleine Gedicht maßlos entstellt haben. In 13 Fällen wird ihm die Einsetzung vollerer Formen aufgebürdet; in 2 Fällen die Weglassung von Wörtern, in 4 Fällen der Einschub neuer Wörter und in 5 Fällen die Änderung der Wortfolge. Und all dies bloß aus dem Grunde, weil v. Kraus für das Gedicht 'glatte Verse' in Anspruch nimmt. Ein derartiges Vorgehen ließe sich rechtfertigen, wenn die Zahl der widersprechenden Fälle so gering wäre, daß sie als Ausnahmen erschienen. Daran ist hier nicht zu denken, denn unbefangenes Lesen muß für 73 Verse das Prinzip glatten Baues ablehnen, d. i. für 21%. Von den Änderungen, die v. Kraus vornimmt, 'damit die ganze Zierlichkeit dieser Erzählung wieder ans Licht trete', sollen einige näher beleuchtet werden: Mit beschwerter Hebung schließen 18 Verse: *Norwegen* 8. 26. 165. *villân* 21. 50. 301. *dorf quam* 43. *presant* 79. *vâlant* 92. *tumplîch* 143. *armuot* 151. *bachhûs* 167. *lîpnar* 197. *vürbaz* 215. 295. *bûman* 324. *hêrlîch* 331. *wâr sî* 337. Von diesen 13 Wörtern sind 11 jeder Änderung unzugänglich; aber die Echtheit der zwei, die eine Handhabe bieten *(dorf quam* und *wâr sî),* wird sogleich angezweifelt, wenn auch darüber der gut betonte Vers *besich doch, ob ez wâr sî* zu folgendem Gebilde wird: *besích sie dóch, ob éz wâr sî!* Von den angeführten Wörtern erscheinen im Versinnern *lîpnar* (57. 306) und einige Adj. auf *-lîch.* An *lîpnar* läßt sich nicht rütteln, da muß denn die beschwerte Hebung zugegeben werden; aber bei den Adj. auf *-lîch* wird sie abgelehnt. Also: 71 *dáz eislìche kúnder.* 189 *ez wás gar eislìchèn getân.* Warum nicht auch: *éz ist sô griulìch getân* (201)? Selbst die Ritterfahrt, die doch auf dem Wege zum glatten Vers viel weiter fortgeschritten ist als das Schrätel, hat: *daz was ein prîslîch gewin.* — Von den Versen, in denen v. Kraus die Wortfolge ändert, sei angeführt: 36 *Wan in der âbent des tages twanc, Daz er îlte vaste;* v. Kraus: *Wan des tages âbent twanc In, daz er i. v.* Das ist ebenso unmöglich wie das Überlieferte; s. unten zur Stelle. — 97 *was crêatiuren ez sî;* v. Kraus: *waz ez crêatiure sî* (!). — 172 *sîne koste er sôt und briet;* v. Kraus: *sîn koste sôt er unde briet.* Daß *sîne* nicht geändert werden darf, wird Beitr. zu v. 56 gezeigt.

Türheim, wie Wiegand (Rostocker Diss. 1879) nachgewiesen hat. Daß neben Ulrich auch Eilhart benutzt ist, zeigte Singer (Zs. f. d. Phil. XXIX 73 ff.). Eine Reihe von Stellen läßt aber vermuten, daß Heinrich noch eine andere Tristanversion gekannt habe, und Singer möchte sie in der Dichtung sehen, die dem Roman en prose de Tristan (p. p. Löseth 1890) zugrunde liegt. B. bekämpft diese Annahme und versucht die Abweichungen Heinrichs als selbständige Umbildungen und Zutaten zu erklären. Die Möglichkeit dieses Sachverhaltes kann man ihm zugeben, aber wahrscheinlich ist er nicht. Als Tristan seine Ehe mit Isolde Weißhand vollziehen will, erblickt er plötzlich den Ring, den ihm die Königin einst gegeben hat, und läßt seine Braut unberührt. Gewiß könnte Heinrich aus Gotfrid 18.304 diese Bestimmung des Ringes erschlossen haben; aber wenn wir den Zug schon bei Thomas finden, werden wir doch eher an Entlehnung zu denken haben. Nach Bernts Auffassung wiese Heinrich geradezu auf die Gotfridstelle hin in den Versen: *dô quam jene ander Isôt, von Kurnewal die kunigîn, die im dâ gap daz vingerlîn, als ir triuwe daz geriet, dô er in triuwen von ir schiet. dort in dem garten daz geschach* usw. 776 ff. Aber die Stelle stimmt aufs engste zu Thomas 448: *Al sacher del blialt qu'il funt, L'anel de sun dei saché ont, Qu'Isolt al jardin lui dona Le derain jor qu'il li parla.* Und doch ist an Entlehnung aus Thomas selbst nicht zu denken, da sich sonst Heinrich dessen viel geschicktere Einführung des Motivs nicht hätte entgehen lassen. *'C'est le seul passage de son poème'*, sagt Bédier über diese Stelle Heinrichs, *'où il soit nécessaire de supposer qu'il a exploité d'autres poèmes que ceux d'Ulrich de Türheim, d'Eilhart d'Oberg et de Gottfried'* (Le Roman de Tristan par Thomas II 268). Bédier übersieht hier einen zweiten Zug, die Botenrolle Kurwenals.

Thomas polemisiert 2107 ff. gegen eine Tristanversion, nach der Kaherdin vom Nain gefällt wird: *Pur ceste plaie e pur cest mal Enveiad Tristan Guvernal En Engleterre pur Ysolt* (2131). Bei ihm ist Kaherdin der Bote, während nach der Berolschen Version und dem Prosaroman 'Der Wirt aus der Stadt' (Tristans Gevatter) abgesandt wird. Nur aus dieser Anspielung des Thomas wissen wir von einer Fassung, die Kurwenal als Boten kannte — und nun taucht die Botenrolle Kurwenals wieder bei Heinrich von Freiberg auf (6326 ff.). Wie das Ringmotiv, deutet auch dieser Zug auf eine Quelle Heinrichs, die der Thomasversion nahverwandt, aber unabhängig von ihr ist. Unter diesen Gesichtspunkt fallen auch die weiteren Übereinstimmungen mit Thomas: Isolde Weißhands Eifersucht, die Frage der Ankommenden nach der Ursache des Glockengeläutes und der Bescheid eines Mannes aus der Menge, daß Tristan der unvergleichliche Held gestorben sei. Hier kommt die Darstellung der beiden oft im Wortlaut überein: *nû was Kurwenal | zu stade kumen vür die stat, Isôt ouch von dem schiffe*

trat (Li venz ... A terre fait venir la nef. Ysolt est de la nef issue) ... dô hôrten sie die liute clagen dort und hie, hie und dort, ôt über al, und hôrten ouch den glockenschal. daz argete in und vrâgten sân daz volc um ern Tristân. (Ot les granz plaintes en la rue, Les seinz a musters, as chapeles, Demande as humes quels noveles ...) einer sprach: nu ist er tôt, Tristant, der triuwen blüende ... (Uns anciens dunques li dit: .. Tristan, li pruz, li francs, est mort). Heinr. 6500—6515. Thom. 3050—3070.

Der Prosaroman (Hs. 103) kennt weder das Ringmotiv noch Kurvenal als Boten noch alle Einzelheiten des Schlusses. Er kann daher, wenn er auch einen beträchtlichen Teil der Erzählung in gleicher Anordnung wie Heinrich vorbringt (H. 2675—3680 = R f° 73—78) und wie dieser die Auffindung Isoldens durch Marke während Tristans Abwesenheit erzählt, nicht auf Heinrichs Quelle zurückgehen. Man müßte denn das Fehlen des Ringes als Zufall erklären und ferner mit Golther annehmen, daß der Schluß in der Hs. 103 nach der Berolschen Version nachgetragen sei. Solange man über den Roman nicht klarer sieht, läßt sich nur sagen, daß Heinrich eine Tristanversion kannte, die eine Zwischenstufe vom Ur-Tristan zu Thomas darstellt.

Für die Persönlichkeit des Tristanfortsetzers gibt es nur einen geschichtlichen Anhaltspunkt: den Namen seines Gönners Raimund von Lichtenburg. W. Toischer hat ihn (Mitt. des V. f. Gesch. d. Deutsch. i. Böhm. XV 149) urkundlich nachgewiesen als jüngsten Sohn Smils von Lichtenburg. Auf den Besitzungen Smils bei Deutschbrod in Ostböhmen besaß ein Theodericus de Vriberch mehrere Silberschächte. Zur Familie dieses Dietrich v. Freiberg ist wahrscheinlich der Dichter Heinrich zu rechnen, der Smils Sohne Raimund seinen Tristan gewidmet hat. Bernt malt die Skizze Toischers auf Grund eingehender Urkundenforschung zu einem deutlichen Bilde aus, indem er drei Generationen der Lichtenburger (ehedem Zittauer genannt) vorführt. Für Raimund macht er 1255 als Geburtsjahr wahrscheinlich, deutet sein öffentliches Wirken an als capitaneus Moravie (1298, 1303), als custos silvarum per Bohemiam et Moraviam (1306), als subcamerarius (1306) und camerarius des Königreiches Böhmen (1307). Die letzte Urkunde, die von ihm spricht, ist am 1. Juni 1329 ausgestellt. Da der Dichter seinen Auftraggeber als jungen Ritter bezeichnet *(sîn edele jugent ez mir gebôt),* so ist die Entstehungszeit des Tristan etwa in die Jahre 1285—1290 zu setzen.

B. zieht noch zwei Tristanstellen heran, in denen er Anspielungen auf die Lichtenburger vermutet. Trist. 1728 *(pflêge man des selben siten noch, man vunde in mangem lande noch junge Tristande)* möchte er auf Raimund beziehen. Doch vgl. dazu Gotfr. 18115 *der suochte als er solde, ez lebeten noch Isolde* usw. Der Name des Klosters, das König Marke stiftet, *al estelle* [lies *estoile!*] *sente Marien ('Merienstern'),* bei dem der Herausgeber an Kloster

Marienstern in der Lausitz denkt, ohne Beziehungen der Lichtenburger zu dieser Stiftung nachweisen zu können, wird wohl ebenso aus des Dichters Vorlage stammen wie das Eilhartische *Michelstein.* Warum hätte Heinrich sonst den Namen ins Französische übersetzt?

'Hoffentlich gelingt es noch, auch den Dichter Heinrich von Freiberg selbst in böhmischen Urkunden ausfindig zu machen', hatte Bechstein (Ausg. XXVIII) gemeint. Bernt unterzog sich der Mühe, für diesen Zweck eine umfassende Urkundenforschung anzustellen. Es ist ihm gelungen, Toischers *Theodericus de Vriberch* auch in einer Urkunde von 1265 nachzuweisen. Daß dieser gemeint ist, stellen die darin enthaltenen Ortsnamen außer Zweifel, wenn er auch schlechtweg *Ditricus,* ohne den Zusatz *de Vriberch,* genannt wird. In einer Urkunde des Bischofs von Olmütz von 1266 erscheint ein *Theodoricus de Broda* mit seinem Bruder *Iohannes miles.* Auch in ihm sieht Bernt den Freiberger, da Dietrich jedesfalls Bürger von Deutschbrod war und darnach benannt werden konnte. Unter den Zeugen dieser Urkunde treten auf *Henricus et Iohannes de Broda, Otto de Livonia, Henricus Struz, milites nostri.* Der *Iohannes miles,* der als Bruder des *Theodoricus de Broda* bezeichnet wird und dieser Zeuge *Iohannes de Broda,* der *miles* des Bischofs ist, dürften identisch sein. Der mit ihm in Verbindung genannte *Henricus* scheint ein Verwandter, etwa ein Bruder von ihm und also auch von *Theodericus de Broda (= Th. de Vriberch)* zu sein. In diesen Ministerialen des Olmützer Bischofs 'könnten wir einen Heinrich und Johann von Freiberg gefunden haben, vielleicht beide Dichter, denn der Verfasser des 'Rädlein' ist doch naturgemäß mit unserem Heinrich in Verbindung zu bringen'. Noch unsicherer ist die Zugehörigkeit eines *Henricus curialis,* Prokurators der Bürger von Deutschbrod, zur Familie Dietrichs. Diese Familie kann entweder direkt aus Freiberg in Sachsen eingewandert sein oder — wie Bernt ausführlich darlegt — aus Leitmeritz in Böhmen, wo gleichfalls um 1250 ein Bürgergeschlecht de Vridberg (= Vriberg) nachweisbar ist, das mit den bei Leitmeritz begüterten Lichtenburgern nach Deutschbrod gezogen sein könnte.

Das Ergebnis dieser mühevollen und scharfsinnigen Urkundenstudien ist leider recht bescheiden. Der Dichter könnte in einem *Henricus de Broda* stecken, der 1266 als Dienstmann des Bischofs von Olmütz erscheint, wenn erstens *Theodericus de Vriberch* identisch ist mit *Theodoricus de Broda*[1]) und wenn zweitens *Henricus* und *Iohannes de Broda* Verwandte und nicht bloß Heimatgenossen sind. Auch die Frage ist aufzuwerfen, wie der Dichter

[1]) Gegen die Identität der beiden Dieteriche scheint mir der Name des Schachtes zu sprechen *qui stollo Fribergeri nominatur* (Urk. von 1258). Der Name des Eigentümers konnte also kaum so lose sitzen, daß er nach 8 Jahren schon mit einem anderen vertauscht werden konnte.

Heinrich dazukäme, zwanzig Jahre später wieder den Beinamen *von Freiberg* zu führen, den er hier schon verloren hätte.

Einen böhmischen Herren nennt auch die *Ritterfahrt des Johann von Michelsperg*. Über ihn hat gleichfalls Toischer zuerst gehandelt. Die Urkunden nennen ihn von 1283—1294. Sein Geschlecht war in Nordböhmen seßhaft, doch erhielt er 1283 vom König ein ansehnliches Gebiet in Südböhmen mit der Burg Weleschin geschenkt. 1287 übergibt er mit Zustimmung seiner Gemahlin und seiner Kinder dem Kloster Mariental ein Dorf. Nach dem Sturze Zawischs von Falkenstein im J. 1288 erscheint er wieder am Hofe als Oberstmundschenk (1289). 1294 gewährt er dem Kloster Goldenkron Mautfreiheit durch das Weleschiner Gebiet. 1306 bestätigt Benesch von Michelsperg diese von seinem Vater *piae recordationis* dem Kloster zugestandene Vergünstigung. Wenn Bernt aus dieser Urkunde als Todesjahr Johanns 1305/6 erschließt, da sich die Klosterleute wohl bald um die Erneuerung ihres Vorrechts bemüht haben werden, so ist dem die Möglichkeit entgegen zu halten, daß der Erbe nicht früher auf diesen entlegenen Besitz in Südböhmen kam. Denn die zweite Urkunde ist — wie die erste — in Weleschin ausgestellt worden [1]). Toischer fand als einzige Beziehung zwischen Böhmen und Frankreich in jener Zeit die Gesandtschaftskreise des Hofkanzlers Peter von Aspelt im J. 1303 zum Abschlusse eines Bündnisses gegen König Albrecht. Im Gefolge dieser Gesandtschaft dachte sich Toischer den Michelsperger und setzte also das Gedicht, das einen Lebenden feiert, zwischen 1303 und 1306. Da wurde man auf eine Notiz in der tschechischen Reimchronik Dalimils aufmerksam (Toischer, Anz. 5, 354; Klimesch, Mitteil. des Ver. usw. 22, 197), die die Tunierfahrt des *Jan z Michalovic* zwischen der Eroberung von Sieradz (1293, richtig: 1292) und dem Tode des Prager Bischofs Tobias (1296) erwähnt: XCIV 28

Tehdy pan Jan z Michalovic kole po Rýnu do Pařížě jede,
tu ctně právě kláv, túž cěstú do Čech přijede.

Da die deutsche Dalimilprosa (Pehem. Kron.) den poln. Feldzug 1297 datiert, setzt Bernt, zwischen den zwei Angaben vermittelnd, das Gedicht ins Jahr 1297. Aber die Jahreszahl der Pehemischen Kronika *(tausend zweihundert und lxxxxvii jar)* kommt gegenüber der Angabe in den Dalimil-Hss. *(po tisiúciu po dvú stú po devieti dcát třetieho)* als offenbarer Schreibfehler gar nicht in Betracht. Nach den Urkunden (Prag 3. Juli 92, Weleschin 6. Mai 94, Prag 20. Juni 94) und nach der Dalimilnotiz bleiben für die Turnier-

[1]) Sein Vater hielt sich nur vorübergehend in Weleschin auf, was gegen die Hypothese spricht, Friedberg (in alten Urkunden *Fryberg*) in Südböhmen sei Heinrichs Heimat. Die heutige Aussprache dieses Ortsnamens ist übrigens nicht, wie Bernt S. 179 behauptet, 'der Etymologie entsprechend *Fribberg*' — das ist nur Kompromißform —, sondern *Friberg*, *Friwerg*.

reise nur Sommer 93, 95 und 96 frei. Dabei ist Bernts Datierung noch immer möglich. Der literarische Typus der *Ritterfahrt*, die schon die Ehrenreden Suchenwirts ankündigt, ließ mich allerdings erwägen, ob ihr Held nicht Johann II. von Michelsperg sein könnte, der Enkel Johanns I. Er tritt zuerst 1319 in einem Rechtsstreit als Kläger neben seinem Vater Benesch auf. Auf ihn würden gewisse Züge des Gedichtes, die auf einen jugendlichen Helden hindeuten (vgl. 80 ff., 302 f.), weit besser passen. Auch hätte in der Zeit Johanns von Luxemburg diese Fahrt nach Paris gar nichts Auffälliges an sich. '*Le fameux Jean de Bohème déclarait ne pouvoir vivre qu'à Paris, le séjour le plus chevaleresque du monde. Il voltigeait par toute l'Europe, mais revenait toujours à la cour du grand roi de France. Il y avait là une fête éternelle, toujours des joûtes, des tournois, la réalisation des romans de chevalerie, le roi Arthur et la table ronde*' (Michelet). Ganz zuverlässig ist auch die Dalimilnotiz nicht, da das oben zitierte Verspaar in einigen Hss. (darunter in der Vorlage der deutschen Reimchronik) fehlt und gewisse Hss. auch an anderer Stelle eine Korrektur zu Gunsten des Hauses Michelsperg anbringen (Dal. XCVII 17). Sie könnte als späterer Zusatz an unrechter Stelle in den Text geraten sein, etwa durch Verwechslung der beiden Johann v. Michelsperg. Aber bei der Unsicherheit dieser Vermutung tut man doch besser, sich an das Überlieferte zu halten. Dann spricht für das Jahr 1297 als Datum der *Ritterfahrt*, das Bernt nur als Mittel zwischen 1294 und 1300 herausgreift, ein historisches Ereignis. 'Am 2. Juni 1297 ließ sich Wenzel II. von Böhmen durch den Erzbischof Gerhard von Mainz feierlich zum Könige krönen und veranstaltete ein Fest, dessen Pracht und Aufwand nach den Versicherungen von Zeitgenossen ans Unglaubliche grenzte. Eine große Anzahl fürstlicher Personen, darunter die Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg, acht Bischöfe, Albrecht von Österreich, sein Schwager Herzog Albrecht von Sachsen und sein Schwiegersohn Markgraf Hermann von Brandenburg mit dessen Oheime Otto, der von Adolf vertriebene Markgraf Friedrich von Meißen und zahllose Adelige hatten sich in Prag eingefunden' (Huber, Gesch. Österreichs II 56). Es ist klar, daß zu diesem Feste des dichterfreundlichen Königs, der selber als Minnesänger sich versuchte, dem Ulrich v. Eschenbach eine Dichtung widmete und den Heinrich Frauenlob pries, die Fahrenden in Scharen zusammenströmten. Eigens für dieses Fest scheint mir Heinrichs Gedicht verfaßt zu sein. Dadurch erklärt sich die auffallende Behandlung seines Themas, das er nur als willkommenen Anlaß benutzt, Böhmens Ritter und Herren, vor allem aber den König zu feiern. Der verlorene Eingang des Gedichtes scheint in dieser Hinsicht noch deutlicher gewesen zu sein und das überschwengliche Lob des Böhmenkönigs, vielleicht auf Kosten deutscher Fürsten, mag die Tilgung der Stelle in der Heidelberger Hs. veranlaßt haben. Der erhaltene Rest spricht nicht

für die böhmische Heimat des Dichters, wenn dieser beim Prager Feste anwesend war:

> 11 *des ⟨ich⟩ in vremden landen hân*
> *ob ich icht guotes tichten kan,*
> *Bêheim, von dîner ritterschaft*
> *und von den hêrren tugenthaft,*
> *des küniges man in Bêheimlant.*

Der Text bietet gegen Bechsteins Ausgabe nicht viel Neues. Auf eine Reihe von Berichtigungen falscher Lesarten in Bechsteins Text weist B. in der Vorrede hin: 15 l. *mîn* st. *sîn*. 33 *hin* st. *hie*. 114 *trûren* st. *trûre*. 745 *sîn wille, sîn sin* st. *s. w., sin*. 793 *heizem* st. *herzen*. 1556 *in* st. *an*. 3064 *und jach* st. *nu*. 3169 f. *dâ : sâ* st. *dan : sân*. 4320 *ouch ich* st. *ich ouch*. 4344 *alsô* st. *alsus*. — Die Umstellung des Verspaares 2845 f. war schon in F angezeigt, was v. d. Hagen übersehen hatte. — Hie und da erfährt die Interpunktion eine Änderung; an folgenden Stellen zweifellos mit Recht: 92 ff., 1775, 5603 ff., 4451 f. — Sie wäre auch in 68 f. zu ändern gewesen: 68 Punkt, 69 Semikolon zu tilgen; *zucht, mâze mit bescheidenheit* lassen sich nicht *mit tugentlîcher tât* erwerben. — 4222 käme besser in Parenthese. — Vor *daz* im Versschluß, wo es meist in doppelter Funktion, als Pron. und Konj., steht (Paul, Mhd. Gr. § 352, 1), bliebe das Komma besser weg: 375, 1027, 1623, 2656, 3457, 5413, 5863, Leg. 750. Beweisend für dies Vor- und Rückwärtsschauen der Konj. ist *umbe daz* 4695 *(Diz tet Isôt umbe daz Tristan erkente..)* und *durch daz* 500, 6219. — Der Anschluß an F hätte noch genauer durchgeführt werden können; vgl. 480 *schône* F *vruntlich*. 488 *sache* F *botschaft*. 612, 623, 2341. — Eine Reihe von Stellen (Trist. 38, 58, 1000, 2230, 3612, 3820, 5100, 5399, 5499, 5669, 5777, 5820, 6402, 6620, 6635; Legende 482, 778; Ritterfahrt 19, 23, 142, 173, 206; Schrätel 36, 56, 118, 159, 191) bedarf eingehender Erörterung; um nicht den Umfang dieser Anzeige noch mehr anzuschwellen, sollen sie a. O. besprochen werden. Die beigegebene Tafel, die den Eingang der Hs. F wiedergibt, ist schon deshalb willkommen, weil sie die Überprüfung des Apparates wenigstens für v. 1—93 ermöglicht. Ich stelle die Nachlese hieher: 1 *kunste*, 2 *schone blunde*, 3 *vunde*, 4 *spruche*, 5 *vůndic*, 11 *dis*, 12 *blunde untz*, 13 *schoner*, 15 *gotfrit*. Mit Ausnahme von *Reymvnt* 77 sind alle Eigennamen klein geschrieben. 20 *blunden*, 22 *sn̄ine*, das erste Beispiel für Vorwegnahme des folgenden Kons. 24 *gesprentzet*, 27 *gehůge : tůge*, 29 *spruchen*, 30 *můge*, 31 *das*, 33 *broden*, 34 *geblumet*, 35 *krantz*, 36 *vnd glantz*, 37 *kunste*, 40 *buch*, 48 *untz*, 49 *ysot*, 50 *glůnd*[1], 51 *ob er mich so lange lat lebn*, doch ist die Umstellung angezeichnet. 54 *vur*, 58 *zuchte*, 61 *amiz*, 65 *vol tichten vol bringen*, 69 *zuchtmaze*, also als Adj. verstanden. 83 *vol tichte*, 92 *truwe*, 93 *suze lyfrenis*.

Das Fehlen des Umlautes braucht freilich nicht durch alle 6890 Verse angemerkt zu werden, aber durch das erste Hundert empfiehlt es sich entschieden, damit man sich die Schreibweise der Hs. einprägen kann. Zumindest war hier ein Verweis auf Einl. S. 5 zu geben, wo die Orthographie der Hs. besprochen wird. Leider stören gerade dort zwei Druckfehler (s. unten). B. erklärt II 260: 'Der Apparat verzeichnet jede Änderung (lies: Abweichung) vom Texte und kann auch dort für zuverlässig gelten, wo Bechsteins Anm. (Germ. 32, 1 ff.) andere Lesarten bieten'. Nun steht bei Bechstein (Germ. 32, 11) v. 11 *dis mere.* 33 *vroden* (v. d. Hagens Lesung), *broden* (Myller), *snoeden* (v. d. Hagens Konjektur). 51 *so lange lat* F; 'v. d. Hagen benutzte seine eigene Korrektur nicht; es steht in F: *ob er mich*ˣ *so lange*ˣ *lat leben,* also das Zeichen ˣˣ für Umstellung'. Unser Apparat schweigt bei v. 11, wo *diz* im Texte steht, so daß jedermann Bechsteins *dis* für falsch halten muß; desgleichen bei v. 33, wo eine Bestätigung des *broden* gewiß am Platze wäre; und ebenso bei v. 51, wo der für die Charakteristik des Schreibers keineswegs belanglose Zug unbedingt zu notieren war. Die Schreibformen *untz, krantz, glantz* usw. lassen Einleitung und Apparat unerwähnt; und doch ist z. B. nicht unwichtig, ob 5102 *glanz* oder *glantz* steht, wie überhaupt jede Schreibform für die Textgestaltung wichtig werden kann. Hier ist ein Zuviel immer besser als ein Zuwenig. Abgesehen von dieser Knappheit bei der Einführung in die Hs. F ist der Apparat alles Lobes wert. Ich habe nur den Beleg *schepfer* 1571 vermißt, auf den die Anm. zu v. 31 hinweist[1]). — Anmerkung 139 heißt es: 'Das verallgemeinernde *s* nur noch F 1073, 4476'. Das *swie* 4476 ist aber nur Schreibfehler. — 884 zu *underspriten* war *ûfgespreit* 2526 anzuziehen. — 2937 *dirre* steht auch v. 33 in F.

An Druckfehlern habe ich bemerkt: Einl. S. 5, Z. 19 l. *ü* st. *u*, Z. 20 tilge *uo.* — S. 6 l. *verdrôz* st. *drôz,* ebd. Z. 19 l. *nach* st. *noch.* — 45, Z. 14 l. *brustel : gelustel.* — 72 l. *geborne* st. *gebôrne* (Leg. 755). — 120 l. *mursiel* st. *mursel.* — 174 ergänze *der* vor *Stadt.* — 179 l. *Fryberg* st. *Fryburg.* — 192, Z. 3 v. u. ergänze *1261* nach *1259.* — 193, Z. 8 l. *ihn* st. *ihm.* — 183, Z. 12 v. u. l. *dem* st. *der.* — S. 26, Z. 11 l. *Felde* st. *Felle.*

Im Text: 1523 l. *ritterlîchen* st. *rîtterlîchen.* — 2523 l. *fîn* st. *fin;* desgl. 4487, 5418. — 4033 l. *minnenclîch* st. *minneclîch.* — 4046 l. *blibe* st. *blîbe.* — 6253 l. *grimmeclîch* st. *grimmelîch* (vgl. S. 10, Anm. 2). — 6758 l. *alles* st. *allez.* — In den Anmerkungen: Zu Trist. 464, letzte Zeile, l. *O* st. *F.*

---

[1]) Liest Hs. O ('für Affrikata gewöhnlich *ts*', Einl. 7) wirklich zuweilen *cz (herczelich. Blanczemans. oreweczelin)*? Bechstein liest durchaus *tz.*

Soll ich abschließend mein Urteil über das Werk zusammenfassen, so muß ich es ungeachtet der mannigfachen Bedenken und Einwände, die ich erhob, als tüchtige Leistung bezeichnen. Für den Text bleibt freilich noch manches zu tun, allein er bietet wenigstens der Kritik eine zuverlässige Grundlage. Ehrliches Lob verdienen die überaus fleißigen und feinen Arbeiten über Metrik, Sprache und Stil, die in klarer und frischer Darstellung das Bild des Dichters zeichnen und zugleich einen wertvollen Beitrag zur Sprachgeschichte liefern. Das Buch, das trotz seiner Irrtümer die Forschung energisch fördert, trägt auf dem Widmungsblatt den Namen unseres Lehrers Seemüller.

Graz. Anton Wallner.

Dr. Otto Boerner, Précis de grammaire française à l'usage des classes de français de l'enseignement secondaire en Allemagne. Traduit de l'allemand par Joseph Delâge, professeur de français à Dresde. Leipzig et Berlin, B. G. Teubner, libraire-éditeur 1906. Preis geb. 2 Mk. 60 Pf.

Boerners Unterrichtswerk hat sich in den 14 Jahren seines Bestandes sehr viele Freunde erworben und hat in viele Anstalten Eingang gefunden. Es ist daher leicht begreiflich, daß an Anstalten, in denen nach Boerners Lehrbuch unterrichtet wird, der Wunsch rege wurde, die zu demselben gehörige Grammatik auch in französischer Fassung zu besitzen; denn fast alle auf dem Boden der Reform stehenden Lehrer wollen die fremdsprachlichen Erscheinungen zwar in der Unterrichtssprache aus dem induktiv beigebrachten Sprachstoff dem Verständnisse der Schüler erschließen, aber das herausgefundene Sprachgesetz dann auch in der fremden Sprache darbieten und befestigen (vgl. Instr. f. österr. Realschulen, S. 61).

Diesem Wunsche der interessierten Lehrer des Französischen kam der Verf. dadurch nach, daß er seine deutsch geschriebenen „Hauptregeln der französischen Grammatik" von einem National-Franzosen, einem Neuphilologen, übersetzen ließ. — Nach einer knappen, aber vollkommen ausreichenden Besprechung der Laut-, Lese- und Schreiblehre werden die einzelnen Redeteile zunächst bezüglich der Formenlehre behandelt, an die sich dann die syntaktischen Belehrungen anschließen, wobei sich das Lehrbuch nur auf das Wichtigste und Gebräuchlichste beschränkt, das eben der Mittelschüler sich aneignen soll. Lange Aufzählungen selten vorkommender Spracherscheinungen sind mit Recht vermieden worden. Die Fassung der Regeln ist knapp, korrekt und klar und wird durch vorangehende, dem „Lehrbuch der französischen Sprache" desselben Verf.s entnommene Beispiele anschaulich illustriert. Daß die herangezogenen Beispiele durch Fettdruck sich von den Er-

örterungen unterscheiden, ist ein Vorzug der tadellosen typographischen Ausstattung.

Als Anhang ist dem Lesebuch ein ganz knapper Abriß der Vers- und Interpunktionslehre und der Entstehung der französischen Sprache beigegeben.

In der vorliegenden Gestalt ist dieser Grundriß der französischen Grammatik ein sehr verwendbares Lehrbuch, das sich würdig den Unterrichtsbüchern des Verf.s anreiht; es sei daher allen Fachkollegen aufs wärmste empfohlen. Obgleich die Instruktionen für österreichische Realschulen von der III. Klasse an eine deutsch geschriebene Grammatik der französischen Sprache verlangen, würde Ref. kein Bedenken tragen, das besprochene Lehrbuch in die Hände der Schüler zu geben. — Durch ein alphabetisches Verzeichnis mit Angabe der Seite könnte das Werk an Brauchbarkeit nur gewinnen.

Der Konsequenz wegen wäre *La Fontaine*, *La Fayette* wie *Le Sage* (S. 22) zu schreiben. Aus demselben Grunde wäre eine einheitliche Benennung der Buchstaben durchzuführen; vgl. S. 14, 2, *une h muette*, dagegen S. 17 *un h muet*; S. 27 *un s*, aber unter der Zeile *une s*.

Wien. F. Pejscha.

Lehrgang der englischen Sprache. Von Dr. Rudolf Degenhardt. I. Grundlegender Teil. 60., der neuen Bearbeitung 11. Auflage, besorgt von Dr. Karl Münster. Leipzig, Dresden, Berlin, L. Ehlermann; Wien, Friese & Lang 1906. XII und 288 SS.

Dieses Buch stimmt inhaltlich fast ganz mit dem hier, Jahrg. 1905, S. 423—425, angezeigten „Lehrgang der englischen Sprache von H. Plate und G. Tanger. I. Teil“ überein. Wie dieser besteht auch der vorliegende Lehrgang aus zwei Abteilungen, deren erste in eine „Leseschule“ (S. 1—19), und eine „Stufenweise Einführung in die Sprache“ (S. 20—84) zerfällt. Die zweite Abteilung umfaßt eine „Elementargrammatik“ (S. 85—201), einen „Anhang“ (S. 201—207), ein „Lesebuch“ (S. 207—236), „Gedichte“ (S. 236—242), „Syntaktische Regeln in Beispielen des Lesebuches“ (S. 242—245), ein „Wörterverzeichnis zu dem Lesebuch“ (S. 246—262), ein „Wörterbuch zu den deutschen Übungsstücken“ (S. 263—271) und eine „Alphabetische Zusammenstellung einiger Wörter und Wendungen, die in grammatischer oder idiomatischer Hinsicht zu beachten sind“ (S. 272—278). Ein ausführliches „Register“ (S. 279—288) bildet den Schluß des Buches, das für diejenigen Anstalten, die dem Unterrichte im Englischen drei oder selbst vier Jahre widmen, vollkommen ausreicht.

Der Bearbeiter des „Lehrganges“ hat sich bemüht, die Aussprachebezeichnung so viel als möglich zu vereinfachen, aber er

hat doch noch die diakritischen Zeichen über und unter den Buchstaben eines Wortes beibehalten, statt sich einer leicht verständlichen Lautschrift zu bedienen. Ein Fortschritt gegen die früheren Auflagen ist es, wenn der Laut des Vokals *u* in *duck* als *a* bezeichnet wird; allerdings hat die Angabe „*a* (dunkel) zwischen *a* und offenem *o*“ wenig Wert, da ja *ŏ* in *not* auch als „offen, kurz, zwischen *a* und *o* angenommen wird (S. 18, 19). Auch in der Formenlehre ist die bessernde Hand des Bearbeiters auf Schritt und Tritt zu bemerken; so wird jetzt z. B. bei der Pluralbildung (S. 89) und bei der Bildung der 3. Person Singular Präsens, sowie des Präteritums der schwachen Verba (S. 36) nicht nur der Buchstabe, sondern auch der Laut berücksichtigt. — Auf einzelne kleine Mängel, die in der nächsten Auflage leicht berichtigt werden können, möge noch kurz hingewiesen werden: S. 103 f. Auf deutsche Art werden auch die zweisilbigen Adjektive auf *-er* und *-ow* gesteigert. — S. 173. „*This my illness*“ ist allerdings in der gesprochenen Sprache „unzulässig“, kommt aber in der Literatursprache noch vor. Vgl. Zeitschrift f. d. Realschulwesen, Jahrgang XXII, S. 211. — S. 162 und 203. Die Bedeutung „dürfen“ von *dare* ist veraltet und kann daher gestrichen werden. — S. 204. In der Liste der starken Verba wird als Präteritum von *to shrink* noch immer die einzige Form *shrunk* angegeben, während doch gerade diese Form viel seltener ist als das gar nicht erwähnte *shrank.*

Druck und Ausstattung des Buches sind tadellos.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

H. Gunkel-Berlin, Elias, Jahve und Baal, in Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben von Fr. Michael Schiele-Marburg, II. Reihe, 8. Heft. Tübingen 1906. 76 SS. kl.-8°. Preis 50 Pf.

Es war durchaus nicht überflüssig, der Abhandlung eine kurze Einleitung vorauszuschicken; sie macht den Leser mit dem Standpunkte bekannt, von dem der biblische Bericht über Elias beurteilt werden muß. „Stärkste Entfernung von der bisherigen kirchlichen Überlieferung und weitester Gebrauch der Kritik“ bilden das Programm. Dabei wird zugegeben, daß die alttestamentliche Kritik ein wenig zu weit gegangen sei und in Zukunft manche biblische Überlieferung, die gegenwärtig verworfen oder für jung erklärt wird, wieder zu Ehren kommen werde (S. 1 f.). Offenbar ist geplant, die „freie“ Bibelforschung unter das Volk zu tragen, ein Weg, den man später einmal nicht gegangen zu sein wünschen wird. Aus der Zahl der Mitarbeiter der religionsgeschichtlichen Volksbücher läßt sich auf die Verbreitung der modernen Richtung schließen. Fast an allen Universitäten Deutschlands und auch schon auf einigen Pfarrsitzen ist sie anzutreffen.

Die Ergebnisse, zu denen der Verf. kommt, sind beiläufig dieselben, welche in einer fast gleichzeitig erschienenen Abhandlung über die Quellen zur Geschichte des Elias von Scholz (Braunschweig 1906) festgestellt wurden. Man kann sie in die Worte zusammenfassen, daß die Geschichte über Elias auf alten Überlieferungen beruht, welche in späterer Zeit freiere Ausschmückung erfuhren. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß die moderne Kritik bestrebt ist, das Sagenhafte als solches aufzuweisen, während früher eine Trennung zwischen Sage und Geschehnis gar nicht versucht wurde. Selbstverständlich hat auch die neue Richtung verschiedene Beurteilung gefunden. Wir verweisen hiebei auf die jüngst erschienenen Werke von Girgensohn, Die moderne historische Denkweise und die christliche Theologie (Leipzig 1904) und von Höpfl, Die höhere Bibelkritik (Paderborn 1905). Da ist es nun sehr erfreulich, daß auch von katholischer Seite, wenigstens in einigen Vertretern, der Versuch gemacht wird, den Umfang der sogenannten „Inspiration" der biblischen Schriftsteller enger zu umschreiben. Peters hat in seinem Buche „Die grundsätzliche Stellung der katholischen Kirche zur Bibelforschung" (Paderborn 1905) sehr wohl darauf hingewiesen, daß die Verff. der biblischen Bücher die vorgefundenen Quellen einfach benützten, ohne ihnen eine höhere Gewähr oder ein höheres Ansehen zu geben, als sie vordem hatten. Deshalb trifft die Kritik häufig auf Volksauffassung und Volksüberlieferung und daher auf Irrtümer und Verwechslungen. Man ist nun auch bei der katholischen Gelehrtenwelt nicht abgeneigt, die Quellen nach ihrem Werte zu sichten.

Das Bild, welches der Verf. von Elias entwirft, gleicht trotz aller Kritik nichtsdestoweniger dem bisherigen. So hat man sich immer Elias vorgestellt: als Eiferer für das Gesetz des Jahve, nicht verstanden vom eigenen Volke, im Kampfe mit dem königlichen Hofe, blutdürstig wie ein echter Orientale und dabei ein fanatischer Anhänger der alten Sitte und der alten Zeit, der sich in einseitiger Verkennung des Weltlaufes gegen das Neue sträubt. Wenn es dem Verf. gelang, mit seltenem Geschick die Figur des Propheten lebensfrisch zu zeichnen, so konnte er hiebei nicht der Tradition entraten, die zumeist auf Sagen und Anekdotenhaftem beruht. Es ist sonderbar: die Bibel möchte man von allen Anekdoten befreien — ein Streben, das nie das Ziel erreichen wird, weil die scharfe Grenzlinie zwischen Geschehnis und Sage nicht aufweisbar ist, — und für die Geschichte beginnt man eben jetzt, die zerstreuten Legenden und Anekdoten berühmter Männer und Fürstenhäuser zu sammeln und zu veröffentlichen, weil sie das geschichtliche Bild vervollständigen. Für die folgenden Jahrhunderte nach Elias war weniger von Bedeutung, wie sich das Leben des Propheten wirklich gestaltet hatte, sondern die Durchdringung von Geschehnis und Sage. So wurde er neben Elisa zum Anwalt des Volkes und des Rechtes im Kampfe gegen ein despotisches Königshaus.

Pilsen. G. Juritsch.

Prof. Dr. G. Gruber, Wirtschaftliche Erdkunde. (Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", 122. Bdchen.) Leipzig, B. G. Teubner 1906. 187 SS.

Der erst vor kurzem viel zu früh der Wissenschaft entrissene Verf. hat uns gewissermaßen als letztes Vermächtnis dieses kleine Werkchen beschert, das Eugen Schaefer in pietätvoller Weise zum letzten Abschlusse gebracht hat. Den im Vorworte ausgesprochenen Grundsatz, wonach bei wirtschaftsgeographischen Arbeiten das erklärende und folgernde Moment besonders zu betonen sei, findet man in dem vorliegenden Büchlein fast zu streng durchgeführt. Die Darstellung gewinnt dadurch allerdings sehr viel an Lebhaftigkeit und wird gewiß ungemein interessant, aber die Gefahr, in etwas vage Spekulation zu verfallen, liegt sehr nahe. Gruber hat diese Klippe gerade noch glücklich umsegelt und uns ein geistreich gesehenes, nach allen Seiten anregendes und dabei ungemein klares Bild der wirtschaftsgeographischen Verhältnisse der Gegenwart geboten. Daß viele der, m. E. übrigens fast zu spärlich gebotenen, statistischen Zahlenangaben heute längst überholt sind, liegt ja leider in der Natur jedes derartigen Buches, dessen Herstellung zu viel Zeit in Anspruch nimmt, um mit den allerneuesten Ergebnissen der Statistik im Einklange bleiben zu können. Ein interessantes Beispiel hiefür ist, daß das Deutsche Reich hier noch in der Roheisenproduktion an dritter Stelle hinter der Union und England erscheint, während es tatsächlich bereits seit mehr als einem Jahre England überholt und sich zur zweiten Stelle aufgeschwungen hat.

Wien. B. Imendörffer.

Leitfaden für den Unterricht in der darstellenden Geometrie an österreichischen Oberrealschulen und verwandten Lehranstalten. Von Franz Schiffner, Direktor der zweiten k. k. Staatsrealschule im II. Bezirke Wiens. Mit 153 Figuren im Text, 1 lithogr. Tafel und 288 Übungsaufgaben. Zum Lehrgebrauche an Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache allgemein zugelassen (Min.-Erlaß vom 18. Juli 1905, Z. 26.819). Zweite, durchgesehene, textlich unveränderte Aufl. Wien, Franz Deuticke 1906. Preis geh. 3 K, geb. 3 K 50 h.

Der Ref. begrüßt die zweite Auflage dieses ausgezeichneten Lehrbuches, dem er aus diesem Anlasse einige Worte widmen will, die vielleicht den Rahmen einer Anzeige überschreiten.

Zunächst: Die zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten nur durch einige sehr gute Aufgaben und durch eine Tafel nach der Seite 138, deren Farbenpracht eben Geschmackssache bleibt. Von den vielen bekannten Vorzügen des Buches ist eine besondere Seltenheit unter den Werken seiner Art die konsequente Bezeichnung der Figuren in modernem Stile. Der Text ist gegenständlich und die Konstruktionen sind klar, alles überhaupt die

Arbeit eines erfahrenen Didaktikers und — eines gewiegten Kenners der Wissenschaft. Der Ref. erlaubt sich in didaktischer Beziehung nur die Anregung, es solle S. 122 besonders betont werden, daß F' nicht der Brennpunkt des Grundrisses der Parabel ist.

Der Verf. eines Lehrbuches der darstellenden Geometrie hat mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich teils auf den Inhalt, teils auf die Form beziehen. Die darstellende Geometrie ist in ihren Elementen — und nur diese gehören in die Schule — durchaus natürliche oder physikalische Geometrie, deren Rohmaterial, die Grundgebilde, einer eigentümlichen Mischung von Empirismus und Formalismus entspringen. Dem Wesen dieser Geometrie ist strenges Dogmatisieren fremd und sie nimmt, sobald sie sich dessen bewußt wird, ihre Begriffe aus der verfeinerten Erfahrung ohne spitzfindige Definitionen, die ebenso unhaltbar wie nutzlos sind. Nur die mathematische Geometrie kann ein logisches Gebäude aufbauen und, wenn sie will, dafür sorgen, daß sich auch die praktischen Anwendungen darin wohl befinden. Ganz im Widerspruche damit verläßt die Schule nur schwer die alte Gewohnheit des Dozierens und des unfruchtbaren Definierens auch einfacher Erfahrungsbegriffe. Vor diesen Resten scholastischer Methodik machte die darstellende Geometrie häufig den Kotau, doch ohne daß ihre Vertreter die logische Schulung der alten Aristoteliker besaßen. Bald knackten daher die Knochen und nur mühsam hat man sich aus der Klemme gearbeitet, wo nur die Lehrbücher für Mittelschulen stecken blieben. Aber das angezeigte Buch dringt schon ein gutes Stück hervor. Der Ref. will es versuchen, ihm an einigen Stellen weiter zu helfen.

Die Grundgebilde entgehen, das ist einer von den schönen Vorzügen des Buches, leeren Erörterungen und falschen Definitionen; aber im zweiten Abschnitte steht manches Entbehrliche oder Unhaltbare über die Oberflächen und Körper. Es heißt z. B. S. 92: „Wird bei einem Prisma die Anzahl der Seitenflächen ins Unendliche vermehrt, so werden die Grundflächen zu krummlinig begrenzten Figuren und der Mantel geht in eine krumme Fläche über: aus dem Prisma wird ein Zylinder". Die krumme Linie ist jedoch der einfachere Begriff, es genügt: „Werden die Grundflächen zu krummen Linien, so . . . . ." Die zitierte Erklärung des Lehrbuches ist nicht allgemein und doch wieder zu allgemein für ein Buch, in dem nur von Zylindern mit kreisförmigen Leitlinien gehandelt wird. Die übrigens glücklich gewählte Unterscheidung der ebenen Schnitte der Pyramiden durch parallele Scheitelebenen krankt daran, daß Scheitelebenen, die sich mit einer Pyramidenebene vereinigen, nicht betrachtet werden. Auf S. 181 heißt es: „Zwei Körper, die einen Teil des Raumes gemeinsam haben, durchdringen einander." Nicht immer! Man vergleiche, wie große Werke, für Universitäten und technische Hochschulen bestimmt, solche allgemeine Sätze vermeiden; z. B. Rohn und Papperitz, darstellende Geometrie,

3. Auflage, 1. Bd., 1906, S. 121 beginnt die Lehre von den Durchdringungen mit dem Satze: „Zwei Vielflache schneiden sich — falls sie überhaupt ineinander eindringen — in einem oder mehreren räumlichen Vielecken, ...“ Die Schraubenlinie, S. 168, wird besser verständlich, wenn man sie zuerst als geodätische Linie am Rotationszylinder erklärt und erst dann ihre kinematischen Eigenschaften zeigt. Unhaltbar ist die Behauptung S. 171: „Eine Fläche ist ein geometrischer Ort, wenn alle auf ihr liegenden Punkte (Linien) oder alle ihre Tangenten (Berührungsebenen) eine Eigenschaft haben, die anderen Punkten (Linien, Ebenen) des Raumes nicht mehr zukommt“.

Noch größer sind bei solchen Lehrbüchern die Schwierigkeiten der Form. Der darstellenden Geometrie haftet eben noch mancher Rest ihres Jugendkleides an, das sie in Werkstätten und Bauhütten trug, das jedoch für die Gesellschaft exakter Wissenschaften nicht recht paßt, in der sie sich heute befindet. Sie liebt außerdem über alles die Sprache der Zeichnung und muß jede andere Sprache als Gewalt empfinden, der sie sich ungern fügt. Vieles, was schon im Grabe der Vergessenheit ruhen sollte, ist in Schiffners Lehrbuch getilgt, einiges nicht. Warum heißt es z. B. S. 105: „Wo der Schatten der Geraden den Schatten einer Erzeugenden trifft, dort decken sich ...“ statt: „Im Schnittpunkte des Schattens der Geraden und des .... decken sich ....“? Gegen zwei Dinge wird sich jeder Mathematiker wehren. Erstens gegen die Behauptung S. 100: „Viele Eigenschaften der Ellipse lassen sich auch durch Rechnung ableiten.“ Das gilt eben für alle Eigenschaften. Zweitens und besonders aber gegen den Mißbrauch der Bezeichnung „imaginär“ für solche Punkte des Schlagschattens, die optisch nicht zur Geltung kommen. Die Aufnahme der Ausdrücke: „Ordner, Grundriß, Aufriß“, ... in das Lehrbuch ist eine Tat; man kann nur eine noch konsequentere Verwendung dieser Worte wünschen. Es ist nicht nötig, einen Punkt „Raumpunkt“ zu nennen, um ihn von seinen Bildern zu unterscheiden, denn auch die Punkte der Projektionsebenen liegen im Raume und eine stilistisch unhebbare Zweideutigkeit entsteht durch die Tilgung des unpassenden Bestimmungswortes niemals. Noch einmal sei es gesagt: der Rotationskegel mit gleichseitigem Hauptschnitte soll nicht gleichseitiger Kegel heißen [1]). Auf S. 113 fehlt bei der Bezeichnung „kollinear verwandt“ die Bemerkung „in zentraler Lage“. Die Fußnote zu kollinear ist leider verunglückt. Sie lautet: „Von *com* und *linea,* d. h. in gerade Linie richten.“ Zunächst heißt es *cum* nicht *com.* Ferner hat Möbius in seinem Werke „Der baryzentrische Kalkül“ (Leipzig 1827) dieses Wort eingeführt (S. 302), um anzudeuten, daß bei der auftretenden Verwandtschaft den Punkten wieder Punkte und, was keineswegs selbstverständlich ist, drei

[1]) Sieh diese Zeischrift 1907, S. 176.

Punkten in einer Geraden wieder drei solche Punkte entsprechen *(punctis quae collineantur).* „Kollinear“ soll vorzüglich das gegenseitige Entsprechen von Geraden betonen, nicht das Einstellen von zugeordneten Punkten auf Gerade durch das Zentrum. Es hebt mehr das Liegen auf einer Geraden hervor *(collineor)* als das Richten in eine Gerade *(collineo).*

Alle diese Bemerkungen sollen der Sache dienen, doch keineswegs den Wert des vortrefflichen Buches herabsetzen. Die Methodik der darstellenden Geometrie an unseren Realschulen würde einen radikalen Ruck einfach abschütteln, sie paßt sich aber durch Gewöhnung allmählicher Verbesserung an. Schiffner fördert kräftig diesen Prozeß, vielleicht so kräftig, daß sein Buch zu langsam die Verbreitung finden wird, die ihm gebührt. Aber das Gute bleibt bestehen. Das angezeigte Buch sei jedem Lehrer zum eigenen Gebrauche, jedem Schüler zu häuslicher Arbeit, jeder Schule zur Einführung empfohlen, denn es wird allen nützen.

Vorschule der Geometrie. Ein Leitfaden für den Unterricht in der geometrischen Formenlehre an österr. Realschulen und verwandten Lehranstalten. Von Franz Schiffner, Direktor der zweiten k. k. Staatsrealschule im II. Bez. Wiens. Zum Unterrichtsgebrauche an Realschulen allgemein zugelassen (Min.-Erlaß vom 1. Juli 1906, Z. 26.374). Mit 26 Figuren im Text und einem Anhange von 163 Aufgaben. Preis geh. 70 h, geb. 1 K.

Das sehr empfehlenswerte Büchlein ist klar, anschaulich und dem Alter der Schüler vollkommen angemessen. Besonders nützlich sind die gut gewählten Fragen und Aufgaben.

Wien. Suppantschitsch.

Populäre Schriften. Von Prof. Dr. Ludwig Boltzmann. Leipzig, J. A. Barth 1905. Preis geb. 9 Mk.

Tiefe Wehmut ergreift alle Verehrer des dahingeschiedenen großen Gelehrten, wenn sie den reichen Inhalt des vorliegenden Buches durchmustern, wenn sie die geistvolle Art Boltzmanns, auch über schwierige Probleme der Physik und der letzteren verwandten Wissenschaften Licht zu verbreiten, sich ins Gedächtnis zurückrufen und sich sagen müssen, daß mit dem großen Forscher viele fruchtbringende Gedanken begraben wurden.

In dem Buche sind von Boltzmann seine populären Schriften zusammengestellt worden. Es sind teils Reden, teils populärwissenschaftliche Vorträge, Abhandlungen mehr philosophischen Inhalts, Rezensionen usw. Boltzmann hat diese populären Schriften in ihrer ursprünglichen Gestalt belassen, um ein Bild seiner Anschauungen zur Zeit der Abfassung der einzelnen Schriften zu geben.

Allgemeineren Inhaltes sind die Abhandlungen über die Methoden der theoretischen Physik, über die Bedeutung von Theorien, über die Unentbehrlichkeit der Atomistik in der Naturwissenschaft, über die Frage nach der objektiven Existenz der Vorgänge in der unbelebten Natur, über die Entwicklung der Methoden der theoretischen Physik in neuerer Zeit, über Naturphilosophie. In den Abhandlungen über Maxwells Elektrizitätstheorie, über den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie, über Energetik, über die Grundprinzipien und Grundgleichungen der Mechanik zeigt Boltzmann, wie auch ein theoretisch sprödes Gebiet des Physikers dem Verständnisse eines größeren Leserkreises nahegebracht werden kann. Mit großer Pietät gedenkt der Gelehrte in den Aufsätzen: „Gustav Robert Kirchhoff“, „Josef Stefan“, „Zur Erinnerung an Josef Loschmidt“ einiger bahnbrechenden Forscher, die auf denselben Gebieten arbeiteten wie er. Wie weitblickend Boltzmann war, welchen bedeutenden Umfang sein Wissen hatte, zeigen die Abhandlungen über Luftschiffahrt, über eine These Schopenhauers, in welchem Aufsatze er dem letztgenannten Philosophen scharf an den Leib rückt, ferner die Entgegnung auf einen von Prof. Ostwald über das Glück gehaltenen Vortrag in der Wiener philosophischen Gesellschaft (1904).

Mit welchem Humor Boltzmann begabt war, zeigt der in dem Buche an letzter Stelle aufgenommene Aufsatz „Reise eines deutschen Professors ins Eldorado“, in welchem er seine Reise nach Kalifornien beschreibt.

Das so beachtenswerte letzte Buch, das Boltzmann veröffentlichte, ist „den Manen Schillers, des unübertroffenen Meisters der naturwahren Schilderung echter, aus tiefstem Herzen kommender Begeisterung hundert Jahre nach dessen Eingang in die Unsterblichkeit“ gewidmet. Von Schiller sagt Boltzmann im Vorworte zu dem vorliegenden Buche, daß dieser auf ihn den mächtigsten Einfluß ausgeübt habe, daß er durch den großen Dichter geworden ist.

Die Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas mit besonderer Berücksichtigung der biologischen Verhältnisse.

Herausgegeben von Prof. Dr. Kurt Lampert, Oberstudienrat, Vorstand des Naturalienkabinettes in Stuttgart.

Dieses Werk, von dem bisher drei Lieferungen erschienen sind, wird in etwa dreißig Lieferungen à 75 Pf. auf 94 Tafeln 2000 Formen der Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas zur Darstellung bringen, außerdem eine Reihe von Tafeln in Schwarzdruck und mehr als 200 Seiten Text mit 65 Abbildungen enthalten. So viel die bisherigen Tafeln Schlüsse erlauben, sind die vorgeführten Abbildungen sowohl der Schmetterlinge als auch der Raupen sehr gelungen, so daß eine Bestimmung der Exem-

plare einer Sammlung unter Zuhilfenahme dieser Abbildungen sehr leicht möglich sein wird.

In der systematischen Anordnung ist der neueste Katalog von Staudinger-Rebel verwendet worden.

Die Tafeln sind so eingerichtet, daß die Raupe mit dem Futterkraute verzeichnet ist, daß ferner Raupe und Schmetterling in natürlicher Größe angegeben erscheinen, weiters die Unterschiede der Geschlechter und der Färbung der Ober- und Unterseiten der Flügel Berücksichtigung gefunden haben.

Praktische Anleitungen über Fang und Präparieren der Schmetterlinge sind gegeben worden.

Was das Werk besonders wertvoll macht, ist eine ausführliche Abhandlung über die Biologie der Schmetterlinge, die nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft verfaßt ist. Es bilden diese Partien des Buches, welche von der Anatomie der Schmetterlinge, von den Mimikryformen, den Schutz- und Schreckfarben usw. handeln, eine wesentliche Ergänzung jenes Teiles, in dem die Systematik zur Sprache gebracht wird.

Auch auf die Schädlinge unter den Schmetterlingen wird in besonderer Weise eingegangen, ebenso auf das geologische Alter derselben, die geographische Verbreitung, die Färbung und Lebensweise, die Beziehung zwischen Schmetterling und Blüte u. dgl. Der Einfluß der Temperatur auf die Puppen und die Färbung der Schmetterlinge ist auf Grund neuerer Experimentalforschungen über diesen Gegenstand gewürdigt worden.

Wie gelungen und sorgfältig die einzelnen Tafeln ausgeführt sind, zeigt in der ersten Lieferung namentlich die Abbildung der durch Raupen von Kleinschmetterlingen minierten Blätter, in der zweiten Lieferung die bildliche Darstellung des Einflusses der Temperatur, dem die Puppen ausgesetzt sind, auf die Schmetterlinge *(Vanessa polychloros* und *Vanessa antiopa)*.

Wenn man erwägt, daß auch die Darstellung des Textes eine sehr klare und übersichtliche, dabei von wahrer Wissenschaftlichkeit getragene ist, so wird man dieses Werk freudig begrüßen müssen; selbstverständlich ist es nicht in dem großen Umfange angelegt, wie die bekannten Schmetterlingswerke von Hofmann-Spuler oder von Seiz, und auch darin besteht ein Vorzug des vorliegenden Buches mit Rücksicht auf jene, welche erst in die Entomologie auf sichere Weise eingeführt werden wollen. Es kann das Werk als vortreffliches Bestimmungswerk und Handbuch für Sammler, besonders für Schüler und Naturfreunde nur bestens empfohlen werden.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur griechischen und lateinischen Lektüre an unserem Gymnasium.

Immer lauter erschallt jetzt bei uns in Österreich der Ruf nach einer Reform des Gymnasiums und zwar wird gewöhnlich eine wesentliche Einschränkung der beiden alten Sprachen oder die Abschaffung des Griechischen verlangt, also eigentlich nicht eine Reform, sondern die Beseitigung des Gymnasiums. Zur Erhaltung seiner Grundlage, des Unterrichtes in den klass. Sprachen, haben sich erfreulicherweise jetzt auch bei uns Freunde humanistischer Bildung in einem Vereine zusammengeschlossen; sie betonen in ihrem Programme u. a., daß sie jederzeit für eine gedeihliche und organische Fortentwicklung des Gymnasiums eintreten werden, wofern nur dessen Grundcharakter unversehrt bleibe. Mit Rücksicht auf diesen Teil des Programms haben drei Professoren der Grazer Universität, früher Gymnasiallehrer, die beiden klass. Philologen H. Schenkl und R. C. Kukula und E. Martinak, der Pädagogik und Philosophie lehrt[1]), dem Vereine der Freunde des humanistischen Gymnasiums die Schrift „Der Kanon der altsprachlichen Lektüre am österr. Gymnasium“ gewidmet.

Die Frage nach dem lateinischen und griechischen Lehrstoffe ist gewiß eine Hauptfrage des Gymnasialunterrichtes, allerdings weniger für die große Öffentlichkeit, wo es sich jetzt um die ungeschmälerte Erhaltung dieses Unterrichtes überhaupt handelt, als für die Fachleute, die ja immer wieder zu überlegen haben, ob das dem klass. Unterrichte im Lehrplane gesteckte Ziel noch festgehalten, ob es erreicht werden kann und wie es am besten erreicht wird. Daher ist diese Frage auch stets aufgeworfen worden. Ja, jeder Lehrer der klass. Sprachen ist alljährlich amtlich verhalten, sich mit ihr zu beschäftigen, wann er

---

[1]) F. Aly, dessen Kritik der vorl. Broschüre (N. Jahrb. 1907. II., S. 81 ff.) uns eben beim Abschlusse unserer Bemerkungen in die Hand kommt, bezeichnet irrig auch E. Martinak als Vertreter der klass. Philologie.



in den Lektionsplan für das nächste Schuljahr den zu absolvierenden Lesestoff einzutragen hat. Manche fühlen sich vielleicht hiebei nicht so sehr durch unseren Lehrplan als durch die Instruktionen eingeschränkt — ganz gegen den Geist dieser Ratschläge — und der eine oder andere mag schon bedauert haben, daß er gedrängt sei, mit den Schülern zu lesen, was ihm weniger zusage, oder daß er nicht alles vorschlagen könne, was er gerne läse. Auch öffentlich wurde die Frage wiederholt behandelt und es wurden in dieser Hinsicht von Fachmännern[1]) schon verschiedene Wünsche geäußert. Eine Fülle von Vorschlägen enthält die während des letzten d.-ö. Mittelschultages im April 1906 ausgegebene Schrift der drei Grazer Professoren. Da diese Vorschläge auch bei der n.-ö. Mittelschuldirektoren-Konferenz im Herbste 1906 Beachtung fanden (Verh. d. III. Konf. d. Dir. d. Mittelsch. i. Erzh. Österr. u. d. Enns, Wien, 1907, S. 134 ff.) und hier von einer Seite als geeignete Grundlage für eine Kanonreform hingestellt wurden, lege ich eine Reihe von kritischen Bemerkungen zu dieser Schrift vor, die ich zum Teile schon in zwei Versammlungen unseres Vereines „Mittelschule" ausgesprochen habe (Österr. Mittelsch., XXI, 66 u. 72).

I.

An der Spitze der Schrift steht ein von den drei Verfassern gezeichnetes Vorwort, auf dessen Besprechung ich hier eingehe, da sich die Verlagsbuchhandlung seine Verbreitung besonders angelegen sein ließ. Die Verfasser versichern im ersten Abschnitte zunächst, daß sie es nicht auf einen Umsturz bestehender Verhältnisse abgesehen hätten, sondern an dem Programme des Vereines der Freunde des hum. Gymn. festhalten wollten. Obwohl sie „als Mittler und Verteidiger des human. Bildungsideales" tätig seien, könnten sie den Blick nicht davor verschließen, daß seit der Begründung des neuhum. Gymnasiums, die in Deutschland in den Beginn, bei uns in die Mitte des XIX. Jahrhunderts falle, die Bedingungen des gymnasialen Lehrbetriebes andere geworden seien. Sie könnten sich der Einsicht nicht entäußern, daß durch die Errungenschaften eines Jahrhunderts, das den sieben Weltwundern des Altertums selbständige Wunderschöpfungen eigenen Geistes entgegenzustellen vermöge, auch dem Gymnasialunterrichte andere Ziele gesetzt und andere Wege gewiesen würden, als sie noch etwa 1800 für den Besitzstand jener von uns überholten Kulturepoche als berechtigt hätten angesehen werden können. Das ist die so oft gebrauchte Redensart von den Fortschritten der neuen Zeit (vgl. darüber O. Jäger, Das hum. Gymn. u. die Petition um durchgreif. Schulreform, Wiesbaden 1889,

[1]) Ich nenne z. B. nur aus der letzten Zeit W. Eymer, J. Holzer, Kam. Huemer, A. Kornitzer, R. C. Kukula, Anton Malfertheiner, Vikt. Mattel, Jak. Mayer, H. Mužik, M. Petschar, J. Rott, E. Sigall, Franz Slameczka, A. Strobl, Vikt. Thumser, W. Weinberger, K. Wunderlich. Die Kanonfrage wurde auch gerade vor dem Erscheinen der Schrift der drei Grazer in Lehrerkonferenzen besprochen, welche die n.-ö. Direktorenkonferenz vorbereiteten.

S. 58), welche wir gerade damals, als wir sie in dieser Vorrede lasen, wieder aus dem Munde Dr. J. Kleinpeters vernahmen; dieser begründete ja auf dem IX. d.-ö. Mittelschultage seine allgemein gehaltenen Reformthesen unter anderem auch mit dem Hinweise auf den enormen Umschwung aller Verhältnisse, der sich bei uns in einem halben Jahrhunderte vollzogen habe. Nur ist Kleinpeter genauer als unsere drei Verf., die zwar erwähnen, daß die Organisation unseres Gymnasiums in die Mitte des XIX. Jahrh. fällt, unmittelbar darnach aber von „noch etwa 1800“ sprechen. Es kommt so heraus, als ob wir nicht nur dadurch rückständig wären, daß wir eine Organisation aus der Mitte des XIX. Jahrh. haben, sondern noch in höherem Maße dadurch, daß bei dieser Organisation v. 1849 „Ziele gesetzt und Wege gewiesen“ worden wären, die schon damals für den „Besitzstand“ einer um ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Zeit, also für 1800, paßten. Die Wahrheit ist aber, wie allgemein zugegeben wird und wie z. B. die jüngsten Reformen in Preußen beweisen (vgl. H. Ziemer in Bethw. Jahresb. XVI (1901) VI. 18 f.), daß die Schöpfer unserer Organisation besonders in Bezug auf die Stellung der klass. Sprachen weit vorausblickten. Auch die Erwähnung der sieben Weltwunder in diesem Zusammenhange ist nicht originell. „Meine Herren“, rief Kommerzienrat Kaselowsky auf der Berl. Dez.-Konferenz 1890 (Verh. über Frag. d. höh. Unterr. 1891, S. 342), „wir leben gegenwärtig in dem Zeitalter des Dampfes, der Telegraphie und der Photographie.... Die sieben Wunder der alten Welt verschwinden gegen die Leistungen der Neuzeit“; er wollte das Gymnasium nur als Vorbereitungsanstalt für Theologen, Philologen und Archäologen erhalten wissen. Mir scheint, wie O. Jäger a. a. O., dieses Argument besonders für die Kanonreform nicht von unmittelbarer Bedeutung, so oft es auch insbesondere von denen angeführt werden mag, die dem Wahnbilde der Einheitsschule nachjagen und vielfach von dem „dem Halbgebildeten eigenen Gegenwartsdünkel“ befallen sind, „wie wir es doch seit dem Anfang des XIX. Jahrh. oder noch ferneren und barbarischeren Zeiten so herrlich weit gebracht haben“ (v. Arnim „Über den Bildungswert des griech. Unterr.“, Mitteil. des Vereines d. Fr. d. h. G., 1. Heft, S. 35).

„Was wir im Altertum suchen“, schließen die Verf. den Abschnitt, „kann nicht mehr wie ehedem bloß das Formale sein: es muß dem, was wirklich den Namen des Realen verdient, bessere (!) Rechnung getragen werden, ohne daß deswegen das Ideale aufgeopfert werden soll.“ Sie haben zwar in allen Sätzen vorher mit „unser“ und „wir“ nur sich selbst gemeint; wenn aber das, was sie hier sagen, überhaupt einen Sinn haben soll, muß das „wir“ gleichbedeutend mit „man“ sein, sowie im folgenden mit „unser Gymnasialunterr.“ nicht der der drei Verf., sondern der an den österr. Gymn. gemeint ist. Es soll also wohl heißen „Was man im Altertum heute zu suchen hat, kann nicht mehr wie ehedem bloß das Formale sein“, und da unmittelbar vorher von anderen Zielen des heutigen Gymnasialunterrichtes im Gegensatze zur Zeit der Gründung unseres neuhum. Gymn. gesprochen wurde, kann das „ehedem“ eigentlich nur von der Zeit seit 1849 und nicht von irgend einem Zeitabschnitte vorher verstanden werden. So gefaßt, schlägt aber der Satz der Wahrheit

ins Gesicht; denn wie so ziemlich jedermann bekannt ist, hat niemand mehr seit 1849 beim Unterrichte an unserem Gymnasium „bloß das Formale“ im Altertum zu suchen gehabt, da ja die formale Bildung[1]), von der bei Angabe des Zweckes unseres Gymnasiums nicht ausdrücklich die Rede ist, in den Vorbemerkungen zum Org.-Entw. v. J. 1849 nur als nebenher in Betracht kommend bezeichnet wird; es heißt dort (S. V bei Marenzeller, Normalien): „Als Hauptzweck der Erlernung der alten Sprachen ist, obwohl die durch grammatische Studien zu erwerbende formelle Bildung nicht außer Berechnung bleibt, doch die Lesung der klass. Schriftsteller angenommen, der unerschöpften Quelle wahrhaft humaner Bildung.“ Es ist demnach überflüssig zu betonen, man habe im Altertum nicht mehr bloß das Formale zu suchen, da dies längst niemandem mehr einfällt. Unklar ist auch die positive Bestimmung des neuen Zieles unserer drei Reformer. Was ist das, was wirklich den Namen des Realen verdient im Gegensatz zum Formalen und Idealen? Was ist das, was den Namen des Realen nicht wirklich oder wirklich nicht verdient? Man hat also zum mindesten bis April 1906 in unserem Gymnasialunterrichte diesem geheimnisvollen wirklich den Namen des Realen Verdienenden „schlechtere“ Rechnung getragen; das soll sich jetzt ändern, ohne daß man deswegen zu fürchten braucht, daß etwa das Ideale aufgeopfert werde. Das klingt einigermaßen beruhigend; beunruhigend ist nur die Unklarheit darüber, was eigentlich jenes wirklich Reale sein soll? Meinen die Verfasser nur die sog. Realien? Erstens hätten sie das wohl direkt gesagt und zweitens müssen sie doch wissen, daß gerade den Realien im klass. Unterr. bei uns sowie in Deutschland seit längerer Zeit sehr Rechnung getragen wird, so sehr, daß schon vor

---

[1]) In dem Artikel „Die Phrase von der formalen Bildung“ (Pädag. Archiv 1902, S. 441 f., abgedr. aus der „Nation“) beklagt sich Dr. Ed. Engel, daß er eine rechte Erklärung des Wesens der formalen Bildung, wie sie nur durch den Unterricht in lateinischer und griechischer Grammatik vermittelt werde, nirgends gefunden habe. Treffend bemerkt da H. Ziemer (B. Jahresb. XVII (1902), VI, 7 f.): „Das glauben wir ihm aufs Wort. Hätte er aber die pädag. Literatur ernstlich verfolgt, so würde er wissen, daß die weiterblickenden verständigen Philologen und nach ihnen die neuesten Lehrpläne das anrüchige Wort „formale Bildung“ wegen seiner Unbestimmtheit und Nebelhaftigkeit längst fallen gelassen haben, daß sie dafür die „logische“ oder noch zutreffender „grammatische“ Schulung einsetzen, und was „grammatische Schulung“ besagt, bedarf wohl kaum einer Definition.“ So Ziemer. Auch die drei Verfasser verstehen offenbar unter dem Formalen die grammatisch-stilistische Schulung. Wenigstens sagt Martinak (S. 22), das formale Interesse suche einerseits in Poetik und Rhetorik, andererseits in der sprachl.-formalen Schulung, in Grammatik und Stilistik, den Schwerpunkt der ganzen Unterrichtsarbeit. Es dürfte hier angemessen sein, darauf hinzuweisen, daß schon i. J. 1826 Aug. Böckh in einer Rektoratsrede gesagt hat, er würde auf den Unterricht im Lateinischen und Griechischen überhaupt verzichten, wenn er nur dazu dienen sollte, eine bloß formale Schulung zu geben. Vgl. die Worte des Dir. Dr. Kübler bei der Berliner Schulkonf. v. Juni 1900 in den Verhandl. u. Frag. d. höh. Unterr. 1901, S. 102. In dem Gutachten Küblers (S. 291) ist die Stelle aus Böckhs Rede abgedruckt.

dem Zuviel gewarnt werden mußte[1]). Die Worte der drei Verfasser verstehe ich also in demselben Sinne, wie Gymn.-Dir. Dr. Schiller auf der Berl. Dez.-Konferenz 1890 sagte (Verh., S. 430): „Unsere Jugend dürstet nach Sachen, nicht nach den Formen der Sprachen, nach den Formen der Mathematik. Ich schätze die Formen der Math. und der Sprachen nicht gering, aber sie sind es doch nicht, die unsere Jugend verlangt, sondern die jungen Leute wollen Dinge haben und diese Dinge wollen wir mehr in den Vordergrund bringen". Der Sachunterricht, meinen also wohl unsere drei Verfasser, soll noch mehr in den Vordergrund treten. Nur sei gleich hier bemerkt, daß in Preußen bis 1890 das sogenannte Formale im Gegensatze zu unserem Unterrichte in den klass. Sprachen eine größere Rolle spielte, so daß auch noch der preuß. Lehrplan v. 1891, das Ergebnis der Konferenz v. 1890, als Lehrziel des lat. Unterrichtes am Gymn. neben dem Verständnisse der bedeutenderen klassischen Schriftsteller der Römer die sprachlich-logische Schulung hinstellte — erst im Lehrplan von 1901 verschwindet dieses Lehrziel — und dann, daß Schiller nur Formen und Sachen gegenüberstellt, während wir hier das Formale, das wirklich real zu Nennende und das Ideale gesondert haben. Übrigens muß man auf den

[1]) Vgl. unsere Instrukt., 2. Aufl., S. 53. Mit Realerklärung und Anschauungsunterricht hat man unsere Schulschriftsteller schon genug beunruhigt, es kamen da mitunter recht seltsame Dinge heraus. Schon Gymn.-Dir. Buchholz wandte sich in einem Ber. auf d. Direkt.-Vers. Ost- u. Westpreußens 1892, S. 288 (vgl. A. v. Bamberg in Rethw. Jahresb. VII (1892), VII 21) gegen ein unablässiges Zerren an der Tunica oder der Toga, das Herumirren im vestibulum und im atrium, das Durchschreiten des Forum und der Akropolis, das Begucken des pilum etc., wo sich diese geliebten Sachen nur einmal wieder blicken lassen... Man verkenne die Aufgabe der Lektüre, die Gedanken zur Auffassung, die Gefühle zur Wirkung zu bringen, man verkenne den natürlichen Drang der jugendlichen Seele, nicht alte Sachen zu betasten, sondern die Ideen zu erfassen, nicht Waffen durch die Brille des Antiquars zu besehen, sondern die Taten der Helden zu hören. In ähnlichem Sinne spricht sich v. Wilamowitz aus bei Lexis, Reform d. höh. Schulw. in Preußen (1902, S. 170). Besonders bezeichnend für die gesunde Einschränkung auf diesem Gebiete ist eine Vergleichung der preuß. Lehrpläne von 1891 und 1901. In ersterem heißt es noch (S. 25): „Eine zweckmäßige Verwertung von Anschauungsmitteln, wie sie in Nachbildungen antiker Kunstwerke und in sonstigen Darstellungen antiken Lebens so reichlich geboten sind, kann nicht genug empfohlen werden." Da nun viele namhafte Gelehrte und Schulmänner wie P. Cauer, M. Schneidewin, O. Weißenfels, G. Wendt, H. Ziemer gegen die Überschätzung der Realien und den Gebrauch aller möglichen Anschauungsmittel ihre Stimmen erhoben, lautet der entspr. Absatz im neuen Lehrplan v. J. 1901 (S. 31): „Die Verwertung von künstlerisch wertvollen Anschauungsmitteln, wie sie in Nachbildungen antiker Kunstwerke und in sonst. Darst. antik. Lebens reichlich vorliegen, wird empfohlen. Die Betrachtung und Besprechung der Anschauungsmittel soll aber nicht Selbstzweck werden." *Sapienti sat.* Man beschränke sich auf das, was zum vollen Verständnis der Stelle unbedingt notwendig erscheint; vgl. übrigens Fr. Löbl „Ein Wort zur Realerklärung und zum Anschauungsunterr. in den alt. Sprachen", Österr. Mittelschule 1901, S. 39f. Nicht minder verkehrt ist es, wenn etwa bei der Maturitätsprüfung

Nachweis gespannt sein, daß das, was wirklich den Namen des Realen verdiene, jetzt bei unserem Unterrichte in den klassischen Sprachen zu wenig berücksichtigt werde und daß ein anderer Lektürekanon nötig sei, um es mehr zu berücksichtigen.

Ohne deutlichen Zusammenhang fahren die drei Verfasser im zweiten Abschnitte der Vorrede fort: „Allgemein wird zugegeben, daß Lateinschreiben und Lateinsprechen nicht mehr Ziel unseres Gymnasialunterr. sein kann." Jeder, der diese Worte liest, muß glauben, Lateinschreiben und -Sprechen sei heute noch Ziel unseres Gymnasiums und die Verf. betonten, daß nach allgemeinem Zugeständnisse dies nicht länger mehr der Fall sein dürfe. Nun müssen sie aber doch wissen, daß Lateinschreiben und -Sprechen seit 1849 nie mehr Ziel unseres Gymnasialunterrichtes (auch nicht des Unterrichtes im Lateinischen) gewesen ist, da dessen Schwerpunkt nach der Organisation von 1849 nicht einmal in den klass. Sprachen liegt, und daß die Organisation im Anfange wiederholt gegen die in Schutz genommen werden mußte, die über Vernachlässigung des Lateinschreibens und Lateinsprechens klagten, vgl. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1858, S. 112, 134. In unserem Lehrplan erscheint allerdings als Ziel des Lateinunterrichtes im O.-G. neben der Kenntnis der röm. Literatur in ihren bedeutendsten Erscheinungen und in ihr des röm. Staatslebens auch die Erwerbung des Sinnes für stilistische Form der lat. Sprache und dadurch mittelbar für Schönheit der Rede überhaupt[1]); wie dies aber zu verstehen ist, zeigen die In-

---

ohne jeden Zusammenhang mit der vom Kandidaten übersetzten Stelle Realien geprüft werden. Aus dem Berichte über die Sitzung der Bukow. Mittelschule vom 17. November 1906 (abgedruckt in der Zeitschrift „Österreichische Mittelschule" XXI (1907), S. 122 ff.) ersehe ich, daß Prof. Winter in einem September 1906 in Graz gehaltenen Ferialkurse für Mittelschullehrer über das Verhältnis von Archäologie und Schule vorgetragen (ähnlich wie Prof. Reisch, Weihnachten 1905) und sich dabei an das Kanonbuch seiner Kollegen angeschlossen hat. Mit Recht hat Koll. Löbl in jener Versammlung diesen Anschluß Winters bedauert. Winter hat übrigens so gesprochen, als ob wir bei der Klassikerlektüre Zeit hätten, Archäologie zu treiben. Bei unserem Stundenausmaß muß sich gerade der archäologisch vorgebildete Lehrer besonders zurückhalten.

[1]) In Verkennung dieses Zieles redet man merkwürdigerweise auch sonst immer noch vom Lateinsprechen und verlangt auch in Hinsicht darauf eine Einschränkung des Unterrichtes. So sagt z. B. Osk. Hantschel in seinem am 2. Dez. 1905 im Vereine „Mittelschule f. Oberösterr. und Salzburg" in Linz gehaltenen Vortrage, zugleich einem Berichte über die Ferialfortbildungskurse in Graz, insb. eines Kollegs Martinaks „über neuere Strömungen auf dem Gebiete der Pädagogik" (Österr. Mittelsch. XX, 1906, S. 221): „Ich denke, daß es heute doch mehr zur allgemeinen Bildung gehört, daß man weiß, was Röntgenstrahlen sind, daß man das einfache Prinzip der Telegraphie ohne Draht versteht u. vieles Ähnliche mehr, als daß man, wie es früher (!) angestrebt wurde, frei eine lateinische Rede halten kann." Ja, wissen denn die Gymnasiasten nicht das alles? Wer bezweifelt denn überhaupt, daß das mehr zur allg. Bildung gehört, als eine lat. Rede halten zu können, was man vielleicht vor 1849 verlangte? „Ich bin also der Ansicht", sagt derselbe Redner später (S. 222),

struktionen v. J. 1849. Dort lesen wir (S. 101 des Abdruckes v. J. 1879): „Die lateinische Sprache ist eine geraume Zeit hindurch der wesentliche und fast der ausschließliche Gegenstand des Gymnasialunterrichtes gewesen.... Jene Ausschließlichkeit... hat auf den Gymnasien weichen müssen und ist wirklich längst gewichen, und (S. 116): „Die Übung im Gebrauche der lateinischen Sprache zum Ausdrucke eigener Gedanken —" das bezeichnet man gewöhnlich als Lateinschreiben und -Sprechen — „hat ihren Wert als allgemeines Bildungsmittel verloren und kann deshalb nicht Forderung an das Gymnasium oder des Gymnasiums an seine Schüler sein." Also was soll es heißen, noch immer von Lateinschreiben und -Sprechen so zu reden, als wenn es jemand bei uns triebe oder getrieben wissen wollte? Hätten unsere drei Verf. geschrieben: „Allgemein wird zugegeben, daß Lateinschreiben und Lateinsprechen, das schon seit der Gründung unseres neuhumanistischen Gymnasiums nicht mehr Ziel des Unterrichtes war, dies auch heute nicht sein kann", so wäre das zwar überflüssig, aber doch klar und richtig gewesen. Wollte man etwa einwenden, unter Lateinschreiben sei vielleicht die Hinübersetzung zu verstehen, so müßte man erstens erwidern, die Reformer hätten sich eben deutlich ausdrücken sollen, wie z. B. K. Kromayer („Gedanken über die Gestaltung des griech. Unterr......" Neue Jahrb. 1902, II, S. 282) sagt: „Weniger die lat. Schriftsteller haben es dem Schüler angetan, sondern der Druck, der infolge der bevorstehenden Reifeprüfung auf die Abfassung eines Lateinscriptums (ich sage nicht auf das Lateinschreiben; denn dies ist mit der Abschaffung des lat. Aufsatzes beseitigt) gelegt wird." Und zweitens war weder noch ist das Hinübersetzen seit 1849 Ziel des Gymnasialunterrichtes, es ist lediglich Mittel, das Ziel des Lateinunterrichtes, verständnisvolles Lesen der Autoren, zu erreichen. Wollte endlich jemand glauben, die Verf. hätten mit „Lateinschreiben" unsere deutsch-lat. Maturitätsarbeit gemeint, so müßte man sagen, sie hätten nicht vom Ziele des Gymnasialunterr., sondern von einer Teilzielforderung der Maturitätsprüfung aus der lat. Sprache reden sollen. Noch weniger kann angenommen werden, daß die Verf. mit „Lateinsprechen" die kindlichen Sprechversuche meinen, die unsere Instruktionen (v. 1900) beim gramm. Elementarunterr. als „Übungen im Lateinsprechen" (S. 35) bezeichnen, geradeso wie man doch die lat. Rekapitulation gelesener Stücke, die die Instruktionen (S. 78) empfehlen, nicht als Lateinsprechen hinstellen kann, ohne sich lächerlich zu machen. Jene Worte der drei Verf. hätten nur

„daß (vorderhand bloß fürs Gymnasium gesprochen) Latein- und Griechischunterricht erhalten bleiben soll, aber eingeschränkt werden kann; denn die Zielfrage dieses Unterrichtes ist heute eine andere als vor Jahrzehnten oder Jahrhunderten. Wir brauchen heute keine perfekten Lateinredner..." Wann wird man endlich davon abkommen, wenn man von der Reform des heutigen Gymnasiums spricht, von einem Zustande auszugehen, der durch die Organisation von 1849 beseitigt wurde? Interessant ist übrigens, daß O. Willmann vor kurzem vorgeschlagen hat, das Latein in begrenztem Maße wieder zur Unterrichtssprache zu machen, da es geeignet sei, als internationale Vermittlungssprache zu dienen, vgl. Öst. Mittelsch. 1903, S. 435 ff.

dann einen Sinn, wenn bei uns heute noch dieselbe Einrichtung bestünde wie in Preußen bis 1891 [1]), so aber müssen sie bei Leuten, die nicht wissen, daß wir schon 1849 so weit waren, Mißverständnisse hervorrufen.

Wieder ohne deutlichen Zusammenhang fahren die drei Verf. fort: „Heute wird der altsprachliche Unterricht seine Existenzberechtigung vor allem dadurch erweisen müssen, daß er sich als unentbehrlich für die Erreichung allgemeiner, d. h. vereinter sachlicher und formaler Bildung dartut. Dieser Nachweis wird von unserer dem Dogmatismus abholden und dem Utilitarismus huldigenden Zeit mit vollem Recht verlangt und läßt sich unschwer erbringen.“ Hätten die Verf. statt „für die Erreichung a. B.“ geschrieben „für die allg. B.“ und dies von der Gesamtheit verstanden, d. h. hätten sie behauptet, der altsprachliche Unterricht müsse zeigen, daß auch die heutige Zeit nicht auf ihn verzichten könne, weil es auch heute noch klass. Gebildete geben müsse, dieser Bildungstypus also noch unentbehrlich sei, so würde man ihnen ohneweiters zustimmen. Da sie aber von „Erreichung allg. B.“ sprechen, sagen sie damit, der altsprachliche Unterricht müsse, um existenzberechtigt zu sein, beweisen, daß er für den unentbehrlich sei, der allg. Bildung erreichen wolle. Das zu beweisen hat aber der altspr. Unterr. glücklicherweise nicht nötig. Ich sage „glücklicherweise“; denn wenn das, was die Verf. behaupten, richtig wäre, hätte der altspr. Unterricht keine Existenzberechtigung mehr, da er seine Unentbehrlichkeit für jeden, den wir heute allgemein gebildet nennen müssen, nicht zu beweisen imstande wäre. Heute muß jeder zugeben, daß einer, auch ohne altsprachlichen Unterricht genossen zu haben, unter Umständen allgemein gebildet genannt werden muß, während so manche, die viele Jahre lang altsprachl. Unterr. genossen haben, nicht dafür gelten können [2]). Der altsprachliche

---

[1]) Erst durch die Berliner Dezember-Konf. v. 1890 und die darauffolgende Änderung der preuß. und anderer Lehrpläne wurde in Deutschland Lateinsprechen und -Schreiben als Selbstzweck beseitigt, bis dahin hatten die Gymnasien das Lateinsprechen betrieben und der freie lat. Aufsatz war Zielforderung der Reifeprüfung. Als aber die Lehrpläne v. 1891 eine Zeitlang im Gebrauch waren, erklärte kein anderer als Virchow im preuß. Abgeordnetenhause (13. März 1899), als Lehrer wie als Examinator habe er die Überzeugung gewonnen, daß Deutschland sich in einer Periode des entschiedenen Niederganges der allgemeinen Bildung der höheren Schüler befände. Dieser Niedergang hänge zusammen mit dem Verfalle derjenigen Grundlagen, auf welchen seit ein paar Jahrhunderten die ganze deutsche Bildung geruht habe: der klassischen. Ein besonderer Grund dieses Verfalles aber sei das Zurücktreten — der Grammatik. Weder in den alten noch in den modernen Sprachen werde genug Grammatik gelernt. Da dieselbe Beobachtung fast allgemein von den Lehrern der Gymnasien gemacht worden war, wurde durch die Reform v. 1901 der grammat. Unterricht der klass. Sprachen wesentlich verstärkt; die 6 Stunden z. B., die das Lateinische mehr erhielt, kamen ausschließlich der Grammatik zugute.

[2]) Bekanntlich geht Fr. Paulsen noch weiter. „Der klass. Unterricht“, sagt er in der Gesch. des gel. U. II², S. 656, „ist nicht mehr der einzige Weg zu humanistischer Bildung; es gibt heute Bildungsmittel, die auch für die schulmäßige Behandlung dasselbe, und wie die Dinge liegen, in vielen Fällen mehr zu leisten imstande sind.“

Unterricht ist auch existenzberechtigt, wenn er sich als besonders nützlich, um nicht zu sagen, in erster Linie geeignet dartut für die Erreichung allgemeiner Bildung. Die drei Verf., die im ersten Abschnitte, der Errungenschaften des XIX. Jahrh. bewußt und von modernem Geiste erfüllt, alle vorangehenden Jahrhunderte gleichsam in die Schranken forderten, sie nehmen jetzt den unmodernen Standpunkt ein, den kaum die verbissensten Altphilologen mehr festhalten werden, daß der Weg zur allgemeinen Bildung unbedingt durch die klassische Philologie gehen müsse. Übrigens hat H. Schenkl den von den drei Verf. hier eingenommenen Standpunkt, wie er an anderer Stelle der Schrift (S. 35) selbst sagt, nie festgehalten. Seiner Ansicht nach sollen die Realschulabsolventen ohneweiters zu den naturwissenschaftlichen Fächern der philosoph. Fakultät wie zu den medizinischen Studien zugelassen werden; er wird doch nicht all diesen Hörern mit der Zulassung zur Universität die Möglichkeit absprechen wollen, allgemein gebildete Menschen zu werden, auch ohne erst Latein und Griechisch nachlernen zu müssen. Unsere drei Verf. widersprechen sich nicht nur selbst, sondern auch den Grundsätzen des Vereines, dem sie ihr Buch gewidmet haben. Denn dieser betont in seinem Programme, daß er andere, ebenso berechtigte Schultypen und Bildungsrichtungen nicht bekämpfen oder beseitigen wolle, da nicht die Einheit, sondern die Vielheit der Bildungswege den modernen Kulturbedürfnissen entspreche, und v. Hartel hat in einem von den Verf. erwähnten Artikel, in dem er die Gründung des Vereines begrüßte („Neues Wiener Tagblatt“ vom 24. Dezember 1905) die Realschule ausdrücklich als eine in ihrer Art „allgemein bildende Anstalt“ anerkannt. Wir wollen also „unter Vermeidung der bei der Diskussion von Bildungsfragen üblichen Überschwenglichkeit die Grenzen sachlicher Erwägung nicht verlassen“ (v. Hartel a. a. O.) und uns nicht mit den drei Verf. in schwärmerischen Übertreibungen ergehen.

Die Verf. hielten es auch für nötig, den Begriff „allgemeine Bildung“ zu erklären; leider ist diese Erklärung zu eng. Die allgemeine Bildung ist die vereinte formale, sachliche und ethische Bildung; die letztere kann nicht fehlen, insbesondere hier nicht, weil die drei Verf. im ersten Abschnitte formal, real und ideal unterschieden haben. Dort haben sie versprochen, das Ideale nicht aufzuopfern, hier haben sie es schon vergessen. Daß aber das Ideale in der allgemeinen Bildung die die Hauptsache ist, bedarf keines Beweises und der Wert der klassischen Studien besteht nicht so sehr in der formalen Bildung, nicht so sehr in der Aneignung gewisser Realien, als eben darin, daß sie in besonderem Maße eine ideale Weltanschauung vorbereiten; denn harmonische Geistes- und Charakterbildung ist, wie immer wieder betont werden muß, Ziel des Unterrichtes in den klass. Sprachen, während die formale Schulung und Aneignung gewisser Kenntnisse nur Mittel zum Zwecke sind. Darum schärft auch der Min.-Erl. vom 30. September 1891, auf den sich unsere Gymnasialreform i. J. 1891 beschränken konnte, den Lehrern ein, aus der philosophischen Betrachtungsweise des klass. Altertums heraus dem Unterrichte eine lebendige Darstellung zu geben und ihn so zu voller

erziehlicher Wirkung zu bringen, also „den innersten und anregungskräftigsten Geist des Altertums hervorzukehren“ (Weißenfels, Kernfragen 1901, S. 39).

Der Nachweis von der Unentbehrlichkeit des altsprachlichen Unterrichtes für die Erreichung allgemeiner Bildung wird also glücklicherweise von unserer Zeit noch nicht verlangt; er läßt sich auch nicht nur nicht „unschwer“, sondern überhaupt nicht erbringen. Unsere drei Verf. sagen zwar: „Darin, daß das Altertum jene innige Vereinigung von sachlicher und formaler Bildung in einziger, auch heute noch nicht übertroffener Weise besessen hat und daß seine Kultur, von den Hellenen geschaffen und von den Römern über ihr Weltreich verbreitet, nach wie vor(!) Ursprung und Wiege unserer heutigen Kultur geblieben ist, gerade darin beruht der Wert unserer Kenntnis des antiken Lebens und der vielfältigen Formen, in denen es zum Ausdruck kommt.“ Aber mit solchen Redensarten kann man gerade denen nichts beweisen, denen man etwas beweisen möchte. Denn selbst wenn sie es glauben sollten, daß das Altertum jene innige Vereinigung in einziger Weise besessen habe, selbst wenn sie zugeben sollten, daß die antike Kultur Ursprung unserer heutigen sei[1]), so werden sie meinen, daß man sich die formale Bildung auch an einer modernen Sprache aneignen und die sachlichen Kenntnisse des antiken Lebens und seiner Formen aus Übersetzungen und modernen Werken über die Antike gewinnen kann (vgl. z. B. Fr. Paulsen bei Lexis, Reform, S. 35 ff.) im Gegensatze zu den drei Verf., die fortfahren: „Der antike Schriftsteller ist der berufene Vermittler dieser Kenntnis und seine Lektüre im Originaltext hiezu ebenso unerläßlich, wie etwa das Studium einer Symphonie nur nach der Partitur, nicht nach einem Klavierauszuge, das Studium der Anatomie nur nach der Natur, nicht nach künstlichen Modellen zum richtigen Kennen und Können führen wird.“ Diese Vergleiche sind gewiß treffend und schön, und derjenige, der sie in der letzten Zeit geprägt hat, Th. Zielinski in dem ganz wunderbaren Buche „Die Antike und wir“, S. 47 f., wollte eben durch sie darauf hinweisen, daß man durch das Lesen von Übersetzungen allein nie dazu kommen kann, in den Geist der Antike völlig einzudringen, daß nur durch die Beschäftigung mit dem antiken Autor selbst der Same in das Herz des Jünglings gesenkt wird, der aufgehen soll in dem Herzen des Mannes. Das Sachliche aber oder „das, was wirklich den Namen des Realen

---

[1]) Der Ausdruck „nach wie vor Ursprung und Wiege unserer Kultur geblieben ist“ ist mir nicht ganz klar. Niemand wird es dagegen auffallend finden, wenn Zielinski die Antike als Wiege unserer Ideen oder Elter die Renaissance als Wiege, das klassische Altertum als Mutter der modernen Wissenschaft bezeichnet. Daß die heutige Kultur aus der historischen Überlieferung allein zu begreifen sei, leugnet z. B. Slaby (auf der Berliner Juni-Konferenz 1900) und Aug. Waldeck schreibt (bei Lexis, Reform, S. 143): „Wir besitzen jetzt, namentlich seit der Entwicklung des vorigen Jahrhunderts eine eigene Kultur, die, wenn auch durch das Altertum beeinflußt, doch wesentlich in christlichen und germanischen Anschauungen wurzelt und fast auf allen Gebieten an Umfang und Tiefe über jenes hinausgewachsen ist.“

verdient", kann man auch aus Übersetzungen lernen, die man zur Ergänzung des Gelesenen empfehlen wird, wenn sie gut sind. „Es leuchtet ein", sagt O. Weißenfels im Handbuch für Lehrer höherer Schulen (1905), S. 243 f., „daß von dem Politischen und Kriegsgeschichtlichen eine nicht bloß breite, sondern auch gründliche Kenntnis gewonnen werden kann auch durch Darbietungen in deutscher Sprache. Dasselbe gilt von den Realien und sog. Antiquitäten .... Positives Wissen über alles, was das äußere private und öffentliche Leben der Griechen und Römer betrifft, kann also auch der des Lateinischen und Griechischen Unkundige in Hülle und Fülle erwerben.... Außer dem sachlichen Gewinne bedeutender, auf den Kern und die Hauptformen des Lebens zielender Gedanken soll von dem Schüler die in der Sprache selbst sich wiederspiegelnde Art der Alten zu denken, zu empfinden, sich das Göttliche und Menschliche zurecht zu legen halb instinktiv, halb mit hellem Bewußtsein erfaßt werden." Wenn also die drei Reformer nur eine stärkere Betonung des wirklich real zu Nennenden verlangen, scheinen sie ein falsches Ziel vor Augen zu haben.

Von diesem Gesichtspunkte aus nun, der durch die komplizierten Bildungsansprüche der Gegenwart gegeben und begründet sei, sehen sich die drei Verf., wie sie im dritten, gesperrt gedruckten Abschnitte betonen, vor die unabweisbare Frage gestellt, ob unser Lektürkanon, um den mehr oder weniger (!) erweiterten Aufgaben des modernen Unterrichtes zu genügen, einer Erneuerung bedürfe. Hiebei bezeichnen sie unsern Kanon, wie er im Org.-Entwurf schließlich seine feste Prägung erhalten habe, als Ergebnis und Abschluß einer langen, wechselvollen Entwicklungsreihe. Auch dem kann man, wenn man es genau nimmt, nicht beistimmen. Unser Lektürkanon ist in voller Kenntnis und Berücksichtigung der gesamten altklassischen Literatur nach den Grundgedanken zusammengestellt worden, die für die Gründung des neuen Gymnasiums maßgebend waren. Natürlich ist dieses das Ergebnis einer Kulturentwicklung, aber der Lektürekanon ist nicht aus den früheren abgeleitet. Wenn man ein neues Lehrziel aufstellt, geht man den gesamten Stoff, der in Betracht kommen kann, mit Rücksicht auf dieses Lehrziel durch und nicht bloß den, der zur Erreichung eines anderen Zieles bisher behandelt wurde.

Im vierten Abschnitte schließen nunmehr die Verf. mit der Versicherung, daß sie, getragen von dem lebhaften Wunsche, für eine organische Fortentwicklung unseres Gymnasiums auf unversehrter Grundlage seiner bisherigen bewährten Organisationsbestimmungen ihr Scherflein beizutragen, keinen Anstand nehmen, sich gleich hier für eine zwar maßvolle, aber auch von kleinlichen Bedenken unberührte, ihres Zieles bewußte Reform des altsprachlichen Lesestoffes auszusprechen. Diese Reform wolle nur den Betrieb der alten Sprachen mit den gerechtfertigten Ansprüchen einer neuen Zeit in Einklang bringen und stelle im übrigen nicht mehr als eine rein methodische Maßnahme dar, die den Apparat des philologischen Unterrichtes bloß insoweit zu verbessern habe, als (!) beim erdkundlichen Unterrichte periodische Auswechslung des Karten- und Bildermateriales oder in den naturwissenschaftlichen Disziplinen fort-

währende Ausgestaltung der Kabinette und Laboratorien und Korrektur der Anschauungsmittel[1]) seit jeher als selbstverständliche Notwendigkeit betrachtet worden seien.

Da die drei Reformer im ersten Abschnitte von anderen, also neuen Zielen gesprochen haben, wundert man sich, wenn man hier liest, daß die Kanonreform auf unversehrter Grundlage der bisherigen bewährten Organisationsbestimmungen unseres Gymnasiums aufgebaut werden soll. An und für sich sind diese Worte allerdings zweideutig, denn sie können entweder bedeuten „auf der Grundlage für die Organisations-Bestimmungen“ oder „auf der Grundlage, welche die Organisations-Bestimmungen bilden“. Zeigt schon das Epitheton „bewährt“, daß die Verfasser die letztere Auffassung wünschen, so wird dies zweifellos, wenn man dann von Schenkl (S. 43) vernimmt, daß er im großen und ganzen auf dem Boden des Organisations-Entwurfes stehe, weil er über die Gesichtspunkte, die seinerzeit für diesen maßgebend waren, nicht wesentlich hinausgekommen sei. Wer aber dem Gymnasialunterrichte neue Ziele setzt, ändert eine wesentliche Organisations Bestimmung; wer die Organisation beibehält, darf wieder nicht verkünden, daß er in neuer Zeit neue Ziele setze. So erscheint denn diese Vorrede als stellenweise unklar und widerspruchsvoll, ja einzelnes ist geeignet, bei solchen, die unsere Organisation nicht oder nicht genau kennen, schädliche Mißverständnisse hervorzurufen.

Man erwartet nunmehr von dem Buche selbst zunächst die Präzisierung der vom modernen Zeitgeiste verlangten neuen Ziele, dann den Nachweis, daß diese an die Stelle der bisherigen zu setzen sind und daß unser bis heute geltender Lektürekanon zur Erreichung dieser neuen Ziele nicht oder nicht so geeignet ist wie der neue Kanon.

(Fortsetzung folgt.)

Wien. Dr. Friedrich Ladek.

---

[1]) Durch den Vergleich mit der Verbesserung der Anschauungsmittel und der Ausgestaltung der Kabinette und Laboratorien wird man auf den Gedanken gebracht, die Verf. wollten Vorschläge machen, wie im altsprachlichen Unterrichte das vorgeschriebene Lehrziel durch größere Rücksichtnahme auf die Fortschritte der gelehrten Forschung bei der Interpretation der einzelnen Klassiker und durch bessere Ausnützung oder Herstellung von Anschauungsmitteln erreicht werden könnte. Dieser Annahme widerspricht aber schon der Titel des Buches; übrigens wäre da nichts zu reformieren. Denn die Lehrer müssen wohl — jeder nach seinen Kräften — den Apparat des philologischen Unterrichtes unablässig verbessern, indem sie bei der Interpretation der Autoren die Fortschritte der Altertumswissenschaft wie der Herstellung der Anschauungsmittel berücksichtigen.

Dr. Alexander Fraenkel, Einige Betrachtungen über den ärztlichen Beruf. Wien, Braumüller 1907. 39 SS.

In einer Zeit, wo sich nur allzu häufig Borniertheit und öder Utilitarismus mit noch niedrigeren Instinkten verbünden, um das humanistische Gymnasium nach seiner Idee und wirklichen Leistung herabzusetzen, ist es überaus erfreulich, wenn ein Vertreter der medizinischen Wissenschaft innerhalb eines Gedankenganges, der volle Objektivität des Urteils verbürgt, sich veranlaßt sieht, seinen Berufsgenossen die Unentbehrlichkeit der humanistischen Vorbildung einzuschärfen. Fraenkel ist Professor der Chirurgie und widmet diese Studie seinem Lehrer Billroth.

Im ersten Abschnitte beleuchtet der Verf. die Motive, die im praktischen Leben für die Berufswahl entscheidend zu sein pflegen, und bedauert, daß nur die Minderzahl der Menschen vor eine wirklich freie Wahl gestellt ist; und nur selten gebe die nach einer bestimmten Richtung ausgesprochene intellektuelle und ethische Veranlagung den Ausschlag. Der zweite Abschnitt bringt eine feinsinnige Analyse der „qualifizierten Anlage zum ärztlichen Beruf“, über den der beherzigenswerte Ausspruch gefällt wird, daß es keinen anderen Stand gebe, „bei dem alles rein menschliche und berufliche Denken so sehr von den Interessen der anderen durchdrungen sein muß, wie der ärztliche“. Der Beruf des Erziehers, somit auch des Lehrers, darf wohl denselben Charakter für sich in Anspruch nehmen.

Der dritte Abschnitt handelt von der Vorbereitung für das ärztliche Berufsstudium. Wiewohl man zum Arzte nicht minder als zum Philosophen und Dichter geboren sein müsse, könne doch die „qualifizierte Anlage“ durch den vorbereitenden Bildungsgang ebenso leicht gehemmt als gefördert werden. Daher müsse man zu der Frage Stellung nehmen, ob die heutige Gymnasialbildung für die ärztliche Berufsbildung als geeignete Vorstufe gelten kann. Sorgfältig werden nun die Zwecke des Gymnasiums und der Realschule gegen einander abgewogen und die Antipathien gegen das erstere aus den die Gegenwart beherrschenden geistigen Strömungen abgeleitet. Immerhin seien z. B. die drei hervorragenden Physiologen Brücke, Dubois-Reymond und Fick kräftig für die gymnasiale Vorbildung eingetreten. Es sei zuzugeben, daß unsere heutige Jugend unter weit schwierigeren Bedingungen für das praktische Leben und den künftigen Beruf vorbereitet wird, als es noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Fall war. „In dieser Hast nach Betätigung, bei diesem Drange, sich zu bewähren, wurde der Blick namentlich dafür geschärft, was raschen Erfolg und sicheren, greifbaren Nutzen gewährt. Es kann nicht geleugnet werden, daß diese Zeitströmung hervorragende, ja bewunderungswürdige neue Werte geschaffen. Diese kamen nicht nur dem Individuum zu statten, sondern förderten auch bedeutende allgemeine Interessen und der klare Blick nach beiden Richtungen ist ja dasjenige, was den „modernen Menschen“ besonders charakterisiert“. Auf allen Lebensgebieten hat unser naturwissenschaftlich-technisches Zeit-

alter mit seinen praktischen Tendenzen die einschneidendsten Erfolge aufzuweisen; natürlich offenbart sich diese hohe und allseitige Entwicklung des „Könnens" auch innerhalb des Berufes des Mediziners. Aber bei alledem darf eines nicht übersehen werden: die erstaunlichen Erfolge unseres praktischen und technischen Könnens wurden nur möglich auf dem Grunde des entsprechenden Wissens, dieses aber entspringt der stillen, selbstlosen, von utilitaristischen Erwägungen unbeeinflußten Arbeit des wissenschaftlichen Forschers, dem es sich vor allem um die Theorie handelt; die wichtigsten Voraussetzungen sind aber für solche Arbeit wissenschaftlicher Sinn und wissenschaftliche Methode. Das moderne Leben, meint Fraenkel, sei gerade in seinen charakteristischen Erscheinungen auf jene rein geistige Arbeit gegründet, welche die Erkenntnis um ihrer selbst willen sucht; dazu aber bedürfe es einer besonderen Vorbildung und diese gewähre nur eine solche „Erziehungsanstalt", die nicht von vornherein Fachschule sein will, sondern Wertschätzung und Verständnis für solche Bestrebungen großzuziehen vermag, welche sich die Erkenntnis an und für sich, ohne die Rücksicht auf praktische Verwertung und ökonomische Ausnützung zum Ziele setzt. Auch „der ärztliche Adept" könne gar nicht früh genug dazu erzogen werden. Den auf das rein Objektive gerichteten Gebrauch des Intellektes zu fördern, ist Aufgabe des medizinischen Fakultätsstudiums, die Fähigkeit dazu muß den jungen Ärzten mitgegeben werden, sollen sie nicht Gefahr laufen, dem Handwerk und der Routine zu verfallen. Zur Heranziehung jenes Intellektes „dient aber an der Mittelschule, wie kaum ein anderes Mittel, der durch Lektüre vermittelte Einblick in das Wesen der griechischen Kultur".

Aus den bezeichneten Gründen stimmt der Verf. für die Aufrechterhaltung des humanistischen Gymnasiums als Vorstufe des medizinischen Studiums und somit für Beibehaltung des Griechischen und Lateinischen. Übrigens habe sich das österreichische Gymnasium auch den Bedürfnissen des modernen Lebens angepaßt und dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichte den entsprechenden Raum gewährt. Daß der Idee keineswegs immer die Ausführung entspricht, liege an dem „Völkerchaos" unseres Reiches, m. a. W. an der allzu großen Verschiedenheit der Bedingungen gleichmäßigen Gelingens. „Es wäre im hohen Grade beklagenswert, wenn die Agitation, die sich gegen das Gymnasium und dessen Lehrplan richtet, einen Erfolg zu verzeichnen hätte wegen übler Erfahrungen, die nicht in der Institution des Gymnasiums selbst, sondern in Mißbräuchen begründet sind, weil diese altehrwürdige Bildungsstätte vielfach zum politischen Instrument geworden ist und endlich, weil der Lehrplan des Gymnasiums und sein Lehrziel von vielen Gymnasialprofessoren mißverstanden wird."

Den Schluß der dankenswerten Betrachtung bildet eine gedrängte Übersicht über die Gründe, warum die griechischen Originale durch keine Übersetzung ersetzt werden können, sowie der Nachweis, daß die griechische Kultur keineswegs eine vorwaltend geistige und ästhetische war,

daß vielmehr auch die empirischen Wissenschaften den griechischen Denkern tief verpflichtet sind. — —

Was durch Prof. Fraenkels Mund die Medizin von dem Gymnasium auch fernerhin erwartet, wird wohl noch von manchem anderen Berufe gelten. Gewiß führt die natürliche Entwicklung des Mittelschulwesens nicht zur Schablonisierung, sondern zu immer weiter gehender Differenzierung der Schultypen; innerhalb dieser Reihe wird das humanistische Gymnasium stets seinen Platz behaupten und es wird seine Aufgabe umso besser erfüllen, je weniger Elemente es aufsuchen, die seiner in dem von Fraenkel entwickelten Sinne gar nicht bedürfen. Was lehrt das übereinstimmende Verfahren fast aller europäischen Staaten, wie sich jedermann aus Ewald Horns 1906 erschienenen Buche überzeugen kann? Die humanistische Vorbildung wird als unentbehrlich gelten, solange die Natur des menschlichen Geistes und die Vorbedingungen für gewisse Funktionen im Staats- und Gesellschaftskörper dieselben bleiben.

Wien. Ant. v. Leclair.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Dr. Edmund Lange, Sokrates. Mit einem Titelbilde. Gütersloh, Bertelsmann 1906. 72 SS. Preis 1 Mk. (Gymnasial-Bibliothek 43. Heft).

Der Verf. behandelt „den edelsten Vertreter des Griechentums" und bietet den Schülern der Oberklassen reichlich Belehrung und Anregung. Der Stoff ist in sechs Abschnitte gegliedert, klar und verständlich dargestellt. Der 1. Abschnitt gibt eine gute Übersicht über den Entwicklungsgang der griechischen Philosophie bis auf Sokrates, der als Schlußglied einer langen Reihe von Vorgängern, zugleich aber als der verheißungsvolle Anfangspunkt einer neuen Entwicklung erscheint. Die Abschnitte 2—5 behandeln die Quellen für das Leben, die Persönlichkeit und die philosophischen Anschauungen des Sokrates, der der Form nach als Dialektiker, dem Wesen nach vorwiegend als Ethiker erklärt wird. Besonders gelungen erscheint dem Ref. der 6. Abschnitt: Die unvollkommenen Sokratiker und das spätere Nachleben des Sokrates; wir erfahren, wie viel sich die Kirchenväter mit Sokrates beschäftigten, wie die bedeutendsten Männer des XVIII. Jahrh. in Sokrates nicht bloß einen der edelsten Männer des Altertums, sondern einen Heiligen sahen und mit Verehrung zu ihm aufblickten. Gewiß kann sich jeder Jüngling durch Sokrates geistig und sittlich gefördert fühlen. Möge das mit Wärme geschriebene Buch recht viele Leser unter der studierenden Jugend finden!

Wien. Dr. Johann Oehler.

Dr. Richard Raithel, Maturitätsfragen aus der allgemeinen Geschichte. Wien, Braumüller 1906. 239 SS.

Der Inhalt des vorliegenden Buches beruht auf dem Material der Lehrbücher der allgemeinen Geschichte von Bauer, Zeehe, Gindely-Mayer und Woynar, denen es gelegentlich sogar im Wortlaute folgt. Es soll nach der Meinung des Verf. in 66 Fragen den Kandidaten so weit bringen, daß er „zur Prüfung mit dem Bewußtsein gehen kann, den geschichtlichen Stoff unter die wichtigsten leitenden Gesichtspunkte zusammengefaßt zu haben". Bei der relativ geringen Zahl von Fragen ist es begreiflich, daß es hie und da nicht ohne einige Gewalt

abgeht und einigen recht umfangreichen Fragen wieder etwas gar dürftige gegenüberstehen. Im allgemeinen sind die Gesichtspunkte, von denen einige schon der Darbietung des historischen Lehrstoffes in den oben genannten Büchern zur Grundlage dienen, gut gewählt. Wird es aber für den Kandidaten wirklich notwendig sein, zu diesem Hilfsbuch zu greifen, da doch der Lehrstoff den Instruktionen gemäß auf der Oberstufe unter der Leitung des Lehrers ohnehin wiederholt einer Umarbeitung nach immer neuen Gesichtspunkten unterzogen wird?

Wien. Dr. Roman Hödl.

Dr. E. Dennert, Biologische Notizen. Ein Hilfsbuch für botanische Selbstbeobachtungen auf Spaziergängen und Exkursionen. Leipzig, Verlag von K. G. Th. Scheffer.

Das Büchlein ist für Lehrer und Laien geschrieben, für letztere insbesondere deshalb, weil sie bei oft großer Vorliebe für die Botanik der Biologie kein Verständnis entgegenbringen. Wegen des handlichen Formates kann der Pflanzenfreund bei seinen Spaziergängen dasselbe jederzeit bei sich tragen. Wünscht er sich über die biologischen Verhältnisse einer Pflanze zu orientieren,. so sucht er dieselbe in dem Buche, welches eine große Anzahl Pflanzen nach den deutschen Namen alphabetisch geordnet enthält, auf. Ein Beispiel möge die Anlage des Buches veranschaulichen.

Seifenkraut, *Saponaria* L. — Nelkengewächse.

1. Die Wurzel mit Bitterstoff — Schutz gegen Mäusefraß.
2. Lange Blütenröhre — Schmetterlinge als Bestäuber.
3. Schlundkranz am Bläteneingang bei dem gebräuchlichen S., *Saponaria officinalis* — Schutz gegen Honigdiebe.

Das Büchlein enthält fast 2400 Notizen über 436 Gattungen, bezw. Arten von Pflanzen.

Dr. E. Dennert, Biologische Fragen und Aufgaben für den Unterricht in der Botanik. Godesberg 1905.

Die Schrift, welche zunächst als Manuskript gedruckt ist, enthält über 1000 Fragen aus dem botanischen Gebiete. Die Schüler sollen den Zweck und die Bedeutung mancher biologischen Eigentümlichkeiten selbst finden; deshalb gibt der Verf. seinen Zöglingen eine entsprechende Anzahl Fragen und Aufgaben für die nächste Lehrstunde auf. Das Heftchen, welches der Verf. um den Preis von 60 Pf. jedem zur Verfügung stellt, soll dem Lehrer das Diktieren oder Fragen ersparen.

Wien. H. Vieltorf.

Anatomische Wandtafeln für den naturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. Von Dr. Ferdinand Frenkel, Professor am kgl. Gymnasium zu Göttingen. Acht Tafeln im größten Landkarten-Imperialformat 112 × 123 *cm*. Mit erläuterndem Text. Jena, Gustav Fischer 1906. Preis jeder Tafel 5 Mk., aufgezogen 10 Mk., komplett mit Text 40 Mk., aufgezogen 80 Mk.

Von diesem ebenso guten als schönen und preiswürdigen Werke liegt nunmehr der Schluß vor: Taf. VII Muskulatur, Taf. VIII Gehirn

und Sinnesorgane. Der zu den zwei letzten Tafeln gehörige Text (97 SS. gr.-8°) enthält zum Schlusse auch 36 Figuren, Federzeichnungen des Verf., welche teils vom Autor selbst nach der Natur aufgenommen, teils nach bekannten wissenschaftlichen Werken hergestellt sind. — Die vorzüglichen Frenkelschen Tafeln sind in dieser Zeitschrift wiederholt besprochen worden[1]), so daß wir uns darauf beschränken können, auf alles das Rühmende was bereits gesagt wurde zu verweisen. Daß im Verlage von Gustav Fischer, welcher selbst Ehrendoktor zweier Fakultäten ist, wissenschaftlich Gediegenes erscheint, ist allgemein bekannt. Bemerkt sei auch, daß das preußische Kultusministerium auf Grund fachmännischen Gutachtens auf die Publikation aufmerksam gemacht hat (Zentralblatt 1896, S. 509). An dieser Stelle sei noch besonders erwähnt, daß der Autor ein Gymnasialprofessor ist.

So seien denn die Frenkelschen Tafeln nochmals so warm empfohlen, als sie es in der Tat verdienen!

Wien. L. Burgerstein.

Bittner Josef, Systematisch geordnetes Verzeichnis der Programmarbeiten österr. Mittelschulen. III. Teil (Die Arbeiten aus den Jahren 1890—1905 enthaltend). Czernowitz 1906. 175 und 27 SS. Preis 3 K.

Diese Sammlung ist ein wertvolles Nachschlagebuch für die im allgemeinen noch viel zu wenig beachteten Programmarbeiten österr. Mittelschullehrer. Die Hervorhebung jener Arbeiten — etwa durch ein Sternchen —, welche in der Fachpresse eine besonders günstige Beurteilung erfahren haben, würde angenehm orientieren. Die Zeitschriften anzuführen, in welchen (— und an welcher Stelle —) die Rezensionen enthalten sind, wäre mitunter wohl sehr willkommen, allerdings aber etwas mühevoll. Eine besondere interessante Erweiterung wäre die Zusammenstellung der in Mittelschul-Zeitschriften enthaltenen Vorträge und Aufsätze.

Fournier Alfred, Was hat der Vater seinem achtzehnjährigen Sohne zu sagen? Aus dem Französischen übersetzt von Dr. C. Ravasini. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. 1905. 32 SS. Preis 20 Pf.

Bei der gegenwärtigen Strömung über sexuelle Aufklärung sei auf diese Broschüre mit besonderem Nachdruck aufmerksam gemacht. Sie eignet sich unter den mir bekannten Schriften über dieses Thema am besten, Schülern und anderen jungen Leuten vom 16. Jahre aufwärts in die Hand gegeben zu werden. Aus der jüngsten Zeit wird auch warm empfohlen: H. Wegener, Wir jungen Männer. Leipzig 1907.

Dr. G. Hergel.

[1]) Vgl. 1896, S. 1027—1028; 1898, S. 163—164; 1901, S. 957.

Programmenschau.

25. Th. Kindlmann, Bildung und Betonung der griechischen Adjektiva dreier und zweier Endungen der *A*- und *O*-Deklination. Progr. des Landes-Unter- und Kommunal-Obergymnasiums in Mähr.-Neustadt 1905/1906. 32 SS.

Zur Charakterisierung der vorliegenden Arbeit genügt es, auf die Besprechung zweier in den Jahren 1900 und 1901 erschienenen Programmaufsätze desselben Verf. in dieser Zeitschrift Jahrg. 1901, S. 561 f. und 1904, S. 703 f. durch den Ref. und F. Weigel hinzuweisen. Sie ist lediglich eine nach rein äußerlichen Gesichtspunkten angelegte, nicht vollständige Zusammenstellung des in Betracht kommenden Materials ohne eigentlich wissenschaftlichen Wert Es verlohnt sich daher nicht der Mühe, auf die Mängel der Arbeit im einzelnen einzugehen, doch kann ich nicht unterlassen, ausdrücklich hervorzuheben, daß in der kurzen Einleitung über das Wesen des griechischen Accents, welche gewissermaßen zum Aufputz vorangeschickt ist, um den Eindruck eingehenderer Beschäftigung mit dem Gegenstande hervorzurufen, nur die Ausführungen Brugmanns, und zwar — man staune! — in der 1890 erschienenen zweiten Auflage seiner griechischen Grammatik teilweise wiedergegeben sind. Dies ist umsomehr zu bedauern, als Brugmann in der dritten Auflage seine Ansichten über das Alter der griechischen Betonung mit Recht in nicht unwesentlichen Punkten abgeändert und insbesondere auf Grund der Ausführungen von Wackernagel Beiträge zur Lehre vom griechischen Accent S. 88 ff. die bestimmte Vermutung ausgesprochen hat, „daß es über den Accent Homerischer Wörter eine auf die ältere Rhapsodik zurückgehende Tradition gegeben hat“.

Innsbruck. Fr. Stolz.

---

26. Dr. H. Fleischmann, Skizze meiner Studienreise nach Italien und Griechenland. Progr. des (vereinigten) k. k. Albrecht-Gymnasiums in Teschen 1905. 24 SS.

Von den zahlreichen Reiseberichten, die Ref. im Laufe des letzten Quinquenniums besprochen, macht der vorliegende den nüchternsten Eindruck, weil der Verf. sich darauf beschränkt, ein genaues Diarium zu geben und einzelne Objekte oder Ereignisse, die einen besonderen Eindruck machten, durch „Beisetzung von Rufezeichen“ namhaft zu machen. Wir erfahren daraus den äußeren Verlauf seiner ganzen Reise. Es wäre angezeigter gewesen, eine ausführliche Schilderung einzelner Teile zu geben, die der Verf. erst in Aussicht stellt. Wir ersehen, daß der Verf. die Zeit intensiv ausgenützt hat; doch hätten Pompeji, Neapel und Umgebung einen längeren Aufenthalt als sechs Tage verdient. Es sollte doch kein Lehrer es unterlassen, dem Giro Prof. Maus in Pompeji anzuwohnen. Von besonderem Interesse ist der Abschnitt über Asien, Thera und Kreta (S. 16—19); vielleicht entschließt sich der Verf., diesen Teil zum Gegenstande einer ausführlicheren Abhandlung zu machen. Jene Kollegen, die selbst die Reise machen wollen, werden dem Verf. auch für seine gegebene Skizze dankbar sein.

Wien. Dr. Johann Oehler.



Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Aus dem Gehaltsgesetze vom 24. Februar 1907. III. Mittelschulen. § 8. Die im § 2 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, festgesetzten Erhöhungen des Gehaltes der wirklichen Lehrer an den staatlichen Mittelschulen (Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen) betragen nach Ablauf des ersten und zweiten Quinquenniums je 500 Kronen, nach Ablauf der drei folgenden Quinquennien je 800 Kronen. § 9. Den wirklichen Lehrern sowie den im § 4 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, erwähnten Religionslehrern ist jene Dienstzeit, welche sie nach erlangter vollständiger Befähigung für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in der Eigenschaft von Supplenten oder Assistenten an einer staatlichen Mittelschule mit einer Lehrverpflichtung von mindestens 14 wöchentlichen Unterrichtsstunden in den Sprachfächern, 20 wöchentlichen Unterrichtsstunden im Zeichenfache, 17 wöchentlichen Unterrichtsstunden in den anderen weltlichen Obligatfächern, 16 wöchentlichen, bezw. bei Supplierung der im § 4 des vorbezogenen Gesetzes erwähnten Religionslehrer 10 wöchentlichen Religionsstunden, endlich jene Dienstzeit, welche sie in der Eigenschaft von Assistenten, bezw. Konstrukteuren an einer Hochschule im Sinne des § 1 des Gesetzes vom 31. Dezember 1898, R.-G.-Bl. Nr. 8 ex 1897 [1]), sei es vor, sei es nach dem Beginne der Wirksamkeit dieses Gesetzes zurückgelegt haben, für die Stabilisierung und Zuerkennung der Quinquennalzulagen bis zum Höchstausmaße von acht Jahren anzurechnen. Ob und in welchem Umfange außer obigen Fällen eine Verwendung im Lehrfache nach Erlangung der vollständigen Lehrbefähigung für Mittelschulen für die Stabilisierung und Zuerkennung der Quinquennalzulage angerechnet werden kann, bestimmt der Minister für Kultus und Unterricht. § 10. Den im § 4 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, erwähnten Religionslehrern ist bei Vorrücken derselben in den für die wirklichen Lehrer systemisierten Gehalt die Dienstzeit, welche sie, sei es vor, sei es nach dem Beginne der Wirksamkeit dieses Gesetzes im Sinne der Ministerialverordnung vom 19. Juli 1856, R.-G.-Bl. Nr. 146, bezw. des § 4 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, zurückgelegt haben, zum Zwecke der im § 2 dieses Gesetzes erwähnten Gehaltserhöhung bis zum Höchstausmaße von acht Jahren anzurechnen. § 11. Die definitiven

---

[1]) Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1897, Nr. 5, S. 21.

Turnlehrer an den staatlichen Mittelschulen können bei Erlangung der dritten Quinquennalzulage in die IX. und nach Erlangung der fünften Quinquennalzulage bei Nachweis einer höheren Vorbildung in die VIII. Rangsklasse befördert werden. Den definitiven Turnlehrern ist jene Dienstzeit, welche sie nach bestandener Prüfung für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten, an staatlichen oder mit dem Öffentlichkeitsrechte beliehenen nicht staatlichen Mittelschulen in der Eigenschaft von supplierenden Turnlehrern, bezw. Nebenlehrern des Turnens oder Turnassistenten mit einer Lehrverpflichtung von mindestens 20 wöchentlichen Unterrichtsstunden, sei es vor, sei es nach dem Beginne der Wirksamkeit dieses Gesetzes zurückgelegt haben, für die Stabilisierung und die Zuerkennung der Quinquennalzulagen bis zum Höchstausmaße von acht Jahren anzurechnen. Den an staatlichen Mittelschulen definitiv angestellten Turnlehrern ist die von ihnen nach bestandener Prüfung für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten, in definitiver Stellung an Volks- oder Bürgerschulen, sei es vor, sei es nach dem Beginne der Wirksamkeit dieses Gesetzes zurückgelegte Dienstzeit bis zum Höchstausmaße von acht Jahren anzurechnen. Rücksichtlich der Versetzung in den Ruhestand finden auf die definitiven Turnlehrer die für die wirklichen Lehrer an den Staatsmittelschulen geltenden Gesetze und Vorschriften Anwendung. § 12. Die Bestimmungen dieses Abschnittes sowie des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, finden auch auf die nautischen Schulen sowie auf die staatlichen höheren Handelsschulen (Handelsakademien) sinngemäße Anwendung. IV. Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. § 13. Die in § 2 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 174, festgesetzte Erhöhung des Gehaltes der Hauptlehrer beträgt nach Ablauf des ersten und zweiten Quinquenniums je 500 Kronen, nach Ablauf der drei folgenden Quinquennien je 800 Kronen. § 14. Die in § 7 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 174, festgesetzte Erhöhung des Gehaltes der Lehrer an den staatlichen Übungsschulen beträgt nach Ablauf des ersten und zweiten Quinquenniums je 300 Kronen, nach Ablauf der drei folgenden Quinquennien je 400 Kronen. Den Übungsschullehrern wird eine weitere (sechste) Quinquennalzulage von 400 Kronen zuerkannt, welche mit Vollendung des 30. Dienstjahres anfällt. Nach Erlangung der dritten Quinquennalzulage können die Übungsschullehrer in die IX. und nach Erlangung der fünften Quinquennalzulage, falls sie sich im Besitze eines Lehrbefähigungszeugnisses für Bürgerschulen, bezw. des Lehrbefähigungszeugnisses für die Musik an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten befinden oder aber besondere Leistungen aufweisen, in die VIII. Rangsklasse befördert werden. § 15. Hinsichtlich der Anrechnung der Supplenten- und Assistentenjahre für die Bemessung der Quinquennalzulagen haben rücksichtlich der mit der Lehrbefähigung der Mittelschulen ausgestatteten Hauptlehrer die für die wirklichen Lehrer an Staatsmittelschulen geltenden gesetzlichen Bestimmungen Anwendung zu finden. § 16. Den mit der Lehrbefähigung für Bürgerschulen ausgestatteten Hauptlehrern kann behufs Bemessung der Quinquennalzulagen die in der Eigenschaft als Übungsschullehrer zugebrachte Dienstzeit bis zur Gänze angerechnet werden; die im öffentlichen Volksschuldienste oder in der Eigenschaft eines Supplenten mit der normalen Lehrverpflichtung eines Hauptlehrers an einer Lehrerbildungsanstalt zugebrachte Dienstzeit ist bis zum Höchstausmaße von acht Jahren anzurechnen. § 17. Übungsschullehrern kann die von denselben vor dem Übertritte an die Staatsanstalt im öffentlichen Volksschuldienste seit Erlangung der Lehrbefähigung für allgemeine Volksschulen zugebrachte Dienstzeit zum Zwecke der Bemessung der Quinquennalzulagen bis zur Gänze angerechnet werden. Das Gleiche hat rücksichtlich der an einer Übungsschule in der Eigenschaft als Übungsschul-Unterlehrer zugebrachten Dienstzeit sowie rücksichtlich jener Dienstjahre zu gelten, welche eine Lehrkraft nach Erlangung der Lehrbefähigung

für allgemeine Volksschulen in suppletorischer Verwendung mit der normalen Lehrverpflichtung eines Übungsschullehrers an einer Übungsschule zurückgelegt hat. Für die Anrechnung der vorstehend sowie im § 16 dieses Gesetzes gedachten Dienstzeit macht es keinen Unterschied, ob dieselbe vor oder nach Beginn der Wirksamkeit dieses Gesetzes zurückgelegt ist. § 18. Die im § 11 dieses Gesetzes enthaltenen, die Anrechnung früherer Dienstjahre und die Pensionsbemessung bei definitiv angestellten Turnlehrern staatlicher Mittelschulen betreffenden Bestimmungen haben auch auf die definitiv angestellten Turnlehrer und Musiklehrer an den staatlichen Lehrerbildungsanstalten Anwendung zu finden. VI. Schlußbestimmungen. § 21. Die Bestimmungen dieses Gesetzes finden auch auf jene Lehrpersonen Anwendung, deren Ernennung vor Beginn der Wirksamkeit dieses Gesetzes erfolgt ist. Personalzulagen, welche einzelnen Lehrpersonen bewilligt wurden, sind nach Maßgabe der Erlangung höherer Bezüge einzuziehen. § 22. Dieses Gesetz tritt mit dem 1. April 1907 in Kraft.

Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 12. März 1907, Z. 517/K. U. M., betreffend die Durchführung der die Anrechnung von Dienstjahren des Lehrpersonales an den staatlichen Mittelschulen, nautischen Schulen und den staatlichen höheren Handelsschulen zum Zwecke der Stabilisierung und Zuerkennung der Quinquennalzulagen regelnden Bestimmungen der §§ 9 und 11 (bezw. § 12) des Gesetzes vom 24. Februar 1907, R.-G.-Bl. Nr. 55[1]). Zur Ausführung der Bestimmungen der §§ 9 und 11 des Gesetzes vom 24. Februar 1907, R.-G.-Bl. Nr. 55, werden nachfolgende Verfügungen getroffen: 1. Die für die Stabilisierung und Zuerkennung der Quinquennalzulagen im Sinne des § 9, Absatz 1 des Gesetzes vom 24. Februar 1907, R.-G.-Bl. Nr. 55, anzurechnende Supplenten- und Assistentendienstzeit ist von dem Tage, an welchem die betreffende Lehrperson nach erlangter vollständiger Approbation für das Mittelschullehramt den Dienst als Supplent oder Assistent an einer staatlichen Mittelschule angetreten hat, bezw. bei Supplenten oder Assistenten, welche bereits vor Erlangung dieser Approbation an einer staatlichen Mittelschule in Verwendung standen, von dem Tage, an welchem sie diese Approbation erworben haben, bis zu dem Tage der Rechtswirksamkeit der erfolgten definitiven Anstellung oder Ernennung zum provisorischen Lehrer zu zählen, jedoch, unter der Voraussetzung der entsprechenden wöchentlichen Lehrverpflichtung, im ganzen nur bis zum Höchstausmaße von acht Jahren. Hiebei macht es keinen Unterschied, ob die betreffende Lehrperson sich über die Ablegung des Probejahres auszuweisen vermag oder nicht. 2. Bei wirklichen Religionslehrern, welche seinerzeit in der Eigenschaft von supplierenden Religionslehrern bloß an den Unterklassen oder bloß an den Oberklassen einer vollständigen Staatsmittelschule oder an einer unvollständigen Staatsmittelschule oder an einer solchen vollständigen Staatsmittelschule gedient hatten, an welcher der Religionsunterricht nicht in allen Klassen einen obligaten Lehrgegenstand bildet, genügt für die Anrechnung einer solchen Supplentendienstzeit, die Approbation für Obergymnasien oder Oberrealschulen, vorausgesetzt das Ausmaß einer Lehrverpflichtung von wöchentlich 10 Stunden (einschließlich der Exhorte). 3. Eine auf Grund der eingangs bezogenen gesetzlichen Bestimmungen zur Einrechnung geeignete Supplenten- oder Assistentendienstzeit, welcher vor einer ohne Schuld und Zutun der betreffenden Lehrperson eingetretenen Unterbrechung zurückgelegt wurde, kann in rücksichtswürdigen Fällen vom Minister für Kultus und Unterricht angerechnet werden. 4. Der Dienstzeit an einer staatlichen Mittelschule ist die Dienstzeit, welche an einer der im § 15 des Gesetzes

[1]) Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1907, Nr. 8, S. 76.

vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173[1]), genannten Anstalten zurückgelegt wurde, gleichzuhalten. 5. Die Bestimmungen der Punkte 1, 3 und 4 dieser Verordnung finden auf die nach § 11, Absatz 2 des Gesetzes vom 24. Februar 1907, R.-G.-Bl. Nr. 55, anzurechnende Dienstzeit von supplierenden Turnlehrern, bezw. Nebenlehrern des Turnens und Turnassistenten analoge Anwendung. 6. Diese Verordnung findet auf Grund des § 12 des Gesetzes vom 24. Februar 1907, R.-G.-Bl. Nr. 55, auf die nautischen Schulen sowie auf die staatlichen höheren Handelsschulen (Handelsakademien) sinngemäße Anwendung.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 12. März 1907, Z. 517/K. U. M., zur Durchführung des das staatliche Mittelschullehrpersonale betreffenden III. Abschnittes des Gesetzes vom 24. Februar 1907, R.-G.-Bl. Nr. 55[2]). Im Anschlusse werden dem k. k. Landesschulrate vier Exemplare des Gesetzes vom 24. Februar 1907, R.-G.-Bl. Nr. 55, dann der Verordnung vom heutigen Tage, betreffend die Durchführung der die Anrechnung von Dienstjahren des Lehrpersonales an staatlichen Mittelschulen, nautischen Schulen und den staatlichen höheren Handelsschulen zum Zwecke der Stabilisierung und Zuerkennung von Quinquennalzulagen regelnden Bestimmungen der §§ 9 und 11 (bezw. § 12) des bezogenen Gesetzes übermittelt. Wegen Vollziehung dieser gesetzlichen, bezw. normativen Anordnungen wolle der k. k. Landesschulrat mit aller Beschleunigung die weiteren Verfügungen treffen. Hiebei finde ich nachstehendes zu bemerken: Den an staatlichen Mittelschulen (Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen) angestellten wirklichen Lehrern und Direktoren sind die denselben zukommenden Quinquennalzulagen in dem im § 8 des bezogenen Gesetzes festgesetzten Ausmaße vom 1. April 1907 an flüssig zu machen, wogegen die bisherigen Quinquennalzulagen derselben mit Ende März 1907 einzustellen sind. Dasselbe gilt bezüglich der den definitiv angestellten Turnlehrern an staatlichen Mittelschulen zukommenden Quinquennalzulagen, welche, da diese Lehrer gemäß § 5 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173[3]), auf die für die wirklichen Lehrer an den mit den staatlichen Lehrerbildungsanstalten verbundenen, aus Staatsmitteln erhaltenen Übungsschulen, jeweils gesetzlich festgestellten Gehaltsbezüge Anspruch haben, in dem im § 14 des eingangs bezogenen Gesetzes normierten Ausmaße zur Anweisung zu gelangen haben. Bei Bestimmung der Zahl und des Anfallstermines der jeder einzelnen Lehrperson gebührenden Quinquennalzulagen ist unter Berücksichtigung des Zeitpunktes, in welchem das Gesetz vom 24. Februar 1907, R.-G.-Bl. Nr. 55, in Kraft tritt, daran festzuhalten, daß die an staatlichen Mittelschulen definitiv angestellten Lehrpersonen einen Rechtsanspruch auf Anrechnung der in den §§ 9, 10 und 11 erwähnten qualifizierten Dienstzeit für den Anfall der Quinquennalzulagen haben, insoweit diese Dienstzeit nicht das Ausmaß von acht Jahren überschreitet. Selbstverständlich ist diese Dienstzeit nicht nach Schuljahren, sondern nach Solarjahren zu berechnen. Die seitens des Ministeriums für Kultus und Unterricht auf Grund der Bestimmungen der §§ 5 und 10 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, bezw. bei wirklichen Religionslehrern auf Grund der Allerhöchsten Entschließung vom 5. Jänner 1906 für den Anfall der Quinquennalzulagen bereits bisher angerechnete Dienstzeit ist, soferne dieselbe nunmehr unter die Bestimmungen der §§ 9, 10 und 11 des Gesetzes vom 24. Februar 1907, R.-G.-Bl. Nr. 55, fallen sollte, bei Berechnung der gemäß der eben bezogenen gesetzlichen Bestimmungen anzurechnenden Dienstzeit selbstverständlich in letztere einzubeziehen.

[1]) Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1898, Nr. 53, S. 366.
[2]) Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1907, Nr. 8, S. 76.
[3]) Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1898, Nr. 53, S. 366.

In jenen Fällen, in welchen einer Lehrperson ein Anspruch auf Anrechnung einer Supplenten- oder Assistentendienstzeit im Sinne des § 9, Absatz 1 des Gesetzes vom 24. Februar 1907, R.-G.-Bl. Nr. 55, nicht zusteht, kann die eventuelle Anrechnung einer Verwendung im Lehrfache nach Erlangung der vollständigen Lehrbefähigung für Mittelschulen für die Stabilisierung und Zuerkennung der Quinquennalzulagen im Sinne des Schlußabsatzes dieses Paragraphen nur von Fall zu Fall über seitens des k. k. Landesschulrates mit motivierten Anträgen vorzulegende Gesuche der betreffenden Lehrpersonen erfolgen. Diese Anordnung findet auch hinsichtlich der Einrechnung einer gesetzlich zwar zur Anrechnung geeigneten, aber unterbrochenen Supplenten- oder Assistentendienstzeit (Punkt 3 der Verordnung vom 12. März 1907, Z. 517/K. U. M.[1]) Anwendung. Die Beförderung von an staatlichen Mittelschulen definitiv angestellten Turnlehrern in die IX. und VIII. Rangsklasse im Sinne des § 11, Absatz 1 des Gesetzes vom 24. Februar 1907, R.-G.-Bl. Nr. 55, mit welcher Beförderung selbstverständlich eine Erhöhung des Stammgehaltes nicht verbunden ist, erfolgt nur von Amts wegen auf Antrag der Landesschulbehörden. Gesuche von Turnlehrern um Beförderung in eine höhere Rangsklasse werden hieramts nicht berücksichtigt und sind, soferne sie bei dem k. k. Landesschulrate einlangen sollten, *a limine* abzuweisen. Diesbezügliche Anträge der Landesschulbehörden sind im laufenden Jahre bis spätestens Ende Mai, von 1908 an jedoch alljährlich bis spätestens Ende März unter eingehender Würdigung der Dienstleistung der betreffenden Turnlehrer anher zu erstatten. Personalzulagen, welche einzelnen Lehrpersonen bewilligt wurden, sind gemäß § 21 des Gesetzes vom 24. Februar 1907, R.-G.-Bl. Nr. 55, nach Maßgabe der Erlangung höherer Bezüge (Zuerkennung erhöhter, bezw. neugeschaffener Quinquennalzulagen) einzuziehen, wobei es keinen Unterschied macht, ob die Personalzulagen in die Pension einrechenbar erklärt worden sind oder nicht. Alle jene Bestimmungen des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, welche mit den Bestimmungen des eingangs bezogenen Gesetzes nicht in Widerspruch stehen, bleiben selbstverständlich aufrecht. In allen Fällen, in welchen sich bei Durchführung oder Anwendung der Bestimmungen des eingangs bezogenen Gesetzes Zweifel ergeben sollten, ist die hierortige Schlußfassung einzuholen. Weiters mache ich aufmerksam, daß bei dem Umstande, als nach § 6 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, dem mit Gehalt angestellten Lehrpersonale an den staatlichen Mittelschulen die Aktivitätszulage in dem für die Staatsbeamten der entsprechenden Rangsklasse bestimmten Ausmaße gebührt, rücksichtlich der dem erwähnten Lehrpersonale zukommenden Aktivitätszulage vom 1. April 1907 an die Bestimmungen des Gesetzes vom 19. Februar 1907, R.-G.-Bl. Nr. 34[2]), zur Anwendung zu gelangen haben.

Gesetz vom 19. Februar 1907[3]), womit einige Bestimmungen der Gesetze vom 15. April 1873, R.-G.-Bl. Nr. 47[4]), vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 172[5]), und vom 26. Dezember 1899, R.-G.-Bl. Nr. 255[6]), sowie des Gesetzes vom 14. Mai 1896, R.-G.-Bl. Nr. 74[7]), über die Regelung der Bezüge und Dienstesverhältnisse von Staatsangestellten, abgeändert werden. Artikel I. § 1. In teilweiser Abänderung

---

[1]) Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1905, Nr. 15, S. 92.

[2]) Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1907, Nr. 6, S. 59.

[3]) Enthalten in dem den 21. Februar 1907 ausgegebenen XX. Stücke des R.-G.-Bl. unter Nr. 34.

[4]) Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1873, Nr. 57, S. 253.

[5]) Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1898, Nr. 52, S. 363.

[6]) Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1900, Nr. 2, S. 4.

[7]) Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1896, Nr. 28, S. 251.

der Beilage *a*) zu § 5 des Gesetzes vom 15. April 1873, R.-G.-Bl. Nr. 47, und der Beilage *a*) zu Artikel I und des Artikels II des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 172, werden die Gehalte der aktiven Staatsbeamten der III. bis XI. Rangklasse in nachstehender Weise festgesetzt:

Rangklasse	Gehaltsstufe				
	1.	2.	3.	4.	5.
	Kronen jährlich				
III.	16.000	18.000	—	—	—
IV.	14.000	16.000	—	—	—
V.	10 000	12.000	14.000	—	—
VI.	6.400	7.200	8.000	8.800	—
VII.	4.800	5.400	6.000	6.400	—
VIII.	3.600	4.000	4.400	4.800	—
IX.	2.800	3.000	3.200	3.400	3.600
X.	2.200	2.400	2.600	2.800	—
XI.	1.600	1.800	2.000	2.200	—

Die Vorrückung in die höheren Gehaltsstufen erfolgt in der III. bis einschließlich V. Rangsklasse nach je fünf, in der IX. bis einschließlich XI. Rangsklasse nach je drei, in der VI. bis einschließlich VIII. Rangsklasse in die zweite und dritte Gehaltsstufe nach je fünf und in die vierte Gehaltsstufe nach weiteren drei in der betreffenden Rangsklasse vollstreckten Dienstjahren. Die vor Eintritt der Wirksamkeit dieses Gesetzes zurückgelegte und für den Anfall von Gehaltsstufen anrechenbare Dienstzeit wird auch für die im gegenwärtigen Gesetze bestimmten Gehaltsstufen angerechnet. Beamte, welche das 60. Lebensjahr und das 35. Dienstjahr zurückgelegt haben, können in eine der mit diesem Gesetze neu geschaffenen Gehaltsstufen nicht vorrücken. Mit Beginn der Wirksamkeit dieses Gesetzes haben die mit den Gesetzen vom 19. März 1894, R.-G.-Bl. Nr. 53, und vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 170, festgesetzten Gehaltszulagen zu entfallen; sie bleiben jedoch für jene Räte des Obersten Gerichts- und Kassationshofes und des Verwaltungsgerichtshofes in Kraft, die als solche in diesem Zeitpunkte bei den genannten Gerichtshöfen in Verwendung stehen. Personal- oder Gehaltszulagen, welche Staatsbeamte bestehen, sind in die neu geschaffenen Gehaltsstufen einzurechnen. § 2. Bei der Beförderung eines in der höchsten Gehaltsstufe einer Rangsklasse stehenden Beamten in die nächst höhere Rangsklasse wird die in jener Gehaltsstufe vollstreckte Dienstzeit für die Erreichung der zweiten Gehaltsstufe in der neuen Rangsklasse angerechnet. Artikel II. § 1. In teilweiser Abänderung der Beilagen *b*) zu Artikel I des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 172, wird das Ausmaß der Funktionszulage des Polizeipräsidenten in Wien, dann der Statthalterei-Vizepräsidenten in Wien, Prag und Lemberg und der Vizepräsidenten der Finanz-Landesdirektionen in Wien, Prag und Lemberg, des Generaldirektors der Tabakregie, des Generalinspektors der österreichischen Eisenbahnen mit 6000 Kronen festgesetzt. § 2. In Abänderung der Be-

stimmungen des § 10 des Gesetzes vom 15. April 1873, R.-G.-Bl. Nr. 47, wird für die V. bis XI. Rangsklasse der Staatsbeamten nachstehendes Schema der Aktivitätszulagen festgestellt:

Schema der Aktivitätszulagen:

Rangsklasse	Wien	Klasse der Aktivitätszulagen			
		I.	II.	III.	IV.
		Alle Orte mit einer Bevölkerungsziffer von			
		mehr als 80.000	weniger als 80.000 und mehr als 40.000	weniger als 40.000 und mehr als 10.000	weniger als 10.000
		Einwohnern			
		80	70	60	50
		Prozent von den für Wien festgesetzten Beträgen			
	in Kronen				
V.	2.200	1.760	1.540	1.320	1.100
VI.	1.840	1.472	1.288	1.104	920
VII.	1.610	1.288	1.127	966	805
VIII.	1.380	1.104	966	828	690
IX.	1.200	960	840	720	600
X.	900	768	672	576	480
XI.	720	576	504	432	360

Für die Einreihung der Orte in die vier Klassen der Aktivitätszulagen hat die durch die jeweilige letzte offizielle Volkszählung festgestellte Bevölkerungsziffer der einzelnen Orte als systemmäßige Grundlage zu dienen. Die Regierung ist ermächtigt, einzelne Orte ausnahmsweise aus jener der drei unteren Klassen der Aktivitätszulagen, in welche sie nach Maßgabe ihrer Bevölkerungsziffer eingereiht sind, in die nächst höhere Ortsklasse zu versetzen. § 3. Der gemäß § 1 des Gesetzes vom 24. Mai 1906, R.-G.-Bl. Nr. 105 [1]), in die Bemessungsgrundlage für die fortlaufende Ruhegebühr der Zivilstaatsbeamten (Staatslehrpersonen) der V. bis IX. Rangsklasse einzurechnende Betrag ist — wie bisher — zu bemessen, und zwar: Für die V. Rangsklasse mit 800 Kronen, für die VI. Rangsklasse mit 640 Kronen, für die VII. Rangsklasse mit 560 Kronen, für die VIII. Rangsklasse mit 480 Kronen, für die IX. Rangsklasse mit 400 Kronen, für die X. Rangsklasse mit 320 Kronen, für die XI. Rangsklasse mit 240 Kronen. Artikel III. § 1. In Abänderung des § 9 des Gesetzes vom 26. Dezember 1899, R.-G.-Bl. Nr. 255, wird die Aktivitätszulage für die in die Kategorie der Dienerschaft gehörigen aktiven Staatsdiener für Wien mit 55 Prozent, für die I. Ortsklasse der Aktivitätszulagen mit 40 Prozent, für die II. Ortsklasse mit 35 Prozent, für die III. und IV. Ortsklasse mit 30 Prozent vom Gehalte bemessen. § 2. Der gemäß § 1 des Gesetzes vom 24. Mai 1906, R.-G.-Bl. Nr. 105, in die Bemessungsgrundlage für die fortlaufende Ruhegebühr der in die Kategorie der Diener gehörigen, in einem Jahresgehalte stehenden Staatsbediensteten

[1]) Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1906, Nr. 30, S. 205.

einzurechnende Betrag ist — nach wie vor — mit 20 Prozent vom Gehalte zu bemessen. Artikel IV. In teilweiser Abänderung der §§ 1 und 4 des Gesetzes vom 14. Mai 1896, R.-G.-Bl. N. 74, wird angeordnet: § 1. Den in eine bestimmte Rangsklasse eingereihten Zivilstaatsbeamten und Staatslehrpersonen, welche rücksichtlich der Pensionsbehandlung nicht unter die Norm des § 1, Absatz 2 des Gesetzes vom 9. April 1870, R.-G.-Bl. Nr. 47[1]), fallen oder nicht schon jetzt auf Grund besonderer Bestimmungen nach zurückgelegter 35jähriger Dienstzeit Anspruch auf den vollen anrechenbaren Aktivitätsbezug als Ruhegenuß haben, gebühren Ruhegenüsse, welche nach ohne Unterbrechung vollstrekten zehn Dienstjahren 40 Prozent und für jedes weitere Dienstjahr 2·4 Prozent des anrechenbaren Aktivitätsbezuges betragen. Nach einer anrechenbaren Dienstzeit von 35 Jahren kommt sonach der Ruhegenuß dem zuletzt bezogenen anrechenbaren Aktivitätsbezuge gleich. § 2. Die im vorstehenden § 1 angeführten aktiven Staatsbeamten und Staatslehrpersonen haben für Pensionszwecke außer den nach § 15 des Gesetzes vom 14. Mai 1896, R.-G.-Bl. Nr. 74, bezw. § 3 des Gesetzes vom 24. Mai 1906, R.-G.-Bl. Nr. 105, zu entrichtenden Jahresbeiträgen in Hinkunft einen weiteren Pensionsbeitrag von 0·5 Prozent zu leisten. Diese Beiträge sind von den für die Bemessung der Ruhegenüsse anrechnungsfähigen Aktivitätsbezügen einschließlich des im § 1 des Gesetzes vom 24. Mai 1906, R.-G.-Bl. Nr. 105, bezw. im Artikel II, § 3, des gegenwärtigen Gesetzes erwähnten Betrages zu berechnen und auch während des zur Entrichtung der Diensttaxe gesetzlich festgesetzten Zeitraumes zu entrichten. § 3. Die Bestimmungen des Artikels IV, § 1, gelten auch für die unmittelbar aus Staatsmitteln entlohnten Gefangenoberaufseher und Gefangenaufseher der Strafanstalten und Gerichtshofgefängnisse. § 4. Die dem Mannschaftsstande angehörigen Mitglieder der uniformierten k. k. Zivilsicherheitswache und der vom Staate bestellten Zivilpolizeiwache sowie die vom Staate bestellten Polizeiagenten sind hinsichtlich der Berechnung der Dienstzeit bei der Bemessung der Ruhegenüsse nach Analogie der für die Gendarmeriemannschaft jeweils bestehenden Vorschriften zu behandeln. § 5. Auf die bereits im Ruhestande befindlichen Staatsbediensteten finden die Bestimmungen der §§ 1 bis 4 keine Anwendung. § 6. Staatsbeamte, Staatslehrpersonen und Diener können, wenn sie das 60. Lebensjahr zurückgelegt haben, auf eigenes Ansuchen ohne den sonst erforderlichen Nachweis der Dienstunfähigkeit in den dauernden Ruhestand versetzt werden. Artikel V. § 1. Dieses Gesetz tritt mit 1. April 1907 in Wirksamkeit.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 28. Dezember 1906, Z. 43484, an sämtliche Landesschulbehörden, betreffend die bei außerordentlichen Prüfungen an Mittelschulen zu entrichtende Taxe. In teilweiser Abänderung des Ministerialerlasses vom 29. November 1856, Z. 12213, finde ich zu bestimmen, daß künftighin bei den im Sinne des Schlußabsatzes des h. o. Erlasses vom 6. April 1886, Z. 3340 (M.-V.-Bl. Nr. 25), vorgesehenen, für besondere Zwecke nachgesuchten außerordentlichen Prüfungen, wenn sie sich auf den Lehrstoff von mehr als zwei Semestern erstrecken, als Prüfungstaxe der einmalige Betrag von sechsunddreißig (36) Kronen zu entrichten sein wird. Dagegen bleibt bei derartigen außerordentlichen Prüfungen, die sich nicht über zwei Semester erstrecken, die für Privatistenprüfungen normierte Taxe im Betrage von vierundzwanzig (24) Kronen aufrecht.

---

[1]) Ministerial-Verordnungsblatt vom Jahre 1870, Nr. 59, S. 215.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat nachstehenden Mittelschulen das Recht der Öffentlichkeit verliehen: I. Auf die Dauer des Schuljahres 1906/1907: der I.—IV. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. der Helene Strażyńska in Krakau, der I. und II. Klasse des fürstbischöfl. Privat-Gymn. in St. Veit ob Laibach, der I.—IV. Klasse des Privat-Gymn. des Dr. Karl Petelenz in Lemberg, der I.—V. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. des Vereines „Towarzystwo prywatnego gymnazyum żeńskiego" in Lemberg, der I., III., V. und VII. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. des Vereines „Minerva" in Prag, der I. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache der Basilianerinnen in Lemberg, der I. Klasse des Privat-Gymn. im XVI. Bezirke in Wien, der I.—V. Klasse der Privat-Realsch. des Marieninstitutes in Graz. II. Auf die Dauer des Schuljahres 1906/1907 unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173: der I.—VI. Klasse der Komm.-Realsch. in Idria, der I.—VI. Klasse des Landes-Real- und Obergymn. in Klosterneuburg, der I.—VI. Klasse der Komm.-Realsch. in Littau, der I.—IV. Klasse der Komm.-Realsch. in Nimburg, der I.—VI. Klasse des Komm.-Gymn. in Wels. III. Auf die Dauer des Schuljahres 1906/1907 mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen: dem Privat-Gymn. in Hohenstadt, der I., ferner der V.—VIII. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. des Dr. Thaddäus Browicz, Johann Czubek und Dr. Josef Tretiak in Krakau, dem Privat-Gymn. in Mähr.-Ostrau, dem Privat-Gymn. in Wischau. IV. Auf die Dauer des Schuljahres 1906/1907 mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen, unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173: der V.—VIII. Klasse des Komm.-Gymn. in Bregenz, dem Komm.-Gymn. in Lundenburg, der I.—IV. Klasse der gymnasialen Abteilung sowie der I.—III. Klasse der realen Abteilung des Komm.-Oberreal-Gymn. in Tetschen a. d. Elbe (das Recht, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen, nur hinsichtlich der gymnasialen Abteilung). V. Auf die Dauer der Schuljahre 1906/1907 bis 1908/1909 mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen: dem Privat-Gymn. des Franz Scholz in Graz, dem bischöfl. Privat-Gymn. in Mariaschein rücksichtlich der als öffentliche Schüler eingeschriebenen internen Zöglinge des bischöfl. Knabenseminars daselbst, dem Privat-Mädchen-Gymn. des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. VI. Auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen, unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173: der Landes-Realsch. in Waidhofen a. d. Ybbs.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das der höheren Töchterschule in Ort bei Gmunden verliehene Recht der Öffentlichkeit für die Schuljahre 1906/1907 und 1907/1908 ausgedehnt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem Privat-Mädchenlyzeum der Olga Filippi in Lemberg für die Schuljahre 1906/1907, 1907/1908 und 1908/1909 das Öffentlichkeitsrecht sowie für die gleiche Dauer das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem Privat-Mädchenlyzeum der Helene Klapińska in Krakau für die Schuljahre 1906/1907, 1907/1908 und 1908/1909 das Öffentlichkeitsrecht sowie demselben das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der I., II., V., VII. und VIII. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. der Sophie Strzałkowska in Lemberg für das Schuljahr 1906/1907 das Öffentlichkeitsrecht verliehen und zugleich dem genannten Privat-Mädchen-Gymn. für das laufende Schuljahr das Recht erteilt, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das der I.—V. Klasse des Mädchenlyzeums in Baden verliehene Recht der Öffentlichkeit auf die VI. Klasse für das Schuljahr 1906/1907 ausgedehnt und derselben Anstalt für das gleiche Schuljahr das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das der I.—V. Klasse des Mädchenlyzeums in Mödling verliehene Recht der Öffentlichkeit auf die VI. Klasse für das Schuljahr 1906/1907 ausgedehnt und derselben Anstalt für das gleiche Schuljahr das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem Privat-Mädchenlyzeum der Ursulinerinnen in Kołomea für das Schuljahr 1906/1907 das Öffentlichkeitsrecht sowie demselben das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem öffentlichen Mädchenlyzeum in Linz für die Schuljahre 1906/1907, 1907/1908 und 1908/1909 das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Zeugnisse auszustellen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das der I. bis IV. Klasse des Mädchenlyzeums der Eugenie Schwarzwald in Wien verliehene Recht der Öffentlichkeit auf die V. und VI. Klasse für das Schuljahr 1906/1907 ausgedehnt und derselben Anstalt für das gleiche Schuljahr das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem städt. Mädchenlyzeum in Brünn das Recht zur Abhaltung von Reifeprüfungen und zur Ausstellung staatsgiltiger Reifezeugnisse auf die Schuljahre 1906/1907, 1907/1908 und 1908/1909 ausgedehnt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem Privat-Mädchenlyzeum der Kongregation der Schwestern der heiligen Familie von Nazareth in Lemberg für das Schuljahr 1906/1907 das Öffentlichkeitsrecht sowie demselben das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat dem Privat-Mädchenlyzeum der Marie Zagórska in Lemberg für die Schuljahre 1906/1907, 1907/1908 und 1908/1909 das Öffentlichkeitsrecht sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen, verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der I., IV. und VII. Klasse der gymnasialen Abteilung des deutschen Mädchenlyzeums in Prag das Recht der Öffentlichkeit auf die Dauer des Schuljahres 1906/1907 verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der I., II., III. und IV. Klasse des vom Vereine „Ruthenisches Mädcheninstitut" in Przemyśl erhaltenen Mädchenlyzeums mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl das Öffentlichkeitsrecht für das Schuljahr 1906/1907 verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das der städtischen höheren Töchterschule in Aussig für die I. und II. Klasse verliehene Recht der Öffentlichkeit auch auf die III. Klasse auf die Dauer der derzeitigen Organisation der Anstalt ausgedehnt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der I. Klasse des Privat-Mädchenlyzeums der Berta Freyler in Wien, III. Bezirk, für das Schuljahr 1906/1907 das Recht der Öffentlichkeit verliehen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat der Privat-Lehrerinnenbildungsanstalt der Kongregation der Töchter des göttlichen Heilandes in Wien, VII., Kenyongasse 4—8, vom Schuljahre 1906/1907 angefangen für die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen das Öffentlichkeitsrecht verliehen.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen (Verleihungen):

Zum Landesschulinspektor in Brünn der Direktor des II. Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn Eduard Ouředníček.

Zum Landesschulinspektor in Brünn der Prof. am I. böhm. Gymn. in Brünn Dr. Johann Mayer.

Zum Direktor des akad. Gymn. in Wien der Direktor des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau Regierungsrat Dr. Rupert Schreiner.

Zum Direktor der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke der Prof. an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke August Adler.

Zum Direktor des I. böhm. Gymn. in Brünn der Prof. an dieser Anstalt Dr. Franz Kameníček.

Zum Direktor des Real- und Obergymn. in Klattau der Prof. am Gymn. in Hohenmauth Gustav Šafařovic.

Zum Direktor des Real- und Obergymn. in Kolin der Prof. am Gymn. in Pisek Johann Soukup.

Zum Direktor des Real- und Obergymn. in Gablonz a. d. Neisse der Direktor des Kommunal-Real- und Obergymn. daselbst Dr. Anton Kirschnek.

Zum Direktor des IV. Gymn. in Lemberg der Prof. an dieser Anstalt Dr. Vinzenz Smiałek.

Zum Direktor des Gymn. in Arnau der Prof. an dieser Anstalt Andreas Trum.

Zum Direktor des Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Tischlergasse) der Direktor des Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Johann Vařeka.

Zum Direktor des Gymn. in Rudolfswert der Prof. am I. Gymn in Laibach Franz Brežnik.

Zum Direktor des Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Tischlergasse) Josef Čapek.

Zum Direktor des Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Korngasse) der Prof. am akad. Gymn. in Prag Dr. Franz Bayer.

Zum Direktor des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau der Prof. am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke Rudolf Scheich.

Zum Direktor der II. deutschen Realsch. in Brünn der Prof. an der I. deutschen Realsch. daselbst Eugen Medritzer.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Laibach der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Ludwig Gauby, der prov. Lehrer am deutschen Gymn. in Kremsier Dr. Karl Kreisler und der prov. Lehrer am Gymn. in Weidenau Josef Kucsko an diesen Anstalten.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Brody der prov. Lehrer an dieser Anstalt Philomen Melanka.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Kolomea der Supplent an derselben Anstalt Josef Czajkowski.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. mit serbokroat. Unterrichtssprache in Zara der Supplent an dieser Anstalt Vinzenz Martinis.



Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Teschen der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Hugo Grohmann.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Bielitz der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Max Lederer.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Krosno der Supplent an dieser Anstalt Wladimir Kowalski.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Sereth der Supplent am I. Gymn. in Czernowitz Viktor Barleon.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Rovereto der Supplent an dieser Anstalt Dr. Alexander Canestrini.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungar.-Hradisch der prov. Lehrer an dieser Anstalt Josef Hlawatschke.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Proßnitz der defin. Turnlehrer an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache daselbst Rudolf Schöpflin.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Triest der Nebenlehrer für Turnen am Gymn. in Ried Artur Schlaegel.

Zum defin. Turnlehrer am Real- und Obergymn. in Gablonz a. d. Neisse der defin. Turnlehrer am Komm.-Real- und Obergymn. daselbst Friedrich Wilhelm Lips.

Zum defin. Lehrer an der Vorbereitungsklasse für Mittelschulen in Triest der prov. Lehrer und Leiter der Vorbereitungsklasse für Mittelschulen in Prosecco Heinrich Leban.

Je eine Lehrstelle am Real- und Obergymn. in Gablonz an der Neisse den Proff., bezw. wirkl. Lehrern am Komm.-Real- und Obergymn. daselbst Anton Fränzel, Anton Stark, Dr. Friedrich Titz, Alexander Sturm, Karl Netsch, Eduard Hirsch, Max Stütz und Karl Gerst.

Je eine Lehrstelle den Proff., bezw. wirkl. Lehrern an der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Proßnitz Anton Redlich, Wladimir Zoufal, Konstantin Prokesch, Viktor Návrat, Franz Nejezchleba, Wenzel Dürschmid, Edmund Weinwurm, Franz Schabert, Nathan Rübenstein, Josef Reinfuß und Emil Ludwig.

Dem Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl Karl Czajkowski eine Lehrstelle am akad. Gymn. in Lemberg.

Dem Religionsprof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn Johann Štěpánek eine Lehrstelle am I. böhm. Gymn. daselbst.

Zum prov. Lehrer und Leiter der Vorbereitungsklasse für Mittelschulen in Prosecco der Supplent an der Vorbereitungsklasse für Mittelschulen in Triest Justin Arhar.

Zum prov. Lehrer am Real- und Obergymn. in Smichow der prov. Lehrer am Real- und Obergymn. in Prag (Křemenecgasse) Rudolf Kníže.

Zum prov. Lehrer an der Realsch. in Dornbirn der Supplent an dieser Anstalt Elias Banaletti, an der Vorbereitungsklasse des Gymn. in Kotzman der Volksschullehrer in Neu-Mamajestie Nikolaus Chemeczuk.

Zum wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Freistadt der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Josef Lobmair.

Zum wirkl. evangel. Religionslehrer am Albrechts-Gymn. in Teschen der Religionslehrer an der Volks- und Bürgerschule Nr. 2 in Bielitz Bruno Krzywoń.

Zum wirkl. Religionslehrer am Real- und Obergymn. in Gablonz a. d. Neisse der prov. Religionslehrer am Komm.-Real- und Obergymn. daselbst Augustin Zingel.

Zum Privatdozenten für poln. Literaturgeschichte an der philol. Fakultät in Lemberg der Prof. am V. Gymn. in Lemberg Dr. Viktor Hahn zugelassen.

Zum Vorsitzenden der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten mit böhm. Unterrichtssprache in Prag der ord. öffentl. Prof. an der böhm. Universität in Prag Dr. Johann Janošík.

Zum Direktor der Prüfungskommission für das Lehramt an Mädchenlyzeen in Czernowitz für die restliche Dauer der Funktionsperiode der ord. öffentl. Universitätsprof. Dr. Isidor Hilberg.

Zum Direktor der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Czernowitz der ord. öffentl. Universitätsprof. Dr. Isidor Hilberg und zum Direktor-Stellvertreter dieser Kommission der ord. öffentl. Universitätsprof. Dr. Rudolf Scharitzer; im übrigen aber die genannte Prüfungskommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1906/1907 bestätigt.

Zum Direktor der Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Wien der ord. Prof. an der techn. Hochschule in Wien Hofrat Dr. Josef Neuwirth.

Zu Mitgliedern des Landesschulrates für Mähren die Domkapitulare bei der Domkirche in Brünn Jakob Kapusta und Dr. Josef Pospíšil, den Domkapitular bei der Metropolitan-Domkirche in Olmütz Dr. Franz Ehrmann und den Nichtresidentialkanonikus Theologieprof. Dr. Josef Tittel in Olmütz, den Superintendenten der mähr.-schles. Superintendenz H. B. und Pfarrer der evangel. Kirchengemeinde in Klobouk Lic. Ferdinand Císař, den Senior des Brünner evangel. Seniorates A. B. in Brünn Pfarrer Dr. Ferdinand Schenner, den Direktor der Zuckerraffinerie in Hrušovan kais. Rat Ludwig Fuchs, den Advokaten Dr. Hieronymus Fiala in Brünn, den Direktor der böhm. Lehrerinnenbildungsanstalt in Brünn Regierungsrat Anton Burian, den Direktor der deutschen Lehrerinnenbildungsanstalt in Brünn Regierungsrat Dr. Heinrich Sonneck, den Prof. der böhm. techn. Hochschule in Brünn Wenzel Řehořovský, den Direktor der Landes-Oberrealschule in Brünn Emil Winkler, den Direktor des I. böhm. Gymn. in Brünn Dr. Franz Kameníček und den Direktor des I. deutschen Gymn. in Brünn Karl Ritter v. Reichenbach.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 11. März d. J. den Domdechant in Parenzo Olivo Rismondo zum Mitgliede des Landesschulrates für Istrien für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode a. g. zu ernennen geruht.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 18. Jänner d. J. den Religionslehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Laibach Anton Kržič, den Prof. an der theologischen Diözesanlehranstalt in Laibach Ehrendomherr Dr. Josef. Lesar, den Direktor der Realsch. in Laibach Schulrat Dr. Rudolf Junovicz und den Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Laibach Anton Crnivec zu Mitgliedern des Landesschulrates für Krain für die nächste sechsjährige Funktionsperiode a. g. zu ernennen geruht.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Wien und zum Fachexaminator für das ornamentale Zeichnen mit besonderer Berücksichtigung der modernen Entwicklung des Ornamentes für den Rest der laufenden Funktionsperiode der akademische Maler Adolf Böhm.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten mit böhm. Unterrichtssprache in Prag für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode der außerord. Prof. an der böhm. Universität in Prag Dr. Karl Weigner und der Turnlehrer an der Lehrerbildungsanstalt mit böhm. Unterrichtssprache daselbst Wenzel Švácha, und zwar ersteren zum Fachexaminator für Anatomie, Physiologie und Diätetik, letzteren zum Fachexaminator für Geschichte, Theorie und Methodik des Turnwesens.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das [illegible]t an Gymn. und Realsch. in Wien und zum Fachexaminator für [illegible]der ord. öffentl. Prof. an der Universität daselbst Hofrat Dr. [illegible]up.

[illegible] und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster [illegible]m 25. Jänner d. J. den Landesschulinspektor in Mähren

Regierungsrat Vinzenz Jarolímek zum ord. Prof. für darstellende Geometrie an der böhm. techn. Hochschule in Prag a. g. zu ernennen geruht.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 16. Jänner d. J. den Privatdozenten Dr. Nikolaus Rhodokanakis zum außerord. Prof. der semitischen Philologie an der Universität in Graz a. g. zu ernennen geruht.

Zum Privatdozenten für Geschichte der deutschen Literatur an der philosoph. Fakultät der böhm. Universität in Prag der Supplent an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal Dr. Ernst Novák.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Prag und zum Fachexaminator für Projektionslehre und allgemein pädagogisch-didaktische Fragen auf die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode der ord. Prof. an der böhm. techn. Hochschule in Prag Regierungsrat Vinzenz Jarolímek.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Wien und zum Fachexaminator für Anatomie des menschlichen Körpers für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode der Privatdozent an der techn. Hochschule und Dozent an der Kunstgewerbeschule des Österr. Museums für Kunst und Industrie in Wien med. un. Dr. Hermann Vinzenz Heller.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt an Mädchenlyzeen mit deutscher Unterrichtssprache in Prag und zu Fachexaminatoren für Mathematik, bezw. Kunstgeschichte für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode dieser Kommission, d. i. bis zum Schlusse des Studienjahres 1907/1908, die Proff. an der deutschen Universität daselbst Dr. Georg Pick und Dr. Heinrich Schmid.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Czernowitz und zu Fachexaminatoren für Chemie, bezw. für Physik und Rumänisch auf die Dauer des Studienjahres 1906/1907 der ord. Prof. an der Universität in Czernowitz Dr. Cäsar Pomeranz sowie die außerord. Proff. daselbst Dr. Josef Geitler Ritter v. Armingen und Dr. Sextil Puşcariu.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt an Mädchenlyzeen in Czernowitz und zu Fachexaminatoren für Physik und Rumänisch auf die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode die außerord. Proff. an der Universität daselbst Dr. Josef Geitler Ritter v. Armingen und Dr. Sextil Puşcariu.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag und zum Fachexaminator für darstellende Geometrie für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode der ord. Prof. an der böhm. techn. Hochschule in Prag Regierungsrat Vinzenz Jarolimek.

Der wirkl. Lehrer an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke Dr. techn. Alexander Kossowicz zum Privatdozent für Mykologie der Nahrungsmittelgewerbe an der techn. Hochschule in Wien.

Der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse) Dr. Otto Kadner zum Privatdozenten für Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Pädagogik an der philosoph. Fakultät der böhm. Universität in Prag.

Der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt Dr. Josef Wihan zum Privatdozenten für vergleichende Literaturgeschichte an der philos. Fakultät der deutschen Universität in Prag.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 22. Dezember v. J. a. g. in die VI. Rangsklasse zu befördern geruht die Direktoren an Staats-Mittelschulen: Dr. Otto Adamek am II. Gymn. in Graz, Richard Branžovský an der Real... mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Gregor Cegli... Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl, Josef Füre... mit böhm. Unterrichtssprache in Troppau, Dr. Thomas G

Gymn. in Złoczów, Dr. Karl Habart an der Realsch. in Elbogen, Johann Huber an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, Karl Kořínek am Gymn. in Trebitsch, Kornel Kozak am II. Gymn. in Czernowitz, Paul Krippner am Gymn. in Boskowitz, Konstantin Mandyczewski an der griech.-orient. Realsch. in Czernowitz, Franz Mann an der Realschule in Trautenau, Josef Mrňávek an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, Albin Nager am III. Gymn. in Graz, Franz Netuka an der Realsch. in Kladno, Adalbert Paulus an der Realsch in Pardubitz, Wilhelm Perathoner am Gymn. in Brüx, Franz Reiß am Real- und Obergymn. in Chrudim, Franz Ruth am Gymn. in Königgrätz, Franz Schauer am Gymn. in Freistadt, Anton Šetelík am Gymn. in Žižkov, Friedrich Simzig am Gymn. in Görz, Artur Tilgner am Gymn. (ital. Abteilung) in Trient, Vinzenz Vávra am Gymn. in Prerau, Leopold Weingartner am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke, Wilhelm Winkler an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, Josef Zahradník am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch und Dr. Anton Zlendić an der Realsch. in Spalato.

In die VII. Rangsklasse der Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Proßnitz Anton Redlich.

In die VIII. Rangsklasse die Proff. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Proßnitz Wladimir Zoufal, Konstantin Prokesch und Viktor Návrat, der Prof. an der Realsch. in Olmütz Josef Hirsch, der Leiter des Turnlehrerbildungskurses und der Universitätsturnanstalt in Wien Gustav Lukas.

Auszeichnungen erhielten:

Den Titel eines Regierungsrates: Der Direktor des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse) Anton Maria Marx, der Direktor der I. deutschen Realsch. in Prag Fridolin Schimek, der Direktor des deutschen Mädchenlyzeums in Prag Franz Bardachzi, der Direktor des akad. Gymn. in Prag Anton Truhlář, der Direktor der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt Wenzel Starý, der Direktor der Realsch. in Žižkov Franz Bílý, der Direktor des Maximilian-Gymn. in Wien Anton Stitz, der in zeitweiliger Dienstesverwendung im Ministerium für Kultus und Unterricht stehende Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen Anton Setunský, der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt P. Emil Gschwind anläßlich seiner Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des griech.-orient. Gymn. in Suczawa Stefan von Repta anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor der Landes-Realsch. in Krems Dr. Anton Ehrenberger anläßlich seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des Landes-Real- und Obergymn. in Baden Johann Wittek anläßlich seines erfolgten Übertrittes in den bleibenden Ruhestand.

Den Orden der eisernen Krone III. Klasse mit Nachsicht der Taxe der Direktor der I. Realsch. in Lemberg Dr. Theophil Gerstmann aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, das wirkl. Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Krakau, Prof. d. R., Schulrat Dr. Ludwig Kubala, der Direktor des Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in [illegible] Regierungsrat Stanislaus Piątkiewicz aus Anlaß der von ihm [illegible] Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

Das [illegible]kreuz d[illegible] Joseph-Ordens de[illegible]rektor des Gymn. [illegible] XIII. Wie[illegible] Dr. Isidor Kuk[illegible], der Rabbiner und [illegible] Reli[illegible] Moritz Friedman[illegible]

Den Titel eines Schulrates: Die Realschulproff. d. R. Johann Schöller und Karl Kastner in Salzburg, der Prof. am fürstbischöfl. Privat-Gymn. am Knabenseminare in Graz Dr. Ferdinand Vockenhuber, der Prof. am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen P. Kassius Malý anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. an der Landes-Realsch. in Krems Leopold Pany anläßlich seines erfolgten Übertrittes in den bleibenden Ruhestand, ferner die beim Landesschulrate für Böhmen in zeitweiliger Dienstesverwendung stehenden Proff.: Anton Webhofer von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Josef Steinitz von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen und Franz Streer von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt; der Prof. an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen Moritz Bílý, der Prof. am Gymn. in Leoben Artur Cafasso, der Prof. am Gymn. in Ried Nikodemus Donnemiller, der Prof. an der Realsch. in Linz Heinrich Drasch, der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite Dr. Peter Durdík, der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen Adalbert Filipovský, der Prof. am I. böhm. Gymn. in Brünn Franz Hájek, der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal Alois Hofmann, der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Korngasse) Josef Koch, der Prof. am I. Gymn. in Graz Ludwig Ritter von Kurz zu Thurn und Goldenstein, der Prof. an der Realsch. in Pisek Johann Matzner, der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Tischlergasse) Anton Mikenda, der Prof. am Gymn. in Wadowice Valentin Myjkowski, der Prof. am I. Gymn. in Graz Jakob Purgaj, der Prof. an der I. Realsch. in Teschen Max Rosenfeld und der Prof. an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke Adolf Wurscher, der Prof. am I. Gymn. in Graz Alfred Heinrich, der Prof. am Maximilian-Gymn. in Wien Dr. Adolf Lichtenheld, der Prof. am II. Gymn. in Graz Anton Polzer, der Prof. am Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara Anton Storich, der Prof. an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke Walter Vernaleken, der Prof. am I. Gymn. in Laibach Augustin Wester, der Prof. am II. Gymn. in Graz Karl Zegler und der Prof. am Gymn. mit ruth. Unterrichtssprache in Kołomea Kornel Polański sämtliche anläßlich ihres Übertrittes in den bleibenden Ruhestand; der in zeitweiliger Dienstesverwendung beim Landesschulrate für Galizien stehende Prof. Dr. Alfred Jahner vom IV. Gymn. in Lemberg und Thaddäus Lewicki vom IV. Gymn. daselbst.

Den Titel Professor: Der Lehrer am Mädchenlyzeum des Schulvereines für Beamtentöchter in Wien Josef Sterba und Dr. Eduard Maschke, der defin. Turnlehrer am II. deutschen Gymn. in Brünn Leon Salzmann, der defin. Turnlehrer am Karl Ludwig-Gymn. in Wien Karl Petříček.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 5. Dezember v. J. a. g. zu gestatten geruht, daß dem Regierungsrate Johann Fetter anläßlich der von demselben erbetenen Enthebung von der Inspektion des Unterrichtes in den modernen Sprachen an der Theresianischen Akademie die Allerhöchste Anerkennung für seine in der bezeichneten Verwendung während einer längeren Reihe von Jahren geleisteten ausgezeichneten Dienste bekanntgegeben werde.

Nekrologie.

Gestorben sind[1]: Julius Kudrnáč, Realschulprof. (B d) in Karolinenthal, 52 J. alt; Johann Halagarda, Gymnasialprof. (H) in Stryj, 61 J. alt; P. Anselm Hofmann, Direktor des Stiftsgymn. in Braunau, 63 J. alt; Josef Palm, Gymnasialdirektor i. R. in Linz, 59 J. alt; Johann Załuski, Gymnasialprof. (M Nl) in Lemberg, 37 J. alt; Dr. Kasimir Wroblewski, Gymnasialprof. (P lg) in Lemberg, 34 J. alt; Nikolaus Pleszkiewicz, Gymnasialprof. (M Nl) in Lemberg, 53 J. alt; Vladislav Kalousek, Gymnasialprof. (L Gb) in Prag, 44 J. alt; Wilhelm Männel, Realschulprof. (M Nl) in Prag, 47 J. alt; Emanuel Milbauer, Realschulprof. (Ch nl) in Königgrätz, 64 J. alt; Schulrat Josef Egger, Gymnasialdirektor i. R. in Innsbruck, 70 J. alt; Monsignore Theodor Wolf, pens. Religionsprof. in Brünn, 68 J. alt; Dr. R. Garzarolli Edler v. Turnlackh, Realschulprof. (Ch nl) in Wien, 51 J. alt; Josef Linhart, Realschulprof. (H) in Prag, 61 J. alt; Leo Scholz, Gymnasialprof. (L G D) in Raudnitz, 46 J. alt; Karl Gassmann, Gymnasialprof. (M Nl) in Znaim, 48 J. alt; Ferdinand Braungarten, Gymnasialprof. (LG) in Smichow, 55 J. alt; Alois Gromann, Gymnasialprof. (LG) in Königgrätz, 55 J. alt; Josef Fiala, Gymnasialprof. (L Gb), 28 J. alt; Anton Ringl, Realschulprof. (M Nl) in Königgrätz, 29 J. alt; Simen Marian. Religionsprof. in Czernowitz, 60 J. alt; Klemens Hlibowicki, Gymnasialprof. (M Nl) in Przemyśl, 32 J. alt; Anton Pobeheim, Realschulprof. (R) in Budweis, 47 J. alt; Hugo Oltmanns, Gymnasialprof. (Z) in Mähr.-Ostrau, 30 J. alt; Schulrat Dr. Josef Mitteregger, Realschulprof. i. R. in Klagenfurt, 74 J. alt.

Berichtigung.

Herr Frank sagt in seiner „Erwiderung" auf meine „Entgegnung" in der Fußnote auf S. 383 des Aprilheftes: „Ebenso halte ich vollkommen aufrecht, was ich von seiner (Poppers) Bezeichnung der sittlichen Gefühle aller Nichtübermenschen als „ein sinnreiches Spiel mit sowohl unbeweisbaren als empfindungsleeren Begriffsarchitekturen" (dieses Zitat steht auf S. 228!) gesagt habe". Wahr ist, daß ich auf S. 228 meines Buches weder von sittlichen Gefühlen noch von Übermenschen, sondern von „metaphysisch im schlechten Sinne" spreche, und zwar sage ich gelegentlich des Großen, das in der Pflichterfüllung liegt, wörtlich folgendes: „Jeder Tag, der mit irgend einer selbst philiströs aussehenden Aufgabe ausgefüllt wird, ist eine Art metaphysischer Betätigung; „metaphysisch" insoferne genannt, als sie eine unbeweisbare Grundlage hat; aber nicht im schlechten Sinne „metaphysisch", da es sich hier um kein sinnreiches Spiel mit sowohl unbeweisbaren als auch empfindungsleeren Begriffsarchitekturen handelt". — Unwahr ist ferner die Behauptung Franks auf S. 382, daß ich „diese (um mit Goethe zu sprechen) geistigen „Vorder- und Flügelmänner" des deutschen Volkes schlimmer als „Wechselfälscher und Diebe" (S. 7) bezeichnet und sie mit „Schurken und Mördern" (S. 203) in einem Atemzuge" genannt habe. Wahr ist vielmehr, daß ich gar keinen jener Männer schlimmer als Wechselfälscher und Diebe oder mit solchen in einem Atemzuge genannt habe, sondern ich habe nur eine einzelne Tat des einzigen Gustav Freytag, nämlich seine Art, dem deutschen Volke

---

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Direktionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaktion gefälligst bekannt zu geben.

Voltaire vorzuführen, schlimmer als Stehlen und Wechselfälschen genannt, wie ich bereits in meiner im Aprilhefte dieser Zeitschrift enthaltenen „Entgegnung“ (auf S. 378) auseinandersetzte. — Unwahr ist auch, daß ich auf S. 203 jene Männer mit „Schurken und Mördern“ in einem Atem genannt habe. Denn auf S. 203 ist gar nicht von solchen Männern, sondern von politischen Persönlichkeiten und Journalisten, anläßlich der Kriegstreibereien, die Rede; und zwar heißt es dort: „Wenn man die Kriegsunternehmungen der Europäer gegen außereuropäische Völker betrachtet, nicht nur jene in früheren Jahrhunderten, sondern auch die heute noch stattfindenden, und anderseits daran denkt, wie manche Potentaten, Priester, Minister, Abgeordnete und Journalisten — mit wenigen Ausnahmen — von Religion, Zivilisation, Kulturmissionen u. dgl. triefen, so paßt auf diese ganze Sippschaft nichts besser als der variierte Ausruf Hamlets: „Schreibtafel her! Ich muß mir's niederschreiben, daß einer fromm sein kann und edelmütig scheinen, und immer fromm sein kann und edelmütig scheinen, und doch ein Schurke und ein Mörder sein!“ — Unwahr ist es, daß, wie Frank in der Fußnote auf S. 382 sagt, „das einzige Zugeständnis, das ich Herrn P. machen kann, ist, daß ich irrtümlicherweise das in meiner Rezension angeführte geringschätzige Urteil über Th. Mommsen ihm zugeschrieben habe“; wahr ist vielmehr, daß Herr Frank nicht nur diese Mommsen betreffende Bemängelung, sondern auch die anderen in meiner Entgegnung enthaltenen Richtigstellungen seiner Behauptungen in seiner Erwiderung gänzlich unwiderlegt ließ. — Unwahr ist Herrn Franks in derselben Fußnote getanene Ausspruch, daß er sich „dahinter verschanzen könnte, daß dem ganzen Inhalte der Stelle (über Mommsen) nach P. sich mit Laboulaye in diesem Punkte identifiziert und sich mindestens seine Meinung zu eigen gemacht hat. Ich bin aber loyal genug, dies zu unterlassen“. Wahr ist vielmehr das gerade Gegenteil dieser Behauptung meiner Identifikation mit Laboulayes geringschätzigem Urteil; denn ich sage (auf S. 125), wie ich schon in meiner Entgegnung zitierte: „Und möge der noch so gelehrte und gründliche Historiker auch noch weiter bedenken, daß auch er der bösen Nachrede[1]) nicht entgehen wird“, und komme dann sofort auf Mommsen und Laboulaye zu sprechen.

Wien. Josef Popper (Lynkeus).

Herr Professor Josef Frank hat unter Hinweis auf seine ausführliche Besprechung des Popperschen Buches (S. 15—23 dieses Jahrganges) und auf seine eingehende Entgegnung (S. 381—384) auf eine weitere Erwiderung verzichtet. Die Redaktion.

---

[1]) Von mir hier unterstrichen.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Das mechanische Moment in der Sprachentwicklung[1]).

Wenn — was wohl allgemein anerkannt wird — Erklärung der Erscheinungen die ureigene Aufgabe der Wissenschaft ist, so ist Erklärung der Erscheinungen im Sprachleben die Aufgabe jeder Sprachwissenschaft. Das scheint selbstverständlich, unnötig auszusprechen und doch dürfte es nicht unangebracht sein, gelegentlich daran zu erinnern. Denn wer ein wenig übersieht, was heute in der Sprachwissenschaft gearbeitet wird, erhält leicht den Eindruck, als ob es vielen Forschern weniger um die Erklärung als um die genaue Beobachtung der sprachlichen Fakten und deren erschöpfende Registrierung zu tun sei und der Hauptzweck zuweilen aus dem Auge verloren werde. Gewiß, Beobachtung und Registrierung müssen vorhergehen, auf sie muß sich die Erklärung stützen können, wenn sie Anspruch auf Richtigkeit, ja nur auf Wahrscheinlichkeit machen will. Inzwischen sollte man aber doch nicht versäumen, unter Berücksichtigung der einstweilen gefundenen Ergebnisse auch an die Erreichung jenes Endzweckes zu denken, und dem Stand der Wissenschaft entsprechend jeweilig vorläufige Lösungen versuchen. Denn, theoretisch muß zwar die Wissenschaft, die nicht zu werten hat, auf ihrem großen Beobachtungsfelde, in der Masse der sprachlichen Fakten alles für gleich wichtig halten; bei dem praktischen Betrieb aber drängt sich immer die Frage auf: was sollen wir zunächst eingehend studieren, um jenem Endzweck näher zu kommen, da doch bei der Beschränktheit an menschlicher Arbeitskraft und Arbeitszeit eine Auswahl nötig ist? Und eine Auswahl kann eben nur durch derartige vorläufige Lös[illegible]che

---

[1]) Vortrag, gehalten am 7. Juni 1906 beim XII. [illegible] philologentag in München.

getroffen werden; diese begründen eine gewisse Fragestellung und drängen die Forschungen auf eine bestimmte Bahn.

Fragen wir, welche allgemeinen Erscheinungen des Sprachlebens sind von der bisherigen Forschung genügend erklärt, welche nicht? so stoßen wir plötzlich auf ein ganz unerwartetes Hindernis. Wir müßten natürlich die einzelnen Kategorien sprachlicher Erscheinungen betrachten, um von jeder sagen zu können, wie sie sich verhält; aber ein Versuch, die Erscheinungen in ein wissenschaftliches System zu bringen, ist, so viel ich weiß, bis jetzt nicht gemacht worden und es ist vorläufig nicht vorauszusehen, ob ein solcher Versuch überhaupt glücken kann. Die Scheidung in Lautlehre, Formenlehre, Wortbildung, Syntax, ev. a. Lexikon, wie sie in den üblichen linguistischen Handbüchern zu finden ist, verfolgt den praktischen Zweck, das beobachtete Material möglichst übersichtlich zu buchen, basiert aber nicht auf dem eigentlichen Wesen der Erscheinungen. Ein Beispiel aus der Unzahl: Wenn neben afrz. *feoil* aus FIDELE durch Anlehnung an die häufige Endung *el* aus ALIS *feel* wird, so wird das von Schwan-Behrens in einer Anmerkung der Lautlehre behandelt (jemand anderer würde es vielleicht in der Wortbildungslehre als Suffixtausch behandeln). Wenn aber *veoiz* VIDETIS durch *veez* mit der Endung *ez* aus ATIS verdrängt wird, finden wir dies um ganze 300 Paragraphe entfernt in der Formenlehre. Offenbar handelt es sich in beiden Fällen um die ganz gleiche Erscheinung: ein Wortelement, das die Aufgabe hat, die Bedeutung eines Wortes in bestimmter Richtung zu modifizieren, wird durch ein anderes Wortelement, das die gleiche Aufgabe hat, aber viel häufiger vorkommt, verdrängt.

Es sei mir deshalb erlaubt, eine Gruppierung der sprachlichen Erscheinungen zugrunde zu legen, die sich vielleicht systematisch auch nicht ganz rechtfertigen läßt und auf den ersten Blick etwas unlogisch scheint, in die man aber doch so ziemlich alles unterbringen kann und die die Übersicht sehr erleichtert: Gewinste, Verluste, Verschiebungen und eigentliche Veränderungen. Sehen wir nun, wie weit die Vorgänge, die sich in diese Kategorien unterbringen lassen, erklärbar sind, wie weit nicht.

Gewinst ist entweder die Aufnahme neuer Elemente oder eine neu entstandene Möglichkeit, früher vorhandene Elemente zu verbinden.

Was das erstere betrifft, so können die Elemente entweder neu geschaffen sein (Schöpfung) oder von einer anderen Sprachgemeinschaft entlehnt (Entlehnung). Hier wird es sich im ganzen darum handeln, daß Vorstellungen bezeichnet werden, die neu auftauchen, wie bei dem Wort *Gas*, oder solche, die von einem fremden Volke übernommen werden, wie *Krinoline, Ridikül.* Der Vorgang selbst bietet nicht das mindeste Unverständliche.

Um das zweite, eine neue Art, die früher vorhandenen Elemente zu vereinigen, handelt es sich bei den Analogiebildungen.

Man muß sie als Gewinste bezeichnen, denn eine neue Form wie etwa die erwähnte *veez* löst die alte *veoiz* nicht einfach ab, sondern läuft anfänglich, manchmal durch Jahrhunderte, neben ihr her und geht unter Umständen sogar früher zugrunde als diese. Wenn sich nun zwei früher in andern Verbindungen vorhandene Elemente, wie in diesem Falle *ve-* und *ez*, zu einer neuen zusammensetzen, so ist die Erklärung dieser Tatsache längst gefunden, sie liegt in der psychischen Assoziazion mit anderen Verbindungen, wie hier z. B. *lavez* usw. Welche Verbindungen in einem speziellen Falle Einfluß ausgeübt haben, ist ja vielfach unklar, aber der Triebgrund im allgemeinen ist klar zu erkennen. Zu den Analogiebildungen gehören auch die meisten neuen Wortbildungen, sowie viele syntaktische Erscheinungen.

Verluste betreffen wieder entweder einzelne Elemente oder die Art, sie zu verbinden.

Was das erste anlangt, so können Elemente aufgegeben werden, weil die Vorstellungen nicht mehr vorhanden sind; hieher gehört z. B. der Verlust vieler Bezeichnungen für mittelalterliche Rüstungsstücke u. dgl. Ganz verständlich. Bei anderen Verlusten spielen allerhand Triebe der menschlichen Seele mit. Das Streben nach Klarheit bringt es mit sich, daß man etwa von zwei Synonymen das mehrdeutigere fallen läßt. Auch Eitelkeit, Prüderie usw. kommen häufig in Betracht. Es wäre etwa denkbar, daß man das Wort Kammer aufgibt, weil Kabinet nobler klingt, den Eindruck von etwas Schönerem weckt und infolgedessen bevorzugt wird, das Wort Dirne hat die ursprüngliche Bedeutung Mädchen dadurch verloren, daß es häufig in dem heutigen pejorativen Sinne angewandt wurde und man die pejorative Vorstellung vermeiden wollte, wo die Absicht sie auszudrücken nicht bestand. Alle diese Beweggründe können wir verstehen und wenn auch im einzelnen Fall oft die Unklarheit vorhanden ist, welcher in Frage kommt, so besteht doch immer die Möglichkeit, daß genauere sprach- und kulturhistorische Forschung die Giltigkeit eines dieser Gründe erweist.

Ebenso ist uns im Prinzip verständlich, warum alte Verbindungsmöglichkeiten aufgegeben werden. Wenn *veoiz* vor *veez* zurückweicht, so hat dies seinen Grund darin, daß für dieses reichere Assoziation, infolgedessen größere Deutlichkeit besteht als für jenes.

Verschiebungen nenne ich den Vorgang, daß sprachliche Elemente oder Verbindungen von Elementen Zeichen für andere Vorstellungen oder Vorstellungsverbindungen werden, als es ursprünglich der Fall war. Hieher gehört die ganze Semantik oder Bedeutungslehre und viele syntaktische Vorgänge. Hier brauche ich mich nicht lange aufzuhalten, denn wie unklar die Vorgänge im einzelnen auch sein mögen, der Grund ist wieder die psychische Assoziation, die zwischen den einzelnen Bedeutungen möglich ist.

Diesen drei Gruppen steht eine vierte gegenüber, bei der sich das überlieferte Material selbst verändert. Während bei den ersten drei Erscheinungen neben der lautlichen Gestalt der Inhalt eine gewisse Rolle spielt, hat es diese Gruppe nur mit den Lauten zu tun, wobei Tonhöhe und Tonstärke als Eigenschaften der Laute zu fassen sind. Aber nicht alles, was sich äußerlich wie eine Veränderung von einzelnen Lauten präsentiert gehört in diese Gruppe. Nicht lautliche Veränderung, sondern Gewinst ist es selbstverständlich, wenn etwa neben der Form *fragst, fragt* eine Form *frägst, frägt* analogisch nach *trägst* usw. geschaffen wird. Um Gewinst handelt es sich auch, wenn statt eines Wortes, das vielleicht nur um geringes abweichende, einer benachbarten, verwandten Sprachgemeinschaft eintritt, oder aber wenn in den Dialekt Formen aus der Schriftsprache, in die Schriftsprache Formen aus dem Dialekt, in die Sprache der höheren Stände Formen aus der der niederen Stände dringen und umgekehrt, alles Vorgänge, die ihre Erklärung zumeist leicht in den Kulturverhältnissen finden. Aber noch anderes ist auszuscheiden. Für dieselbe Vorstellung gibt es oft lautlich differenzierte Formen, die sich unter dem Einfluß verschiedenen Sprechtempos, verschieden starker Betonung, verschiedener Stellung im Satz entwickelt haben. Von diesen Formen dringt häufig die eine in die Gebrauchssphäre der andern ein oder es tauchen analogische Neuformen auf, die nach solchen Doppelheiten geschaffen werden. Die mir knapp zugemessene Zeit gestattet mir nicht, auf diese Probleme näher einzugehen, ich muß Sie deshalb auf mein kürzlich erschienenes Büchlein „Streitfragen der romanischen Philologie“ verweisen, wo ich einzelne dieser Fragen behandelte; hier genüge zu sagen, daß in dies Kapitel das meiste von dem gehört, was man gewöhnlich unter den Namen Metathese, Dissimilation, Fernassimilation behandelt. Auch hier handelt es sich um Neubildungen, Gewinste.

Sehen wir von all dem ab, so bleibt noch eine große Menge von Veränderungen übrig, die mit keiner der vorgebrachten innere Verwandtschaft zeigen. Und zwar sind es gerade jene Veränderungen, die am meisten dazu beitragen, der Entwicklung einer Sprache ihr charakteristisches Gepräge aufzudrücken. Das lateinische *clave* ist im Französischen zu *clef,* im Provençalischen zu *clau,* im Italienischen zu *chiave,* im Spanischen zu *llave,* im Portugiesischen zu *chave,* im Ladinischen zu *tle,* im Rumänischen zu *cheie* geworden. Und jede einzelne dieser Veränderungen, die dies Wort zu erleiden hatte, findet sich in den betreffenden Sprachen in mehr oder minder zahlreichen anderen Worten, die weder der Funktion, noch der Bedeutung nach mit ihm das Mindeste gemein haben.

Zwei Fragen ergeben sich bezüglich dieser Erscheinung, die wir als eigentlichen Lautwandel bezeichnen wollen: 1. Warum verändert sich der Laut? 2. Warum verändert er sich nicht bei

allen Sprachgemeinschaften in gleicher Weise? Es ist klar, daß man zuerst die erste Frage beantworten muß, ehe man an die Beantwortung der zweiten auch nur denken kann. Und hier zeigte sich im Gegensatz zu den früher besprochenen Erscheinungen, daß ein plausibler Grund nicht so leicht zu finden war. Erklärungen sind ja gegeben worden; man hat das Klima, die Bodenbeschaffenheit, die Variabilität der Laute, die Bequemlichkeit, die Mode u. a. dafür verantwortlich gemacht. Alle diese Ansichten waren aber leicht zu widerlegen. Deshalb zogen bedeutende Forscher, darunter Delbrück, Brugmann, Wundt, Passy vor, unumwunden zu erklären, daß die Gründe des Lautwandels noch unbekannt seien.

Diese Umstände gaben mir nun den Mut, eine Erklärungsmöglichkeit, die mir längere Zeit vorgeschwebt hat, öffentlich auszusprechen, obwohl ich mir des hypothetischen Charakters derselben vollständig bewußt war, in der Hoffnung, daß Gelehrte, die mehr als ich in der Lage sind, direkt am lebenden Material Beobachtungen anzustellen, sie prüfen und sie so zum Ausgangspunkt zur Veröffentlichung von Einzeldaten machen, die dafür oder dagegen sprechen.

Maßgebend für die Aufstellung meiner Ansicht, die mir erlaubt sein möge hier vorzubringen, umsomehr als sie im Grunde äußerst einfach ist, war die sich mehr und mehr aufdrängende Überzeugung, daß die Annahme einer Beeinflussung durch allerhand äußere und innere Momente nicht zum Ziele führen kann, sondern der Grund in der Art wie die Sprache lebt und sich entwickelt selbst liegen müsse und daß man dabei von der physiologischen und akustischen Beschaffenheit des Lauts selbst ausgehen müsse; auf diese wirkt die Zeit ein, in der Form, daß die jungen Individuen älter werden und von den älter gewordenen neue junge lernen; die beim Sprechen in Aktion tretenden Organe des menschlichen Körpers wachsen zugleich mit diesem, die Knochen werden härter, die Stimme mutiert. Diese Veränderungen sind von Einfluß auf die Klangfarbe des gesprochenen Lautes. Das Kind, das die Sprache von dem Vater lernt, hört einen Laut, der, wenn auch nur um minimales, von dem verschieden ist, den der Vater selbst sprach als er Kind war.

Nun wiederholt sich das Spiel. Der Laut verändert sich und wird auf das nächste Geschlecht verändert übertragen. — So verschiebt sich beim Wachstum immer das akustische Element, indem die Laute ihre Klangfarbe verändern. Bei der Übertragung auf die neue Generation bleibt das akustische Element gleich, das artikulatorische Element aber verschiebt sich, weil die jungen Individuen mit ihren anders gestalteten Organen verschieden artikulieren müssen, um die gleiche Klangwirkung hervorzubringen. Oder tabellarisch dargestellt:



		Der Artikulation	entspricht der Klang
1. Generation	jung	ξ_1	x_1
	alt	ξ_1	x_2
2. „	jung	ξ_2	x_2
	alt	ξ_2	x_3
3. „	jung	ξ_3	x_3
	alt	ξ_3	x_4
		usw.	usw.

Durch derartige Veränderungen, die natürlich immer in einer Richtung liegen, kann ein Laut in der Dauer mehrerer Generationen einen auch schriftlich fixierbaren Wandel durchgemacht haben.

Diese Ansicht habe ich also vor nicht ganz zwei Jahren veröffentlicht unter Erörterung all der Fragen, die drum und dran hängen, auch an Beispielen erörtert, wie man sich die Wirkung des Geschlechtswandels im einzelnen denken kann. Die Hoffnung aber, daß besonders jene Männer, die mein Büchlein in den Zeitschriften anzeigen, durch Anführung beobachteter Tatsachen mehr Licht in das Dunkel bringen würden, hat sich leider nicht erfüllt. Ich wäre undankbar, wenn ich mich über die Kritik beklagte; wenn sie auch zum Teil allerhand im einzelnen auszusetzen hatte, war sie nirgends übelwollend, worauf ich eigentlich als jüngerer Autor, der sich dazu versteigt, in prinzipiellen Fragen von größter Tragweite gegen anerkannte Autoritäten mehr oder minder scharf zu polemisieren, gefaßt sein mußte. Aber gerade auf jene Hauptfrage ist sie entweder gar nicht eingegangen oder dort wo sie es doch getan hat, ist es, wie mir scheint, nicht mit der nötigen Sachlichkeit, die alles Vorgebrachte genau erwägt, geschehen; deshalb scheint mir, insoweit es mir möglich ist, mich hier von meinem subjektiven Standpunkte loszusagen — ganz vermag das ja wohl niemand —, daß die Widerspüche unberechtigt, die Einwände aus Mißverständnissen entsprungen seien. Und wenn ich in vereinzelten Dingen dies selbst durch Mangel an Klarheit verschuldet haben mag, kann ich der Kritik doch in anderen Punkten den Vorwurf nicht ersparen, daß manches bei weniger flüchtiger Lektüre ungesagt geblieben wäre. Da ich nun weiß, daß bei der großen Bücherproduktion von heutzutage der größte Teil des Publikums, wenn überhaupt, nur aus Rezensionen über neue Erscheinungen sich zu orientieren vermag und da ich nach dem Gesagten fürchten muß, daß meine Ansicht nur entstellt zu seiner Kenntnis gelange, habe ich zu den folgenden Auseinandersetzungen das Wort in dieser Versammlung erbeten.

Derjenige Kritiker, der sich am eingehendsten mit dem Buch beschäftigt hat, erklärt meine Hauptthese für nicht annehmbar und zwei Seiten später für unbewiesen. Das letztere räume ich selbstverständlich sofort ein; das hatte ich ja von allem Anfang selbst zugestanden. Was aber das erstere betrifft, so wäre er verpflichtet gewesen, entweder eigene Beobachtungen oder Erwägungen, die

dagegen sprechen, beizubringen, oder meine Erwägungen zu widerlegen. Aber das hat er nicht getan; er wendet sich lediglich gegen eines der Beispiele, mit denen ich dartun will, wie man sich etwa in einem besonderen Falle die Wirkung des Ablösungsprinzips — so nannte ich meine Erklärung — vorstellen kann, und die notwendig sehr problematisch ausfallen mußten, da die Phonetik trotz des großen Aufschwungs in den letzten Jahrzehnten, uns noch sehr mangelhafte Aufschlüsse über die physiologische Natur der Laute und fast gar keinen über ihren akustischen Charakter gibt. Ich habe nämlich versucht, den Schwund des intervokalischen *d*, wie er etwa im Französischen begegnet, mit Hilfe des Ablösungsprinzips, etwa folgendermaßen zu erklären:

Eine bestimmte Spielart des *d* wird von der einen Generation auf die zweite lernende übertragen. Die Bewegung des *d*, die darin besteht, daß der innere Mundraum durch die Zunge abgesperrt wird, genügt beim Erlernen durch das Kind gerade noch, um einen völligen Abschluß zu bewirken; das Kind wächst, seine Organe wachsen; um bei den nun größeren Organen einen Abschluß zu erzielen, müßte man offenbar eine größere Bewegung, bei der die Zunge stärker gehoben wird, ausführen. Das geschieht nun nicht, die Bewegung wird in demselben Umfange gemacht, in dem sie anfänglich gelernt wurde; der Abschluß ist kein völliger mehr, das Klangresultat ein reduziertes *d*, die erste Etappe der Verstummung, die allmählich weitergreift. — Ich habe also ausdrücklich behauptet, die Bewegung reiche nicht mehr hin, um den Abschluß zu bewerkstelligen. Mein Kritiker imputiert mir, ich hätte behauptet, die Zunge reiche dazu nicht mehr hin und kämpft infolge dessen mit Windmühlen, wenn er mir entgegenstellt, daß es unwahrscheinlich sei, daß die Zunge nicht im gleichen Maß wachse, wie die Entfernung vom Halszäpfchen zur oberen Zahnreihe, denn das ist ja gar nicht meine Meinung.

Weiter wirft mir der Rezensent vor, daß ich einen Faktor des Sprachwandels, die Mode, zu leichthin abgefertigt habe. Diese Polemik entspringt, wie ich glaube, wieder einer zu flüchtigen Lektüre meiner Ausführungen. Wo ich mich gegen die Mode als Umbildungsfaktor wende, habe ich eine Theorie im Auge, die behauptet, die Nachahmung der Sprechart gewisser hochgestellter Einzelindividuen sei an allem Lautwandel schuld und hier glaube ich vollauf im Recht zu sein, wenn ich entgegenhalte, eine derartige Ursache hätte dann etwa in entlegenen Alpendörfern, wo der Lautwandel sich meist viel konsequenter zeigt als in verkehrsreichen Zentren, wenig Gelegenheit zu wirken. Der Rezensent freilich faßt den Begriff Mode viel weiter; er begreift darunter jede beliebige Ausdehnung irgend einer Aussprache über die ursprünglichen Grenzen hinaus, wenn sie auf Nachahmung beruht; faßt es z. B. als Mode, wenn sich die Aussprache *gäu* für *gäl* (gelt), *miuch* für *milch* i[illegible] Kanton Bern weiterverbreitet und vom Land in die Hau[illegible]

dringt. Gut. Nehmen wir an, er habe richtig gesehen und die Ausbreitung dieses Wandels beruhe wirklich auf der Nachahmung der Aussprache einer fremden Sprachgemeinschaft. — Da übersieht er aber, daß es sich in diesem Fall gar nicht um eigentlichen Lautwandel handeln würde. In dem Moment, wo ein Individuum statt seines heimatlichen *milch* das *miuch* eines Nachbardorfes nachahmt, hat er einfach ein Wort aus einer fremden Sprachgemeinschaft übernommen und zwischen diesem Vorgang und dem, der stattfindet, wenn wir uns etwa des Wortes *Töf-töf* für Automobil bedienen, ist ein prinzipieller Unterschied nicht vorhanden. Dies haben wir als Gewinnst, nicht als eigentliche Veränderung zu bezeichnen. Freilich kann man noch einen Schritt weitergehen und behaupten, es gäbe gar keinen andern Wandel als solchen Import von anderen Gegenden. Eine schöne Beobachtung, die derselbe Rezensent in einer Studie über die phonetische Einheit innerhalb eines Freiburger Dorfes gemacht hat, daß nämlich zwei Orte, die zwar benachbart sind, zwischen denen aber kein Verkehr herrscht, die gleichen Entwicklungstendenzen zeigen, spricht sofort gegen eine solche Annahme. Aber abgesehen davon, sieht man leicht schon *a priori* das Unsinnige einer solchen Behauptung ein. Irgendwo muß der Lautwandel ja doch zuerst gewesen sein, von einer wenn auch noch so kleinen Sprachgemeinschaft muß er ausgehen. Und wenn wir auch jetzt noch das Prinzip der Nachahmung konsequent festhalten, so bleibt uns nun nichts anderes mehr übrig als Nachahmung eines Einzelindividuums, das eben in irgend einem Punkte eine besondere Aussprache zeigt. Der Lautwandel würde also doch in letzter Linie individuell sein; daß ich aber gegen den individuellen Anteil am Sprachwandel Front gemacht habe, ist gerade einer der Punkte, in denen derselbe Rezensent mir Recht gibt und über die er sich sogar freut.

Der eigentliche tiefere Grund aber dieser Einwendungen ist, wie mir scheint, daß meine Erklärungsweise dem Rezensenten zu mechanisch ist, zu wenig das psychische Element der Sprache berücksichtigt. Noch deutlicher und eindringlicher hat sich über diesen Punkt ein zweiter Kritiker ausgesprochen. Nach ihm erklärt meine Hypothese in ihrer engen Fassung (Wachstum der Sprachorgane) zu wenig, nämlich nur den Wandel der Klangfarbe, in ihrer weiten Fassung (Geschlechterablösung oder Übernahme des Hergebrachten von Generation zu Generation) zu viel, nämlich sämtliche Veränderungen der Weltgeschichte (??). Aber ich habe meiner Hypothese nicht mehrere Fassungen gegeben, sondern nur eine. Und zu dieser einen gehören zwei Momente: erstens Wachstum der Sprachwerkzeuge, zweitens Übernahme von Generation zu Generation. Ferner: ob das, was mit der Hypothese erklärt ist, auch richtig so erklärt ist, ist natürlich noch die Frage; dagegen ist für den, der meine Schrift mit einiger Aufmerksamkeit liest, ganz klar, was die Hypothese zu erklären beabsichtigt, nämlich jenen eigentlichen

Lautwandel, bei dem sich, wie gesagt, keinerlei begriffliches Element einmengt. Und wenn man die Möglichkeit einer solchen Erscheinung, bei der das begriffliche Element keine Rolle spielt, bestreiten will, wozu jener Kritiker geneigt scheint, so vergißt man, wie ich glaube, daß alles Sprechen schon in seiner primären Form ein sehr komplizierter Vorgang ist, der aus mindestens fünf Elementen besteht: Umsetzung des Bewußtseinsinhalts in sprachliche Zeichen, Umsetzung der sprachlichen Zeichen in Bewegungsakte, Vermittlung der Bewegungsakte durch Luftwellen an das Gehörorgan, Empfindung des Gehörten, neuerliche Umsetzung des Empfundenen in Bewußtseinsinhalt. Von diesen fünf Elementen sind die einen ausgesprochen psychisch, andere aber ausgesprochen physisch: nämlich die Erzeugung der Laute und Übertragung derselben. Und diese Doppelbeschaffenheit macht es auch schon *a priori* wahrscheinlich, daß die Erscheinungen im Sprachleben zum Teil rein physisch, zum Teil psychisch, zum Teil auch physisch-psychisch sein werden. Und eine solche rein physische Erscheinung stellt eben nach meiner Erklärung der eigentliche Lautwandel dar.

Auch das bestreitet nun jener Kritiker. Er behauptet, es hätten sich bei dieser Erklärung eine Fülle psychischer Elemente eingeschlichen. Er sagt, wir lernen und reproduzieren die Laute nicht mechanisch und äußerlich, sondern intuierend und nach innern Zusammenhängen, nach Klangerinnerungen, Lautbildern oder wie man es nun nennen will. Ganz richtig. Aber zu beweisen wäre erst, daß durch diesen Weg irgend eine Veränderung stattfindet, die mit denen, die uns beschäftigen, in Beziehung steht. Es ist eine oft ausgesprochene Erfahrung, daß das Kind etwa im Alter von sieben Jahren die Laute seiner Sprachgemeinschaft so vollkommen beherrscht, daß in der Klangfarbe gegen die Laute der Erwachsenen kein Unterschied mehr besteht. Die ganze produktive Tätigkeit des Gehirns, die bis dorthin beim Erlernen der Sprache aufgeboten wurde, alle Klangbilder, alle Intuition hatten nicht die Tendenz das Überkommene zu verändern, sondern im Gegenteil es dem Vorbild anzugleichen, alle ursprüngliche Unvollkommenheit der Nachahmung verschwinden zu lassen. Erst von der Zeit an, wo das Kind die Laute seiner Umgebung völlig beherrscht und eingeübt hat, kommen die beiden Faktoren, mit denen ich arbeite, Andersbeschaffenheit der Organe und Änderung durch das Wachstum in Betracht; dann aber ist auch jeder Grund zu irgend einer Bewußtseinstätigkeit, Anschauung, Erinnerung usw. abhanden gekommen, weil man die einzelnen Bewegungen dessen, was man sicher kann, nämlich die Laute aussprechen, nicht mehr mit Bewußtsein ausführt; und wenn doch irgend etwas Derartiges noch mitspielen würde, so könnte doch die Richtung nur die sein, irgend welche inzwischen entstandenen Verschiedenheiten zu beseitigen, nicht neue hervorzurufen.

Für den Rezensenten freilich ist jeder sprachliche Wandel physisch und psychisch zugleich; und zwar so, daß alles schließlich ins Psychische mündet. Zwischen den einzelnen Veränderungen gäbe es nach ihm nur graduelle, keine quantitativen Verschiedenheiten. Für diese seine Ansicht ist ihm sehr willkommen, daß ich in meiner Schrift die theoretische Unhaltbarkeit zwischen verschiedenen von der praktischen Grammatik gern aufgestellten Veränderungskategorien, wie bedingter und unbedingter Lautwandel, Umlaut, Brechung, Epenthese usw. gezeigt habe. Was er aber nicht sieht, ist, daß ich dafür andere Grenzen und Unterschiede aufzustellen bemüht war, je nachdem nämlich das psychische Moment überhaupt fern bleibt oder wenn es vorhanden ist, nach der Art wie es einspielt. Ich zeige das allerdings nur an einzelnen Beispielen und Beispielgruppen. Soweit bin ich noch nicht gelangt, daß es mir geglückt wäre, förmliche Kategorien aufzustellen. Deshalb mag er denn auch übersehen haben, daß ich sehr wohl das psychische Moment bei einer Art von Metathese erkannt habe, von der er behauptet, daß ich sie als rein mechanische ausgebe. —

Es erklärt sich aber diese Stellung des Rezensenten aus seiner philosophischen Weltanschauung; jedem Dualismus ist er abhold und deshalb will er ihn auch aus der Sprachbetrachtung hinausbringen. Nun haben aber die Fragen, mit denen wir uns hier beschäftigen, mit der philosophischen Weltanschauung zunächst nichts zu tun. Man kann ganz gut Monist sein und alles, insofern es uns äußerlich umgibt oder aber insofern wir es innerlich erleben, aus einem Grundprinzip zu erklären versucht sein; man wird trotzdem nie die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, die in den Erscheinungskomplexen herrscht, wegleugnen können und deshalb ist auch die Forderung berechtigt, daß, wo verschiedenen Komplexen angehörige Erscheinungen sich beeinflussen und durchdringen und zu einem neuen Komplex vereinigen, man die Eigenart desselben aus den Eigenarten der Komponenten zu verstehen trachte. Der Rezensent aber verlangt, man müsse sich entscheiden und das erste und letzte Wesen der Sprache entweder in mechanischer Gesetzmäßigkeit oder in psychischer Freiheit suchen. „Entweder“, sagt er, „Primat des mechanischen Physischen und Materialismus, oder Primat des Psychischen und Idealismus. Der Dualismus aber ist immer nur ein vorläufiger Notbehelf.“ Der aber diese Worte geschrieben hat, denkt in Wirklichkeit viel dualistischer als ich, der ich bei der Sprache zwischen psychischem und physischem Element wohl zu scheiden [illegible] nicht zu entscheiden suche. Für ihn gibt es zwei v[illegible] Welten, die mechanische und die psychische, die nach [illegible]rschiedenen Prinzipien aufgebaut [illegible] eine nach d[illegible]äßigkeit, die andere nach dem [illegible] und off[illegible] ver- schiedene Welten k[illegible]gspunkte [illegible]ucht er das Phänomen d[illegible]der in d[illegible] der

andern unterzubringen. Für mich aber sind die psychischen, die physiologischen, die akustischen Erscheinungen Äußerungen eines und desselben Prinzips, wohl mit verschiedenem Wesen und mit verschiedenen Merkmalen, aber untereinander gleichwertig, so daß von einem Primat nicht die Rede sein kann; und sie können sich wohl gegenseitig durchdringen und beeinflussen; wenn aber unsere klügelnde und verspielte Vernunft den Staatsstreich verübt, sie als identisch auszugeben, so muß die klare Erfassung des Sachverhalts notwendig darunter leiden.

Das eben Gesagte wird bestätigt durch ein Kapitel in einem Buch dieses Rezensenten, wo er treu seiner Anschauung die Grenze zwischen Lautwandel und Analogiebildung aufheben will. Er sucht dabei die Unterschiede, die zwischen den beiden Erscheinungen bestehen, als nichtig zu erweisen, vergißt aber dabei den wichtigsten derselben, auf den ich schon hingewiesen habe: macht ein Wort einen Lautwandel mit, so verändert es sich ohne jede Beeinflussung von Seite anderen sprachlichen Materials; auch wenn es nur in einer ganz bestimmten Verwendung gebraucht würde, nur in einem bestimmten Satz, in einem bestimmten Sinn, würde es sich in der betreffenden Richtung verändern. Bei der Analogiebildung mischt sich aber immer die Vorstellung an anderes sprachliches Material ein; bei der Analogiebildung im engern Sinne sogar die Vorstellung an mindestens drei sprachliche Elemente, mit denen dann das neugebildete eine Art Proportion bildet; bei der uneigentlichen Analogiebildung, die man besser mit dem Namen Kontamination bezeichnet, doch mindestens die an ein außen liegendes sprachliches Gebilde, wenn es sich vielleicht auch nur um dasselbe Wort in anderer Verwendung mit einem andern Accent, in anderem Tempo handelt. — Um seine Behauptungen zu beweisen, zieht er Dinge heran, die wieder einem ganz andern Tatsachenkreis angehören. Er bezeichnet es als Lautwandel, wenn im Französischen in Lehnwörtern wie *Kraus au* wie *o*, in solchen wie *Luther, humus u* wie *ü* gesprochen wird und stellt dies auf eine Stufe mit den alten Veränderungen von *au* zu *o*, *u* zu *ü*. Er sieht nicht oder will nicht sehen, daß es sich gar nicht um Entwicklung der deutschen und lateinischen Laute, sondern um Entlehnung aus der Schrift handelt, daß der Grund einfach der ist, daß in verschiedenen Schriften *au* und *u* Zeichen für verschiedene Laute sind. — An einer andern Stelle bezeichnet er die französischen Accentverschiebungen wie *Wagnèr, rapíde, piccoló* als Analogie, die ebenso unumschränkt wirke wie irgend ein Lautgesetz. Auch hier handelt es sich um Aufnahme durch das Medium der Sc[illegible] Fremdwörter, die direkt aus der gesprochenen deutsc[illegible]he aufgenommen sind, wie *foudre, reitre, bocambre* zei[illegible]res Verhalten als *Wagner* und *Schiller*. Aber auch wo [illegible]es bei direkter Aufnahme aus der andern Sprache findet, [illegible]heinung ihren Grund einfach in der Beschränkt-

heit der Zahl der in der Sprache verwendeten Laute. Ein jedes Wort, das von einer fremden Sprache aufgenommen wird, wird irgendwie den bestehenden, nicht sehr zahlreichen Artikulationsnormen und Accentuierungsschemen unterworfen und es ist ja recht begreiflich, daß sich niemand wegen eines neuen Wortes bemüht, neue Muskelbewegungen zu erlernen.

Nach zwei Seiten hat allerdings die Analogiebildung mit dem Lautwandel Berührungspunkte. Erstens spielt auch hier die Spracherlernung, die Übertragung auf eine zweite Generation eine große Rolle. Es ist ja bekannt, wie häufig sich Analogiebildungen in der Sprache der Kinder finden; und die meisten Analogien, die im Laufe der Entwicklung einer bestimmten Sprache auftreten, darf man als unverbesserte Reste aus jener reichlichen Entfaltung der Kindersprache auffassen. Doch auch auf diesen Punkt näher einzugehen, muß ich mir hier versagen. Zweitens kommen wohl die meisten analogen Formen unbewußt, d. h. also mechanisch zustande, sowie der Lautwandel. Denn wenn man psychisch und mechanisch einander entgegensetzt, wie man gewöhnlich tut und wohl auch ich gelegentlich getan habe, begeht man einen Denkfehler. Das Mechanische ist ja nicht der Gegensatz zum Psychischen, sondern zum Bewußten. Nicht alles was in der Psyche vorgeht, ist dem Menschen auch bewußt und völlig richtig bezeichnen wir schon im gewöhnlichen Leben auch Akte, die ganz gewiß in der Psyche ihren Ursprung haben, als mechanisch, sobald man sich ihrer nicht bewußt wird: wir nehmen mechanisch den Hut ab, wenn wir in ein Zimmer, in die Kirche treten, wir schlagen mechanisch den Heimweg ein, wir sagen aber auch mechanisch 'guten Tag' und besonders in unsern Kreisen dürfte keine Seltenheit sein, was mir zuweilen passiert, daß ich beispielsweise die Uhr herausziehe und die Stunde angebe, wenn man fragt, wie viel Grade es hat. Gerade so mechanisch bildet man analogische Formen. Wie ich zuerst das bei uns in Wien sehr selten gebrauchte Wort *urassen* für sinnlos vergeuden hörte, gefiel es mir so gut, daß es eine Zeitlang mein Lieblingswort war. Ich werde wohl je nach dem Zusammenhange verschiedene Formen davon wie *uraßt, geuraßt, uraßte* gebraucht haben, obwohl ich speziell diese Formen nicht gehört hatte. Ich bin mir aber gewiß im Augenblick, wo ich sie gebrauchte, nicht bewußt geworden, daß ich eigentlich Neubildungen wagte und habe mir nicht die Frage vorgelegt, ob die Formen mit der Sprachgewohnheit im Einklang standen. Sie waren es, und so war daran nichts Merkwürdiges. Nehmen wir aber an, das Zeitwort, das ich nur einmal in der Nennform gehört habe, sei in Wirklichkeit ein starkes oder unregelmäßiges, so wären jene Formen typische Analogiebildungen. So aber entsteht im Grunde jede Analogiebildung, und bekannt ist, daß es ja gerade in allen Sprachen besonders die selteneren unter den unregelmäßigen Zeitwörtern sind, die ihr ausgesetzt sind. — Bewußt wäre mir aber in diesem Falle

die Analogie erst dann geworden, wenn man mir sie korrigiert hätte, in demselben Moment wäre sie für die weitere Sprachentwicklung sogleich verloren gewesen, weil ich von nun an mich ihrer nicht mehr bedient hätte.

Wie von dem Lautwandel und der Analogiebildung ließe sich vielleicht auch von einem dritten wichtigen Veränderungsfaktor der Sprache, der Bedeutungsverschiebung, nachweisen: erstens, daß die Übertragung auf andere Geschlechter eine Hauptrolle dabei spielt, zweitens, daß sie meist unbewußt geschieht. Ich gedenke darauf noch zurückzukommen. Trotz dieser meiner Ansichten will ich nicht die Bedeutung, die das Bewußtsein für das Sprachleben hat, schmälern, geschweige denn leugnen. Nur glaube ich, daß es mehr in der Erhaltung des Bestehenden, als in den verschiedenen Umwälzungen und Neubildungen eine Rolle spielt.

Wien. E. Herzog.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Scholia in Lucianum edidit Hugo Rabe. Adiectae sunt II tabulae phototypae. MCMVI. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. 336 SS. 8⁰.

Vor ungefähr einem Dezennium wurde von der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen die Sammlung und Herausgabe der Lukian-Scholien Prof. Johann Graeven übertragen. Da dieser aber später verhindert wurde, die begonnene Arbeit zu Ende zu führen — nur die Florentiner Lukian-Handschriften hat er herangezogen — übernahm H. Rabe die Fortsetzung und Vollendung des Werkes. Er widmete sich seiner komplizierten Aufgabe mit erstaunlicher Sorgfalt und in richtiger Erkenntnis all der Schwierigkeiten, die sich einer Scholien-Edition entgegenstellen; nicht nur, daß er an 70 der meist schlecht leserlichen Handschriften verglich, darunter mehrere zum ersten Male, suchte er sich auch über das Verhältnis der überlieferten Scholienmassen klar zu werden. Seinen auf langjährigen Studien beruhenden Wahrnehmungen, die in der *Praefatio* der angezeigten Ausgabe und früher schon in den Nachrichten der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften vom Jahre 1901 dargelegt sind, entnehmen wir als die wichtigsten Ergebnisse, daß die ältesten Scholien aus dem IX. und X. Jahrhunderte stammen und durch den *Vaticanus Gr.* 90 (*Γ*) repräsentiert werden, daß unter „Mitbenützung" dieser Handschrift alsbald die sogenannten Arethas-Scholien[1]) entstanden, die in drei Codices zu finden sind — *Harleianus* (E) und der davon abhängige *Coislinianus* (C) und *Vindobonensis* (B) —, daß endlich die Ausbeutung der genannten zwei und wohl noch anderer Handschriften die Bildung einer dritten Scholien-Gruppe zur Folge hatte. Für den, der also die jetzt vollständig gesammelten Lukian-Scholien

---

[1]) So genannt, weil sie von Arethas, dem hochgebildeten Bi[...] von Cäsarea stammen, wie schon Maaß (*Mélanges Graux* 759) er[...] hat und jetzt Rabe bestätigt.

zur Interpretation griechischer Autoren verwenden will, werden die von Rabe mit seltener Akribie geführten Untersuchungen, bei welchen er von Männern wie Brinkmann, Bücheler, Diels, Förster, Heiberg, B. Keil und Schöne vielfach unterstützt wurde, von großer Bedeutung sein, insoferne sie auf Wert, Entstehungszeit und Ursprung der verschiedenen Scholienmassen helles Licht werfen. Die Heranziehung so zahlreicher Codices aber war nur vorteilhaft für die Feststellung des Textes, um so mehr als die meisten Manuskripte uns nur einen Teil der Schriften Lukians überliefern und jene, welche viele Stücke gemeinsam haben (*Vat.* und *Vindob.*), wenig mehr als ein Dutzend Scholien umfassen. Die Sammlung Rabes zeigt auch eine natürliche und praktische Anordnung; die Scholien sind nämlich nach den einzelnen Schriften (der Reihenfolge des Lukiantextes entsprechend) unter Angabe der in Betracht kommenden Handschriften aneinander gefügt und innerhalb dieser Abschnitte wiederum auf ein bestimmtes Schlagwort bezogen; das ist in der Regel jenes Wort, das ein Verweisungszeichen trägt, oder, wo ein solches fehlt, das Anfangswort der Zeile, auf welcher in gleicher Höhe das Scholion steht, bei großen Anmerkungen auch das Endwort der Textstelle, auf die sich die Erläuterung bezieht. — Diesen Zusammenstellungen folgen zwei Anhänge, von denen der eine die in den Scholien erklärten Eigennamen enthält, während der andere ein Verzeichnis aller übrigen von den Scholiasten besprochenen Ausdrücke darstellt. Je ein Faksimile einer Seite des *cod. Vat.* und *Harl.* gibt zum Schlusse ein anschauliches Bild vom äußeren Zustande der zwei bedeutendsten Lukian-Handschriften und zugleich vom Aussehen des Scholientextes.

Wien. Dr. Josef Fritsch.

S. Chabert, Histoire sommaire des études d'épigraphie grecque. Paris 1906. 166 SS.

Nach einer Einleitung über das Wesen der Epigraphik im Gegensatze zu anderen Wissenschaften, zumal zur Paläographie, und über das oft gegensätzliche Verhältnis der griechischen zur römischen Epigraphik schildert der Verf. in sieben Kapiteln die Entwicklung der ersteren von der Antike bis zur Gegenwart. Ein alphabetischer Eigennamen-Index und ein kurzes sachliches Inhaltsverzeichnis erleichtern die Benützung des Buches.

Über seinen Inhalt geben im allgemeinen die Kapitelüberschriften Aufschluß. I. *Recueils antérieures à toute idée scientifique et à tout plan d'ensemble*: Die Benützung von Inschriften und Inschriftensammlungen durch die griechischen Historiker und Redner, die Sammeltätigkeit der Alexandriner, *Cyriacus* von Ancona und seine unmittelbaren Nachfolger. Ich möchte dabei auf die zahl-

reichen Inschriften und auf die Fragmente von Inschriftensammlungen verweisen, die uns in der griechischen Anthologie erhalten sind. — II. *Tentatives de recueils universels (XVIIe — XVIIIe siècles):* Scaliger und Welser, Gruter und seine Nachfolger von Reinesius bis Donati; Diplomaten und Kaufleute im Orient; gelehrte Gesellschaften, zumal die *Académie des Inscriptions* und die *Society of Dilettanti.* — III. *Le Corpus de Boeckh:* Boeckhs Vorgänger Pouqueville, Leake, Welcker, Letronne u. a.; Quellen, Entstehung und Bedeutung des Boeckhschen Corpus; dessen Fortsetzer, die gleichzeitigen und unmittelbar folgenden Bestrebungen der Franzosen und Griechen, letztere besonders hervorgerufen durch die Gründung der athenischen Universität und der Ἀρχαιολογικὴ Ἑταιρεία. — IV. *Les Institutions permanentes:* Gründung, Ausgestaltung und Wirksamkeit der *École française d'Athènes* und der archäologischen Institute der anderen Völker; Reiseliteratur; die Kirchhoffschen „Studien". — V.—VI. *Le nouveau Corpus:* CIA und IG, mit besonderer Hervorhebung der Wuenschschen *Defixiones;* die Wiener TAM, die *Collection of ancient Greek inscriptions in the Brit. Mus.,* die *inscriptiones antiquissimae* von Roehl, die unterschiedlichen Sammlungen von Dialektinschriften und Zusammenstellungen zu Studienzwecken, endlich das von Frankreich geplante CIGC. Über die TAM sagt der Verf. nicht ganz mit Unrecht: „*Ce programme un peu ambitieux, s'il est accompli à la lettre et si l'exécution n'en est pas indéfiniment retardée par l'étendue même à laquelle il prétend, fera des TAM le plus parfait des Corpus épigraphiques: il ne leur manque plus que l'existance*". — VII. *L'état des choses* gibt eine gedrängte Übersicht über die epigraphische Kleinarbeit, wie sie, die Fertigstellung der großen Corpora begleitend und fördernd, von Europa und Amerika im Wetteifer geleistet wird, eine Würdigung der hauptsächlichsten Resultate der Ausgrabungen und ihrer Verarbeitung für Wissenschaft und Schule. Die griechische Epigraphik ist aus kleinen Anfängen in immer gesteigertem Wachstum zu einem selbständigen und wichtigen Zweige der Wissenschaft geworden.

Hat so der Verf. den reichen Stoff durch Gliederung übersichtlich zu gestalten versucht, so hat er es auch verstanden, den mitunter recht spröden Gegenstand anziehend zu gestalten, indem er, ohne auf Details übermäßig großes Gewicht zu legen, die Hauptsachen scharf herausarbeitet und den Stoff durch zahlreiche Hinweise auf gleichzeitige geschichtliche Erscheinungen aus seiner Isoliertheit herausreißt und einem größeren historischen Ganzen einreiht. Sympathisch berührt auch die Objektivität, mit der er, so schwer es ihm manchmal aus patriotischen Gründen wird, fremdes Verdienst anerkennt.

Wien. R. Weißhäupl.

On the influence of Lucretius on Horace. By William A. Merrill. University of California Publications: Classical Philology. Vol. I (1905), No. 4, p. 111—129. Berkeley, The University Press. Preis $ 0·25.

Dem Verf. genügen die bisherigen Untersuchungen von Ed. Goebel, Reisacker und Weingärtner über das Verhältnis des Horaz zu Lucrez nicht: er will das Thema möglichst erschöpfend behandeln, d. h. jede Übereinstimmung der beiden Dichter in formeller, inhaltlicher, metrischer, ja auch grammatischer Beziehung verzeichnen, um hieraus auf die größere oder geringere Abhängigkeit der einzelnen Horazischen Dichtungen von Lucrez seine Schlüsse zu ziehen. — Bezüglich der Satiren ergibt sich dem Verf., daß Horaz zur Zeit ihrer Abfassung Epikureer war und daß er mit Epikurs Lehre zum Teil gerade aus Lucrez bekannt geworden ist: es finde sich direkte Nachahmung des Lucrez, selbst in metrischen Eigentümlichkeiten. Von den Epoden ist nach M. nur die 16. von Lucrez beeinflußt. Daß sich Horaz in den ersten drei Büchern der Oden nach Inhalt und Form von Lucrez losgemacht hat, erklärt M. aus der Reife von Horazens Dichtung, namentlich aber daraus, daß der Dichter sich an griechische Vorbilder gehalten hat: sichere Indicien für die Abhängigkeit von Lucrez weiß M. nur wenige nachzuweisen, nämlich in I 26, 28 und 34; II 16 und III 28, welche Oden M. zum Teil einer früheren dichterischen Periode zuzuweisen geneigt ist. Hingegen findet M. im 1. Buche der Episteln, daß hier der Einfluß des Lucrez wieder auflebt und sich eine freundliche Haltung des Dichters zum Epikureismus bemerklich macht, wogegen im 2. Buch zwar epikureische Lehren stark vertreten sind, jedoch nicht auch die Form, in der sie von Lucrez überliefert sind, dem hier überhaupt nur wenige Ausdrucksweisen entlehnt werden. Volle Mündigkeit des Dichters glaubt M. im 4. Buche der Oden zu entdecken. Vorgängern verdankt hier Horaz nur ganz wenig, so in Ode 3 Formelles dem Lucrez, in Ode 10 Stoffliches dem Theognis. Ähnlich steht es mit der *Ars poetica.*

Als diejenigen Partien des Lucrez, welche Horaz zumeist vor Augen hat, bezeichnet M. die Prooemia, den Hymnus auf den Tod III 830 ff. und das 'soziale Epos' V 782 ff., alles hochpoetische Partien, während Beziehungen auf rein Didaktisches selten sind.

So weit der Verf. Durch die von ihm gewonnenen Ergebni[illegible] werden zwar unsere Kenntnisse von dem Verhältnisse zwis[illegible] Lucrez und Horaz schärfer präzisiert, doch nicht eigentlich erw[illegible] Übrigens mag bemerkt werden, daß man M.s Resultate im ga[illegible] wird anerkennen können, ohne sich mit seinem Urteile im einzel[illegible] einverstanden erklären zu müssen. Weitgehende [illegible] jedesmaligen Entscheidung der Frage, ob das Zus[illegible] beiden Dichter als Beeinflussung des einen durch[illegible] gelten habe oder nicht, wird man dem Verf. [illegible] können. Gleichwohl wird er sich in seinen Auf[illegible]

Abzüge gefallen lassen müssen. Beispielsweise findet er in Ode IV 3 Horaz durch Lucrez in folgender Weise beeinflußt: Hor. 4 *clarabit pugilem* ~ Lucr. III 86 *claranda;* Hor. 18 *strepitum* ~ Lucr. IV 580 *strepitu;* Hor. 22 *praetereuntium* ~ Lucr. I 318 *praeterque meantum.* Hier hatte Horaz doch nur an der letzten Stelle Lucrez vor Augen.

Wien. J. Golling.

Bilderatlas zu Caesars Büchern de bello Gallico unter eingehender Berücksichtigung der commentarii de bello civili, mit mehr als 100 Abbildungen und Karten, herausgegeben von Dr. Raimund Oehler, Professor an der königl. Haupt-Kadettenanstalt. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1907, Verlag von Schmidt & Günther. VI und 91 SS., XXXVIII Tafeln.

Dieses schon bei seinem ersten Erscheinen mit warmer Anerkennung begrüßte Buch bietet dem Kritiker insoferne eine schwierige Aufgabe, als es sich nicht so sehr mit dem Verfasser selbst, sondern vielmehr mit einer sehr großen Anzahl anderer zum Teile recht ungleich zu bewertender Autoren auseinanderzusetzen hat, deren Ansichten und Doktrinen der Herausgeber, gestützt auf eine umfassende Kenntnis der einschlägigen Literatur, mit größtem Fleiße und peinlicher Gewissenhaftigkeit zusammengetragen und zu einem einheitlichen Bilde zu vereinigen gesucht hat. Daß bei dieser Arbeit die analoge Schwierigkeit für ihn selbst in noch weit höherem Maße bestanden hat als der Kritiker sie empfindet, ist selbstverständlich und es wäre ein schweres Unrecht, dies bei der Beurteilung des Buches zu übersehen; tatsächlich muß die Kritik bei jedem einzelnen Detail separat einsetzen und das natürlicherweise wechselnde Ergebnis dieser Detailkritik ist von der Würdigung der Gesamtarbeit dezidiert zu trennen.

Daß in dieser so reichen und komplizierten Mosaikarbeit auch einzelne Steinchen sich finden, an denen etwas auszustellen wäre, ist leicht begreiflich und die Kritik erfüllt lediglich eine Pflicht gegen den Autor selbst, wenn sie darauf aufmerksam macht. Im nachfolgenden sei einiges davon angeführt:

pag. 8. Betreffs des *praefectus fabrum* hat sich der Verf. der Ansicht Fröhlichs angeschlossen, derzufolge der Inhaber dieses Titels nicht faktisch der Kommandant der vereinigten *fabri*, sondern bloß ein besonderer Vertrauensmann des Feldherrn gewesen wäre. Dies mag speziell bei *Mamurra* zugetroffen sein, da Cäsar bei seiner anerkannten Vielseitigkeit und seiner eklatanten Vorliebe für militärtechnische Probleme gewissermaßen sein eigener *praefectus fabrum* war; dieses Verhältnis als das normale, allgemein giltige aufzufassen geht jedoch sicherlich nicht an; vgl. darüber meine „Geschichte der Feldzüge C. Iulius Caesars“, p. 519 f. —

pag. 12: antesignani. Bezüglich dieser vielumstrittenen Truppengattung schließt sich der Verf. jener Ansicht an, welche unter diesem Namen nichts anderes als einfach das erste Treffen erblickt. Soviel diese Ansicht auch für sich haben mag, so ist es doch sicher, daß speziell bei Cäsar Stellen sich finden, auf die sie nur sehr gezwungen Anwendung finden kann. Dies gilt insbesondere dort, wo es sich um die Zuteilung der *antesignani* zur Reiterei oder um ihre Verwendung aus der Marschkolonne heraus handelt (b. c. III 84, 3; b. c. III 75, 5 usw.). In allen diesen Fällen ist es nicht recht einzusehen, warum diese Mannschaft gerade aus den Kohorten des ersten Treffens entnommen worden wäre; viel plausibler erscheint es dagegen, daß es sich hier um eine speziell im zerstreuten Gefechte ausgebildete Elitetruppe handelt, welche die Beweglichkeit der leichten Infanterie mit der Verläßlichkeit der Legionare verband und überdies berufen war, erstere gelegentlich überhaupt zu ersetzen. Dabei bleibt es immerhin wahrscheinlich, daß diese Mannschaft in der Gefechtsformation ihre Einteilung in den vordersten Gliedern des ersten Treffens fand und davon ihren Namen führte. — *pag. 13: acies triplex.* Hier schließt sich der Verf. der Auffassung R. Schneiders an, die vom philologischen wie vom militärischen Standpunkte wohl am wenigsten für sich hat. Auf eine eingehende Widerlegung derselben kann ich hier wohl verzichten, und verweise statt dessen auf meinen derzeit im Drucke befindlichen Aufsatz „Die Taktik der Kohortenlegion“ (Klio VII, 3. Heft). Nur die beiden Hauptstützpunkte der Schneiderschen Theorie seien hier kurz abgetan: Der Grundsatz, das natürliche Verhältnis zwischen Angriffsgruppe und Reserve sei 2 : 1, und demgemäß könne das zweite Treffen niemals Reserve gewesen sein, sondern nur das dritte, entspringt einer ganz falschen Auffassung; denn in Wirklichkeit ist heute, wie jederzeit, dieses Verhältnis überhaupt nicht konstant, sondern variabel, und im ersten Stadium des Gefechtes (bei noch intakten Kompagnie-, Bataillons- und Regimentsreserven) noch viel extremer als bei der Legion in der Formation der Kampferöffnung. — Der zweite Punkt, in welchem Schneider die durch die Überlieferung unzweifelhaft festgestellte Aufstellung in drei Treffen mit der von ihm angenommenen Kampfformation in zwei Treffen zu vereinigen sucht, indem er behauptet, die erstere sei nur dazu dagewesen, um die vor der Front kämpfenden leichten Truppen durch die Intervalle durchzulassen, wird dadurch gegenstandslos, daß in allen cäsarianischen Schlachten, von denen uns die Aufstellung in drei Treffen bezeugt ist (Bibracte, gegen Ariovist, Pharsalus), gleichzeitig eine Aufstellung der leichten Truppen überliefert erscheint, welche das obige Manöver vollkommen ausschließt. — Dem Herausgeber ist es schließlich auch entgangen, daß seine Auffassung der *antesignani* mit der Schneiderschen Theorie in unlöslichen Widerspruch gerät, wenn man Cäsars Schilderung des Treffens von Ilerda (b. c. I 45) zugrunde legt. — *pag. 14.*

Ablösung. Der Verf. denkt sich die Wirksamkeit des dritten Treffens bei *Pharsalus* als eine Ablösung der beiden anderen Treffen. Daraus resultiert das militärisch ganz widersinnige Bild, daß 56 kämpfende Kohorten im Momente der höchsten Entscheidung durch 18 abgelöst werden! — Vom militärischen Standpunkte kann es nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, daß es sich hier niemals um eine Ablösung, sondern einzig um eine Verstärkung, ein kraftvolles Vorreißen der kämpfenden Abteilungen durch die intakte Reserve handeln konnte. — *pag. 15.* Bezüglich der Aufstellung der einzelnen Männer dürfte der praktische Militär doch eher mit Kromayer gegen Delbrück und Schneider sympathisieren. Die bekannten Delbrückschen Phalanx-Experimente erwiesen zur Not die Exerzier-, nicht aber die Kampffähigkeit der Anderthalbfuß-Formation, überdies auf einem Boden, auf den die alte Phalanx trotz ihrer bekannten Abhängigkeit vom Terrain denn doch nicht ausschließlich angewiesen war; für die Legion ergibt sich dann der weitere Schluß von selbst. — *pag. 15.* Die Ansprache an das ganze Heer, wenn es bereits aufmarschiert war, ist wohl eine physische Unmöglichkeit und sind daher die betreffenden Stellen nicht wörtlich zu nehmen. — *pag. 16, cuneus.* Hier hat der Verf. scheinbar Delbrücks Ausführungen (Geschichte der Kriegskunst II, p. 45 ff.) übersehen, da er nicht einmal auf sie Bezug nimmt. Ich für meine Person halte Delbrücks Beweisführung für erschöpfend und überzeugend. — *pag. 17. Antecursores, antecessores* und *exploratores* werden vom Verf. fälschlich identifiziert. In Wirklichkeit bezeichnen die ersten Ausdrücke die Vorhut der Marschkolonne, der letzte Ausdruck dagegen Nachrichtenpatrouillen, also etwas wesentlich Verschiedenes. Aus dieser Verwechslung entspringt auch die irrige Ansicht, daß die Vorhut oft „weit voraus" ging; denn in b. G. I 41, 5 handelt es sich eben nicht um die Vorhut, sondern um weit vorgetriebene Nachrichtenpatrouillen. — Auch die zum Ermitteln und Ausstecken des Lagers bestimmte Patrouille muß als selbständig und von der Vorhut unterschieden gedacht werden. — *pag. 19 ff.:* Lager. Es wäre wohl verfehlt, das Lager von *Novaesium* so streng als Typus zu nehmen, wie es nach der Schilderung des Verf. — vielleicht ohne seine Absicht — herauskommt. Die Variationsfähigkeit dürfte vielmehr eine sehr große gewesen sein; man denke nur an die unbegrenzt variierenden Außengrundrisse von Cäsars Lagern mit ihrer weitgehenden Anpassung an das Terrain, z. B. die Infanterielager vor *Alesia*, denen entschieden auch ebenso weitgehende Anpassungen der inneren Einrichtung entsprachen. *Novaesium* ist demnach nur als ein zufällig erhaltenes Beispiel unter unzähligen anderen, leider eben nicht erhaltenen, nicht aber als Paradigma aufzufassen. — *pag. 86* und *Taf. XXX: Ariovisti clades.* So verlockend die Winklersche Hypothese auch sein mag, wenn man eben alles, was für sie spricht, detailliert

aufzählt und alles übrige übergeht, so sprechen doch schwerwiegende Bedenken gegen sie. Der ausschlaggebende Punkt ist hier wohl die Frontentwicklung der beiden Armeen in der Schlacht, die bei der Winklerschen Fixierung der Lager eben nicht anders möglich ist als so wie sie tatsächlich gezeichnet erscheint, d. h. Römer und Germanen schlagen mit verkehrter Front. In diesem Falle ist aber die Flucht der Germanen nach dem Rhein, wie Cäsar sie schildert, eine absolute militärische Unmöglichkeit; „*a non posse ad non esse valet relatio*" und damit fällt auch die ganze Winklersche Annahme. Bei genauerer Untersuchung finden sich übrigens noch andere Bedenken. So reicht die Grundfläche des Lagers, ca. 22 *ha,* wie der Verf. selbst zugibt, knapp für vier Legionen; und doch wurde dasselbe für sechs Legionen nebst einer ansehnlichen Zahl von Hilfstruppen und Reiterei aufgeschlagen zu einer Zeit, wo noch niemand wissen konnte, daß eine Detachierung von zwei Legionen sich später als notwendig erweisen würde, und in einem Terrain, wo zu einer abnormalen räumlichen Einschränkung wahrlich kein Grund vorlag. Desgleichen erscheinen die von Winkler festgestellten Dimensionen der Profile, wie der Verf. selbst angibt, einem von heute auf morgen bezogenen Marschlager angepaßt, nicht aber einem Feldlager, in dem die Armee durch längere Zeit einem starken Gegner Aug' in Aug' gegenüberstand, stets auf einen Sturm gefaßt und einmal tatsächlich angegriffen.

Mit diesen wenigen Bemerkungen kann man den negativen Teil der Kritik als im wesentlichen erschöpft betrachten und gleichzeitig ausdrücklich darauf hinweisen, wie geringfügig derselbe in seiner Gesamtheit gegenüber dem sonst Gebotenen sich darstellt; aus diesem Grunde allein ist es schon unmöglich, alle die vortrefflich geratenen Abschnitte in gleich ausführlicher Weise zu behandeln. Ich verweise nur auf die mustergiltigen Ausführungen über die Flotte, die Brückenschläge und die Geschütze; die schier unübersehbaren Ergebnisse der einschlägigen Literatur sind hier in äußerst zweckmäßiger Auswahl und Darstellung verwertet. Es bedeutet wohl das günstigste Zeugnis, das man dem Buche ausstellen kann, wenn man konstatieren darf, daß gerade dasjenige Problem, welches naturgemäß die größte Schwierigkeit bieten mußte, am glänzendsten gelöst ist: die Vereinigung des ungeheueren Materials in ein einheitliches und übersichtliches Bild. Wollte man im letzteren Sinne noch ein übriges tun, so wäre vielleicht eine weitergehende Unterteilung in Kapitel sowie die Beifügung eines Inhaltsverzeichnisses wünschenswert.

Auf jeden Fall bildet das Buch einen höchst wertvollen Behelf sowohl für den Cäsar tradierenden Lateinprofessor, der darauf Anspruch erhebt, seinen Schülern die selbstbeschriebenen Taten des großen Imperators nicht nur dem Worte, sondern auch dem Geiste nach näher zu bringen, als auch für den Fachmann, der sich das Studium der Kriegstaten des ersten Feldherrn aller Zeiten zum

Ziele gesetzt, und dem das Oehlersche Werk den schwierigsten Teil seiner Aufgabe, die Orientierung über die bisherigen Forschungsergebnisse, wesentlich erleichtert. Gerade in unseren Tagen schreitet die einschlägige Forschung erfreulicherweise rüstig vorwärts; schon aus diesem Grunde erscheint es wünschenswert, das vortreffliche Werk fortgesetzt auf der Höhe der jeweiligen Forschungsergebnisse zu finden, auf der es heute noch steht, und ihm zu diesem Zwecke recht bald wieder in neuer Auflage zu begegnen.

Laibach. Hptm. G. Veith.

Lateinische Phraseologie. Unter Berücksichtigung der Sprichwörter und Fremdwörter zusammengestellt von Dr. Hermann Ludwig. Stuttgart, Bonz & Comp. 1906.

Im Gegensatz zu anderen unter dem Namen von Phraseologien bekannten Sammlungen, in denen der ganze Sprachstoff, sei es der eines einzigen Autors oder der einer ganzen Sprachperiode, Berücksichtigung findet, hat der Verf. vorliegender Phraseologie 'unter Ausscheidung der gewöhnlichen Wendungen vor allem moderne, fremdsprachliche und sprichwörtliche Ausdrücke bevorzugt'. Damit mag es auch wenigstens teilweise zusammenhängen, daß sich der Verf. in der Darbietung des Stoffes nicht an das sonst übliche System anschließt, die einzelnen Wendungen nach Materien zu ordnen, wie es nebst anderen z. B. auch Ballas in seiner Phraseologie des Livius, Posen 1885 (wie er sagt, im Anschluß an Wicherts 'Das Wichtigste aus der Phraseologie bei Nepos und Caesar', Berlin 1872) getan hat[1]). Bei Ludw. sind die Phrasen, für deren Wiedergabe im Lateinischen er Winke gibt, in lexikalischer Form angeordnet. Bei der Feststellung der alphabetischen Reihenfolge der einzelnen Artikel jedoch scheint er kein einheitliches Prinzip eingehalten zu haben. So war für die Einreihung der Wendung 'einem den förmlichen Prozeß machen' das Adjektiv 'förmlich' maßgebend, für 'kurzen Prozeß machen' das Substantiv 'Prozeß'; 'schleichendes Gift' wird unter G (Gift) eingereiht, 'schleppender Gang' unter S (schleppend); während verschiedene Wendungen mit dem Hauptw. 'Fuß', wie 'auf dem Fuße folgen', 'auf königlichem Fuße leben', 'auf eigenen Füßen stehen' unter F zu finden sind, steht die Phrase 'mit dem linken Fuß aufstehen' unter L; der Wendung 'für die damaligen Verhältnisse' wurde

---

[1]) Dieselbe Art der Zusammenstellung von Phrasen kehrt bekanntlich in den Hilfsheften von Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller wieder. Ich erinnere nur an die betreffende Partie in dem Hilfshefte von Fügners Ausgabe des Nepos, an desselben Verf. Hilfsheft zu Caes. B. G. (Kap. VI, S. 112—128) usw. Dem gleichen Zwecke hatten zum Teil auch die seinerzeit durch die Instruktion für den Unterricht an den österr. Gymnasien vom Jahre 1884, S. 28 empfohlenen Kollektaneenhefte zu dienen.

sogar entsprechend der Präposition 'für' ein Platz unter F angewiesen. Bei der großen Menge sprichwörtlicher Wendungen, die in der Sammlung enthalten sind, mochte es allerdings nicht leicht gewesen sein, eine solche Anordnung zu treffen, daß der Benützer des Buches auf den ersten Griff das Gewünschte finden müßte; leiden doch auch sonst lexikalische Werke an dem gleichen Übel. Immerhin wäre aber eine größere Einheitlichkeit in dem Plane der Anordnung wünschenswert gewesen. Der Verf. sucht vielfach das Auffinden der Phrasen durch Verweise von einer Stelle des Buches auf eine andere zu erleichtern, so wenn er bei dem Artikel 'Leistung' ('wissenschaftliche L.') auf 'staatsmännisch' verweist, bei 'Mine' ('alle M. springen lassen') auf 'unterirdisch', und so öfters. Desgleichen wird bei sehr vielen Ausdrücken auf inhaltlich verwandte hingewiesen. Ohne Absicht des Verf. mag es jedoch geschehen sein, wenn derselbe Artikel an einer zweiten Stelle wiederkehrt wie der die Bedeutung des Liedes preisende Satz 'Der Helden Taten sind in Erz und Marmelstein so gut nicht aufbewahrt wie in des Dichters Liede', für den sich unter E (Erz) und unter M (Marmelstein) Übersetzungshilfen finden. An erster Stelle wird auf Cicero verwiesen: *versibus mandatur aeternum rerum gestarum praeconium;* es ist damit wohl die bekannte Stelle p. Arch. 9, 20 gemeint (der Verf. gibt nämlich bei keinem Zitat mehr als den Namen des Autors an): *neque enim quisquam est tam aversus a Musis, qui non mandari versibus aeternum suorum laborum facile praeconium patiatur.* An der anderen Stelle wird eine Wendung aus Horaz herangezogen.

Die neben den Sprichwörtern und sprichwörtlichen Sätzen von dem Verf. bevorzugten Ausdrücke sind zu nicht geringem Teile fremden Kultursprachen entlehnt; wir finden darunter Fremdwörter wie 'Gourmand', für dessen Wiedergabe auf *homo fastidiosus* (Hor.) verwiesen wird, 'Komfort', das durch die Umschreibung *quae ad vitae cultum pertinent* übersetzt erscheint, 'Zivilisation' *(cultior hominum vita)* u. a. m. Auch für die Wiedergabe von Ausdrücken wie *all right, l'appetit vient en mangeant, noblesse oblige, savoir vivre,* ein *selfmade man* usw. weiß Ludw. Stellen aus lateinischen Schulautoren anzuführen.

Der weitaus größte Teil der lateinischen Wendungen nämlich, die der Verf. vorführt, ist den Werken derjenigen Prosaiker und Dichter entnommen, die in dem allgemeinen Kanon der Schullektüre vertreten sind. Unter den Dichtern wird natürlicherweise besonders Horaz mit seinen Sermonen herangezogen. Außer den Schulautoren liefern Seneca und Quintilian Beiträge. Der Name der Autoren wird den ihren Schriften entnommenen Phrasen beigefügt, doch fehlt leider jede nähere Stellenangabe[1]). Einem Teil der deutschen

[1]) Eine genauere Bezeichnung des jeweiligen Fundortes hätte, ohne den Umfang der Sammlung bedeutend zu erweitern, ihren Wert nicht unwesentlich erhöht.

Ausdrücke sind Übersetzungen beigegeben, die nicht unmittelbar auf einer Autorstelle beruhen.

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß die den latein. Schriftstellern entnommenen Stellen den deutschen Redewendungen nicht immer genau entsprechen; jene haben dann bloß den Zweck 'dem Leser die Richtung zu zeigen, nach der sich die Übersetzung werde bewegen müssen'. Diese Hilfen sind im allgemeinen gut gewählt. Ab und zu erscheinen dem Ref. allerdings die den deutschen Wendungen beigefügten lateinischen weniger angemessen, so wenn dem Spruche 'in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister' (unter B wegen 'Beschränkung' eingereiht) beigesetzt wird *gubernatorem in tempestate, in acie militem intellegas* S (?) und *ducis ingenium adversae res nudare solent* H. In den latein. Stellen ist die Rede von Gefahren, bezw. von Unfällen (bei Horaz — gemeint ist Sat. II 8, 78 f. — handelt es sich um den Einsturz des über der Tafel gespannten Baldachins), bei denen der Beteiligte seine Tüchtigkeit durch Geistesgegenwart zu erweisen hat. Es sind demnach Situationen, denen die Bedeutung, die der genannte Spruch bei Goethe (Gedichte, Epigrammatisch, Natur und Kunst, dasselbe in 'Was wir bringen', 19. Auftr.) hat, vollkommen fern liegt; bei G. heißt es nämlich:

'Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben'.

Nebstbei ist bezüglich der ersten von den beiden latein. Stellen festzustellen, daß sie nicht aus Sallust (S.) stammt, sondern aus Seneca (also Se. nach Ludw. Bezeichnung). — Ebenso dürfte es irreführen, wenn für die Übersetzung von 'rastloser Fleiß' auf Vergils *labor improbus* hingewiesen wird oder für die Wiedergabe der Redensart 'ein Herz von Stein haben' auf Horazens *illi robur et aes triplex circa pectus erat;* wird doch die letztgenannte deutsche Phrase hauptsächlich als Ausdruck für Unerbittlichkeit (Grausamkeit) verwendet, eine Bedeutung, mit der die bekannte Horazstelle (Carm. I 3, 9 f.) nichts zu tun hat. — Es ist schon erwähnt worden, daß der Verf. den Satz 'Der Helden Taten sind in Erz .. usw.' außer unter 'Erz' auch noch unter 'Marmelstein' anführt. An dieser zweiten Stelle bringt er ein Zitat aus Hor. bei:

'*Non magis expressi vultus per aenea signa
Quam per vatis opus mores animique virorum
Clarorum apparent*'.

Es ist die Stelle Epist. II 1, 248 ff. Derselbe Gedanke kehrt aber bei Hor. öfters wieder; und gerade mit Bezug auf das Schlagwort 'Marmelstein', unter dem der Verf. den Satz zum zweitenmal zur Sprache bringt, hätte es sich durchaus empfohlen auf Carm. IV 8,

13 ff. hinzuweisen: *Non incisa notis marmora publicis . . . . . . clarius indicant laudes quam . . . Pierides.*

Daß bei der Wiedergabe sprichwörtlicher Redensarten die Beschränkung auf die Schriften bestimmter Autoren nicht unbedenklich ist, mag man aus folgendem ersehen. Das Sprichwort 'Schuster bleib bei deinem Leisten' behandelt der Verf. auch zweimal: unter L (Leisten) und unter S (Schuster). In dem ersten Falle bringt er zwei Horazstellen bei, Epist. II 1, 115 f. *quod medicorum est, promittunt medici; tractent fabrilia fabri* und Epist. I 14, 44 *quam scit uterque, libens, censebo, exerceat artem*, ferner den Satz '*Quam quisque norit artem, in hac se exerceat*'; im zweiten Falle werden wieder zwei Horazstellen angeführt, beide aus Epist. I 7, u. zw. V. 44 *parvum parva decent* und V. 98 *metiri se quemque suo modulo ac pede verum est.* Nirgends konnte aber des geradezu kongruenten latein. Sprichwortes '*Ne sutor supra crepidam*' Erwähnung geschehen, das sich Plin. Hist. N. XXXV 10 (36), 85 (ed. Mayhoff, Teubner 1897) findet. Es wird dort von der Antwort des Apelles gesprochen, die er einem Schuhmacher, dessen Tadel er sich zugezogen hatte, gegeben haben soll: '*Ferunt reprehensum a sutore, quod in crepidis una pauciores intus fecisset ansas* (Ösen), *eodem postero die superbo emendatione pristinae admonitionis cavillante circa crus, indignatum prospexisse denuntiantem, ne supra crepidam sutor iudicaret, quod et ipsum in proverbium abiit*'. Vgl. auch Valer. Max. Factor. et dict. memor. VIII 12 ext. 3 *Quidam sutorem de sura disputare incipientem supra plantam ascendere vetuit.*

Aber auch in ihrer Beschränkung auf den oben näher bezeichneten Kreis von Autoren bietet vorliegende Phrasensammlung für jeden, dem es um einen Vergleich der Ausdrucksmittel des Deutschen mit denen des klassischen Lateins zu tun ist, eine reiche Fülle des Interessanten. Hinsichtlich der Verwendbarkeit des Buches beim Unterricht muß man allerdings in Betracht ziehen, daß bei den jetzigen Zielen des Lateinunterrichtes die von dem Verf. bevorzugten 'modernen, fremdsprachlichen und sprichwörtlichen Ausdrücke' bei der Übersetzung ins Latein keine besondere Rolle spielen können, wiewohl nicht zu leugnen ist, daß Übersetzungen von Texten echt deutscher Färbung ins Lateinische bei rationellem Unterrichtsbetrieb niemals entbehrlich sein werden, sosehr der Wert dieser Übungen heutzutage leider von so mancher Seite herabgesetzt wird. Verbindet man nämlich mit dem Erlernen einer fremden Sprache — und mag es selbst eine moderne sein — den Zweck einer höheren Ausbildung der geistigen Fähigkeiten des Schülers überhaupt, dann muß der sprachliche Unterricht auf ein genaueres Erkennen der den verschiedenen Sprachen zu Gebote stehenden Ausdrucksmittel, überhaupt auf ein tieferes Erfassen des sprachlichen Organismus hier und dort hinarbeiten. Und dieses Ziel kann nur dann in vollem Maße erreicht werden, wenn einer

den Inhalt und die Form des Ausdrucks genau abwägenden Übersetzung aus der fremden Sprache eine mit gleicher Sorgfalt geübte Übersetzung stilistisch einwandfreier Vorlagen aus der Muttersprache in die zu erlernende fremde Sprache ergänzend zur Seite steht.

Wien. Dr. Karl Kunst.

Dr. Viktor Junk, Die Epigonen des höfischen Epos. Auswahl aus deutschen Dichtungen des 13. Jahrhunderts. Leipzig, Göschen 1906 (Sammlung Göschen).

Dr. Hermann Jantzen, Gotische Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. 3. Auflage. Leipzig, Göschen 1905 (Sammlung Göschen).

Dem Büchlein von Marold über die drei großen Epiker des 13. Jahrhunderts folgt nun in dieser Sammlung die Arbeit von Junk über die Epigonen. Es ist bei dem Verf. selbstverständlich, daß das Bändchen mit voller Beherrschung des Stoffes und aller Sicherheit im einzelnen geschrieben ist. Wenn ich doch in Einzelheiten Bedenken und Wünsche äußere, so geschieht das im Hinblick auf den Zweck der Sammlung, der nicht immer zu seinem Rechte kommt. Einer allgemeinen Einleitung über die in Betracht kommenden Dichter folgen Textauszüge aus Rud. von Ems, von dem vorzüglich die ungedruckten Stücke aus dem Alexander interessieren, aus Konrad von Würzburg, dem Stricker und dem Meier Helmbrecht, denen immer eine besondere Einleitung gewidmet ist. Das Ganze beschließt ein sorgfältiges Wörterverzeichnis.

In der allgemeinen Einleitung vermisse ich eine Charakteristik dessen, was man unter höfischer Epik versteht, also eine kurze Einführung in Stoffe und Formen dieser Dichtungsart, deren Kenntnis vielleicht nicht bei allen Käufern des Büchleins vorausgesetzt werden kann. Überhaupt ist die Einleitung mit ihren Zahlen und Namen nicht volkstümlich und übersichtlich genug; sie ist es für den, der die ganze Zeit und den kulturgeschichtlichen Hintergrund der ritterlichen Dichtung kennt, den Laien wird die Menge des Gebotenen verwirren — auf 11 Seiten werden etwa 30 Dichter behandelt. Bei der Anordnung dieser Dichter ist die chronologische, stoffliche oder landschaftliche Zusammengehörigkeit nicht immer ausschlaggebend gewesen; so stehen Heinrich von Neustadt und Reinbot von Turn in derselben Zeile; Heinrich von Freiberg ist von dem md. Gebiet getrennt und findet seinen Platz neben dem jüngeren Titurel. — Die ältere Meinung, daß das Leben der hl. Elisabeth von einem Thüringer sei (S. 13), wird doch heute nicht mehr aufrecht erhalten. — Ob sich für den Zweck des Büchleins eine Einteilung nach den Mustern Hartmann, Gottfried, Wolfram oder auch nur nach Landschaften empfiehlt, scheint mir

fraglich; eine Anordnung nach stofflichen Gesichtspunkten mit der Nebenrücksicht auf die zeitliche Entwicklung wäre wohl einfacher. Dadurch würde der dichterische Strom vom Anfange bis zum Ende des 13. Jahrhunderts begleitet und dabei könnten Hauptgestalten und Hauptrichtungen lebhafter betont werden. In der unzulänglichen Darstellung dieses Abschnittes von M. Koch in derselben Sammlung wird man sich auch keine Aufklärung holen können. Doch liegt in Junks Werk das Hauptgewicht auf den Texten. Daß sich der Stil der md. und nd. Epigonen „an die Spielmannspoesie anlehne" (S. 12), ist in dieser Form nicht richtig; der an erster Stelle erwähnte Dichter Ulrich von Eschenbach benützt im Alexander und Ernst *D* doch höchstens Stoffe, die zum Teil auf eine Spielmannstradition zurückblicken können, im Stile selbst findet sich bei ihm nichts Spielmannsmäßiges. Auch daß der Verf. bei dem Mangel einer allgemein anerkannten Arbeit über die metrischen Grundsätze der höfischen Epik — Pauls Metrik in der 2. Auflage des I. Bandes seines Grundrisses, abgesehen von dem nach Junks Buche erschienenen Werke von Saran, läge doch am nächsten — zur Orientierung auf Carl v. Kraus' Aufsatz zur Kritik des Helmbrecht (ZfdA. 47, 305) verweist (S. 15), kann ich nicht loben. Wollte er schon Kraus' Verdienste auf diesem Gebiete hervorheben, so mußte er seine umfängliche Arbeit zu Reinbot erwähnen, nicht die mit Recht angegriffene Kritik der kleinen Erzählung, die Junk nach S. 97 schon für den Text in Rechnung zog. In diesem Sinne würde man auch die vom Herausgeber gewünschte Betonung *ér nam dén wín unde sprach* (92, 30), *ûf dém mer ín den kíelen* Helmbr. 51, *ein vetlích wart dir versniten* 607, *vür guotén wín úmbe ein wíp* 1006, *ín allér der wîse* 1558, *und wás ouch génuoc wunderlich* Rudolf v. Ems Will. 4927 *(genuoge?)* kaum empfehlen. — Rud. v. Ems füllt in dem Büchlein einen breiten Raum (42 SS.), doch nimmt man von einem so guten Kenner dieses Dichters, wie es eben Junk ist, die übersichtliche Belehrung dankbar entgegen. Sollte Willeh. 4351 f. nicht mit gleitenden Reimen *sîn sin an minne sinnete: der minne minne er minnete* statt *sinte: minte* zu lesen sein, da sonst das aus Gotfried geläufige Wortspiel und der Vollklang leidet? Die volle Form steht übrigens v. 4997 *in minneten ir sinne;* auch 5019 könnte mit schwebender Betonung im Versanfang und durch Verschmelzung von *si in* gelesen werden: *minnete sie in durh anders niht*, ähnlich 5023, wenn man *glîche* schreibt: *dô minneten sie glîche.* — Die Anmerkungen unter dem Texte könnten mit Rücksicht auf ein größeres Publikum reichlicher sein; daß *dans* in Kaiser Otte v. 267 im Wörterverzeichnisse unter *dinsen* zu suchen ist, wird nicht jeder wissen.

Die weitere Aufnahme von Dichtungen der Epigonenzeit, die in dem Buche noch nicht zu Worte gekommen sind, wird bei dem durch den Verleger beschränkten Umfang des Bändchens schwer möglich sein und doch fehlen wichtige Vertreter der späteren Epik.

Ulrich von Eschenbach und Heinrich von Freiberg sollten gewiß nicht übergangen werden. Dafür könnte der Stricker, von dem hier Stücke aus dem Pfaffen *Amîs* stehen, dessen Bedeutung überhaupt nicht auf dem Gebiete des Epos zu suchen ist, sowie auch Meier Helmbrecht, die zusammen nicht weniger als ein Drittel des Buches (48 SS.) einnehmen, ausgeschaltet werden und beide würden eher in ein Bändchen mit dem Titel „Novellen und Schwänke" passen. Geht das nicht an, so sollte wenigstens statt des Helmbrecht, der nun schon zum eisernen Bestande jeder Anthologie dieser Art gehört, ein oder der andere entlegenere, aber nach Stoff und Kunstfertigkeit ansehnliche Dichter herangezogen werden.

Von Druckfehlern stießen mir auf: R. v. Ems Willeh. 4068 *dînem* für *dînen*, 4910 *gevügen* statt *gevüegen*; 4900 sollte nicht *gotte (sô sît gotte unde mir: willekomen)* geschrieben werden; ein Zusammenstoß der Hebungen ist nicht schlimm und der von den Herausgebern gefürchtete Hiatus wurde nur von wenigen Epikern vermieden. Das Büchlein von Junk ist eine erfreuliche Leistung und eine glückliche Bereicherung der bekannten Sammlung.

In dem zweiten Büchlein treffen wir einen alten Bekannten, der seinen Weg schon zum dritten Male geht und darum einer Empfehlung nicht mehr bedarf. Die gotischen Sprachdenkmäler von Jantzen sind durch die treffliche Einleitung in die Sprache der Goten, durch die vorzügliche Vorführung der Textproben aus der Bibelübersetzung mit wörtlicher Übertragung und ausführlicher sprachlicher Erklärung sowie mit den Zugaben aus den Skeireins und einigen kleineren Resten ein ausgezeichnetes Hilfsbuch, das auch dem Studierenden eine größere Grammatik fast überflüssig macht. Übersichtlichkeit und Zweckmäßigkeit sind seine wichtigsten Eigenschaften. Wenn ich einen Wunsch nicht unterdrücke, so betrifft er das angefügte Verzeichnis der in den Erläuterungen besprochenen Wörter. Die Verweise sind umständlich, da man erst die betreffenden Bibelstellen nachsuchen muß, um die Bedeutung, beziehungsweise die Erklärung zu finden, und unvollständig; ich habe mich überzeugt, daß ein großer Teil der in den Anmerkungen erklärten Wörter nicht in das Verzeichnis aufgenommen ist und doch wird das Wörterverzeichnis wahrscheinlich von jedem Leser viel benutzt, da ja ein Wort nur an einer Stelle erklärt ist und diese erst aufgesucht werden muß. Was macht der Anfänger z. B. mit *duatgaggandei* oder *duatiddjêdun* Matth. IX 20 und 28, wenn er außer der Übersetzung eine Erklärung sucht, da im Verzeichnis weder *du* noch *at*, sondern nur *gaggan* steht? Und so immer bei Zusammensetzungen. Ich würde vorschlagen, das Verzeichnis entsprechend den Erläuterungen zu vermehren und jedem Worte neben dem Verweise die deutsche Bedeutung beizugeben. Eine solche kleine Belastung verträgt das Bändchen immerhin noch.

Leitmeritz. Alois B[illegible]



Deutsches Lesebuch für österreichische Mittelschulen. Ausgabe für Gymnasien. Fünfter Band. Von Dr. Friedrich Bauer, Dr. Franz Jelinek und Dr. Franz Streinz. Wien, k. k. Schulbücherverlag 1907. Preis geb. 2 K 80 h.

Eine geraume Zeit verfloß, ehe die Forderung erhoben wurde, den literargeschichtlichen Unterricht und die dazu gehörige Lektüre an Mittelschulen über Goethes Tod hinauszuführen. Glücklicherweise dauerte es nicht lange, bis dieses berechtigte Streben in die Tat umgesetzt wurde. Wenigstens beweist eine mir vorliegende Anzahl von Lesebüchern preußischer und bayrischer Gymnasien, daß die Herausgeber schon seit mehreren Jahren bemüht sind, Lesestoff auch aus der zeitgenössischen Literatur heranzuziehen und zwar, wie ich glaube, mit gutem Erfolg. Ängstlichen Gemütern sei es zum Troste gesagt, daß Klassiker und Klassizismus hiebei keineswegs in ihren unantastbaren Rechten verkürzt werden. Bei der Durchmusterung dieser „modernen" Lesebücher ist man öfter überrascht zu sehen, wie viel inhaltlich und formell Gediegenes und für die Schule vollkommen Passendes auch die neueste und allerneueste Dichtung aufzuweisen hat. Und das war ja mit einer der leitenden Gedanken bei der beabsichtigten Reform, der heranwachsenden Generation den Nachweis zu liefern, daß das deutsche Volk nach dem Tode Goethes keineswegs wie mit einem Schlage in dichterische Unproduktivität oder wenigstens in ein Chaos absolut wertloser Schöpfungen versunken sei.

Für die österreichischen Mittelschulen haben es nun die oben genannten Herausgeber unternommen, ein „modernes" Lesebuch zu schaffen, dessen fünfter Band eben vorliegt.

Wenn nun dieser Band in Fachkreisen eine gewisse Enttäuschung hervorrufen sollte, so liegt die Schuld nicht an der Tätigkeit der Herausgeber; denn sie haben in anerkennungswerter Weise mit viel Geschmack und Geschick aus der nachgoetheschen Literatur wirklich Gutes und sehr Gutes von allen Seiten zusammengetragen. Aber man wird darüber enttäuscht sein, daß sie daran gegangen sind, ein modernes Lesebuch auf einem unmodernen Lehrplan aufzubauen, und die Herausgeber mußten doch wissen, daß gerade gegen den Lehrplan für das Deutsche in Quinta die meisten Angriffe gerichtet worden sind. Es läßt sich natürlich noch kein abschließendes Urteil fällen, aber schon jetzt wird eine gewisse Halbheit auch für die folgenden Bände zu fürchten sein. Jedenfalls hätten die Herausgeber im Interesse der Sache wohl daran getan, eine Änderung des Lehrplanes im modernen Sinne abzuwarten, wofür ja doch schon einige erfreuliche Anzeichen vorhanden sind.

Von diesem grundsätzlichen Bedenken abgesehen, läßt sich über den vorliegenden Band im ganzen nur Günstiges sagen. Sein stark moderner Einschlag kann schon aus dem äußeren Umstand entnommen werden, daß in dem Autorenverzeichnis, welches im

ganzen 74 Namen aufweist, nicht weniger als 19 lebende Dichter und Schriftsteller vertreten sind, nicht zu gedenken einer größeren Anzahl anderer, die erst vor einigen Jahren verstorben sind. Mancher der lebenden Dichter dürfte allerdings selbst überrascht sein, daß das eine oder andere seiner Gedichte den Ehrenplatz in einem deutschen Lesebuch gefunden hat; es läßt sich, mit anderen Worten gesagt, über den poetischen Wert mancher Gedichte streiten. Doch wird man hierüber mit den Herausgebern nicht rechten, da im einzelnen Falle oft gar zuviel von der subjektiven Auffassung abhängt. Auch an der Auswahl aus größeren Dichtungen (vorzugsweise Epen) soll keine Kritik geübt werden. Aber die Bemerkung kann ich nicht unterdrücken, daß im besonderen in der Gruppe der Balladen einige Gedichte vertreten sind, in denen gewisse Merkmale dieser Gattung in effekthascherischer Weise übertrieben erscheinen. Dagegen verdient die Auswahl der „Lieder" („Lied" mit Recht in ziemlich weitem Sinne gefaßt) uneingeschränktes Lob. Hier ist es den Herausgebern gelungen, wundervolle Blüten der nachgoetheschen Lyrik zu sammeln, und man kann nur lebhaft bedauern, daß diese Gedichte in dem Lesebuch für die V. Klasse und nicht in dem für die VIII. Klasse stehen. Sagen doch die Herausgeber in dem „Anhang" S. 385 selbst ganz richtig: „Wer eine lyrische Dichtung verstehen will, muß fähig sein, die in ihr zum Ausdruck gebrachte Stimmung in sich nachzuerleben". In dieser Partie macht sich eben am stärksten fühlbar, daß die Herausgeber zum Schaden ihres Lesebuches ein Kompromiß mit dem unzweckmäßigen Lehrplan eingegangen sind. Es ist beispielsweise recht zu loben, daß die Herausgeber ohne jegliche Engherzigkeit einige Gedichte aufgenommen haben, in denen erotische Motive in zart-keuscher Weise behandelt sind. Wird man aber diese und viele andere Gedichte auch mit einigem Erfolg auf dieser Stufe behandeln können? Es ist eben meine unumstößliche Überzeugung, daß Quintaner im allgemeinen für Lyrik überhaupt nicht reif sind, nicht einmal für Naturlyrik, geschweige denn für eine intimere Gefühlslyrik. Dieser Anschauung dürften wohl auch andere Lehrer des Deutschen huldigen. Beispielsweise äußern sich Schmitz-Mancy und Köster in der Vorrede (S. IV) zum zweiten Teil des bekannten Schulzschen Lesebuches (Paderborn 1906) in folgender Weise: „Freilich war der Lyrik gegenüber strenge Maßhaltung geboten; bleibt doch diese zarteste Blüte menschlichen Geistes in ihren feinsten und tiefsten Gebilden auch dem besten Schüler der Mittelklasse verschlossen". Man könnte vielleicht dagegen einwenden, daß auch bei einem neuen Lehrplan die Lyrik in Quinta sich nicht gut werde umgehen lassen und daß bei einer Reform wahrscheinlich im zweiten Semester der V. Klasse die Klopstockschen Oden zu behandeln sein würden. Doch darauf ist folgendes zu erwidern: Erstens würde diese Lektüre aus guten Gründen auf ein Mindestmaß beschränkt werden müssen, zweitens ist zwar die Sprache

dieser Oden schwierig, aber die Grundmotive derselben sind einfach und sozusagen greifbar.

Daß die didaktische Lyrik (Epigramm und Spruch, Lehrgedicht) in dem Buche nur mit neunzehn Nummern vertreten ist, muß als ein Vorzug angerechnet werden. Denn für Didaktik sind jedenfalls vierzehn- bis fünfzehnjährige Schüler noch weniger empfänglich als für Lyrik. Dafür ist der Hauptabschnitt „Prosa“ verhältnismäßig wieder reich bedacht (139 Seiten). Auch hier hat die Auswahl mit besonderer Rücksicht auf neuere Schriftsteller stattgefunden und diese Rücksicht war hier notwendiger als im poetischen Teil. Denn nichts ist mißlicher, als wenn der Lehrer sogenannte Musterstücke einer antiquierten Prosa behandeln soll, bei denen er auf Schritt und Tritt sagen muß „Gegenwärtig drückt man sich anders aus“. Die für die einzelnen Darstellungsformen ausgewählten Lesestücke zeigen einen recht ansprechenden Inhalt. Unter ihnen befindet sich sogar ein „Originalbeitrag“ und ein Bruchstück aus den unvermeidlichen „Briefen, die ihn nicht erreichten“. Ein tiefergreifender Nachruf des nunmehr auch verstorbenen Nothnagel auf Dr. Hermann Franz Müller schließt in würdigernster Weise das Buch, welches — nochmals sei es gesagt — eine reiche Fülle des Schönen enthält.

Die dem Buche beigegebenen Anmerkungen sind ausreichend und sprachlich knapp gehalten. Manche Inhaltsangaben oder geschichtliche Entwicklungen (z. B. zu Nr. 30) bringen allerdings zu viele, den Schüler verwirrende Einzelheiten.

Den „Anhang“ bildet ein für Schulzwecke gut geschriebener Abriß über das Wesen der einzelnen Dichtungsarten (mit Ausschluß des Dramas), der bei einem anderen Lehrplan seinen natürlichen Platz hinter dem Lesebuch der VIII. Klasse erhalten müßte.

In der Behandlung des Textes lassen sich nur wenig Versehen nachweisen.

Nr. 6, Str. 8 fehlt Beistrich nach „Basta“. Nr. 8, Z. 127 „soviel“, richtig „so viel“. Nr. 20, Str. 1 fehlt nach „schauen“ das Anführungszeichen. Nr. 29, II, Str. 6 dürfte nach „Wort“ statt des Rufzeichens Fragezeichen zu setzen sein. Nr. 40, Str. 6 fehlen am Schlusse die Anführungszeichen, am Schlusse der 8. Strophe ist wohl eines der beiden Satzzeichen (? !) zu streichen (ebenso in Nr. 79, Z. 16), zumal da diese allerdings hochmoderne kleine stilistische Unart in Schüleraufsätzen nur zu gerne nachgeahmt wird und die Schüler, wenn sie über die Natur eines Satzes im Zweifel sind, ohneweiters zwei Zeichen (mit Vorliebe eben Fragezeichen und Ausrufszeichen) anwenden. Nr. 45, Z. 4 „Sehnkraft“, in der Anmerkung aber „Sennkraft“. Nr. 75, Str. 1 nach „Lassen“ besser Strichpunkt statt des Beistriches. Nr. 77, Str. 8 „flichst“, wohl besser „flichtst“. Nr. 166, Z. 67 „allmählig“ unrichtig für „allmählich“ (derselbe Fehler erscheint in der Anmerkung zu Nr. 27, Str. 6, während an mehreren anderen Stellen das Richtige steht).

Nr. 167, Z. 161 ist der Beistrich nach „Apenninenhalbinsel“ zu streichen, ebenso in Nr. 170, Z. 67 nach „eben“, dafür in der Anmerkung zu Nr. 16, V. 39 nach „Tiberius“ zu setzen. — In der Anmerkung zu Nr. 21, V. 78 wird „Göckel“ oder „Gockel“ unrichtig als Bezeichnung des Hahnes in der Ammensprache angeführt. Das Wort ist vielmehr dialektisch und in Süddeutschland wie in Mitteldeutschland im Gebrauch. Wenn ferner zu V. 184 desselben Gedichtes die Anmerkung gegeben wird „Windweben = Windstöße“, so liegt gleichfalls ein Irrtum vor, denn unter einer „Windwebe“ ist der vom Wind zusammengetriebene Schnee zu verstehen. — Mischformen wie „Äschylos“ (mehrfach) statt „Aischylos“ oder „Äschylus“ (Anmerkung zu Nr. 32, Str. 13) sind doch zu meiden. — Nr. 159. Die Höhe des „Unutz“ ist im Text mit 2077 *m* angegeben, in der Anmerkung mit 2072 *m*. — Die orientierende Bemerkung zu Nr. 171, „Briefe, die ihn nicht erreichten“ ist stellenweise stilistisch mißglückt und gibt zu mehrfachen Mißverständnissen Anlaß.

Mies i. B. Adolf Hausenblas.

Von anderer Seite ist uns folgende Anzeige zugegangen:

Man traut seinen Augen kaum: Keller, Fontane, Storm, Mörike, Scheffel, K. F. Meyer, Saar, Allmers, die Ebner-Eschenbach — ja noch mehr: Liliencron, Falke, Busse, Dehmel, Salus, Jacobowski, Arno Holz in einem Mittelschullesebuch! — Als Einleitung ein Abschnitt aus Schönbachs klassischem Buch „Über Lesen und Bildung“, das auf dem besten Wege ist, ein wahres Hausbuch zu werden, dazu prosaische Proben aus Scheffel, Stifter, Adolf Pichler, ein Brief Th. Billroths an Hanslick, Aufsätze von Jak. Burckhardt, Victor Hehn, Ernst Haeckel, die ergreifende Gedächtnisrede Nothnagels auf Dr. H. F. Müller, „die dem Schüler ein leuchtendes Vorbild modernen Heldentums zu Herzen führt“ — dazu der Schatz des durch Generationen im Schulunterrichte alterprobten Guten aus unserer klassischen und nachklassischen Literatur — bei aller Berücksichtigung des unaufdringlich ethisch und patriotisch Wirksamen ein unverkennbarer künstlerischer Standpunkt der Auswahl, der den deutschen Stunden etwas sichert, was kein anderer verstandesmäßig bildender Lehrgegenstand bieten kann: Steigerung von Phantasie und Empfindung und Freude am dichterisch Schönen: so stellt sich uns das auch äußerlich tadellos ausgestattete neue Lesebuch der drei Wiener Autoren dar, das mit den erprobten und beliebt gewordenen Lesebüchern von Prosch-Wiedenhofer, Lampel, Kummer-Stejskal, deren jedes seine individuellen Vorzüge besitzt, in den Wettbewerb tritt.

Es ist etwas Neues, wenn wir wollen: Modernes, aber ohne den üblen Beigeschmack der „Moderne“. Fügen wir gleich hinzu:

etwas Gutes. Denn dieses neue Lesebuch wird seiner ganzen Anlage nach mithelfen, einem immer schmerzlicher empfundenen Übelstand des deutschen Unterrichtes an unseren Mittelschulen abzuhelfen: den gewaltigen Abstand, in dem wir hinter der lebendigen Entwicklung der Literatur einherhinken, zu verringern, die unnatürliche Lücke zwischen Schule und Leben auszufüllen.

Diese Berücksichtigung der neueren Literatur seit Goethes Tod, für die in den „Instruktionen" offiziell noch nicht vorgesorgt ist, sowie die Auswahl des Stoffes nach künstlerischen Gesichtspunkten und die dadurch ermöglichte künstlerische Einwirkung auf die Jugend sind die hervorstechendsten Merkmale dieser neuen Publikation. Es muß dies mit Nachdruck hervorgehoben werden. Das neue Lesebuch zählt nicht zu jenen nicht gerade seltenen Neuerscheinungen, die, ohne daß ein Bedürfnis vorhanden wäre, oft der Buchhändlerspekulation oder Autoreneitelkeit zuliebe die Zahl der Unterrichtsmittel schlechthin um eines vermehren und meist nicht viel schaden, aber auch nicht viel nutzen; vielmehr tritt es uns als ein aus den Zeit- und Streitfragen des deutschen Unterrichts geborenes Produkt entgegen, das klug die seit ungefähr zwei Jahrzehnten sich emporringenden neuen Ideen im deutschen Unterricht praktisch nutzbar zu machen sucht.

Ein Blick auf die Entwicklung der Reformbestrebungen im deutschen Unterricht wird uns diesen organischen Charakter des neuen Lesebuches klarmachen.

Seit der Mitte der achtziger Jahre wird bei uns und in Deutschland immer lauter die Berücksichtigung der Literatur des XIX. Jahrhunderts in der Schule verlangt[1]), ein Ruf, dem unsere

[1]) Auch das germanistische Fach an der Universität leidet durch diese Übergangsverhältnisse. Ursprünglich war ein Vertreter für deutsche Sprache und Literatur bestellt. Die später eingeführte, heute noch als Norm bestehende Zweiteilung in ältere Sprache und Literatur (bis zum XVI. Jahrh.) und in neuere Sprache und Literatur (vom XVI. Jahrh. ab) erweist sich heute schon als zu eng, wenn der Vertreter der neueren Literatur auch das XIX. Jahrh. in seine Vorlesungen einbeziehen und den Zeitraum vom XVI. bis zum Schluß des XIX. Jahrh. mit den notwendigen Nebenkollegien in einem Quadriennium absolvieren soll. Es beginnt sich die Geschichte des XVIII. und XIX. Jahrh. als ein eigenes Fach abzulösen, was auch entwicklungsgeschichtlich als berechtigt erscheint, da der Klassizismus des XVIII. Jahrh. ins XIX. hereinreicht, die im XVIII. Jahrh. wurzelnde Romantik im XIX. ihre Ausprägung findet und über die erste Hälfte dieses Jahrh. hinaus auf die Entwicklung mächtig einwirkt, um in der zweiten Hälfte ihren Rückschlag zu erhalten. — Anderseits erscheint die Literatur des XVII. Jahrh. als eine aus ganz eigenartigen Kulturverhältnissen hervorgegangene Epoche, die zum Teil wohl mit dem XVI. Jahrh. zusammenhängt, von dem Kern des Reformationszeitalters aber grundverschieden ist, das seinerseits wieder — man denke nur an die in der letzten Zeit so eifrig betriebenen Quellenuntersuchungen! — tief in den vorhergehenden, dem Vertreter der älteren Literatur zugewiesenen Zeitraum hineinreicht. — Für die Methode der Forschung sind z. B. Erscheinungen des XVI. und des XIX. Jahrh.

neuen „Instruktionen“ vom J. 1900 nicht entsprochen haben, weil bei der jetzigen Verteilung des Stoffes auf die vier oberen Jahre und besonders, solange man ein ganzes Jahr Poetik an einer für Erfassung des Wesens und der Formen der poetischen Gattungen nicht fruchtbaren Stufe einschiebt, für die Behandlung der Literatur des XIX. Jahrh. einfach kein Platz ist. Gegenwärtig lernen unsere Abiturienten von der Literatur des XIX. Jahrh. blutwenig kennen, da den Abschluß *ex officio* „ein Überblick über die Entwicklung der deutschen Literatur in Österreich im XIX. Jahrh.“ bildet. Einzig Grillparzer wird aus der Reihe der Großen des Jahrhunderts meist in reichlicher Auswahl auch gelesen, nicht nur literarhistorisch vom Lehrer dargestellt. Wie weit aber werden die übrigen „ganz Großen“ des Jahrhunderts gelesen? Von Kleist, Hebbel, Ludwig erfahren die Abiturienten nur gelegentlich etwas, meist auf dem Wege der Indulgenz durch die Redeübungen, von Gotthelf, Fontane, Anzengruber und dem Höhepunkt des Jahrhunderts, Gottfried Keller, gar nichts, von den zahlreichen Geistern zweiter Reihe nicht zu reden, deren Erkenntnis man der privaten, durch gute Schülerbüchereien unterstützten Lektüre wird überlassen müssen.

Wie lange werden sich dieses Ausmaß und diese Verteilung im Obergymnasium halten lassen? In nicht langer Zeit wird die Lücke eines ganzen Jahrhunderts vor uns klaffen! Wir müssen daher einen Versuch wie den unseres Lesebuches als vorläufigen Ersatz freudig begrüßen und auch von den für die Unterstufe bestimmten Teilen eine ausreichende Berücksichtigung der neueren Literatur erhoffen[1]).

Auch die zweite Haupttendenz unseres Lesebuches, die künstlerische Auswahl und Behandlung der Stücke, fließt aus verständigem Erfassen von Zeit-, nicht Modefragen. Einen mächtigen, zusammenfassenden Ausdruck hat diese vielerörterte Frage[2]) in

disparat. Auch die Masse der Literatur des XIX. Jahrh. nimmt alle Kräfte des Spezialforschers in Anspruch.

Auch für das Fach der älteren Sprache und Literatur scheint sich unter dem Einfluß der entwickelten Phonetik, durch die die historische Betrachtung der Sprache, die moderne Dialektkunde, wohl auch die Metrik neu fundamentiert werden, eine Untereinteilung in ein speziell sprachliches und ein speziell literarhistorisches Fach zu entwickeln. — Auf jeden Fall zeigt diese Entwicklung an der Universität, daß man auch der offiziellen Behandlung der Literatur des XIX. Jahrh. an der Mittelschule sich nicht lange mehr wird verschließen können.

[1]) In dem inzwischen erschienenen I. Bande ist dies erfreulich und mit Berücksichtigung der Fassungskraft der Stufe geschehen. Klaus Groth, Fontane, Greif, Liliencron, Storm, Rosegger, Keller, Dehmel, Avenarius u. a. treten uns entgegen.

[2]) Ich verweise auf den unvergeßlichen Rudolf Hildebrand, dessen Wirken ganz im Zeichen künstlerischer Anregung steht, und auf die Publikationen von Biese, Münch, R. Lehmann, Dähnhardt, Anthes, Litzmann, Weise u. a., von der Springflut von Vorschlägen aus de[illegible] unserer Gymnasialreformer und — Reformerinnen zu schweig[illegible]

dem Weimarer Kunsterziehungstag (9.—11. Oktober 1903) gefunden, welcher der Behandlung der deutschen Sprache und Literatur in der Schule gewidmet war [1]). Als Kern dieser Bestrebungen, denen man den nicht zutreffenden Namen „Kunsterziehung" gegeben hat, erscheinen mir die Fragen: Hat der deutsche Unterricht vorzugsweise auf den Verstand zu wirken oder vorzugsweise auf das Gemüt, darf er also in dem Maße rationalisieren wie die übrigen verstandesmäßig bildenden Gegenstände? Haben wir die Schüler mit Lehrstoffen anzufüllen (Literaturgeschichte) oder haben wir die dichterischen Werke als solche sprechen und wirken zu lassen und dadurch in den Schülern Kräfte und Fähigkeiten zu erwecken, durch die sie das dichterisch Schöne auffassen lernen und auch dann noch Freude daran empfinden, wenn sie pflichtgemäß sich mit deutscher Literatur nicht mehr zu befassen haben? (Förderung der Aufnahmefähigkeit durch Literaturkunde).

Den „Instruktionen" muß man das Lob nachsagen, daß sie das Richtige schon vor dem Weimarer Tage getroffen haben, wenn sie den ästhetischen Standpunkt bei der Betrachtung von Dichterwerken betonen [2]), vom deutschen Unterricht Förderung der Phantasie und des Gemütes und das Wirkenlassen des Dichters ohne ein störendes Zuvielerklären des Lehrers verlangen, das logische Prinzip bei der Behandlung lyrischer Gedichte verwerfen u. a. m. Gleichwohl wird viel verfehlt im Unterricht. Es muß manches verfehlt werden, weil es einerseits ein Lehren ohne Rationalisieren doch nicht gibt, auch im deutschen Unterricht nicht geben darf, weil die Literaturkunde nicht einzig dem ästhetischen Genuß, der Erregung der Stimmung zu dienen hat; anderseits der Lehrer an Vorschriften gebunden ist, die ihm oft eine verfrühte und damit unfruchtbare Behandlung zur Pflicht machen. Noch mehr wird aber durch falsche Behandlung gefehlt, die Stefan Waetzoldt in den „Einleitenden Worten" in Weimar so trefflich charakterisiert hat: durch das Umsetzen der dichterischen Stimmung in eine verstandesmäßige Gedankenkette, wodurch das Phantasiebild im Schüler ertötet wird; dadurch, daß auch poetische Stücke als „Lesestücke" behandelt, ausgeschlachtet, zerfragt, zerklärt und schließlich noch für den Aufsatz zerkleinert werden; durch das Zuvielbelehren und -korrigieren; durch den geistlosen, rein gedächtnismäßigen Drill der Literaturgeschichte, eine wahre Sünde gegen den Geist des deutschen Unterrichts u. a. m.

Auch in dieser Frage verspreche ich mir von dem neuen Lesebuch Gutes. Mit feinem Gefühl sind die Stücke ausgewählt, die wahren dichterischen Wert haben. Die Gefahr, daß aus der

---

[1]) Vgl. meinen Bericht in der Zschr. f. ö. Gymn. 1905, S. 97 ff.

[2]) Nicht zu verwechseln mit der abzulehnenden blutleeren „ästhetisierenden" Literaturgeschichte, der die eigene Lektüre des Schülers als Substrat der Urteile fehlt.

neueren Literatur auch Dutzend- und Modeware sich einschmuggle, ist glücklich vermieden. Ein Hauch von Jugend, Hoffnungsfreude liegt über dem Band, so daß es schon mit sehr schlimmen Dingen zugehen müßte, wenn die richtige Wirkung auf die Schüler verloren ginge. Nur der ödeste Formalismus vermöchte das Buch, das zugleich eine treffliche Anthologie ist, den Knaben auch für die private Lektüre zu verekeln, zumal auch dem Humor, dem Nährboden der Lebensfreude und der Kunst, hinreichender Raum gewährt ist.

Angesichts dieser unleugbaren Vorzüge über die Auswahl im einzelnen zu rechten, wäre pedantisch. Nur auf weniges möchte ich verweisen. Gerne hätte ich das Volkslied und die Dialektliteratur (Dähnhardts Sammlung!), besonders unsere herrliche österreichische (Stelzhammer, Rosegger, Schadeck, Fraungruber), stärker berücksichtigt gesehen. Von den Vilmarschen Darstellungen des Volksepos verspreche ich mir größere Wirkung als von den Uhlandschen, die doch nur Auszüge sind. Frau Aja hätte vielleicht auch als Großmama in ihrer unorthographischen herzlichen Urwüchsigkeit zur Sprache kommen können. Den Hans Sachsischen Originalschwank von Sct. Petrus und den Landsknechten hätte ich der Baumbachschen Nachdichtung vorgezogen. Den „Reineke Fuchs“, der auf die Jugend eine ungemein starke Wirkung ausübt, hätte ich mit mehr Proben bedacht.

Über den „Anhang“, bezüglich dessen die Herausgeber durch die Vorschriften gebunden waren, möchte ich für das Prinzip nur bemerken: Ist das wirklich Poetik, was wir in Quinta betreiben?[1]) Wenn ja: Ist auf dieser Stufe Poetik möglich? Soll diese nicht vielmehr als Blume und Essenz des ganzen deutschen und klassischen Unterrichtes am Abschluß der Gymnasialzeit ohne einen eigenen Kursus fruchtbar werden? Ist die deutsche Poetik überhaupt schon wissenschaftlich begründet? —

Im Interesse einer glücklichen Entwicklung des deutschen Unterrichtes wünschen wir dem neuen Lesebuch recht baldige Erprobung an vielen Anstalten! Es regt — und das ist der größte Vorzug jedes guten Buches — zu vielen Fragen an. Möge das, was heute noch Fragen sind, Wirklichkeit auch im deutschen Unterricht werden, wenn man an die unabweisbare Lösung der Gesamtfrage „Mittelschulreform“ herantreten wird. Eine Erweiterung und Neuaufteilung des Stoffes wird notwendig sein, anderseits eine Einschränkung des Stoffes auch in der klassischen Periode, ferner eine Revision des Aufgabenwesens, eine kleine Vermehrung der Stundenzahl, auch eine Abänderung des jetzt bestehenden Fachgruppensystems. Möge den Vertretern des deutschen Faches vor

---

[1]) Wenn auch die „Instruktionen“ sagen, daß die Mitteilung einer „Poetik“ nicht bezweckt wird, läuft es doch auf induktive Poetik hinaus.

allem eines beschieden werden: „Mehr Freiheit von häuslicher Frohnarbeit — solche Überbürdung raubt mittelbar auch dem Lehrer des Deutschen die Vorbedingungen für die besten Erfolge seiner Tätigkeit, nämlich offene Auffassungskraft und Bereitwilligkeit zu eigener, mit allmählich zunehmender Selbständigkeit gemachter geistiger Arbeit!“

Prag-Kgl. Weinberge. Dr. Franz Spina.

Repetitorium der englischen Grammatik. Von Dr. Broder Carstens, Klosterschule (Hamburg). Hamburg, Otto Meißner 1906. 100 SS.

Das Büchlein stellt sich die Aufgabe, die wichtigsten sprachlichen Tatsachen, die dem vorgeschrittenen Schüler bei seinen mündlichen und schriftlichen Darstellungen in der englischen Sprache unentbehrlich sind, kurz und übersichtlich zu gruppieren. Auf den ersten 59 Seiten wird das Wichtigste aus der Orthographie, Formenlehre und Syntax zusammengestellt; den Rest des Buches füllen englische Übungsbeispiele zur Syntax. Man muß gestehen, daß sich der Verf. seiner Aufgabe in sehr geschickter Weise entledigt hat und daß man auf so knappem Raume kaum mehr grammatischen Stoff zusammentragen kann. Alles Vorgebrachte ist im allgemeinen einwandfrei; ich will im Folgenden nur einige wenige Punkte berühren, die mir einer Besserung oder Ergänzung zu bedürfen scheinen. S. 9. Das alte Partizip *drunken* wird jetzt nur als attributives Adjektiv gebraucht. — S. 10. Das Präteritum von *shrink* lautet nicht *shrunk*, sondern *shrank!* — S. 15. Die Behauptung, das Adverb dürfe nicht zwischen Verb und Objekt stehen, ist in dieser absoluten Fassung unrichtig. Vgl. meinen Aufsatz „Zur Stellung des Adverbs und der adverbialen Bestimmung“ in den „Englischen Studien“, Band 33, S. 95—101. — S. 19. Ebenso eng gefaßt ist die Regel, daß der Artikel vor Adjektiv-Eigennamen nicht fehlen dürfe, wenn nicht eine gewohnheitsgemäße Zusammenstellung stattfinde. Dagegen sprechen Verbindungen, wie *goodnatured Lady Jane*, *submissive Lomaque*, *brisk little Miss Falkner*, *reckles Daisy* usw. (Engl. Studien, Bd. 20, S. 397 f.). — S. 37. In dem Satze „*He was sure that he should overcome the difficultrés*“ kann statt *should* auch *would* eintreten. — S. 43. Nach einem Verbum des Befehls steht *should* nur nach einer Zeit der Vergangenheit, während nach einem Präsens oder Futur *shall* gesetzt werden muß; z. B. *He orders that everything shall be prepared.* — S. 46. Es fehlt die Bemerkung, daß das Passiv von *to say* und *to tell* den Nominativ mit Infinitiv gestattet.

Ein störender Druckfehler ist S. 43: *People regretted that it had come to* **h i s** (statt *this*).

Das bequeme und schön gedruckte Büchlein ist zur Wiederholung der englischen Grammatik bestens zu empfehlen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Revue de l'Université de Bruxelles. 10e Année: 1804—1905. No. 4 (Janvier); No. 5—6 (Février—Mars); No. 7 (Avril); No. 8—9 (Mai—Juin); No. 10 (Juillet—Août—Septembre). — 11e Année: 1905—1906. No. 1 (Octobre); No. 2 (Novembre); No. 3 (Décembre); No. 4—5 (Janvier—Février); No. 6 (Mars); No. 7 (Avril); No. 8—9 (Mai—Juin). Bruxelles, Secrétariat de la *Revue de l'Université.* 1905—1906.

Um unseren Lesern eine Vorstellung von dem reichen Inhalt der oben aufgeführten Hefte dieser ihnen bereits bekannten Zeitschrift (vgl. unsere letzte Anzeige: Jahrgang 1905, S. 1139) zu geben, seien einige der wichtigsten Abhandlungen daraus namhaft gemacht.

Dem Gebiete der Rechtswissenschaft gehören an die beiden Aufsätze von Ad. Prins: *Les difficultés actuelles du Problème répressif* (11e Année, No. 2) und *Le Péril moral et social de la Récidive* (ebenda No. 7). — Medizinisches und Hygienisches behandeln N. Gunzburg: *L'Arriération mentale: Protection, Traitement, Répression* (10e Année, No. 7) und G. Herlant: *Protection de l'Enfance et Instruction obligatoir* (10e Année, No. 8—9 und No. 10, 11—12). — Ein Problem der Psychologie nimmt sich zum Vorwurf J. Joteyko: *L'Energétisme psychique* (11e Année, No. 4—5). — Berücksichtigen die rechtswissenschaftlichen und hygienischen Arbeiten vor allem die Verhältnisse im Heimatlande ihrer Verfasser, so sind andere durchaus diesem letzteren gewidmet. So führt eine Periode in der inneren Geschichte Belgiens vor: G. Des Marez, *Les Luttes sociales à Bruxelles au Moyen-Age* (11e Année, No. 4—5); die Resultate der Erforschung der Meeresküste in geologischer, botanischer und zoologischer Hinsicht sind niedergelegt in: *Voyage scientifique sur le littoral belge* von J. Wéry (11e Année, No. 2, 3, 4—5, 6, 7); die Schicksale der belgischen Meeresküste in Bezug auf ihre Gestaltung seit den ältesten Zeiten werden beleuchtet mit Ausblicken auf die Zukunft von M. Herlant: *Passé et avenir de la Plaine maritime en Belgique* (11e Année, No. 8—9). Von den Artikeln, welche den Belgien so nahestehenden Kongostaat betreffen, heben wir die von F. Cattier hervor: *Les Impositions au Congo* (11e Année, No. 4—5) und *La Question Congolaise* (ebenda, No. 8—9). Schließlich seien die biographischen Notizen über hervorragende Männer Belgiens erwähnt; so über den Mathematiker und Astronomen *Quetelet* von Em. Maxweiler (10e Année, No. 5—6); über den Komponisten

Erasmus Raway von G. Dwelshauvers (10e Année, No. 8—9) und über den Naturhistoriker *Léo Herrera* (11e Année, No. 1) von J. Massart. — Fremde Geschichte, Völkerkunde und Literatur behandeln A. Halot: *L'Impératrice Sy-Tay-Heou* (11e Année, No. 1); N. Vetninvar: *La Géorgie et deux grandes Géorgiennes dans le passé: la reine Thamar, la reine Kéthevane* (10e Année, No. 7); H. Pergameni: *Ivan le Terrible et les Origines de la Russie moderne* (10e Année, No. 5—6); P. de Reul: *L'Évolution du romantisme poétique en Angleterre: Wordsworth* (10e Année, No. 10, 11—12) u. a.

Die Zeitschrift legt ein rühmliches Zeugnis ab von den regen Bestrebungen der wissenschaftlichen Kreise Belgiens und vor allem der Universität seiner Hauptstadt.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Max Immich, Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660—1789. (Handbuch der mittelalterlichen und neuen Geschichte, herausgegeben von Below und Meinecke.) München und Berlin, Verlag Oldenbourg 1905. XIII und 463 SS.

Als zweiter der politischen Geschichte gewidmeter Band des großen „Handbuches" ist das oben genannte Werk erschienen. Der Verf. ist kurz vor dessen Beendigung gestorben, so daß es von anderer Hand zur Druckreife gebracht werden mußte, eine — wenn auch verhältnismäßig wenig an der Vollendung fehlte — mühsame und äußerlich wenig dankbare Arbeit, die mit großem Fleiß durchgeführt worden ist. — Wie die Herausgeber in einem Vorworte und der Verf. selbst S. 6 bemerken, ist ein solcher Versuch einer zusammenfassenden Darstellung der europäischen Staatengeschichte dieses Zeitraumes seit langem nicht mehr gemacht worden und das vorliegende Werk ist daher umso höher zu bewerten. Freilich war durch die Form und den Zweck der Publikation die Möglichkeit abgeschnitten, eine eigentlich großzügige Darstellung zu geben; die ganze Art des Werkes ist bescheiden, trocken, nüchtern, aber dafür besitzt es die Vorzüge, die ein solches Handbuch vor allem braucht, in hohem Grade: Relative Vollständigkeit bei möglichster Kürze, kühles Urteil, Beherrschung der Literatur, Verläßlichkeit.

Der Beginn der Darstellung — 1660 — ist mit Absicht an die Stelle des sonst geläufigeren Epochenjahres 1648 gesetzt und läßt sich sehr wohl verteidigen. Das Charakteristikum der nachfolgenden Jahrzehnte ist ja die Übermacht Frankreichs und diese wird eben damals erst offenbar durch den pyrenäischen und den Frieden von Oliva. Ein Ereignis, das der Verf. nicht erwähnt, könnte hier noch zu Gunsten dieser Anschauung angeführt werden, das Zurücktreten der englischen Kriegsmacht nach Oliver Cromwells Tod und die Restauration der Stuarts, denn gerade diese Tatsache

machte erst Frankreich den Weg frei zur Vorherrschaft in Europa. — Was nun die Gesamtdarstellung betrifft, so muß anerkannt werden, daß die schwierige Aufgabe, die in so mannigfaltigen Verschlingungen ineinander übergreifenden Beziehungen aller europäischen Mächte, inklusive der Türkei zu schildern, mit großem Geschick gelöst ist. Es ist dabei nur natürlich, daß die osteuropäischen und türkisch-asiatischen Dinge nur in zweiter Reihe stehen, obwohl auch diese mehr als einmal sehr stark in Betracht kamen: Die Angriffe, welche die Türkei von seiten des persischen Reiches zu erdulden hatte, haben einigemal die Ruhe Österreichs und Polens bedingt.

Der Verf. scheidet den behandelten Zeitraum in drei Hauptabschnitte: 1. 1660—1700. — 2. bis 1740. — 3. bis 1789.

Ref. hat namentlich die erste Periode, die ihm zum Teil quellenmäßig bekannt ist, durchgearbeitet und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß das Werk durchaus verläßlich und ein Führer durch diese Zeit ist, wie ein solcher bisher nirgends bestanden hat.

Für uns Österreicher ist von Bedeutung, daß die Stellung unseres Staates im ganzen sehr objektiv und vorurteilsfrei beurteilt wird, während anderseits bei Besprechung der brandenburgischen Politik jeder Überschwang fehlt.

So wird S. 36 ganz kurz die „rein brandenburgische Politik" des großen Kurfürsten charakterisiert; Kaiser Leopold wird durchaus gerecht beurteilt (vgl. Register unter Österreich bes. S. 101). — Selbstverständlich ist hie und da gegen einen Ausdruck etwas einzuwenden, so wenn S. 130 gesagt wird, daß seit der Eroberung Ungarns (hier speziell das Jahr 1687) das Schwergewicht des Kaiserstaates in den Ländern an der unteren Donau lag. Das Schwergewicht blieb durchaus in den deutsch-böhmischen Ländern und diese haben auch die Last des doppelten Krieges von 1688 bis 1697 und dann wieder des spanischen Erbfolgekrieges und des ungarischen Aufstandes unter Rakoczy tragen müssen. Aber freilich die Aussichten auf Gewinnung neuer Gebiete waren dort im Osten ganz andere als im Westen gegenüber dem waffengewaltigen Frankreich und so wandte sich die österreichische Politik naturgemäß diesem gewinnversprechenden Felde in hohem Maße zu. Ebenso könnte nach dem Ausdruck S. 309 die Hilfe Ungarns für Maria Theresia im Jahre 1741/2 bedeutender erscheinen als sie es war usw.

Aber dies sind doch Einzelheiten, die nicht weiter in Betracht kommen; im ganzen verdient das Buch, wie schon gesagt, volle Anerkennung und sei zur Orientierung über alle allgemein europäischen Fragen der betreffenden Periode bestens empfohlen. Die Literaturangaben sind sehr reichlich und sorgfältig ausgewählt.

Wien. M. Landwehr v. Pragenau.



Dr. Michael Haberlandt, Völkerkunde. Sammlung Göschen, 73. Bändchen. 2., verm. und verb. Aufl. Mit 51 Abbildungen. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1906.

Die kleinen grünlich-grauen Bändchen der Göschenschen Sammlung erfreuen sich mit Recht großer Verbreitung. Ist es doch tatsächlich nur selten der Fall, daß man eines von ihnen unbefriedigt aus der Hand legt, es sei denn, daß man von ihm verlangt, was es zu leisten weder vorgibt noch beabsichtigt. So wird auch Haberlandts Völkerkunde, die nun schon in 2. Auflage vorliegt, zwar für den Fachmann keine Quelle neuer Erkenntnis sein, aber der Laie wird sich immerhin mit Nutzen über einzelne Grundfragen ethnographischer Forschung orientieren und, was noch mehr ist, sich einen Begriff von der Ausdehnung und Vielseitigkeit moderner Völkerkunde machen können. Dies ist aber ohne Zweifel die Hauptabsicht des Verf.s gewesen. Wenn es ihm überdies gelingt, das Gebotene in zwar knapper, aber nicht abgerissener Form darzustellen, so hat er alles erreicht, was man billigerweise von einem kleinen wissenschaftlichen Wegweiser dieser Art fordern darf. Die Illustrationen sind nicht allzu zahlreich, aber im ganzen geschickt ausgewählt und unterstützen recht glücklich den Text. Eine stilistische Unebenheit, die hart an der Grenze des Komischen steht, ist mir aufgefallen: S. 66 heißt es: „Daß dieser Schluß (daß nämlich zur Zeit der Herrschaft des Mutterrechtes Promiskuität herrsche) auch falsch sein könnte, legt uns die gegenwärtig herrschende Vaterlinie nahe. Läßt sie denn etwa auf die Unbekanntschaft der Mutter schließen?" Hier kommen offenbar Klarheit und Logik gleicherweise zu kurz. „*Mater incerta*", man denke! Eine hoffentlich recht bald nötige dritte Auflage wird wohl diesen Satz abändern oder fallen lassen müssen.

Wien. B. Imendörffer.

Notions de Mathématiques par Jules Tannery, Sous-Directeur des Études scientifiques à l'École normale supérieure. Notions historiques par Paul Tannery. Paris, Ch. Delagrave.

Wenn heutigen Tages vielfach der Ruf nach einer Reform des mathematischen Mittelschulunterrichtes gehört wird, darf uns diese Erscheinung nicht wundernehmen: das Streben, den Unterricht anschaulich zu gestalten, ihn durch Anschauungsmittel zu beleben, ihn vor jeder metaphysischen Einengung zu befreien und ihn — soweit als möglich — den praktischen Verhältnissen anzupassen, ist heute größer denn je. Auch im mathematischen Unterrichte hat sich dieses Streben geltend gemacht; man will demselben den rein deduktiven Charakter benehmen und ihn auch mit induktiven Elementen durchsetzen und die großen Gebiete der

Anwendungen der Mathematik mehr als zuvor hervortreten lassen. Man hat auch der Aufnahme der Elemente des Infinitesimalkalküls in den mathematischen Mittelschulunterricht vielfach das Wort gesprochen und auch diesbezügliche praktische Versuche gemacht, über deren Erfolge heute noch kein abschließendes Urteil möglich ist.

Ein modernes Lehrbuch der Mathematik der erwähnten Art ist das vorliegende; es kann besser als eine Reihe von geistreichen mathematischen Essays bezeichnet werden. Der Verf. hebt in dem sehr lesenswerten Vorworte besonders hervor, daß es viel wichtiger ist, den Schüler mit den allgemeinen Methoden der Mathematik als mit einzelnen spitzfindigen Beweisführungen, deren didaktischer Wert ein sehr problematischer ist, vertraut zu machen. Aus diesem Grunde hält er es geradezu für geboten, schon im mathematischen Elementarunterrichte den Begriff der Funktion zu besprechen, auf das Studium der einzelnen Funktionen einzugehen und ihre Eigenschaften in geometrischer Weise, d. h. unter Anwendung von graphischen Darstellungen zu erläutern. Derartige Betrachtungen müssen — wie der Verf. hervorhebt — mehr und mehr in den elementaren Unterricht eindringen, ihn abkürzen und befestigen. Der Verf. hat sich an das Programm vom 31. Mai 1902 angeschlossen, welches für die philosophische Klasse bestimmt ist; dieses Programm wurde nur in einigen Punkten überschritten, welche sich auf die Kreisfunktionen, die logarithmische und Exponentialfunktion beziehen; der Verf. wollte durch die Aufnahme der diesbezüglichen Erörterungen den Lesern einige Vorbereitungen für das Studium der Physik liefern.

In der Einleitung werden zunächst die fundamentalen Operationen mit ganzen Zahlen betrachtet; dann wird das Verhältnis zweier Größen, die Lehre von den Brüchen behandelt; es wird hier, wie in den folgenden Teilen des Buches, an konkrete Beispiele angeknüpft und vielfach statt des deduktiven das induktive Lehrverfahren herangezogen. Weiters wird die Lehre von den proportionalen Größen und proportionalen Zahlen besprochen, wobei zur Erläuterung und Festigung geometrische Beispiele in den Rahmen der Untersuchung einbezogen werden. Recht zweckmäßig erscheint dem Ref. die Lehre von den Dezimalbrüchen bearbeitet. Was über relative Zahlen und über die mit diesen auszuführenden Operationen gesagt ist, wird mit solch vollendeter Klarheit und Schärfe durchgeführt, daß es wünschenswert wäre, wenn die Autoren der Lehrbücher der allgemeinen Arithmetik und Algebra sich an dieser präzisen Darstellung ein Muster nähmen. Sätze, wie z. B. der: „Der Unterschied zweier relativen Zahlen wird erhalten, wenn man zur ersten das Symmetrische der zweiten hinzufügt“ zeigen, wie kurz ein grundlegendes Theorem dieser Art ausgesprochen werden soll. Der Verf. hat vielfach geometrische Veranschaulichungsmittel herangezogen und den Leser schon in diesem Abschnitte mit dem Vektorbegriffe vertraut gemacht. Mit dem gewöhnlichen

Rüstzeuge der Algebra wird der Leser in § 6 bekannt gemacht; dann wird dieser in die Lehre von den Gleichungen ersten Grades mit einer Unbekannten eingeführt. Nun wird eine Zusammenfassung der wichtigsten planimetrischen und trigonometrischen Theoreme gegeben, die sich vielfach in der originellen Darstellung wohltuend bemerkbar macht. Bemerkenswert ist auch jener Abschnitt, in dem der Verf. die Methoden der Transformation von Figuren darstellt. Das Kapitel „Über einige Identitäten" enthält sehr bemerkenswerte Entwicklungen, deren Fruchtbarkeit im Zahlenrechnen sich geltend machen wird. Besonders anziehend ausgearbeitet ist der Abschnitt über geometrische Algebra, dann jener, in dem die Lehre von den Gleichungen zweiten Grades zur Behandlung gelangt.

Von Kapitel IV angefangen tritt der Verf. dem Koordinatenbegriffe nahe, der durch passend gewählte Beispiele eingeführt wird und im Verlaufe der Darstellung eine ganz allgemeine Fassung erfährt. Nun geht der Verf. zur Darlegung einiger empirischen Kurven und zeigt im folgenden, wie eine Kurve durch eine Gleichung zwischen veränderlichen Größen und umgekehrt dargestellt werden kann. Die graphische Darstellung der Funktionen wird in diesem Abschnitte in sehr sachgemäßer Weise vorgenommen. Bei dieser Gelegenheit wird auch der Methode zur Auflösung der Gleichungen zweiten und dritten Grades mittelst graphischer Darstellung gedacht.

Den Übergang in das Gebiet des infinitesimalen Kalküls bildet der Abschnitt, der den Titel führt: „Tangenten, Geschwindigkeiten, Derivierte". Die Tangenten werden geometrisch und analytisch bestimmt. Von außerordentlicher Klarheit zeugt die Darstellung des Begriffes der Derivierten einer Funktion. Es wird hiebei jederzeit der Ausgangspunkt von praktischen Fällen genommen. Dabei wird gezeigt, wie es möglich ist, aus dem Verlaufe der Derivierten den der Kurve kennen zu lernen. Selbstredend leiten derartige Untersuchungen zum Studium der Maxima und Minima von Funktionen.

Der nun folgende Abschnitt handelt von der Ermittlung von Flächen und Volumina und wird bis zum Begriffe des Integrals geführt. Ausgehend von rein experimentellen Methoden zur Bestimmung der Flächen und Räume wendet sich der Verf. zur elementaren Summation, wobei die zu bestimmenden Flächen zwischen zwei Grenzen eingeschaltet werden. Als geeignete Beispiele werden behandelt: das Dreieck und die Bestimmung einer Parabelfläche.

Der Begriff des Integrales wird in dem vorliegenden Buche in der denkbar einfachsten Weise durch rein geometrische Betrachtungen eingeführt. Der Verf. leitet den Satz ab: Um den Inhalt einer Fläche zu messen, welche von der Kurve, der Abszissenachse und den beiden Parallelen zur Ordinatenachse, welche den Abszissen x_0 und $x_1 > x_0$ entsprechen, zu finden, bestimmt man zunä[illegible] eine „primitive Funktion" von $f(x)$, wobei $y = f(x)$ die [illegible] chung der gegebenen Kurve ist; wenn diese primitive Fu[illegible]

$F(x)$ ist, so ist die zu berechnende Fläche $F(x_1) - F(x_0)$, also der Differenz der Werte, welche diese Funktion für $x = x_1$ und $x = x_0$ annimmt, gleich. Während also die Ermittlung einer Fläche auf die Untersuchung der primitiven Funktion hinausläuft, kommt das Tangentenproblem zurück auf die Ermittlung einer derivierten Funktion.

So gelangt also der Verf. zum Begriffe des bestimmten Integrales. Im weiteren folgt eine sehr interessante Auseinandersetzung über die Logarithmen und die Exponentialfunktion; bemerkenswert ist in diesen Entwicklungen der Ausgangspunkt: von einer gleichseitigen Hyperbel aus gelangt der Verf. bei deren Quadratur zu einer Funktion, deren Derivierte $\frac{1}{x}$ ist und diese ist eben der natürliche Logarithmus der Zahl x. Die Eigenschaften des Logarithmus sind durch die vorangegangenen Bemerkungen über die primitive Funktion bereits gegeben. In analoger Weise kommt der Verf. zum Begriffe der Exponentialfunktion, deren Eigenschaften sich in ungezwungener Weise ergeben. Ganz ähnliche Betrachtungen, wie sie der Verf. bei der Quadratur der Kurven in Anwendung brachte, werden im nächsten Abschnitte gebraucht, um die Kubatur von Räumen auszuführen. Bis zu diesem Punkte hatte es der Verf. nicht notwendig, das Wort „Integral" zu gebrauchen oder dessen Zeichen in Anwendung zu bringen.

Nun wird erst der Begriff der Limite durchgearbeitet und auf die unendlich kleinen Größen eingegangen; naturgemäß schließt sich daran die Erörterung über das Differential einer Größe und die Auffassung des Integrales als einer Summe von unendlich vielen unendlich kleinen Größen. Der nun folgende Abschnitt über Reihen ist nur sehr kurz behandelt und es sind nur die Resultate der wichtigsten Reihenentwicklungen angegeben.

Im letzten Teile des Buches findet man historische Bemerkungen von Paul Tannery, in denen sehr wichtige Punkte der geschichtlichen Entwicklung der Mathematik zur Sprache gelangen. In diesem Abschnitte behandelt in sehr übersichtlicher Weise, in echt philosophischem Sinne der Verf. den Ursprung der Algebra, die Bedeutung der Worte Analyse und Synthese bei den Griechen, deren geometrische Algebra, die Einführung der positiven und negativen Größen in die Mathematik, die von den Alten genau studierten krummen Linien, den Ursprung der Anwendung von Koordinaten zur graphischen Darstellung der Veränderung von Erscheinungen, endlich den Ursprung und die geschichtliche Entwicklung des Infinitesimalkalküls.

Wenn daran gedacht wird, eine Umgestaltung des mathematischen Unterrichtes an den Mittelschulen in dem Sinne vorzunehmen, daß derselbe von abstrakten Erörterungen und Beweisführungen, die wenig bildenden Wert für den Schüler besitzen, befreit und vielfach von praktischen Anwendungen durchsetzt werde,

daß namentlich der Funktionenbegriff intensiver betont, die graphische Darstellung der Funktionen gepflegt und deren Verlauf studiert werde, eine Übung, die in hohem Grade instruktiv und anregend ist, dann wird man das vorliegende Buch von Tannery als trefflichen, ja geradezu unentbehrlichen Wegweiser zurate ziehen und dessen ausgezeichneten Ausführungen, die zugleich in sehr maßvollen Grenzen sich bewegen, folgen. Ref. kann nicht genug warnen, über diese Grenzen hinauszugehen und dem jugendlichen Geiste mehr zu bieten als er verarbeiten kann.

Unseren Lehrern, welche derartige Versuche unter gewissen Voraussetzungen durchführen können, sei das Buch von Tannery angelegentlich zu eingehendem Studium aufs beste empfohlen.

Lehrbuch der Physik. Zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen von H. A. Lorentz, Professor an der Universität Leiden. Nach der 4., von H. A. Lorentz und L. H. Siertsema bearbeiteten Auflage und unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Holländischen übersetzt von G. Siebert. 1. Band. Mit 236 Abbildungen. Leipzig, J. A. Barth 1906. Preis geb. 9 Mk.

Das Buch ist aus den Vorlesungen entstanden, welche der Verf. über Elementarphysik an der Leidener Universität hielt; es entspricht dem Inhalt und Umfange nach den Bedürfnissen der Studierenden der Medizin. Immerhin ist aber auch weitergehenden Bedürfnissen Rechnung getragen worden; die betreffenden Partien sind durch kleineren Druck von den anderen unterschieden.

Wenn auch das Buch in der Beschreibung von Apparaten und Beobachtungsmethoden nicht weit geht und der historischen Entwicklung der Physik und deren praktischen Anwendung nur wenig Raum gegönnt werden konnte, wenn auch in dem Buche sachlich Neues nicht geboten werden konnte, so erlangt dasselbe eine nicht zu unterschätzende Bedeutung dadurch, daß die Darstellung des Gebotenen in mehrfacher Hinsicht originell uns entgegentritt.

Im ersten Teile des Buches finden wir eine mathematische Einführung; in dieser wird gezeigt, wie die Resultate der Messung verwendet werden müssen, um die Funktion darzustellen, die das Gesetz der Erscheinung angibt; dann werden einige Kurven in Betracht gezogen und unter andern auf die einseitige Dehnung und Zusammendrückung der Figuren übergegangen. In elementarer Weise wird das Wesentlichste aus der Lehre von den Flächen dem Leser vorgeführt; dann wird auf den Begriff einer Vektorgröße und auf die Rechnung mit den Vektoren des Näheren eingegangen. Im weiteren Verlaufe dieser mathematischen Einleitung wird das Rechnen mit kleinen Größen erörtert, ferner der Begriff des absoluten, relativen und möglichen Fehlers und schließlich werden die Elemente des Infinitesimalkalküls in dem Umfange gegeben, in dem sie in dem Buche gebraucht werden.

In dem Abschnitte über „Bewegung und Kräfte“ hat der Verf. das Schwergewicht auf graphische Darstellungen gelegt. In sehr ansprechender und klarer Weise wurde die Beschleunigung bei einer krummlinigen Bewegung betrachtet. Nicht minder anziehend ausgearbeitet sind jene Kapitel, die von den Kräften handeln und von dem Wesen derselben. Sehr einfach wird auch die Formel für die Kraft entwickelt, die für eine gleichförmige Bewegung in einem Kreise erforderlich ist. In klarer Weise wird hervorgehoben, daß die Zentrifugalkraft nur in unserer Vorstellung existiert. Diese Kraft wird als jene definiert, durch welche eine Drehung, was die durch sie hervorgebrachte Wirkung betrifft, ersetzt werden kann.

Ein eigener Abschnitt ist der Betrachtung der Arbeit und Energie gewidmet. Es werden von dem Prinzipe der Erhaltung der Energie, dann von jenem der Transformation der Energie mehrere sehr wichtige Anwendungen gemacht, so auf die Energie der Lage im Falle der Schwerkraft, auf die Energie der Lage bei einem Körper, der von einem festen Punkte angezogen wird.

Im Anschlusse daran wird die Wärme als eine Art von Energie betrachtet und das Wesentlichste aus der Wärmelehre dem Studierenden des Buches vorgeführt. Unter den Messungen des mechanischen Äquivalentes der Wärmeeinheit wird auch jener von Puluj und Rowland gedacht. Sehr bemerkenswert erscheinen dem Ref. die lichtvollen Erörterungen, die auf die Bestimmung des Unterschiedes der inneren Energie in zwei Zuständen eines Körpers oder eines Systems von Körpern bezugnehmen.

Im weiteren wird die Translation und Rotation von festen Körpern von unveränderlicher Form erläutert und namentlich das Problem der Drehung solcher Körper in eingehender Weise besprochen. Sehr instruktiv sind die Betrachtungen über Maschinen, über Reibung, über die Energieverhältnisse eines rotierenden Körpers und über das physische Pendel. Die Formel für die Schwingungsdauer eines solchen Pendels wird auf höherem Wege abgeleitet und daran anschließend die Theorie des Reversionspendels gegeben.

Nachdem im folgenden auf die Schwingungen unter dem Einflusse der Torsionselastizität und auf die bifilare Aufhängung aufmerksam gemacht worden war, wendet sich der Verf. zur Anwendung des Vorgetragenen auf das Studium der Grundgesetze des Magnetismus.

Der folgende Abschnitt handelt von dem Gleichgewichte und der Bewegung flüssiger und gasförmiger Körper. Bemerkenswert erschienen in demselben dem Ref. die Anwendung des Prinzipes der Arbeit auf das Gleichgewicht der Flüssigkeiten, die vorgeführten hydrodynamischen Betrachtungen und das über den Einfluß der inneren Reibung auf verschiedene Bewegungserscheinungen Gesagte.

In der Lehre von den Gasen werden die Grundlagen der kinetischen Gastheorie in sehr anschaulicher Weise dargelegt, wornach mehrere Anwendungen derselben gemacht werden.

In den thermodynamischen Betrachtungen sind in sehr klarer Weise die Grundlagen der mechanischen Wärmetheorie dem Leser vorgeführt worden. Im Speziellen wird der Kreisprozeß, bestehend aus zwei isothermischen und zwei adiabatischen Veränderungen und der isothermische Kreisprozeß, der bei einem Gase eigentlich nicht möglich ist, betrachtet. Im Nachstehenden hat der Verf., ausgehend von der freien Energie als gemessen durch jene Arbeit, die das Gas verrichten kann, wenn es sich isothermisch und in umkehrbarer Weise von dem Volumen, welches es in Wirklichkeit einnimmt, bis auf ein festgesetztes größeres Volumen ausdehnt, deren Veränderungen bei umkehrbaren und nicht umkehrbaren Erscheinungen einem eingehenden Studium unterzogen und gelangt dabei zu dem theoretisch wichtigen Ergebnisse, daß die freie Energie das Bestreben zeigt, kleiner zu werden und daß sie im Gleichgewichtszustande selbst ein Minimum ist. Weiters finden wir in vollkommen elementarer Weise den Kreisprozeß von Carnot und die Größe des Wirkungsgrades bei einem solchen besprochen.

Der Übergang zur Erörterung des Begriffes der Energie und der Grundgesetze für nicht umkehrbare Veränderungen war in dieser Weise gegeben.

Die Molekularverhältnisse fester Körper, namentilch deren Elastizität und Festigkeit werden im Folgenden besprochen, unter anderem auch die Veränderung der Temperatur bei adiabatischer Ausdehnung oder Zusammenziehung eines Drahtes. Daran reihen sich die Erläuterungen über die Eigenschaften von Flüssigkeiten und Dämpfen. In diesem Abschnitte werden die allgemeinen Sätze der Thermodynamik angewendet, um einige Probleme in lichtvoller Weise zu lösen, so den Zusammenhang zwischen der Dampfspannung und der Temperatur, zwischen Schmelzpunkt und Druck. Die Zusammendrückung von Wasserdampf bei konstanter Temperatur, die isothermische Zusammendrückung von Kohlensäure, die kritische Temperatur, die Verdichtung von Gasen zu Flüssigkeiten, die Theorie von van der Waals, die Theorie der Kapillarerscheinungen ist in überaus klarer Weise zur Darstellung gelangt. In letzterer Beziehung sei bemerkt, daß die Einführung des Begriffes der freien Energie der Grenzfläche zwischen einer Flüssigkeit und einem festen Körper dem Verf. gute Dienste geleistet hat. Die gesamte freie Energie muß ein Minimum werden, wenn die Gleichgewichtslage der Flüssigkeit eingetreten ist. Es wird auch im Nachstehenden der Einfluß der Krümmung einer Flüssigkeitsoberfläche auf die Dampfspannung berechnet.

Im Anschlusse an die Lehre vom osmotischen Drucke werden die van 't Hoffschen Studien über die Molekularbewegung eines gelösten Stoffes, die Theorie der isotonischen Lösungen, der Dampfspannung verdünnter Lösungen, des Gefrierpunktes derselben in meist origineller Weise in Betracht gezogen. Um gewisse Abweichungen vom Gesetze von van t' Hoff zu erklären, ist die Annahme

erforderlich, daß die Moleküle der Körper, die in verdünnten Lösungen vorkommen, unter dem Einflusse des Wassers dissoziiert werden.

Das vorliegende Buch kann für die Einführung in die wissenschaftliche Physik als sehr geeignet bezeichnet werden. Mit großer Spannung kann man dem Erscheinen des zweiten Teiles des Buches entgegensehen, in dem die Lehre von den elektrischen Erscheinungen zur Sprache gelangen wird, da der Verf. bekanntlich ein Meister auf diesem Gebiete ist.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. O. Schmeil, Naturgeschichte des Tierreiches. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalzeichnungen, 10 ganzseitigen Bildern und 10 farbigen Tafeln. Für die unteren Klassen der Mittelschulen und verwandten Lehranstalten bearbeitet von Prof. Eduard Scholz. Preis 3 K 25 h.

— —, Naturgeschichte des Pflanzenreiches. Mit 30 farbigen Tafeln und zahlreichen Abbildungen nach der Natur. Bearbeitet von Prof. E. Scholz. Preis 3 K 50 h. Wien, Manzsche k. und k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung 1906.

Über die Schmeilschen Bücher ist, was Lebendigkeit des Textes und künstlerische Ausstattung anbelangt, schon so viel geschrieben worden, daß Ref. sich mit dem Hinweise auf diese Tatsache begnügen kann. Ist es doch O. Schmeil gewesen, der mit dem althergebrachten Systeme der trockenen Beschreibung in den Lehrbüchern der Zoologie und Botanik gebrochen und an die Stelle derselben eine lebendige Schilderung gesetzt hat, in der Körperform und Lebensweise in innigen Zusammenhang gebracht sind. Wie sehr diese Art des Betriebes des naturgeschichtlichen Unterrichtes ziemlich allgemein auch bei uns Anklang fand, beweist die Fassung der Instruktionen für den naturgeschichtlichen Unterricht und der Umstand, daß fast alle österreichischen Lehrbücher in diesem Sinne umgearbeitet werden mußten und sich mehr oder weniger Schmeils Bücher zum Vorbilde nahmen. Was lag nun näher als der Gedanke, diese Bücher selbst den österreichischen Verhältnissen anzupassen? Dieser Aufgabe unterzog sich in sehr dankenswerter Weise Prof. E. Scholz.

Es war des Bearbeiters eifrigstes Bestreben, die Eigenart der Schmeilschen Darstellung stets beizubehalten, nur vereinfachte er dieselbe, weil die Bücher für die Unterklassen berechnet sind, faßte und betonte die Termini schärfer. Dem österreichischen Lehrplane und den Instruktionen entsprechend mußten jene Tiere und Pflanzen in den Vordergrund gestellt werden, die bei uns häufiger vorkommen und für uns wichtiger sind. So fanden die Insekten eine viel eingehendere Würdigung, als es in Schmeils

Buche der Fall ist. Scholz vermehrte nicht nur die Abbildungen, sondern schaltete sechs farbige Tafeln ein, um den Unterricht in diesem Kapitel lebendiger zu gestalten.

Im Pflanzenreiche mußte die Auswahl der Vertreter außer von der Häufigkeit und Wichtigkeit noch von der Blütezeit abhängig gemacht werden. Trotz der systematischen Anordnung des Stoffes kann der Unterricht mit irgend einer blühenden Frühlingspflanze begonnen werden, da alle häufig vorkommenden ausführlich beschrieben sind. Die Kunstausdrücke sind hiebei entweder erklärt oder es ist auf die Stelle verwiesen, wo diese Erklärung zu finden ist; denn so wie in anderen Lehrbüchern findet sich auch im Pflanzenreiche von Schmeil-Scholz ein Kapitel, in dem der Bau und das Leben der einzelnen Pflanzenteile zusammenfassend behandelt wird.

In beiden Büchern wurden zahlreiche neue Abbildungen eingefügt. Besonders hervorgehoben seien die 30 prachtvollen farbigen Tafeln des Pflanzenreiches, die sämtlich von dem Kunstmaler W. Heubach nach der Natur gezeichnet wurden. An der Anfertigung der Abbildungen und farbigen Tafeln im Tierreiche beteiligten sich außer Heubach noch Meyerheim, Friese, Wagner und Merculiano. Die Bilder sind fast durchwegs biologisch gehalten und tadellos.

Tiere und Pflanzen sind mit den bei uns gebräuchlichen Namen benannt. Die wissenschaftlichen Bezeichnungen fehlen im Texte, dafür sind die deutschen Namen so weit als möglich erklärt.

Beide Bücher können allen anderen naturgeschichtlichen Lehrbüchern würdig zur Seite gestellt werden und verdienen die eingehendste Prüfung. Insbesondere möchte Ref. die Aufmerksamkeit der Kollegen auf das Lehrbuch der Botanik lenken, das ihm besonders geeignet zu sein scheint, den botanischen Unterricht in einem ganz anderen Lichte erscheinen zu lassen, als es bisher geschah.

Wien. H. Vieltorf.

Anleitung zu geologischen Aufnahmen von Archibald Geikie. Deutsch von Karl v. Terzaghi. Leipzig und Wien, Verlag Franz Deuticke 1906.

Wenn ein Meister seines Faches das Wort ergreift, dann hat er uns auch etwas zu sagen, dies gilt vollständig von diesem Buche. Alle Vorzüge der Darstellungsweise englischer Naturforscher sind hier vereinigt: Sachlichkeit, Klarheit und die Kunst des Popularisierens verstehen sie meisterlich. Diese „Anleitung" ist wirklich geeignet, Feldgeologen heranzubilden. Der praktische Sinn der Engländer bewährt sich auch bei dieser Gelegenheit aufs beste. Der Lehrer kann vieles aus diesem Buche lernen, vor allem wie

man die Jugend zu selbständiger Beobachtung und zu einem klaren Urteile heranzuleiten hat, wie man sie das „Schauen" lehren kann. Der Übersetzer hat mit großer Geschicklichkeit die Vorzüge des Originales zu erhalten und dasselbe doch unseren mitteleuropäischen Verhältnissen anzupassen verstanden. Zahlreiche vorzüglich ausgewählte Abbildungen erläutern den Text.

Wien. Dr. Franz Noë.

Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. In Gemeinschaft mit den Vorsitzenden des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland E. v. Schenckendorff und Prof. Dr. med. F. A. Schmidt herausgegeben von Prof. H. Wickenhagen in Berlin. 15. Jahrgang: 1906. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1906. Preis geb. 3 Mk.

Der uns vorliegende 15. Jahrgang des vom Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland herausgegebenen Jahrbuches für Volks- und Jugendspiele bildet gleich den früheren Jahrgängen eine höchst beachtenswerte literarische Erscheinung auf dem Gebiete unseres Spiel- und Sportwesens an sich, wird aber auch wegen seines gediegenen, das gesunde Schulleben mannigfach berührenden Inhaltes wegen insbesondere von den Schulorganen und Schulfreunden auf das wärmste begrüßt werden. Unter den Abhandlungen verdienen da die Aufsätze: 'Wehrhaftigkeit und Schule' von Generalarzt Dr. Meisner in Berlin, 'Physische Kraft' von Universitätsprofessor Baumgarten in Kiel und 'Was können Schule und Elternhaus zur Förderung der Jugendspiele tun?' von Oberlehrer Hahne in Braunschweig unsere besondere Aufmerksamkeit. Praktischen Bedürfnissen entsprechen die Abhandlungen: 'Die Bedeutung öffentlicher Spiel- und Sportplätze für die Volksgesundheit' von dem bekannten Bonner Sanitätsrat Prof. Dr. F. A. Schmidt und 'Die Anlage öffentlicher Spiel- und Sportplätze' von Oberbaurat Klette in Dresden. Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Leibesübungen bilden die Abhandlungen: 'Ritterliche Leibesübungen in Japan' von Generalleutnant Janson in Berlin und 'Altgriechische Bewegungsspiele' von Dr. Vogt in München. Den Schluß der Abhandlungen bildet ein warm empfundener Nachruf zum Andenken an den um das Spiel- und Turnwesen hochverdienten Braunschweiger Turninspektor August Hermann von Prof. Dr. Koch in Braunschweig. Der zweite Abschnitt bringt Beiträge aus dem Geistesleben in Wort und Schrift. Hieran reihen sich Mitteilungen aus dem Vereins- und Versammlungsleben. Der Spielnachmittagsfrage ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Dann folgen die Beiträge aus der Praxis für die Praxis, u. zw.: Das Spiel im allgemeinen, Wandern und Reisen, Schwimmen und Verwandtes, Rudern und Wintersport. In letzterer Beziehung

machen wir insbesondere auf den sehr interessanten Aufsatz über den Skilauf von Generalarzt Meisner in Berlin aufmerksam. Das Jahrbuch beschließen statistische Angaben über Spielkurse und Mitteilungen des Zentralausschusses.

Daß der rührige Herausgeber des Jahrbuches, Prof. Wickenhagen in Berlin, auch diesmal, wie er es sich in der Einführung in das Jahrbuch zum bestimmenden Vorsatze machte, einer guten Sache seine anerkannt tüchtige Kraft gewidmet hat, steht außer allem Zweifel. Möge auch der vorliegende Jahrgang des Jahrbuches bei Behörden und Kollegen die verdiente Anerkennung finden, sehr zum Vorteil und Wohl unserer studierenden Jugend; denn nur so werden auch die Schlußworte des Herausgebers ihre volle Verwirklichung erfahren: 'Machen wir die Jugend zu einem Gesundbrunnen; dann ist ihr geholfen und uns allen, die wir aus ihm schöpfen'.

Wien. J. Pawel.



Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Grammatik und schriftliche Arbeiten aus dem Griechischen am Obergymnasium.

Der Ministerialerlaß vom 20. Juni 1906, Z. 24756, mit welchem die Auflassung der deutsch-griechischen Schularbeiten in den obersten zwei Klassen verfügt und deren Ersatz durch Übersetzungen aus dem Griechischen in die Muttersprache angeordnet wurde, ist langgehegten Wünschen entgegengekommen.

Seit langem hatte sich nämlich zahlreichen Lehrern dieses Faches die Überzeugung aufgedrängt[1]), daß der Erfolg der deutsch-griechischen Arbeiten, denen außerdem ein schweres Gewicht bei der Beurteilung der Schülerleistungen zukam, im Grunde genommen nur ein mäßiger war und mit der hierauf verwendeten Mühe und Zeit in keinem Verhältnis stand, daß ferner die schriftlichen Übungen mit dem sie begleitenden und stützenden grammatischen Unterricht die kostbare Lektüre zumal auf der Oberstufe schwer beeinträchtigten und doch schließlich für die schriftliche Maturitätsprüfung aus dem Griechischen ins Deutsche keine genügende Vorübung abgaben. Die Erkenntnis dieser Mängel und Bedenken ließ seit Jahren den Wunsch immer lebendiger werden, daß hier Wandel geschaffen werde. Dieser ist nun gekommen, von den einen freudig begrüßt, von anderen dagegen, welche hierin eine Erschütterung der grammatischen Sicherheit und somit auch der Gründlichkeit in der Lektüre erblicken, mit Bedenken aufgenommen.

Eine Untersuchung, ob die erflossene Verordnung dem Betrieb des griechischen Unterrichtes voraussichtlich zum Nutzen oder Schaden gereichen werde, scheint somit nicht unberechtigt zu sein.

Grammatische Sicherheit gilt mit Recht als unerläßliche Voraussetzung einer gründlichen Lektüre. Und da in der Schule, als einer nicht allein der Vermittlung von Kenntnissen dienenden, sondern zugleich

[1]) Vgl. Zeitschrift für die österr. Gymnasien: „Tiroler Mittelschuldirektoren-Konferenz", 1906, S. 927, 929, 930.

den Charakter bildenden Anstalt, nur ein gründliches, keineswegs aber ein oberflächliches Lesen der Autoren statthaben kann, so ist hiemit der Grammatik nicht bloß ihre hohe Bedeutung gesichert, sondern auch eine bestimmte Stellung im Schulunterricht angewiesen. Wir wollen hier nicht weiter darüber rechten, ob die Grammatik an sich bloß eine „dienende" Rolle einnimmt, da doch Grammatik als formal bildender Gegenstand auch zum Teil Selbstzweck ist, darüber aber herrscht wohl kein Streit, daß wenigstens im Schulunterricht die lateinische Grammatik eine weit eingehendere Behandlung zu erfahren hat als die griechische. Denn die lateinische Grammatik bildet noch immer das Rückgrat des altsprachlichen Unterrichtes und dies umsomehr, so lange man nicht auf ein gewisses Können im Lateinschreiben und die hierin liegende geist- und stilbildende Kraft verzichten kann. Anders liegen aber die Verhältnisse hinsichtlich des Griechischen. Griechisch-Schreiben war wenigstens an den österreichischen Gymnasien nie Zielpunkt des humanistischen Unterrichtes und wird es voraussichtlich niemals werden. Somit kann aber im Griechischen der Betrieb der Grammatik nur den Zweck haben, die Gründlichkeit in der Lektüre zu sichern. Zur Erfüllung dieses Zweckes aber bedarf es keineswegs eines weitgehenden syntaktischen Unterrichtes, da eben die Sprache der griechischen Autoren — ich erinnere nur an Homer und Herodot — gegenüber dem festgefügten Bau des Lateinischen einen viel loseren und leichteren Charakter aufweist, wohl aber eines formalistischen mit Rücksicht auf den Formenreichtum, durch den sie die lateinische Sprache weit übertrifft. Neben der Kenntnis einiger Grundgesetze der Syntax ist demnach Gründlichkeit in der Formenlehre das Wichtigste, was die Schüler zur Lektüre der Autoren mitbringen müssen. Gründliche Kenntnisse in dieser Richtung vermögen aber die grammatischen Übungen, soweit diese an unseren Gymnasien bis zur VI. Klasse betrieben werden, ausreichend zu verbürgen.

Denn schon am Untergymnasium sind, und zwar auf einer Stufe, wo die Schüler bereits durch den vorhergegangenen lateinischen Unterricht ein gereifteres Verständnis besitzen, der Einübung der griechischen Formenlehre und daneben auch der Beobachtung der wichtigsten syntaktischen Regeln volle zwei Jahre gewidmet. Mit diesem Fond grammatischer und syntaktischer Kenntnisse läßt sich aber im allgemeinen das Auslangen für ein sicheres Verständnis der Autoren finden, zumal diese Kenntnisse noch in der V. und VI. Klasse eine Vertiefung und systematische Behandlung erfahren. Behufs Durchnahme der wichtigeren Regeln aus der Syntax reichen aber die in Quinta und Sexta für die Grammatik anberaumten Stunden vollständig aus, wofern man nur nicht Grammatik um ihrer selbst willen — ich erinnere z. B. an die Lehre vom Artikel — treiben, sondern sich eine gewisse Beschränkung auferlegen will. Dies kann aber umso leichter geschehen, als die den Schülern bereits geläufige Syntax des Lateinischen ein helles Licht auf viele verwandte Partien aus dem Griechischen wirft und deren eingehende Vornahme überflüssig macht. So erledigt sich fast von selbst die Kongruenz-, Kasus- und Tempuslehre. Einzelne abweichende Erscheinungen im

griechischen Sprachgebrauch können hier in wenigen Stunden abgetan sein. Auch die Moduslehre in den Hauptsätzen hat viel Verwandtes mit dem Lateinischen; eine zum Teil wiederholende und zusammenfassende Behandlung erfordert bloß die Lehre von den Nebensätzen, dem Infinitiv und Partizipium. Die Lehre vom substantivierten Infinitiv kann dagegen ganz gut der bloßen Beobachtung gelegentlich der Demostheneslektüre überlassen bleiben; eine Einübung derselben zu schriftlichen Übungen ist zwecklos.

Von der VII. Klasse an hätte jedoch ein weiterer Unterricht aus der griechischen Grammatik gänzlich zu entfallen. Denn sollten bis dahin die Schüler nicht soweit vorgeschritten sein, um die Grundgesetze der griechischen Syntax zu verstehen, dann wäre es zu spät, sie erst auf dieser Stufe hierüber aufklären zu wollen, dann wäre es vielleicht überhaupt schade um die lange Zeit, die man zuvor auf den griechischen Sprachunterricht aufgewendet hat. Denn von der VII. Klasse an sollte bereits die Lektüre ungeschmälert in ihr volles Recht treten, frei von allen Fesseln, insbesondere aber frei von einem systematischen Unterricht aus der Grammatik, die zwar bei der Lektüre vor Fehlern in der Beziehung, vor dem Verkennen der Sprachformen bewahrt, keineswegs aber deren Verständnis zu erschließen vermag. Ich stimme hierin ganz mit Dettweiler überein, der in seiner Didaktik und Methodik des griechischen Unterrichtes[1]) folgendes sagt: „Es muß vollständig mit der übrigens verhältnismäßig jungen Tradition gebrochen werden, daß ein eigentlicher buchmäßiger, systematischer Unterricht in der griechischen Syntax zum Verständnis des Griechischen, zur wissenschaftlichen Bildung und Erziehung, also zur Erfüllung der Aufgabe des humanistischen Gymnasiums nötig sei oder auch nur Wesentliches beitrage oder je beigetragen habe. Solange die übliche Syntax unserer grammatischen Lehrbücher durchgepeitscht wird, solange paragraphenweise dem System zuliebe alles durchgenommen wird, was löbliche philologische Mikrologie gesammelt und unlöbliche philologische Pedanterie in Regeln gekleidet hat, solange man sich nicht klar wird, daß von hundert Regeln der griechischen Syntax keine zehn zum wirklichen Verständnis einer Stelle beitragen, daß überhaupt noch niemand mit grammatischem Wissen Schriftsteller lesen lernte, und daß zu allem, was man treibt, Zeit notwendig ist, die wir nirgends in Überfluß haben, daß also hier nicht möglich ist, das eine zu tun und das andere nicht zu lassen — solange wird der Erfolg des griechischen Unterrichtes zweifelhaft sein, soweit nicht das Bessere unbewußt und unbemerkt sich Bahn bricht."

Daß wir in Österreich für den Luxus eines systematischen Unterrichtes aus der griechischen Grammatik, zumal auf den obersten Stufen, noch weniger Zeit haben, liegt auf der Hand. Dem Grammatizismus aber und Attizismus zuliebe ist bei uns eine eigentümliche Hast über die Lektüre ausgebreitet.

---

[1]) Baumeister, Handbuch der Erz.- und Unterrichtslehre f. h. Sch. 1898, IV 39.

So ist nach den Lehrplänen für das II. Semester der V. Klasse vorgeschrieben, daß neben der Homerlektüre in jeder Woche eine Stunde der Grammatik und eine Stunde der Xenophonlektüre gewidmet werde. Wenn nun auch kein praktischer Lehrer diese Vorschrift ihrem Wortlaut nach befolgen und, kaum daß er mit den Schülern einige Verse aus Homer gelesen hat, sofort wieder zur Grammatik und Xenophonlektüre zurückgreifen wird, so dürfte es doch manchen Lehrer geben, der, um jedweder Mahnung von irgend einer Seite vorzubeugen, sich streng nach dem Wortlaut der Vorschrift hält. Mag nun aber dieser oder jener Vorgang eingehalten werden, so ist doch das beständige Einhergehen des grammatischen Unterrichtes und der Prosalektüre mit ihrer Vorbereitung der schriftlichen Arbeiten einem fruchtbaren Einlesen im Homer höchst abträglich. Denn selbst wenn man, wie dies wohl auch meistens geschieht, die Grammatik- und Xenophonstunden nach einem größeren Zeitabschnitt zusammenlegt, daran die schriftliche Arbeit und deren Rückgabe schließt, so wird wieder die Homerlektüre durch mindestens eine volle Woche unterbrochen, ein Übelstand, der mit Rücksicht auf die Konferenzperioden, in denen eine schriftliche Arbeit vorliegen muß, dreimal im Semester eintritt. Daß darunter ein gesunder Betrieb der Homerlektüre leiden muß, ist unzweifelhaft, um so mehr als es wohl vielfach geschehen mag, daß mitten in derselben ohne Rücksicht darauf, ob man zum Abschluß einer größeren dichterischen Einheit gelangt ist oder nicht, abgebrochen wird, um nur die schriftlichen Arbeiten und deren nötige Vorbereitung zu erledigen. Dieser chronische Krankheitszustand schleppt sich durch das I. Semester der VI. Klasse fort, um im II. Semester dieser Klasse geradezu einen akuten Charakter anzunehmen. In diesem Semester wird bekanntlich Herodot zur Hauptlektüre, räumt aber zum Schlusse dem Homer wieder den Platz ein; daneben aber hat die Xenophonlektüre und der regelmäßige grammatische Unterricht seine Fortsetzung zu erfahren, damit nur nicht die Schüler den attischen Dialekt vergessen. Hier muß der Lehrer geradezu ein Künstler sein, wenn er den verschiedenfachen Anforderungen gerecht werden und dem Schüler, was doch die Hauptaufgabe dieser Lehrstufe ist, einen tieferen Einblick in die genußvolle, m. E. nach für die Jugend äußerst geeignete und wertvolle Lektüre Herodots gewähren soll. In ähnlicher Weise ist aus dem angeführten Grunde im II. Semester der VII. Klasse die Fortsetzung der Demostheneslektüre neben Homer vorgeschrieben. War aber schon in Quinta und Sexta die neben Homer und Herodot einhergehende Lektüre aus Xenophon inhaltsleer und unfruchtbar, so ist im II. Semester der VII. Klasse die abgerissene Lektüre aus Demosthenes geradezu eine Versündigung gegen den Geist. Gewöhnlich bildet die III. Philippische Rede den Abschluß der Demostheneslektüre. Wie oft mochte es nun vorgekommen sein, daß Teile dieser gewaltigsten und ergreifendsten Rede, die aus dem Altertum auf uns gekommen ist, der zerstückelten Lektüre des II. Semesters überlassen wurden, um nur zugleich ein Substrat für die deutsch-griechischen Arbeiten zu gewinnen. Dieser beklagenswerte Zustand setzte sich

schließlich in der VIII. Klasse fort, in der die Herz und Geist bewegende Sophokleslektüre noch weiter durch grammatischen Unterricht und deutsch-griechische Arbeiten verkümmert wurde.

Diesen Übelständen ist nun teilweise abgeholfen, da von der VII. Klasse an keine deutsch-griechischen Schularbeiten mehr anzufertigen sind; doch hätte man sich mit diesem Schritt allein nicht begnügen sollen. Konsequent und förderlich zugleich wäre es gewesen, mit der Auflassung dieser Arbeiten wenigstens von der VII. Klasse an den systematischen grammatischen Unterricht und die Fortsetzung der Lektüre prosaischer Schriftsteller neben der Dichterlektüre aufzuheben. Diesen Schritt aber scheint man nicht getan zu haben vielleicht aus der Besorgnis, es könnten sich neben überhandnehmender Unsicherheit in der Grammatik auch die Kenntnisse des attischen Dialektes verflüchtigen.

Dieser Besorgnis muß entgegengehalten werden, daß der Attizismus nicht die gleiche Stelle beanspruchen kann, wie etwa auf lateinischem Gebiete der Ciceronianismus. Bis jetzt wenigstens gab die Sprache Ciceros das Vorbild ab, an das man sich beim Lateinschreiben zu halten hat, und daher legt auch die Schule, in der lateinische Stilübungen gepflegt und gefordert werden, auf dessen Beobachtung mit Recht ein wesentliches Gewicht. Griechisch zu schreiben gehört aber nicht zum Ziel des Schulunterrichtes und somit kann der reine Attizismus für die Schule, in der zum großen Teil Dichter und Schriftsteller des ionischen Dialektes gelesen werden, keineswegs eine überragende Stellung beanspruchen. Zudem werden die Schüler in den attischen Dialekt zuerst eingeführt, hierin durch zwei Jahre am Untergymnasium unterrichtet und in diesem Dialekt durch die Xenophonlektüre in der V. Klasse befestigt. Diese Grundlage geht für die Dauer der Gymnasialstudien nicht mehr verloren und sollte auch durch die Homer- und Herodotlektüre die Kenntnis des attischen Dialektes zeitweilig etwas verdunkelt werden, so ist der Nachteil nicht sehr groß, denn die Rückkehr zu den attischen Schriftstellern bereitet erfahrungsgemäß dem Schüler niemals Schwierigkeiten, wohl aber zeigt es sich mitunter, und zwar besonders bei der Maturitätsprüfung, daß die Kenntnis des altionischen Dialektes — vom neuionischen gar nicht zu reden — bei den Schülern bedenklich geschwunden ist. Es ist daher kein Grund vorhanden, zu verlangen, daß dem Schüler stets der reine Attizismus vor Augen schwebe und dessen Kenntnisse immer wieder durch Grammatik und schriftliche Übungen aufgefrischt werden.

Vertreter dieser Ansicht erfahren nun häufig den Vorwurf, daß sie der Ungründlichkeit das Wort reden, die sich in späterer Folge durch Unsicherheit in der Lektüre räche. Dieser Vorwurf muß jedoch mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden. Denn einmal werden grammatische Übungen durch vier Jahre in so ausreichendem Maße vorgenommen, daß man auf deren Fortsetzung auf den obersten Stufen billig verzichten kann, andererseits steht es allemal frei, in dem Falle, als Unsicherheit bei den Schülern auf diesem oder jenem Gebiet wahrgenommen wird, gelegentliche Wiederholungen eintreten zu lassen.

Geht ja doch sonst keine Lektürestunde vorbei, ohne daß gebotenen Falles grammatische Fragen gestellt werden. Wenn aber weiter behauptet wird, daß die Übersetzungsarbeiten ins Griechische eine wesentliche Stütze für die Sicherung der grammatischen Kenntnisse und hiemit für die Gründlichkeit der Lektüre abgeben, so ist das ein Irrtum.

Eine Lanze für deren Beibehaltung hat Prof. Klement im Aprilheft der österr. Gymnasial-Zeitschrift vom Jahre 1906 eingelegt. Klement weist darauf hin, daß mangels grammatischer und zumal schriftlicher Übungen in den oberen Klassen leicht Unsicherheit einreißt und die Formen wie *δέδεγμαι*, *δέδηγμαι*, *δέδειγμαι* oder *εἰδῶσι*, *ἴδωσι*, *ἰδοῦσι*, *εἰδόσι* oder die Formen von *εἰμί*, *εἶμι*, *ἵημι* von den Schülern nicht auseinander gehalten werden. Gewiß kann man hie und da diese Beobachtung machen, aber zur Hintanhaltung dieser Unsicherheit sind eben nicht deutsch-griechische Schularbeiten erforderlich. In einer Schularbeit kann, wenn diese nicht gekünstelt sein soll, bloß eine oder die andere Form zur Anwendung gelangen, man müßte denn von dem Hintergedanken geleitet sein, daß die Schüler durch diese Arbeiten gezwungen werden, weitreichende Wiederholungen vorzunehmen, da sie ja nicht vorhersehen können, welche Form gerade zur Anwendung gelangen wird. Nein, ein solcher Gedanke muß abgelehnt werden. Für den angestrebten Zweck empfiehlt es sich da weit mehr, in einer hiefür beliebig angesetzten Grammatikstunde näher umgrenzte Partien aus der Formenlehre zu wiederholen. Derlei mündliche Wiederholungen, welche ja auch mit schriftlichen Übungen an der Tafel verbunden sein können und bei denen man die Schüler in den einzelnen Formen — s. v. v. — umherhetzen könnte, vermöchten weit eher zweckentsprechende Dienste zu leisten und wahrgenommene Unsicherheiten zu beheben.

Klement erkennt an, daß ein geschickter Lehrer auch auf diesem Wege zum Ziele gelangen könnte, meint aber, daß man auf die durch die griechischen Schularbeiten gebotene Unterstützung nicht verzichten solle. Wenn hier ein Schluß erlaubt ist, so liegt diesem Satz wohl der Gedanke zugrunde, daß es auch minder geschickte Lehrer gebe, die dieses Hilfsmittels nicht entbehren können. Gerade in der Hand solcher wenngleich gewissenhafter Lehrer — und wir müssen wohl zugeben, ohne darum unseren Stand herabzusetzen, daß nicht alle Lehrer trotz des besten Willens die gleiche Eignung besitzen — wird aber und wurde die griechische Schularbeit zu einem Unterrichtsmittel bedenklicher Art. Ja, wenn es lauter Lehrer gäbe, die es verstünden, diese Arbeit im Rahmen ihrer Bestimmung und möglichst frei von versteckten und gehäuften Schwierigkeiten zu halten, dann hätte dieser Zweig des Unterrichtes nicht so viel Anfeindung erfahren. So aber bildete — ich habe hier zumeist vergangene Zustände im Auge — die griechische Schularbeit gar häufig den Tummelplatz für alle erdenklichen Formen und Regeln und die Korrektur derselben eine Jagd nach Fehlern und Versehen gegen die Akzentlehre. So war denn auch das Gesamtergebnis dieser Arbeiten durchschnittlich ein recht klägliches und die griechische Schularbeit wurde zu einer Geißel für Schule und Haus. Der Gedanke, daß behördliche

Verfügungen die Gleichwertigkeit der mündlichen und schriftlichen Leistungen wiederholt aussprachen, bot zu wenig Tröstliches, da im Grunde doch der schriftlichen Arbeit als der absolut selbständigen Leistung des Schülers bei der Gesamtbeurteilung ein gewisses Schwergewicht beigemessen wurde. Es wäre über den Unsegen der deutsch-griechischen Arbeiten noch manches zu sagen; nun aber, wo die Wunde zum Teil geschlossen ist, soll nicht weiter der Finger daran gelegt werden.

Dem düsteren Bild dieser Art, das sich dem Kenner der Verhältnisse an manchem Ort darbot, läßt sich wohl auch ein freundlicheres gegenüberstellen. Den wiederholt betonten Intentionen der Unterrichtsbehörde und dem zielbewußten Vorgang einzelner Lehrer und Direktoren ist es wohl zu danken, daß an einzelnen Anstalten zumal in der letzten Zeit die deutsch-griechischen Arbeiten nicht mehr ein Schreckgespenst bildeten, sondern auch auf den obersten Stufen ein befriedigendes Resultat ergaben. Aber mit welchem Aufwand von Zeit und Mühe wurde dieses Resultat erkauft! Denn um einen befriedigenden Erfolg von vornherein zu verbürgen, mußte einer solchen Arbeit in dem Falle, daß gerade ein Dichter Semesterlektüre war, die mehrstündige Lektüre eines Prosaikers vorangehen, mußte sich mindestens eine Grammatikstunde mit schriftlichen Übungen daran anschließen und innerhalb dieser wieder die Schularbeit selbst in Anlehnung an den gelesenen Autor eine gewisse Vorbereitung erfahren. Nur bei strenger Beobachtung dieser Vorbedingungen und Freihaltung der Arbeit selbst von überflüssigen Schwierigkeiten war ein befriedigendes Resultat zu erhoffen. Diese Mühe und Zeit aber, welche die Vorbereitung der schriftlichen Arbeiten bei empfindlicher Schädigung der Lektüre erforderte, wäre noch zu ertragen gewesen, wenn ihnen ein tieferer Wert innegewohnt hätte. Dieser Wert aber wohnte den Arbeiten, wenn wir uns nicht selbst täuschen wollen, nicht inne. Der erzielte äußere Erfolg war doch nur ein Scheinerfolg, hervorgegangen aus strenger Umgrenzung und bestimmt abzielender Arbeit. Ein halbwegs freierer Gebrauch der griechischen Sprache wurde doch nicht erreicht, mochte sich auch vielleicht der Text, welcher zur Übersetzung vorlag, in einem noch so hochtönenden Deutsch — dem Niederschlag einer vorhergegangen Musterübersetzung — bewegen. Um eine freiere Beherrschung der griechischen Sprache zu erzielen, dazu fehlt es uns bei deren gewaltigem Formen- und Wortreichtum im Gymnasialunterricht an der nötigen Zeit. Es ist aber auch ganz überflüssig, einem solchen Ziel nachzustreben, zumal die erstrebenswerte formale und logische Schulung auf sprachlichem Gebiete zur Genüge durch den mündlichen und schriftlichen Betrieb des Lateinischen besorgt wird. Der Zweck des griechischen Unterrichtes kann nur der sein, die Schüler so rasch als möglich zu einem sicheren Verständnis der Autoren zu befähigen.

Das Verständnis der Lektüre aber kann nur durch reichliches, wo tunlich auch kursorisches Lesen bei Nichtaußerachtlassung des grammatischen Momentes, nimmer aber durch ein Hervorkehren dieses Momentes gefördert werden. Die sichere Beherrschung aller Formen

und Regeln vermag zwar Mißverständnisse zu verhüten, lehrt aber nicht den fremdsprachlichen Text zu erfassen. Zu diesem Erfassen befähigt vielmehr der Besitz eines reichen Wortschatzes und die durch intensives wie extensives Lesen geweckte und geschulte Fähigkeit, nicht bloß ein einzelnes Satzgefüge zu überblicken, sondern auch der logischen Entwicklung ganzer Gedankenreihen nachzugehen. Welchen Gang diese Schulung einschlagen kann, hat Dettweiler in seiner bereits angeführten Schrift des näheren gezeigt.

Daß aber überwiegend grammatische Kenntnisse zum Verständnis einer fremden Stelle nicht ausreichen, das haben wohl viele Lehrer besonders bei Gelegenheit der am Schlusse eines Semesters angeordneten Übersetzung aus dem gelesenen Autor in die Muttersprache erfahren. Wiederholt ließ sich hier die Wahrnehmung machen, daß mancher sattelfeste Grammatiker, der bei den deutsch-griechischen Arbeiten nie versagte, mit der vorgelegten Stelle nichts anzufangen wußte, während sein in der Grammatik minder beschlagener, aber sonst aufgeweckter Mitschüler leichter Mühe in den Sinn des Textes eindrang. Diese Wahrnehmung ist m. E. von tiefer Bedeutung und zeigt uns deutlich, worauf wir beim Unterricht das Schwergewicht zu verlegen haben[1]).

Wenn daher wenigstens für die obersten zwei Stufen die deutschgriechischen Arbeiten aufgehoben wurden, so können wir dies in Hinsicht auf eine ungestörte Lektüre nur begrüßen, zumal wir durch die Anordnung griechisch-deutscher Schularbeiten ein willkommenes Mittel zur Förderung der Lektüre erhalten haben.

Der gegenwärtige Unterricht ist nämlich im allgemeinen so geartet, daß er dem Schüler die häusliche Arbeit durch die sogenannte Vorpräparation, die in der Hinwegräumung besonderer Schwierigkeit besteht, möglichst erleichtert. Dieser Vorgang, der methodisch ganz berechtigt ist und an dem auch nicht gerüttelt werden soll, hat jedoch das Bedenkliche an sich, daß er durch die beständige Gängelung des Schülers dessen Fähigkeit zu selbständiger Arbeit gefährdet. Kursorisches Lesen vermag zwar die Kraft der Selbständigkeit zu heben; da aber dieses doch nur in beschränkter Weise geübt werden kann, so bleibt immer eine gewisse Unselbständigkeit beim Schüler vorhanden, die sich bisher auch besonders in der am Schlusse eines jeden Semesters geforderten Übersetzung in die Muttersprache gezeigt hat. Gleich hier wird sich somit der günstige Einfluß der griechisch-deutschen Schularbeiten erweisen, da nunmehr der Schüler zu wiederholten Malen im Jahre vor der Aufgabe stehen wird, auf seine Kraft allein angewiesen sich in einen fremden Text zu versenken und dessen Sinn zu erschließen.

Abgesehen aber von der Stärkung selbständigens Denkens werden diese Arbeiten auch der Unbeholfenheit der Schüler im deutschen Ausdruck steuern. Nur selten begegnete man bisher bei den Arbeiten dieser Art einer glatten, lesbaren Übersetzung, da es eben an den nötigen Vorübungen gefehlt hat. Die Kunst des Übersetzens wird zwar in jeder

[1]) Vgl. auch Dettweiler a. a. O. S. 11.

Stunde des philologischen Unterrichtes geübt, doch kommt hier das Übersetzen gar oft nur durch Einhelfen seitens des Lehrers zustande und die etwa zum Schlusse gebotene Musterübersetzung geht aus der gemeinsamen Arbeit der Schüler und des Lehrers hervor. So kommt es, daß sich der Schüler seiner Mangelhaftigkeit im Ausdruck nie recht bewußt wird, und da es bisher an der Gelegenheit fehlte, diese durch wiederholte Übungen im schriftlichen Übersetzen abzustreifen, so trat sie auch bei der schriftlichen Maturitätsprüfung in unangenehme Erscheinung.

Endlich aber — und hiemit komme ich zum wesentlichsten Nutzen der gegenwärtigen Einrichtung — wird das Bewußtsein, im Semester wiederholt Proben ablegen zu müssen, von dem Verständnis, das man gegenüber dem Schulautor erworben hat, den Schüler mehr als bis jetzt nötigen, auf unerlaubte Hilfsmittel zu verzichten, durch eigenes Bemühen in den Autor einzudringen, sich in diesem einzulesen und besonders einen ausreichenden Wortschatz zu erwerben, und dies um so mehr, als bei den schriftlichen Arbeiten der Gebrauch eines Lexikons, was nur gebilligt werden kann, ausgeschlossen ist. Ob es nicht förderlich wäre, die weitere Konsequenz zu ziehen und auch bei der schriftlichen Maturitätsprüfung aus dem Griechischen den Gebrauch eines Wörterbuches zu versagen, soll hier nicht weiter erörtert werden. So viel aber steht nach dem Gesagten schon jetzt fest, daß die Anordnung von griechisch-deutschen Schularbeiten auf den obersten Stufen in mehrfacher Beziehung einen Gewinn bedeutet. Denn weit davon entfernt, in den Gang der Lektüre störend einzugreifen, werden sie dieser vielmehr belebend und unterstützend zur Seite gehen.

Das Bedürfnis nach Reformen im gymnasialen Unterricht, u. zw. besonders aus den klassischen Sprachen, ist in der letzten Zeit immer mehr in Schriften und Konferenzen zum Ausdruck gelangt. Einen glücklichen Schritt in dieser Reformbewegung hat die Unterrichtsverwaltung mit der Aufhebung der deutsch-griechischen Arbeiten auf den obersten Stufen getan. Es steht zu hoffen, daß diesem ersten Schritt noch manch andere folgen werden. Schulreformen ist allerdings, wie wir dies auch im Nachbarreiche sehen, eine wellenförmige Bewegung eigen und eine späte Welle kann vielleicht frühere Zustände wieder zurückbringen; dann pflegt aber gewöhnlich eine umso stärkere Rückflutung einzutreten.

Wien. Leopold Eysert.

Zur griechischen und lateinischen Lektüre an unserem Gymnasium.

II.

Dieser Erwartung sucht Martinak erst im zweiten Teile seines Beitrages „Zur Geschichte und Theorie der Klassiker-Auswahl" gerecht zu werden. Zunächst stellt er im allgemeinen fest, daß wir einen

Lektürekanon haben. Doch schon hier verleitet ihn das Streben, die Notwendigkeit einer Reform recht begreiflich zu machen, dazu, daß er den Kanon enger und fesselnder erscheinen läßt, als er tatsächlich ist. Es ist nämlich nicht richtig, daß gesetzlich genau bestimmt ist, wie viel von einem Autor gelesen werden soll — so ist bei Nepos, Vergil, Horaz, Xenophon, Herodot im Lehrplan nur von einer Auswahl ohne jede Einschränkung bezüglich des Umfanges die Rede —, und es entspricht nicht der Wahrheit, daß ges. geregelt ist, was neben der obligaten Schullektüre etwa noch kursorisch oder privatim gelesen werden soll. Von der Privatlektüre speziell enthält der Lehrplan kein Wort und der Min.-Erlaß vom 30. September 1891, der die Privatlektüre besonders empfiehlt, läßt vollkommene Freiheit, nennt nicht einen einzigen Autor, während z. B. im preußischen Lehrplane die in den früheren Klassen gelesenen lateinischen Schriftsteller als namentlich für die Privatlektüre in Betracht kommend bezeichnet werden. Nur unsere Instruktionen, die bekanntlich durchaus nicht bindend sind, also nicht zu gesetzlichen Bestimmungen gerechnet werden können, enthalten einige allgemeine Ratschläge für extemporierte und kursorische oder Privatlektüre.

Um zu zeigen, was ohnedies jedermann weiß, „daß man sich von den frühesten Anfängen des klassischen Unterrichtes an genötigt gesehen hat, eine wie immer gestaltete Auswahl aus dem weiten Bereiche der Gesamtliteratur herauszuheben und zu fixieren“, tut nun M. einen, wie er selbst (S. 22) sagt, ganz flüchtigen Blick in die Geschichte dieses Unterrichtes. Obwohl auch dieser Auszug aus der Geschichte des Lektürekanons (wenn man von einem solchen überhaupt reden darf) bis zum neuhumanistischen Gymnasium zu mancherlei Bemerkungen Anlaß gäbe, will ich doch nicht weiter darauf eingehen, weil ich ihn überhaupt für überflüssig halte. Neues wird da natürlich nicht geboten, der Auszug an und für sich aber ist kaum für oberflächliche Orientierung genügend. Für den Zweck des Buches hätte es wohl genügt, wenn schon von einer Geschichte des Kanons die Rede sein mußte, mit dem neuhumanistischen Gymnasium zu beginnen; dann wäre es nicht nötig gewesen, sich auf die preußischen und österreichischen Lehrpläne zu beschränken, es hätten die der anderen deutschen Staaten, wenn nicht auch anderer Länder, herangezogen werden können, so daß man einen Überblick über das gehabt hätte, was heute aus der altklassischen Literatur an Mittelschulen gelesen wird.

Mit dem sonstigen Inhalte des Buches steht erst das in engerem Zusammenhange, was M. über die preußischen und österreichischen Lehrpläne des neuhumanistischen Gymnasiums notiert. Seit 1825, meint er (S. 14), sei „der preußische Kanon etappenweise immer fester geregelt worden, ohne daß man z. B. am Lateinkanon seit 1882 irgend klar sich ausprägende Entwicklungstendenzen beobachten könnte“. Nun zeichnete sich aber gerade der preußische Lehrplan vom J. 1882, wie Ziegler schon hervorhebt (Gesch. d. Paed. in Baum. Handb. S. 344), durch die von dessen Verfasser Bonitz gelassene Freiheit in der Auswahl dessen aus, was in die Lektüre aufzunehmen sei, ein Zeichen des Fortschrittes päda-

gogischer Erwägung, erst 1891 ist nach der Lockerung von 1882 wieder eine festere Regelung oder „Reglementierung“ (Ziegler, S. 355) eingetreten. Was die „Entwicklungstendenzen“ anlangt, hätte M. an dem preußischen Lehrplan vom J. 1892 mit Rücksicht auf die folgenden Ausführungen Kukulas das Zurücktreten Ciceros aus seiner hervorragenden Stellung erwähnen sollen (vgl. Ziemers Besprechung dieser Lehrpläne in Rethwischs Jahresb. VI [1891], IV 28). „Ein Vergleich der Lehrpläne von 1892 und 1901“, fährt M. fort, „zeigt höchstens ein geringes Zurücktreten von Livius, ein etwas stärkeres Betonen von Tacitus und das Neuhinzukommen einer Auswahl aus Ciceros philosophischen Schriften“. Die Vergleichung zeigt aber gerade im Gegenteil ein Zurücktreten der Tacituslektüre zu Gunsten Ciceros und zwar nicht etwa bloß zu Gunsten der philosophischen und auch rhetorischen Schriften, sondern auch der Reden. Daher sagt auch O. Weißenfels (Handb. f. Lehr. h. Schul., S. 276) von Tacitus: „Die vorletzten Lehrpläne hatten diesem Schriftsteller die erste Stelle in der lateinischen Prosalektüre (in Prima) zugewiesen, durch die letzten Lehrpläne ist dieser Fehlgriff wieder gut gemacht worden“.

Während die preußischen Lehrpläne von 1901 die lateinische Klassenlektüre etwas genauer bestimmen als die von 1892, zeigt der griechische Kanon von 1901 gegen den früheren größere Freiheit, nicht, wie M. doch auch für diesen sagt, festere Regelung. Daß aber der griechische Kanon von 1901 merklicher von den Forderungen Wilamowitz' beeinflußt ist, was M. hervorhebt, ist zwar insofern richtig, als neben Sophokles auch Euripides (der Name steht allerdings in Klammern) und neben den übrigen offiziellen Autoren auch geeignete Proben aus anderen Schriftstellern zugelassen sind[1]) eventuell nach einem Lesebuch, „das neben der ästhetischen Auffassung auch die den Zusammenhang zwischen der antiken Welt und der modernen Kultur aufweisende Betrachtung zu ihrem Rechte bringen soll“, aber es verdient hervorgehoben zu werden, was ebenso allgemein bekannt ist, daß trotz des Gutachtens von Wilamowitz und seiner Äußerungen auf der Juni-Konferenz 1900 im preußischen Lehrplan von 1901 schon durch die neue Formulierung des Lehrzieles im Griechischen („Auf ausreichende Sprachkenntnisse gegründete Bekanntschaft mit einigen nach Inhalt und Form besonders hervorragenden Literaturwerken und dadurch Einführung in das Geistes- und Kulturleben des griechischen Altertums“) eine im wesentlichen ablehnende Haltung gegen

---

[1]) Übrigens waren solche Proben schon durch die preußischen Lehrpläne von 1891 zugelassen; denn es hieß dort in den Erläuterungen S. 73: „Die .... für das Lateinische und Griechische bezeichneten Schriftsteller und Schriften sind solche, welche in den betreffenden Schuljahren gelesen werden müssen. Indessen sind die Prov.-Schulkollegien ermächtigt, auch andere Schriftsteller oder Schriften zuzulassen, vorausgesetzt, daß dieselben nach Form und Inhalt ... sich eignen und ein Einlesen in die verbindlichen Klassenschriftsteller durch diese erweiterte Lektüre nicht behindert wird“. Merkwürdig ist, daß dieser Zusatz in den neuen Lehrplänen für das Lateinische nicht mehr erscheint; vgl. darüber G. Uhlig, Hum. Gymn. 1902, S. 83 f.

die Forderungen dieses Gelehrten hervortritt, vgl. A. v. Bamberg, Rethw. Jahresb. XVI (1901), VII 4.

Nach der Besprechung des preußischen Kanons weist M. ganz kurz auf die „bekannten" Unterschiede vom österreichischen hin. Er vergleicht auch die für die Lektüre bestimmte Zeit, allerdings nach Jahren, wobei er angibt, daß der griechischen Lektüre in Preußen 5, bei uns 4 Jahre zur Verfügung stünden. Das ist nicht ganz richtig. Denn im ersten Unterrichtsjahre des preußischen Gymnasiums (U III[a]) mit 6 wöchentl. Stunden (gegen 5 bei uns) wird wie bei uns die Formenlehre nur bis zu den Verba in $\mu\iota$ erledigt, im zweiten Jahre aber (O III[a]) mit 6 wöchentl. Stunden (gegen 4 bei uns) sind die Verba in $\mu\iota$ und die unregelmäßigen Verba samt den Hauptpunkten der Syntax zu nehmen, Lektüre ist anfangs wie in U III[a] nach dem Lesebuche, bald nach Xenophons Anabasis zu betreiben. Dieses Jahr rechnet nun M. völlig der Lektüre zu. Wir wissen, daß bei unseren 4 wöchentl. Stunden in IV[a] Lektüre — ich meine Klassikerlektüre, nicht Lektüre nach einem Elementarbuch, sonst müßte man auch schon das erste Jahr als Lektürjahr bezeichnen — nur im allergünstigsten Falle die letzten paar Wochen betrieben werden kann; vorausgesetzt nun, daß die Lehrer in Preußen ihr Plus von Stunden ausschließlich auf die Xenophonlektüre zu verwenden in der Lage wären, kämen 4 wöchentl. Stunden Lektüre im zweiten Halbjahre in O III[a] heraus[1]), also ein halbes Lektürjahr mehr als bei uns. Man könnte also, sehr hoch, aber auch sehr oberflächlich genommen, sagen, daß der griechischen Lektüre in Preußen $4^1/_2$, bei uns 4 Jahre zur Verfügung stehen. Doch man bekommt erst dann einen Begriff von dem Unterschied der beiden Lehrpläne in dieser Hinsicht, wenn man das Zeitmaß der Lektüre nach wöchentlichen Stunden angibt. Nun stehen — abgesehen von den Reformanstalten mit dem Frankfurter Lehrplan, an denen die Zahl der wöchentl. Latein-Lektürestunden noch größer sein dürfte (vgl. Reinhardt bei Lexis, Reform, S. 336) — den 31 wöchentlichen Lektürestunden für Latein des preußischen Lehrplanes bei uns 24 (25 bei 2 Grammatikstunden in IV[a]), den etwa 22 wöchentlichen Lektürestunden für Griechisch (die Zahl der Grammatikstunden in I[a] und der Lektürestunden in O III[a] ist nicht fixiert) bei uns 15 (16 nach der neuesten provisorischen Regelung des Grammatikunterrichtes in VII[a] und VIII[a]) gegenüber. An den preußischen Gymnasien hat man also für die lateinische und griechische Lektüre je 7 wöchentl. Stunden mehr zur Verfügung, das heißt für das Griechische um so viel mehr als in den beiden obersten Klassen zusammen, für das Lateinische fast so viel mehr; daher könnte man mit gutem Rechte sagen, der Lektüre in den klassischen Sprachen stehen in Preußen (in anderen deutschen Staaten ist die Differenz noch größer) im Verhältnis zwei Jahre mehr zur Verfügung als bei uns. Ich betone dies hier nicht nur, weil die Angaben M.s ungenau und unzureichend sind, sondern weil ich darauf auf-

[1]) Über das Griechische in den Tertien vgl. F. Hornemann, N. Jahrb. 1903, II 335; dieser erwähnt, daß nur etwa zwei Bücher Anabasis in O III[a] gelesen werden.

merksam machen will, daß man bei Lektüre-Reformvorschlägen, die auf Verhältnisse in Deutschland Rücksicht nehmen, vor allem bedenken soll, wie viel weniger Zeit uns zur Verfügung steht, während die Lehrziele eigentlich dieselben sind.

Für einige der wenigen Veränderungen, welche unser Kanon seit 1849 erfahren hat, sucht M. S. 21 f. Gründe anzugeben, ohne, wie ich glaube, immer das Richtige zu treffen. Ihm scheint „außer dem Streben nach Entlastung an den Änderungen für deren Tendenz charakteristisch: 1. Das Zurückdrängen der Chrestomathien, 2. die Umgestaltung der Cicerolektüre: keine Briefe, weniger Reden, dafür einiges aus den philosophischen Schriften; das Fallenlassen des Agricola, der Kranzrede, 3. das stärkere Betonen Homers". Er findet darin, daß „das im Vergleich mit früher ohnedies schon fast ganz verdrängte rhetorische Element noch weiter zurücktritt und Homer ebenso weitere Fortschritte macht", mit Gewißheit „Zeichen fortschreitender Klärung und Gesundung der Anschauungen vom Zweck der klassischen Lektüre". Etwas dunkel ist der Rede Sinn. Die Anschauungen H. Bonitz' vom Zweck der klassischen Lektüre waren vollkommen klar und gesund und die Personen, welche jene Änderungen vornahmen, hatten doch dieselben Anschauungen vom Zweck der klassischen Lektüre wie Bonitz. Was zunächst die sogenannte Umgestaltung der Cicerolektüre betrifft, so war von den Briefen, die 1849 noch in VI[a] zur freien Wahl gestellt waren, schon 1855 (vgl. den Lehrplan von 1855 bei Marenzeller, Normalien, S. 38) keine Rede mehr. Wenn aber 1884 das Minimum der Reden Ciceros (2) bestimmt und etwas aus den philosophischen oder — was M. hier hinzuzufügen unterlassen hat — rhetorischen Schriften aufgenommen wurde, lag natürlich durchaus nicht die Absicht vor, das rhetorische Element zurückzudrängen, sondern eine von manchen als empfindlich betrachtete Lücke auszufüllen, die endlich auch in den preußischen Lehrplänen von 1901 über wiederholt ausgesprochenen Wunsch bedeutender Schulmänner (O. Weißenfels', H. Ziemers u. a.) ausgefüllt wurde; gerade das wird aber M.s Kollege Kukula nicht als Zeichen einer Gesundung ansehen wollen. Daß die Kranzrede, von der es 1849 hieß „wenn dazu Zeit ist", schon im J. 1855 — nicht erst im J. 1884 — nicht mehr erwähnt wird, hat natürlich auch nicht seinen Grund in einem Zurückdrängen des rhetorischen Elementes, sondern darin, daß eben 1855 der griechischen Lektüre in VII[a] 1 Stunde entzogen wurde (Min.-Ver. vom 10. September 1855, bei Marenzeller S. 31). Es steht uns übrigens auch heute noch frei, unter Umständen die Kranzrede zu lesen (Instr. S. 100). Homers Odyssee war, was M. übersehen hat, bereits 1849 in den Instruktionen für ein paar Wochen empfohlen, im Lehrplan des J. 1855 in dem Lektürestoff der VII[a] erwähnt; es heißt dort: „Demosthenes, kleine Staatsreden. Sophokles (daneben auch nach Umständen Homer)". Die Homerlektüre, die 1884 offiziell mit etwa sechs Gesängen Odyssee in die VII[a] aufgenommen wird, ist nach dem oben Bemerkten nicht an die Stelle des Sophokles und der Kranzrede, sondern an die Stelle des Sophokles allein getreten und schränkt dadurch, daß auch in der VIII[a] im zweiten Semester „nach Tunlichkeit" Fort-

setzung der Odysseelektüre verlangt wird, die Tragikerlektüre auch in der VIIIa ein. Der Grund für die Erweiterung der Homerlektüre war wohl der an und für sich berechtigte Wunsch, daß der Schüler wenigstens mit Homer ausreichende Bekanntschaft mache, und ich weiß noch aus meiner Gymnasiastenzeit, die vor 1884 liegt, daß wir von der Homerlektüre in Va und VIa nicht sehr viel hatten, während heute jedermann zugeben muß, daß unsere Gymnasiasten doch wenigstens mit Homer so ziemlich vertraut sind. Ob aber jedermann mit M. darin, daß Homer auf Kosten Platos und der Tragödie Fortschritte gemacht hat, ein „Zeichen fortschreitender Klärung und Gesundung der Anschauungen vom Zwecke der klassischen Lektüre" sehen wird, kommt mir zweifelhaft vor. H. Schenkl wenigstens scheint durchaus nicht der Ansicht seines Kollegen zu sein (vgl. S. 45 und 48).

Das Merkwürdigste ist, daß M. an den Änderungen des Kanons seit 1849 das Zurückdrängen von Chrestomathien oder Lesebüchern charakteristisch findet und das wieder als charakteristisch für den klassizistischen Standpunkt im Gegensatz zum historischen hinstellt, als ob also bei denen, die seit 1849 Änderungen am Lehrplan vorgenommen haben, eine Verschiebung des Standpunktes stattgefunden hätte. Tatsächlich kann von einem charakteristischen Zurückdrängen von Chrestomathien überhaupt nicht gesprochen werden. Im Lehrplan von 1849 ist von einer Chrestomathie nur an einer einzigen Stelle die Rede — für den Elementarunterricht hat man natürlich Lesebücher verwendet und wird sie verwenden —, nämlich beim Lateinunterricht in IVa; da heißt es: „Der Stoff dieser Lektüre (lateinischer Verse) ist entweder aus dem für die folgende Klasse gebrauchten Ovid zu entlehnen oder es ist eine kurze Chrestomathie dazu anzuwenden". Diese Chrestomathie wird dann 1855, 1884 und später nicht mehr erwähnt. Der Grund liegt auf der Hand: man hat bald von einer solchen abgesehen, da die meisten Schüler trotz der Zweistufigkeit des Gymnasiums aus der IVa in die Va übergingen und man wegen der 200—300 Verse in IVa kein anderes Buch benützen wollte, als man in Va brauchte; übrigens enthalten die gangbaren Ovidausgaben auch *versus memoriales* anderer Dichter und die Instruktionen reden auch heute noch von solchen Musterversen. Ebensowenig kann es auf eine Veränderung des Standpunktes zurückgeführt werden, wenn 1849 der größere Teil des C. Nepos in IIIa verlangt, dann durch den Min.-Erlaß vom 5. November 1854 mit Rücksicht auf Em. Hoffmanns Lesebuch „*Historiae antiquae* usw." (vgl. Min.-Erlaß vom 3. September 1855) eine Auswahl aus Nepos und andere historische Erzählungen lateinischer Autoren zur Lektüre bestimmt werden, die seit dem Jahre 1884 wieder einigen *vitae* des C. Nepos oder einer Auswahl aus Curtius Platz machen. Die Angriffe auf Nepos und die Vermehrung der Lektürestunden in IIIa von 3 auf 4 (im J. 1855) führte zur Empfehlung des eben erschienenen Hoffmannschen Buches, die immer deutlichere Erkenntnis aber, daß Nepos für diese Stufe noch am geeignetsten sei, die Erfahrungen, die man mit dem Hoffmannschen Lesebuche machte, und die Verminderung der Lektürestunden von 4 auf 3 führten 1884 zur Wiedereinsetzung des Nepos. M.

scheint mir demnach das für die Tendenz der Änderungen Charakteristische nicht erfaßt zu haben.

Zu Beginn seiner theoretischen Erörterungen bespricht M. (S. 22 f.) die verschiedenen Gesichtspunkte, welche für die Neugestaltung des Kanons maßgebend sein können, wobei er gesteht, daß begriffliche Sonderungen die „so unendlich (!) komplexere (!) Wirklichkeit durchaus nicht ganz adäquat“ wiederzugeben vermögen. Er stellt fest, daß sich jetzt, was die Antike betreffe, der klassizistisch-historische Standpunkt, der in der Antike absolute Werte statuiere, und der kritisch vertiefte historische Standpunkt gegenüberstehen. Er meint dies offenbar nur in Bezug auf den Gymnasialunterricht; denn in der Wissenschaft herrscht bereits der Standpunkt, den er den „kritisch vertieften historischen“ nennt. Mir scheint die Bezeichnung „klassizistisch-historisch“, nicht besonders glücklich gewählt; denn Wilamowitz, den M. selbst als Hauptvertreter des neuen Standpunktes bezeichnet, bekämpft den einseitig ästhetischen Klassizismus (vgl. v. Arnim, Monatsschr. f. h. Sch. 1902, S. 529), und wer wie M. das historische Prinzip als besonders ergiebig in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts und darüber hinaus wirksam erklärt und daraus die Überschätzung der Antike als absolut vorbildlicher Werte herleitet, der drückt sich zum mindesten unklar aus, wenn er bald darauf (S. 30) die Erfüllung der Forderungen, die Wilamowitz an den Schulbetrieb stellte, „als Berücksichtigung des historischen Prinzipes“ bezeichnet. M. meint weiter, man könne „einen schwachen Widerschein jenes Antagonismus bis in die unscheinbaren Änderungen des neuen preußischen Lektürkanons“, die er S. 14 bespricht, verfolgen. Er bezieht sich da offenbar nur auf den griechischen Kanon, da er doch wohl die wesentlichste Änderung des lateinischen Kanons, die Aufnahme der philosophischen und rhetorischen Schriften Ciceros, nicht als eine Konzession an die rein historische Betrachtungsweise gelten lassen wird, um sich nicht in offenen Widerspruch mit Kukula zu setzen; in Wirklichkeit könnte sie freilich als eine solche Konzession aufgefaßt werden. Die von Wilamowitz in seinem Gutachten gestellten Forderungen entsprechen vielfach nicht dem ästhetisch-ethischen Standpunkte, den die meisten Schulmänner für die Klassikerauswahl als maßgebend betrachten; aber es muß hervorgehoben werden, daß die Auffassungen nicht mehr unvermittelt einander gegenüberstehen. Männer wie P. Cauer (*Palaestra vitae* [1902], N. Jahrb. 1904, 2. Abt., S. 177 ff.), A. Baumeister (Lehrpr. u. Lehrg. 1902, S. 95 f.), O. Immisch (N. Jahrb. 1903, 2. Abt., S. 558 ff.), G. Uhlig (Hum. Gymn. 1903, S. 147), A. Waldeck (Lehrpr. u. Lehrg. 1904, S. 6 ff.) glauben in dem „geschichtswissenschaftlich geläuterten Humanismus“ (Immisch) den Standpunkt gefunden zu haben, den die Schule heute einzunehmen hat. Und auf diesem versöhnenden Standpunkte stehen schon die neuen preußischen Lehrpläne für das Griechische, welche Wilamowitz (Lexis, Reform, S. 176) ausdrücklich gebilligt hat; hat doch dieser selbst in seinem Lesebuche eigentlich „keine reine Durchführung des historischen Prinzipes, sondern eine Kombination desselben mit dem alten humanistischen Bildungsideale“ (Waldeck) gegeben. Allerdings, ob dieser Standpunkt eine wesentliche Änderung des Kanons

bedingt, ist erst die Frage; die eben genannten Schulmänner z. B. glauben, daß nur eine entsprechende Ausnützung des üblichen Lektürstoffes nötig ist. Vgl. die Thesen der rheinischen Direktorenvers. 1903, Hum. Gymn. XIV 147.

Nach Anführung dessen, was außerdem vom pädagogischen Standpunkte die Gestaltung eines Kanons beeinflußt — statt dieser selbstverständlichen Dinge hätten wir lieber gehört, was im einzelnen die Gestaltung des Kanons unseres Organisations-Entwurfes beeinflußt hat —, betont M. (S. 25) neben der „relativen Unveränderlichkeit" der jugendlichen Psyche die Veränderlichkeit der Lehrziele, der Auffassungen von der Brauchbarkeit der Autoren zur Erreichung dieser Ziele, der Wertschätzung und Beliebtheit der Schriftsteller und des Standes unserer wissenschaftlichen Einsicht in Charakter und Wert eines Autors, auf welchem Gebiete gerade unsere Zeit manches aufgehellt und berichtigt habe, was jahrhundertelang verkannt und überschätzt worden sei. Und endlich erwähnt er noch „nebenher" eines Umstandes, der nicht in erster Linie mit zu entscheiden habe, immerhin aber nicht ganz übergangen werden dürfe. „Wenn ein Kanon", sagt er S. 26, „zumal ein straff gespannter, längere Zeit in Gebrauch steht, wirkt er auf die Lehrer ermüdend. Der Stoff selbst wird so sehr nach allen Seiten durchgearbeitet und ausgepreßt, daß schließlich die Freude auch am Schönen abblaßt". Ich muß die Richtigkeit dieser Behauptung im allgemeinen und für die Lehrer im besonderen in Abrede stellen. Es ist möglich, daß einer heute nicht mehr für schön hält, was er früher für schön hielt, und umgekehrt, aber die Freude an dem, was man für schön hält, blaßt nie ab, solang man es für schön hält. Und wenn vielleicht der Satz den Sinn haben soll, daß der Lehrer nur eben deswegen, weil er das Schöne wiederholt behandelt und den Schülern vorführt, es allmählich nicht mehr für schön hält, also beim Lehren und durch das Lehren seine Ideale einbüßt, so leugne ich selbstverständlich das ebenfalls. „Das wirklich Klassische erkennt man daran, daß es, so oft man es wieder liest, immer neues Licht gibt, — 'unendlich Licht an seinem Licht entzündend'" (Osk. Jäger, Aus der Praxis², S. 91). Also das Schöne erfreut immer wieder und das gilt für den Lehrer ganz besonders. Die Freude am Schönen nimmt zu, je öfter er Gelegenheit hat, es den Schülern nahe zu bringen. Von einem „Auspressen des Stoffes" kann überhaupt gar nicht die Rede sein. Alljährlich sollen doch wohl neue Scharen in den Garten geführt werden, der immer wieder im Schmucke herrlicher, vollsaftiger Früchte prangt; wir pressen nicht an Früchten herum, deren Saft ganz oder zum Teil schon in früheren Jahren ausgedrückt worden ist. Und der Lehrer hat nicht nur immer wieder die Freude am Schönen, sondern die gewiß nicht minder große Freude, die Freude am Schönen zu erwecken und mitzuerleben. Ja, Döderlein hatte wohl Recht zu sagen (vgl. Baumeister in der Einl. d. Handb. I 1, S. XLI): „Wen in der Klasse das Subjekt (die Schüler) nicht mehr interessiert als das Objekt (der gelesene Klassiker), der taugt nicht zum Lehrer". Jeder Lehrer, den ich bis jetzt über jene Behauptung M.s gefragt habe, ob Volks-, Mittel- oder Hochschullehrer,

hat sie als bei einem Pädagogen völlig unbegreiflich erklärt und hat mich versichert, daß ihm das Schöne um so lieber sei, je öfter er es behandle[1]). Und fühlt man nicht erst bei öfterer Behandlung desselben Stoffes, wie viel noch zum vollkommenen Ausschöpfen fehlt? Wer getraut sich denn zu sagen, daß er beim ersten oder zweiten Male seine Sache wirklich gut gemacht hat? Gibt es nicht auch solche Lehrer, die immer wieder finden, daß sie den Anforderungen, die sie an sich stellen, noch nicht gerecht werden? Und sind das etwa die schlechtesten? Ich kann aber auch nicht zugeben, daß speziell unser Kanon auf die Lehrer irgendwie ermüdend wirken sollte. Er ist gar nicht so straff gespannt, wie ihn M. durchaus hinstellen will. So braucht z. B. ein Lehrer, der in der VII. Klasse Latein vier Jahre hintereinander unterrichtet, im Verlaufe dieser Zeit auch nicht eine Zeile von Cicero zweimal zu lesen. Nun besteht aber bei uns doch im allgemeinen die Einrichtung, daß die Lehrer mit ihren Klassen aufsteigen, so daß einer gewöhnlich erst wieder nach vier Jahren oder, wenn er bald Latein, bald Griechisch im Obergymnasium unterrichtet, nach noch längerer Zeit in derselben Klasse denselben Gegenstand zu lehren hat[2]). Es kann also von Ermüdung der Lehrer durch den Kanon keine Rede sein.

Gleichwohl erscheint die Frage nach der Revision des Kanons nicht übereilt; sie steht aus dem Grunde, wie bemerkt, seit ein paar Jahren mehr denn je zur Diskussion, weil die Frage nach dem Lehrziel aufgeworfen wurde. Nur darf man nicht davon reden, daß der Kanon auch aus dem Grunde geändert werden müßte, weil er schon mehr als 50 Jahre bestünde. Wenn er nur den heutigen Anforderungen völlig genügt! Angst vor dem Vorwurf eines allzu großen Konservatismus darf ebensowenig irgendwie in Betracht kommen wie bloße Neuerungssucht. Übrigens ist unser Kanon 1855 und 1884 revidiert worden, wie M. selbst angeführt hat; und wenn seither nichts geändert worden ist, so ist wohl der Grund nicht der, daß man sich gar nicht mehr um eine Revision

---

[1]) Ein Kollege teilte mir mit, daß er „Hermann und Dorothea" schon mehr als 30 Male mit Schülern und Schülerinnen gelesen habe und stets mit größter Lust an diese Lektüre gegangen sei. Aly hat allerdings auch einen Lehrer gekannt, der selbst diese Dichtung langweilig fand; er erwähnt dies, wo er davon spricht, daß es auch Lehrer gebe, die aus Mangel an Kenntnissen und Verständnis Cicero langweilig zu machen fähig seien (Hum. Gymn. 1904, S. 148). Vgl. besonders noch O. Jäger, Lehrk. u. L., S. 380.

[2]) Es dürfte wohl selten vorkommen, daß jemand, wie dies bei mir der Fall ist, zum sechsten Male hintereinander Latein in VIa hat. In 10 Jahren habe ich achtmal Sallusts *Iugurtha* gelesen, und sollte ich noch öfter in VIa Latein haben, so werde ich die Schrift noch öfter lesen, wenn es der Lehrplan erlaubt. Ich glaube nämlich meine Sache von Jahr zu Jahr besser zu machen. Allerdings, wenn ich die Schrift in Va lesen sollte, mit Schülern also, denen die nötigen historischen Kenntnisse vollständig fehlen, so würde ich von ihr als Lehrer für immer Abschied nehmen; denn man würde wohl meiner Bitte willfahren, die Lektüre denen zu überlassen, die Sallust auf dieser Stufe für geeigneter halten als Livius, weil bei letzterem der Satzbau mitunter schwieriger sei.

gekümmert hat, sondern daß man weder 1891 noch 1901 etwas Wesentliches zu ändern nötig gefunden, hat besonders im Hinblick auf die Reformen in Deutschland. Dazu kommt noch eins, was M. nirgends erwähnt: Es steht jedem Lehrer frei, nach § 56 des Organisations-Entwurfes Anträge bezüglich einer Abweichung vom Lehrplane zu stellen; es wird ausdrücklich als wünschenswert bezeichnet, daß Versuche gemacht werden, dieselben Ziele auf anderen Wegen zu erreichen. Ich weiß nicht, ob man Vorschläge bezüglich des Lektürekanons des öfteren oder überhaupt je abschlägig beschieden hat; das aber weiß ich, daß man z. B. gestattet hat, daß anstatt einer philosophischen oder rhetorischen Schrift Ciceros Briefe des jüngeren Plinius und statt einer Rede des Demosthenes eine Rede des Lysias gelesen werde. Wenn man die Möglichkeit hat, eine derartige Lektüre zu treiben, die doch eigentlich unserem Lehrziel (Lektüre des Bedeutendsten) widerspricht, so darf man sich gewiß nicht über zu große Einschränkung durch unsere Organisation beklagen. Sicherlich ist eine Erweiterung des Kanons den Lehrern erwünscht, aber nicht deshalb, weil sie der jetzige ermüdet, oder gar weil ihre Freude auch an dem, was sie an dem Kanon schön finden, abgeblaßt wäre, sondern weil so ihre Selbständigkeit größer wird.

Als Angriffspunkte der Reform eines Kanons bezeichnet M., wie selbstverständlich ist, den Lesestoff, das Quantum, den Zeitpunkt, die Zeitdauer der Lektüre und die Elastizität des Kanons, der ein Kanon des Gebotenen oder des Empfohlenen oder des Erlaubten sein könne. Unser Kanon sei in fast allen Punkten ein „Muß-Kanon", d. h. er enthalte jenen Lesestoff, der unbedingt und in der vorgeschriebenen Menge, Zeitstufe und Zeitdauer erledigt werden müsse. Tatsächlich enthält er nur dann jenen Lesestoff, wenn das Minimum angegeben ist, und das ist verhältnismäßig selten der Fall, sonst ist er, wenn man will, zugleich ein Kanon des Empfohlenen, d. h. des Lesestoffes, dessen Erledigung gewünscht wird. Der Ausdruck „Muß-Kanon" kann hier leicht von solchen mißverstanden werden, die unseren Lehrplan nicht genauer kennen. So sagt Aly in der erwähnten Besprechung a. a. O. S. 85: „Freilich kann man in Preußen von einem Muß-Kanon gar nicht sprechen, da die Toleranz einiger Provinzialbehörden so groß ist, daß sie sich nicht einmal von den Direktoren die Auswahl der Schriftsteller zur Genehmigung vorlegen lassen. Die Direktoren haben Vollmacht, mit den Lehrerkollegien die Lektüre nach Inhalt und Umfang festzusetzen". Auch wir haben einen solchen Muß-Kanon nicht, wie sich ihn Aly nach M.s übertreibenden Worten notwendigerweise vorstellen muß. Unser lateinischer Lektürekanon namentlich deckt sich mit dem preußischen von 1901, soweit dies bei unserer weit geringeren Stundenzahl überhaupt möglich ist; jedenfalls ist die Elastizität beider genau dieselbe. Aly hat am Schlusse des erwähnten Aufsatzes seine Forderungen für den lateinischen Unterricht in Thesen zusammengefaßt; die sechste lautet: „Der Kanon muß reichhaltig und elastisch sein; dem Lehrer ist die größte Freiheit in dieser Hinsicht zuzubilligen, jedoch mit der Beschränkung, daß die Lektüre den erziehlichen Grundsätzen entspricht". Und dann schlägt er

Schriftsteller und Werke zur Auswahl und zum Wechsel vor, die wir alle nach unserem Lehrplane lesen können bis auf die Fabeln des Phädrus, die Elegiker und Briefe Ciceros. Diese Werke sind zwar bei uns nicht im Kanon enthalten, weil wir eben die Zeit nicht dazu haben; es steht uns aber jederzeit nach Absolvierung unseres Minimums frei, sie zu behandeln, und dies geschieht hie und da auch in der stat. Lektüre, allerdings gewöhnlich nur mit einzelnen Proben. Bei Cicero, Tacitus und Horaz ist sogar die Auswahl Alys etwas eingeschränkter als unser Lektürekanon. Und doch meint Aly, daß wir in engen Fesseln schmachten. Daraus kann man ihm aber keinen Vorwurf machen. Steht doch bei M. S. 27: „Ein kleiner Spielraum wird nur gelegentlich gelassen innerhalb eines Schriftstellers, so daß bei bestimmtem Quantum das *Quid* einigermaßen dem Lehrer überlassen bleibt". Von Nepos oder Curtius, von Cäsars *bell. civ.*, von Ovid[1]), von Vergil, von Tacitus' größeren Werken, von Horaz, von Xenophon, von Herodot ist eine Auswahl ohne Einschränkung vorgeschrieben, bei den anderen Autoren meist nur das Minimum allgemein angegeben, wie bei Cäsars *bell. gall.* (etwa 3 Bücher), Sallust (eine Schrift), Cicero (außer der I. Kat. noch zwei Reden und eine philos. o. rhet. Schrift) usw. Eine Einschränkung findet sich nur bei Livius, dann muß die I. Kat. Rede Ciceros, Tac. Germ. und Platos Apologie gelesen werden. „Bezüglich der Menge des zu Lesenden sind meist recht feste Bestimmungen gegeben: etwa 3—4 Staatsreden, 5—6 Bücher u. ä." heißt es weiter bei M. Wie es mit dem „meist" steht, geht aus dem eben Erwähnten hervor. Wie es aber mit der Freiheit steht, die uns die Reformer verschaffen wollen, mag gleich hier eine Gegenüberstellung unseres Lehrplanes für die Homerlektüre im zweiten Semester der V_a und des von H. Schenkl vorgeschlagenen zeigen. Bis jetzt lesen wir Homers Ilias, ausgewählte Partien im Umfange von 2—3 Büchern, nach Schenkl sollen wir lesen Homers Ilias, mindestens 1. Gesang (Auswahl) und 6. Gesang (vollständig). Für diese Art Freiheit wird man sich bedanken. Doch darüber später. Jetzt wollten wir nur konstatieren, daß M. übertreibt.

Zu den von M. im folgenden angeführten zwei Hauptgründen für die Einschränkung der Bewegungsfreiheit eines Kanons, nämlich den Forderungen eines systematischen Fortschrittes der Lektüre, innerhalb dessen sich eines auf das andere mehr oder weniger (!) aufbauen soll, und dem Gedanken an die Freizügigkeit der Schüler, muß man doch noch verschiedenes hinzufügen. Erstens die Rücksicht auf ein einheitliches Lehrziel, das ja um so schwerer auf verschiedenen Wegen erreicht werden kann, je geringer die zur Verfügung stehende Zeit ist, dann die Rücksicht auf die Konzentration des Unterrichtes, die M. früher (S. 25) erwähnte. Endlich ist für die genauere Bestimmung des Lesestoffes im J. 1849 wohl auch die Rücksicht auf die damaligen Lehrer maßgebend gewesen, die

[1]) In der tabellarischen Übersicht, die Kukula S. 97 gibt, bezeichnet er als jetzt giltige Vorschrift für Latein in V_a: „Ovid: Auswahl aus den Metamorphosen und den Fasti". Es fehlt das Wort „vornehmlich" vor „aus", dafür stellt er daneben: „Freie Auswahl".

heute wegfällt. Ja, ich sehe in der ziemlich einheitlichen wissenschaftlichen und pädagogischen Durchbildung der Lehrer einen Hauptgrund für eine größere Bewegungsfreiheit, nicht aber in der glücklicherweise nur in der Phantasie M.s existierenden Ermüdung. Für eine größere Elastizität des Kanons, meint M. weiter, spreche auch die Rücksicht auf das Interesse der Schüler, soll wohl heißen, der Repetenten. Das Interesse der Schüler spielt gewiß bei der Aufstellung des Kanons eine Rolle; aber daß der Kanon dieses Interesses wegen besonders elastisch sein müßte, scheint mir fraglich. Gerade die Rücksicht auf das Interesse der Schüler kann doch einen Lehrer veranlassen, denselben Stoff in derselben Klasse jahrelang zu behandeln. Wer selbst mit gesteigertem Interesse einen Stoff mehrere Jahre hintereinander behandelt hat, weiß wohl, daß sich auch das Interesse der verschiedenen Klassen bei diesem Stoffe von Jahr zu Jahr steigert. Vielfach muß ja das Interesse der Schüler erst geweckt werden. Natürlich, wenn der Lehrer immer müder wird, wird das Interesse der Schüler immer geringer; aber wir glauben eben, daß M. hier in einem Grundirrtum befangen ist. Auch daß wir unseren Kanon aus dem Grunde erweitern sollen, damit das Publikum die altklassische Literatur nicht mit unserem Kanon identifiziere, will mir nicht einleuchten[1]). Ebensowenig kümmert mich bei der Kanonreform die eventuelle günstige Rückwirkung auf das Hochschulstudium der klassischen Philologen; das wird erst dann in Betracht kommen können, wenn das Gymnasium zu einer Vorbereitungsanstalt klassischer Philologen herabgesunken ist — ein Zustand, der hoffentlich nie eintreten wird. Hingegen scheint auch mir wie M.[2]) die Freizügigkeit nicht so schwer gegen eine freiere Gestaltung des Kanons ins Gewicht zu fallen, zumal jede Anstalt durch eine Prüfung feststellen kann, ob zu erwarten steht, daß der Neueintretende wird mitarbeiten können.

Die Erweiterung des Kanons, welcher M. das Wort redet, bezieht sich nur auf den Inhalt der Lektüre; er sagt nämlich S. 28: „Was den Zeitpunkt und das Tempo des Lesens, insbesonders aber das Quantum anlangt“, — das Tempo ist eben durch das Quantum bestimmt, wie M. (S. 27) selbst sagt — „so ist da eine Lockerung der bisherigen Strenge immer weniger notwendig“. Er wünscht nur Festlegung des Minimums, die Maximalgrenze soll ziemlich beweglich oder ganz offen sein. Wie wir gesehen haben, ist ein Minimum in unserem Lehrplan nur selten, ein Maximum, das nicht überschritten werden dürfte, gar nie angegeben. Das ist doch weit besser, als wenn überall das Minimum

---

[1]) Vgl. zu diesem Gedanken J. Tominšek in dieser Z. 1904, S. 1144.

[2]) Doch M. übertreibt auch hier: „Handelt es sich doch nicht gerade darum“, sagt er S. 28, „etwa diese eine Rede gelesen haben zu müssen, sondern unser Ziel muß es sein, den Schüler sprachlich und sachlich so auszustatten, daß er schließlich mehr oder weniger (!) jeden ihm fremden Autor soll bewältigen können“. Meint er die erste Rede gegen Catilina? Das ist die einzige, die unser Lehrplan ausdrücklich vorschreibt, während der preußische Lehrplan von 1901 (noch nicht der von 1892) bestimmte Reden zur Auswahl bestimmten Klassen zuweist. Die Worte M.s könnten von Unkundigen leicht mißverstanden werden.

bestimmt wäre; denn dieses Minimum könnte für manche Klasse mehr als das Maximum sein. Auch in diesem Punkte ist mir die jetzige Bestimmung lieber, weil sie mehr Freiheit läßt. Mir würden überhaupt die Autorennamen genügen.

S. 29 kommt endlich M. zu dem, was zur Begründung der von den drei Verfassern beabsichtigten Reform völlig ausreichend wäre, zur Besprechung der „Tendenzen unserer Zeit, die nach einer Revision der Auswahl unserer Schulautoren hindrängen“ sollen. Er unterscheidet viererlei. Erstens weist er auf die „tiefgreifenden und weitblickenden Gedanken v. Wilamowitz-Möllendorffs hin, die den Übergang vom klassizistischen“ (früher hieß der Standpunkt „klassizistisch-historisch“) „zum kritisch-historischen Standpunkte“ zeigen. „Es mag manches Ideal dabei verblassen“, ruft er, „aber doch werden wir nur dann den wahren Wert der Antike vorurteilsfrei und unbefangen und dauernd schätzen können, wenn wir die künstlich und über Gebühr gesteigerten idealisierenden Werthaltungen in strenger Kritik fallen lassen. Wir werden das Altertum strenger, aber richtiger und ehrlicher (!) beurteilen und diese Werte werden allen Angriffen gegenüber standhalten“. Also Berücksichtigung der durch die Entwicklung der Wissenschaft gewonnenen Einsicht in die historische Bedingtheit des Altertums! Damit ist nicht derjenige Gedanke jenes Gelehrten hervorgehoben, der eine Kanonreform zur Folge haben müßte. Wilamowitz sagte schon im J. 1884 (Hom. Unters. S. 418): „Die Philologie als Wissenschaft hat an die Geschichte ihre Eigenart und Selbständigkeit verloren“, vgl. v. Arnims Worte (Dio von Prusa 1898, S. 2): „Die einstige humanistische Auffassung ist in unserer Wissenschaft verdrängt worden durch die unendlich tiefere und großartigere der Geschichtswissenschaft“. Auf diesem Standpunkte steht also bereits jeder wissenschaftlich gebildete Lehrer. „Es ist keine Frage“, sagt z. B. P. Corssen (Monatsschr. f. h. S. 1903, S. 94), „daß die geschichtliche Würdigung der antiken Denkmäler auch in der Schule von allen Lehrern, die an sich selbst die moderne Entwicklung der Philologie erlebt haben, geübt wird“. Ja, es ist sogar zu befürchten, daß der historische Standpunkt zu Übertreibungen und dadurch von der Wahrheit abführt. Corssen macht a. a. O. S. 253 darauf aufmerksam, daß die „Relativierung der Werte dahin führen kann, ganze Strecken der antiken Literatur niedriger einzuschätzen, als es nötig wäre, wenn man ihrer kulturhistorischen Wirkung auf die Nachwelt gedenke, er weist auf Plutarch, auf Ciceros philosophische Schriften und überhaupt auf die Entwertung der römischen Literatur hin und bemerkt, daß auch ein Forscher wie Ivo Bruns die „Übertreibung des historischen Gesichtspunktes“ dafür verantwortlich gemacht hat, „daß wir uns heutzutage die Einsicht in die Größe des römischen Klassizismus mutwillig verbauen“. Daraus mag M. ersehen, wie es mit der richtigeren Beurteilung steht und dem „allen Angriffen gegenüber standhalten“; auch die neueste Darstellung der Geschichte der römischen Literatur durch Leo kann ihn darüber belehren. Übrigens läßt sich leicht zeigen, daß auch unser Lehrplan und unsere Instruktionen dem historischen Prinzipe längst Rechnung getragen haben. Wilamowitz

bezeichnet es (bei Lexis, Reform, S. 176) als Absicht der preußischen Lehrpläne von 1901, das richtige Ziel (geschichtliches und philosophisches Begreifen der Weltkultur) erkannt und dem Streben nach diesem Ziele die Bahnen geöffnet zu haben. Ich habe oben das Lehrziel dieses Lehrplanes für das Griechische angeführt. Unser Lehrziel lautet seit 1849: „Gründliche Lektüre des Bedeutendsten aus der griechischen Literatur, soweit es die ... Zeit zuläßt". Statt „Lektüre des Bedeutendsten" heißt es in Preußen „Bekanntschaft mit einigen nach Inhalt und Form besonders hervorragenden Literaturwerken" und dann ist gleich der Zweck (Einführung in das Geistes- und Kulturleben des griechischen Altertums) angegeben; daß aber eben dies als Zweck unseres griechischen Unterrichtes schon 1849 betrachtet wurde, darüber wird wohl niemand im Zweifel sein; man vgl. z. B., was die Instruktionen vom J. 1849 über den Zweck der Lektüre der Ilias sagen (S. 118 des Abdruckes vom J. 1879). Ebenso decken sich jetzt nach der Annäherung des neuen preußischen Lehrplanes an unseren (konstatiert von H. Ziemer, Jahresb. 1901, VI 19) im wesentlichen die beiden Lehrpläne in Bezug auf das Lehrziel des Lateinischen; die vorgeschriebenen Autoren sind dieselben wie bei uns. Und die preußischen Lehrpläne von 1901 sind mit Rücksicht auf den Stand der Wissenschaft abgefaßt, wie ja Wilamowitz ausdrücklich hervorhebt.

Auch der Umstand, daß Xenophon im Lehrplane von 1849 fehlt, was M. bemerkenswert findet, ohne eine Erklärung hiefür zu suchen, zeigt wohl, daß man schon damals „das echte Gold vom Katzengold" (Wilamowitz bei Lexis S. 172) zu scheiden wußte; man hielt offenbar die Schriften Xenophons zunächst doch nicht für bedeutend genug[1]); erst 1855, als man eingesehen hatte, daß vor Homer noch ein Semester Prosalektüre eingeschoben werden müsse, wurde Xenophon definitiv in den Lehrplan aufgenommen, weil er eben für den Elementarunterricht am passendsten schien, damals wie heute. Wenn ferner der Lehrplan von 1849 die Lektüre Ciceros, die in den preußischen Lehrplänen von 1856 trotz Drumann und Mommsen eine zentrale Stellung einnahm und auch heute noch in Deutschland in den vier letzten Schuljahren, also mindestens dreimal so lange als bei uns betrieben wird, auf 1, schreibe ein Semester (der VII. Klasse) mit 4 wöchentl. Stunden und, um ganz genau zu sein, auf 2—3 Wochen, also ganze 10—15 Stunden in VIa eingeschränkt hat, und zwar nur auf die Reden mit dem (seither weggelassenen) Zusatze „die rhetorisch ausgezeichnetsten und kritisch bedeutendsten", so wird niemand behaupten wollen, daß die Verfasser dieses Lehrplanes im Banne des Ciceronianismus standen, und niemand von einer „über Gebühr gesteigerten idealisierenden Werthaltung" Ciceros reden dürfen; im Gegenteil, nach dem heutigen Stande der Wissenschaft wird man sagen müssen, daß hier eine Unterschätzung vorliegt.

---

[1]) Bonitz erachtete natürlich die Schriften Xenophons für besonders geeignet, die Schüler in die attische Lektüre und Bekanntschaft mit griechischer Syntax einzuführen; er hielt aber wegen mancher erm[illegible] Abschnitte eine Auswahl für das Beste, vgl. diese Zeitschr. 1[illegible]

Vor absoluter Wertschätzung warnen auch ausdrücklich unsere Instruktionen. „Der Schüler", lesen wir (S. 64 der Instruktionen vom J. 1884, jetzt S. 110) bezüglich der historischen Erklärung der Reden des Demosthenes, „dem die Dinge, wie es die Wahrheit fordert, ohne idealisierende Verschönerung gezeigt werden, gewinnt usw." und von der logischen Erklärung Platos heißt es (S. 67, bezw. 105): „Kein Platonischer Dialog ist frei von wirklichen Denkfehlern und Fehlschlüssen; diese rückhaltlos aufzudecken, darf den Lehrer die Ehrerbietung vor dem großen Denker nicht abhalten". So spricht man nicht, wenn man in der Antike absolute Werte statuiert. Also was M. da als zu einer Kanonreform drängend bezeichnet, kommt aus dem Grunde nicht in Betracht, weil wir eben schon auf dem Standpunkt stehen. Aber auch wenn wir nicht in dieser Lage wären, müßte erst durch Widerlegung der in dieser Sache von den erwähnten und anderen Gelehrten und Schulmännern vorgebrachten Gründe bewiesen werden, daß die Veränderung des Standpunktes in der Beurteilung der Antike auch eine Änderung des Kanons und nicht bloß eine Änderung der Methode der Erklärung zur Folge haben muß.

Etwas anders wäre die Sache, wenn M. hier dasjenige hervorgehoben hätte, was das Wesentliche an den Ausführungen v. Wilamowitz-Möllendorffs in Bezug auf den Lektürekanon ist, wenn er auf das neue Ziel, das dieser Gelehrte dem klassischen Unterrichte steckt, hingewiesen hätte: dadurch historisch denken lehren, daß die Grundlagen unserer Kultur in der anderthalbtausendjährigen Periode griechischer Weltkultur aufgezeigt werden. Aber davon sagt M. hier — ob absichtlich oder unabsichtlich, weiß ich nicht — kein Wort. Ein neues und insbesondere dieses Lehrziel müßte natürlich eine Veränderung des Kanons zur Folge haben. Doch unsere drei Reformer haben, wie erwähnt, nur im ersten Abschnitte ihres Vorwortes von neuen Zielen gesprochen, im vierten Abschnitte desselben stehen sie schon auf der unversehrten Grundlage unserer Organisationsbestimmungen und dann hört man nichts Genaueres mehr von neuen Zielen, man müßte denn „zeitgemäß sein" und „Interesse erwecken wollen" für eine Zielbestimmung halten. Aber selbst, wenn M. das neue Ziel, das Wilamowitz aufgestellt hat, richtig bezeichnet hätte, müßte er erst den Beweis versucht haben, daß es an Stelle unseres alten Lehrzieles gesetzt werden muß, bevor er es als Reformmotiv hinstellen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Wien. Dr. Friedrich Ladek.

Eine neue Gefahr.

Der Kampf gegen die bestehende Mittelschule ist wieder einmal auf der ganzen Linie entbrannt. Zahlreicher denn je erscheinen mehr oder minder beachtenswerte Artikel in der Tagespresse, Flugblätter und Broschüren ohne Zahl werden in die Öffentlichkeit lanciert, die modernen Schriftsteller holen sich den Stoff aus dem Leben des Mittelschülers, Tendenzstücke kühnster Fassung werden in den Theatern mit größtem

Beifall beklatscht, selbst wenn ihnen mehr durch den Titel als durch die Handlung der Stempel des Schulgetriebes aufgedrückt ist (s. „Die Sittennote" von A. Schwayer); dazu kommen Verhandlungen in Versammlungen mancherlei Zusammensetzung, in welcher über schwerwiegende Schul- und Erziehungsfragen öfter mit verblüffender Sachunkenntnis und Naivität abgesprochen wird.

Dieser vielseitigen Beeinflussung der leicht empfänglichen großen Menge gegenüber erscheint die angegriffene Mittelschule schwer benachteiligt. Sie wirkt im Stillen; ihre Erfolge lassen sich nicht in klingende Münze umrechnen, sie verschmäht jede Reklame. Sie kann nicht, wie Eudaimonia zu Herakles, sprechen: „Wenn du mich zur Freundin wählst, will ich dich den leichtesten und behaglichsten Weg führen, keinerlei Genuß soll dir versagt bleiben; ganz mühelos sollst du aller irdischen Freuden teilhaftig werden". Und muß sie, von der gegnerischen Seite herausgefordert, zur Abwehr greifen, so bleibt ihr nur allzu oft der Weg in die Öffentlichkeit verschlossen (s. Dr. Anton von Leclairs Antwort auf die Artikel des Hofrates Theod. Fuchs in der „Neuen Freien Presse" vom 11. August und vom 15. September 1906 in dieser Zeitschr. 1906, S. 954 ff.).

Eine neue schwere Gefahr aber entsteht für die Mittelschule — u. zw. sicherlich nicht nur für die bestehende — dann, wenn ungerechte Angriffe auf sie in Fachzeitschriften, welche von Mittelschullehrern redigiert oder mitredigiert werden, Aufnahme finden, da solche dann den reformsüchtigen Laien Stützpunkte für ihre oft recht plötzlich geborenen Gedanken über Unterricht und Erziehung zu bieten scheinen. Mit dem Hinweis, daß aus dem Lager der eigenen Berufsgenossen das Rüstzeug geholt sei, werden dann alle warnenden Bedenken und Gegengründe zu widerlegen gesucht.

Damit soll keineswegs gesagt sein, die bestehenden Schulverhältnisse — u. zw. nicht nur beschränkt auf die Mittelschule — seien einwandfrei, über jeden Tadel erhaben und durchaus zeitgemäß, oder gar, die Schulmänner hätten nur das Bestehende zu loben und dürften nicht mit eigenen Ansichten hervortreten. Gewiß nicht! Alles Menschenwerk ist unvollkommen, alles Alte wird mit der Zeit morsch. Und wenn es zu einer Reorganisation kommt, dann sollte sogar in erster Linie nur das Urteil erfahrener Schulmänner ausschlaggebend sein. Sie haben ja diesem Berufe ihre Lebensarbeit gewidmet, sie verfügen über eine reiche einschlägige Erfahrung und, soweit sie mit Vorschlägen hervortreten, sicherlich auch über ein umfangreiches Fachwissen. Zudem entspricht der Schulmann von heute in der Regel nicht der beliebten Karrikatur der verschiedenen Witzblätter. Er ist nicht das verknöcherte, eingetrocknete Männlein, das mit der Brille auf der Nase zeitlebens nur hinter seinen Büchern hockt, alles andere um sich vergessend. Der moderne Schulmann vereinigt mit gründlichem Fachwissen, ernstem Eifer nach Fortbildung und einem warmem Herzen für die Jugend auch vielseitiges Interesse für alles, was um ihn vorgeht, er hat einen klaren Blick dafür, was kommen wird, und ein sicheres Urteil darüber, was kommen soll.

Aber was von Fachzeitschriften überhaupt gefordert werden muß, ist strenge Objektivität, und das gilt auch besonders in Schulsachen. Mag der Laie über die Schule und speziell über die Mittelschule urteilen, wie er es versteht. Pflicht der Mittelschullehrer ist es aber dann, dahin zu arbeiten, daß einseitige Urteile richtiggestellt werden. Wir Mittelschullehrer dürfen weder den nüchternen Nützlichkeitsstandpunkt hervorkehren — wäre es ja fürwahr ein armseliges Leben, wenn überall nur dieser maßgebend wäre — noch ängstlich hinhorchen auf die oft aus recht schwanken Beweggründen entspringenden Wünsche und Ansichten der Laienwelt, sondern vorschauend in die Zukunft haben wir ein Geschlecht zu erziehen zu solchem Tun und Lassen, das ihm Segen bringen wird, bis wir vielleicht nicht mehr sind. Gunst und Dank sind zwei Dinge, um die sich niemand weniger bemühen darf als der Lehrer.

Hie und da vermißt man aber in neueren von Mittelschullehrern redigierten Fachzeitschriften diese gewiß nur billigerweise zu fordernde Objektivität. Auf einen Fall will ich, da er meine Person betrifft, nicht näher eingehen. Es wird nämlich in der — dem Titel nach mehr verheißenden — Zeitschrift „Die Schulreform" eine Antigone-Aufführung durch Aussiger Gymnasisten und Töchterschülerinnen kurzweg verurteilt als „eine Nachahmung der Gepflogenheit mittelalterlicher Mönchsschulen", wobei „der Hauptgrund dieser Schaustellung wohl die Erwägung war, dem Publikum den Wert der Philologie ad oculos zu demonstrieren". Natürlich! Denn der „Direktor des Aussiger Gymnasiums ist ein streitbarer Philologe". (In Wirklichkeit ging aber die Anregung zu dieser Aufführung von einem Germanisten aus! S. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1906, S. 557 ff.)

In einem zweiten Falle drängt sich dieser Zug mangelnder Objektivität um so mehr auf, als er bereits durch zwei Nummern (das 3. und 4. Heft des II. Jahrg. der „Vierteljahrsschrift für körperliche Erziehung" in Wien) beobachtet werden kann. Vielleicht liegt es nicht nur im Interesse der Angegriffenen, sondern auch der genannten Zeitschrift selbst, wenn rechtzeitig vor dem Betreten eines solchen Holzweges gewarnt wird.

Das erstgenannte Heft bringt eine Besprechung des Romanes „Unterm Rad" von Hermann Hesse nicht nur unter Verkennung aller Schwächen dieses „berühmten" Buches, sondern es wird sogar an dem objektiven Urteil des Wiener Kritikers Franz Servaes über diesen Roman gedeutelt und gemäkelt. Ansichten, wie sie der Rezensent Bürgerschullehrer Dr. V. Pimmer vertritt, „den Lehrern wären die Buben am liebsten, welche keinen eigenen Willen haben", „die Lehrer verständen nicht, den ganzen Menschen im Schüler zu erfassen", „den Lehrern des zum Selbstmord getriebenen Schülers Giebenrat fehle es allen an Liebe zu ihren Zöglingen" werden leicht noch mehr verallgemeinert und sind in den Anklage- und Kampfschriften gegen die Mittelschule nicht selten; aus dem Munde eines Lehrers selbst klingen sie aber eigentümlich.

Im folgenden (4.) Hefte finden wir aus derselben Feder einen Bericht über die (!) Mittelschulenquete.

Wir hätten nun erwartet, daß hier zunächst die Eigenart der Zusammensetzung dieses „Kulturparlamentes" beleuchtet worden wäre. Über Industrie beraten die Industriellen, über den Handel die Kaufleute, medizinische Angelegenheiten werden in Ärzteversammlungen besprochen, und doch hat, so wie dort der Konsument, so hier der Kranke und seine Umgebung auch ein großes Interesse an den Resultaten solcher Verhandlungen. Über juristische Fragen spricht nur der Jurist ab. Wenn es sich aber um Schulfragen handelt, da kommen Vertreter aller Berufsklassen zusammen, halten eine Mittelschulenquete, klagen mehrfach ohne historisches Verständnis und eingehende Sachkenntnis, bloß auf Grund einseitiger Erfahrung, subjektiven Empfindens und eines vielfach aus Schülerantworten zusammengetragenen Materiales an, kritisieren und reformieren: und ein Mitglied des Lehrerstandes, ein Bürgerschullehrer, preist dann in einer Fachzeitschrift diese Idee als wertvolle Neuerung auf dem Gebiete der Mittelschulreform und findet die Debatte im Anschluße an die vorliegenden Referate nur dort „nicht auf der Höhe der Zeit", wo Professoren die gegen die Mittelschule, speziell gegen das Gymnasium erhobenen Pauschalanwürfe zurückweisen. Soweit ist es also bereits gekommen, daß nunmehr jeder aus der Tatsache, daß er auch einmal in die Schule gegangen ist, die Berechtigung ableitet, nicht nur die Schule zu kritisieren, sondern auch sie zu reformieren.

Sehen wir uns nun einmal die von dem Berichterstatter reproduzierten Anklagen ehemaliger Mittelschüler über „an sich entdeckte physische Mängel, welche sie der Mittelschule zur Last legen", näher an.

Nicht einmal die Hälfte der Befragten erklärt sich „durch die Mittelschule physisch geschädigt zu fühlen". Wie viele würden aber wohl, ohne ausdrücklich auf die Möglichkeit, in der Mittelschule einen physischen Defekt erhalten zu haben, aufmerksam gemacht worden zu sein, auf einen Kausalnexus zwischen physischer Schädigung und Mittelschule verfallen, der sich vielfach gewiß irrigerweise ergibt aus dem bloßen Verhältnis der Koinzidenz, bezw. der Subsequenz.

Bei anderen wieder kamen vielleicht zur Zeit des Mittelschulstudiums als der Periode kräftigster Körperentwicklung ungünstige Anlagen zur Entfaltung, deren Erwerbung auf Vererbung zurückzuführen ist oder wenigstens auf eine frühere Zeit, auf die Periode des volksschulpflichtigen Alters zurückgeht.

Ja, es sind Fälle nicht ausgeschlossen, in welchen der Betroffene trotz anderer bisher gehegten Ansicht jetzt, da die Mittelschule nun einmal zum Sündenbock für alles Mögliche geworden ist, dieser zur Last legt, was nicht nur nicht auf ihre Rechnung zu schreiben ist, sondern wovor vielleicht seinerzeit gerade in der Mittelschule gewarnt worden ist.

Wie kritiklos die gegen die Mittelschule erhobenen Anklagen wiedergegeben sind, erhellt aus der Aufnahme der Aussage eines 63 Jahre alten Absolventen einer Wiener Realschule. Vor wieviel Jahren hat dieser die Realschule besucht? Ist seitdem wirklich gar nichts besser geworden?

Wenn aber schon hie und da ein Wort der Anerkennung für die direkten oder indirekten Bestrebungen der jetzigen Mittelschule, die Ver-

hältnisse günstiger zu gestalten, gefallen ist — („Mit Neid sehe ich die jetzt so prächtig bei Tennis usw. gebräunten und gestreckten Knaben“, äußert sich ein Arzt) — so schwächt dies die Redaktion flugs ab durch die Bemerkung: „Bezieht sich wohl nur auf sehr wenige Landanstalten und günstige Verhältnisse“. Aber für schwere, in ihrer Allgemeinheit nicht nur unrichtige, sondern geradezu unzulässige Anwürfe — („der Hauptschaden ist die bleibende Nervosität, die durch das listige Prüfen, das beständige Überwachen durch Denunzianten, durch die beständige Drohung mit Durchfallenlassen, Ausschließen, bei den Schülern ohne Grund hervorgerufen wird“) — findet die Redaktion nicht ein Wort berichtigender Einschränkung, ganz abgesehen davon, daß Schüler, denen in dieser Weise „beständig“ gedroht werden muß, schon eben durch ihre konsequente Gleichgiltigkeit sehr starke Nerven verraten.

Endlich trifft ja auch nach den reproduzierten Aussagen nicht in jedem Falle und in jeder Beziehung die Schule die Schuld, sondern die Eltern, die verantwortlichen Aufseher und andere Faktoren, so z. B. wenn ein ehemaliger Gymnasist seiner Mutter den Vorwurf macht, daß sie ihn nicht ins Turnen schickte.

So schrumpfen die Anklagen, alles in allem 13, auf ein Minimum zusammen, das wahrlich nur mit Quentchengewicht in die Wagschale fällt.

Momente aber, die gegen derartige Anklagen zu betonen gewesen wären, wurden nicht geltend gemacht; sie sind:

1. In der Pubertätszeit neigen die Schüler überhaupt zu großer Schlaffheit und geringer Betätigung auf dem Gebiete der Leibesübungen.

2. Echte Spiellust ist ohne Schuld der Schule gerade in den Mittelschuljahren geschwunden. Die Richtigkeit dieser Behauptung ergibt sich aus der Tatsache, daß in früheren Zeiten, da man seitens der Schule der Pflege der Leibesübungen jeglicher Art lange nicht so sympathisch gegenüberstand wie seit den letzten 15—20 Jahren, die Schüler selbst die Gelegenheit suchten, sich körperlich kräftig auszuarbeiten, und auch die Zeit dazu fanden, während jetzt trotz aller Förderung seitens der Schule (Schaffung von Spielplätzen, Beistellung der Spielgeräte, sachverständige Anleitung, Erwirkung von Preisermäßigungen, Geldunterstützungen, unterrichtsfreie Nachmittage, Verzichtleistung auf die Vorbereitung für gewisse Unterrichtsstunden u. s. f.) die Resultate dieser Bestrebungen keineswegs durchgehends befriedigen. Die Gründe hievon müssen also von dem Unvoreingenommenen anderswo gesucht werden und sind tatsächlich zu finden in den geänderten Verhältnissen im Familienleben und in der Gesellschaft; zu ihnen zählen vorwiegend gesteigerte Genußsucht (Trinken, Rauchen, Kneipen, Kartenspiel, Lektüre und der Besuch mancher Art von Konzerten, Theatern und Tanzunterhaltungen) und der häufig daraus resultierende Hang zur Untätigkeit im Gegensatze zu ehrlicher, ermüdender Arbeit, ferner das Schwinden der früheren Bedürfnislosigkeit und der Trieb, den Sport der Erwachsenen nachzuahmen.

3. Gerade in neuerer Zeit betont man fast ausschließlich die Rückwirkung des leiblichen Befindens auf die geistige Leistungsfähigkeit, aber

man vergißt, wie es scheint, daß dieses Verhältnis in seiner Gänze ein reziprokes ist, d. h. daß mit der Steigerung der geistigen Energie auch eine potenzierte Widerstandskraft des Körpers errungen wird, ein ungleich höherer Gewinn, zu dem die Mittelschule und speziell das Gymnasium jederzeit, ich möchte sagen, einzig und allein geführt hat, ein für die Allgemeinheit weit wertvolleres Gut als die roten Pausbacken des Einzelnen. Errungen werden aber kann diese göttliche Gabe nur durch unverdrossene, selbständige, harte Arbeit, denn nur sie schafft die unerläßlichen Voraussetzungen hiezu, die da heißen reges Pflichtbewußtsein und zähe Willenskraft. Dieser Erziehungserfolg der Mittelschule wird gerade heutzutage vielfach gar nicht beachtet und doch ist er jenes hohe, mit Geldeswert unkäufliche Arkanum, das den Studierten nicht nur physisch erhebt über den stärksten Bauernburschen bei der Ertragung der Strapazen eines Feldzuges, sondern das ihn auch im Kampfe mit den feindlichen Naturmächten siegreich vordringen läßt und ihm auf dem weit verzweigten Gebiete mühsamer Forschung trotz Enttäuschungen mancherlei Art die Siegespalme erringen hilft; geistige Energie ist schließlich auch jenes Palladium, das dem Menschen den einzigen Schutz bietet in allen, selbst in jenen schweren Lebenslagen, wo die physische Natur bereits zusammenzubrechen droht.

Und von diesem höheren Gesichtspunkte aus sind in letzter Linie auch sämtliche an Mittelschulen gepflegten Leibesübungen aufzufassen und zu beurteilen, sonst laufen wir heutzutage mehr denn je Gefahr, über dem Minderwichtigen die Hauptsache zu vergessen. Also Naturmenschen zu erziehen, kann nie und nimmer das Ziel der Mittelschulbildung sein, sondern wir haben uns, wenn in letzterer Zeit durch zu hohe Forderungen — welche aber häufig durch den Ruf der Laien nach Einführung nicht weniger neuer Unterrichtsgegenstände beträchtlich gesteigert erscheinen — das Erziehungs- und Unterrichtssystem vielleicht hie und da auf unnatürliche Wege geraten ist, die Erziehung natürlicher Menschen zur Aufgabe zu machen. Dabei werden aber Reformen nur mit klugem Vorbedacht zu propagieren sein. Denn nicht jeder neue Einfall ist gut, nicht alles Alte ist schlecht; wo man wirklich Besseres zu bieten vermag, wird das Alte von selbst hinfällig werden und verschwinden. Nur bedenke man, daß auch die Schule von heute etwas allmählich Gewordenes ist. Reißt man sie aus ihrem historischen Boden, so verkümmert sie gleich der Pflanze, deren Saugwurzeln man erbarmungslos verletzt hat.

Besonders den Altphilologen glaubt man den Vorwurf nicht ersparen zu können, aus verschiedenen, mitunter recht nichtigen Gründen (Existenzfragen) mit zäher Festigkeit an dem Althergebrachten zu hängen. Dem ist jedoch in Wahrheit nicht so. Man höre z. B. die Universitätsprofessoren Kukula, Martinak, Schenkl in dem Vorworte zu dem jüngst erschienenen „Kanon der altsprachlichen Lektüre am österreichischen Gymnasium“: „Wir können den Blick nicht vor der Tatsache verschließen, daß seit der Begründung des neuen humanistischen Gymnasiums, die in Deutschland in den Beginn, bei uns in die Mitte des 19. Jahrhunde

fällt, die Bedingungen des gymnasialen Lehrbetriebes andere geworden sind. Wir können uns der Ansicht nicht entäußern, daß durch die Errungenschaften eines Jahrhundertes, das den sieben Weltwundern des Altertums selbständige Wunderschöpfungen eigenen Geistes entgegenzustellen vermag, auch dem Gymnasialunterrichte andere Ziele gesetzt und andere Wege gewiesen werden, als sie noch etwa 1800 für den Besitzstand jener von uns überholten Kulturepoche als berechtigt angesehen werden konnten."

Mich selbst aber kann der Vorwurf strengster Observanz am wenigsten treffen. In meiner im verflossenen Jahre publizierten Schrift „Willensstärke und Urteilskraft" habe ich gezeigt, wie weit man sich in Reformgedanken verlieren kann.

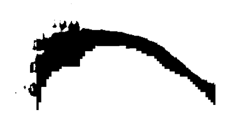
Aber wenn man all die Stimmen hört, die da mitreden wollen, mutet es einen öfter an, als ob auch das Reformieren zu einer Art Sport geworden wäre. Ist nun jeder Sport in seinen Übertreibungen schädlich, so muß insbesondere vor dem Sportunwesen in Schulreformen gewarnt werden. Denn was hiebei aufs Spiel gesetzt wird, ist nicht die Gesundheit oder das Leben des Einzelnen, es ist die Zukunft des Staates und das Glück kommender Geschlechter, es sind — möchten das doch alle Eltern wohl erwägen und beherzigen! — die eigenen Kinder, mit denen wenigstens wir „liebelosen" Mittelschullehrer nicht umspringen wollen wie mit ein paar Versuchskaninchen.

Zum Schlusse seiner Betrachtung kommt P. auch hier wieder auf die Liebe der Lehrer und auf den Haß der Schüler zu sprechen. Darum ist es nun so ein eigen Ding. Die Liebe, welche der Lehrer seinen Schülern entgegenbringt, ist allerdings nicht die Liebe des werbenden Bräutigams, noch jene der schwachen Mutter, sie ist das ernste Wohlwollen des treusorgenden Vaters. Sie spricht ohne viele Worte eine von den meisten Schülern wohl verstandene beredte Sprache; sie gibt nicht nur, sie fordert auch; ihre wichtigste Grundlage ist ein deutlich ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl; sie kann mitunter auch der Strafe nicht entraten. Diese aber diktiert nicht Haß, Rachsucht, beleidigte Eitelkeit oder das Gefühl der Übermacht, wie so oft gegen uns Lehrer sinnlos gepredigt wird, sondern das Pflichtbewußtsein, das uns anvertraute höchste Gut der Eltern edler und geläuterter, als es uns übergeben wurde, dereinst zurückzustellen, damit es auch auf dem Markte des Lebens weder als Talmiware noch als Doublegold eingeschätzt, sondern ganz und voll als edelstes Metall anerkannt werde.

Und der Haß der Schüler! Entspringt er wirklich einem feindseligen Verhältnis des Schülers zum Lehrer, das auch späterhin in dem ehemaligen Schüler das Gefühl der Dankbarkeit nicht aufkommen ließe? Sicherlich nicht. In der Regel wird in späteren Jahren das zielbewußte Vorgehen der Lehrer ganz und voll anerkannt; selbst die äußerste Strenge wird gerühmt, nur vermeintliche Ungerechtigkeit läßt leicht einen Stachel zurück. Aber man hört dann auch Geständnisse anderer Art, deren eingehende Beachtung weiteren Kreisen nicht genug empfohlen werden kann zur Richtigstellung eines einseitigen Urteiles über unsere Mittelschulen.

(„Meine Eltern haben mich zu früh in die Schule geschickt", „sie waren zu nachsichtig", „sie gaben mir zuviel Geld", „die Wahl des Kosthauses war verfehlt, niemand kümmerte sich um mich", „der böse Umgang", „schlechte Bücher" u. s. f.). Was ist also der „Haß" der Schüler? Er ist keineswegs eine Folgeerscheinung des Verhaltens der Lehrer nach dem Grundsatze *„oderint, dum metuant"*, sondern er ist in der Regel nichts anderes als ein Mißbehagen des Schülers über die strenge Kontrolle seiner Berufstätigkeit und über den Zwang zu regelmäßiger Arbeit, das aber bei jedem Erfolge einem Lustgefühl weicht im erhebenden Bewußtsein treu erfüllter Pflicht und so latent zu weiterem Ringen auf der betretenen Bahn aneifert. So ist also dieses Mißbehagen des Schülers kein ungesunder Zustand, sondern eine mehr oder weniger betonte psychologisch erklärliche Begleiterscheinung notwendiger strenger Selbstzucht. Und in diesem Sinne kennt man ein solches Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer schon im Altertum, wenn z. B. Xenophon von dem strengen und umsichtigen Feldherrn Klearchos, um den sich in Zeiten der größten Gefahr alle Krieger vertrauensvoll scharten, erzählt, *διέκειντο δὲ πρὸς αὐτὸν οἱ στρατιῶται ὥσπερ παῖδες πρὸς διδάσκαλον*, und so wird es auch fortbestehen in künftigen Zeiten, solang man einsehen wird, daß ernstes Studium kein Unterhaltungsspiel ist; denn „spielend lernen" ist, wortwörtlich gedeutet, ein unhaltbarer Gegensatz. Zur Erreichung höherer Ziele gilt eben unabänderlich fest für alle Zeiten, was die Arete zu Herakles am Scheidewege spricht: *τῶν γὰρ ὄντων ἀγαθῶν καὶ καλῶν οὐδὲν ἄνευ πόνου καὶ ἐπιμελείας θεοὶ διδόασιν ἀνθρώποις.*

Aussig. Dr. G. Hergel.



Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Hugo Jurenka, Schulwörterbuch zu H. St. Sedlmayers ausgewählten Gedichten des P. Ovidius Naso. Dritte umgearbeitete und verbesserte Aufl. Mit 52 Abbildungen. Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky 1906. 178 SS. Preis K 2·40.

Der Verf. hat auch diese neue Auflage des bereits anerkannten Schulbuches einer gewissenhaften Revision unterzogen, wobei er Bemerkungen in den bisherigen Besprechungen und private Mitteilungen fleißig benutzte. Da er im Vorworte noch um etwaige weitere Bemerkungen über Detailpunkte ersucht, mögen hier ein paar kleine Beobachtungen solcher Art Platz finden, die den Wert der Arbeit natürlich nicht herabdrücken, sondern eben nur als gewünschte Winke gelten wollen.

Wenn S. 143 bei *mons sacer* der Schüler hübsch an Livius (II 32, 2) erinnert wird, dessen Lektüre nach unserem Lehrplane ja mit der Ovids eng verbunden ist, so wäre ähnliches z. B. wohl auch S. 11 bei der Auseinandersetzung über *Antenor* (Liv. I 1, 1 ff.) oder S. 95 s. v. *Mettus Fufetius* (Liv. I 28, 1 ff.) zu empfehlen. — Bei mythologischen Artikeln dürfte hie und da noch etwas größere Berücksichtigung von Wissowas „Religion und Kultus der Römer" zu wünschen sein, z. B. S. 135 bei *Quirinus*, wo hauptsächlich noch die Anmerkung von H. Peter zu Fast. II 476 reproduziert ist, oder S. 120 s. v. *Anna Perenna*. — Recht praktisch wird bei Entlehnungen aus dem Griechischen oder bei von vorneherein stammverwandten Wörtern dem Schülerkreise in der Regel die griechische Form in Klammern vor Augen gestellt; bisweilen möchte vielleicht auch da eine konsequente Erweiterung am Platze sein, z. B. S. 11 bei *antrum*, S. 154 bei *strix*, S. 166 bei *torreo*. — Für die eingestreuten etymologischen Winke könnte jetzt A. Waldes „Lateinisches etymologisches Wörterbuch" und diesbezügliches im „*Thesaurus L. L.*" mit dem Überblick über die gesamte Forschung gute Dienste leisten, um bei einzelnen Artikeln Änderungen nach dem neuesten Standpunkte zu veranlassen (vgl. z. B. S. 13 *arma* mit Walde S. 44 und Thes. II 590; bei *prodigium* S. 129, wo übrigens, wie ja in der Hauptzahl der Fälle, die richtige Grundlage gegeben ist, würde es dem Schüler das Verständnis der Bildung und Bedeutungsentwicklung noch erleichtern, wenn der Erklärung „übles Vorzeichen" etwa Waldes Worte (S. 493) „ursprünglich 'vorhergesagtes Vorzeichen'" vorangestellt würden (vgl. auch F. Stolz, Histor. Grammatik der latein. Sprache, S. 459).

Die dem Buche beigegebenen Abbildungen sind im ganzen gut ausgewählt, namentlich müssen wir die der Schule das Verständnis der Privataltertümer erleichternden (z. B. S. 15 Plan des römischen Hauses, S. 86 *triclinium*, S. 162 Webstuhl, S. 166 *toga*) lobend hervorheben.

Das hübsch ausgestattete Buch, dessen Druck keine störenden Fehler zeigte, wird auch in Zukunft Lehrern und Schülern willkommen sein.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der latein. Sprache. Von Gymnasial-Oberlehrer i. P. Dr. Chr. Roese. Leipzig, E. Haberland, o. J. Brief 38—48 (S. 697—900). Preis à 50 Pf.; Beilage zu Kursus III (S. 901—918), Preis 50 Pf.

Mit vorliegenden Briefen ist Roeses treffliches Werk zum Abschluß gelangt. Die Anzeige in dieser Zeitschrift 1906, S. 380—381 fortsetzend, gibt hiemit Ref. einen Überblick über den reichen Inhalt der Schlußpartie. Zunächst wird der Schüler in Ciceros philosophische und rhetorische Schriften und in seine Briefe eingeführt, worauf die ganze folgende Partie — abgesehen von den grammatisch-stilistischen Abschnitten, den Übersetzungen Ostermannischer Übungsstücke und einigen frei erfundenen Dialogen, meist literar-historischen Inhalts — den Schriften des Tacitus und des Horaz gewidmet ist. Zur näheren Belehrung über Tacitus wird auf Stegmanns Chrestomathie samt Hilfsheft verwiesen. Der Verf. selbst gibt unter der Überschrift: 'Tacitus ist der größte Geschichtsschreiber der Römer' nur wenige scharf charakterisierende Züge, welche sich auf die Meisterschaft des Tacitus, auf seine Mängel und seine Weltanschauung beziehen. In ähnlicher Weise führt dann R. in die '*Germania*' ein, deren Lektüre er nach Altenburg (Teubner) empfiehlt. Einige Striche orientieren über die Geographie von Germanien (das freie und das römische Germanien), die Germanenpolitik der Römer vor und nach 16 n. Chr., etliche Zeilen belehren über die Germanen als Gegenstand des Grauens seit 113 v. Chr., über das Interesse der Römer an den Germanen und über die beiden Teile von Tacitus' '*Germania*'. Kap. 1—5 und 30—31 werden übersetzt und mit einigen Notizen versehen, während zu den übrigen Kapiteln meist nur Winke für die Übersetzung gegeben werden. Aus den Annalen werden I 1—15 übersetzt, alsdann diejenigen Partien der Annalen und Historien mit Erläuterungen versehen, welche sich auf die Germanen beziehen. — Analog ist die Behandlung der horazischen Gedichte. Unter dem Titel 'Das Leben des Horaz' werden nach dem Hinweis auf die einschlägigen Darstellungen von Weißenfels und Ahly an den Schüler ein Paar Dutzend Fragen über Leben und Dichtung des Horaz gestellt: so kann der Schüler sich selbst prüfen und entgeht der Gefahr, Wichtiges für unwichtig zu nehmen oder gar zu übersehen. R. beginnt mit den Epoden. Ep. 2 wird im lateinischen Text mit den metrischen Hilfszeichen und außerdem in prosaischer Übersetzung vorgeführt. Es folgen allgemeine Winke für die Übersetzung des Horaz, sehr praktische Belehrungen über die poetische Wortstellung — hierüber findet man bekanntlich in unseren Kommentaren so gut wie nichts; doch war hierauf schon bei Ovid einzugehen —, eine kurze Charakteristik der horazischen Dichtersprache, endlich der Inhalt der 2. Epode. Hieran schließt sich die Übersetzung von Ep. 7, 1, 9 und 16 mit Skizzierung ihres Gedankenganges und begleitenden Noten, die meist allgemeiner und zwar grammatisch-stilistischer Natur sind. Die Oden leitet ein III 4 (an Kalliope). Alsdann folgen die Oden nach Gruppen gesondert: Oden politischen Inhalts (zugleich Einführung in die sapphische und alcäische Strophe), religiöse Oden, Macht des Gesanges (Dichterweihe und Dichter-

lohn), der Wein, die Liebe, Lieder der Freundschaft, Lieder der Lebensweisheit, Horaz als Freund der Natur. Diese Gruppen werden meist mit einleitenden Charakteristiken versehen. Einzelne Oden werden in deutsche Prosa übertragen, die übrigen kurz erläutert; auch wird auf gute Übersetzungen wie die von Geibel und Mähly hingewiesen.

Es würde zu weit führen, dem Verf. weiterhin zu folgen. Man sieht aus dem Vorstehenden, daß seine Disposition des zu bewältigenden Stoffes von wohldurchdachten didaktischen Grundsätzen geleitet ist, wie überhaupt der lehrhafte Ton sich in zahlreichen Ratschlägen bemerklich macht. — So hätte denn der Verf. sein Ziel in tadelloser Weise erreicht und einen Behelf für das Selbststudium geschaffen, der sich durch keine der vorhandenen Publikationen der Schulliteratur auch nur im entferntesten ersetzen läßt.

Wien. J. Golling.

Platons Euthyphron. Eine methodische Präparation von Dr. Friedrich Falbrecht. 1906 (= Jahrbuch des Vereines für wissenschaftliche Pädagogik, Dresden 1906, S. 40—116).

Der Verf. bietet in vorliegendem Hefte einen zunächst für den Schulmann berechneten Kommentar, der die Beachtung eines jeden philologischen Lehrers in vollstem Maße verdient. Der Wert des Büchleins besteht nicht allein darin, daß die wissenschaftliche Literatur ausreichend und sorgfältig berücksichtigt wurde und durch eigene Anschauung und durch eigene Nachforschung des Verf. erweitert erscheint, sondern noch vielmehr in der zielbewußten Vorführung und Verarbeitung des in dem Dialoge enthaltenen Bildungsstoffes. Der Dialog ist zu diesem Behufe der Gedankenentwicklung entsprechend in kleine Einheiten zerlegt, deren jede der Behandlung nach den formalen Stufen des Unterrichtes unterworfen wird. Einleitungen und Abschweifungen, die der Entwicklung des Dialoges vorgreifen, sind völlig vermieden, dagegen werden die in den Teileinheiten gezeichneten Einzelheiten gebührend hervorgehoben und zu lebensvollen Bildern vereinigt. Das Büchlein ist ein wertvoller Beitrag zur Methodik des Unterrichtes in der griechischen Literatur und Sprache; es wäre nur zu wünschen, daß der Verf. durch die Behandlung einiger anderer Dialoge des Platon das Bild des Sokrates und seines Schülers erweitern und vertiefen helfe.

Brüx. Eugen Bolis.

Lesebuch für die höheren Schulen Deutschlands, herausgeg. von Dr. Alfred Puls. Teil IV: Prosalesebuch für Untertertia. Ausgabe *B*. 2. Auflage. XIV und 352 SS. Preis geb. 2 Mk. 40 Pf. — Teil VII: Gedichtsammlung für Untertertia bis Untersekunda. Ausgabe *B*. 2. Auflage. XXXIX und 576 SS. Preis geb. 4 Mk. Gotha 1905, Verlag von E. F. Thienemann.

Ich hatte in den Blättern dieser Zeitschrift schon zweimal Anlaß, auf dieses trefflich gearbeitete Lesebuch hinzuweisen. Die äußere Einrichtung ist sich gleich geblieben: Das Inhaltsverzeichnis, nach Stoffen geordnet, ein Schriftsteller- (Dichter-) und Quellenverzeichnis, in der Gedichtsammlung ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der Anfänge, endlich anhangsweise ein Abriß der Grammatik, bezw. Poetik und Metrik und ein erklärendes Wörterverzeichnis, besonders dialektische Ausdrücke betreffend. Bei einem Lesebuch ist es selbstverständlich das Wichtigste, gute, in jeder Beziehung geeignete Lesestoffe methodisch geordnet vor-

zulegen. Beiden Forderungen scheint der Verf. vollkommen gerecht geworden zu sein. Das Prosalesebuch bringt Märchen, Fabeln, Parabeln, Legenden, Erzählungen, ferner interessante Stücke aus Geschichte und Sage, aus Erd- und Naturkunde. Der andere Band enthält bewährte Beispiele für Epos, Legende, Idylle, Erzählung, Ballade, Romanze usw., ferner für Lyrik und lyrische Didaktik. Gegenüber der ersten Auflage wurde der Lesestoff einerseits vermehrt (z. B. die neuere und neueste Dichtung stärker berücksichtigt), anderseits nach dem Grundsatz, daß das Bessere der Feind des Guten ist, Veraltetes ausgeschieden, ein zeitgemäßes Vorgehen, das zur Nachahmung empfohlen werde. Die Bestimmungen der neuen Lehrpläne gaben gleichfalls wiederholt Anlaß zu Änderungen. Da endlich auch über die äußere Ausstattung nur Gutes zu berichten ist, so erscheint das eingangs ausgesprochene Urteil gewiß berechtigt. S. 52 in IV, Z. 5 v. o. soll es heißen Schlad*m*ing.

Entwürfe zu deutschen Aufsätzen von Fidelis Perktold. I. und II. Teil. Zweite, umgearbeitete Auflage. Wien 1906, Manzsche Verlagsbuchhandlung. 255 und 256 SS. Preis geb. à 3 K.

Unter den „Hilfsbüchern für den deutschen Unterricht“, herausgegeben von Dr. Karl Stejskal, bilden die „Entwürfe zu deutschen Aufsätzen“ gegenwärtig das 5. und 6. Bändchen. Im Jahre 1900 in erster Auflage erschienen, haben sie in der Lehrerwelt und Kritik (s. meine Besprechungen in dieser Zeitschrift) Beifall gefunden und wurden nun in neuer, mehrfach umgearbeiteter Auflage herausgegeben. Die früheren drei Bändchen wurden in zwei verarbeitet, der Preis ist fast gleich geblieben. Während die erste Bearbeitung die Themen ausschließlich aus den Lesebüchern des Untergymnasiums von Kummer-Stejskal und Lampel schöpfte, ist diese Auflage auf Grund der an österreichischen Mittelschulen, Lyzeen, Lehrerbildungsanstalten und Bürgerschulen zumeist eingeführten deutschen Lesebüchern bearbeitet, es hat also eine Erweiterung der Gebrauchsphäre stattgefunden. Auch in der Anordnung und Reihenfolge änderte sich manches. Gleichwohl ist das Buch nach Inhalt und Umfang — von Detailverbesserungen abgesehen — im wesentlichen sich gleich geblieben, denn auch der scheinbar geringere Umfang (statt rund 600 SS. zirka 500) ist hauptsächlich einer besseren Ausnützung des Druckes zu danken.

Über die methodische Anlage und gute Verwendbarkeit beim Unterricht wird am besten eine gedrängte Inhaltsübersicht Auskunft geben. Band I: Erzählungen (Umbildungen. Nachbildungen. Erweiterungen. Ergänzungen. Inhaltsangaben und Auszüge). — Beschreibungen (von Tieren, Pflanzen, Mineralien, Örtlichkeiten, Denkmälern, Bildwerken, auf Grund des geographischen und physikalischen Unterrichts). — Schilderungen (von Naturgegenständen, Landschaften, Städten, Ländern, Situationen, fingierten Bildern, Tages- und Jahreszeiten, Sitten und Gebräuchen, Beschäftigungen, Begebenheiten, persönlichen Erlebnissen). — Vergleiche (von Natur- und Kunstgegenständen, Naturvorgängen, Dichtungen, Lebens- und Charakterbildern). — II. Teil: Prosaerzählungen (Inhaltsangaben, Umbildungen. Gedankenentwicklungen). — Lebens- und Charakterbilder. — Gliederungen (prosaischer und poetischer Stücke; aus der altklassischen Lektüre u. zw. Cornelius Nepos und Cäsars Gallischer Krieg). Erklärungen (von Personifikationen und Allegorien, Rätseln, allgemeinen Gedanken [Erläuterungen durch Beispiele], Sprichwörtern). Abhandlungen (Jahreszeiten. Nutzen und Schaden der Naturgegenstände und Elemente. Der Mensch als Einzelwesen. Sprichwörter und Sentenzen. Themen geschichtlichen Inhalts). Das wenig praktische Inhaltsverzeichnis Nr. II der früheren Auflage ist nun durch ein zweckmäßigeres ersetzt. Die Orthographie wurde den jetzt giltigen Grundsätzen angepaßt, Druck und Ausstattung sind empfehlenswert.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Dr. Heinrich Danneel, Elektrochemie. I. Theoretische Elektrochemie und ihre physikalisch-chemischen Grundlagen. Mit 18 Figuren. 197 SS. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1905. 252. Bändchen der Sammlung Göschen.

„Die Elektrochemie hat in der Naturwissenschaft jetzt lange aufgehört, nur das zu sein, was ihr Name besagt. Sie ist vielmehr ein wichtiges Hilfsmittel für ein tieferes Eindringen in die fundamentalsten Fragen der allgemeinen Chemie geworden". Verf. will, diesem Umstande Rechnung tragend, daher vor der Beschäftigung mit der eigentlichen Elektrochemie „die Bedeutung einer Reihe von physikalischen Begriffen ins Gedächtnis zurückrufen sowie diejenigen physikalisch-chemischen Gesetze, die das Fundament der heutigen theoretischen Anschauungen auf dem Gebiete der Elektrochemie bilden", behandeln. Erst hierauf werden die Theorien der Elektrochemie beschrieben und Beispiele angeführt, soweit solche zu ihrer Beleuchtung nötig sind.

Verf. löst seine Aufgabe in sieben Hauptstücken: I. Begriff der Arbeit, der Stromstärke und Spannung. II. Chemisches Gleichgewicht, Statik und Kinetik. III. Dissoziationstheorie. IV. Leitfähigkeit. V. Elektromotorische Kraft und elektrochemische Stromerzeugung. VI. Polarisation und Elektrolyse. VII. Elektronentheorie.

Ref. meint, Verf. habe seine Aufgabe durchaus gut gelöst. Neben dem strengen Ernst der sachlichen Behandlung einer schwierigen Materie gewahrt man an vielen Stellen das sichtliche Bestreben, die Sache auch dadurch populär zu machen, daß sie in möglichst anschaulicher Weise zur Darstellung gelangt. Verf. verspricht ein zweites Bändchen folgen zu lassen, das „die experimentellen Resultate und ihre Erörterung und Zusammenfassung sowie ihre Anwendungen, ferner Meßmethoden, Beschreibung elektrischer Vorgänge" usw. enthalten soll. „Die Anwendung der Elektrochemie in der Technik" soll in einem 3. Bändchen behandelt werden.

Wien. Joh. A. Kail.

Dr. Thomés Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz. V. Band: Kryptogamenflora (Moose, Algen, Flechten und Pilze), herausgegeben von Dr. W. Migula. Gera, Verlag von Friedrich v. Zezschwitz (Lieferung 27—39).

Auch bezüglich dieser Lieferungen sei auf die empfehlende Begutachtung der Lieferungen 17—26 auf S. 188 dieses Jahrganges verwiesen. Übrigens sei noch bemerkt, daß der Verlagshandlung und dem Verf. von vielen Seiten der Wunsch ausgesprochen wurde, die Kryptogamenflora ausführlicher zu bearbeiten und namentlich eine tunlichst vollständige Beschreibung aller im Gebiete bisher aufgefundenen Arten und Formen zu geben. Obzwar dies anfangs nicht beabsichtigt war, wurde doch den vielen Wünschen schon während des Erscheinens Rechnung getragen, so daß die ursprünglich geplanten 40—45 Lieferungen nicht mehr ausreichen. Die Anzahl der noch folgenden Lieferungen, die jetzt schneller hintereinander erscheinen werden, damit der Abschluß des Werkes baldmöglichst erreicht werde, läßt sich nicht genau vorher bestimmen.

W. Bölsche, Im Steinkohlenwald. 6. Aufl. Stuttgart, Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.

Die Gesellschaft Kosmos bietet in dem vorliegenden Bändchen ihrem Leserkreise ein Buch, das schon bei seinem ersten Erscheinen die

allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Die Bildung der Steinkohle kann man das größte Ereignis in der Geschichte der Pflanzenwelt nennen. Wälder von unbeschreiblicher Üppigkeit verschwinden, um nach Jahrmillionen in anderer Form, als Steinkohle, wieder zu Tage zu treten. Den Forschungen der Neuzeit war es vorbehalten, die einzelnen Phasen dieses Ereignisses aufzuklären. Bölsche, der ausgezeichnet zu schildern versteht, gibt uns einen geschichtlichen Überblick über die Entstehung der Steinkohle. Dabei lernen wir außer der Pflanzenwelt jener Epoche auch ihre Tierwelt kennen und mit ihr alle Schwankungen des Klimas, im ganzen daher ein großes Stück Erdgeschichte.

Wien. H. Vieltorf.

Programmenschau.

27. Dr. Josef Kubik, Wie kann die Vertiefung in den Inhalt eines gelesenen Autors gefördert werden? Mit besonderer Rücksicht auf Livius I. Progr. des k. k. Staatsgymn. im XVII. Bez. Wiens 1906. 15 SS.

Der Verf., der seinen Standpunkt in dieser Frage Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1897, S. 385 ff. präzisiert und darnach a. a. O. Sall. *bell. Iug.*, ferner im Progr. Mähr.-Trübau 1900 Hom. Il. I. und II. behandelt hat, führt diesmal aus der reichen Fülle von Antiquitäten, die Liv. I. bietet, einige Gesichtspunkte an, die der Lehrer schon bei der Lektüre einnehmen muß, um am Schlusse diese Fragen in der von ihm durchgeführten Weise zusammenfassend besprechen zu können. So behandelt er nicht nur mit genauer sachlicher Kenntnis, sondern auch in pädagogisch-didaktisch gelungener Weise den ätiologischen Mythus, einige Einrichtungen der historischen Zeit, deren Ursprung Livius in die Königszeit verlegt, den allgemeinen Unterschied in der Darstellung der ersten vier Könige gegenüber den folgenden, das allmähliche Anwachsen des Stadtgebietes, die älteste Verfassung (Befugnis des Königs, des Senats, der Volksversammlung); die Servianische Verfassung ist mit Recht nur erwähnt; die — übrigens nicht ganz sichere — Bestimmung der Zeit, wann Livius sein Werk begann, auf Grund von I 19, 3 wird wohl gelegentlich der Lektüre am besten erledigt. So mancher Lehrer wird übrigens dem Verf. Dank wissen, wenn er Muße und Lust findet, wenigstens kurze Skizzen über andere Punkte zu entwerfen, so über die sagenhaften und historischen Elemente, die äußere und innere Entwicklung des Staates, des Heerwesens unter den einzelnen Königen, die Charakteristik der einzelnen königlichen Repräsentanten, da gerade er durch seine Studien dazu die volle Eignung besitzt.

St. Pölten. Dr. Adolf M. A. Schmidt.

---

28. Dr. J. Kreiner, Die ältesten und einfachsten Handelsformen. Kulturgeschichtliche Abhandlung mit Analogien aus allen Zeiten. Progr. der deutschen k. k. Staats-Realschule in Budweis 1905. 40 SS.

Schon die „Vorbemerkung“ des Verf. stimmt sympathisch, wenn er hier einer stärkeren Betonung der Kulturgeschichte das Wort redet und ernstlich zu erwägen gibt, ob man nicht die in den Mittelschulen bildungsuchende Jugend weniger mit diplomatischen Intriguen, militärischen

Operationen und blutigen Schlachten quälen als vielmehr mit der kulturellen Entwicklung und dem friedlichen Fortschritte der Menschheit vertraut machen sollte. Er bringt daher einen kleinen Beitrag zur ältesten Handelsgeschichte aus der jüngeren Stein- und Bronzezeit, behandelt ausführlicher den Bernsteinhandel von Stamm zu Stamm, dann den internationalen Zwischenhandel, gliedert davon den sogenannten schweigsamen oder stummen Handel ab und gelangt endlich im Gegensatze zum Tausch- zu dem eigentlichen „Kaufhandel". Eine sehr reiche Literaturangabe läßt auf den Fleiß und die gute Schulung des Verf. schließen. Nur ganz wenige einschlägige Werke hätten vielleicht noch einige Berücksichtigung verdient, weniger um die Ergebnisse anders zu gestalten, als die Literaturangaben noch mehr zu vervollständigen. Wir würden noch nachträglich zur Vergleichung empfehlen: Jastrow, Über Welthandelsstraßen in der Geschichte des Abendlandes (1887); Breusing, Die Nautik der Alten (1886, 1889); Bühren, Über die Gastfreundschaft im sogenannten homerischen Zeitalter nach Homer (1873); Schrader, Linguistisch-histor. Forschungen zur Handelsgeschichte und Warenkunde (1890); Schweiger-Lerchenfeld, Kultureinflüsse und Handel in ältester Zeit, in Österr. Monatsschrift für den Orient XIII 3; Kähler, Forschungen zu Pytheas Nordlandsreisen (Halle 1903). Speziell für die ältesten Handelsformen in Böhmen und anderwärts verweisen wir auf die in Bachmanns Geschichte Böhmens I. Band (1899) enthaltenen reichen Literaturnachweise (S. 3—7).

Pilsen. G. Juritsch.

---

29. Prof. Dr. Adalbert Horčička, Adalbert Stifters erste gedruckte Dichtungen aus dem Jahre 1830. Progr. des k. k. Elisabeth-Gymnasiums in Wien 1906. 16 SS.

Der unermüdliche Stifter-Forscher, als welcher der Verf. seit Jahren weit über die engeren Fachkreise hinaus rühmlichst bekannt ist, hat seinen vielen verdienstvollen Arbeiten über Österreichs größten Prosaisten eine kleine Abhandlung über Jugendgedichte Stifters folgen lassen, deren Erstdrucke er nach vielen Mühen im „Österreichischen Bürgerblatt für Verstand, Herz und gute Laune" (Linz, Friedrich Eurich, Hauptredakteur), Jahrgang 1830, Nr. 15, 60, 63 und 66 aufgefunden hat. Obgleich Stifters Gedichte seinen herrlichen und formvollendeten novellistischen Arbeiten an innerem Werte weit nachstehen, sind dieselben doch für die eigenartige Entwicklung, welche der schwärmerische, seit seinen Kinderjahren poetisch veranlagte Träumer und ideal gesinnte Feuergeist genommen hat, bezeichnend und daher von hohem Interesse.

Schon als Knabe hatte Stifter das halb unbewußte Gefühl einer höheren Sendung und eine unbezwingliche Schaffenslust schwellte sein jugendliches Herz. Trotzdem gelangte er erst als fünfunddreißigjähriger Mann dazu, mit seiner ersten Novelle vor die Öffentlichkeit zu treten und damit jenes Gebiet zu erobern, auf dem ihm unsterblicher Lorbeer erblühen sollte. Die Gedichte, welche er schrieb, waren stets unbeachtet geblieben und auch als Maler gelang es ihm nicht, sich durchzusetzen, da es ihm an der nötigen technischen Schulung gebrach.

Von Stifters Gedichten wurden bisher nur vereinzelte und diese zum Teile auch nur auszugsweise publiziert; so von Aprent in des Dichters „Nachgelassene Schriften", von Joh. Caj. Markus in seiner Schrift „Markt Friedberg", Linz 1870, in Lobsdorfs Blütenlese „Lieder der Heimat", Prag 1871, in J. A. v. Helferts „Studien über den Dichter der Studien", Literarische Beilage der Montags-Revue, Wien, Jänner 1881, in Anton Schlossars „Jugendgedichte Adalbert Stifters", Neue Freie Presse, Wien,

25. Jänner 1903, in J. A. v. Helferts „Zwei Briefe Stifters an Brenner“, Jahrb. f. d. österr. Volksschriften-Verein, Wien 1882 und in meinem Buche „Adalbert Stifter, sein Leben und seine Werke“, J. C. Calve, Prag 1904. — Stifters erstes Gedicht „Im Winter“ stammt aus dem Monat Februar des Jahres 1823.

Die fünf von Dr. Horčička neuerdings publizierten Gedichte kamen, wie schon erwähnt, im Jahre 1830 zum ersten Male in den Druck; aber nur vier davon entstanden auch in diesem Jahre, während eines, der Sang „An Horatius“, nach dem in meinem Besitze befindlichen handschriftlichen Hefte, welches unter vierundfünfzig mit Monatsangabe und Jahreszahl bezeichneten Dichtungen Stifters auch die fünf vorgenannten enthält, im Juli 1824 niedergeschrieben worden ist. Eines der Poeme „An ihre Heimat“, in der Handschrift „Erinnerung an Friedberg“ genannt, war schon vor Jahren verbreitet; es ist von J. C. Markus in dessen obenerwähnter Schrift „Markt Friedberg“ sowie auch von Jos. A. v. Helfert in der „Montags-Revue“, wenn auch in sehr veränderter Form, zum Abdrucke gebracht worden. Da auch die anderen Gedichte zum Teil wesentlich von dem handschriftlichen Texte abweichen, so ist es ein um so größeres Verdienst Dr. Horčičkas, die zweifellos von Stifter selbst für das „Bürgerblatt“ besorgte Umarbeitung wieder ans Licht gezogen und der literarischen Welt leichter zugänglich gemacht zu haben.

Wien. A. R. Hein.

---

30. Prof. Dr. Gustav Mayer, Volkswirtschaftslehre in der Mittelschule. Progr. der k. k. Staatsrealschule im X. Bezirke Wiens 1904. 20 SS.

Auf dem Mittelschultage des Jahres 1897 wurde infolge eines Vortrages, den Ref. über politische und wirtschaftliche Bildung hielt, eine Kommission eingesetzt, welche diese Frage im eigenen Kreise erörtern, die österreichische Lehrerschaft zur literarischen Stellungnahme veranlassen, das Material sammeln und auf Grund desselben positive Vorschläge erstatten sollte. Diese Kommission ist nie zusammengetreten — mannigfache innere und äußere Ursachen haben da zusammengewirkt — und die literarische Produktion hätte ihr auch, sofern theoretische Erörterungen in Betracht kamen, nicht viel Arbeit gegeben. Dagegen zeigt ein Vergleich der jetzt gebräuchlichsten Lehrbücher der Geschichte und Geographie mit den früheren den steigenden Einfluß der allgemeinen Zeitrichtung, der ja auch im wissenschaftlichen Betriebe dieser Disziplinen immer stärker fühlbar wird. Damit ist es aber auch für jeden Lehrer notwendig geworden, das reichlicher gegebene wirtschaftsgeschichtliche Material durchzudenken, über seine methodische Verarbeitung zur Klarheit zu gelangen, es, soweit ihm dies unerläßlich scheint, zu ergänzen. Als ein Versuch hiezu ist Mayers Arbeit recht dankenswert. Inwieweit der Verf. die vorhandene Literatur benützt hat, läßt sich nicht erkennen; im wesentlichen stellt sich sein Aufsatz als eine Anleitung dar, wie eine Anzahl wichtiger Grundbegriffe der Volkswirtschaftslehre aus dem Unterrichte der Mittelschule gewonnen werden könne. Grundsätzlich einverstanden ist Ref. damit, daß diese Belehrungen gelegentlich zu erteilen seien, u. zw. vornehmlich beim geschichtlichen und geographischen Unterrichte, daß aber auch die anderen Gegenstände hie und da herangezogen werden könnten. Auch hiefür finden sich beachtenswerte Anregungen. Systematisch vollständig kann und [illegible] M. nicht sein und so mögen auch die [illegible] Bemerkungen nur [illegible] [illegible]nige bringen. S. 5 wird als wesent[illegible] [illegible]teil weit vorgeschritt[illegible] [illegible]rbeitsteilung die verminderte

Erwerbsfähigkeit des einseitig ausgebildeten Arbeiters bezeichnet, wenn er in Gebiete komme, die diese Arbeitsteilung noch nicht kennen, während die viel schwerer wiegende körperliche und seelische Schädigung, die sie fast mit Notwendigkeit zur Folge hat, nicht berührt wird. Und doch wäre diese Seite der Frage schon um der sozialen Hilfsbestrebungen willen beachtenswert, die den Schäden entgegenzuwirken suchen.

In der Besprechung der Geldfrage wäre deutlicher darauf hinzuweisen, in welchem Zusammenhange Währung und wirtschaftlicher Zustand stehen, bezw., wie die fortschreitende Entwicklung zur Goldwährung drängt. Dagegen scheint es mir rätlich, von der 'Zukunft des Goldes' um so weniger zu sprechen, als sich die bekannten Prophezeiungen vorläufig nicht nur nicht erfüllt haben, sondern eher das Gegenteil eingetreten ist. Bei der Besprechung des Aktienwesens müßte wohl auch seiner Auswüchse und Gefahren gedacht werden; hiefür wäre u. a. auch die Geschichte der Südseeblase und der Lawschen Unternehmungen am Platze, u. zw. schon deswegen, weil hier gezeigt werden könnte, daß gewisse Mißstände nicht eine besondere Eigentümlichkeit unserer Zeit sind, sondern in einem innigen Zusammenhange mit der Sache selbst stehen, mit einer Art Notwendigkeit aus ihr erwachsen, sowie verbrecherische Geldgier oder auch nur leidenschaftlicher Wille zur Macht (Law) das Übergewicht über Redlichkeit und Busonnenheit gewinnen.

Die Gefahren des Papiergeldes will M. an dem Beispiele der Vereinigten Staaten (1781) und an der Assignatenwirtschaft der französischen Revolution aufzeigen. Aus einem prinzipiellen Grunde dürfte es wohl unerläßlich sein, bei gegebenen Gelegenheiten auch auf die Schicksale des Papiergeldes in unserem Vaterlande hinzuweisen. (Wiener Stadtbanko, dessen Noten, um der Bequemlichkeit willen, die sie boten, sogar mit kleinem Agio genommen wurden; Staatsbankerott von 1811; Gründung der Nationalbank usw.) Es ist kaum rätlich, Katastrophen, wie die eben genannten, einfach zu verschweigen. Denn so mancher Jüngling, der kurze Zeit darauf dann doch von all diesen Dingen erfährt, dürfte von Zweifeln an der Redlichkeit des Lehrers und der Schule erfaßt werden, und mit dem Glauben daran stürzt vieles, wenn nicht alles zusammen, was die mühsame Arbeit langer Jahre an Staats- und dynastischen Gefühlen aufgebaut hat. Überdies werden manche Bestimmungen unseres Bankprivilegs, die vielleicht doch erwähnt werden können, erst auf Grund geschichtlicher Tatsachen recht verständlich.

Verfehlt erscheint es dem Ref., von Geldwirtschaft erst mit dem Beginne der Neuzeit zu sprechen, wie denn überhaupt das ganze reiche Material, das die Geschichte des Städtewesens selbst in dem Ausmaße unserer Lehrbücher darbietet, zu wenig benützt erscheint. Wie viel z. B. etwa von den Bücherschen Darlegungen auch nach den Einwendungen Ed. Meyers und Belows für den Unterricht verwertbar wäre, wird vielleicht an anderem Orte dargelegt werden können.

Alle diese wirtschaftlichen Belehrungen sind übrigens nur ein Teil dessen, was die Forderung der staatsbürgerlichen Erziehung in sich begreift. Noch zwei kritische Schlußbemerkungen mögen verstattet sein. Der Verf. schreibt S. 15: Das ist nun in ganz großen Zügen, ohne daß Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden kann, alles, was der Mittelschüler aus der Volkswirtschaftslehre gegenwärtig lernen kann und soll. Logischer wäre schon mit Rücksicht auf den vorhergehenden Zwischensatz statt des „alles“ „das Wichtigste von dem“. Wenn M. dann weiter meint, es stehe außer Zweifel, daß es besser für die Sache wäre, wenn ihr in der obersten Klasse ein kleiner, aber ganz eigener Teil des Unterrichtes gewidmet würde, und daß es so werde kommen müssen, so läßt sich doch manches dawider vorbringen. Dagegen, daß der [illegible] Vaterlandskunde beim Kapitel „Volkswirtschaft“ die im L[illegible] richtes gewonnenen wirtschaftlichen Begriffe zusammenfa[illegible] vertieft, ist freilich nicht nur nichts einzuwenden, sondern

kann, soll und wird es auch tun. Aber Volkswirtschaftslehre als eigenen Gegenstand möchte der Ref. vorläufig wenigstens lieber missen.

Man spricht so viel von der Überbürdung unserer Mittelschüler und dabei will man immer neue Lehrfächer in die Schule hineinpfropfen. Eine wirklich ausreichende Kenntnis zu geben, wäre auch dann unmöglich, wenn M.s Forderung erfüllt würde, wohl aber würde leicht im Schüler der Wahn erzeugt werden, daß er sie erhalten habe. Da ist es denn doch besser, sich zu bescheiden. Wir werden wahrhaft zufrieden sein können, wenn wir selbsttätiges Interesse erregt, das Bewußtsein erzeugt haben, daß an jeden die Notwendigkeit herantrete, sich ein Urteil in diesen Dingen zu bilden, und daß es doch gar vieles zu lernen und zu beobachten gebe, ehe man das Recht zu solch einem Urteile gewinne. Ferner: jetzt hat der Lehrer auf diesem Gebiete noch eine gewisse Bewegungsfreiheit. Ref. möchte diese nicht gerne durch den Zwang, etwa ein staatlich geaichtes System der Volkswirtschaft zu lehren, ersetzt wissen.

Ungeachtet aller dieser Bemerkungen und mancher anderen, die unausgesprochen bleiben mögen, sei wiederholt, daß Mayers Arbeit sehr dankenswert ist und daß nur zu wünschen ist, daß sein Beispiel ausreichend Nachahmung finde.

Wien. Dr. Ludwig Singer.

32. Prof. Dr. Ignaz Brommer, Die österreichische Donau und die österreichische Elbe als Wasserstraßen. II. Teil. Der Verkehr auf der österreichischen Donau und auf der österreichischen Elbe. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums im XXI. Wiener Gemeindebezirke für das Schuljahr 1906. 33 SS.

Nachdem uns der Verf. im I. Teile[1]) mit den natürlichen Verhältnissen der beiden Wasserstraßen bekannt gemacht hat, schildert er im II. Teile deren Verkehrsverhältnisse in den letzten drei Dezennien, wobei er der historischen Entwicklung und den Ursachen der Veränderungen genau nachgeht. Auf Grund des reichen statistischen Materials, das in übersichtlichen Tabellen vorgeführt wird, kommt er zu recht beachtenswerten Resultaten, von denen hier freilich nur einiges angedeutet werden kann.

In Wien stieg die Menge der ausgeladenen Waren seit 1835 nur etwa um den dreifachen Betrag, wogegen sich die Abfuhr um das Elffache vermehrte. An der Reichsgrenze zeigt sich eine stetige Abnahme des Talverkehrs, namentlich der Ruderschiffahrt (die Zahl der Ruderfahrzeuge im Mittel der Jahre 1849—1859 [3580] ging auf 210 im Jahre 1903 zurück). Dieser Abnahme der Talfahrt steht namentlich im Transitverkehre eine erfreuliche Zunahme der Bergfahrt (Transport von Getreide, Werkholz und Obst aus den unteren Donaugegenden nach Bayern) gegenüber. — Der Verkehr in Aussig übertrifft infolge der Lage der Stadt in der Nähe des größten Braunkohlenbeckens Mitteleuropas nicht nur den Gesamtverkehr des Wiener Donauhafens, sondern sogar den Triests. Während bei der Donau der Gütertransport hauptsächlich in der Bergfahrt erfolgt, vollzieht er sich an der Elbe vornehmlich talwärts (90 bis 95% Braunkohle.) Der Elbeverkehr ist größtenteils Auslandverkehr; nur 4% beträgt der Inlandverkehr. Um wieviel der Elbeverkehr den der Donau überholt hat, geht daraus hervor, daß von den 15% des gesamten Import-, Export- und Transitverkehrs der Monarchie von 1876—1901, die auf die Flüsse entfallen, auf die Donau 1·1%, auf die Elbe 13·1%

[1]) Progr. derselben Anstalt, besprochen in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1906, XII. Heft, S. 1144 f.

kommen, ferner daß von den auf Flüssen im Auslandverkehr transportierten Mengen 7·6% der Donau, 85% der Elbe zufallen.

Die Arbeit bildet einen wichtigen Beitrag zur Verkehrsgeographie Österreichs und wird namentlich dem Lehrer der Geographie willkommen sein, der die Ergebnisse sehr vorteilhaft im Unterrichte verwenden wird. Sie ist aber auch für den Nichtfachmann sehr lesenswert, da sie ein klares Bild der Verkehrsverhältnisse der beiden wichtigsten österreichischen Wasserstraßen gibt.

33. Dr. Leopold Poetsch, Linz und Umgebung im Dienste des erdkundlichen Anschauungsunterrichtes. III. Teil. Der erdkundliche Anschauungsunterricht am heimatlichen Sternenhimmel. 1. Abteilung. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Linz 1905. 38 SS. und eine Tafel. — 2. Abteilung. Progr. derselben Anstalt 1906. 13 SS.

Wie in zwei vorausgegangenen Programmaufsätzen (enthalten in den Programmen derselben Anstalt in den Jahren 1900 und 1902, in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien LV, 890 f. besprochen von Dr. Julius Mayer) stellt sich der Verf. auch diesmal in dankenswerter Weise die Aufgabe, an einem bestimmten Beispiele zu zeigen, was beim erdkundlichen Unterricht im Freien zur Erörterung kommen kann. Diesmal wendet der Verf. sein Augenmerk dem gestirnten Himmel zu.

Die Beobachtungen des Sternhimmels fanden jedesmal abends auf einer Wiese des Bauernberges bei Linz, die einen ziemlich guten Ausblick gewährt, statt. Bei der Beobachtung desselben mit der III. *B*-Klasse am 9. Oktober zwischen 8 und 9 Uhr abends wurden zur ersten Orientierung die wichtigsten Sternbilder in der Umgebung des Himmelsnordpoles (Plejaden, Großer und Kleiner Bär mit dem Polarstern, Drache, Fuhrmann, Kassiopeia) aufgesucht und besprochen; es wurde die Grenze der Zirkumpolarsterne für Linz bestimmt, der Unterschied zwischen Fixsternen und Planeten erörtert, von denen Jupiter und Saturn gezeigt wurden. Mit einem Sternrohre wurde auch die scheinbare Bewegung eines Fixsternes in einem Zeitraum von einer halben Stunde beobachtet. Bei der zweiten Exkursion derselben Klasse am 5. Januar um 6 Uhr abends wurde die Beobachtung mit dem Aufsuchen der von der ersten Exkursion bekannten Sternbilder eingeleitet, wobei konstatiert wurde, daß sie zwar ihre gegenseitige Lage beibehalten haben, aber nicht an derselben Stelle über dem Horizonte stehen wie am 9. Oktober. Hiebei wurde jedoch, wenigstens in dem Berichte, außer acht gelassen, daß auch zwischen den Beobachtungsstunden (8 Uhr und 6 Uhr) eine Differenz von zwei Stunden vorhanden war, die wohl in Rechnung zu ziehen ist, da diesem Zeitraum auf dem Firmamente ein Bogen von rund 30° entspricht. Zum mindesten wäre darauf hinzuweisen gewesen, daß bei Beobachtungen zur selben Stunde sich eine noch größere Differenz in der Stellung der Sternbilder in den Monaten Oktober und Januar ergeben hätte. Es ist unumgänglich notwendig, bei verschiedenen Stunden der Beobachtung dies zur Sprache zu bringen, da sonst leicht bei den Schülern die irrtümliche Meinung auftauchen kann, daß die verschiedene Lage der Sternbilder ihre Ursache in der verschiedenen Stunde der Beobachtung selbst habe. Mit Hilfe der bereits bekannten Sternbilder wurden andere (Schwan, Adler, Andromeda, Perseus, Stier mit den Hyaden und Plejaden, Widder, Delphin und Arion) aufgesucht, die mit ihnen in Zusammenhang stehenden Sagen kurz erzählt, auch bei passender Gelegenheit Bemerkungen über Nebelflecke, Sternschnuppenfälle u. a. eingeflochten. Zum Schluß folgten abermals einige Bemerkungen über die Planeten und ihre Trabanten, wobei der Venus als Morgen-, bezw. Abendstern besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde.

Die Beobachtung des Sternhimmels im April wird durch eine Besprechung der Exkursion mit der IV. *A*-Klasse vorgeführt, mit der früher ähnliche Beobachtungen angestellt worden waren wie mit der III. *B*-Klasse im Oktober und Januar. Sie begann am 5. April nach $^1/_2$8 Uhr abends. Vom Orion ausgehend, der auch seinen Stand am Himmelsgewölbe seit dem 5. Januar verändert hatte, wurde zuerst das Sternbild des Großen Hundes mit Sirius, dann das des Kleinen Hundes, der Zwillinge, des Krebses, der Hydra, des Löwen, des Bootes, der Krone und des Herkules aufgesucht. Daran wurden auch Bemerkungen über die Eigenbewegung der Fixsterne und unseres Sonnensystems geknüpft. Zum Schlusse folgten abermals Betrachtungen über einige der Planeten.

In der 2. Abteilung werden den Schülern Winke für Beobachtungen in den Ferien (namentlich im Monate Juli) gegeben, die sich vorwiegend auf die Sonnenbahn beziehen. Seltsamerweise wurde auf einen Hinweis auf den verschiedenen Sonnenstand zu Mittag in den einzelnen Jahreszeiten ganz verzichtet.

Zunächst sei mir gestattet, zu dem großen Apparat von Anmerkungen und Literaturangaben, welche der Verf. beibringt, meine Ansicht auszusprechen. Literaturangaben bei Besprechung von Grundbegriffen der Astronomie oder bei der bloßen Nennung von Sternen und ohne Verarbeitung im Texte sind meines Erachtens wertlos. Sie sind dort am Platze, wo Streitfragen berührt oder vereinzelt dastehende Ansichten vorgeführt werden, ferner dort, wo der Stoff überhaupt ein solcher ist, daß er erst aus der Literatur geschöpft wird. Es ist gewiß von Nutzen, den Schülern ein oder das andere gute Buch über den Gegenstand zur Lektüre zu empfehlen. Ein so großer Apparat von Anmerkungen würde aber nur dann seinen Zweck erfüllen, wenn auch eine kritische Sichtung der Werke vorhanden wäre, die hier fehlt. Sind die Anmerkungen für den Schüler, dann wäre eine solche besonders am Platze. Denn er selbst ist nicht imstande, aus mehr als 150 Werken und Abhandlungen das für ihn Passende selbst auszuwählen. Sind sie aber für den Lehrer, dann müßte der größte Teil wegfallen, da dieser die einschlägigen Werke doch ohnehin kennt oder in der Fachliteratur leicht findet, und es könnte höchstens auf einige weniger bekannte oder neue Erscheinungen hingewiesen werden.

Die Zeichnungen auf der dem Aufsatze beigegebenen Tafel erfüllen insoferne ihren Zweck nicht, als die gewünschte und angestrebte Anschaulichkeit unter ihrer eigenartigen Orientierung leidet, durch die sie häufig in Widerspruch mit dem Texte stehen. Es macht sich dies besonders bei der Zusammenfassung auf S. 16 fühlbar, wo Hinweise wie „oberhalb“, „unterhalb“, „rechts“ und „links“ gebraucht werden, während wir auf der Figur gerade in entgegengesetzter Richtung suchen müssen. Text und Bilder wären aber dann in voller Übereinstimmung, wenn der Sternhimmel, von innen gesehen, gezeichnet und so orientiert wäre, wie ihn der Beschauer, gegen Norden gewendet, sieht. Dann würde auch auf dem Bilde rechts Osten, links Westen, vom Polarstern abwärts Norden und vom Polarstern aufwärts und über den Zenith hinweg Süden liegen.

Geradezu falsche Vorstellungen können durch folgende Bemerkung über die Zirkumpolarsterne (S. 14) geweckt werden: „Der gemeinsame Mittelpunkt ihrer Kreisbahnen ist der Polarstern, genauer gesagt, der ganz nahe gelegene Himmelsnordpol“. Denn die Mittelpunkte ihrer Kreisbahnen liegen gar nicht im Polarstern oder Himmelsnordpol, sondern in der Himmelsachse. Der Himmelsnordpol könnte höchstens als „scheinbarer“ Mittelpunkt bezeichnet werden. Auf S. 27 wird bei der Beantwortung der Frage, wie lange der Sirius über unserem Horizonte weilt, ausgeführt, daß er, am südlichen Wendekreis gelegen, täglich denselben Weg über dem Horizont zurücklegt wie die Sonne am 21. Dezember, „wozu sie 8 Stunden braucht“. Verallgemeinernd wird dann hinzugefügt: „Es sind also dieselben Zeitlängen, welche die Tage haben, wenn die Sonne scheinbar die genannten Himmelskreise beschreibt.“ Da der Stern

himmel in verschiedenen Monaten beobachtet und dabei besonders hervorgehoben wurde, daß die Sternbilder jedesmal einen anderen Platz einnahmen, so wäre die beste Gelegenheit gewesen, schon an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß die Sonne täglich hinter der scheinbaren Bewegung der Sterne um ein kleines Stück zurückbleibt, woraus sich der verschiedene Stand der Sternbilder am Oktober-, Januar- und Aprilabend erklärt. Wozu, fragen wir uns sonst, sind wir dreimal hinausgewandert, den Sternhimmel zu beobachten? Doch nicht allein, um dies und jenes Sternbild *in natura* zu sehen. Überdies ist es auch gar nicht richtig, daß die Sterne zu ihrem Tagbogen „dieselben Zeitlängen" brauchen wie die Sonne auf den entsprechenden Himmelskreisen.

Zum Schlusse sei noch auf einige sinnstörende Druckfehler aufmerksam gemacht: S. 16, Z. 1 soll es statt „Vorderräder" heißen „Hinterräder", auf derselben Seite, Zeile 12 statt „Auffindung des Fernrohres" „Erfindung des Fernrohres", S. 23, Z. 25 statt „Pfenningberges" „Pfennigberges" und S. 28, Z. 29 statt „Hinterräder" „Vorderräder", wenigstens der dort angeführten Fig. 10 entsprechend.

Wien. Dr. Roman Hödl.

---

34. **Czajkowski Karl, O mnogości liczb prostych (Über die Häufigkeit der Primzahlen).** Progr. des I. Staatsgymnasiums in Przemyśl 1904. 21 SS.

Die vorliegende Arbeit ist die Fortsetzung der unter demselben Titel im Gymnasial-Programme zu Buczacz vom Jahre 1901 abgedruckten Abhandlung. Mit Berücksichtigung der reichen hier in Betracht kommenden und in verschiedenen Fachzeitschriften zerstreuten Literatur hat der Autor in beiden Abhandlungen die Ergebnisse der Untersuchungen verschiedener Forscher, welchen es gelang, nicht nur die Primzahlen aus der Reihe der natürlichen Zahlen auszuscheiden, sondern auch das Problem der Primzahlen auf dem rein analytischen Wege vorzustellen, zusammengestellt und seine Ansicht auf diese Ergebnisse dargelegt. Beide Abhandlungen des Autors sind, sorgfältig und in klarer Darstellung bearbeitet, für jeden, den diese Forschungen interessieren, belehrend und können demjenigen, der sie eingehend studieren will, als sehr guter Wegweiser dienen.

Podgórze. Ignaz Kranz.

---

35. **Schmidl, Prof. Josef, Über die sphärischen Kegelschnitte und ihre orthogonalen Projektionen.** Progr. der k. k. III. deutschen Staats-Realschule in Prag-Neustadt 1905.

Die in den bekannten Lehrbüchern der darstellenden Geometrie von Dr. Chr. Wiener und Dr. K. Rohn - Dr. E. Papperitz, enthaltenen Angaben über die Natur der sphärischen Kegelschnitte werden in dem lesenswerten und inhaltsreichen Aufsatze ausführlich synthetisch behandelt und durch 14 fortlaufend numerierte Sätze festgelegt. Die orthogonale Projektion der sphärischen Kegelschnitte konstruiert der Verf. durch den sehr speziellen Satz: „Die Schnittlinie zweier Flächen zweiten Grades mit einer gemeinschaftlichen Hauptebene projiziert sich auf diese als ein Kegelschnitt" und durch analytische Ausrechnung der Charaktere dieser Kegelschnitte. Die Rechnung kann leicht durch eine einfache Überlegung ersetzt werden. Statt den zitierten Satz zu benützen, er-

innere man sich allgemein daran, daß der sphärische Kegelschnitt als Durchdringungskurve der Kugel mit einem konzentrischen Kegel außer durch diesen noch aus den uneigentlichen Polen der drei Symmetrieebenen des Kegels durch Zylinder zweiter Ordnung doppelt projiziert wird. Diese Zylinder müssen durch jene vier Punkte des absoluten Kugelkreises gehen, die er mit dem uneigentlichen Kegelschnitte jenes Kegels gemein hat. Daraus folgt die erwähnte Konstruktion sehr einfach. Auch die Sätze von Pascal und Brianchon überträgt der Verf. auf sehr natürliche Weise, nämlich durch Schnittbildung, auf die Kugel. Er hat auch mit großem Fleiße sehr deutliche Figuren entworfen, die das Studium der Beziehungen wesentlich erleichtern und volles Lob verdienen. Die Abhandlung ist stellenweise etwas breit, doch überall klar und setzt nirgends spezielle Kenntnisse der Sache voraus. Sie ist jedem bestens zu empfehlen, der sich in die Theorie der sphärischen Kegelschnitte einführen will, die für nicht-euklidische Betrachtungen sofort an Interesse gewinnt, sobald man das Studium ins Detail fortsetzt.

Die Aufmerksamkeit des Verf.s sei noch auf den Unterschied der Ausdrücke „Projektion" und „scheinbarer Umriß" gelenkt, gegen den die Redewendung verstößt: daß eine Kugel „sich in eine Kreislinie projiziert".

36. Hartwig, Prof. Th. J., Die Sätze von Pascal und Brianchon auf der Kugelfläche. Progr. der Niederösterr. Landes-Oberrealschule in Wiener-Neustadt 1905.

Der Aufsatz behandelt auf neun Seiten — es folgt noch ein Teil des Kataloges der Lehrerbibliothek — ähnliche Fragen wie der soeben angezeigte, jedoch analytisch. Er ist ein mißlungenes Gegenstück zu Schmidts sorgfältiger Studie. Ein mathematischer Plauderton, der einmal eine Beziehung zwischen zwei Paaren von Brennpunkten „seltsam" findet und dann wieder bei einer offenbar metrischen Erscheinung vor der „voreiligen" Voraussetzung eines „projektivischen" Zusammenhanges warnt, ferner die selbstbewußte Form ohne Inhalt müssen auch in einer Programmabhandlung energisch zurückgewiesen werden, wenngleich man solche Arbeiten milde zu beurteilen pflegt.

37. Winkler Joh. S. J., Die einem gegebenen Ellipsoid eingeschriebenen, bezw. umgeschriebenen Tetraëder, welche ein Maximum, bezw. ein Minimum des Inhaltes besitzen. Progr. des Privatgymnasiums der Gesellschaft Jesu in Kalksburg 1904.

Der Verf. zeigt durch elegante Schlüsse, daß unter allen einer Kugel vom Radius a eingeschriebenen Tetraëdern die gleichseitigen das größte Volumen haben. Diese Tetraëder gehören zugleich alle zu den einer konzentrischen Kugel vom Radius $a/3$ umschriebenen, unter denen sie das kleinste Volumen besitzen. Durch eine affine Transformation wird das im Titel gestellte Doppel-Problem leicht gelöst. Der Verf. leitet aber auch in beiden Fällen die Resultate für das Ellipsoid direkt ab und weist die Übereinstimmung mit den von der Kugel auf das affine Gebilde entsprechend übertragenen Sätzen nach.

Diese bisher selten behandelten Fragen werden sehr selbständig untersucht. Der durch seinen Inhalt und seine Form vornehme Aufsatz ist, nach der gerundeten und besonnenen Darstellung geurteilt, die reife Arbeit eines kenntnisreichen Mathematikers.

Wien. R. Suppantschitsch.



Eingesendet.

Prof. Dr. Wilhelm Kosch an der Universität Freiburg (Schweiz) beabsichtigt im Verein mit den Herren Prof. Dr. Philipp A. Becker an der Universität Wien und Prof. Dr. August Sauer an der deutschen Universität Prag auf Grund aller erreichbaren Drucke und Handschriften eine kritische Gesamtausgabe der Werke, Briefe und Tagebücher des

Freiherrn Josef von Eichendorff

in 12 Bänden zu veranstalten, welche die Schöpfungen des großen deutschen Dichters und Calderon-Übersetzers gereinigt von allen Fehlern der Überlieferung, in lückenloser Vollständigkeit zukünftigen Zeiten aufbewahren sowie alle Dokumente zu seiner ausführlichen Biographie in sich vereinigen soll. Der unterzeichnete Verlag richtet zu diesem Zwecke an alle Bibliotheken, Archive, Vereine und Privatpersonen, welche sich im Besitze von Handschriften Eichendorffs oder von seltenen Einzeldrucken seiner Werke und Briefe befinden, die ergebene Bitte, ihr diese Materialien in geeigneter Weise zur Benützung zu überlassen. In Betracht kommen vor allem die Handschriften aller gedruckten und ungedruckten Werke Eichendorffs in Prosa und in Versen, Vorarbeiten und Entwürfe zu diesen, Korrekturbogen oder Bücher mit Eintragungen von seiner Hand, Briefe von und an Eichendorff, Tagebücher oder sonstige Aufzeichnungen persönlicher Art, Urkunden, die auf Eichendorff oder auf den Verlag seiner Werke Bezug haben usw., falls die Originale nicht versandt werden, auch Kopien, am besten photographische; ferner Drucke Eichendorffscher Gedichte, Aufsätze, Kritiken, Reden, Gespräche in Zeitschriften, Kalendern, Programmen usw., handschriftliche Erinnerungen an ihn und seinen Kreis. Aber selbst bloße Nachweise sind dringend erbeten. Für eine sorgfältige Aufbewahrung und für eine pünktliche Rücksendung des dem Verlag anvertrauten Materiales wird genaue Sorge getragen werden. Zuschriften und Zusendungen werden erbeten an den Verlag J. Habbel in Regensburg oder an den Leiter der Ausgabe: Prof. Dr. Wilhelm Kosch in Freiburg (Schweiz), 13 Boulevard de Pérolles.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Ernst Machs Weltanschauung.

Naturforscher und Ärzte hat ihr Beruf von jeher den allgemeinsten Fragen unseres Daseins gegenüber gestellt, sie zur Lösung der „Welträtsel“ angetrieben. Die Anfänge griechischer Weltweisheit sind die Geschichte der aufstrebenden Naturwissenschaft im Okzidente, Kepler und Galilei haben die Philosophie der „Neuzeit“ eingeleitet, in unseren Tagen hat der mächtige Aufschwung der Naturforschung auch in das theoretische Denken eine Fülle neuartiger und fruchtbringender Ideen gebracht. Fechner, Häckel, Mach sind Namen, mit denen die Geschichte der Weltanschauungen ebenso rechnet wie mit Kant oder Schopenhauer.

Die spekulativen Keime der Kantschen Philosophie hatten in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts mächtig gewuchert. Das oder die „Dinge an sich“, „Ich und Nicht-ich“, das „Absolute“, der „Ur- und Ungrund der Welt“, die „selbstentzweite Idee“, die „sich gebärende Gottheit“ umschlossen eng die Geister auch der bedeutendsten Männer. Das Auge wurde dadurch der vorurteilslosen Betrachtung der Natur entfremdet, die sich in der Zwangsjacke des philosophischen Systems (Schelling, Oken, Henrik Steffens) wenig wohl befinden konnte. Dieser Art der Weltbetrachtung erwuchs um die Mitte des Jahrhunderts mit der aufblühenden Detailforschung eine mächtige Gegnerin. Zwei Ereignisse waren hier von entscheidendem Einflusse: der Siegeszug des Darwinismus — „Lehre Lamarcks“, wie man jetzt vornehm abweisend zu sagen hat — und die Mayer-Helmholtzsche Theorie von der Einheit der Naturkräfte. Ihre Erfolge, die dem ersten Anblicke überwältigend erscheinen mußten, lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Macht der Tatsachen, ab von den esoterischen Spekulationen der Hegelianer. Beide Erkenntnisrichtungen standen zwar in gewissen Gegensatze: die Entwicklungslehre, die ihre Betrachtungsweise den Erscheinungen des organischen Lebens entnahm,

sich nicht schlechtweg der mechanistischen Physik fügen. Aber erst als ein solcher Anpassungsversuch wirklich gemacht wurde, die Weismannsche Deszendenztheorie, wurde man allgemeiner auf die Schwierigkeiten aufmerksam. Bisher hatte man in jeder der beiden Wissenschaften sein eigenes Loch in das Brett gebohrt; so wirkte nur die allgemeine Gleichheit der Richtung, die seitliche Divergenz wurde übersehen.

Mitten hinein in dies Aufstreben der Naturforschung fallen Machs wissenschaftliche Anfänge; die damals siegreichen Überzeugungen bemächtigten sich auch seiner. Die induktive Methode ist ebenso Grundzug seines Forschens geblieben wie die mechanistische Weltauffassung (diesen Ausdruck im Sinne jeder Art Ausdehnung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie auf alles Geschehen, auch das geistige; mithin nicht im Sinne Machs, s. 6). So bewegen sich auch seine ersten Arbeiten hauptsächlich auf dem von Fechner und Helmholtz so glücklich bebauten Boden der Physik der Sinneswahrnehmungen, zum Teil schon im Widerspruch zu ihnen. Aber diese „Analyse der Empfindungen" stellt den Physiker alsbald der alten Frage gegenüber nach dem Verhältnisse der Außenwelt und unseres Wissens davon. Und Machs Antwort lautet hier wesentlich anders als bei den meisten seiner wissenschaftlichen Zeitgenossen. War er doch in seiner Jugend ein begeisterter Leser Kants gewesen. Daß er diesen selbst kennen gelernt und seine Lehre nicht erst durch das Studium einer ihrer vielen Umbildungen aufgenommen, mag für seine eigene Anschauung von Entscheidung gewesen sein. Jugendeindrücke lassen sich nie ganz verdrängen; und so ablehnend sich Mach späterhin gegen Kant verhält, schon die Problemstellung als solche verrät den inneren Zusammenhang. Gerade da konnte daher auch Comtes Wissenschaftslehre einwirken, die gleichfalls nach der ursprünglichen Linie des Kantschen Problems eingestellt ist.

Nach Machs eigener Angabe ist hier ein Gefühlselement wirkend eingetreten: „An einem heiteren Sommertage im Freien erschien mir einmal die Welt samt meinem Ich als eine zusammenhängende Masse von Empfindungen, nur im Ich stärker zusammenhängend"[1]. Solche Erlebnisse werden gewöhnlich im späteren Alter umgedeutet. Das genannte Gefühl ist wohl keinem von uns fremd; die Menschheit wie der Einzelne haben ihre Wertherzeit durchzumachen. Aber eine Weltanschauung ist es nicht, vielmehr läßt es sich jeder Welttheorie angliedern. Weltanschauungen sind vor allem begriffliche Konstruktionen. Darum müssen wir hier noch weiter ausschauen.

2.

Wie aller Welt, war es auch Mach ergangen: er hatte das Störende, das Überflüssige des Kantschen „Dinges an sich" früh-

[1]) Analyse der Empfindungen[4], S. 24 Anm.

zeitig empfunden. Hatte nun die eigentlich nachkantsche Philosophie sich bemüht, durch Umbildungen des Kantschen Begriffes über die daran haftende Schwierigkeit hinauszukommen, so geht Mach radikaler vor. Die „Dinge“ sind auch bei Kant Phänomene, Erzeugnisse des Geistes, ausgestattet mit allen charakteristischen Merkmalen, die uns die Sinne vermitteln, mit Farbe, Gestalt, Tastbarkeit usw. — aber sie haben keine selbständige Existenz; das „Ding an sich“ hingegen existiert nur, alle Art der Bestimmung ist ihm jedoch völlig fremd. Lassen wir es fallen; halten wir uns an die Dinge, die uns „erscheinen“? Doch diese sind ja nur ein Traum. „Warum?“ erwidert Mach, „was hindert uns, sie mit realer Existenz auszustatten?“ Daß Mach die Welt der Erscheinungen zugleich als das Existierende und einzig Existierende auffaßt, gibt seiner Weltanschauung das charakteristische Gepräge.

Der Gedanke war einfach und lag nahe genug. Schwierigkeiten entstanden aber sofort, als er im einzelnen geprüft werden sollte. Mach selbst berichtet von einem langsamen Werdegange. Natürlich, stand doch seiner Ausführung eine Fülle ganz allgemein herrschender Vorstellungsweisen entgegen. Insbesondere war die aktive Rolle, die die Seele allgemein spielt, hier im Wege: sie faßt die Fülle des sinnlich gegebenen zu geschlossenen Gebilden zusammen, schafft so die begrifflichen Formen, bringt Erinnerungs- und Phantasiebilder hervor, erzeugt die Willenstat. Auch in der Kantschen Lehre kommt diese Auffassung deutlich zum Ausdruck in der Scheidung der rein sinnlichen Wahrnehmungselemente, der „Sensationen“, und der Wahrnehmungen selbst, die ein Produkt der „Vernunft“ sind; ja in methodischer Hinsicht liegt hier der Angelpunkt des ganzen Systems. — Dabei müssen wir nun mit jenem „Zurück auf Hume“ rechnen, das unsere neueste Philosophie zu charakterisieren scheint. Humes Lehre trat in den siebziger und achtziger Jahren mehr und mehr in den Vordergrund. Um jene Zeit bildeten auch Forscher mit ganz andersartiger Metaphysik denn Mach, so z. B. Wahle, die hier in Betracht kommende Seite scharf aus. — Auch die wachsende Bedeutung der Gefühlspsychologie konnte hier nicht ohne Einwirkung bleiben; die jubelnde und klagende Seele erscheint uns nicht „aktiv“. Hier liegt am wenigsten Anlaß vor, ein „Kraftzentrum“ zu supponieren. Hume, der der Welt des äußeren Geschehens den Begriff der Kraft entzogen, hatte auch das innere Sein in ein „Bündel der Vorstellungen“ aufgelöst: die Seele gibt sich nur als eine Anzahl von Vorstellungen, die mit einander in Verbindung stehen, einander ablösen, sich wechselseitig beeinflussen; aber eine Seelen-„Substanz“ hinter ihnen anzunehmen, seien wir ebenso wenig berechtigt, wie gegenüber der Außenwelt. Hatte aber Hume hier noch die Möglichkeit eines Unerkannten, aber gleichwohl Seienden offen gelassen, so weist Mach auch diese Möglichkeit ab. Das „Ding an sich“ hat keine Heimstätte in seinem System, in welcher Form immer. Es

gibt nur eine Zahl derzeit einfachster Elemente, die Farben, Töne, Zeitempfindungen usw., aus deren Verbindungen der ganze Umfang all unserer Erkenntnis besteht. Aber die Art dieser Verbindung ist ausschließlich durch die „Elemente“ selbst bedingt, es gibt nichts weiter, das sie beeinflussen, aufnehmen, „perzipieren“, „apperzipieren“ könnte. „Die Welt besteht also für uns nicht aus rätselhaften Wesen, welche durch Wechselwirkung mit einem anderen ebenso rätselhaften Wesen, dem Ich, die allein zugänglichen „Empfindungen“ erzeugen. Die Farben, Töne, Räume, Zeiten.... sind für uns vorläufig die letzten Elemente, deren gegebenen Zusammenhang wir zu erforschen haben.“ Sehe ich also einen Baum, oder höre eine Glocke, so wird nicht etwa der außer mir befindliche Gegenstand in meinem Bewußtsein reflektiert, sondern jene Elemente, welche das sichtbare Bild eines Baumes darstellen — eine bestimmte Licht- und Farbengruppe —, ebenso jene Tonempfindungen, die wir Glockenklänge nennen, sind in mir, bilden einen Teil meines Bewußtseins. Diese Verschiebung des Bewußtseins, seine Erweiterung über die Grenzen unseres Leibes, so daß es die Gegenstände selbst zu umfassen vermag, ist, wie schon gesagt, der eigentlich herrschende Zug an Machs Erkenntnislehre. Das ist neu; die Theorie zum wenigsten hat in dem Alleinsgefühl des literarischen Rousseautums und in mancherlei eleatischen Zügen der nachkantischen Philosophie nur vage Anknüpfungspunkte. Darum scheinen mir auch jene im Unrechte zu sein, die glauben, sich mit Mach einfach als Positivisten abfinden zu können. Die Bezüge auf Comte sind in anderer Hinsicht, wie wir sehen werden, eng und vielfach. Doch für jenen gibt es, nicht unähnlich Hume, zwar keine absoluten Qualitäten, alles ändert sich mit den gegenseitigen Relationen, aber es gibt doch ein Substrat derselben. Für Mach aber ist Sein und Erscheinen eins geworden: der Schritt scheint klein, aber er ist eine Revolution.

Worauf gründet sich demnach der von uns allen empfundene Gegensatz des „außen“ und „innen“, des „Physischen“ und „Psychischen“? Ausschließlich auf die Betrachtungsweise. Soferne wir die „Elemente“ als bloßen Bewußtseinsinhalt ins Auge fassen, sind sie psychisch. Gehen wir aber ihren Beziehungen untereinander nach, die natürlich nicht immer direkt und gleichzeitig ins Bewußtsein fallen, so sind sie physisch. Da ein Teil des Bewußtseinsinhaltes, die leblosen Körper, die Leiber der Menschen, Tiere und Pflanzen, sehr mannigfalte Beziehungen zueinander erkennen lassen, ein anderer aber, die Erinnerungs- und Phantasievorstellungen, in anderer Art wieder unter sich zusammenhängen, so ergibt sich daraus die landläufige Scheidung von Körper- und Seelenwelt, ohne daß jedoch die Elemente der beiden Gruppen anderer Art, noch der Zusammenhang zwischen ihnen unterbrochen wäre.

Wir können also von der Welt wohl als einem Meere wogender Empfindungen sprechen, das an einzelnen stetig wechselnden Stellen sich selbst erhellt im Bewußtsein. Mach selbst würde hier freilich Einspruch erheben, gegen die Verräumlichung des Weltganzen, wo er selbst nur funktionellen Zusammenhang der Elemente kennt. Hievon später. Er würde vielleicht auch zuviel Poetik, ja Mystik in diesen Worten beargwöhnen. Aber fällt hier die Schuld nicht auf den Gefühlston des eigenen Systems zurück? Es steckt doch sicher ein gut Stück Spinozismus darin. Und unwillkürlich gleitet der Blick hinüber zu anderen Gedankenkreisen, wo wir trotz der Weite des sonstigen Abstandes jene Züge der „Allbeseelung" wieder finden. Nirgends aber scheint sich die Gefühlsverwandtheit näher zu verraten als mit Schopenhauers Ideenlehre. Man sehe doch von Schopenhauers metaphysischen Überzeugungen ab und lese dann die Welt als Wille und Vorstellung, im ersten Bande den § 34; wie vielfach sind nicht die Berührungen mit Mach! Betrachtung der Dinge mit oder ohne Bezugnahme auf ihre Relationen: bei Mach heißt dies „physisch" und „psychisch".

3.

Ähnliche Ansichten wie Mach haben ungefähr gleichzeitig Avenarius und Schuppe entwickelt, anscheinend unabhängig; das will sagen, die Fäden, welche die Gedanken der einzelnen Forscher verspinnen, sind so feiner und verborgener Natur, daß sie auch ihnen selbst unbeachtet blieben. Von Jüngeren haben sich ihnen Willy, Petzold, Schubert-Soldern, der Biologe Verworn und andere angeschlossen. Leistet nun diese Betrachtungsweise wirklich, was ihre Vertreter davon erwarten? Soll die Frage nach dem Wesen der Welt, zum mindesten jene nach dem Verhältnisse von „Seele" und „Körperwelt" wirklich endgiltig beseitigt sein? Manche der gemachten Einwände haben gewiß nur vom Standpunkte des Kritikers Geltung und verlieren sofort ihre Bedeutung, wenn man auf Machs Platform tritt. Ihnen gegenüber konnte Mach sagen: „Aus den Schriften meiner Kritiker sind mir die Mängel meiner Ansichten nicht klar geworden"[1]. Aber einen der Haupteinwürfe wollen wir doch sogleich scharf zu umgrenzen suchen. Es handelt sich um das Bewußtsein.

Der erkenntnistheoretische Kern der gesamten uralten Streitfrage liegt in folgendem: Wäre oder erschiene uns das Bewußtsein nur als kunterbuntes Wirrwarr, als regellose Abfolge, so hätten wir keinen Anlaß, über seinen unmittelbaren Inhalt hinaus noch ein Weiteres anzunehmen. So aber bietet seine Beobachtung eine

[1] So ist besonders Wundt gegenüber hervorzuheben, daß Machs Empsychismus durchaus nicht mit dem „Phänomenalismus" steht und fällt. Vielmehr würde er seine Anpassungsfähigkeit erst gegenüber nachgewiesener Disproportion zwischen Empfindung und Wahrnehmung verlieren.

Fülle von Regelmäßigkeiten, die wir uns nicht aus dem Bewußtsein selbst, sondern nur durch Annahme eines vom Bewußtsein unabhängig Bestehenden zurecht legen können. — Wenn eine Gruppe von Eindrücken, die wir als Haus oder Berg bezeichnen, jedesmal wiederkehrt, sobald wir bestimmte Bedingungen erfüllen, also im einfachsten Falle den Blick darauf richten; wenn wir die Bewegung, die Ortsveränderung z. B. einer rollenden Kugel auf Augenblicke, aber ebenso auch eines Kometen auf Jahre hinaus mit großer Sicherheit vorausbestimmen, so zwingt sich der Gedanke auf, Berg und Haus, Kugel und Komet existieren auch, wenn sie nicht von uns gesehen oder sonstwie wahrgenommen werden. Nach diesen beiden Polen, dem unmittelbaren Sein im Bewußtsein und den Regelmäßigkeiten dieses Seins, die uns zur Annahme eines weiteren Seins außerhalb des Bewußtseins nötigen, orientiert sich das Problem: Bewußt-sein und Erschlossen-sein, das ist im Grunde der Gegensatz von Seele und Körper.

Soweit durfte auch Mach mitgehen. Nun erhebt sich erst die eigentliche Frage: was können wir über das erschlossene Sein ausmachen? Ist uns dessen Wesen zugänglich wie das Bewußtsein? Darum drehen sich nun alle die zahlreichen Versuche zur Begründung einer „Weltanschauung", die seit dem ersten Erwachen des theoretischen Interesses unternommen wurden. Meines Erachtens hat Mach diesen Punkt nicht von Anfang an in genauen Betracht gezogen. Seine früheren Äußerungen haben das Bewußtsein nur als biologische Erscheinung (wie bei Häckel), nicht als erkenntnistheoretischen Faktor im Auge. Erst Verworn hat es glatt ausgesprochen (Naturwissenschaft und Weltanschauung, 1904): die psychischen Erscheinungen bleiben auch außerhalb des Bewußtseins „psychische" Erscheinungen. Besser ausgedrückt: bewußte und unbewußte Elemente sind derselben Art. Das wird jetzt auch bei Mach klar (Erkenntnis und Irrtum, 1905). „Das Bewußtsein besteht nicht in einer besonderen Qualität, sondern in einem besonderen Zusammenhange gegebener Qualitäten". Frage: was ermächtigt uns anzunehmen, daß das erschlossene Sein (die unbewußten Elemente) gleichartig seien mit dem bewußten Sein (den Bewußtseinselementen)? Diese Schwierigkeit hat auch Mach nicht ganz verkannt: „Schließlich werden wir aber doch erwarten dürfen, daß letztere Abhängigkeiten (der Elemente der Außenwelt) doch von einer Art sind wie erstere (die der eigenen Person), wie wir aus der fortschreitenden Untersuchung fremder, außerhalb unserer U-Grenze (des eigenen Körpers) gelegener Tier- und Menschenleiber mit zusehend wachsender Sicherheit entnehmen". — Wieso aber dies? Können die unbewußten Elemente als solche direkt von uns erfahren werden? Nein. Ergibt sich an den bewußten Elementen ein Anhalt, auf die Natur der unbewußten einen Schluß zu ziehen? Nein; zum mindesten derzeit nicht. Dann überschreitet die Gleichsetzung der unbewußten und bewußten Elemente unsere Erfahrung;

es ist eine beliebig gewählte Annahme, eine in den Tatsachen selbst **nicht** begründete **Hypothese**. Machs Aufstellung scheint unwillkürlich diese zu sein: alle Weltelemente sind gleich, und das Bewußtsein bietet dann keine Schwierigkeit als „besonderer Zusammenhang der Elemente". Da gilt der alte Schopenhauersche Vorhalt: es sei leicht, aus einem Systeme herauszuholen, was man vorher schon säuberlich hineingelegt habe. Gibt aber Mach zu, daß die Gleichartigkeit der Weltelemente **nicht** in unserer Erfahrung liege, dann wird sein System zur bloßen Arbeitshypothese. — Er muß dann nachweisen, daß es wirklich in der Linie des geringeren Widerstandes liege, daß es die Tatsachen leichter erkläre als die bisherige Konzeption der getrennten und aufeinander wirkenden Einzeldinge und -wesen. Ja, die Vorteile müßten nicht gering sein, um gegenüber einer so uralten Denkweise zum Hypothesenwechsel zu treiben (wohlgemerkt: nur Wechsel der **Hypothese**!).

Den Beweis für diesen Vorteil scheint mir Machs Weltidee bisher nicht erbracht zu haben. Einige der sich erhebenden Schwierigkeiten kommen noch unten zur Sprache. Gelingt es den Anhängern der neuen Lehre, diese Schwierigkeiten zu überwinden und bedeutende Vorteile nachzuweisen, dann mag der Hypothesenwechsel sich aufdrängen. Eine wahre „Erkenntnis" des außerhalb unserer psychischen Erlebnisse Liegenden wird aber nur dann anzubahnen sein, wenn erst die Art der Verbindung zwischen Bewußtem und Unbewußtem klarer begriffen, das Wesen des Bewußtseins tiefer durchforscht ist. Jetzt stehen wir noch zu sehr in den Anfängen, um an eine Revision dieses Begriffes zu schreiten.

4.

Am einschneidendsten mußte Machs Lehre für die Auffassung der Persönlichkeit werden. Daß die Aktivität des Individuums fällt, daß es nur mehr den Schauplatz abgibt für die mannigfachen Geschicke der „Elemente", ist allen Vertretern der „Psychologie ohne Seele" gemeinsam. Aber bei Mach rücken auch die „Dinge" in das „Individuum" hinein: der Baum da vor mir kann ebenso Teil meines Bewußtseins werden wie die Sterne am fernsten Himmel, so weit die bewußten Elemente reichen, so weit reicht mein augenblickliches „Ich". Die Entwicklungsfähigkeit, der stete Wandel unseres Ich-Bewußtseins wird demnach stark betont. Gleichwohl kann Mach um den klärlich viel engeren Zusammenhang **innerhalb** des Individuums nicht herum. Die „U-Grenze", die die Elementenkomplexe der sogenannten Außenwelt von **unserer** Person trennt, gilt auch ihm als wichtig. Die Beziehungen innerhalb und außerhalb derselben sind anderer Art; aber — s[illegible] eben bei — deshalb seien die **Elemente** nicht verschied[illegible] die geschlossene Einheit des Personbewußtseins fällt, da[illegible] folgerichtigerweise auch die dinglichen Einheiten nach. „D[illegible]

sind also nichts weiter als Bündel gesetzmäßig zusammenhängender Reaktionen"; d. h. eine Gruppe von Empfindungen, von denen wir wissen, daß sie unter gewissen näher bestimmten, stets gleichen Umständen mit- oder nacheinander ins Bewußtsein fallen können. — So weit Machs Ansichten. Versuchen wir ein wenig Kritik. Zunächst einen ganz einfachen Fall. Ich sehe vor mir einen Baum, dessen Blätter mir grün erscheinen; mein Nachbar B, der farbenblind ist, hält sie für grau. Nun ist ja die Farbenempfindung eben auch von der Beschaffenheit des Individuums abhängig. Aber diese Empfindung ist, in Verbindung mit anderen, auch der Körper. Es ist dasselbe Element (Farbe des Körpers), das mir und dem B ins Bewußtsein fällt. Demnach kann dasselbe Element — und dies läßt sich auf alle anderen Elemente der Außenwelt übertragen — in mannigfacher Form auftreten. Darin liegt nun wieder die Anerkennung des von Mach bekämpften Unterschiedes zwischen Sein und Schein: wenn dasselbe unter verschiedenen Bedingungen verschieden empfunden wird, was ist es dann „an sich"? Da Mach seine psychischen „Elemente" als Konstituenten der Welt faßt, läßt sich diese Frage trotz allem nicht umgehen. Die Variabilität desselben Elementes je nach Zusammenhang wird auch durch den Reaktionsbegriff nicht beseitigt. Diesen darf Mach nicht im landläufigen Sinne nehmen — sonst droht sofort wieder das Kantsche Gespenst im Hintergrunde —, vielmehr nur in dem Sinne, daß von der Anwesenheit gewisser Elemente die Anwesenheit anderer bedingt ist. Es bleibt uns nur der Weg, die Elemente als Nichtkonstantes, vielmehr als ein unter den besonderen Umständen immer in besonderer Form sich neu Einstellendes zu fassen. Dann aber fehlt den Elementen das Rückgrat, sozusagen, es ist eine unfaßbare Masse in beständigem Fluß; von der wir nur nicht angeben können, was das Gesetz ihrer Gestaltung abgibt. Auch löst sich dann die reale Welt von selbst auf: was A und B als dasselbe Ding erkennen, ist nicht mehr dasselbe. — Wer schlägt nun die Brücke von Individuum zu Individuum und baut die Welt der Wechselwirkung auf? Die nächste Konsequenz der Machschen Ich-Lehre schiene mir dann Leibniz' prästabilierte Harmonie zu sein.

Neben der physischen Welt, die allen zugänglich ist, anerkennt Mach ausdrücklich die verhältnismäßige Verschiedenheit der psychischen Elemente, deren Zusammenhang anderer Art, wie sie auch nur uns selbst, und nicht auch einem anderen ins Bewußtsein kommen. Dies wäre wohl genug, die Individualität als solche zu begründen; käme nicht Machs Auffassung des Bewußtseins dazu, derzufolge dieses etwa statt des üblichen individuellen, als eine Art partiellen Weltbewußtseins zu bezeichnen ist. So gelangen wir zu neuen Komplikationen.

Das Bewußtsein ist gebunden an die Existenz eines besonderen Elementenkomplexes, des Gehirns und noch an eine besondere Form desselben (Durchblutung, Spannung u. dgl.). Wie wollen wir

es nun auffassen, daß dieser besondere Komplex den Zusammenhang anderer Komplexe in so fundamentaler Weise zu ändern vermag, die ihrerseits wieder in keinerlei direkter Verbindung mit ihm zu stehen brauchen? Wenn z. B. durch Aufmerksamkeit auf einen fernen Baum oder Stern, d. h. durch besondere Veränderungen im Gehirne (und allerdings auch an den Teilen des Sehapparates) dieser Baum oder Stern auf einmal zu bewußten (selbstverständlich nicht sich bewußten) Elementengruppen werden, aber nicht die Zwischenglieder!

Wenn das Individuum stirbt, geht ein Teil seines Bestandes, den wir seine physische Welt nennen, unrettbar unter. Auch Mach wird das Gleiche für unsere Vorstellungen, Gefühle usw., „die nur dem Einzelnen eigen", annehmen müssen. Die Auflösung eines bestimmten Elementenverbandes, des Gehirns, führt demnach zur Vernichtung psychischer Bestände. Ein Gegenstück ist die Geburt. Hier wird ein Vorrat von psychischen Elementen (die vererbten Tendenzen) zugleich mit dem physischen Körper gebildet. — Im Verlaufe unserer geistigen Entwicklung „wuchert" unser Vorstellungsleben in erstaunlicher Weise. Seine Quelle sind die Empfindungen, das ist, die Elemente der Außenwelt, die aber dabei ihre volle physische Wirksamkeit behalten, deren „Energiemenge" dadurch nicht verändert wird. Dies ergibt einen typischen Unterschied zwischen den Elementen, die „uns gemeinsam sind", und jenen, die „nur dem Einzelnen direkt zugänglich". Die ersteren bilden ein völlig geschlossenes System gegenseitiger „Bestimmtheit" (kausaler Beziehungen); kein Glied kann sich verändern, ausfallen oder eintreten, ohne korrespondierende Änderung anderer Glieder (Erhaltung der Materie, Erhaltung der Energie). Bei den letzteren können gleich ganze Gruppen entstehen oder verschwinden, ohne irgend welche Kompensation. Sind dies wirklich Elemente derselben Art[1])?

5.

Mach will nicht als Philosoph angesehen werden. Seltsam genug, auf den ersten Blick, bewegt er sich doch mit Vorliebe gerade im Reiche jener äußersten Grenzgebiete allgemeinster Ideen und grundlegender, erkenntnistheoretischer Fragen, die heute als das eigenste Domanium der Philosophie gelten — nach Abspaltung zahlreicher Einzelwissenschaften, wie Psychologie oder Ethik, die auf selbstgebahnten Pfaden fortschreiten. Daß er seinen Weg von den exakten Wissenschaften hergenommen, kann wohl nicht entscheiden: der größte Teil aller philosophischen Systeme hat denselben Ausgangspunkt. Woher der vermeintliche Gegensatz, das

---

[1]) Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei hier noch besonders betont, daß ich keineswegs Mach den Alltagsdualismus unterschiebe; vielmehr soll gezeigt werden, daß eben das Endziel Machs, der einwandfreie Monismus, an den Voraussetzungen selbst scheitert.

halb bittere, halb überlegen heitere Lächeln, mit dem die Grenzlinie zwischen Philosophie und Naturwissenschaft gezogen werden soll? Bei näherem Zusehen begreift sich auch dies. Nur in Erfahrungswissenschaft kann Mach sichere Erkenntnis sehen, und so nimmt er auch für seine Weltbetrachtung das Eichzeichen der reinen Erfahrung in Anspruch. Die problematischen Zutaten der Systemphilosophen sollen demgegenüber gebrandmarkt werden. Ob diese Scheidewand berechtigt, ob Machs eigene Aufstellungen wirklich nur ausschließliche Ergebnisse der fortschreitenden Erfahrung sind, war der Gegenstand unserer bisherigen Erwägungen.

Mach nimmt hier die Comtesche Idee der geistigen Entwicklung von „mythologischer“ zu „philosophischer“, von „philosophischer“ zu „wissenschaftlicher“ Erkenntnis ausdrücklich an. Es ist das mächtige Anwachsen des historischen Verständnisses, dieses besonderen geistigen Charakteristikums des abgelaufenen Jahrhunderts, welches auch hier zutage tritt. Für Mach ist die historische Einsicht auch der Beweis: „Am vollständigsten und strengsten ist jedoch ein Gedanke begründet, wenn alle Motive und Wege, welche zu demselben geleitet und ihn befestigt haben, klar dargelegt sind ...... Ein Gedanke, dessen Entstehungsmotive ganz klar gelegt sind, ist für alle Zeiten unverlierbar, so lange letztere gelten, und kann anderseits sofort aufgegeben werden, sobald diese Motive als hinfällig erkannt werden“. Dies ist auch das Programm seiner eigenen wissenschaftlichen Arbeiten, so der „Geschichte und Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit“ (1872), der „Mechanik in ihrer Entwicklung“ (1883) und der „Prinzipien der Wärmelehre“ (1896); er folgt der allmählichen Entwicklung eines Problems oder einer Problemgruppe, um von hier aus den Standpunkt zur Beurteilung zu gewinnen. Dabei müssen in erster Reihe alle *a priori* Erkenntnisse abgewiesen werden. Geometrie und Mathematik, die so vielfach als unverrückbare Ausgangspunkte unseres Wissens galten, werden in ihrer allmählichen Entwicklung verfolgt und damit im Zusammenhange unsere physiologische Zeit- und Raumempfindung untersucht. Ergebnis: aus den Daten der letzteren, die ihrerseits die Erfahrungen der vergangenen Generationen repräsentieren, ergeben sich unsere mathematischen und geometrischen Begriffe erst durch einen mühsamen, Jahrhunderte dauernden Entwicklungsprozeß. Noch wichtiger ist die Kritik des Kausalitätsbegriffes. Wie Auguste Comte weist Mach jede Annahme absoluter Beziehungen zurück, alles, was geschieht, geschieht nur in Abhängigkeit voneinander, in gegenseitiger Relation (Korrelativismus). Es gibt nur gewisse allgemeine, sich wiederholende Bezüge, „Beständigkeiten“; sind die Elemente zeitlich und räumlich eng verbunden, sprechen wir von „Substanzen“, sonst von „Ursache und Wirkung“. Darum wird der Kausalitätsgedanke ersetzt durch den mathematischen Funktionsbegriff: „eindeutige Bestimmung“, genau

berechenbare „Abhängigkeit der Merkmale der Tatsachen voneinander“[1]). Für Mach, wie für Comte, besteht der Zweck der Wissenschaft in der allmählichen Erkenntnis dieser „Beständigkeiten“; die Voraussicht der Ereignisse, um sich dagegen zu schützen, das *savoir pour prévoir* Comtes, erscheint bei unserem Denker noch in der besonderen Form der biologischen Zweckmäßigkeit: Anpassung an die Lebensumstände.

Darum hat die Wissenschaft auch nur mit den allgemeinen instinktiven Grundlagen des psychischen Lebens zu rechnen. Sie ist nur eine besondere Form ihrer Entwicklung. Die Erfahrung des Alltages ist nicht wesentlich verschieden von der wissenschaftlichen Erkenntnis. Hier wie dort liegt in der stetig fortschreitenden Bildung immer ausgedehnterer Associationszentren — „Wucherung des Vorstellungsleben“, sagt Mach — das Wesen der Erfahrung. Die Erfahrung entsteht erst, wenngleich unsere angeborene Nervenorganisation sie prädeterminiert, ihre Entwicklungsrichtung bestimmt, wie Mach ein Wort Benekes aufnimmt. Eins hebt freilich die Wissenschaft aus der allgemeinen Lebenserfahrung: sie hat keinerlei Interesse für das Einzelne, nur das Allgemeine, der Begriff, kann Gegenstand ihrer Behandlung sein. Dieses allein hat biologischen Wert, denn nur die allgemeinen Bezüge kehren wieder und lassen sich daher auch zum Gegenstande der Voraussage machen. Ob aber die Erwartungen, die sich als Folge des assoziativen Zusammentretens ausbilden, auch den Tatsachen entsprechen, läßt sich nur wieder an Hand weiterer Erfahrungen ermitteln. Irrtum und Wahrheit sind zwei Zwillingsschwestern, aus demselben Stamme entsprossen; nur mühevoller Arbeit, oft der Arbeit vieler Jahrhunderte, gelingt es, die Larve zu rücken.

Die logischen Operationen, induktiv wie deduktiv, erweitern unser Wissen nicht. „Die Logik liefert keine neuen Erkenntnisse“. Wohl aber dient sie dazu, die gewonnenen Erkenntnisse an einander zu prüfen, Einklang oder Widerspruch aufzudecken und so die Abstraktion zu neuen Erkenntnissen zu leiten. Eine schöpferische Kraft, etwa im Sinne der Kantschen Kategorien, wohnt den Formen der Logik und Methodenlehre nicht inne. So ist die Erkenntnis ein beständig Werdendes, Anpassung der Gedanken an die Tatsachen und untereinander, der die Anpassung der Organismen an die Umgebung und der Teile des Organismus aneinander entspricht. Darum sind auch die Wissenschaften als Ganzes Erscheinungen der biologischen Anpassung; „wir können jedes wissenschaftliche Interesse als ein mittelbares biologisches Interesse auffassen“. Ein

[1]) Die Kritik Machs scheint mir zutreffend, soweit ausschließlich der objektive Faktor des Kausalitätsgedankens in Betracht steht. Doch ist sein Sinn in erster Linie und ursprünglichst ein subjektiver, ein „Denkzwang“, der erst psychologisch zu erklären ist, ehe er auf seine Anwendung auf die Außenwelt geprüft werden kann.

großes Wahrwort, das wohltuend von der üblichen Phrase vom „Selbstzweck der Wissenschaft“ absticht, mit dem man die vielfache Zeit- und Kraftvergeudung innerhalb einzelner Arbeitsgebiete zu beschönigen sucht.

6.

Es ist nur ein Teil von Machs allgemeiner Weltanschauung, wenn er sich gegen das in der Naturwissenschaft herrschende Verlangen stellt, alle Erkenntnis zur Anschaulichkeit zu machen. Innerhalb der exakten Wissenschaften muß der Atomismus für ihn an denselben Gebrechen leiden, wie der Materialismus für die allgemeine Weltbetrachtung: es ist die Bevorzugung einer Art Welt- und Erkenntniselemente gegenüber den anderen als das Primäre, als das Wirkliche! Es ist nur in dem geschichtlichen Gange unserer geistigen Entwicklung begründet, daß für unsere Erkenntnis gerade die Erfahrungen der Augen von so überragender Bedeutung geworden sind. An und für sich — und hier kehrt Mach zu Schelling zurück — sind die thermischen, optischen, elektrischen Vorgänge usw. ebenso wirklich und seiend als die mechanischen: sie bedürfen zu ihrem Verständnisse keiner Zurückführung auf die letzteren. Darum weist Mach, wie Ostwald, die rein mechanistische Naturbetrachtung ab — mechanistisch hier rein physikalisch genommen, nicht von dem durchgängigen Bestande des Energiegesetzes —; gleichwohl lehnt er jene Erklärungsversuche nicht schlechtweg ab, wie dies irrtümlich aufgefaßt worden, sie behalten auch ihm ihren Wert, wenn schon nur als Bilder, als Spiegelungen des Wirklichen. In der Hypothese aber sei die kräftige Anregung, welche vom gut gewählten Gleichnisse auszugehen vermag, von größter Tragweite. Deshalb anerkennt Mach auch unumwunden die mächtige Förderung, die sich aus dem Streben nach Anschaulichkeit des Naturerkennens ergeben hat (Maxwell).

Welches ist demnach der Zweck der Naturwissenschaft? Was bedeuten ihre „Gesetze“? Nach Machs allgemeinen Anschauungen können diese nicht als absolut bestehende Normen verstanden werden, die dem wirklichen Naturgeschehen seine Bahn gleichsam von außen her aufzwingen. Vielmehr sind es verallgemeinernde Zusammenfassungen von Erfahrungstatsachen, welche nur so lange ihre Geltung bewähren, bis veränderte Erfahrungen uns zu ihrer Änderung nötigen. Die Naturgesetze sind nur für unser Erkennen, nicht für das Geschehen selbst da. Hierin wiederholt sich gewissermaßen die Kantsche Position, unter Ersatz des Apriorismus durch das historische Werden. Für die nähere Durchführung mußte hier Comtes Relativismus, aber vielleicht noch mehr die anschließende Kritik des Kausalitätsgedankens durch K. Göring, den Weg weisen; der Machsche Funktionsbegriff wurde ja schon oben erwähnt. Dies führte der Reihe nach zu Machs „ökonomischer Darstellung des Tatsächlichen“, zur bekannten „vollständigen und

einfachsten Beschreibung“ Kirchhoffs, mit einer leichten Wendung zum „adäquatesten Bilde“ bei Hertz. Jetzt (Erkenntnis und Irrtum) hebt Mach besonders die biologische Seite des Erkenntnisganges hervor, der zur Aufstellung der „Naturgesetze“ führt. Es ist uns ein psychisches Bedürfnis, uns in der Natur zurecht zu finden; die Erwartungen, welche die Lebewesen von den äußeren Vorgängen hegen, müssen „erhaltungsgemäß“ ausfallen, um biologisch Schutz und Förderung zu bieten. Daher auch mit der komplizierteren Lebenslage die beständige Weiterbildung dieser Erwartungen erfolgt: den qualitativen folgen quantitative Erkenntnisse bis zum Gesetze der „eindeutigen Bestimmtheit“ (siehe oben); weiter treten die ökonomischen Momente in Geltung, Kürze und Übersichtlichkeit, Kontinuität und Beständigkeit, endlich Zusammenschluß möglichst zahlreicher Wissensgruppen. So definiert Mach die Naturgesetze als „Einschränkungen, die wir unter der Leitung der Erfahrung unserer Erwartung vorschreiben“; die Naturwissenschaft in ihrer Gesamtheit erscheint wie eine „Art Instrumentensammlung zur gedanklichen Ergänzung irgend welcher teilweise vorliegenden Tatsachen oder zur möglichsten Einschränkung unserer Erwartung in künftig sich darbietenden Fällen“.

Machs Betrachtungen über die Entwicklung und Rolle der Naturwissenschaft sind bedeutsam, bedeutsam auch für die Kritik der Wissenschaft und unseres Wissens überhaupt. Sind auch die einzelnen Erkenntnisse vielfach nicht neu — wie könnte dies sein? Mach macht auch keinerlei Anspruch hierauf — so ist doch ihre Zusammenfassung im Rahmen des historischen Werdens ungemein lehrreich. Indes liegt jedoch hinter diesem historischen Werden ein Etwas, das Mach, wie ich glaube, fälschlich in jenem Werden schon erschöpft sein läßt.

Jeder Beobachtung, jeder Erkenntnis gehen schon bestimmte Zustände voraus, die von vornehinein unser geistiges Interesse lenken, die Richtung des Erkennens vorschreiben; diese (subjektiven) Voraussetzungen mögen nun die einfache Aufnahmsfähigkeit des Organs oder ein höchst zusammengesetzter Aufmerksamkeitsakt sein. Mach erkennt diesen Faktor ja an, auch für ihn ist jede Beobachtung schon durch die Theorie bestimmt. Der ganze so viele Jahrtausende umfassende Prozeß der Fortbildung der Organismenwelt besteht aus solchen einzelnen Fortschritten, die nicht mehr rückgängig werden und bei denen immer das Folgende durch das Vorausgehende bestimmt wird. Wann läßt sich nun dieser Prozeß abbrechen? Wo finden wir die Stelle, an der wir sagen können, hier werde das organische Wesen nur von außen her bestimmt, *a white paper void of all characters.* Mach, der keinerlei Spontaneität des Organismus als solchen anerkennt, hat dieser Frage gegenüber einen schweren Stand. Anderseits erhebt sich gegen die rein subjektive Auffassung der Naturgesetze

Bedenken. Gewiß ist das subjektive Element hier nicht zu unterschätzen. Aber wie wäre es möglich, daß sich solch durchgreifende Zusammenfassungen überhaupt bilden ließen, wären in den Geschehnissen selbst nicht die objektiven Vorbedingungen dazu gegeben.

Wie läßt sich die Übereinstimmung innerhalb unserer Erkenntnisse erklären, wenn sie nicht auch in den Tatsachen wirklich vertreten wäre? „Die Tatsachen sind nicht genötigt, sich nach unseren Gedanken zu richten", sagt Mach, „aber unsere Gedanken, unsere Erwartungen richten sich nach anderen Gedanken, nach den Begriffen nämlich, welche wir uns von den Tatsachen gebildet haben." Aber diese Begriffe sind selbst doch wieder aus den Tatsachen gewonnen! Wenn wir aber eben nur das Gleiche herausgriffen und zusammenfügten, ohne daß ein objektiver Tatbestand dieser Gleichheit zugrunde läge, wie kommt es, daß sich diese Gesetze auch tatsächlich bewähren, daß unsere Voraussagen sich als richtig erweisen? Daß sie als wissenschaftliche Grundlage verwertet werden können? Und gibt Mach nicht selbst zu, daß unsere „Wünsche", wie er die unvollständige Induktion nicht mit Unrecht charakterisiert, sich vielfach als richtig erweisen (bei hinreichender Erkenntnis); daß wir mit dem „Postulate nach Gleichförmigkeit der Natur" keinen Fehlgriff getan, wenngleich der Beweis nicht für jeden Einzelfall, keine vollständige Induktion möglich sei?

Noch können wir auf die Voraussetzungen weder in den Dingen, noch in den Erkenntnissubjekten verzichten. Darum scheint es mir keineswegs, als ob das entscheidende Wort hier schon gesprochen sei.

7.

Wie Mach selbst den Historismus in seiner Lehre kräftig betont, so trägt auch sein System die Spuren des allmählichen Werdens Schritt um Schritt, in unverkennbaren Zügen. Mach nahm eben die Probleme auf, einzeln und isoliert, wie sie ihm auf den Wegen der naturwissenschaftlichen Forschung begegneten. Auch in den beiden zusammenfassenden Werken, der „Analyse der Empfindungen" (1885) und „Erkenntnis und Irrtum" (1905) tritt das Aperçuartige noch stark hervor; noch mehr selbstverständlich in den „Populärwissenschaftlichen Vorträgen", einer bunten Sammlung, die uns aber im Verein mit den Auflagen der „Mechanik" und „Wärmelehre" das beste Bild vom allmählichen Werden der Machschen Gedankenwelt gibt. Zusammen mit dem Neuartigen in seinen Aufstellungen ist dieser Umstand Schuld an der Schwierigkeit, Mach sogleich zu verstehen. Als eine Art Einführung sind denn auch diese Zeilen gedacht; umsomehr als der Einfluß dieses Denkers in den jüngsten Jahren beständig steigt, ja es scheint

als ob die ersten Anzeichen eines regelrechten Mach-Fiebers zutage treten wollen. Die alte Geschichte: erst zu wenig, dann zu viel.

Auch meine Bedenken gegen Machs Ansichten habe ich in Kürze zur Darstellung gebracht. Nicht in jenem apodiktisch absprechenden Sinne, der die Lösung der Menschheitsprobleme jeweilig in der eigenen Meinung abgeschlossen sieht. Entscheidend kann hier nur die Zukunft urteilen, und man wird der neuen Lehre umsomehr eine gewisse Entfaltungszeit gewähren müssen, als sie noch kaum zu den wichtigsten Problemen Stellung nehmen konnte. Darum habe ich mich auch bemüht, die historischen Zusammenhänge genauer aufzuzeigen, nach der intellektuellen wie nach der Richtung des Gefühlsgehaltes hin. Avenarius bezeichnete die neue Lehre — und das Wesentlichste haben beide gemeinsam — als eine Wiederherstellung des „natürlichen“ Weltbegriffes. Nach dem Gesagten wird man dies etwas seltsam finden. Steht das Meiste doch geradezu diametral unserem Alltagsdenken gegenüber. Das aber scheint mir ein böses Zeichen für die Richtigkeit der neuen Lehren zu sein.

Indessen liegt die Bedeutung eines Denkers keineswegs bloß in der Richtigkeit der von ihm gefundenen Ergebnisse. Bedeutungsvoller wird er oft, wenn er die Gedankenarbeit vergangener Zeiten unter einheitlichen Gesichtspunkten erfaßt: dadurch werden wesentliche Punkte den folgenden Generationen handlich, Unwesentliches aber Verwirrendes verschwindet. Der neuen Arbeit wird ein fester Grund geboten. Kants Stellung ist hiedurch gekennzeichnet. Mach, der ihm schroff gegenüberzustehen wähnt, teilt mit ihm die Breite des Wissens, die zahlreichen Anknüpfungspunkte. Daß er nicht Philosoph „von Fach“ ist, kommt ihm hier mächtig zu statten. Daß seine Basis von gewaltiger Breite, daß man mit Unrecht ihn unter dem ausschließlichen Gesichtspunkte des „Comte-Jüngers“ betrachtet, glaube ich auch in diesem engen Rahmen schon gezeigt zu haben. Das Charakteristische, die Verbindung von naturwissenschaftlichem mit historischem Denken, ist nur die Erfüllung vorausgehender Zeitgedanken; um wie viel schärfer ist sie bei Mach ausgeprägt als bei dem französischen Philosophen! Auch daß Mach die Stellung des Einzelnen an dem Maße des Ganzen, an der sozialen Bedeutung mißt, ist unseren Tagen gemein.

Gerade diese Züge verbürgen mir Machs Bedeutung. Seine Lehre mag unrichtig sein — vieles an ihr, gerade der Kern in ihr, scheint mir ganz unhaltbar zu sein, mir persönlich. Aber er hat uns etwas zu sagen: er berührt neue Fragen, regt zu neuem Denken an. Wie weit sein Einfluß gehen wird, läßt sich jetzt noch nicht abstecken. Aber gewiß, er spricht zu gering von sich, wenn er für sich, den Naturforscher, nur ein gelegentliches „Hinüberschauen in eine andere Betrachtungsweise“ in Anspruch nimmt — in Wirklichkeit eine andere Arbeitsweise und eine

andere Welt. Denn wie immer die Zeit über ihn urteilt, er wird zu denen gehören, von welchen er selbst sagt: ihre Irrtümer hätten der Wissenschaft mehr genützt, als die Wahrheit der anderen.

Dr. Karl Schriefl.

Zu den Dunkelmännerbriefen.

Die alte Frage, wer denn die Verfasser der *Epistolae obscurorum virorum* (1515—1517) sein mögen, hat erst im XIX. Jahrhundert eine einigermaßen sichere Beantwortung erfahren. Die Arbeiten von Kampschulte, Strauß und Böcking erzielten etwa folgendes Resultat: Die Heimat der Satire ist der Erfurter Humanistenkreis, die Idee des Ganzen stammt von Crotus, von ihm rührt auch der erste Teil her, während der zweite Teil Hutten zum Verfasser hat; an beiden Teilen haben aber wahrscheinlich auch andere Gesinnungsgenossen mitgearbeitet. Seit drei Jahren liegt nun eine neue Untersuchung der ganzen Frage vor in dem Buche: „Die Verfasser der *Epistolae obscurorum virorum.* Von Walther Brecht. Straßburg 1904“. Das Ergebnis der sorgfältigen Arbeit bestätigt im ganzen die Richtigkeit der bisherigen Anschauung; Crotus bleibt Verfasser des ersten Teiles, Hutten des zweiten Teiles, nur macht es Brecht durch eine eingehende sachliche und sprachliche Analyse wahrscheinlich, daß jeder Teil für sich eine einheitliche Konzeption voraussetzt, daß also der Gedanke an Mitarbeiter abzulehnen sei. Aber es sind nicht diese Hauptfragen, die ich im folgenden besprechen möchte, sondern ich will, der Anregung des neuen Buches folgend, nur über einige mehr untergeordnete Punkte meine abweichende Ansicht darlegen und so vielleicht einiges zur Aufhellung des dunklen Gebietes beitragen.

Es ist eine alte Anschauung, daß das Latein der *Epistolae* im großen und ganzen die Sprache darstelle, wie sie an den mittelalterlichen Lehranstalten wirklich gesprochen wurde. Schon eine Ausgabe der Dunkelmännerbriefe von 1689 (Böcking, *Hutteni operum suppl.* I, p. 516) gibt an, sie sei erschienen, *„ut et doctus orbis denuo cognoscat, quantis sordibus olim stabulum (!) latini repletum fuerit, quantoque constiterit labore illud purgare“.* Beweise dafür hat man nie erbracht; man begnügt sich mit der Behauptung, die Sprache selbst lasse deutlich erkennen, „daß sie gelebt hat und wirklich gesprochen worden ist“ (Strauß, Hutten I, p. 251) oder man will „unmittelbare Naturwahrheit“ darin finden, wie das Brecht tut (p. 95). Mit solchen Äußerungen über subjektive Eindrücke wird aber nichts bewiesen. Gern beruft man sich auch auf die Geschichte von den englischen Mönchen, die in der Meinung, die *Epistolae* seien zu ihren Gunsten geschrieben, große Freude über die neue Erscheinung geäußert hätten. Aber auch

diese kann kein Argument abgeben, weil sie, um wahr zu sein, voraussetzt, „daß auf den mittelalterlichen Universitäten und Klöstern der gesunde Menschenverstand bis auf den allerletzten Rest ausgestorben war" (Paulsen). Das Ganze ist eben ein Witz des Erasmus, der nicht einmal Originalität beanspruchen kann, da das gleiche Motiv bereits Hutten 11 Jahre früher *(ep. o. v. II 28)* verwendet hat, indem er einen Mönch aus Rom schreiben läßt: *„Vidi bene unum librum, qui intitulatur epistolae obscurorum virorum et multum delectat me, quando lego, quia est notabiliter bonus habens in se de multis materiis hincinde"*. Von den Kölnern, um die sich doch der Streit dreht, ist hinreichendes Material vorhanden, um zeigen zu können, daß ihr Latein, wie das auch Brecht (Vorr. VIII) zugibt, mit der Sprache der *Epistolae* nicht die entfernteste Ähnlichkeit hat; Ortwin und Hochstraten schreiben nicht schlechter als Reuchlin, das verehrte Haupt der Junghumanisten. Auch für andere Orte liegt bisher kein Schatten eines Beweises vor und den müßten doch diejenigen vorerst erbringen, welche, wie W. Scherer (Literaturgeschichte[7], p. 274) behaupten, daß auch in dem „entzückend komischen Küchenlatein" .... „jeder Zug echt sei". Es handelt sich darum, eine Vorlesung, einen Brief oder sonst ein ernst gemeintes Schriftstück aus Universitätskreisen ans Licht zu bringen, welches, wenn auch etwas abgeschwächt, jenes weitgehende Deutsch-Latein aufwiese, das für die *Epistolae* charakteristisch ist [1]).

Ich sage ausdrücklich „jenes weitgehende Deutsch-Latein". Denn es ist ja tatsächlich viel wirkliches Theologenlatein enthalten, wie es an den mittelalterlichen Universitäten gebräuchlich war.

---

[1]) Was Zarncke (Die deutschen Universitäten im Mittelalter. L. 1857 I, p. 246 sqq.) aus einer Berliner Handschrift des XV. Jahrh. bietet, hat keinerlei Beweiskraft, da nicht bekannt ist, wer diesen Versuch, deutsche Bibelstellen ins Latein zu übersetzen, gemacht hat; jedenfalls war es kein Universitätslehrer oder studierter Mönch. Denn man muß doch annehmen, daß der betreffende Übersetzer nicht einmal die Vulgata kannte; das behauptet aber selbst Crotus von seinen Gegnern nicht. Ich gebe aber Zarncke gern zu, daß das merkwürdige Schriftstück „schlagend beweist", daß ein derartiges Küchenlatein damals wirklich vorkam, es fragt sich nur, in welchen Kreisen. Denn daß so etwas im XV. Jahrh. überhaupt vorkam, brauchte nicht bewiesen zu werden; das ist ja auch im XX. Jahrh. noch der Fall, wie jeder Lateinlehrer aus den Heften seiner Elementarschüler beweisen könnte. Jenes Kuriosum macht den Eindruck einer Übungsaufgabe, die sich ein Schüler oder Autodidakt selbst stellte. Darauf weist die Eigenart der Fehler hin. Weil z. B. „unsere Knaben" im Deutschen Nom. oder Accus. sein kann, so schreibt er: *„vidimus pueri nostri mori"*. Aus derselben Quelle fließt: *„Dixerunt servos regi"*. „Name" ist gen. masc., daher: *„nomen .... vocatus erit"* u. dgl. Er findet im Glossar: *„aber: sed, autem"*; das verleitet ihn zu einem: *„sed autem plebs tuus spernet"*. „Amon lag im Bette" heißt bei ihm: *„Amon proiecit in rogatione"*, weil er vermutlich im Glossar gelesen hatte: *„bet* [= Bitte]: *rogatio"*. So kann doch keiner mehr schreiben, der selbst unter den schlechtesten Lehrern über den Donat hinausgekommen ist!

Crotus mußte davon Gebrauch machen, um sozusagen die richtige Lokalfarbe zu gewinnen und den Gestalten seiner Phantasie wenigstens einen Schein von Wirklichkeit zu lassen. In der Anwendung dieses Idioms lag aber gewiß für die Zeitgenossen nicht so viel Witz als für uns. Haben doch nicht nur Theologen wie Luther, sondern selbst Humanisten wie Reuchlin und Wimpheling gar manche Eigentümlichkeiten dieser Sprache zeitlebens bewahrt, die uns vom Standpunkte des Lateins unserer Schulen seltsam vorkommen. Und von diesem Standpunkte einer modernen Elementargrammatik hat Brecht eine Charakteristik des „obskuren Lateins" versucht und ist daher vielfach irre gegangen, indem er Wörter und Redensarten als charakteristische Schnitzer der Dunkelmänner aufführt, an denen gewiß humanistisch geschulte Zeitgenossen nichts Auffälliges, also auch nichts Witziges entdeckt hätten. Beispielsweise kam jedenfalls *„audire ab aliquo"* (= *ex aliquo* Brecht p. 101) den Humanisten nicht barbarisch vor, da doch Valla ausdrücklich sagt: *„Audivi a patre meo et audivi ex patre meo et audivi de patre meo idem significare inveniet, qui bonos libros evolvet"* (Elegant. III, c. 66). Die Präpositionen *ab, ex, de* gelten für Valla und damit für die Humanisten in vielen Wendungen als gleichbedeutend; schon deshalb war die wirklich klassische Phrase *„de domo exire"* nicht herauszuheben, ebensowenig *„gratias agere de re"* für *„pro re"*, das durchaus als klassisch galt und noch von Noltenius (*Lex. antib.*[2], p. 1473) als tadellose Verbindung angeführt wird. *„Humaniter"* (B. p. 102) und *„somniare de aliquo"* (B. p. 99) kann schon darum nicht für die Dunkelmänner bezeichnend sein, weil sonst auch Cicero in ihre Gesellschaft gehören müßte. Aber auch *quod* = acc. c. inf. ist damals nicht so auffallend und für die *Obscuri* charakteristisch, wie es nach Brechts Darstellung scheinen könnte. Schreiben doch auch Humanisten gelegentlich *scio quod, dico quod, credo quod.* Noch Manutius sieht darin eine klassische Ausdrucksweise: *„non patiar hunc loquendi modum posthac quasi sordidum et barbarum reici"* (Ad Cic. ep. fam. VII 28) und als der heißblütige Sanctius dieses *quod* als Quelle aller Barbarei bezeichnet hatte (Minerva I 3, 14), fand es noch einen Verteidiger an Perizonius. Beabsichtigter Witz liegt nicht in der Konstruktion, sondern darin, daß sich die Dunkelmänner ihrer fast ausschließlich bedienen[1]).

Diese und viele andere Eigentümlichkeiten des mittelalterlichen Lateins sind, wie gesagt, in den *Epistulae* zahlreich vertreten, aber in ihnen lag für jene Zeit gewiß keine besondere Komik. Der Hauptwitz in sprachlicher Hinsicht liegt vielmehr in den vielen

---

[1]) *Quod* = *ut* fin. und consec. ist freilich barbarisch, aber auch einem radikalen Kämpen (Bebel, *Facet.* III, p. 193 ed. 1602) ist einmal in die Feder gekommen: *„tam deformis es, quod (= ut) a nullo rogeris"*, während z. B. das mittelalterliche Büchlein *De imitatione Christi* diesen Fehler nirgends zeigt.

derben Verstößen gegen die gewöhnlichsten Regeln der Grammatik, wie da sind: *unus* = unbestimmter Artikel, *eritis rescribere* = *rescribetis, sanabitis* = *sanabimini, istae poetae, friget me, bene putat tecum* = er meint es gut mir dir u. a.

Für diese in fast jedem Briefe vorkommenden Monstrositäten sucht man vergeblich im Kathederlatein ein Vorbild, sie weisen vielmehr auf eine andere Quelle hin, nämlich auf die Sprechübungen der Schüler. Man halte sich vor Augen, daß die Scholaren in kürzester Zeit zum Sprechen gezwungen wurden und in der Schule auch mit den Kameraden nur lateinisch parlieren durften. Es läßt sich denken, was da gewöhnlich herausgekommen sein mag: „*sermo ex patrio et Latino mistus*“, sagt Vives (*De disc*. III), „*verborum portenta*“, Melanchthon (*De miseriis paed.*). Als Lehrer in Fulda, wo auch, wie Brecht sehr wahrscheinlich macht, das Werk entstanden ist, hatte Crotus gewiß genug Gelegenheit, das Idiom der über Donat und Alexander brütenden Schuljugend gründlich kennen zu lernen. Diese Sprache literarisch zu verwenden, war übrigens nichts Neues. Aber während Crotus den Vertretern mittelalterlicher Bildung überhaupt dieses Latein zuschreibt, hatte der herkömmliche Universitätswitz der Wahrheit entsprechend nur faule Schüler so sprechen lassen oder Leute, die auch nach mittelalterlichen Begriffen als *indocti et plane rudes* bezeichnet werden mußten. Einige Beispiele mögen das zeigen. Wimpheling verwendet in der Schulkomödie „*Stylpho*“ (1480; ed. Holstein 1892) das alte paränetische Motiv, zwei einstige Mitschüler nach Jahren wieder zusammenkommen zu lassen und an dem Erfolge des einen den Wert ehrlichen Fleißes, an dem Mißerfolg des anderen den Schaden zu zeigen, den eine leichtsinnige Lebensweise mit sich bringt. Vincentius hat fleißig studiert und so hohe Ehren erlangt, Stylpho ist, des Studiums überdrüßig, nach Rom gegangen und will nun durch Protektion eine Pfründe erlangen; charakteristisch ist für seinen Bildungsmangel die Unkenntnis des Lateins. Bei der Prüfung kann er nicht skandieren, leitet „*dixit*“ von „*dixo-ere*“ und „*narraverunt*“ von „*narvo-are*“ ab und wird daraufhin zum Schweinehirten qualifiziert. Dieselbe lehrhafte Tendenz wie der Stylpho, auf den ausdrücklich verwiesen wird, zeigt die quodlibetarische Scherzrede des Jakob Hartlieb „*De fide meretricum*“ (1500; bei Zarncke l. c. p. 67 sqq.). Brecht (p. 47) hebt besonders den darin enthaltenen Brief des Magisters Petrus Zepffel hervor, weil er mit den *Epistolae* große Verwandtschaft zeige, indem er wie diese eine „Verbindung mimischer Satire mit der Briefform“ darstelle. Es ist wahr, der Mann, der seinen Freund mit „*delicte socie charissime*“ anredet, ungescheut ein „*eris scribere unam pulchram litteram*“ niederschreibt und versichert: „*Lexi enim hucusque Virgilium super Lucam, Ciceronem super Marcum, Plautum de beata virgine et Horatium de sancta Katherina*“, der Mann hat mit den Dunkelmännern eine auffallende Ähnlichkeit

Aber eine „mimische Satire“ kann ich den Brief nicht nennen. Es ist vielmehr ein harmloser Schulwitz, der nicht etwa die Lehrer in der Person des Magisters Zepffel verspotten soll, sondern den Studenten ein abschreckendes Beispiel vor Augen stellen will für den Satz: „*Quod amor mulierum faciat hominem bestiam, insensatum, seipsum non cognoscentem, imo et porcum*“ (p. 76). Der gute Magister ist eben auch kein wirklicher Vertreter der Lehrerschaft; denn er hat seine untergeordnete Stelle nur einer Protektion zu verdanken und ist tatsächlich „*omnium litterarum ignarus sicut Stylpho*“ (p. 76). Sein Latein ist deshalb so schlecht, weil er das mittelalterliche Lehrbuch, den Alexander, nicht versteht; er will zwar seine Freunde das Versemachen lehren, ist aber selbst nur bis „*Distinxere pedes*“ gekommen, d. i. bis zu den Worten, mit denen der Grammatiker seine Metrik anfängt (v. 1561 des *Doctrinale* ed. Reichling). Es ist natürlich, daß Hartlieb diesem Geschöpf seiner Laune eine Sprache leiht, wie sie den kleinen Donatschülern eigen war; an ein Kopieren des Kathederlateins kann er unmöglich gedacht haben.

Im Dialogus des Paulus Niavis[1]) sind es wieder Schüler, welche sich des monströsen Lateins bedienen. Das Schriftchen stammt aus der Zeit um 1510. Florinus studiert, so erfahren wir aus dem Gespräche, fleißig an der Universität und spricht daher gutes Latein; die drei Mitunterredner besuchen armselige Landschulen, haben Interesse nur für Mägde und Bier, ihre Sprache ist ein wunderliches Deutsch-Latein. „*Hic sumus boni socii*“, sagt z. B. Skoribal, „*quando nobis placet, transimus ad illum Kuntz Knoblach. Ille libenter propinat bonum cerevisiam et quando modicum bibimus, tunc venit femina et portat nobis caseum et panem et quando bibimus per totum diem, tunc unus vix perzechavit quattuor denarios. — Pie Florine, quando velles hoc sero cum ire, vellemus ad unum bonum locum ire et laeti esse!*“ Die Sprache erinnert auch hier lebhaft an die der *Epistolae obscurorum virorum*[2]).

Eine weitere scherzhafte Verwendung findet das schlechte Latein vor Crotus in den beliebten Fazetiensammlungen. Weht

---

[1]) Bömer, Die lat. Schülergespräche. B. 1897, I. p. 46 sqq.

[2]) Bömer nennt wegen dieser Ähnlichkeit und weil Niavis gegen die mittelalterlichen Lehrbücher kämpft, Niavis einen Vorläufer des Crotus (Jahrb. f. Philologie und Paed. 1905). Das heißt entschieden zu weit gehen. Denn die scherzhafte Verwendung jenes Idioms ist offenbar ein herkömmlicher Universitätswitz, Crotus brauchte nicht erst durch Niavis zu seinem Küchenlatein angeregt zu werden. Das Wettern gegen die alten Lehrbücher gehört zur Mode, Ortwin, der Dunkelmann, steht hierin dem Niavis und Crotus nicht nach (Reichling, Ortwin Gratius, p. 67). Crotus kennt freilich den Niavis, aber er reiht ihn ausdrücklich (*Epist obsc. vir.* I 7) unter die *Obscuri* ein. Das wird uns nicht wundernehmen, wenn wir bedenken, welch weite Kluft zwischen Niavis als einem Streiter in der Frage *de conceptione intemeratae virginis* und dem Mutianischen Orden liegt.

einem auch aus diesen Anekdoten vielfach bereits ein junghumanistisches Lüftchen entgegen, so sind doch auch hier die Leute, welche wegen ihres Küchenlateins verlacht werden, Schüler oder ungebildete Geistliche, nicht aber Vertreter der scholastischen Wissenschaft. So erzählt Bebel (1506)[1], ein ganz ungebildeter, nur durch Korruption zu seiner Stelle gelangter Dorfgeistlicher (*„imprimis rudis et indoctissimus“)* habe zu seinem Bischof gesagt: *„Proficiat venerabilem patrem! Ioannem de Luterbach est mortuum, non oelatum, non chrismatum, non sepultum, sine crux, sine lux et sine deus!“* Bei Adelphus (*Margarita facetiarum* 1508) ist es wieder ein *„parochus admodum agrestis et indoctus“*, der den Küster fragt: *„Ubi est calicem?“* Vom Küster aufmerksam gemacht, er müsse *„calix“* sagen, ruft er: *„Da mihi calix!“* Die neuerliche Verbesserung macht ihn ärgerlich: *„Abi in malam crucem cum tua logica!* Gib mir den Kelch her!“

Aus den angeführten Stücken erhellt, daß die Sprache der *Epistolae* nichts Originelles war, sondern schon vor Crotus in der Literatur Verwendung gefunden hatte. Hingegen liegt, wie gesagt, ein wesentlicher Unterschied in den Personen, denen diese Sprache vor Crotus und bei Crotus in den Mund gelegt wird. Bisher ließ man faule Schüler und ungebildete Leute so sprechen, Personen also, die sich das Bildungsmaterial einer mittelalterlichen Hochschule nicht angeeignet hatten; die Dunkelmänner aber reden diese Sprache, obwohl oder vielmehr weil sie sich die mittelalterliche Bildung zu eigen gemacht haben. In welchem der beiden Fälle es angebracht ist, von Naturwahrheit zu sprechen, liegt doch, so glaube ich, auf der Hand. Wenn die Sprache der *Epistolae* Nachbildung des damaligen Kathederlateins ist, wie wäre es dann verständlich, daß dasselbe Idiom bisher als Charakteristikum mangelhafter Bildung galt und zwar gerade in den Kreisen, die Crotus mit seiner Satire treffen wollte? Denn jene Scherzreden und Anekdoten sind aus Schulen hervorgegangen zu einer Zeit, wo die alte Grammatik Alexanders noch fast allgemein in Gebrauch war und der Kampf gegen sie kaum erst begann. Hartliebs Rede setzt noch ganz die alte Schule voraus, keine Spur weist auf humanistischen Einfluß. Sie bildet wie Wimphelings Stylpho den Schlußakt einer Schulfeier und kam vor den Lehrern und Schülern zum Vortrag. Wäre das denkbar, wenn das Küchenlatein des darin aufgeführten liederlichen Ignoranten, des Magisters Zepffel, eben die Sprache der Lehrer wäre und nicht vielmehr im Gegensatz dazu stünde?

Nimmt man noch dazu, daß trotz des massenhaften Materiales bis heute kein ernstgemeintes Schriftstück aus Hochschulkreisen an das Licht kam, das in seiner Sprache an die *Epistolae obscurorum virorum* erinnerte, so ist doch der Schluß berechtigt, daß die Geschöpfe des Crotus hinsichtlich der Sprache auf Naturwahrheit

[1]) *Facetiae.* Ed. 1600, p. 133.

keinen Anspruch haben. Nicht eine getreue Kopie des damaligen Kathederlateins liegt in den Dunkelmännerbriefen vor, sondern Crotus hat mit keckem Griff seine Gegner auf das Niveau von Schuljungen herabgedrückt und ihnen deren Sprache in den Mund gelegt, soweit das ohne gänzliche Zerstörung der Illusion möglich war. In diesem Verfahren liegt eine originelle Idee des Crotus vor. Das Kostüm war zwar, wie wir sahen, nichts Neues, wohl aber die Akteure, denen der humanistische Mönch die alte Narrenkappe aufsetzte.

Wenn aber einer noch immer glaubt, Crotus könne von der Wirklichkeit nicht so weit abgegangen sein, und lieber in herkömmlicher Weise annimmt, jener habe eigene Charakter- und Sprachstudien an seinen Opfern gemacht, um nur recht gewissenhaft die Wahrheit mit lachendem Munde sagen zu können, ein solcher möge noch dem einen Falle seine Aufmerksamkeit zuwenden, wo uns direkt eine Vergleichung von Dichtung und Wahrheit möglich ist. Im 19. Brief persifliert nämlich Crotus eine von Ortwin verfaßte Grabschrift auf Gerhard von Zütphen. Zur Probe will ich einige Zeilen hersetzen (*Hutteni opera* ed. B. suppl. I, p. 29).

Hic obiit unum solennissimum suppositum
Per spiritum sanctum universitati natum,
Quod rexit in bursa Kneck
Do macht er die copulat von stuck zu stuck.
O si potuisset diutius vivere
Et plus in glosa notabili scribere,
Tunc adiuvasset hanc universitatem
Et docuisset scholares bonam latinitatem.
— — — — — — — — — — — —
Sed tu audi, deus omnipotens,
Quod ego oro supplex ac flens:
Da mortuo membro favorem sempiternum
Et mitte poetas ad infernum!

Mihi videtur, bemerkt dazu Calvastrius, *quod est optimum carmen, sed non scio, quomodo debeo scandere!*

Wollten wir auch noch so viel auf Rechnung der Karikatur setzen und in Abzug bringen, um uns eine Vorstellung von der wirklichen Grabschrift zu machen, unsere Rekonstruktion würde doch himmelweit von der Wahrheit entfernt sein. Die Inschrift ist aber durch Ortwin (Boecking, Suppl. I, p. 410) noch erhalten:

Hoc quicunque vides saxum, subsiste, viator,
   Et subito largis fletibus ora fluant.
Urbis Agrippinae casum lamentaque noscat
   Orbis et insurgant postera secla queri.
Occidit ante diem fati crudelibus ausis
   Doctor, in hac quondam maximus urbe sophos.
— — — — — — — — — — — —
Non tamen hinc abeat quisquam, quin poplite [illegible]
   Pro doctore pias fundat ad astra [illegible]

Kann man auch in diesem Falle vernünftigerweise behaupten, Crotus habe nur echte Züge karikaturmäßig gehäuft, die Wahrheit bloß stilisiert u. dgl., wie das immer wieder von seinem Werke gesagt wird? Und der Mann, der es hier mit der Wahrheit so leicht nimmt, sollte sonst alles möglichst naturgetreu dargestellt haben?

Auch zu einer anderen Frage, die Brecht (p. 15, Anm.) berührt, möchte ich Stellung nehmen, zur Frage nämlich, was für einen Begriff die Zeitgenossen mit dem Ausdruck „*obscuri viri*" verbanden. D. Strauß wußte natürlich aus *Epist.* II 1, daß die *Epistolae obscurorum virorum* ein Gegenstück sein sollten zu der Briefsammlung: „*Clarorum virorum epistolae ad Reuchlinum*" (1514), hielt aber doch an der Übersetzung: „Briefe der Dunkelmänner" fest, verstand also unter „*obscuri viri*" Obskuranten, Finsterlinge, Feinde der Wissenschaft. Erst Böcking (*Hutteni operum suppl.* II, p. 517) hat sich gegen diese Deutung entschieden ausgesprochen: „*Inscriptio aperte in contrarium eius composita est, sub qua anno 1514 prodierant Clarorum virorum epistolae ad Reuchlinum missae, unde falsa est Germanica adpellatio* Dunkelmänner, *falsissima autem* Finsterlinge; *nam quamvis Obscuri nostri eius hominum generis fuerint, quod nos Obscuranten vocamus, tamen non hoc, sed ignobilitatem famaeque obscuritatem significat illa inscriptio*". — Dieses Urteil Böckings ging in die Geschichtswerke der Folgezeit über und blieb bisher, soviel ich weiß, unangefochten. So erklärt denn auch Brecht: „Der Begriff des Dunkelmannes, der in dem bestimmten Genetiv „der Dunkelmänner" hervortritt, ist sekundär-modern". Man kann natürlich nicht leugnen, das die *Obscuri viri* ein Pendant sein sollten zu den *Clari viri*, den Freunden Reuchlins, aber diese Tatsache schließt doch nicht aus, daß man schon damals mit dem Ausdruck den genannten Nebenbegriff verband. Der Tropus, der dem Worte „Finsterling" zugrunde liegt, stammt bekanntlich aus der Bibel, wo so häufig die Lehre Christi als Licht, die sündige Welt als Finsternis bezeichnet wird (*Τὸ φῶς ἐν τῇ σκοτίᾳ φαίνει καὶ ἡ σκοτία αὐτὸ οὐ κατέλαβεν*). Gerade die Humanisten waren es, die dieser Metapher eine neue Deutung gaben: ihre Wissenschaft ist jetzt das Licht, Finsternis die der Gegner. Diese Antithese ist bei den Humanisten sehr gebräuchlich, so sagt z. B. Melanchthon[1]: „*Quapropter si ad veterem illam barbariem respectamus, si praesentis* l u c i s *pertaesi, priores* t e n e b r a s *requirimus*" usw. Die Beliebtheit des Ausdruckes macht es jedenfalls schon wahrscheinlich, daß man mit dem Attribut „*obscurus*" nicht nur die Unberühmtheit, sondern auch die feindselige Haltung gegen die humanistische Wissenschaft bezeichnen wollte. Es gibt aber für die Vermutung auch ein direktes Zeugnis aus dem Erfurter Kreis.

---

[1]) *De studiis linguae Graecae. Declamationes* ed. Hartfelder II,

Mutian schreibt nämlich im Frühjahr 1524 in verzweiflungsvoller Stimmung an Erasmus: *„Non obsunt cameli et philoscoti; nocent Hebraei male christiani ....“* [1]). Wen anders kann Mutian mit diesen „Dunkelfreunden“ meinen, als Leute vom Schlage der *„obscuri viri“*, an deren Verspottung er 9 Jahre früher selbst redlich mitgearbeitet hat? *„Φιλόσκοτος“* gibt aber doch wohl den angeblich sekundär-modernen Begriff des „Dunkelmannes“ wieder.

Zum Schlusse möchte ich noch einige Bemerkungen über die Gegenschrift Ortwins, die *„Lamentationes obscurorum virorum“* vorbringen. Wenn Brecht (p. 33) sie „erschreckend langweilig“ nennt, so habe ich dagegen nichts einzuwenden; denn das Büchlein ist wirklich ein Fehlgriff des Verfassers. Indessen scheint mir doch, man müsse, um ein gerechtes Urteil zu gewinnen, auch darauf Rücksicht nehmen, daß Ortwin in dem aufgedrungenen Kampfe eine ungleich schwierigere Position einnimmt als seine Gegner. Ortwin will die Angreifer mit ihrer eigenen Waffe schlagen; er läßt sie also in Briefen über das Unglück jammern, das die päpstliche Verurteilung über sie gebracht habe. Hatten sie ihm und seinen Freunden ein jämmerliches Küchenlatein zugeschrieben, so läßt er sie in umständlichen klassischen Phrasen ihren Schmerz zum Ausdruck bringen. Ich kann es David Strauß (Hutten I[1], p. 274) nicht zugeben, daß der Stil des Büchleins „schlecht genug“ sei, sondern meine vielmehr, daß die Nachbildung des humanistischen Phrasenschwalles ziemlich gelungen ist. Man vergleiche etwa folgende Stelle (*Hutteni operum* suppl. I, p. 340): *„Miserum est exturbari fortunis omnibus, patres conscripti, acerbum quoque a doctis contemni, acerbius a docto et sapiente. Quid multa? Magnus ille Erasmus sacrae theologiae doctor, poeta et insignis orator, nos veluti pestem quandam detestatur, fugit, insequitur et odit. Ubi nunc vires nostrae? Ubi elatus animus? Ubi nocturnae insidiae? Ubi sesquipedalia verba?“* — Indessen liegt schon in der Verwendung des Humanistenlateins ein Hauptfehler der Satire. Denn während die Sprache der *Epistolae obscurorum virorum* komisch wirkt, kann die Nachahmung des pomphaften Humanistenlateins nur das erzielen, was so viele Prunkreden und Prunkbriefe der Renaissance hervorrufen, nämlich Ermüdung und Langeweile. Aber die Gegner waren vor Ortwin noch in anderer Hinsicht im Vorteil. Wie kommt es denn, daß heutzutage eine deutsche Übersetzung der *Epistolae*, die doch auf den Reiz der Ursprache verzichten muß, in kurzer Zeit mehrere Auflagen erleben kann? Diese Tatsache kann nicht ausreichend durch das historische Interesse weiterer Kreise erklärt werden. Die Hauptursache jener merkwürdigen Erscheinung liegt vielmehr in den Zoten und kecken Blasphemien, mit denen Crotus und Hutten ihr Werk so reichlich ausgestattet

---

[1]) Briefwechsel des Mutianus Rufus. Herausg. von Krause. Kassel 1885, p. 665.

haben. Auf diesem Gebiete konnte aber Ortwin keinen Wettkampf wagen, ohne die Weltanschauung zu verleugnen, die er verteidigen wollte. So sehen wir also, daß Ortwins Fehler nicht so sehr darin liegt, wie er seine Satire ausgeführt hat, als in dem Wahne, er könne mit seinen beschränkten Mitteln der humanistischen Satire eine ebenso wirksame Satire entgegenstellen.

Freistadt (Ob.-Österr.). Ernst Hora.

Nochmals die Konstruktion von *INTEREST*.

Die in dem letzten Jahrzehnt an unterschiedlichen Orten behandelte Frage nach der Entstehung der Konstruktion von *interest* scheint dermalen in dem Sinne endgiltig beantwortet zu sein, daß man entgegen dem Gebrauch der Schulgrammatik nicht mehr von *interest* und *rēfert*, sondern von *refert* und *interest* spricht und die Behandlung des letzteren Verbs lediglich durch Analogie erklärt.

So hat z. B. Lindsay (*Syntax of Plautus* p. 3) klar gesagt: *The notion of 'concern', 'interest' was in Early Latin expressed by refert, which, I think, is most naturally explained as re* (Abl.) .... *and fert 'it tends'* .... *In course of time...the verb interesse came to be used in this sense, and proceeded to take the same construction as refert, viz. meā interest.*

Nun gebe ich ohne weiteres zu, daß derartige teilweise Phrasenvermengung nicht unerhört ist, wie ja z. B. die Muttersprache uns das im Kindesmund so häufige 'das gehört mein' als völlig ausreichendes Analogon zur Verfügung stellt; allein die wunde Stelle in der ganzen Annahme liegt meines Bedünkens in der Frage, wie kam es, wie konnte es kommen, daß '*the verb interesse came to be used in this sense*'? Hier muß die Erklärung einsetzen, wenn volle Überzeugung geschaffen werden soll.

Interest heißt natürlich ursprünglich nichts als 'es ist ein Unterschied'. Vgl. z. B.

Intererit multum, Dauusne loquatur an heros.

Wie entwickelte sich daraus der Begriff des Interesses, wie kam man dazu, *meā, tuā, eius, eorum* usw. beizufügen? Diese pronominalen Wendungen sind ohne zugedachtes Substantiv einfach unverständlich, ja undenkbar. Welches Substantiv zuzudenken ist — bloß zuzudenken? — sagt nun *rēfert* mit vollster Klarheit. Zuzudenken und (wie ich plausibel zu machen hoffe) nicht bloß zuzudenken ist *rē*. Man versteht ein *re fert mea (eius)* ebensogut wie ein angenommenes *⟨re⟩ interest mea (eius):* „von meiner Seite aus bildet es einen Unterschied".

Wenn man Capt. 297 *tua re feceris* im Sinne von *ex tua re* vergleicht mit Stellen wie Pseudolus 336 und 338

éx tuá rest út ego emóriar ......
éx tuá re non est út ego emóriar .....

so könnte, wie jedermann einsieht, es ebensogut heißen:

ínterest tua, út ego emóriar.

Wie also kommt es, daß die Ablativform des femininen Pronomens hier so isoliert auftritt? Wo steckt das dazugehörige Substantiv *RE?*

Ich erkläre mir die Sache in folgender Weise: das *interest* in dem genannten Sinne ist nicht einfach identisch mit dem Verbum *interest*, sondern genau so wie man gedankenlos Jahrhunderte hindurch *rēfert* und *rĕfert* zusammenwarf, muß auch hier getrennt werden und das gewöhnliche *INTEREST* streng auseinandergehalten werden von der Phrase **INTE⟨R⟩ RE 'ST mea*. Oder was dasselbe sagen will: Zwischen *inter* und *est* stand einmal ursprünglich das im Sprechen verschwindende Wort *RE*, welches mit dem enklitischen *'ST* zusammenwuchs. Es sei gestattet, vor allem ein Beispiel zu bilden

namque istud multum, Milphio, inte⟨r⟩ ré ⟨est⟩ mea.

Diese voll ausgeschriebene Phrase sprach sich natürlich *inter rest tua* und erlag selbstverständlich der Koinzidenz von *interest*, obwohl selbstredend die Bikonsonanz eigentlich auch graphisch hätte dargestellt werden können.

Aber wie man *forsitan* schreibt statt **forssitan* (vgl. Pseud. 436 *fors fuat an*), wie man statt des richtigen *terruncia* (Bücheler im AflL.) *teruncia* schreibt, so ist m. E. die Bikonsonanz der übermächtigen Konkurrenz des gewöhnlichen Verbs erlegen.

Ich will hier nicht auf Fälle wie *tămétsi* (Pseud. 244) (*= tamenetsi, *tam'netsi, *tammetsi*) u. a. verweisen, will nicht auf die Reduktion von Trikonsonanzen wie *accidit, attulit (ac-c⟨e⟩-cidit, at-t⟨e⟩tulit)* oder Bikonsonanzen wie *contulit* (statt *cont⟨e⟩-tulit*), *impulit* (statt *imp⟨e⟩pulit*) zurückkommen, die im Deutschen 'dennoch', 'Kammacher' usw. ihre Analogie haben, sondern nur eine Parallele anführen, die jedoch hoffentlich zu meinen Gunsten entscheidet.

Es ist das Wort *praestare*. Bekanntlich hat Bücheler zuerst darauf hingewiesen, daß in diesem einen Worte eigentlich zwei grundverschiedene Begriffe sich vereinigen, nämlich das Voranstehen *prae-sto* und das Bürgen *praes-sto*. Und ganz wie in diesem Falle die Sprache durch Aufgeben der Bikonsonanz das ursprünglich Getrennte vereint hat zu einem Lautgebilde, genau so, meine ich, ist im Fluß lebendigen Sprechens zusammengeströmt

inter-est und *inter-re-'st mea.*

Wenn das aber wahr ist — was ist damit gewonnen? Doch wohl die tiefere Einsicht, hoffe ich, daß die unerklärliche Konstruktion *interest mea (eius)* sprachgeschichtlich und logisch wohl begründbar ist.

Wien. J. M. Stowasser.



Lateinische Etymologien.

1. „*Cussilirem pro ignavo dicebant antiqui*“ (Festus). Das noch nicht gedeutete Wort — denn Waldes Ansatz **cussilīlis* aus **cussilis* (zu: *Haus*) ist kaum ein Notbehelf — ist im Grunde recht durchsichtig. Es ist eine Zusammensetzung und enthält im zweiten Teile das Wort *līra* „Ackerfurche“, im ersten den Stamm, der in *conquinisco, conquexi, cossim, coxim* „kauern, kauernd“ erscheint. Ich fasse es als Adjektivierung einer Vorstellung: *cossim (*coxil?) in līrā:* in der Furche kauernd, in die Furche sich duckend. Die Bezeichnung ist sehr anschaulich, offenbar hergenommen von Vögeln und anderen Tieren, die sich, um sich der Beobachtung und Bedrohung zu entziehen, in eine Furche ducken; vgl. unser Drückeberger, Duckmäuser. Auszugehen ist von einer Form **coxilīris,* zurückgehend auf **coxilois-i-* (vgl. ahd. *wagan-leisa* aus **-loisā*). *Coss-* statt *cox-* nach Walde *(coxim)* vulgär. Für *u* statt *o (cox-)* ist zu verweisen auf *angustus, ind-u-strius, arb-u-stum.* Überdies kann die Verschiebung oder Schwächung des Accentes der ersten Silbe in Rechnung kommen. *Cussiliris* erinnert als Ganzes an *versicoloria* „bunte Gewebe“, *versipellis* (Plautus) „verschlagen, Werwolf“, *versicapillus* (Plautus) „ergrauend“, (Venus) *Verticordia, tentipellium* „Lederspanner“.

2. Statt der künstlichen und gezwungenen Ableitung des Wortes *fastīgium* bei Walde (Etym. Wtb. S. 209, 210) empfiehlt sich m. E. folgende. *Fastīgium* bedeutet nach Georges: I. die in eine Spitze auslaufende Neigung der Seitenflächen eines Gegenstandes, die Steigung, Erhebung, nach unten: Senkung, Abdachung, schräge Richtung oder Lage, schiefe Ebene; *omnia leni fastigio subvexa* „alles erhob sich in mäßiger Steigung“ (Liv. XXV 36, 6); beim Wasserbau (Vitr.): Gefälle. II. Das obere oder untere Ende, die Spitze der auslaufenden Seitenflächen: Giebel, Gipfel, Höhe, oft übertragen: (hohe) Stellung, Würde, Rang.

Fastīgium ist als vorlateinische Bildung zu bezeichnen: es hat eine genaue Entsprechung im althochdeutschen **gasteigi,* belegt *gisteigi,* st. N. *ascensus, descensus* (Schade unter „*gasteigi*“). *Ga-* noch erhalten in der lokalen Ortsbezeichnung *Gásteig* (davon Familienname *Gásteiger*) und in mhd. (Lexer) *gásteige,* st. N. „steile Anhöhe, über die ein oder mehrere Wege führen“. Man darf also ahd. *gasteigi* st. N. mit dem Ton auf der ersten Silbe ansetzen. Ahd. *gásteigi* N. und lat. *fastigium* gehen zurück auf ein vorgermanisches und vorlateinisches **ghá-stoigh-i̯o-* (m). *Gha-* ist das germanische Präfix *ga-,* das im slav. *za-* (auch Präposition) seine genaue Entsprechung hat; *stoigh-* aber kehrt wieder in griech. στοῖχος (zu στείχω, ahd. *stīgan,* nhd. *steigen*). Lat. *f-* aus idg. *gh-* ist bisher nur für *g̑ᵘh- (formus), ghu̯- (ferus)* und *ghu̯- (furca)* zugestanden (Walde S. XL), aber man wird die „Gesetze“ eben

den Tatsachen anpassen müssen — sowohl in diesem Falle wie hinsichtlich des *ī* aus (wie ich annehme) *oį* über *œ*, *ū*, *ū̄* in nicht haupttoniger Silbe, vielleicht zugleich unter Einfluß des *ĭ* oder *į* der Ableitungssilbe (Walde S. XXXIX: nach *v*-, nach *l* vor Labial).

Hinsichtlich der Bedeutung entspricht die neue Deutung jedenfalls besser als die alte (zu ai. *bhr̥ṣṭi-ṣ*, f. „Zacke, Spitze, Kante, Ecke" und nhd. *Borste, Bürste*), welche für die Bedeutung Abdachung versagt, während *fastīgium* als „Anstieg" gefaßt beides in sich schließt.

3. Eine befriedigende Etymologie von *patrare* ist noch nicht gefunden. Waldes Versuch der Verbindung mit deutsch *fassen* (ahd. *fazzôn*), so daß es auf **padro-* zurückginge und „mit Erfolg anpacken, anfassen" bedeutete, ist ein Notbehelf. Ich fasse dagegen *pătrō-* als entstanden aus **par-trō*. *Par-*, zu *per-* gehörig, ist dasselbe wie in *partecta*, *trō* aber gehört zu *trans*, *intrare*, ai. *tárati* „setzt über, gelangt hinüber, macht durch, überwindet, rettet". Aus dem Ai. kommt zunächst die Zusammensetzung *pra-tr̥* (*pra-tárati*) „hinübersetzen, aufbrechen, vorwärtskommen; vorwärtsbringen, fördern, verlängern (besonders das Leben), vergrößern, erhöhen, stärken" (Cappeller) in Betracht; dazu *pratāra*, m. das Hinübersetzen, Betrügen; *pari-trāna*, n. „Rettung". *Patrare* aus **par-trā-re* heißt eigentlich „hindurchbringen", wobei der Begriff des Stammes *trā-* durch *par-* (*per-*) verstärkt, bezw. synonymisch verdeutlicht und verjüngt ist. Als Entwicklungsparallele bietet sich gr. *πράσσω* zu **πρᾶκ-*, eigentlich: vorwärtsmachen, -bringen, verdeutlicht in der Zusammensetzung; *διαπράσσω* (Homer B 785: *διέπρησσον πεδίοιο*). *Impetro* (vgl. ai. *ni-tarati*: überwältigen, niederwerfen und deutsch „durch-setzen" ist entstanden aus **impătro*, **impartro*, mit *e* wie in vielen ähnlichen Beispielen (Stolz, H. Gr. § 168, 169: *imberbis*).

4. *Trucīdo* „niedermetzeln". Walde: „Am wahrscheinlichsten aus **q̯ᵘtru-caidō*, in vier Stücke zerhacken, vierteln; **q̯ᵘtru-* wie in gr. *τρυφάλεια*". Besser ist es aber *trucīdo* zu fassen als entstanden aus **drú-kaidō* „ich fälle Holz (Bäume)" von einem nominalen **drú-kaido-*, *-dā*. Der erste Teil der Zusammensetzung ist das griech. *δρῦς* samt Verwandtschaft, für das Ganze vgl. deutsch „Holzhauer", (Familienname) „Baumhauer" und den griech. *δρυτόμος*, der schon bei Homer als *δρυτόμος ἀνήρ* (*δρυτόμος* allein *ψ* 315) fast formelhaft, nämlich nur in Vergleichen verwendet wird. Lat. *dr-* aus *tr-* wurde schon von Thurneysen und Wharton für einige Fälle angenommen (Stolz, Hist. Gr. I, § 342); so führt man *taeter* auf *taedro-* (*taedet*) zurück. In unserem Falle kommt noch der entähnlichende Einfluß von *-d-* (*-īd-*) in Betracht. Dieser Wandel von *dr-* zu *tr-* förderte durch Unkenntlichmachung die Verallgemeinerung der Bedeutung, die ohne solche Entähnlichung

in gr. *κρεουργεῖν*, *κατακρεουργεῖν* „zerhacken" (wie Fleisch zu Kochstücken) zu beobachten ist.

Diese Etymologie von *trucīdo* ist, wenn ich nicht irre, schon von jemand vorgebracht worden. Doch kann ich keine Quelle angeben; bei Walde, Stolz, Noreen (1894), Wharton, Uhlenbeck *(dāru)*, Prellwitz (1905) ist nichts verzeichnet.

4. Lat. *tr-* aus *dr-* vielleicht auch in *tetricus* aus **dedr̥ko-s* — vgl. (*πῦρ ὀφθαλμοῖσι δεδορκώς*) aus **dedr̥k-?-*, *dedr̥k-ús-* — sowie in *trux* (davon *truculentus*) aus **drox* zu *δέρκομαι*, *δρακών*, *δόρξ*, *ζόρξ* (= *δορκάς*); vielleicht ältere Deklination: **trox*, Gen. *trucis*. Zur „Metathesis" vgl. ir. *drech* „Gesicht", cymr. *drych* „Anblick, Spiegel".

Verfängt diese Deutung nicht, so wird man an das von Noreen angedeutete (Abriß § 59: *trŭculentus;* § 60, B. III: *stritask, trīstis*) zu denken haben.

Duppau (Böhmen). Dr. Peter Rheden.

Rationale Zahlen in der analytischen Geometrie.

I. Die Berührungsgrößen bei einer Ellipse.

Sind die Koordinaten eines Ellipsenpunktes durch rationale Zahlen ausgedrückt und kommen in der Gleichung der Ellipse keine irrationalen Zahlen vor, so sind die Längen der Subtangente und der Subnormale stets durch rationale Zahlen gegeben. Im Ausdrucke für die zwei anderen Berührungsgrößen kommt $\sqrt{b^4 x^2 + a^4 y^2}$ vor oder — wenn die Gleichung der Ellipse $A x^2 + B y^2 = C$ lautet — $\frac{C}{AB} \sqrt{A^2 x^2 + B^2 y^2}$. Da die Form der Ellipsengleichung $A x^2 + B y^2 = C$ allgemeiner ist, so liegt sie zugrunde der Betrachtung. Sollen alle vier Berührungsgrößen rational sein, so muß $A^2 x^2 + B^2 y^2$ ein Quadrat sein. Es muß also:

1. $A x = u^2 v^2$ und $B y = 2 u v$ oder $A x = 2 u v$,
$B y = u^2 - v^2$.

Außerdem ist noch:

2. $x = \frac{(A z^2 - B) x_0 + 2 B z y_0}{A z^2 + B}$; $y = \frac{2 A z x_0 - (A z^2 - B) y_0}{A z^2 + B}$.[1]

In diesen Gleichungen bedeuten x und y die Koordinaten des Berührungspunktes, x_0 und y_0 rationale Koordinaten eines Ellipsenpunktes und z eine veränderliche Größe. Sollen alle vier Berührungsgrößen rational ausgedrückt sein, so müssen zwei Bedingungen, die in den Gleichungen 1. und 2. erhalten sind, erfüllt werden. Diese zwei Bedingungen lassen sich aber durch eine einzige Be-

[1]) Vgl. diese Zeitschrift 1906, S. 589.

dingung ersetzen. Mittelst der Gleichung 1. erhält man die Relation $\frac{Ax}{By} = \frac{u^2 - v^2}{2uv}$; setzt man in diese Gleichung die Werte aus 1. und beseitigt die Nenner, so erhält man:

3. $z^2 [2 A^2 x_0 u v + A B y_0 (u^2 - v^2)] + 2 z [2 A B y_0 u v - - A B x_0 (u^2 - v^2)] - 2 A B x_0 u v + B^2 y_0 (u^2 - v^2)] = 0.$

Weil z eine rationale Zahl ist, so muß die Diskriminante D der Gleichung ein Quadrat sein.

4. $D = 4 [2 A B y_0 u v - A B x_0 (u^2 - v^2)]^2 - 4 [2 A_2 x_0 u v + A B y_0 (u^2 - v^2)].[2 A B x_0 u v + B^2 y_0 (u^2 - v^2)].$

Entwickelt und vereinfacht man den Ausdruck, indem man die Gleichung $A x_0^2 + B y_0^2 = C$ benützt, so erhält man

5. $$D = 4 A B C [A (2 u v)^2 + B (u^2 - v^2)^2].$$

Sollen z und alle Berührungsgrößen rational sein, so muß das Produkt $A B C [A (2 u v)^2 + B (u^2 - v^2)^2]$ ein Quadrat sein, wofür man m^2 setzen kann. Aus der Gleichung 3. ergibt sich

$$z = \frac{A B [x_0 (u^2 - v^2) - 2 y_0 u v] \pm m}{A [2 A x_0 u v + B y_0 (u^2 - v^2)]}.$$

Wird dieser Wert von z in die Ausdrücke der Gleichung 2. eingesetzt, so erhält man als Koordinaten des Berührungspunktes:

6. $$x = \pm \frac{B C (u^2 - v^2)}{m}; \quad y = \pm \frac{2 A C u v}{m}.$$

Man kann sich überzeugen, daß diese Werte von x und y sowohl die Gleichung der Ellipse $A x^2 + B y^2 = C$ befriedigen, als auch, daß die Summe $A^2 x^2 + B^2 y^2$ ein Quadrat ist.

$$A x^2 + B y^2 = \frac{A B^2 C^2 (u^2 - v^2)^2}{m^2} + \frac{A^2 B C^2 (2 u v)^2}{m^2} =$$
$$= \frac{A B C^2 [B (u^2 - v^2)^2 + A (2 u v)^2]}{A B C [A (2 u v)^2 + B (u^2 - v^2)]} = C.$$

$$A^2 x^2 + B^2 y^2 = \frac{A^2 B^2 C^2 (u^2 - v^2) + A^2 B^2 C^2 (2 u v)^2}{m^2} =$$
$$= \frac{A^2 B^2 C^2 [(u^2 - v^2)^2 + (2 u v)^2]}{m^2} = \frac{A^2 B^2 C^2 (u^2 + v^2)^2}{m^2}.$$

Ist $m^2 = A B C [A (u^2 - v^2)^2 + B (2 u v)^2]$, so lauten die Koordinaten des Berührungspunktes:

7. $$x = \pm \frac{2 B C u v}{m}; \qquad y = \frac{A C (u^2 - v^2)}{m}.$$

Ist in der Gleichung der Ellipse $A x^2 + B y^2 = C$ die Größe $C = A B$, so sind alle Berührungsgrößen rational ausgedrückt, wenn die Summe $A (2 u v)^2 + B (u^2 - v^2)^2$ oder die Summe $A (u^2 - v^2)^2 + B (2 u v)^2$ ein Quadrat ist.

Im ersten Falle ist $m^2 = (A B)^2 [A (2 u v)^2 + B (u^2 - v^2)^2]$ und

8. $$x = \pm \frac{B (u^2 - v^2)}{\sqrt{A (2 u v)^2 + B (u^2 - v^2)^2}};$$

$$y = \pm \frac{A\,(2\,u\,v)}{\sqrt{A\,(2\,u\,v)^2 + B\,(u^2 - v^2)^2}}.$$

Im zweiten Falle ist $m^2 = (A\,B)^2\,[A\,(u^2 - v^2)^2\,B\,(2\,u\,v)^2]$ und

$$9. \qquad x = \pm \frac{B\,(2\,u\,v)}{\sqrt{A\,(u^2 - v^2)^2 + B\,(2\,u\,v)^2}};$$

$$y = \frac{A\,(u^2 - v^2)}{\sqrt{A\,(u^2 - v^2)^2 + B\,(2\,u\,v)^2}}.$$

Diese Gleichungen gelten — wie leicht zu sehen ist — allgemein, ob die Achsen der Ellipse durch rationale oder irrationale Zahlen ausgedrückt sind. Wenn die Gleichung einer Ellipse gegeben ist, so ist es schwer, zwei solche pythagoreische Zahlen $(2\,u\,v)$ und $(u^2 - v^2)$ zu finden, so daß das Produkt $A\,B\,C\,[A\,(2\,u\,v)^2 + B\,(u^2 - v^2)^2]$ ein Quadrat ist. Leichter ist es, umgekehrt vorzugehen, d. h. solche konstante Größen A, B, C zu finden, für welche das genannte Produkt für beliebig gewählte pythagoreische Zahlen ein Quadrat ist, was sehr leicht ist, wenn man die Längen der Achsen irrational wählt.

Es möge hier ein Beispiel stehen; man wähle $2\,u\,v = 4$, $u^2 - v^2 = 3$ und $C = A\,B$. Es soll $A\,.\,4^2 + B\,.\,3^2 = t^2$ sein. Darnach ist $B = \frac{t^2 - 16\,A}{9}$; macht man $t^2 = 18^2 = 324$ und $A = 9$, so ist $B = 20$. Die Gleichung der Ellipse lautet: $9\,x^2 + 20\,y^2 = 180$ und die Koordinaten des Berührungspunktes sind nach Gleichung 8. $x = \pm \frac{10}{3}$ $y = \pm 2$.

Sind die Achsen einer Ellipse durch rationale Zahlen gegeben, so erhält man jedesmal zwei Berührungspunkte. Ist nämlich $b^2\,(2\,u\,v)^2 + a^2\,(u^2 - v^2)^2$ ein Quadrat, so ist auch $\left(\frac{2\,u\,v}{a}\right)^2 + \left(\frac{u^2 - v^2}{b}\right)^2$ ein Quadrat.

Im ersten Falle ist noch Gleichung 8.

$$10. \qquad x = \pm \frac{a^2\,(u^2 - v^2)}{\sqrt{b^2\,(2\,u\,v)^2 + a^2\,(u^2 - v^2)^2}};$$

$$y = \pm \frac{b^2\,(2\,u\,v)}{\sqrt{b^2\,(2\,u\,v)^2 + a^2\,(u^2 - v^2)^2}}.$$

Im zweiten Falle ist:

$$11. \qquad x = + \frac{a\,(u^2 - v^2)}{b\sqrt{\left(\frac{2\,u\,v}{a}\right)^2 + \left(\frac{u^2 - v^2}{b}\right)^2}};$$

$$y = \pm \frac{b\,.\,(2\,u\,v)}{b\sqrt{\left(\frac{2\,u\,v}{a}\right)^2 + \left(\frac{u^2 - v^2}{b}\right)^2}}.$$

Ist $b^2\,(u^2 - v^2)^2 + a^2\,(2\,u\,v)^2$ ein Quadrat, so hat diese Eigenschaft auch die Summe $\left(\frac{u^2 - v^2}{a}\right)^2 + \left(\frac{2\,u\,v}{b}\right)^2$, und die Koordinaten der Berührungspunkte lauten nach Gleichung 9.

12. $$x = \pm \frac{a^2 (2 u v)}{\sqrt{b^2 (u^2 - v^2)^2 + a^2 (2 u v)^2}};$$

$$y = \pm \frac{b^2 (u^2 - v^2)}{\sqrt{b^2 (u^2 - v^2)^2 + a^2 (2 u v)^2}} \text{ und}$$

13. $$x = \pm \frac{a (2 u v)}{b \sqrt{\left(\frac{u^2 - v^2}{a}\right)^2 + \left(\frac{2 u v}{b}\right)^2}};$$

$$y = \pm \frac{b (u^2 - v^2)}{b \sqrt{\left(\frac{u^2 - v^2}{a}\right)^2 + \left(\frac{2 u v}{b}\right)^2}}.$$

Es muß aber dabei erwähnt werden, daß die pythagoreischen Zahlen in beiden Fällen verschieden sind.

Es ist z. B. $9^2 + 40^2 = 41^2$; die Zahl 9 enthält den Faktor 3 und die Zahl 40 den Faktor 4, wobei 3 und 4 pythagoreische Zahlen sind. Man kann daher schreiben $3^2 . 3^2 + 10^2 . 4^2 = 41^2$; setzt man $b = 3$, $a = 10$, so ist $b^2 . 3^2 + a^2 . 4^2 = 41^2$. Weil die Zahl 3 die Form $u^2 - v^2$ und die Zahl 3 die Form $2 u v$ hat, so erhält man die Koordinaten des Berührungspunktes bei der Ellipse $9 x^2 + 100 y^2 = 900$ nach der Gleichung 12. $x = \frac{400}{41}$; $y = \frac{27}{41}$.

Die Summe $9^2 + 40^2$ führt auch zum Resultate $\left(\frac{9}{3}\right)^2 + \left(\frac{40}{10}\right)^2 = 5^2$, oder $\left(\frac{5^2 - 4^2}{3}\right)^2 + \left(\frac{2.5.4}{10}\right)^2 = 5^2$; macht man $a = 10$, $b = 3$, so erhält man nach der Gleichung 11.
$x = \pm \frac{10.9}{3.5} = + 6$; $y = \pm \frac{3.40}{10.5} = \pm \frac{12}{5}$.

Bei der Ellipse $9 x^2 + 100 y^2 = 900$ erhält man, wenn man nur die absoluten Werte berücksichtigt, zwei Berührungspunkte, in Bezug auf welche alle Berührungsgrößen rational ausgedrückt sind. Es sind die Punkte $B_1 \left(\frac{400}{41}, \frac{27}{41}\right)$ und $B_2 \left(6, \frac{12}{5}\right)$.

Sucht man solche Aufgaben, so ist es am besten, eine Tabelle der pythagoreischen Zahlen zu benützen.

Es mögen hier einige Ellipsen mit ihren Berührungspunkten angeführt werden:

$$9 x^2 + 100 y^2 = 900, \; B \left(6, \frac{12}{5}\right);$$

$$9 x^2 + 20 y^2 = 180, \; B \left(\frac{10}{3}, 2\right).$$

$$25 x^2 + 49 y^2 = 1225, \; B \left(\frac{28}{5}, 3\right);$$

$$16 x^2 + 27 y^2 = 432, \; B \left(\frac{9}{2}, 2\right).$$

$$16 x^2 + 121 y^2 = 1936, \; B \left(\frac{132}{13}, \frac{20}{3}\right);$$

$$20\,x^2 + 45\,y^2 = 900,\ B\,(6,\ 2).$$
$$36\,x^2 + 169\,y^2 = 6084,\ B\left(12,\ \frac{30}{13}\right).$$
$$9\,x^2 + 16\,y^2 = 288,\ B\,(4,\ 3).$$
$$25\,x^2 + 81\,y^2 = 2025,\ B\left(\frac{27}{5},\ 4\right);$$
$$16\,x^2 + 25\,y^2 = 250,\ B\left(\frac{15}{4},\ 1\right).$$

Verwandelt man die Gleichung der Tangente oder der Normale in diesen Fällen in die kanonische Form, so erhält man ebenfalls nur rationale Zahlen; es ist daher der Abstand eines beliebigen Punktes von der Tangente oder Normale stets rational ausgedrückt, wenn die Koordinaten des Punktes durch rationale Zahlen gegeben sind.

II. Die Berührungsgrößen bei einer Hyperbel.

Sollen alle vier Berührungsgrößen rational ausgedrückt sein, so muß der Ausdruck $b^4\,x^2 + a^4\,y^2$, oder — wenn die Gleichung der Kurve $A\,x^2 - B\,y^2 = C$ lautet — der Ausdruck $A^2\,x^2 + B^2\,y^2$ ein Quadrat sein. Es muß daher $A\,x^2 = u^2 - v^2$ und $B\,y = 2\,u\,v$ oder $A\,x = 2\,u\,v$ und $B\,y = u^2 - v^2$ sein. Zugleich muß aber

$$x = \pm\,\frac{(A\,z^2 + B)\,x_0 \pm 2\,B\,z\,y_0}{A\,z^2 - B} \text{ und}$$

$$y = \pm\,\frac{2\,A\,z\,x_0 \pm (A\,z^2 + B)\,y_0}{A\,z^2 - B} \text{ sein.}$$

Diese zwei Bedingungen lassen sich nach demselben Verfahren wie oben ersetzen durch eine einzige Bedingung. Alle Berührungsgrößen sind rational, wenn das Produkt $A\,B\,B\,[B\,(u^2 - v^2)^2 - - A\,(2\,u\,v)^2]$ oder das Produkt $A\,B\,C\,[B\,(2\,u\,v)^2 - A\,(u^2 - v^2)^2]$ ein Quadrat ist. Die Koordinaten der Berührungspunkte sind daher

1. $$x = \pm\,\frac{B\,C\,(u^2 - v^2)}{\sqrt{A\,B\,C\,[B\,(u^2 - v^2)^2 - A\,(2\,u\,v)^2]}},$$
$$y = \pm\,\frac{A\,C\,(2\,u\,v)}{\sqrt{A\,B\,C\,[B\,u^2 - v^2) - A\,(2\,u\,v)^2]}} \text{ oder}$$

2. $$x = \pm\,\frac{B\,C\,(2\,u\,v)}{\sqrt{A\,B\,C\,[B\,(2\,u\,v)^2 - A\,(u^2 - v^2)^2]}},$$
$$y = \pm\,\frac{A\,C\,(u^2 - v^2)}{\sqrt{A\,B\,C\,[B\,(2\,u\,v)^2 - A\,(u^2 - v^2)^2]}}.$$

Man kann sich überzeugen, daß sowohl die Gleichung der Hyperbel befriedigt wird als auch die Summe $A^2\,x^2 + B^2\,y^2$ ein Quadrat ist.

Ist $C = A\,B$, so sind alle Berührungsgrößen rational ausgedrückt, wenn schon die Differenz $B\,(u^2 - v^2)^2 - A\,(2\,u\,v)^2$ oder $B\,(2\,u\,v)^2 - A\,(u^2 - v^2)^2$ ein Quadrat ist; in diesem Falle lauten die Koordinaten des Berührungspunktes:

3. $$x = \pm \frac{B(u^2 - v^2)}{\sqrt{B(u^2 - v^2)^2 - A(2uv)^2}};$$
$$y = \pm \frac{A(2uv)}{\sqrt{B(u^2 - v^2)^2 - A(2uv)^2}} \text{ oder}$$

4. $$x = \pm \frac{B(2uv)}{\sqrt{B(2uv)^2 - A(u^2 - v^2)^2}};$$
$$y = \pm \frac{A(u^2 - v^2)}{\sqrt{B(2uv)^2 - A(u^2 - v^2)^2}}.$$

Bildet man solche Aufgaben, so wählt man zwei beliebige pythagoreische Zahlen, z. B. $u^2 - v^2 = 3$, $2uv = 4$; es soll nach 1. $ABC(9B - 16A)$ ein Quadrat sein; das geschieht, wenn $A = 1$, $B = 2$, $C = 16$ ist. Die Gleichung der Hyperbel lautet: $x^2 - 2y^2 = 16$ und die Koordinaten des Berührungspunktes sind nach 1. $x = 12$, $y = 8$.

Soll $C = AB$ sein, so wählt man entweder die Gleichung 3. oder 4.; darnach muß $9B - 16A = t^2$ sein oder $B = \frac{t^2 + 16A}{9}$; wählt man $t^2 = 9$, $A = 9$, so ist $B = 17$ und die Gleichung der Hyperbel lautet: $9x^2 - 17y^2 = 153$; die Koordinaten des Berührungspunktes sind nach 3. $x = 17$, $y = 12$.

Will man die Achsen rational ausgedrückt haben, so muß $a^2(u^2 - v^2)^2 - b^2(2uv)^2$ oder $a^2(2uv)^2 - b^2(u^2 - v^2)$ und daher auch $\left(\frac{u^2 - v^2}{b}\right)^2 - \left(\frac{2uv}{a}\right)^2$ oder $\left(\frac{2uv}{b}\right)^2 - \left(\frac{u^2 - v^2}{a}\right)^2$ ein Quadrat sein.

Wählt man z. B. $u^2 - v^2 = 15$ und $2uv = 8$ und macht man $b = 3$, $a = 2$, so erhält man: $\left(\frac{15}{3}\right)^2 - \left(\frac{8}{2}\right)^2 = 3^2$. Die Gleichung der Hyperbel lautet $9x^2 - 4y^2 = 36$ und die Koordinaten des Berührungspunktes sind nach 3. $x = \frac{10}{3}$, $y = 4$.

Es mögen wieder hier einige Hyperbeln mit ihren Berührungspunkten angeführt werden:

$$9x^2 - 4y^2 = 36, \; B\left(\frac{10}{3}, 4\right);$$
$$x^2 - 2y^2 = 16, \; B(12, 8).$$
$$9x^2 - 4y^2 = 324, \; B(10, 12);$$
$$4x^2 - 3y^2 = 36, \; B(6, 6).$$
$$81x^2 - 49y^2 = 3969, \; B\left(\frac{35}{3}, 12\right);$$
$$2x^2 - 3y^2 = 180, \; B(12, 6).$$
$$9x^2 - 25y^2 = 225, \; B\left(\frac{25}{3}, 4\right);$$
$$9x^2 - 17y^2 = 153, \; B(17, 12).$$
$$16x^2 - 25y^2 = 400, \; B\left(\frac{25}{4}, 3\right);$$
$$9x^2 - 20y^2 = 180, \; B(10, 6).$$

Wie man an den Gleichungen 1. bis 4. sieht, hat die Gleichung der Tangente und daher auch die der Normale die Eigenschaft, daß sie, in die kanonische Form transformiert, nur rational ausgedrückte Konstanten enthält; es ist deshalb auch der Abstand eines Punktes, dessen Koordinaten rationale Zahlen sind, rational ausgedrückt.

III. Die Berührungsgrößen bei einer Parabel.

Da die Subtangente bei einer Parabel gleich $2x$ ist, so kommt im Ausdrucke für die Länge der Tangente und der Normale $\sqrt{(2x)^2 + y^2}$ vor. Wegen der Gleichung $y^2 = 2px$ ist

1. $$\sqrt{(2x)^2 + y^2} = \sqrt{\frac{y^4}{p^2} + y^2} = \frac{y}{p}\sqrt{y^2 + p^2}.$$

Die Wurzel $\sqrt{y^2 + p^2}$ ist rational, wenn

2. $$y = \frac{2uv}{u^2 - v^2}\,p \quad \text{oder} \quad y = \frac{u^2 - v^2}{2uv}.p.$$

Darnach lauten die Koordinaten des Berührungspunktes:

3. $$B\left[\left(\frac{2uv}{u^2 - v^2}\right)^2 \cdot \frac{p}{2},\ \frac{2uv}{u^2 - v^2}.p\right] \text{ oder}$$
$$B\left[\left(\frac{u^2 - v^2}{2uv}\right)^2 \cdot \frac{p}{2},\ \frac{u^2 - v^2}{2uv}.p\right].$$

Bei einer Parabel, deren Parameter durch eine rationale Zahl gegeben ist, lassen sich daher beliebig viel Fälle finden, in denen die Berührungsgrößen rational ausgedrückt sind.

Als Beispiel können folgende Parabeln mit den angegebenen Berührungspunkten dienen:

$$y^2 = 6x,\ B\left(\frac{8}{3}, 4\right). \qquad y^2 = 9x,\ B\,(4, 6).$$
$$y^2 = 8x,\ B\left(\frac{9}{8}, 8\right). \qquad y^2 = \frac{32}{3}x,\ B\left(\frac{3}{2}, 4\right).$$
$$y^2 = 10x,\ B\left(\frac{72}{5}, 12\right). \qquad y^2 = \frac{9}{2}x,\ B\,(2, 3).$$
$$y^2 = 12x,\ B\left(\frac{16}{3}, 8\right). \qquad y^2 = \frac{16}{3}x,\ B\left(\frac{3}{4}, 2\right).$$
$$y^2 = 16x,\ B\left(\frac{9}{4}, 6\right). \qquad y^2 = \frac{15}{2}x,\ B\left(\frac{10}{3}, 5\right).$$

Verwandelt man in den erwähnten Fällen die Gleichung der Tangente und der Normale in die kanonische Form, so erhält man auch nur rationale Zahlen.

Der Kreis wurde nicht behandelt, weil die Länge der Tangente und der Normale stets rational ist, wenn der Radius durch eine rationale Zahl bestimmt ist, und wenn die Koordinaten des Berührungspunktes durch rationale Zahlen ausgedrückt sind. Ist der Radius durch eine rationale Zahl gegeben, so ist die Länge der Normale stets irrational.

Braunau (Böhmen). P. Raimund Fischer.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Karl Wessely, Les plus anciens monuments du christianisme écrits sur papyrus. Textes grecs édités, traduits et commentés par Charles Wessely. Patrologia orientalis. Tome IV. Fasc. 2 Paris, Firmin-Didot 1907. 210 SS. 8°.

Wir Österreicher können stolz darauf sein, daß Wien an dem Eingang einer neuen Epoche in der Altertumskunde steht. Bis zum Jahre 1881 kannte man nur etwa 150 griechische Papyri in Europa: eine geringe Zahl, eine mäßige Ausbeute für die Wissenschaft. Erst in diesem Jahre kamen Tausende von Papyrusfragmenten nach Wien, die der Kaufmann Theodor Graf aus Ägypten mitbrachte, die großartige Sammlung Erzherzog Rainer, das Vorbild und anfänglich die Reigenführerin der großen Papyrussammlungen, die seitdem fast in allen wissenschaftlichen Metropolen Europas entstanden sind. Es ist unnötig, den Lesern dieser Zeitschrift zu sagen, welche Bewegung in der Wissenschaft damit anhob. In älteren Büchern kann man zuweilen lesen, die klassische Philologie (im weitesten Sinne) sei erschöpft, ihr Arbeitsgebiet wieder und wieder durchgeackert und nicht mehr ertragfähig. Das war schon damals falsch, es wäre absurd in unseren Tagen, da uns jedes Jahr neue Kunde von antiken Dichtern und Schriftstellern, neue Aufschlüsse für die politische, für die Wirtschafts-, Verwaltungs-, Wissenschafts- und Religionsgeschichte des Altertums beschert und die Zukunft immer wieder neue, köstliche Gaben erwarten läßt.

Auch in Tageszeitungen war häufig [illegible] Papyrusfunden die Rede, die uns mitten in die Ausbreit[illegible] Bedrängnis und den schließlichen Sieg des Chris[illegible]tums hine[illegible] Keine andere Papyrusgattung kann so [illegible] und allseitig[illegible] in der gebildeten Welt begegnen. [illegible] vorliegende Bu[illegible] dem-nach einer glücklichen Ide[illegible] einen [illegible] nicht allein in Fachkreisen emp[illegible] läßt [illegible] die

ältesten erhaltenen Schriftdenkmäler des Christentums zusammen. In der von Graffin und Nau in Paris herausgegebenen *Patrologia orientalis*, einer Ergänzung zu Mignes großem Werk, als zweites Heft des vierten Bandes in französischer Sprache erschienen, hat es Karl Wessely zum Verf., dem seit dem Ankauf der Sammlung Erzherzog Rainer die Obsorge für ihre griechischen Papyri übertragen ist und dem das Verdienst gebührt, die neue Wissenschaft der Papyrologie mitbegründet, ihre Fortschritte in reichstem Maße gefördert zu haben.

Im Vorwort präzisiert Wessely die Fragen, auf die sein Buch die Antwort geben soll. *Quels sont les plus anciens monuments écrits du christianisme? de quelle époque datent-ils, d'où proviennent-ils et quel est leur caractère? quels sont les renseignements historiques qu'ils nous donnent?* Papyri aus dem zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr. sind die ältesten, uns unmittelbar erhaltenen Schriftdenkmäler des Christentums. Sie zerfallen in zwei große Gruppen: die offiziellen Akten und privaten Schriftstücke, die literarischen Fragmente. Schon äußerlich sind beide Gattungen geschieden; W. belehrt uns in der Einleitung über die Merkmale, die sie sofort kennzeichnen. Drei Tafeln Heliogravuren, die dem Buche beigegeben sind, illustrieren seine Ausführungen. Auch was er sonst an dieser Stelle über Material, Schrift, Abkürzungen bemerkt, bereitet zum Studium dieser Papyri vor. Eine beiläufige Hypothese verdient hier besonders erwähnt zu werden. In einem Papyrus, der sich im persönlichen Besitze des Verf.s befindet (Nr. 19), wird der Genetiv Ἰησοῦ $\overline{ιηυ}$ abgekürzt; nach Analogie von $\overline{\text{IHS}}$ (das bekanntlich der griechischen Abkürzung $\overline{IHC}$ entspricht) latinisiert, gibt dies $\overline{\text{IHV}}$. Diese Form, vermutet W., sei nach dem römischen Gebrauche, ein Wort nur durch die Anfangsbuchstaben zu kennzeichnen (z. B. HSE = *hic situs est*), zu *i(n) h(oc) v(ince)* aufgelöst worden und daraus das berühmte τούτῳ νίκα Konstantins entstanden.

W. teilt das ganze Material in sechs Gruppen, von denen jede in einem Kapitel zusammengefaßt ist; die Kapitelüberschriften kennzeichnen zugleich die Papyrusgattung: I. *Les actes rédigés à l'occasion de la persécution de Dèce.* II. *Les lettres chrétiennes sur papyrus.* III. *Fragments de livres canoniques.* IV. *Fragments de collections de prétendues sentences de Jésus.* V. *Extraits des papyrus magiques.* VI. *Textes divers de la littérature chrétienne.* Den einzelnen Kapiteln gehen Einleitungen voran, *considérations générales* beschließen sie und charakterisieren die Bedeutung der betreffenden Papyri für die Geschichte des Christentums, für theologische und textkritische Fragen.

Den Historiker interessieren vor allem die im ersten Kapitel vereinigten Papyri, unter denen einer aus der Privatsammlung Wesselys (Nr. 1) bisher unpubliziert war. Es sind durchweg so-

genannte *libelli* aus dem Juni 250 n. Chr.; sie klären uns über die Bezeichnungen *libelli* und *libellatici* auf, die wir bereits aus den Briefen Cyprians kannten, ohne den Sinn, der ihnen innewohnt, erfassen zu können. Jetzt wissen wir: *libelli* sind die durch das Edikt des christenfeindlichen Kaisers Decius im Jahre 250 geforderten, von Spezialkommissionen ausgefertigten Dokumente, die dem Bewerber eine Bescheinigung darüber ausstellen, Opfer und Libation dargebracht und vom Opferfleisch genossen zu haben, *libellatici* die Christen, die sich solche Zeugnisse zu verschaffen wußten, ohne daß sie diese ihrem Glauben widerstreitenden Handlungen wirklich begangen hatten. Die *libelli* waren, wie W. mit Recht ausführt, für die ganze Bevölkerung obligatorisch, nicht allein für die Christen; ein Papyrus in Alexandria, dessen Herausgabe erst vorbereitet wird (vgl. S. 119), stellt einer Priesterin des ägyptischen Gottes Petesuchos, die sicherlich nicht des Christentums verdächtig war, das offizielle Glaubenszeugnis aus. Von keinem dieser *libelli* ist bis jetzt unzweideutig bezeugt, daß die Person, die er vor Verfolgung schützen sollte, christlichen Glaubens gewesen war; nichtsdestoweniger durften Aktenstücke, die einem staatlich organisierten Angriff gegen das mächtig erstarkende Christentum ihre Entstehung verdankten, in der vorliegenden Sammlung nicht fehlen.

Unter den Briefen (Kapitel II) hat das vielfach erörterte Schreiben des Presbyters Psenosiris aus Kysis in der großen Oase El Khargeh (es befindet sich jetzt im British Museum) die größte Bedeutung. Ausführlich behandelt W. die Fragen, die sich an diesen Brief knüpfen. In der Erklärung der Worte *ὅτι οἱ νεκροτάφοι ἐνηνόχασιν ἐνθάδε εἰς τὸ ἔσω τὴν Πολιτικὴν τὴν πεμφθεῖσαν εἰς Ὄασιν ὑπὸ τῆς ἡγεμονίας* schließt er sich der Auffassung Deissmanns an und belegt sie durch Zeugnisse aus zum Teil ungedruckten Papyri. Ich neige dennoch eher der Anschauung Dieterichs zu und würde gleich diesem meinen, daß der Presbyter Psenosiris seinem Amtsbruder Apollon nicht die Ankunft einer Lebenden meldet, sondern die Bestattung der Christin Politike, die allerdings durch die Regierung in die große Oase deportiert und dort verstorben war. Deissmanns Interpretation schafft alles in allem zu komplizierte Voraussetzungen.

Aus den Papyri des 4. Kapitels hebe ich die berühmten *Logia Iesu* (Nr. 12 und 13) hervor. W. betont nachdrücklich, daß ihr Wert geringer ist, als man ihn sonst anzuschlagen pflegt. Keine Sammlung originaler Aussprüche Christi, keine Exzerptenmasse aus einem verlorenen Evangelium oder was sonst gelehrte Kombination in ihnen erkennen wollte, liegt hier vor; der Text der erhaltenen Evangelien ist — so zeigt W., dem (nebenbei bemerkt) glückliche Konjekturen zu den *Logia* gelingen — primär gegenüber diesen Sentenzen. Der ursprüngliche Wortlaut wird in letzteren von Umformungen, Ausschmückungen, Erweiterungen über-

wuchert. Ihr Hauptwert liegt also darin, daß sie das Christentum schon im dritten, wenn nicht im zweiten Jahrhundert im Innenlande Ägyptens (Oxyrhynchos) verbreitet zeigen und von der umfangreichen altchristlichen Literatur eine neue Probe geben.

Auch in einem kleinen Wiener Papyrusfragment, das wahrscheinlich aus dem Gau von Herakleopolis stammt (Nr. 14 *fragment relatif au reniement de St. Pierre*), sowie in einem Bruchstück aus Oxyrhynchos (Nr. 15) erkennt W. λόγια Ἰησοῦ. Die Belesenheit des Verf.s setzt ihn instand, das Prinzip ihrer Disposition klarzulegen: es ist das nämliche wie sonst in der antiken Sentenzenliteratur, ein bestimmtes Wort (z. B. βασιλεία, οὐρανός usw.) bildet das verbindende Element, an das die Aussprüche gereiht werden.

Ein weiterer Beleg für Ansehen und Ausbreitung des Christentums in früher Zeit sind die Zauberpapyri, in denen sich Einflüsse christlicher Anschauungen bemerkbar machen; alles, was in diesem Zeitalter religiöser und quasireligiöser Erregtheit Macht über die Seelen hatte, trieb Blasen in dem wüsten Hexenkessel des Aberglaubens. In mißverstandener Form spiegelt sich das Christentum in diesen vielfach noch erklärungsbedürftigen Dokumenten; ὁρκίζω σε — heißt es z. B. in dem großen Pariser Zauberpapyrus (Nr. 16 a, Z. 3019) — κατὰ τοῦ θ(εο)ῦ τῶν Ἑβραίων Ἰησοῦ.

Von den *Textes divers de la littérature chrétienne,* die im 6. Kapitel vereinigt sind, nenne ich: Fragmente aus dem Pastor des Hermas (Nr. 22 und 23), ein Bruchstück aus der Schrift des Irenaeus *Contra haereses* (III 9), die sonst nur in lateinischer Übersetzung erhalten ist (Nr. 25), Reste eines *Onomasticon sacrum* (Nr. 27), endlich eine altchristliche Hymne (Nr. 28). Sie bildet den Abschluß dieses Buches, das dem Leser wie dem Forscher nicht allein das Material gibt, sondern auch Anregung und Belehrung spendet und vielfach neue Ergebnisse zutage fördert.

Wien. Edmund Groag.

Ioannes Kayser, De veterum arte poetica quaestiones selectae. Dissertatio inauguralis Lipsiae 1906.

Der erste Teil behandelt den *Tractatus Coislinianus.* Nach einer kurzen Übersicht über den Stand der Frage folgt an der Hand des abgedruckten Textes eine eingehende Besprechung, in welcher der Verf. hauptsächlich folgende Punkte feststellt: In dem Traktat finden sich gewisse Stellen, welche auf das erste vorchristliche Jahrhundert hinweisen. Er stimmt nämlich größtenteils mit der Lehre des Aristoteles in der Poetik und dem Buch περὶ χάριτος des Theophrast oder Demetrios aus Phaleron überein. Daraus schließt der Verf., daß die Quelle des Traktats einer Zeit ihre Entstehung

verdankt, wo man sich besonders für Aristoteles und seine Schule interessierte, was nachgewiesenermaßen der Fall war, als deren Werke im ersten vorchristlichen Jahrhundert von Andronikus aus Rhodos herausgegeben worden waren. Dazu tritt die Betrachtung über die Entstehungszeit des dramatischen Mimus und seiner Gleichsetzung mit Tragödie, Komödie und Satyrdrama. Auch Kayser verwirft die schon von anderen Gelehrten angefochtene Theorie Reichs, der alle vier Arten der dramatischen Poesie von Aristoteles aufgestellt wissen will, und behauptet, daß Aristoteles wohl die Mimen Sophrons kannte, nicht aber die dramatischen. Diese seien vielmehr erst im zweiten vorchristlichen Jahrhundert bei den Griechen entstanden und im nächsten Jahrhundert auch schon bei den Römern bekannt gewesen. Aus den angeführten Gründen nimmt der Verf. an, daß die Quelle unseres Traktats, eine auch sonst vielfach benützte und ausgeschriebene Poetik, z. B. von dem Neuplatoniker Proklos, dem ersten vorchristlichen Jahrhundert angehört.

Das zweite Kapitel handelt *De Isidoro*, nämlich über die literarhistorische Stelle VIII 7. Diese und auch noch andere weisen eine unleugbare Ähnlichkeit mit einigen Stellen in Diomedes auf; da es aber zweifellos ist, daß Isidor aus Sueton, bezw. Varro geschöpft hat, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß auch Diomedes daher seinen Stoff genommen und nicht, wie Buchholz in Fleckeisens Jahrbüchern CLV [1897], S. 136 ff. annimmt, aus Valerius Probus. Da sich noch außerdem gewisse Bezüge zwischen Diomedes und dem *tractatus Coislin.*, bezw. seiner Quelle, der oben erwähnten griechischen Poetik, ergeben, so folgert er, gestützt auf die Hypothese Useners (Abh. der bayr. Akad. 1892, S. 618 ff.), daß Varro die Quelle für den Abschnitt über die *fabula togata* bei Diomedes sei, die durch die Vierteilung in Tragödie, Komödie, Satyrdrama und Mimus ihren griechischen Ursprung verrate, und daß Varro diese Poetik für seine Zwecke lateinisch bearbeitet habe. So ergäbe sich nachstehende Abfolge: 1. Quelle des *tractatus Coisl.*, 2. Varro, 3. Sueton, 4. Diomedes, ohne daß man die Änderungen jedes einzelnen Autors detaillieren könne. In der folgenden *appendicula* erörtert Kayser die Urteile der Theokritscholiasten über die bukolische Poesie.

Der zweite Teil handelt über das *anecdoton Estense*. Nach vorangeschickter Geschichte des *codex Estensis* wird wiederum der ganze Text des *anecdoton* abgedruckt; es zerfällt in drei größere Teile, von denen der erste die verschiedenen Arten der Dichter behandelt; der zweite befaßt sich mit den Tragikern, Komikern und Satyrikern, der dritte handelt über die bukolische Poesie und Theokrit. Durch eine eingehende Analyse kommt der Verf. zu dem Resultat, daß der erste Teil deutliche Anklänge an Tzetzes' Prolegomena zu Lykophron aufweist. Der zweite Teil habe dieselben Quellen wie Tzetzes' Abhandlung über die dramatische Poesie. Im dritten Teil stamme die Abhandlung über βουκόλος aus dem Lexikon

des Neuplatonikers Orion, das Leben des Theokrit aber und die Pleias der alexandrinischen Dichter verrate Ähnlichkeit mit Tzetzes' Leben des Lykophron. Dessen Beschäftigung mit Theokrit sei ja bekannt. Auf Grund aller dieser Argumente glaubt der Verf., den Wahrscheinlichkeitsschluß wagen zu dürfen, daß Tzetzes selbst der Verf. dieses *anecdoton* sei.

Um diesen Hauptfaden gruppiert sich noch eine stattliche Zahl von wohl nur lose mit dem Hauptthema zusammenhängenden Fragen, so daß sich der Verf. selbst oft durch eine gewaltsame Schwenkung in das alte Geleise zurückleiten muß. Daß sich in der sorgfältigen, aber spinösen Arbeit dieselben Phrasen häufen, liegt wohl auch mit an der Sprödigkeit des Stoffes. — Die Druckfehler sind kaum nennenswert und keineswegs den Sinn störend.

Wien. Dr. Jos. Pavlu.

Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Fr. Ameis. I. Band, 4. Heft. Ges. X—XII., bearbeitet von C. Hentze. Fünfte, berichtigte Auflage. 126 SS. II. Band. 1. Heft. Ges. XIII—XV. Vierte Auflage. 128 SS. II. Band. 4. Heft. Ges. XXII—XXIV. Vierte, berichtigte Auflage. 152 SS. Leipzig und Berlin, Teubner 1906.

Über Einrichtung und Wert der erklärenden Ausgabe Homers durch C. Hentze ist kaum mehr ein Wort der Aufklärung oder der Empfehlung zu sagen. Für die der Philologie Beflissenen wird diese Ausgabe auch ferner noch Führerin in grammatischen und sachlichen Dingen bleiben, da ihr Herausgeber bestrebt ist, etwaige neugefundene Erkenntnisse auf diesen Gebieten nach erfolgter Prüfung zu verwerten. Der Zusatz 'berichtigte' bei 'Auflage' hat sich dem Ref. als beglaubigt herausgestellt, da er bei nicht allzu strenger Nachschau in den Anmerkungen zu den neun Gesängen im Vergleich mit dem Texte der vorhergehenden Auflage Änderungen an 112 Stellen gefunden hat. Diese Änderungen betreffen meist gedrängteren oder klareren Ausdruck; seltener ist Erweiterung des erklärenden Textes zu verzeichnen. Die Seitenzahl ist gegenüber den früheren Auflagen nur bei II 1 um 1 vermindert, bei I 4 und II 4 um 1 vermehrt. Hentze bietet möglichst dem Stande der Wissenschaft angemessene Erklärung. Verweisungen auf irgend eine Darstellung der homerischen Sprache fehlen ganz — mit Recht. Es bleiben aber immer noch viele unerklärte Formen, zumal in den Gesängen besonderen Charakters: *K, M, O*, weniger in *Λ, Ψ, Ω*. Es wird sich darum handeln, ohne willkürliche Änderungen des Textes, aus der Eigenart der Sprache überhaupt und der poetisch-epischen Sprache insbesondere, diese Absonderlichkeiten zu verstehen. Den *ἅπαξ λεγόμενα* der Form stehen zur Seite die vereinzelten Wörter, die im Anmerkungstexte mit den Worten 'nur hier' gekennzeichnet werden. Inwie-

fern diese vereinzelten Wörter auf die Herkunft des Gesanges oder die Zeit seiner Einarbeitung schließen lassen, ist noch nicht ausgemacht. Es ist aber kaum zu leugnen, daß die Stellung zu den mannigfachen Teilfragen, die zusammen die sogen. „homerische Frage“ ausmachen, auf die Erklärung des Einzelnen von Einfluß ist. Da wir in der jüngsten Vergangenheit erklärende Ausgaben für Schüler erhalten haben, so möchte zu wünschen sein, daß diese Ausgabe Hentzes mit ihrer breiten, wissenschaftlichen Grundlage, die sich in dem 'Anhange' offenbart, zu einer wissenschaftlichen Homer-Ausgabe ausgestaltet werde. Dazu gehörte vor allem eine Einführung in die homerische Frage, die ein anderer Fachmann als Hentze übernehmen könnte, sowie ein Abriß der homerischen Prosodie und Formenlehre, ähnlich wie in der Ausgabe von Monro (Clarendon Press). Es könnten dann die Einleitungen zu den einzelnen Gesängen gekürzt und auch in den Bemerkungen zu den einzelnen Stellen eine Sichtung der Verweisungen auf minder bedeutsame Vorgänger vorgenommen werden.

Nun seien in den vorliegenden Gesängen einige Einzelheiten berührt mit Übergehung jener Stellen, die von dem Ref. in der Anzeige der früheren Auflagen schon berührt worden sind, obwohl er mit seinen Vorschlägen nicht den Beifall des Herausgebers gefunden zu haben scheint, wie z. B. *ὄις Λ* 245 noch immer als aus *οἴας* entstanden erklärt wird. Wenn es hieße: „statt *οἴας*“, so wäre der wissenschaftlichen Erkenntnis Rechnung getragen (lat. *ovīs,* dann nach Analogie der Konson.-Stämme *oves*). Über *ἀνδρῶν-τέλος K* 470 vermisst man eine Aufklärung, vgl. *Λ* 730 = *H* 380, Stellen, die bei Harder nicht erwähnt sind; *τέλος* in der Bedeutung „Abteilung, Schar“ ist attisch. Zu *K* 495 ist bemerkt: *ἀπηύρα* entstellt aus *ἀπεύρα* (*ἀπέϝρα*) Aor. Doch ist *Ψ* 560 *ἀπηύρων*, wo es auch Aor. sein muß, stehen geblieben (vgl. damit den Artikel bei Harder). So muß man zu dem Schlusse kommen: entweder *ἀπεύρα* oder *ἀπηύρων*; dieses ist vom attischen Standpunkte aus ganz gut zu belassen (vgl. auch Hirt, Handb. § 395 und Leeuwen, Enchirid. S. 379). *Λ* 5 *μεγακήτης* ist von Stier in seiner Ausgabe (auch bei Autenrieth) richtiger erklärt; bei Harder sind die Bedeutungen des Wortes nicht gehörig geschieden. Das Schiff ist dem Fische nachgebildet und lief am Buge in ein fischartiges Gebilde aus. Die Übersetzung durch ein Wort ist dann allerdings schwer. Zu *Λ* 89 ist jetzt wohl das Enchiridion van Leeuwens S. 168 einzusehen, wo auch die Form *M* 49 *ἐλλίσσεθ'* ihre Erledigung findet. Hentze hat an ersterer Stelle angemerkt: „ursprünglich wohl *ϝεϝέλικτο*. Es geht also ohne textliche Änderungen nicht, es handelt sich nur um das Maß der Änderungen. Lehrreich ist diesbezüglich die Behandlung von *ἕστασαν M* 56 bei van Leeuwen und Hirt, Handb. § 455. Hentzes Anmerkung ist unzulänglich. Ebenso ist *ἀνάεδνος N* 366 jetzt

von Hirt § 382 erklärt, so daß es zu halten ist. Dagegen dürfte *ἀάσχετον* Ω 708 (*E* 892) eine mißverständlich gebildete Form sein, wie *ἑῆς*. Erklärungen sind noch nicht gefunden zu *Λ* 559 *ἐάγη* (Christ, Bekker *ἐάγη*), 611 *ἐρεῖο*; *M* 42 *στρέφεται*, 147 *δέχαται*; *N* 470 *τηλύγετος* (Hentze vermutet *τηλύϝετος* [unwahrscheinlich] und in der Erläuterung nicht befriedigend); *Ξ* 484 *κὲ-εὔχεται*; *O* 713 *μελάνδετα*; *X* 294 *λεύκασπις*, 491 *ὑπεμνήμυκε*; die Stelle *Ψ* 598, wenn man sich nicht mehr an L. Langes Erklärung hält; 883; — die Vermutung zu 214 *ἀήμενοι* statt des überlieferten *ἀήμεναι* zeigt, daß solche Änderungen selbst von sehr vorsichtigen Gelehrten gebilligt werden. Endlich möchte noch die Aufmerksamkeit der Mitforscher auf die Bedeutung der Präposition in den komponierten Verben zu lenken sein: *δια-βάς M* 458, *προ-βόωντε M* 277 (von Stier richtig aufgefaßt, dagegen Hentze Anh. umständlich), *Ξ* 401 *ποτι-τέρπεται*, wo *ποτι-* nicht 'dabei' heißen kann; Ω 65 *ἀπο-σκύδμαινε* (vgl. *ἀπο-μηνίω*), 428 *ἀπ-εμνήσαντο* (*N* 113 *ἀπ-ητίμησε* Rzach nach Cobet *ἄρ' ἠτίμησε*). Hier ist die Bedeutung des Kompositums nicht so leicht festgestellt mit der Verwendung der Präposition in der üblichen Weise, wenn auch die Übersetzung dem Gedankenverhältnisse nicht leicht gerecht wird. Zu beachten ist, daß diese Komposita vereinzelte Bildungen sind sowie das unaufgeklärte *περι-πευκής Λ* 845.

Von Kompositis ist *ὑψίζυγος* Beiw. d. Zeus *Λ* 544, *Δ* 166 auch noch besserer Deutung zugänglich; das Wort ist aus der Schiffersprache zu erklären „der hoch auf der Ruderbank sitzt", das muß der 'Steuermann' sein, ganz passend für den höchsten Lenker der Geschicke.

An Druckfehlern sind zwei unbedeutende zu verzeichnen: *K* 117 Text und *Ψ* 483 Anmerkung.

Graz. G. Vogrinz.

Die Kausalsätze im Griechischen bis Aristoteles. Von Martin P. Nilsson. I. Die Poesie. (Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache. Herausgegeben von M. v. Schanz. Heft 18.) Würzburg, A. Stubers Verlag (Curt Kabitzsch). 145 SS.

Wenn man in der Grammatik des homerischen Dialektes von Monro[2] § 296 und 309 oder bei Vogrinz, Grammatik des homerischen Dialektes S. 253 die Angaben über das bei Homer so häufige *ἐπεί* nachliest, wird man wahrlich staunen über ihre Dürftigkeit und Unzulänglichkeit, zumal wenn man etwa den Artikel *ἐπεί* im Lexikon von Ebeling zum Vergleiche mit heranzieht, wo in richtiger Weise die beiden Hauptbedeutungen I. *postquam* und II. *quod cum* geschieden und gesondert behandelt werden. Auch bei Gerth-Kühner wird man durch die gänzliche Außerachtlassung

der historischen Gesichtspunkte unangenehm berührt. Diese Lücke wird nun durch Nilssons Schrift in dankenswerter Weise, zunächst allerdings nur für die griechischen Dichter (Homeros, Hesiodos, die Tragiker, Aristophanes, Pindaros, Bacchylides) ausgefüllt, und es ist das Erscheinen des zweiten Heftes, dessen Inhalt „der Gebrauch der Kausalsätze in der Prosa bis auf Aristoteles“ bilden wird, in baldige Aussicht gestellt, was um so freudiger zu begrüßen ist, als diesem zweiten Hefte „auch eine systematische Übersicht der gewonnenen Resultate und ein Index zur leichteren Orientierung über die an verschiedenen Stellen behandelten zusammenhängenden sprachlichen Erscheinungen beigegeben werden“ wird.

Den Ausgangspunkt nimmt die Darstellung gewiß mit Recht von den mit *ἐπεί* eingeleiteten Sätzen, das m. E. richtig von Brugmann in *ἐπ-εί* zerlegt wird (Griech. Gramm.[3] S. 534, vgl. auch Prellwitz, Etym. Wörterb. s. v.), während des Verf.s S. 43 zur Wahl gestellte unmittelbare Zusammenstellung mit *ἐπί* in formaler und semasiologischer Hinsicht nicht leicht zu überwindende Schwierigkeiten bereitet. Im übrigen wird durch die Analyse der homerischen Beispiele der dem Hauptsatze folgenden *ἐπεί*-Sätze, welche mit Recht vorangestellt werden, gezeigt, „daß *ἐπεί* ursprünglich Hauptsätze einleitete und daß dieser Gebrauch in großer Ausdehnung bei Homer sich erhalten hat, und daß der Übergang des *ἐπεί* zur subordinierenden Konjunktion eine spätere Entwicklung ist“ (S. 30). Es ergibt sich ferner hinsichtlich der *ἐπεί*-Sätze, daß rein temporale dem Hauptsatze (mit einer einzigen Ausnahme) vorangehen, rein kausale ihm nachfolgen, während temporal-kausale beide Stellungen einnehmen können (S. 41). Ich kann in diesem kurzen Referate nicht ausführlich auseinandersetzen, in welcher Weise der Verf. die selbständige Entwicklung der deutlich geschiedenen temporalen und kausalen *ἐπεί*-Sätze historisch und psychologisch zu erklären versucht, und bemerke nur, daß seine Ausführungen durch feine und scharfsinnige Kombinationsgabe ausgezeichnet sind. Nach der eingehenden Behandlung der *ἐπεί*-Sätze werden die übrigen Kausalsätze mit *οὕνεκα*, *ὅτ(τ)ι*, *ὅ*, *ὅτε*, *ὡς* und *οἷς* einer systematischen Darstellung unterzogen und dann nach denselben Gesichtspunkten die Kausalsätze bei den oben genannten Dichtern in eingehender Weise behandelt und die Ergebnisse der analytischen Untersuchung für die einzelnen Dichter festgelegt. Eine zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse haben wir, wie bereits oben erwähnt worden ist, im nächsten Hefte zu erwarten.

Am Schlusse dieser kurzen Anzeige, bei der es Ref. absichtlich vermieden hat, auf mehr oder minder dem subjektiven Ermessen aufs Kerbholz zu schreibende, abweichende Auffassungen einzelner Stellen einzugehen, sei es mir gestattet, im Hinblick auf die S. 38 (Fußnote 1) über *ἔκλυον* stehende Bemerkung hervorzuheben, daß diese Form in der Tat A o r i s t, nicht I m p e r f e k t u m

ist. Über die aoristische Bedeutung der Formen ἔκλυε, ἔκλυον usw. haben eingehend W. Schulze, Kuhns Zeitschrift XXIX 430 ff. und Mutzbauer, Die Grundlagen der griechischen Tempuslehre (Straßburg 1893), S. 172 ff. gehandelt (vgl. auch H. Hirt, Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre S. 368 und Brugmann, Griech. Gramm.[3] S. 271).

Curtius-v. Hartel, Griechische Schulgrammatik. Bearbeitet von Dr. Florian Weigel. 26. durchgesehene Auflage. Wien, Verlag von F. Tempsky 1907. IV und 299 SS.

Nachdem ich im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift S. 423—428 eine ziemlich ausführliche Besprechung der 25. Auflage sowie der „Kurzgefaßten Ausgabe" dieser Grammatik veröffentlicht habe, glaube ich mich jetzt auf den Hinweis beschränken zu dürfen, daß der Verf. die von mir vorgeschlagenen Verbesserungen sorgfältiger Berücksichtigung unterzogen und in zweckentsprechender Weise bei der Neuauflage verwertet hat. Nur in einem Falle (§ 123, 1 Bemerkungen 2) scheint mir die Fassung nicht ganz glücklich gewählt. Wenn es jetzt dort heißt: „εἶ geht nicht auf die Homerische Form ἐσ-σί zurück, da sich der Ausfall beider σ nicht erklären ließe (§ 10, 3 *a*), sondern auf die Sanskritform *asi*", so muß dadurch unwillkürlich eine falsche Vorstellung von dem Verhältnis des Griechischen zur Sanskritsprache erweckt werden. Ist ja doch εἶ nicht von der Sanskritform *ási* herzuleiten, sondern beide Formen stammen von indog. **ési* her, das sich, entsprechend den Lautgesetzen beider Sprachen, einerseits zu ai. *ási*, anderseits zu gr. εἶ entwickelt hat. Es müßte also, wenn schon die „Sanskritform" zum Vergleiche herangezogen werden soll, jedenfalls heißen: „sondern auf eine der Sanskritform *ási* entsprechende urgriechische Form *ἐσι". — Die Bemerkungen von Dr. Heinrich Schärl (s. diese Zeitschrift 1906, 550—555) sind in dieser neuen Auflage nicht verwertet worden.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Ch. Huelsen, Topographie der Stadt Rom im Altertum von H. Jordan. Erster Band, dritte Abteilung. Mit 11 Tafeln. Berlin, Weidmann 1907. XXIV und 709 SS. Preis 16 Mark.

Ref. war es im Jahre 1895 gegönnt, die Vorträge Huelsens über römische Topographie zu hören und die gewissenhafte, sorgfältige Arbeitsweise sowie den großen Fleiß des Gelehrten kennen zu lernen, nicht minder seine klare, verständliche Darstellungsweise und zielbewußte Führung zu bewundern. Alle diese Eigenschaften zeigt auch das vorliegende Buch, die Frucht einer zehnjährigen Arbeit, welches den vor 21 Jahren erschienenen Band

Jordans abschließt. Wohl hatte Jordan schon Material gesammelt, doch mußte die Arbeit von Huelsen von Grund aus neu gemacht werden. Die erhaltenen Reste der Stadt und ihre Bauten werden gebührend berücksichtigt, in knappster Form nur die Resultate der Forschung gegeben und den meisten der aus dem Altertum überlieferten Namen wird wenigstens annähernd ein Platz angewiesen. Die Anordnung verdient volles Lob: sie schließt sich an die physische Gliederung des Stadtgebietes und ihre administrative Einteilung an und zeigt nirgends etwas Sprunghaftes, so daß der Leser dem Autor folgen kann. Geschichtliche Darstellung und Periegese erscheinen bis auf § 12 und 20 verbunden. Historischer und kritischer Sinn zeigen sich in dem behutsamen, nüchternen Abwägen der Quellenangaben und kennzeichnen den deutschen Forscher, der der Phantasie keinen Spielraum gestattet, selbst wo die Verlockung dazu eintritt. In praktischer Weise wird an noch bestehende Bauten und Anlagen, besonders an Kirchen angeknüpft; Ref. selbst hat dies als große Erleichterung empfunden. Volle Anerkennung verdient das Streben, den spröden, eintönigen Stoff in verständlicher, annehmbarer Form darzustellen, was auch gelungen ist. Zur Erläuterung des Textes dienen die 11 Tafeln, die in trefflicher Weise durch verschiedene Farben die modern überbauten, die nicht ausgegrabenen und endlich die erhaltenen Reste zeigen. Ein reiches Quellenmaterial ist verarbeitet, wie die ausführlichen Anmerkungen beweisen; daß außer den Schriftstellern auch die Inschriften benützt sind, ist bei dem Herausgeber der stadtrömischen Inschriften (CIL VI) selbstverständlich. Zum Dank für die Förderung und Belehrung, die der Verf. aus Wissowas Forschungen über die Religion der Römer schöpfen konnte, ist das Buch G. Wissowa zugeeignet. Eine kurze Inhaltsangabe muß genügen, um die Aufmerksamkeit aller Lehrer der klassischen Sprachen und der Geschichte auf dies Buch zu lenken. Das ausführliche Inhaltsverzeichnis S. XII—XVIII gibt Aufschluß über das Gebotene und zeigt, wie von der physischen Beschaffenheit, dem Namen, dem Umfang, den Teilen der betreffenden Region ausgegangen und in geschichtlicher Reihenfolge eine Darstellung der Bauten und Anlagen gegeben wird. Behandelt wird § 5: Velia und Friedenstempel *(Regio IV. Templum Pacis)*. § 6: Der Palatin *(Regio X. Palatium)*. § 7: Das Tal zwischen Palatin und Aventin *(Regio XI. Circus Maximus)*. § 8: Der Aventin. Das Speicherviertel am Flusse *(Regio XIII. Aventinus)*, § 9: Der Hügel südlich vom Aventin *(Regio XII. Piscina publica)*. § 10: Das Tal zwischen Aventin und Caelius *(Regio I. Porta Capena)*. § 11: Der Caelius *(Regio II. Caelemontium)*. § 12: Der Esquilin (Allgemeines. Geschichtliche Übersicht). § 13: Das Tal des Amphitheaters. Der Oppius *(Regio III. Isis et Serapis)*. § 14: Carinae, Subura, Cispius *(Regio IV. Templum Pacis)*. § 15: Der Esquilin außerhalb der Serviusmauer *(Regio V. Esquiliae)*. § 16

und 17 behandeln die *Regio VI. Alta Semita* (Viminal und Quirinal), § 18 den Pincius. Die Ebene östlich der Via Flaminia *(Regio VII. Via Lata)*. Die *Regio IX. Circus Flaminius*, das Marsfeld, ist Gegenstand eingehender Besprechung: § 19 gibt eine geschichtliche Übersicht, § 20 behandelt den südlichen, § 21 den mittleren und § 22 den nördlichen Teil des Marsfeldes. Den Schluß bildet § 23 die Besprechung der Insel und der Stadtteile am rechten Tiberufer, der *Regio XIV. Trans Tiberim*. Mit Recht hat der Verf. von der Behandlung der großen Gräberstraßen abgesehen, um den Umfang des Buches nicht noch mehr zu vergrößern, verspricht aber eine vollständige Zusammenstellung des einschlägigen Materiales in den topographischen Indizes zum sechsten Bande des CIL. Die Berichtigungen und Nachträge (S. XX—XXIV) ergaben sich durch die lange Dauer des Druckes (mehr als vier Jahre) als nötig: sie enthalten Nachweise der wichtigsten neueren Literatur und Berichtigungen sinnstörender Fehler. Die mit größter Sorgfalt und Genauigkeit gearbeiteten Register erstrecken sich auf alle drei Teile des ersten Bandes: das sachliche Register (S. 670—701), enthaltend auch solche antike Namen, die wohl aus der Literatur oder aus inschriftlichen Zeugnissen bekannt, aber von ungewisser Lage sind, das Register der behandelten Stellen (S. 702—704), der Inschriften (S. 705—709) und der Münzen (S. 709) erleichtern den Gebrauch des Buches. Möge dies Buch die wohlverdiente Anerkennung überall dadurch finden, daß es in jeder Lehrerbibliothek angeschafft und fleißig benützt wird! Über die Notwendigkeit der Kenntnis der Topographie zum Verständnisse der Autoren braucht nichts weiter gesagt zu werden: wer diese Kenntnis nicht aus eigener Anschauung gewinnen kann, der kann sie mit Hilfe dieses Buches gewinnen; wer Rom gesehen hat, dem wird das Buch die Möglichkeit bieten, sich das Gesehene lebhaft ins Gedächtnis zurückzurufen; wer Rom erst sehen will, dem kann das Buch zur Vorbereitung bestens empfohlen werden. Der Verleger verdient Dank für die gute Ausstattung.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Bellum Africanum. Herausgegeben und erklärt von Rud. Schneider. Mit zwei Karten. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905. VIII und 159 SS. 8⁰.

Länger als ich fast verantworten kann, blieb diese treffliche Ausgabe in diesen Blättern unbesprochen. Sie ist Heinr. Meusel, dem bekannten Cäsarforscher, der uns erst neulich seine Ausgabe des *bellum civile* geschenkt hat, gewidmet. Den Lesern dieser Zeitschrift dürften die Schicksale dieses pseudocäsarianischen Opus bekannt sein. Hatte Wölfflin in seiner kommentierten Ausgabe ganz besonders den L(eidensis) bevorzugt, so nahm er in der 2. Aus-

gabe eine vollständige Umwertung der Handschriften vor und gab einen nach den relativ besten Handschriften durchgesehenen Text.

Schneider hielt diesen Standpunkt fest; ihm standen Neuvergleichungen der in erster Linie in Betracht kommenden Handschriften zu Gebote, so daß er auf fester handschriftlicher Grundlage bauen konnte.

Der Text ist im ganzen recht wohl lesbar geworden, freilich wimmelt es von eckigen und spitzen Klammern und von fett gedruckten, schrägen Wörtern, Silben und Buchstaben zum Zeichen, daß da des Herausgebers Korrektur oder die eines anderen Gelehrten aufgenommen wurde.

Trotzdem aber muß man dem Herausgeber das Zeugnis ausstellen, daß er oft mit einem bewundernswerten Spürsinn Fehlerquellen aufgedeckt und Heilungen vorgenommen hat. Ein Beispiel für viele: X 1 schreiben alte und neue Herausgeber '*quem Lepti proximo oppido reliquerat*', was gegen den herrschenden Sprachgebrauch verstößt. Das allgemein überlieferte *leptim* oder *leptī* löst Sch. in '*Lepti in*' auf und die Sache klappt aufs schönste. Daß bei der Fülle von Neuerungen sich so manches Bedenken regen wird, ist naturgemäß.

Selbst eine so fein ausgeklügelte Änderung wie LVIII 4, wo man bisher allgemein las: *eidem autem oppido ad dextrum latus eius cornu erat oppositum, verebaturque, ne, si praetergressus esset, ex oppido eruptione facta ab latere eum* [Sch. *exercitum*] *adorti conciderent* und wo Sch. aus *cornu cornetum* machte, weil ein solches Buschwerk tatsächlich einen prächtigen Hinterhalt abgeben könne, muß nicht zwingend sein, weil *cornu* immerhin eine anderweitige, vielleicht auch durch die Örtlichkeit selbst gewissermaßen postulierte Bedeutung haben könnte, die uns eben nicht geläufig ist; man vgl. unser 'Horn', insofern damit eine Bergformation gemeint ist. Daß die Lesung *exercitum* auch gut, vielleicht besser wäre, ist zuzugeben, aber *eum* geht eben auch.

Trotz des außerordentlichen Scharfsinnes und der peinlichen Umsicht, die der Verf. auf die Lesbarmachung der Schrift verwandte, sind noch so manche *cruces* stehen geblieben.

H. Schiller hat in der Besprechung Berl. ph. Wochenschr. 1906, Sp. 28 f. da und dort mit mehr oder weniger Glück Lösungen versucht.

LII 1 heißt es: *Caesar ab eo opere cum iam sub vesperum copias in castra reduceret, magno incursu cum omni equitatu levique armatura Iuba, *Scipio*, Labienus in legionarios impetum fecerunt equites.* Da *Scipio* hier aus verschiedenen Gründen unmöglich ist, hat Fröhlich das Wort eingeklammert, Wölfflin las in seiner ersten Ausgabe an dessen Stelle '*ac*', woraus dann Schiller a. O. '*subito ac*' machte. Ich denke an '*suis copiis*', etwa auch '*suis cum copiis*' *Labienus,* wodurch sich eine wirksame Parallele zu *cum omni equitatu .... Iuba* ergibt. Zur Stellung *suis cum copiis* vgl. etwa

'*parva enim tum copia et ea tironum* X 4. — In XII 3 *milites in campo iubet galeari et ad [eam] pugnam parari* ist das *eam*, welches in *S* fehlt und das seit Aldus die älteren Herausgeber, z. B. Scaliger, Montanus (Elzevirausgabe), Leydner Ausgabe von Gaesbeeck, Oudendorp, Oberlin, Panckoucke u. a. tilgten, dagegen die Neueren seit Nipperdey bis auf Wölfflin aufnahmen, auch von Schneider einfach ohne einen Heilungsversuch ebenfalls eingeklammert. Ich denke an *iniquam.* Daß die Schlacht für Cäsar sehr unbequem war, ist aus der Stelle selbst ersichtlich. Aus dem so oft vorkommenden *iniquus locus*, wo eine Schlacht geschlagen werden mußte, konnte sehr leicht der Kampf selbst *iniquus* zubenannt werden; vgl. übrigens b. Hisp. V 5 *pugna iniqua* (codd.), wofür manche Herausgeber mit cod. Voss. '*inita*' schreiben, so Duebner und Kübler.

Den Text begleitet die *lectionum varietas* und ein mit außerordentlichem Fleiß gearbeiteter Kommentar, der nicht bloß dem Sachlichen eine liebevolle Pflege angedeihen läßt, sondern auch für Texterklärung und ganz besonders für die Sprache des Autors das Möglichste leistet. Angeschlossen ist eine ausführliche Liste der Namen mit Stellenbelegen, ein Verzeichnis der Anmerkungen, eine Zeittafel, dann eine chronologische Beilage zu 3, 1 (soll heißen 5, 1) *una nocte et diei parte* [im Texte schreibt Sch. allerdings *u. n. et ⟨parte⟩ diei*], worin er den Einschub *parte* mit augenscheinlich guten Gründen zu stützen sucht. Darauf folgen zwei Exkurse, u. zw. 'Das Gefecht bei Ruspina' und 'Die Schlacht bei Thapsus'. Zum Schlusse eine Notiz über die Handschriften.

Für jeden, der sich mit dem *bellum Africanum* beschäftigt, wird diese Ausgabe unentbehrlich bleiben.

Wien. A. Polaschek.

Eduard Stemplinger, Das Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance. Mit neun Abbildungen im Text. Leipzig, Teubner 1906. XVIII und 476 SS. Preis 8 Mk.

Das Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance in Frankreich, England, Italien und vornehmlich Deutschland darzustellen ist der Zweck dieses Buches. Der Verf., der uns in Übertragungen den augusteischen Hofdichter in Wadelstrümpfen, lederner Hose und Bergschuhen vorgeführt hat, liefert uns mit dem vorliegenden, schön ausgestatteten Buche einen neuen Beweis seiner eingehenden und liebevollen Beschäftigung mit diesem Schriftsteller. Auf 11 Seiten stehen die Werke verzeichnet, die St. bei seinen Studien benützt hat. Somit kann das Buch als ein Werk echt deutschen Fleißes hervorgehoben werden, das auch das vorgesteckte Ziel in vollkommen befriedigender Weise erreicht hat.

Der I. allgemeine Teil behandelt Vorarbeiten über das Fortleben der Horazischen Lyrik, über Horaz in der Weltliteratur, im Roman und Drama, Parodien und Travestien zu Horaz, Horazische Oden in der Musik, Horaz in der Kunst. Mit erstaunlichem Fleiße ist das Material gesammelt und geschickt verwertet und das Nachleben des Dichters bis in die neueste Zeit geschildert. Wir Österreicher freuen uns, daß St. auch unseres von P. Tassilo Lehner entdeckten und gewürdigten Simon Rettenbacher Erwähnung tut (S. 7, 76). Überraschend wirken die Zusammenstellungen, z. B. S. 40: Wir zählen bisher rund 70 deutsche, 100 französische, 90 englische, 48 italienische Gesamtübertragungen der Oden. Die Deutschen waren die letzten, welche den Horaz übersetzten. Bei dieser Gelegenheit gibt der Verf. ein treffliches Urteil über den Wert der Übersetzungen überhaupt; er sagt S. 41: Die Menge der Übersetzungen, die verschiedenartigen Weisen, den Inhalt durch Umänderung der Form dem Geiste der modernen Sprachen anzupassen, die immer wieder neu auftauchenden Versuche, selbst die relativ besten Übertragungen zu überflügeln, zeigen hinlänglich das Unzulängliche aller Übersetzung, was Schopenhauer in die treffenden Worte zusammenfaßt (V 599 f.): „Gedichte kann man nicht übersetzen, sondern bloß umdichten, welches allezeit mißlich ist". Ferner: „Die Übersetzungen der Schriftsteller des Altertums sind für dieselben ein Surrogat, wie der Zichorienkaffee es für den wirklichen ist".

St. betrachtet seine eingehende Studie nicht für abgeschlossen; erst dann aber, wenn das Fortleben des römischen Dichters bis ins einzelne nachgewiesen ist, bekommt jenes schöne Wort Herders seine volle Giltigkeit, welches lautet: „Welche Heere von Dichtern haben ihn übersetzt, nachgeahmt, mit ihm gewetteifert, ihm nachgeeifert! Seine stolze Zuversicht: 'non omnis moriar multaque pars mei vitabit Libitinam' ist nicht nur erfüllt, sondern übertroffen worden. Fast 2000 Jahre hindurch hat er allen gebildeten Nationen der Welt gesungen, sie ergötzt und die feinsten Seelen geleitet" (S. 50).

Im II. Teile des Buches werden die Oden, das Carmen saeculare und Epoden im einzelnen behandelt, insofern sie ganz oder teilweise in ernsten und scherzhaften Um- und Nachdichtungen, Reminiszenzen und künstlerischen Verarbeitungen sich lebenskräftig und keimfähig erwiesen. Das Buch wird zum Ankaufe für Lehrerbibliotheken wärmstens empfohlen.

Wien. J. Huemer.

Petronii Cena Trimalchionis. Mit deutscher Übersetzung und erläuternden Anmerkungen von Ludwig Friedländer. Leipzig, Hirzel 1906. 362 SS. 8°.

Ein wohlbekanntes Buch erscheint in neuer Auflage; nicht wesentlich verändert und darum gilt das Rühmende, was über das

Buch bei seinem ersten Erscheinen gesagt wurde, auch von dieser zweiten Auflage. Der sprachlichen Erklärung sind Heräus, 'Die Sprache des Petronius und die Glossen', sowie zahlreiche noch unveröffentlichte Bemerkungen dieses Gelehrten und auch C. W. F. Müllers zugute gekommen. Sollte der geistvolle und gewandte Übersetzer, der, wie er Einleitung S. 18 selbst sagt, den Ton des Originals wiederzugeben sucht, soweit dies ohne Reproduktion der in den Reden der Freigelassenen so überaus zahlreichen Idiotismen und Sprachfehlern geschehen konnte, sich bei einer neuen Auflage nicht auch an eine Wiedergabe dieser letzteren wagen? Dialektisches könnte wohl ohne Anstand aufgenommen werden. Etwas weniger Glätte in der Übersetzung, das wäre somit ein Wunsch, den man für eine weitere Auflage des Buches hegen könnte.

Schließlich nur eine Kleinigkeit. Zum Schluß von 35 sind die Worte *hoc est in cenae* (*in* von Reiske zu *initium* ergänzt) gewiß eine Randglosse; daran sollte nicht mehr gezweifelt werden; doch ist *in* als Abbreviatur für *initium* kaum denkbar; wahrscheinlich ist vor *cenae* ein *eam*' ausgefallen, so daß die Glosse lautete: *hoc est: ineamus cenam*, was gut zu dem durch dieselbe zu erläuternden Konjunktiv *cenemus* paßt.

Wien. H. St. Sedlmayer.

Aulus Cornelius Celsus über die Arzneiwissenschaft in acht Büchern. Übersetzt und erklärt von Eduard Scheller. Zweite Auflage, nach der Textausgabe von Daremberg neu durchgesehen von Walther Frieboes, bisherigem Assistenten am Institut für Pharmakologie und physiologische Chemie zu Rostock. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. R. Kobert zu Rostock. Mit einem Bildnis, 26 Textfiguren und 4 Tafeln. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1906. XLII und 862 SS. 8°. Preis 18 Mk.

Dieses Buch stellt eine Neuauflage der im Jahre 1846 erschienenen deutschen Übersetzung des Celsianischen Werkes dar. Schon Scheller begnügte sich nicht mit der bloßen Übersetzung; er hielt es für passend, in Anmerkungen unter dem Texte auf Parallelstellen zu verweisen, deren Zahl dann Daremberg in seiner Textausgabe erheblich vergrößerte. Der neue Herausgeber übernimmt nun alle diese Stellen für die zweite Auflage, zeigt aber hiebei eine Inkonsequenz, indem er jene Stellen bald in den fortlaufenden Text selbst, bald in die Anmerkungen setzt, ohne daß ein Grund hiefür ersichtlich wäre. Eine weitere Inkonsequenz tritt auch darin zutage, daß Hippokrates bald nach der Ausgabe von Foesius, bald nach der von Littré zitiert wird. Scheller fügte ferner schon in knappen Worten einiges zur Erläuterung hinzu. In viel ausgedehnterem Maße erklärt Fr. den Text, indem er der Übersetzung 'Erläuterungen der in den einzelnen Kapiteln enthal-

tenen Krankheiten, anatomischen und therapeutischen Angaben' (S. 479—777) folgen läßt. In diesem zweiten Teile liegt der Hauptwert des Buches für den Philologen. Diese Erläuterungen geben nämlich meist in klarer, allgemein verständlicher Weise über die medizinischen und pharmakologischen *termini technici* erwünschten Aufschluß. Der Herausgeber führt in der Regel den Standpunkt der modernen Forschung an und zeigt, was, von Celsus schon erwähnt oder empfohlen, heute noch Giltigkeit hat, anderseits was auch schon längst überholt ist. Besonders anerkennenswert ist das Verzeichnis der Arznei-, Nahrungs- und Genußmittel (S. 580 bis 708), das namentlich durch die Heranziehung von Dioskurides und Plinius an Wert gewinnt. In dem Verzeichnisse der im Celsus-Texte vorkommenden Ärzte (S. 778—786) vermißt man leider die Berücksichtigung der neuen Forschung, welche besonders durch die Arbeiten von M. Wellmann zu anderen Resultaten gekommen ist, als sie in dem vom Herausgeber benützten 'Bibliographischen Lexikon der hervorragenden Ärzte' von Gurlt und Hirsch niedergelegt sind. Endlich sind die sehr ausführlichen Namen- und Sachregister (S. 787—860) zur raschen Orientierung sehr geeignet.

Der Übersetzung ist ein Vorwort von Kobert (S. V—XXI), ein Vorwort des Herausgebers (S. XXIII—XXV), ein Inhaltsverzeichnis (S. XXVII—XL), ein Verzeichnis der Abkürzungen (S. XLI f.), endlich das Vorwort Schellers samt Biaconis Brief über Celsus in deutscher Übersetzung vorausgeschickt. Das erste Vorwort, welches einen guten Überblick über das Werk des Celsus gibt, ist ziemlich reich an Irrtümern. Wenn man auch von kleineren Versehen, wie der Schreibung *Portius* (S. V), *Terrentius* (ebd.), *Quinctilian* (S. IX) absieht, so geht es doch nicht an, von ganz bestimmten medizinischen Erwähnungen in den '*Praecepta ad filium*' des Cato zu sprechen (S. V), die, wenn sie auch Medizinisches enthielten, uns nicht mehr vorliegen. Vielmehr finden sich alle jene Erwähnungen in dem Buche Catos '*De re rustica*', mit Ausnahme der Zaubersprüche bei Fisteln, die bei Cato überhaupt nicht zu finden sind. Bei Varro (R. r. I 11, 2) liest man nicht *animalcula,* wie Kobert schreibt (S. V), sondern einfach *animalia.* Ciceros Schrift '*De natura deorum*' hätte bei Wahrung der chronologischen Reihenfolge vor Vitruvius' Werke angeführt werden sollen. Die *editio princeps* der '*Medicina*' des Celsus erschien nicht, wie Kobert behauptet (S. VI), 1478, sondern schon 1426 von Guarino da Verona. In Horaz' Dichtungen sucht man vergebens die von Kobert (S. XVI) angeführte *serica vestis,* der wohl Plinius N. h. XXI 3, 11 Erwähnung tut. Auch daß Celsus den Star griechisch *ὑγρὸν πηγνύμενον* genannt habe (S. XX), dürfte auf eigener Erfindung Koberts beruhen.

Was die Übersetzung betrifft, so schließt sie sich eng an die in der 1. Auflage gegebene an, leider an manchen Stellen zu eng, wo mit Rücksicht auf den Wortlaut des lateinischen Textes

oder auf den deutschen Sprachgebrauch eine Änderung angezeigt gewesen wäre. Bisweilen ist aber zu konstatieren, daß der erste Herausgeber den Sinn besser getroffen hat als der neue. Unpassend sind vielfach die Überschriften der einzelnen Abschnitte gewählt, wie namentlich beim 3. Kapitel des I. Buches.

Von Versehen will ich unter anderen folgende anführen: S. 20 Frieboes (1, 17 Daremberg): Unter *ferro* sind eher 'eiserne Instrumente' als 'Glüheisen' zu verstehen, wie sich aus Ilias *Λ* 515 ergibt unter Heranziehung von *Δ* 218 f. — S. 20 F. (2, 3 Dg.): *ergo etiam* fehlt in der Übersetzung, wodurch der Zusammenhang verdunkelt wird. — S. 27 F. (7, 24 Dg.): *lassitudine* ist unübersetzt. — S. 28 F. (8, 12 Dg.): *per multa volumina perque magnae contentionis disputationes* 'in vielen Büchern und heftigen Streitschriften'. Im Gegensatze zu *volumina* ist bei *disputationes* an mündlich geführten Streit, an Streitreden zu denken. — S. 28 F. (8, 20 Dg.): *quomodo spiritus aut cibus vel trahatur vel digeratur* 'wie das Atmen vor sich geht, ob die Speisen verteilt oder verdaut werden'; allein das Hauptgewicht ist auf *quomodo* zu legen und *trahatur* mit *spiritus, digeratur* mit *cibus* zu verbinden; demgemäß ist zu übersetzen 'wie das Atmen vor sich geht oder wie die Speisen verdaut werden'. — S. 37 F. Anmerkung 2 und 3 müssen ihre Plätze tauschen. — S. 38 F. (16, 26 Dg.): *in tepidario* 'in dem zum lauen Bade eingerichteten Zimmer'. Celsus (22, 11 Dg.) selbst gibt die Verwendung des *tepid.* an, in dem sich keine Badevorrichtung befand; daher 'in dem mäßig erwärmten Raume'. — S. 38 F. (17, 9 Dg.): *post varium cibum frequentesque dilutas potiones*; statt 'reichlich verdünnter Getränke' muß es, wie in der 1. Auflage, heißen 'reichlicher v. G.', da es sich offenbar um die Quantität der Getränke handelt. — Sonderbar klingt die Übersetzung von *contracta alvus* S. 39 F. (18, 11 Dg.) mit 'eine nicht durchfällige Beschaffenheit des Stuhlganges'. — Unzutreffend ist die Anmerkung 3 auf S. 73 F. (45, 35 Dg.): '*Motum facile sustinet.* Die ältesten Ausgaben lesen *morbum*; doch ist wahrscheinlich *motum* das Richtigere, wie dies aus Hippocr. l. c. [Prorrh. lib. II, Sect. II] hervorgeht, wo es heißt: τὴν δὲ ταλαιπωρίην εὐπετῶς φέρειν καὶ ἄκοπον εἶναι ..... ταλαιπωρίαν kann man hier ebensogut als Elend, elender Zustand, Krankheit fassen'. Es ist doch klar, daß diese Stelle aus Hippokrates die Richtigkeit von *morbum* beweist. — S. 126 F. (89, 4 Dg.): *non facile sanguinem mittere* 'man lasse ihnen nicht gleich Blut' ist ungewöhnlich für das gebräuchliche 'man lasse sie nicht gleich zur Ader'. — S. 132 F. (94, 16 Dg.): *testis* gibt F. mit 'Scherben' wieder und setzt daneben in Klammer 'Austerschalen'. Es ist aber gewiß an irdene 'Lampen' gedacht. Cf. Verg. Georg. I 391. — S. 137 F. fehlt die Anmerkung, die im Texte durch [1]) angedeutet wird. Wahrscheinlich sollte die bei Scheller stehende dorthin kommen: '*Tertio die saepe fit, ne febris accedat.* Hier

scheint eine Andeutung der Form unserer *quartana duplicata* zu sein'. — S. 188 F. (141, 25 Dg.): *abstinendum .... est ab omnibus frigidis* 'der Kranke muß sich aller kalten Speisen enthalten'. Die Beschränkung auf Speisen ist nirgends angedeutet, vielmehr ist hier ebensogut an Getränke zu denken. — S. 198 F. (145, 3 Dg.): Es ist doch ganz überflüssig, denselben Satz zweimal zu übersetzen. Der Grund dieser Doppelübersetzung liegt wohl nur darin, daß dieser Satz bei Scheller am Ende des 18. und bei Dg. am Anfange des 19. Kapitels steht. — S. 261 F. (185, 33 Dg.) *et manu* fehlt in der Übersetzung. — S. 297 F. (214, 10 Dg.) *ex modo puris* 'aus dem Verhalten des Eiters' unrichtig für 'aus der Menge des Eiters'; ebenso gleich darauf *genus puris* 'Verhalten d. E.' für 'Beschaffenheit d. E.' — Hervorzuheben ist die Übersetzung jenes Abschnittes, welcher 'von dem Bau der Augen' handelt S. 388 f. F. (279, 17 ff. Dg.), samt den dazu gehörigen Erläuterungen (S. 742 ff.), weil hier F. seine eigene, ganz neue Konstruktion des Auges gibt. Dadurch, daß Regenbogenhaut, wo zuerst von ihr gesprochen wird, nicht eingeklammert ist, ergibt sich der widersinnige Satz 'da, wo die Pupille Regenbogenhaut ist'. Während dies wohl nur ein Übersehen des Setzers ist, muß die Übersetzung von *sub his* (280, 2 Dg.) durch 'auf (unmittelbar an) diesen' höchst bedenklich erscheinen. Es ist nötig, hier den Zusammenhang zu betrachten: Zuerst werden erwähnt *summae duae tunicae,* nämlich κερατοειδής und χοριοειδής. Dann heißt es weiter: *Sub his ... locus vacuus est: deinde infra ... tenuissima tunica, quam Herophilus* ἀραχνοειδῆ *nominavit. Ea media subsidit, eoque cavo continet quiddam, quod ...* ὑαλοειδές *Graeci vocant. Id autem ... membranula includit. Sub his gutta humoris est, ovi albo similis ...* κρυσταλλοειδής *a Graecis nominatur.* Den Schluß übersetzt F. folgendermaßen: 'Auf (unmittelbar an) diesen drei letztgenannten Gebilden liegt (in der oben erwähnten Einsenkung) ein dem Eiweiß ähnlicher Tropfen Flüssigkeit'. Aber wir haben gehört, daß in dieser Einsenkung das ὑαλοειδές liegt. Ferner ist ersichtlich, daß *sub his* nicht leicht anders gefaßt werden kann als das vorhergehende *sub his* und das synonyme *infra.* F. hält es für unmöglich, daß *sub his* hier 'unter diesen' heißen kann; 'denn dann müßte die Linse 1. unterhalb der Netzhaut, 2. unterhalb der feinen Membran, 3. unter dem Glaskörper gelegen haben'. 'Die Linse aber in den Glaskörper zu verlegen', wie es Magnus in seiner 'Geschichte der Augenheilkunde' will, 'dafür', meint F., 'fehlt es an jeder Begründung. Warum soll aber nicht das in Frage stehende „*sub his*“ „unmittelbar an, auf“ heißen können? Ein philologischer (!) Grund spricht nicht dagegen, und durch diese Übersetzung fallen alle Vermutungen über Textverderbnis oder Ungenauigkeit des Celsus fort'. F. ist zu seiner Auslegung der Stelle sicher nur dadurch gekommen, daß er das nach den Worten des Celsus zu konstruierende Bild mit den tat-

sächlichen anatomischen Verhältnissen des Auges möglichst in Einklang zu bringen suchte. Ein derartiges Vorgehen ist aber sicher verfehlt, weil man sich dadurch leicht verleiten läßt, in den Worten Dinge zu lesen, die wirklich gar nicht in ihnen stecken. Ich sehe keinen Grund ein, warum *sub his* nicht mit 'unter diesen' zu übersetzen sei. Allerdings ist unter *his* nur jene ganz feine Membran und eine Schichte des Glaskörpers zu verstehen, da nichts im Wege steht, die Linse in dem Glaskörper gleichsam schwimmend zu denken. Daß die Netzhaut nicht zu den *his* mitgehört, geht daraus hervor, daß in ihr eben der Glaskörper eingebettet ist, der seinerseits wieder, damit er sich nicht in den *locus vacuus* ergießt, vorne durch jene *membranula* abgeschlossen ist. Zu dieser Auffassung der Stelle scheint es recht gut zu passen, daß Celsus meint, die Farbe der Regenbogenhaut hänge von der Farbe des Glaskörpers ab. — Hier will ich gleich eine andere Interpretation anschließen, die der Autor selbst (S. 745) als eine 'gewagte, aber wohl nicht unmögliche' bezeichnet, welche mir aber doch unmöglich erscheint. F. schreibt so: 'Der lateinische Text von Kap. 7, Nr. 13 Ende und der Anfang von Kap. 7, Nr. 14 lautet: „*Sub his* (d. h. auf dem Glaskörper und der Netzhaut) *gutta humoris est, ovi albo similis: a qua videndi facultas proficiscitur* ..." Nr. 14: „*Igitur vel ex morbo, vel ex ictu concrescit humor sub duabus tunicis, qua locum vacuum esse proposui*". Wenn man das Wort *humor* für identisch setzt mit *gutta humoris,* wozu philologisch (!) Verschiedenes zur Begründung angegeben werden kann, so würde die Übersetzung heißen können: „Entweder durch Krankheit oder durch Schlag verdichtet sich (gerinnt) der Tropfen Flüssigkeit, welcher sich an der Stelle befindet, wo, wie ich im vorigen Kapitel erwähnt habe, der leere Raum liegt". Ist eine solche Deutung des Textes zulässig, so würde Celsus unter der das Sehvermögen herabsetzenden Trübung die getrübte Linse verstanden haben.' Der letzte Satz beweist deutlich, daß es wieder nur jenes oben gerügte Streben ist, welches solche unhaltbare Auslegungen hervorbringt. Wenn man aber schon von diesem Streben sich leiten läßt, so sollte man doch wenigstens die Philologie aus dem Spiele lassen. Es ist ja ohneweiters evident, daß die Identifizierung von *gutta humoris* und *humor* ganz ausgeschlossen ist.

Auch sonst sind in den Erläuterungen Ungenauigkeiten zu verzeichnen. Zu S. 481: Bestimmte Nachrichten über öffentliche Bäder haben wir erst aus der Zeit des zweiten punischen Krieges, von der Einführung solcher Anstalten 'um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr.' wissen wir nichts. Ferner wurde die erste Wasserleitung in Rom im Jahre 312, nicht 305 von Appius Claudius erbaut. Wann das 'außerhalb der Stadtmauer als Volksbad bestimmte Wasserbecken' angelegt wurde, läßt sich nicht bestimmen; daß aber ein Zusammenhang zwischen diesem, der sog. *piscina,* und der *aqua Appia* besteht, wie man aus F.s Worten vermuten muß,

ist nirgends überliefert und schon wegen der geographischen Lage beider unwahrscheinlich.

Wenn also auch hie und da Fehler unterlaufen sind, so liest sich doch die Übersetzung im allgemeinen fließend. Wo der Ausdruck zu breit geraten ist oder es an gewünschter Genauigkeit fehlen läßt, da ist vielfach die Abhängigkeit des neuen Herausgebers von seinem Vorgänger schuld, wie man denn überhaupt größere Selbständigkeit im ersten Teile vermißt. Allein um mit der von Celsus behandelten Materie rascher vertraut zu werden, wird man immerhin diese Übersetzung mit Nutzen heranziehen können.

Wien. Hans Lackenbacher.

Latinska slovnica (Lateinische Grammatik). Verfaßt von Dr. Josef Tominšek. Laibach, Ig. v. Kleinmayr & Ferd. Bambergsche Verlagsbuchhandlung 1906. VL und 1 unnumeriertes Blatt und 242 SS. Preis geb. K 3·20.

Die vorliegende Grammatik ist nach bewährten Mustern zusammengestellt. In der Anlage und allgemeinen Durchführung des Buches hält sich Verf. in erster Linie an die Scheindlersche Schulgrammatik von J. Steiner; daß aber auch andere Schulbücher dieser Art entsprechend berücksichtigt und benützt worden sind, ist selbstverständlich. Ganz vortreffliche Dienste leistete dem Verf. die einzige slovenisch geschriebene Schulgrammatik der lateinischen Sprache von Kermavner, im allgemeinen ein gediegenes Lehrbuch, das seit ca. zwei Jahren im Buchhandel vergriffen ist.

Die sprachwissenschaftliche Seite und historische Sprachbetrachtung sind durch gelegentlich eingestreute Bemerkungen vertreten. Die Übereinstimmung und die Verschiedenheit der Spracherscheinungen im Slovenischen und Lateinischen hebt der Verf. in reichlichem Maße mit lobenswertem Nachdruck hervor.

Sehen wir nun, ob und inwieweit es ihm im einzelnen gelungen ist, seiner Aufgabe in zufriedenstellender Weise gerecht zu werden.

Nach einer passenden kurzen Einleitung über die „lateinische Sprache“ schreitet T. zur Bearbeitung des eigentlichen Grammatikstoffes. — § 2, 3 werden für die Diphthonge *ei*, *eu* und *ui* die falschen Beispiele *fidei*, *neuter* und *huius* angeführt. — § 4, 1. Die Regel „vor Vokalen wird *i* als *j* gesprochen“ ist nicht angemessen. Nach dieser Fassung müßte der Schüler ja auch *djes*, *hjems*, *unjus* usw. sprechen. — § 7 wird man zwar über die Betonung lateinischer Wörter unterrichtet, doch die Lehre über die Quantität der Silben findet hier mit keinem Worte Erwähnung. Erst im § 402 (Prosodie) ist auch von *positione* langen Silben in der Poesie die Rede. Daß

die Position für die Aussprache und Betonung der Wörter auch in der P r o s a von maßgebender Wichtigkeit ist, erfährt der Schüler nirgends. — Im § 7 gehört zur Bezeichnung *encliticae* auch der Ausdruck *procliticae,* da Beispiele wie *ad tē, per dĕos* angeführt sind. — Die Formenlehre befriedigt fast ganz. Die Lehre über das natürliche Geschlecht läßt einiges zu wünschen übrig. — Im § 47 ist die Regel 1 *a)* nicht gerade mustergiltig gefaßt. — § 52, 2. Anstatt der Frage: „Welche Stämme endigen im nom. sing. auf *-us?*“ dürfte sich besser eignen: Welches Geschlecht haben die Substantiva auf *-us?* — § 89, Anm. 2. Mit den paar Zeilen ist der Gebrauch des indirekten Reflexivums noch nicht erschöpft. Aus der Bemerkung, daß in den Konsekutivsätzen das ind. Refl. nicht gebraucht wird, müßte sich für den Schüler die Folgerung ergeben, daß in allen anderen Arten von Konjunktivsätzen das ind. Refl. angewandt wird. Überhaupt muß hervorgehoben werden, daß über den Gebrauch der Pronomina viel zu wenig geboten wird. Der Verf. hat sich begnügt, bei der Formenlehre das Allernotwendigste über die einzelnen Arten der Pronomina mitzuteilen. Damit ist aber die Bedeutung, die dieser Wortart im Satze zukommt, noch lange nicht erschöpft. — Im § 100 fehlt die Bemerkung, daß *neuter* im gen. sg. auch *neutri* hat; diese Form mit *generis* ist als gramm. Terminus die übliche. Die Dreisilbigkeit des Wortes würde passend das Trema sichtbar machen.

Das Zeitwort wird, dem herrschenden Brauche entsprechend, nach der Stammtheorie behandelt. — § 110. Die Textierung der Definition der *verba deponentia* muß eine Änderung erfahren. Denn auch die Deponentia haben zwei a k t i v e Formen. § 127 bietet die diesbezügliche Regel korrekt. — § 115. Die Definition des *verbum finitum* findet man im § 179, I wieder. Auch sonst begegnen solche unnötige Wiederholungen. — § 181, 3. Die Anm. ist zu streichen. Das Gerundium ist doch nicht die Übersetzung für „müssen, nicht dürfen“, sondern die m ö g l i c h e Wiedergabe dieser Ausdrücke und des von diesen beiden abhängigen Inf. — § 144. *Lingo* ist zu streichen, bei *stringo* auch *destringo* anzuführen. — § 156, 1 Anm. Die ersten zwei Sätze sind überflüssig. — § 158, II. Bei den Verben *esse, ire, stare* wären zum mindesten ebenso passend wie die entsprechenden griechischen Verba die (teilweise) bindevokallosen Zeitwörter s e i n, g e h e n, s t e h e n zum Vergleiche heranzuziehen, zumal da die Sekundaner nicht Griechisch lesen können. In der Anm. hat die Stelle von *ἱστά-ναι* richtig *ἑστά-ναι* (= *stare*) einzunehmen. — § 166, 1. Der zweite Absatz kann schadlos um „*Contra* .... Kr.“ gekürzt werden. — § 167. *Tenus* erscheint mit Unrecht aus der Zahl der Präp. mit dem Abl. gestrichen. Abgesehen davon, daß es sogar bei Cicero in der Schule begegnet, ist es einer von den wenigen Überresten postpositiver Präpositionen und auch aus diesem Grunde beizubehalten. — § 168. Auch *super* mit dem Abl. hat keine Aufnahme

gefunden. — § 170, 2. Nicht die übergeordneten, sondern die untergeordneter Sätze werden mittelst subordinierenden Konjunktionen angefügt (verbunden). Das Resultat natürlich ist in beiden Fällen dasselbe, daß nämlich die Sätze miteinander verbunden sind.

Hinsichtlich der Wortbildungslehre ist nur weniges zu bemerken. § 177 *b*, Anm. *Partim* ist nicht mit *grātīs* (= *gratiis*) auf dieselbe Stufe zu stellen. Eine Schulgrammaeik darf von den Ergebnissen der Wissenschaft nur insoweit Gebrauch machen, als sie gesichert sind. — § 178, I, 1 wäre *vāticinium* nicht aufzunehmen; ibd. *parricīda* ist nur nach der Volksetymologie = *patricida;* es ist ursprünglich *pāricida* aus **pāsicida*, vgl. *πηός* Verwandter (aus **πασος*).

In der Syntax wird auch manches der klassischen Sprache Eigentümliche kärglich dargestellt. Dafür aber wird Selbstverständliches *ab ovo* entwickelt. Zu dem als bekannt vorauszusetzenden Wissen, das der Junge bei seinem Eintritt in die Lateinschule schon besitzen muß, gehört gewiß der Begriff Satz mit seinen Arten. Sollte dies nicht der Fall sein, so hat die Grammatik der Unterrichtssprache die diesbezüglichen Unterweisungen zu erteilen. Als gewiß anstößig aber muß es angesehen werden, wenn derlei in der lateinischen Grammatik einer doppelten Bearbeitung teilhaftig wird. Dies ist der Fall in dem § 179, mit dem sich zum Teil die §§ 285, 307, 314 decken. Dazu werden die Definitionen von Satz, Satzverbindung, Satzgefüge teilweise zweimal auf analytischem Wege erst gewonnen. — § 182, I. Unter die Beispiele waren noch aufzunehmen die Sätze: 1. *aquila est regina avium;* 2. *usus est omnium rerum magister*. Das Beispiel *iustitia est domina et regina omnium virtutum* genügt nicht, ja es ist für die Regel über die Kongruenz zwischen Subjekt und Prädikat ohne Belang, da das Geschlecht der Wörter im Lateinischen und Slovenischen sich deckt. Anders ist es bei den obigen zwei Beispielen. Abs. 3. Daß das Pronomen als Prädikativum mit seinem Subjekt übereinzustimmen hat, ist schon in 2 gesagt. Daher ist hier der erste Satz entbehrlich. Ebenso ist die Anm. unnötig, da zwischen dem Slov. und Latein. hinsichtlich der Person vollkommene Übereinstimmung herrscht. Abs. 4. Das erste Beispiel ist falsch analysiert oder übersetzt. — § 183. Die angeführten Beispiele reichen nicht aus, um die möglichen Fälle der Kongruenz des Präd. bei mehreren Subj. zu erschöpfen. Der Wortlaut der Regel 1 entspricht nicht; denn sind die Subjekte durch disjunktive oder korrespondierende Konjunktionen *(aut—aut, vel—vel)* verbunden, ist es geradezu Regel, daß das Präd. durch das nächste Subj. bestimmt wird. In der Anm. *(constructio ad sensum)* ist nur das erste Beispiel zutreffend, wenn gesagt wird: „Das Präd. richtet sich nicht nach der Form, sondern nach dem Inhalt des Subj.". Damit stimmen gewiß nicht überein: 1. *decem milia*

peditum ... armati fuere. 2. *Ipse dux cum aliquot principibus capiuntur.* — § 188, 3. Die angeführten Beispiele verfehlen ihren Zweck. Denn *prima, primo, primum* erscheinen in den ihnen an und für sich zukommenden Bedeutungen, die dem Schüler geläufig sind. Er muß in jedem Falle „das erste Gesetz“ mit *prima lex* übersetzen, *primo* = anfangs, *primum* = zuerst, zum erstenmal. Vielmehr hätten Beispiele aufgenommen werden sollen, die bei gleichlautender slovenischer (deutscher) Übersetzung im Lat. verschiedene Formen von *primus* aufweisen; z. B. das bekannte: *pater hanc epistulam primus (primam, primum) legit.* — Von den 8 Beispielen (§ 189, 2) leisten gewiß auch nur zwei dem angestrebten Zwecke Genüge. Ebenso sind (Abs. 3) mehrere Beispiele gleichartig. Anstatt der 7 genügten 8; dagegen würde der letzte Absatz eine größere Ausführlichkeit erfordern. — § 190. Der Nom. ist nicht der Kasus des Prädikats, sondern des präd. Nomens; „und (manchmal) des Attributs“ hat zu entfallen, da von der Kongruenz des adj. Attributs mit seinem Beziehungswort schon die Rede war. Vom Vokativ wäre vielleicht doch zu sagen, daß er der Kasus der angeredeten Person oder Sache ist. — Im § 191 werden wir zum zweitenmal über das direkte und indirekte Passivum unterrichtet (über das letztere vgl. auch §§ 205 und 207). — § 192. Mit derselben Berechtigung, mit der *sequor* unter die transitiven Verba aufgenommen ist, würden dahin gehören alle transitiven Verba, für deren Übersetzung im Slov. ein intrans. Verb sehr häufig oder möglich ist. Solche Verba sind zweifellos *imitari, aequare, (ad)iuvare, sectari, deficere.* Wenn *timeo* aufgenommen ist, gehört *metuo* wohl auch darunter. Ref. würde auch *adulari, aemulari* und *ridere* anführen. — Der Wortlaut des § 194 ist nicht einwandfrei. Es ist „je nach der Bedeutung“ oder Ähnliches einzufügen. Hier wären auch *quaerere* und *petere* mit ihren Konstruktionen unterzubringen. — § 195, Anm. *Excellere alicui* ist nicht richtig, da der Dat. sing. begreiflicherweise ausgeschlossen ist. — § 197 *a.* Das Beispiel „*Hoc a me universa provincia poposcit*“ findet keine Rechtfertigung. Der letzte Absatz dieses Paragraphen ist zu entbehren, wenn oben nach *neutrum* „sonst steht dafür ein entsprechender Satz“ eingeschaltet wird. Z. B.: ich bitte dich um Hilfe *oro te, ut mihi feras opem* = *a te opem peto;* ich frage dich nach der Bedeutung des Wortes, *quid vox significet.* — § 204. Wie berechtigt die Behandlung des Acc. der Richtung bei der Lehre vom Acc. auch sein mag, Ref. möchte, von praktischen Erwägungen geleitet, in einer Schulgrammatik die Konstruktionen der Ortseigennamen und der Subst. *domus* und *rus* nicht trennen. — § 207. Warum ist *pareo* unter die Verba mit dem Dativ aufgenommen, während *oboedio* und *obtempero* fehlen? Ref. würde auf so manches der angeführten Beispiele gern verzichten. Aber für *invidere* im Aktiv wünschte er zwei passende Sätze, die dem Schüler das nötige Verständnis für die Verschiedenheit des Kasus

im Lat. bei gleichbleibender slov. (deutscher) Fügung vermitteln. Wir finden wohl: *invidemus finitimis* und *non invideo gloriae tuae*. Die Übersetzung des letzten Beispieles muß den Schüler stutzig machen. Ref. würde dafür setzen: *invideo gloriae* (besser wäre noch ein Subst. nach der 2.—4. Dekl.) *finitimorum*. Wenn nun der Schüler erfaßt hat, daß das Neid Erregende im Dativ, sein Besitzer im Genetiv stehen muß, wird ihm auch das Verständnis für die obige Übersetzung leicht beigebracht. — § 218. Das über den *gen.* und *abl. qualitatis* Gesagte reicht nicht hin. Es bedarf aber auch in der vorliegenden Form einer Richtigstellung. Der *gen.* und *abl. qual.* schließen sich nicht in allen Fällen gegenseitig aus. — § 219 *b*. Der *gen. part.* steht nicht nur bei den Ordinalien, sondern auch bei allen anderen Zahlwörtern (bis auf die Adv. natürlich). Bei *unus* wäre seine Verbindung mit *alter* zu erwähnen. — Der Inhalt des § 220 sollte unter den *gen. obi.* bei Verben eingereiht werden. — § 226. Die Regel (über *piget* usw.) ist zu knapp und daher mißverständlich. Wird bloß gesagt, daß die Person im Acc. steht, so wird der Schüler auch die das Gefühl erregende Person in den Acc. setzen. — § 227. *Interest* hat zwar für das Auge bezüglich der *pron. poss.* dieselbe Konstruktion wie *refert*, doch nicht bezüglich der Form der Possessiva. Beide sind daher nicht zu vermengen. Und wenn dem *refert* ein Längezeichen zuteil geworden ist, so müßten dessen um so mehr die mit ihm verbundenen Poss. teilhaftig werden. *Pater dixit suā referre*, aber *sua interesse*. Die verschiedenen Konstruktionen nach *interest* sind nicht alle *promiscue* zu gebrauchen. — Im § 228, 1 ist nach „Part. praes." einzuschalten: von transitiven Verben. — § 234. Die hieher gehörige Fußnote entfällt besser. Bei der Regel über die Konstruktion von *opus est* ist nach „Fürwörtern" einzuschieben: und Zahladjektiven. Z. B. *multa (nonnulla) opus sunt*. — § 235. *More, casu, consuetudine* usw. sind mit dem gewöhnlichen Namen *(abl. modi)* zu belegen. Z. B. *more Romanorum vivere*. Die Sitte der Römer (Römerart) ist doch nicht der Grund (die Bedingung) dafür, daß man lebt. — § 236. Anstatt der Worte „die Geltung des Satzes wird eingeschränkt" soll es richtig heißen: d. G. d. Adjektivs (Verbs) usw. Von den aufgezählten sechs Beispielen für den *abl. lim.* ist nur eines ein Satz, in welchem *florere* determiniert erscheint. — Ob der Abl. bei *(in)dignus* nicht eher Objekt als *abl. lim.* ist, bleibe dahingestellt. — § 238, 3. Verf. macht es nicht ganz klar, ob *tertio anno ante (post)* gleichzusetzen ist *ante (post) duos annos*. Aus der Verbindung mit „oder" müßte der Schüler die Äquipollenz beider Ausdrucksweisen folgern. Die Wahrheit ist natürlich eine andere. — § 239. „*Abl. viae*" ist wohl nur ein *abl. instrumenti*, weshalb sich eine weitere Spezialisierung als überflüssig erweist. Von einem *abl. comitat(iv)us* kann man nur in jenen Fällen sprechen, in denen [illegible] bloße *abl.* zum Ausdruck der Begleitung dient. Z. B. *Dictator* [illegible]

ab urbe proficiscitur. — § 241. Die Behandlung des *abl. modi* läßt einiges zu wünschen übrig. Die Regel über den *abl. comp.* (§ 244) „Der Gegenstand, der mit seinem Subjekte verglichen wird. .“ entspricht nicht. Bei einem Prädikate könnte man allenfalls von seinem Subjekte sprechen, die Sache ist so unkorrekt; außerdem wird der Umfang des möglichen *abl. comp.* nicht erschöpft. In der Anm. 1 sind die Worte „und wird mit ihnen (= *plus, longius* usw.) nichts verglichen“ zu streichen. Ein Vergleich nämlich ist in allen Fällen, in denen uns Komparative begegnen, vorhanden. Was hätte denn sonst auch der vom Verf. unter den Beispielen für den *abl. comp.* angeführte Satz *Suebi non longius anno uno remanebant in loco* für eine Bedeutung? Die Komparative *plus, longius, amplius* zeigen in positiven Sätzen an, daß die wirkliche (oder als solche angenommene) Zahl- oder Maßbestimmung größer ist als die angegebene, *minus*, daß sie geringer ist. Ob aber der durch die Angabe der Zahl näher bestimmte Satzteil ein Objekt oder eine adverb. Bestimmung bildet, ist gleichgiltig. Im Beispiel *Spatium est non amplius pedum sescentorum* ist der Gen. nicht, wie behauptet wird, von *spatium* abhängig, sondern ein gewöhnlicher prädikativer *gen. qualitatis*. — § 246. Hinsichtlich der Benennung des Abl. als *abl. loci* gilt das über den *abl. comit.* oben Gesagte. Sonst müßte ja auch von dem mit *pro* usw. verbundenen Abl. als *abl. loci* gesprochen werden. Hier wäre gewiß die Bemerkung am Platze, daß der Gebrauch des *abl. loci* in der Poesie ein sehr ausgedehnter ist. — § 248. *Insculpo* erscheint zwar in einem Beispiel *(In statua insculpsit)*, seine Aufnahme unter die Verba *pono, loco* usw. aber wurde unterlassen. Unmittelbar nach der Absolvierung der Lehre vom Ablativ erwähnt Verf. den *abl. absolutus* mit der Behauptung, daß dieser jedesmal in der Funktion irgend einer der behandelten Ablativarten auftrete. Einer solchen Erklärung aber steht die unwiderlegbare Tatsache entgegen, daß das absolute Partizip nur in einer temporalen (modalen) oder kausalen (kausal im engeren Sinne, hypothetischen und konzessiven) Beziehung zum Satze stehen kann. Der *abl. absolutus* kann demnach nur als *abl. temp.* oder *causae* (oder *modi*) erscheinen. Daher ist auch die zum Satze „*Ponte facto flumen transierunt*“ (Beispiel für einen *abl. abs.*) gegebene Belehrung, die den *abl. abs.* für einen *abl. instrumenti* erklärt, sicher falsch. Es gibt eben keinen *abl. absol. instr.* Man könnte natürlich in dem obigen Beispiel *ponte facto* als einen *abl. instr.* erklären. Doch in dem Falle hätte man es mit einem attributiven (hervorgegangen aus einem „verkürzten“ Relativsatz) oder appositiven (gewonnen aus einem Temporalsatz, dessen Subjekt ein Beziehungswort im regierenden Satz besitzt) Partizipium zu tun. — Der § 251 ist unnötig. — § 254. Das Beispiel „*Homini necesse est mori*“ hat bei 1. nichts zu suchen. — § 257. Mißlungen ist dem Verf. die Darstellung des *accusativus cum infini-*

tivo. Er erklärt den *acc. c. inf.* als zwei von einem Verbum abhängige Objekte. Wäre das der Fall, so müßte man diese Partie in den Rahmen der Lehre vom doppelten Accusativ verweisen, wo z. B. der Satz „*Magister nos docuit Latine loqui*“ gelesen wird. Würde jedoch dieses Beispiel für einen *acc. c. inf.* erklärt werden, so wäre seine Übersetzung von jener, die es als doppeltes Objekt wiedergibt, ohne Zweifel verschieden. „Der Lehrer belehrte uns (klärte uns auf), daß wir lateinisch sprechen“ bedeutet gewiß etwas anderes als „... lehrte uns lateinisch sprechen“. Unter dem *acc. c. inf.* versteht man eben nicht zwei Objekte, sondern jene Konstruktion, bei der das Subjekt zu einem als Objekt oder Subjekt fungierenden Verbum im Accusativ steht. Verf. zerlegt z. B. (§ 258): *Audimus hostes clamavisse* (= *audimus:* 1. *hostes*, 2. *clamavisse*). Bei einiger Überlegung kommt man zu dem richtigen Resultate, daß es unmöglich ist, die Feinde **und** das Geschrei zu vernehmen, sondern daß nur das Geschrei der Feinde gehört wird. Der Acc. *hostes* ist also nur der Urheber, der Träger (das Subjekt) der durch den Inf. des Verbs ausgedrückten Tätigkeit. „Jemanden (= ein Objekt) hören“, wörtlich genommen, ist bekanntlich in das Gebiet psychologischer Unmöglichkeiten zu verweisen. Denn die vorausgehende Redewendung ist nichts anderes als eine kompendiarische Bezeichnung für „das Geräusch, den Ton jemandes hören“. *Dico te felicem esse* wird zerteilt: *dico:* 1. *te*, 2. *felicem — esse!* Merkwürdigerweise macht Verf. auch nicht den geringsten Versuch einer Erklärung, welche Funktion nach seiner Ansicht dem Acc. beim subj. Inf. zukommt, z. B. im Satz: *Mirum est te ad me nihil scribere* (§ 258). — Das Beispiel *omnes cupiunt esse beati* gehört nicht in diesen Paragraphen. — § 259 *b*. *Soleo* und *maturo* gehören nicht hieher. Vielmehr wäre die Tatsache, daß lateinische *verba finita* im Slov. (wie im Deutschen) sehr häufig durch Adverbien ausgedrückt werden, in einem eigenen Paragraphen der Stilistik, die wir ja auch hier durch die Lehre von der Wortstellung und dem Satzbau vertreten finden, etwas umfangreicher als es geschieht, zu behandeln. *Verum est* und die beiden oben genannten Verba genügen auch bescheidenen Anforderungen nicht. — § 263. Bei der Gruppe der Verba unter *b* hat eine Beschränkung hinsichtlich der Zeiten zu erfolgen. — § 267. Der Wortlaut ist folgendermaßen zu stilisieren: „Derjenige, der etwas ausführen soll...“ Denn es kann ja mitunter — und die Fälle sind häufig — einer genötigt sein, eine Handlung zugunsten eines anderen zu verrichten. Die Lehre von der Gerundiv-Konstruktion (§ 269) ist unvollständig. Der Schüler erfährt nicht, daß er in gewissen Fällen auch bei trans. Verben die Gerundium-Konstruktion anwenden muß. Auch bezüglich der *pron. pers.* wäre die in diesem Falle zutage tretende Eigentümlichkeit wenigstens in einer gedrängten Anmerkung zu streifen.

Die Behandlung des Partizips widerspricht den Grundsätzen der didaktischen Methode. Von einer Einteilung des *partic. coniunctum* ist keine Spur, gewiß nicht zum Vorteil der Grammatik. Zuerst sind die beiden Arten, das attributive und appositive Part. zu behandeln, das letztere natürlich in allen seinen Verhältnissen zum Satz und dann ergibt sich das Wesen des *abl. abs.* gleichsam als eine gereifte Frucht von selbst. Der Schüler bekommt auf diese kurze, überaus leichte Weise eine richtige Vorstellung von der Funktion des *abl. abs.* Die „Verkürzung“ von Sätzen der Unterrichtssprache muß dem Schüler natürlich schon bekannt sein, bevor zur Lehre vom Partizip im Latein geschritten wird. Aus dem Gesagten folgt, daß die Doppelbehandlung (lat.-slov. §§ 275—277, slov.-lat. §§ 278—280) des *part. coniunct.* und *abl. abs.* nichts für sich hat; trotz ihrer Umständlichkeit kann der Schüler kein verläßliches Bild von dem Angestrebten gewinnen. In der Fußnote zu § 276 muß es lauten: „und *acc.*“ Im Griechischen gibt es bekanntlich neben dem *gen. abs.* auch einen *acc. abs.* Und wenn der Verf. im § 278 *consulto* (*abl. abs.*) anführt, so entspricht dem im Griechischen der *abs. acc.: δόξαν, δεδογμένον.* — § 281, *Catonem vidi in bibliotheca sedentem, audivi de senectute disserentem* wird als Beispiel angeführt für die Überschrift: ‘Partizip beim doppelten Objekt’. Die Verwandlung ins Pass. zeigt uns, daß man nur *1* Subjekt gewinnt, während dem doppelten Objekt *2* entsprechen müßten, oder es müßte ein Objekt unverändert bestehen bleiben. Selbstverständlich tritt uns hier das Part. nur prädikativ entgegen. Referent würde die Behandlung des sogenannten prädikativen Part. bei dem doppelten Acc. (*Acc. obiecti* und *praed*) unterbringen. Auf die Wortart kommt es ja beim prädikativen Acc. nicht speziell an. Ebendort würde er einordnen: Das Partiz. praes. bei *fingo, facio, induco*, des passiven Perfekts bei *habeo, teneo.* Auch *curo, do, trado, relinquo, permitto* u. ä. mit dem Gerundiv gehören dahin. — § 304. Die genannten Konjunktive sind um *diceres* zu vermehren. — § 305. Der Wortlaut der Regel ist nicht ganz zutreffend. Anstatt „aber es geschah nicht“ muß es richtig heißen: aber es geschieht (geschah) nicht. Nebenbei sei bemerkt, daß es dem Ref., vom *coni. irrealis* ohne den kondiz. Vordersatz in einem Schulbuch zu handeln, nicht zweckmäßig erscheint. Die Erläuterung des *coni. irr.* aber entspricht auch nach obiger Richtigstellung nicht ganz. Angemessen hieße sie: Der *coni. irr.* bezeichnet den Gegensatz zur Wirklichkeit. — § 325 *a.* Für „Begehrungssätze“ (*zahtevalni stavki*) ist einzusetzen: „Finalsätze“, da diese Bezeichnung mit Rücksicht auf die §§ 349—351 als der übergeordnete Begriff erscheint. Ibd. *b.* Aus *faciemus, quae Caesar imperaverit* wird niemals: *quae Caesar imperet* oder *imperaret!* Ein *imperaverit* (fut. ex.) gibt nur *imperaverit* (pf. coni. nach einer Hauptzeit des übergeordneten Satzes), sonst *imperavisset.* — § 330. Ein *scribens* =

qui scribit, scribebat, aber nicht = *qui scripsit.* — § 335. Über die Bedeutung des *an* nach *haud scio* usw. ist der Schüler aufzuklären; *nescio quomodo* ist nicht = *quo pacto.* Die Behauptung allein, daß *nescio quis, nescio quomodo* auf den Modus keinen Einfluß ausüben, genügt nicht.

§ 346. Der Verf. will die sogenannte relative Verschränkung als eine Art relativer Anknüpfung hinstellen. Mit Unrecht; vielmehr aben wir es hier mit einer Eigentümlichkeit des lateinischen Sprachgebrauches zu tun, die weder im Slovenischen noch im Deutschen etwas Analoges hat. In die diesbezügliche Regel des Verf.s muß überhaupt Licht gebracht werden, da sie in der hier stehenden Form weder giltig noch für den Schüler verständlich und verdaulich ist. Es ist nicht allgemein wahr, „daß alle Arten von Nebensätzen unter Beibehaltung ihrer Konjunktionen relativ verbunden werden könnten, u. zw. in jenen Fällen, da ein im abhängigen Satze befindliches Demonstrativum im übergeordneten Satze ein Beziehungswort besitzt". Der übergeordnete Satz muß vielmehr in jedem Fall ein Relativsatz sein. Und da tritt die nicht ganz isolierte Spracherscheinung auf, daß „das Relativum (mit Verlust seiner Präposition) den Kasus (event. auch die Präposition) des Demonstrativums, welches letztere wegfällt, annimmt; seine Stelle behält das Relativum unverändert bei, z. B. *Thrasybulo corona data est quam quod amor .... expresserat, nullam habuit invidiam* = *d. est, quae, quod eam* usw.; unrichtig ist die Erklärung des Verf.s: *data est; quod eam...* Andere Beispiele: *Noli adversus eos me ducere, cum quibus ne contra te arma ferrem, Italiam reliqui* = *quibus* (dat. fam.), *ne cum iis...* Verf. *ducere, nam Italiam reliqui, ne cum iis... Epicurus non satis politus est iis artibus, quas qui tenent, docti habentur* = ... *artibus, quibus, qui eas tenent .... Omnia offeruntur Caesàri, quae ille amentissimus fuerit nisi acceperit* = ... *quibus ... nisi ea ....* Natürlich gehören auch der sog. *acc. c. inf.* und der *abl. comp.* im Relativsatze hieher, für welche Fälle im Buche hier keine Beispiele gegeben sind. Dafür, daß das Besprochene eine nicht ganz isolierte Erscheinung sei, braucht Ref. nur an die Assimilation (Attraktion) des Relativs im Griechischen zu erinnern. Ref. würde auch im Lateinischen für die in Rede stehende Eigentümlichkeit die Bezeichnung „Assimilation (Attraktion) des Relativs" verwenden. — § 364. Es dürfte nicht unzweckmäßig sein, wenn wenigstens in einer Fußnote des Konjunktivs in iterativem Sinne bei *ubi* (*cum, quotiens, si*), der bisweilen schon bei Cic., sehr oft bei Nep. und Liv., ja auch bei Hor. vorkommt, gedacht würde. Übrigens erscheint nicht einmal der *indicativus iterativus* mit einem Worte erwähnt. Die Art und der Umfang der Behandlung des historischen (§ 368) und des temporalen (§ 370) *cum* kann dem Schüler keine deutliche Vorstellung vom Wesen der beiden *cum*-Arten verschaffen. Eigens

von *cum*-Sätzen zu handeln empfiehlt sich nicht, da auf diese Weise einerseits Zusammengehöriges zerrissen wird, anderseits aber unvermeidliche Wiederholungen platzgreifen. Eine kurze übersichtliche Zusammenstellung nach den Nebensätzen hätte durchaus nichts Störendes an sich. — § 377, III. Die Regel: „(wir unterscheiden) III. Irrealen Fall: mit dem *coni. impf.* u. *ppf.*" genügt nicht. Es ist auch an den Indikativ des Präteritums bei den Verben können, müssen, sollen zu erinnern, welcher Modus auch im Nachsatze des irrealen Falles anstatt des *coni. ppf.* angewendet wird. — § 396, 2—398. Was den Bau des mehrfachen Satzgefüges und der Periode anlangt, dürfte es bei des Lateiners bekanntem Streben nach Mannigfaltigkeit der Satzstellung genügen hinzuweisen, daß die konsekutiven und in der Regel die indirekten Fragesätze hinter dem Hauptsatze, die relativen nach ihrem Beziehungsworte, alle übrigen vor dem Hauptsatze stehen. — § 400. Die Tropen müßten, wenn sie schon in einer Grammatik Aufnahme finden, damit der Schüler tatsächlich davon einen Nutzen hätte, eingehender besprochen werden. Die hier angewandte Kürze macht die Sache wertlos. Z. B.: „Metonymie (μετωνυμία): das Attribut steht für das Beziehungswort: *ferrum* = *gladius ferreus; liber* (der Bast) Buch, *rostra* (Schnäbel) Bühne." Das ist doch zu knapp! — Der § 404 (Wie man die Quantität erkennt) ist überflüssig, besonders die Bemerkung: in zweifelhaften Fällen lasse man sich vom Wörterbuch belehren. — Der § 419 (Geschichtlicher Überblick des Kalenders) gehört in das Geschichtsbuch. Das Buch schließt mit „Münzen und Maße". Während vorne ein Inhaltsverzeichnis angebracht ist, soll ein rückwärts angefügtes Verbalverzeichnis im Vereine mit einem allgemeinen die praktische Brauchbarkeit des Werkes fördern. Davon, daß Richtigstellungen und Ergänzungen notwendig sein werden, haben den Ref. Stichproben überzeugt: *Antequam* wird vergebens gesucht, ebenso: Temporalsätze, bei *licet* fehlt § 376, 2; über *amplius, longius* bekommt man nur unter *plus,* über *minus* nirgends eine Auskunft. Von den Verben *ponendi* fehlt im Verzeichnis *statuo,* von denen des Meldens *nuntio.* Die Verzeichnisse sind überhaupt nicht mit gehöriger Konsequenz angelegt. Einige Verba nämlich, z. B. *adulor, aemulor,* lesen wir in beiden Verzeichnissen (nur als Deponentia), andere: *auxilior, comitor, conor, osculor, opinor* usw. vermißt man im zweiten Verzeichnisse, *pono, colloco* enthalten beide Verzeichnisse, *convenio, concurro* stehen im zweiten Verz. nicht; *medeor* in beiden, *disco* nur in einem, ebenso *vito, fugio, spero, timeo* (Acc.), während das gleichartige *sequor* in beiden erscheint usw. Des Ref. Ansicht geht dahin, daß eine zweimalige Anführung eines Verbs Raumverschwendung ist. Gibt es ein Verbalverzeichnis, so muß dieses alles (Formenlehre, Syntax) das Verbum Betreffende enthalten. Die Verschiedenheit des Druckes der beigesetzten Zahlen könnte den Schüler vor unnützem Zeitverlust bewahren und von vornherein in stand-

setzen, die Paragraphe der Formenlehre von jenen der Syntax zu scheiden. In der Bezeichnung der Quantität und in der Anwendung von Ikten herrscht Prinziplosigkeit. Gewiß ist in dieser Hinsicht einiges auch auf Rechnung der Achtlosigkeit des Typographen zu setzen. Indes ein großer Anteil dürfte diesem — angesichts des fast gänzlichen Mangels an sonstigen Druckfehlern — kaum mit Recht beizumessen sein. Nur einige Fälle seien angeführt: § 12. *nominātīvus* neben *accūsātīvus; plurālis — dualis — fēminīnum* (§ 13 sq.); — § 21: *Lacedaemon — Bábylon — Mărăthōn; dialectus — diphtóngus.* — § 39: *ovĭŭm — cladĭŭm — marĭum — dulcium; marī — dulci — acri;* § 40: *paupĕris (-es, -um) — pauperi* usw.; *felīcis (-i, -emi)* usw.; *felix — ăcĕr* (§ 39); *paupéribus — felicĭbus.* — § 167: *ā — dē — ē — coram — pro.* — § 169 *(praep. c. acc.).* Keine einzige Präposition hat hier ein Längezeichen. — Doch genug davon. Des Ref. Ansicht ist, daß man in jedem Schulbuch, das dem Lateinunterrichte zu dienen hat — bis auf die Klassiker natürlich — als Quantitätszeichen nur das Längezeichen (¯) für offene Silben anwenden soll. Die Kürzen und positionslange Silben lasse man konsequent ohne Zeichen. Der Lehrer muß doch im Stande sein, die Betonungsregeln auch für mehr als zweisilbige Wörter in den ersten Tagen des Lateinbetriebes dem Schüler beizubringen; auch die Anwendung von Ikten wäre auf das geringste Maß zu beschränken.

Druckfehler hat Ref. wenige entdeckt. — § 40: *paupe-ris* für *pauper-is*; § 140: *ere* für *ēre (compleo)*; *-re* für *ēre (moneo)*; § 147: *fefēlli* für *fefelli*; § 195: anstatt *incidĭmus* soll es wohl *incĭdimus* heißen; § 345 anstatt ... *et, nam, id* ... richtig: ...*et, nam, i. d(r)*; die erste Angabe bei *piget* § 132, 4, Anm. 1 gehört zu dem vorausgehenden *peto.* Größerer Druck der Anmerkungen und Fußnoten wäre erwünscht. Die äußere Ausstattung des Buches geht sonst an.

Die hier nicht berührten Mängel und Vorzüge zutage zu fördern bleibt der Kleinarbeit der praktischen Erprobung vorbehalten. Der Verf. war bei seiner Auswahl nicht immer und überall glücklich und genug vorsichtig. Eine gründliche Revision dieser ersten Auflage kann die Grammatik zu einem in allen Partien brauchbaren Schulbuch umgestalten.

Laibach. Dr. Jos. Pipenbacher.

H. Möller, Semitisch und Indogermanisch. Erster Teil. Konsonanten. Kopenhagen, H. Hagerup 1906[1]). XVI und 394 SS. 8°. Preis 16 Mk.

Daß Indogermanisch und Semitisch aus derselben Quelle stammen, ist schon öfter vermutet worden und verschiedene Gelehrte haben versucht, den Zusammenhang wissenschaftlich zu begründen, während allerdings andere, wie beispielsweise Fr. Müller, jede genetische Beziehung leugneten. Ein zwingender Schluß ist selbstverständlich nur dann möglich, wenn wir in der Lage wären, die Grundsprachen der beiden Gruppen miteinander zu vergleichen, da wir sonst Gefahr laufen, Laute und Formen, die sich beiderseits sekundär unter ganz verschiedenen Bedingungen entwickelt haben können, als beweisend anzusehen. Von der sicheren Rekonstruktion des Indogermanischen und Ursemitischen sind wir aber noch weit entfernt und der Verf. des vorliegenden Werkes hat deshalb das Problem auf einem anderen Wege zu lösen gesucht, nämlich durch Atomisierung der Wurzeln, um mich so auszudrücken. Indem er die Konsonanten — die Vokale kommen nicht weiter in Betracht — je nach Bedürfnis als präfigiert, infigiert oder suffigiert ansieht und außerdem noch Lautverschiebungen annimmt, gelingt es ihm beispielsweise das deutsche Wort 'Nacht' und das arabische Wort 'lail' aus der gemeinschaftlichen 'Urwurzel' *n-* herzuleiten (S. 17), an die als Determinativ ein spirantisches *g* antrat, das sich im Semitischen zu *i* verschob (S. 228). Aus *ni*, dessen *n* zu *l* wurde, entstand dann durch 'Halbreduplikation' das semitische *lil*, im Indogermanischen durch Antritt des femininen Suffixes *t* an das ursprüngliche *n-g* : *nokt*. Ich fürchte sehr, daß dieses Verfahren, das der subjektiven Willkür Tür und Tor öffnet, weder bei den Indogermanisten noch bei den Semitisten Beifall finden wird, zumal der Verf. auch die Bedeutungen der von ihm erschlossenen Urwurzeln so allgemein als möglich ansetzt, während die Semasiologie lehrt, daß bei niedriger stehenden Völkern die Worte meist einen für unser abstraktes Denken auffallend determinierten Begriffsumfang haben. So bemerke ich, daß im Sanskrit *car* ursprünglich 'die Bewegung des weidenden Viehs' bedeutet zu haben scheint, nicht 'die Bewegung im allgemeinen' (S. 85) und ähnlich das semitische *ʕud*': 'immer wieder zurückkehren', aber nicht einfach 'wiederkehren' (S. 367).

Kann ich nach dem Gesagten der allgemeinen Tendenz des Buches nicht zustimmen, so möchte ich anderseits hervorheben, daß ich einige sekundäre Ansichten des Verf.s für richtig halte. Dazu gehört vor allem die Theorie, daß das von de Saussure entdeckte Phonem *A* ein Laut nach Art des arabischen Hamze ge-

[1]) Auf dem färbigen Umschlage steht 1907 und außerdem sind hier als Verlag noch angegeben: Kristiania, H. Aschehoug und Leipzig, O. Harrassowitz.

wesen sei, wozu ich allerdings bemerken muß, daß der Verf. leider auf eine feinere Untersuchung, z. B. das sog. Erhöhungs-Hamze, nicht eingeht, während ich der Ansicht bin, die ich auch in meinen Vorlesungen seit langen Jahren vertrete, daß die Erforschung der semitischen Lautgesetze in dieser Beziehung uns den Weg weisen dürfte, in welcher Art die indogermanischen langen Vokale zustande kamen. Während ich also den Zusammenhang zwischen indogerm. *pā* 'trinken' mit arab. *ʿbba* leugne (S. 329), glaube ich anderseits, daß das lange *ā* der indog. Wurzel auf dieselbe Weise entstand wie im vulgärarabischen *rās* 'Kopf' aus klassischem *raʾs*, Ferner scheinen mir in der Tat verschiedene Umstände dafür zu sprechen, daß die im Altindischen erhaltenen aspirierten Medien aus emphatischen Lauten ähnlich den semitischen entstanden (S. 90 ff.), aber schon der Umstand, daß es im letzteren Sprachkreise kein emphatisches *p* oder *b* gibt, spricht meines Erachtens gegen die (S. 105 ff.) versuchten Zusammenstellungen von Worten, die indogermanisches *bh* zeigen, mit semitischen *p* oder *b* enthaltenden.

Graz. J. Kirste.

Ernst Schmidt, Zur Entstehungsgeschichte und Verfasserfrage der Virginal. Prager Deutsche Studien, herausgegeben von Karl v. Kraus und August Sauer. II. Prag, Karl Bellmann 1906.

Die Frage, ob die vier mhd. Volksepen vom jungen Riesen Ecke, von der Bergkönigin Virginal, von Sigenot und vom Zwergkönig Goldemar, die Zupitza im Deutschen Heldenbuch herausgegeben hat, von demselben Dichter, Albrecht von Kemenaten, herrühren, der im Goldemarfragment genannt wird und den Wilhelm von Ems im Wilhelm und im Alexander als weisen und kunstvollen Dichter lobt, ist wiederholt ventiliert worden. Diese Frage, die der Herausgeber der Gedichte unbedingt bejaht hat, ist schon deswegen nicht so leicht zu beantworten, weil keine dieser Dichtungen in der ursprünglichen Gestalt überliefert ist. Eckenlied und Virginal zeigen höfischen Einfluß, Sigenot und Goldemar nicht, im Eckenlied und Sigenot hat der Strophenschluß eine andere Form als in der Virginal und im Goldemar, und da sich auch sonst neben Übereinstimmungen genug Verschiedenheiten bei den vier Dichtungen finden, so wird man wohl am richtigsten mit Vogt (in Pauls Grundriß) die verwandtschaftlichen Beziehungen durch eine auf gemeinsamen Traditionen der Spielmannsdichtung fußende Manier erklären können. — Wilmanns (Zs. XV 294 ff.) ist noch weiter gegangen und leugnet nicht nur den gemeinsamen Verf. jener vier Dichtungen, sondern sucht zu zeigen, daß auch die Virginal kein einheitliches Gedicht sei; aus metrischen Gründen seien zwei scharf geschiedene Teile anzunehmen: Virg. *A* von Strophe 1—254

und Virg. *B* von Strophe 255 bis zum Schluß. Der Verf. der vorliegenden Arbeit geht noch einen Schritt weiter und kommt, indem er mit schönem Erfolge alle jene minutiös feinen Methoden der philologischen Forschung anwendet, die in den letzten Jahren im Mhd. ausgebildet worden sind, zu dem Resultate, daß die Virginaldichtung aus drei Teilen besteht: Virg. *A* (Str. 1—246), Virg. B_1 (Str. 247—769), Virg. B_2 (Str. 770—1097).

Wie dies heute bei einer derartigen Untersuchung gar nicht anders zu erwarten ist, sind die Hauptstützen für Schmidts Hypothese die zahlreichen Unterschiede zwischen den drei Teilen, welche sich aus der Betrachtung der Reime ergeben. Und das mit Recht! Sind doch, seitdem die von Lachmann angebahnte, später von Steinmeyer angewendete Methode, die Reimgebung der mhd. Dichtungen gründlich zu untersuchen, in neuester Zeit besonders von zwei österreichischen Forschern, K. v. Kraus und Konrad Zwierzina, weiter ausgebildet und glänzend verschärft worden ist, so bedeutende Resultate erzielt worden, daß kein Einsichtiger an dem Werte solcher Reimuntersuchungen zweifeln wird. Auf Grund der Reime stellt der Verf. die Unterschiede der einzelnen Teile fest, u. zw. 1. im Lautstande, 2. in der Formenlehre, 3. im Wortgebrauch, 4. im Satzbau und Stil und 5. in der dichterischen Technik. Das reiche Material ist, wie mir Stichproben gezeigt haben, sorgfältig gesammelt, so daß man damit wohl ausnahmslos einverstanden sein wird[1]. Sehr gut haben mir die Beobachtungen über den Gebrauch der Epitheta gefallen und besonders die in B_2 häufige Stellung Epitheton + Substantiv + Epitheton ist sehr hübsch verfolgt. Daß das Kapitel über den Wortschatz nicht vollständig ist, wird der Verf. selbst zugeben. Man wird sich bei der Untersuchung des Wortbestandes nicht mit den Reimen allein begnügen dürfen, sondern wird unter vorsichtiger Benützung metrischer Eigentümlichkeiten auch in das innere Gefüge der Verse eindringen müssen, was in unserem Falle umso leichter ist, als alle drei von Schmidt angenommenen Teile der Virg. das Prinzip der Silbenzählung mit Perhorreszierung zweisilbiger Senkungen und beschwerter Hebungen einzuhalten trachten. Überhaupt könnte es bei derartigen Untersuchungen nicht genug empfohlen werden, vollständige Wörterbücher der behandelten Dichtungen anzulegen, wodurch man sich auch das Verdienst erwürbe, dem von der Deutschen Kommission der Berliner Akademie geplanten 'Thesaurus linguae Germanicae' in die Hand zu arbeiten. Auch sonst ließe sich das gesammelte Material vielleicht noch vermehren: wie verhalten sich die drei Teile zum Hiatus, wie steht es mit versetzten und schwebenden

---

[1]) Das § 20 erwähnte *von herzeleide* wird wohl besser von *diu leide* als von *daz leit* abzuleiten sein; die § 68 besprochenen Vergleiche *lûter als ein spiegelglas, lûter als ein gimme* stammen wohl aus dem Formelschatz der Dichtungen zum Preise Marias.

Betonungen, in welchem Umfange finden sich Präfix- und Suffixneubildungen und bereichern die Ausdrucksfähigkeit des Dichters, gehen die drei Teile auch im Gebrauch von Kompositis und Deminutivbildungen auseinander, kommen Fremdwörter vor und welchen Sprachen und Lebenskreisen sind sie entnommen, wie weit sind stilistische und rhetorischeKunstmittel (wie Bilder, Vergleiche, Antithesen, Wiederholungen, Alliterationen, Ausrufe, rhetorische Fragen usw.) beliebt? Es ist ganz zweifellos, daß uns die Untersuchung dieser und ähnlicher Fragen noch manche Unterschiede wie reife Früchte aus ihren umschließenden Schalen zufallen ließe. Freilich soll dem Verf. damit kein Vorwurf gemacht werden; denn ich weiß, wie derartige Untersuchungen sich immer weiter und weiter spinnen und wie schwer es ist, ein abschließendes Ende zu finden.

Überblicken wir an der Hand der von Schmidt selbst gegebenen Zusammenfassung das ganze gesammelte Material, so muß auch der schärfste Gegner der kritischen Auseinanderreißung altdeutscher Dichtungen die großen Unterschiede, die sich zwischen den drei Teilen finden, zugeben. Aus diesen Unterschieden seine seine eigenen Schlüsse zu ziehen, bleibe im übrigen jedem selbst vorbehalten. Schmidt nimmt mit aller Entschiedenheit drei Dichter an, von denen der jüngste (B_2), ein Mitteldeutscher, ein alemannisches (A) und ein mitteldeutsches (B_1) Gedicht verbunden und das Ganze fortgesetzt habe. Von dem Dichter B_2 rühren nach Sch. auch eine Reihe scharfsinnig herausgehobener Interpolationsstrophen her. — Ein anderer könnte vielleicht anders schließen: die Virg. scheint zweifellos in letzter Linie auf mehrere Vorlagen zurückzugehen und daraus ließe sich dann eine Reihe von Verschiedenheiten erklären; andererseits finden sich auch in den Werken moderner Dichter genug Diskrepanzen, wie schon Heinzel gezeigt hat, und man könnte daher weiter schließen, daß diese Vorlagen der Virg. von einem einzigen Dichter verarbeitet worden sind, so daß sie sich im einzelnen nicht scharf von einander trennen lassen und daß man bei der Virg. in einem ähnlichen Sinne wie beim Nibelungenlied von e i n e m Dichter reden kann. Aber wenn man auch aus denselben Prämissen einen anderen Schluß zieht als der Verf. und wenn auch nach seinen Untersuchungen über die Beziehungen der einzelnen Teile noch einige Zweifel übrig bleiben, so hat doch Schmidt durch seine fleißige und scharfsichtige Arbeit die Frage um ein beträchtliches Stück gefördert, schon durch das Material, das er vorlegt.

E g e r. Dr. Josef P o h l.

Heinrich Laubes ausgewählte Werke in zehn Bänden. Herausgegeben von Heinrich Hubert Houben. Mit zwei Bildnissen, einem Briefe als Handschriftenprobe und einem Namen- und Sachregister. Leipzig, Max Hesse 1905.

Laube hat eine Auferstehung gefeiert, wie sie ihm selbst an seinen brummigsten Tagen ein wohlgefälliges Lächeln und ein vergnügliches Knurren abgelockt hätte. Sein hundertster Geburtstag hat in den deutschen Journalen und Revuen eine wahre Hochflut von Aufsätzen und Erinnerungen entfesselt, Briefe und Aktenstücke von seiner Hand traten ans Licht, von deutschen Bühnenkünstlern wußte Groß und Klein einen oder den andern selbsterlebten oder überlieferten anekdotischen Charakterzug beizubringen, sein zwar schon völlig klares Bild zu verdeutlichen. Aber Laube selbst wäre vielleicht mit vielen dieser Mitteilungen, von denen einige der mir eben zugänglichen, soweit sie wissenschaftliche Bedeutung haben, herangezogen werden sollen, nicht ganz zufrieden gewesen: haben sie doch zumeist einseitig den „Theatergeneral“, wie Hermann Bahr ihn genannt, an die Spitze gestellt und den Schriftsteller wie den Dichter über Gebühr vernachlässigt. Während jetzt die Romantik eine Beachtung erfährt, die sich nicht nur in unsern Studien, sondern auch in populären Neudrucken bezeichnend kundgibt, ist das „Junge Deutschland“ ein toter Begriff für das größere Publikum, und was von ihm gelegentlich auftaucht, wird als alt und veraltet beiseite geschoben. Ein gerechteres Urteil hervorzurufen ist die Sammlung seiner Schriften, wie sie Houben bietet, wohl geeignet. Sie findet eine Ergänzung durch die von mir in den Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, Bd. 7 und 8 gegebene Auswahl aus seinen verstreuten kleineren Schriften zur Theatergeschichte und Dramaturgie. In einer wissenschaftlichen Arbeit hatte eben F. Broßwitz „Heinrich Laube als Dramatiker“ (Breslau 1906) zu würdigen gesucht, mit fleißigem, aber recht dilettantischem Bemühen, so daß die Studie über seine Dramen nach wie vor erst zu liefern bleibt (vgl. Litt. Echo 9, Sp. 1221). Auf den lange nicht genügend gewürdigten Prosadichter habe ich in meinem Gelegenheitsartikel (Wiener Abendpost Nr. 214) hingewiesen, seinen historischen Romanen, deren große Vorzüge auch ich hervorhob, gilt ein Aufsatz von Rudolf Bartsch (Österr. Rundschau VIII, 291 ff., vgl. auch Houben in der Allg. Zeitung Nr. 212, 213), der sehr richtig über den „Deutschen Krieg“ sagt: „Es ist viel altertümliches Romanrequisit in diesen neun Bänden. Vieles Abenteuerliches, Grauseiges und allzu Romantisches. Das lag in der Zeit Victor Hugos und Dumas, von denen Laube viel gelernt hat. Dennoch aber verlangt dieser Roman, daß man von den Schlacken der damaligen Mode absehe und ihn ganz ernsthaft als Historie betrachte, Geschichte, tief aufgefaßte Geschichte ist das Beste an ihm“. Aber selbst so liebevolle Mahnung wird kaum den Erfolg haben, daß sich das lesende Publikum kühn an das viel-

bändige Ungetüm wagt; einige der besten Sachen seiner Frühzeit, namentlich die meisterhaften „Charakteristiken“, sind im Antiquariat schon ziemlich selten geworden und so beinahe unzugänglich. So ist denn eine Auswahl, wie Houben sie gibt, wohl das Beste, das Augenmerk wieder auf den Schriftsteller und Dichter zu lenken.

Im ersten Bande liefert Houben eine Biographie, welche den Umfang der üblichen Einleitungen weit übersteigt. Es ist aber der „erste ausführliche Versuch Laubes Leben und Entwicklung darzustellen“, nachdem Houben schon in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ 51, S. 752—790 einen Grundriß gegeben. Dort finden sich auch Literaturangaben, die ich hier schmerzlich vermisse. Ein Verzeichnis am Schlusse, wie es z. B. Schlossar in der Halm-Ausgabe geliefert, wäre sehr willkommen gewesen. Sonst aber leistet die Arbeit alles, was man von ihr nur verlangen kann, der ziemlich verwickelte Lebensgang ist klar und übersichtlich dargestellt, eingehende literarhistorische Charakteristik der einzelnen Werke ist nicht beabsichtigt. Wir erfahren manches Neue von seinem Studiengange und dichterischen Anfängen sowie über seine Teilnahme an der Zeitschrift „Freikugeln“ (vgl. die Einleitung meiner Ausgabe S. XIII). Was die Kritiken Wackernagels betrifft, so sah sich der Redakteur Karl Schall am 5. Jänner 1829 in seiner „Breslauer Zeitung“ genötigt zu sagen: „Schließlich habe ich noch zu erklären, daß die Ansichten des W. W. eben die seinigen und mir weder im Guten noch im Bösen anzurechnen sind.... Die kritische Tüchtigkeit des Herrn W. W. ist für mich eine entschiedene.... Zu Antikritiken hat diese Zeitung übrigens nur sehr ausnahmsweise Raum und anonyme und pseudonyme werden auf keinen Fall angenommen“. Laubes „Antikritisches Wort über Torquato Tasso und eine kleine Glosse über die pasquillartige Rezension der Braut von Messina“ (14. Jänner 1829 in Nr. 3 des II. Jahrganges) wird vom Herausgeber der „Freikugeln“, Eduard Philipp, mit der Note begleitet: „Diesen gediegenen Aufsatz glaube ich der Lesewelt, die an den Urteilen des Herrn W. W. in der Schallschen Zeitung und dessen so unmotiviertem Tadel und rügenswerter Parteilichkeit gerechtes Ärgernis genommen, nicht vorenthalten zu dürfen“. Laube setzt seinen Feldzug in demselben Blatte in Epigrammen fort; so stehen zwei in Nr. 4 (21. Jänner 1829) „Alethophilos“ unterzeichnet:

Zeitgemäßer Wunsch.

Im Land, das man Utopia nennt,
Wird jeder neue Recensent,
Der in die Hauptstadt einpassirt,
Behutsam lange inquirirt,
Und muß — denkt, welch gestrenges Walten! —
Unrettbar Quarantaine halten,
Damit man untersuchen könne,
Ob nicht sein Hirn im Wahnsinn brenne,
Wie's Kritikern ja oft geschah,
O wär' doch hier Utopia!

Lobhudelei.

Preisend erhebt mit mir den holden, bescheidenen Jüngling,
Nennt er doch selber nur Kohl, was er bescheiden servirt.

Dies bezieht sich, wie mir Herr Alfred Merbach, dem ich die Auszüge aus den Breslauer und Leipziger Blättern danke, anmerkt, auf einen Vierzeiler Wackernagels in Nr. 14 der Breslauer Zeitung vom 16. Jänner 1829.

Das Hasenfüßlein, scheu und matt,
Setzt sich in meinen Kohl,
Benagt es nur ein einzig Blatt,
Gleich wird ihm wieder wohl.

In den „Freikugeln" erscheint Laube als Theaterkritiker über einige Vorstellungen des Theaters an der Taschenstraße, das Franz Schuch 1754 begründet hatte und das bis 1841 benützt wurde. So in der oben genannten Nummer über „Kabale und Liebe", in Nr. 12 (18. März 1829) über „Nathan der Weise", wo er von der „unglücklichen, hoffentlich bald von allen Freiern verlassenen Leonore" (Holteis) spricht, in Nr. 15 (8. April 1829) über „Die Jäger" Ifflands und Nr. 19 (6. Mai 1829) über „Otto von Wittelsbach". Es folgt dann die „Aurora", deren Inhalt wir jetzt genau aus dem 4. Bande der „Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft" (Berlin 1906), Sp. 2—43 kennen, der mir leider noch nicht bei meiner Arbeit vorgelegen (vgl. auch Houbens Aufsatz in der Österr. Rundschau 8, S. 202 ff.). Auch über seine Teilnahme an den anderen Breslauer Blättern berichtet H. eingehend (vgl. meine Mitteilungen a. a. O., S. XIV ff.). Er druckt als Probe von Laubes Dichtungen die Ballade „Herr Elbelin und die Nürnberger" ab (S. 37 f.). Proben seiner Epigramme habe ich a. a. O. S. XV gegeben. Ich ergänze sie hier durch einige weitere:

Johanna von Montfaucon.

Kotzebue, steige herauf und, wenn Dein Geschmack sich geläutert,
Eilst Du zum Pluto zurück, siehst Du Dein trauriges Stück.

Die Royalisten.

Raupach beherzigt sie baß, die veraltete Lehre des Flaccus,
Schreibt er auch Vieles, der Mann, schreibt er doch wahrlich nicht viel.

Der Tagesbefehl. [Von K. Töpfer.]

Ist doch im Titel noch Tag — wie könnt ihr Euch also verwundern,
Daß es im Stücke so trüb, dunkel und schauerlich ist.

Die Romantik.

Wär's nicht ein größerer Schmerz, wenn Niemand Romantiker schmähte,
Seit man auch Clauren und Kind zu den Romantikern zählt.

Platens Romantischer Oedipus.

Schmähst Du Romantiker, Freund, so wähl' doch auch Schiller und Uhland!
Ist Dir das Rätsel zu schwer? Oedipus scheue die Sphynx!

Laubes erstaufgeführtes Stück, den „Nicolo Zaganini", am 17. Oktober 1829, nicht, wie ich (a. a. O. S. XII, A. 3) irrtüm-

lich sagte am 1. Juli, gegeben und viermal wiederholt, hat er außer einer kurzen Selbstkritik in der „Aurora“ auch noch mit Epigrammen bedacht, die Brosswitz a. a. O. S. 7 mitteilte. Aus „Gustav Adolf“, den H. S. 51 f. bespricht, bringt der eben genannte Verf. S. 185 ff. nach dem Breslauer Soufflierbuche eine Reihe von Stellen und fügt einige zeitgenössische kritische Äußerungen über das Stück hinzu (vgl. S. 218 f.); durch ihn erfahren wir auch etwas über einen dramatischen Prolog Laubes „Das preußische Haus“ für das Krönungsfest vom 18. Oktober 1831.

Auf die Breslauer Zeit, die Houben auch in Aufsätzen der „Breslauer Zeitung“ Nr. 651, 654, 657 beleuchtete, folgen nach dem Intermezzo seiner Hauslehrerschaft die Leipziger Jahre, die Laube wieder ganz dem Theater und der Schriftstellerei zubringen. Seine Kritiken sowie seine journalistischen Unternehmungen und eigenen Produktionen werden gebührend gewürdigt, ebenso ist auch das Verhältnis zu Gutzkow richtig dargestellt, besonders verdienstlich ist die ausführliche Schilderung der Gefängnisjahre. Neu sind namentlich die Mitteilungen aus der „Mitternachtszeitung“, deren ich vergeblich habhaft zu werden suchte. Mit schöner Ruhe und Objektivität beurteilt H. (S. 143) die Umwandlung in Laubes Gesinnung als kluge, wohlberechtigte Kapitulation, die ihm oft allzu stark zum Vorwurfe gemacht worden. Das Verhältnis des „jungen Deutschland“ zum Wiener Hofe, namentlich zu Metternich, worüber Geiger schon mehrfache interessante Mitteilungen gemacht, beleuchtet jetzt auch ein kleiner Aufsatz Glossys (Österr. Rundschau, Bd. 11, S. 308 ff.). In dieser Zeit leistet Laube des Erwerbes wegen oft Brotarbeit als Übersetzer, wie die Victor Hugo-Verdeutschung u. a. zeigen. In einem alten Bibliothekskataloge habe ich ihm auch eine „Sittengallerie der Nationen. Das Buch der Völker in Bildern und Vignetten von Dr. Le Petit. Mannheim, Heinrich Hoff 1836“ zugeschrieben gefunden, eine rein kompilatorische Arbeit, eingeleitet durch ein Gedicht, das wohl in seiner Trockenheit und Härte der Annahme Laubescher Autorschaft durchaus nicht widerspricht, auch der Verlag scheint dafür zu zeugen. In den „Reisenovellen“ wird das Wiener Theater nur gestreift; auch die S. 149 erwähnte Schilderung in der „Eleganten Zeitung“ bietet recht wenig (vgl. meine Einleitung a. a. O., S. XXI); da ist denn nun seine Novelle „Die Schauspielerin“ 1836 eine Ergänzung, vielleicht aus Wiener Erlebnissen, zugleich bildet sie einen Beitrag zu seinem Verhältnisse zum Theater. Da auch H. sie (S. 136) nur erwähnt, hebe ich hier einiges hervor. Laube selbst ist der „junge Reisende“ Ludwig, der an einem Sommerabende in Wien ankommt, voll Genußstimmung, und bald in abenteuerliche Beziehungen zu einer jungen Schauspielerin und ihrer Schwester verwickelt erscheint. „Schauspieler von Bildung“, sagt er, „sind viel angenehmer für den Umgang, viel bequemer als andere Leute von Bildung, denn sie haben die poetische Lizenz, das Ursprüngliche der Lage immer bei der

Hand. Sie achten das Gesetz des Umgangs als ein Mittel, sich zu schützen; aber sie unterscheiden am besten, wie weit das letztere nötig sei, weil sie das Maskenspiel der Verhältnisse am meisten durchgewirkt haben, sie wissen am schnellsten, wo die notwendige Larve in Fratze übergeht, wo die Gesetze lähmend werden, wo es Gesetz wird, das Gesetz zu verlassen. Freilich gibt es wenig Schauspieler von Bildung". Fanny, die Künstlerin, ist ein echtes, volles Naturell, eine „romantische" Schönheit, sie ist mit einem Kollegen, Georges genannt, verlobt; das hält Ludwig ab, seiner Leidenschaft freien Ausdruck zu geben, er weist Pauls, seines jungen Freundes, Bemerkungen über ihren Beruf als „Schauspielerin" entrüstet zurück, viel lebendiger, als dies dem alten Herrn später in seinem Stücke „Schauspielerei" möglich wird. Er erkennt, es sei wahr, daß man diese Frauen „mit einem anderen sittlichen Maßstabe beurteilen muß als die Menschen, welche in strengen, abgesonderten Verhältnissen leben", aber das Wagestück eine Schauspielerin zu heiraten, liege hauptsächlich darin, daß ihr Beruf ihr geistige Entwickelungen biete, denen nur ein ungewöhnlich begabter Mensch im Leben Genüge leisten könne. Er wohnt der Hochzeit bei, seine Gefühle schwanken zwischen der jungen Frau und ihrer Schwester Klärchen, die ihm ihre Liebe deutlich zu erkennen gibt. Er flieht vor sich selbst in die ländliche Natur, Fanny ruft ihn zurück und begrüßt ihn voll Zuneigung, des hypochondrischen Gatten müde. Eine Art *„roman experimental"* entwickelt sich in den Beziehungen der vier Personen, Georges, Paul, Fanny und Klärchen. Töne der „Wahlverwandtschaften" werden gelegentlich angeschlagen. Georges verschwindet plötzlich auf geheimnisvolle Weise, das Aufsehen, das er dadurch erregt, legt sich bald: „Niemand hält sich für unersetzlicher als die Künstler, unter den Künstlern aber besonders der Schauspieler, ach, und sein Wirkungsplatz, die bunten, abwechselnden Bretter, spielen dieser Eitelkeit so arge Streiche". Fanny muß nach einiger Zeit wieder auftreten, das Publikum begrüßt sie mit Applaus, ein Ausbruch, der etwas „Bestialisches" hat. Und sie fühlt plötzlich eine Trennung ihres Wesens, zwischen sich als Person und als Schauspielerin, das Publikum, erkennt sie, will nichts als die „Komödiantin". „Die Unschuld erfuhr, was Unschuld sei". Jetzt erst ist sie eine vollkommene Künstlerin geworden, sie sagt sich selbst, von diesem Tag ab sei sie eine Schauspielerin. Ludwig erkennt die Liebe Klärchens und führt sie heim, während Fanny auf eine Kunstreise auszieht. In recht unklarer Weise wird das „Sappho"-Motiv angeschlagen; der Einfluß George Sands ist unverkennbar; aber ist nicht der Versuch der psychischen Beobachtung der weiblichen Schauspielerindividualität beachtenswert?

Sehr kurz ist die Charakteristik der Dramen gehalten; über den „Monaldeschi", der doch in seinem Stile eine Sonderstellung in Laubes Produktion einnimmt und mir noch auf Freytags „Valen-

tine“ hinüberzuwirken scheint, wäre doch etwas mehr zu sagen gewesen, wie ich überhaupt eine Beobachtung des Schematischen in Laubes Technik vermisse. Zu den „Karlsschülern“, die Minor auch noch für die Gegenwart wacker verteidigt (Österr. Rundschau 8, S. 333 ff.), hat Anton Bettelheim (Allg. Zeitung, Beilage Nr. 214) einen Beitrag durch einen Brief Laubes an Auerbach geliefert (3. Dezember 1846), der sich mit dem Plagiatsbeschuldiger Ludwig Eckardt (vgl. meine Ausgabe der Kleinen Schriften S. XXXVIII, 230, 448) beschäftigt. Zur Aufführung des „Struensee“ am Burgtheater liefert Max Kalbeck (Neues Wiener Tagblatt Nr. 256) eine wertvolle Nachricht in Gestalt eines Briefes Laubes an den Grafen Dietrichstein vom 10. November 1845. Aus der Zeit dieser großen Arbeiten und der zweiten Redaktion der „Eleganten Zeitung“ stammen die Briefe an Philipp Otto von Münchhausen, die Houben (Neue Freie Fresse Nr. 15 111) veröffentlicht hat. Es ist ganz Laubes eigene Praxis, wenn er den jungen Schriftsteller mahnt: „Produzieren Sie jetzt nichts aus eigener Erfindung, sondern schließen sich, und zwar ganz knapp, an gegebene Stoffe“ oder ihm immer wieder die größte Sorgfalt in der Komposition einschärft. Er kennzeichnet seine Reform der „Eleganten“ als „Reklamierung des Rechtes für Poesie und Produktion gegen die übergreifende Phraseologie“, mit Schluß des Jahres 1844 wirft er sie wieder verächtlich beiseite, dieser „Handlangerei“ überdrüßig. Im Verhältnisse zur Gesamtbehandlung scheint mir H. über diese zweite Redaktion sowie namentlich über seine Artikel im „Leipziger Tageblatt“ (S. 198 f.) zu flüchtig wegzugehen, hier ergänzen meine Mitteilungen (a. a. O. S. XXXII ff.) wesentlich. Nach der Schilderung der politischen Episode, die mich namentlich durch die warme Würdigung (S. 217 f.) des als schriftstellerische Leistung bisher nicht genügend beachteten „Das erste deutsche Parlament“ erfreut hat, wendet er sich dem Wiener Theaterdirektor zu; gerade dieser ist in meiner „Geschichte des Burgtheaters“ ausführlich dargestellt worden, ihm galten die meisten Jubiläums-Artikel, die sogar in amerikanischen Revuen hervortraten, sowie die zahllosen Erinnerungen aus Schauspielerkreisen, die man im Literarischen Echo IX 147 (vgl. Sp. 338, 359, 614) teilweise aufgezählt findet. Etwas einseitig, namentlich nicht historisch genug begründend, schildert Handl (Schaubühne 2, N. 88) ihn als Schöpfer des „Schauspielertheaters“; die Keime des Verfalls, die schon in seiner Schöpfung lagen, läßt Berger Laube selbst in einer Art Totengespräch andeuten (Neue Freie Presse Nr. 15.362). Briefe an die Schauspielerin Lina Fuhr veröffentlichte die Wiener Zeitung 1906, Nr. 178. Ein interessantes Dokument, die Verteidigungsschrift gegen die Vorwürfe seines Chefs, des Grafen Lanckeronsky, habe ich in der Neuen Freien Presse Nr. 15111 veröffentlicht; eine andere kleine aktenmäßige Äußerung gegen die Errichtung eines französischen Theaters in Wien teilte ich in der „Österr. Rundschau“ 8, S. 254 ff. mit.

Es ist unrichtig, wenn H. von einem „geringen Erfolg“ des „Statthalter von Bengalen“ spricht (S. 261), ein Stück, das er mir überhaupt nicht gebührend zu würdigen scheint. Seine Leipziger Direktion spielt die Hauptrolle in seinen Briefen an August Förster, die ich in „Bühne und Welt“ 1906, S. 1005 ff. zum Abdruck gebracht. Die Berliner Pläne (S. 264) behandelt neuerdings ein Artikel von H. Daffis (Voss. Ztg. Nr. 302, Sonntags-Beilage), daß sie im Jahre 1879 wieder auftauchten, zeigen Briefe, die Paul Lindau abdruckt (Neues Wiener Journal Nr. 4634). Die wiederholten Leitungen des Stadttheaters, über die H. sichtlich eilig zum Schlusse drängt, berühren Mitteilungen P. Lindaus (Neue Freie Presse Nr. 15.113), die auch Briefe bringen, ebenda stehen auch zwei Briefe an Martin Greif, dazu gehören auch die Briefe an Kathi Frank (Neue Freie Presse Nr. 15.111 und Frankfurter Zeitung Nr. 257) und je zwei Briefe an R. Tyrolt und die Gallmeyer (Wiener Extrablatt Nr. 256). Die oben erwähnte Nummer des „Neuen Wiener Journal“ bringt auch den Wortlaut seines Kontraktes mit dem Stadttheater. Mit vollem Rechte gleitet H. mit einigen Worten über die Altersprodukte hinweg, eine Novelle wie „Entweder-Oder“ zeigt, an der verwandten „Schauspielerin“ gemessen, ein völliges Erlahmen der Phantasie, für die ein ängstliches Arbeiten nach Modellen vergeblich Ersatz zu bieten sucht.

Eine schwierige Aufgabe war die Auswahl der abzudruckenden Werke. In 9 Bänden kann man viel und wenig von Laube geben und gerade der scheinbar weitgehende Umfang macht die sorgfältigste Überlegung zur Pflicht. Hier spielen so viele persönliche und subjektive Wünsche mit ein, daß kaum ein Beurteiler da mit dem andern völlig übereinstimmen wird. So sehr ich den Abdruck der Vorreden bei den Dramen billige, die Aufnahme von fünf Theaterstücken erscheint mir etwas großmütig. „Rokoko“, „Struensee“, „Gottsched und Gellert“ waren wohl zu entbehren, während sich für den fortgelassenen „Monaldeschi“ und den „Statthalter von Bengalen“ eine Lanze einlegen ließe. Der 4. bis 7. Band bringt die Theatergeschichtlichen Schriften. Hier konnten jedenfalls die „Briefe“ aus der „Allgemeinen Zeitung“ fortfallen, wo eine Sammlung der kleinen Schriften für dieselbe Zeit in Aussicht stand. Daß die erste Fassung der älteren Teile der Burgtheatergeschichte in der „Österr. Revue“ wesentlich anders lautete, habe ich (a. O. S. XLII f.) erwähnt und auch die wichtigen Einleitungen zu den in der Neuen Freien Presse abgedruckten Partien mitgeteilt. Der 8. und 9. Band bringt die „Erinnerungen“ zum erstenmale vollständig, indem die Nachträge aus der Neuen Freien Presse 1883, das Kapitel, das E. Wolff publizierte, sowie ein noch ungedrucktes hier erscheinen. Als Anhang ist eine lateinische Selbstbiographie aus den Akten der Jenaer Universität und die deutsche aus dem Staatsarchive beigegeben. Den 10. [illegible] eröffnet die gänzlich entbehrliche Novelle „Louison“; [illegible]

Weglassung sowie Beseitigung der erwähnten Dramen wäre wohl Raum zu schaffen gewesen für Abschnitte der „Charakteristiken", die ich sehr vermisse, selbst „Die Schauspielerin" hätte sich nicht übel ausgenommen. Außerordentlich verdienstlich ist das sorgfältig gearbeitete Register, durch das erst die Benützung der bisher so unübersichtlichen theatergeschichtlichen und biographischen Schriften möglich wird.

So ist diese Ausgabe nicht nur dem weiteren Kreise der Leser bestimmt, sie erfüllt auch wissenschaftliche Ansprüche und wird namentlich durch die Biographie wohl noch für längere Zeit eine unentbehrliche Quelle bleiben.

Ich kann nicht schließen, ohne der schönen Bemühungen der Verlagsanstalt Max Hesse rühmend zu gedenken. Wie alle ihre Ausgaben zeichnet sich auch diese durch Handlichkeit, gefälligen Druck, gutes Papier und staunenswert billigen Preis aus. Aber namentlich möchte ich bei dieser Gelegenheit hervorheben, wie viele österreichische Dichter schon durch diese rührige Unternehmung eine schöne Auferstehung gefeiert. Von Grillparzer ganz abgesehen sind uns in den letzten Jahren beschert worden: Bauernfeld von Horner, Halm von Schlossar, Hamerling von Rabenlechner, Lenau von Castle, Raimund von Castle, Seidl von Wurzbach, Stifter von Fürst, eben erscheint Kompert von Hock, ein Anastasius Grün folgt. Das sind Verdienste um die deutsch-österreichische Literatur, die dankbarer Anerkennung sicher sein dürfen.

Wien. Alexander v. Weilen.

Dr. Michael Holzmann und Dr. Hans Bohatta, Deutsches Anonymen-Lexikon 1501—1850. Band IV: *S—Z.* Weimar, Gesellschaft der Bibliophilen 1907. 446 SS.

Es sind wenig Jahre verflossen, seit wir den 1. Band dieses groß angelegten Werkes in den vorliegenden Blättern anzuzeigen die Freude hatten; heute liegt mit dem 4. Bande der vorläufige Abschluß desselben vor: je ein Ergänzungsband soll die deutschen Anonyma aus der Zeit von 1850—1900 und die unvermeidlichen Nachträge bringen.

Von der staunenswerten Arbeitsleistung der Verff. gibt uns die Zahl der Nummern in den einzelnen Bänden Kunde: der 1. Band enthält 12.295 Nummern, der 2. hat 12.734, der 3. 12.822 und der 4. Band 13.892, so daß die Gesamtzahl bei 52.000 Nummern beträgt. Ein Blick auf gewisse Schlagwörter, z. B. „Sammler", „Tagebuch" zeigt uns, daß auch der 4. Band eine Fülle der literargeschichtlich und kulturgeschichtlich wertvollsten Aufdeckungen von Verfassernamen enthält.

Von der reichen Ausbeute, die sich hier vor allem dem Kulturgeschichtsforscher wie dem Literarhistoriker bietet, geben schon einzelne Schlagwörter, wie: Sagen, Sammlung, Schriften, Sitten, Schulwesen, Tagebuch, Untersuchung, Vermächtnis, Winter, Zeitschrift u. a. einen Begriff; wir wollen aus der Menge des Gebotenen nur das Beachtenswerteste hervorheben, ohne aber auf erschöpfende Darlegung desselben Anspruch machen zu können.

Der Literarhistoriker findet hier: die anonyme Sagen-Literatur, Schäfer-Poesie, die zahlreichen Taschenbücher, die Volkslieder, die Tell-Literatur, die Schillers Schauspiel vorausgieng, die anonyme Werther-Literatur, die Bibelübersetzungen von Hieronymus Emser und Martin Luther an, die anonymen Übersetzungen der Shakespeareschen Dramen im 18. Jahrhundert und die Tragödien der neulateinischen Schuldramatiker verzeichnet.

Aus der deutschen Jugendliteratur vermissen wir nur ein anonymes Büchlein: „Sieg der Unschuld. Ein Christenlehrgeschenk“ (Salzburg 1817). Als Verfasser wird genannt K. A. R.; es ist dies ein bekannter bayerischer Jugendschriftsteller Korbinian Anton Riedhofer, gestorben 1840 als Pfarrer zu Uttighofen bei Passau, dessen Jugendschriften in den Prämienverzeichnissen zu Beginn des 19. Jahrhunderts vielfach aufgeführt sind.

Für das philanthropische Zeitalter zu Ende des 18. Jahrhunderts bezeichnend ist die gewaltige Zahl der Volksschriften aller Art, weltlichen wie religiösen Inhalts; da gibt es einen „Volksarzt“, eine „Volksbelehrung“, „Volksbibel“, zahlreiche „Volksfreunde“, „Volksgeschichten“ und „Volkspredigten“. Zu den medizinischen Volksschriften zählen die auf den Namen des berühmten Arztes S. A. Tissot lautenden anonymen Werke. Die religiöse Erbauungsliteratur knüpft insbesondere an den Namen des hl. Thomas von Kempen und an die Bibelübersetzungen.

Unter dem Schlagworte „Volkslied“ finden sich mit der Nummer 10428 „Oberbayrische Volkslieder mit ihren Singweisen“ (München 1846), verfaßt von Herzog Max von Bayern, dem Vater unserer erlauchten Kaiserin Elisabeth.

Auf dem Grenzgebiete zwischen Literatur- und Kulturgeschichte stehen die zahlreichen anonymen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts, die wir unter den Schlagwörtern „Sammler“, „Sonntagsblatt“, „Unterhaltungen“, „Volksfreund“, „Wochenblatt“, „Zeitschrift“ und „Zuschauer“ finden, ebenso die große Zahl der „Taschenbücher“ in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Nicht geringere Ausbeute gewährt das Anonymen-Lexikon für den Forscher auf dem Gebiete der Kulturgeschichte. Die Schlagwörter: „Schicksale“, „Schiffahrt“, „Schiffbruch“ und „Seefahrten“ führen auf anonyme Robinsonaden und Abenteurer-Romane, „Voyages“ auf mancherlei „Reisebeschreibungen“, „Weib“ auf erotische Literatur. Beachtenswert ist die große Zahl von Über-

setzungen der Schriften des englischen Moralphilosophen Shaftesbury, der durch Wieland in der deutschen Literatur Ansehen und Verbreitung gefunden hatte.

Von interessanten Einzelheiten seien hier hervorgehoben:

Nr. 4675 verzeichnet ein „Taschenbuch für dienende Personen weiblichen Geschlechtes zum täglichen Gebrauch auf das Jahr 1794", gewiß ein früher Beitrag für moderne Frauenemanzipation; das Schlagwort „Weissagung" die anonymen Prophezeiungen vom Weltende seit 1524, darunter die noch heute vom Volke geschätzten „Weissagungen der Sibylle" (1786). Freih. v. Helfert hat im Österreichischen Jahrbuche 1889 auf die große Zahl dieser Büchlein in den Sturmjahren 1848 und 1849 hingewiesen.

Die „Trincirbüchlein" des 17. Jahrhunderts befassen sich mit damals wichtigen Tischregeln und der Vorschneidekunst nach italienischem Muster. Für die Nummer 7522: „Über öffentliche Lehranstalten, insbesondere über Lektionskataloge auf Universitäten" (Germanien [Nürnberg] 1798) hat Dr. Anton Hittmaier in der Abhandlung: 'Die Verfasser anonymer Salisburgensien' (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 1899) als Verfasser den Priesterhausdirektor Matthias Fingerlos in Salzburg nachgewiesen, auf den schon J. Th. Zauner in dem „Verzeichnisse aller akademischen Professoren", Salzburg 1803 (Nr. 9899) auf S. 76 mit der Andeutung „der ungenannte, aber in Salzburg wohlbekannte Verfasser dieser Schmähschrift (ein Kantianer nach strenger Observanz)" hingewiesen hatte. Die Herausgeber des Anonymen-Lexikons haben die aus G. A. Pichlers „Salzburgische Landesgeschichte" in Goedekes Grundriß übergegangene Angabe, Verfasser seien: P. Ildephons Lidl von St. Peter, M. Fingerlos und K. E. v. Moll gewesen, mit Recht mit aufgenommen, obwohl Lidl geradezu der schärfste Gegner der „Neologen" in Salzburg war, daher aus inneren Gründen an einer Schmähschrift gegen die Benediktiner-Universität nicht mitgearbeitet haben kann. Vielleicht entschuldigt der geneigte Leser diese längere Auseinandersetzung mit dem geschichtlich denkwürdigen Hinweise, daß Erzbischof Hieronymus auf der Salzburger Herbstdult, ohne daß ein Verbot des Verkaufes der Schrift vorausgegangen wäre, den vermeintlichen Verleger derselben auf Andrängen des Universitätsrektors P. Augustin Schelle am 17. September 1798 im Theater verhaften ließ und erst nach dreizehn Tagen auf Bitte der Nürnberger Kaufleute wieder in Freiheit setzte. Der Verhaftete war aber der bekannte Nürnberger Buchhändler Johann Philipp Palm, der widerrechtlich wegen der Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" auf Befehl Napoleons am 26. August 1806 zu Braunau am Inn erschossen wurde.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß der Geschichtsfreund unter den Schlagwörtern „Vienna" und „Wien" die anonyme Literatur über die Reichshauptstadt verzeichnet findet.

Bis zum Erscheinen des in Aussicht gestellten Ergänzungsbandes dürften noch 1—2 Jahre vergehen; es ist zu hoffen, daß in der Zwischenzeit in den weiten deutschen Landen bodenständige und landeskundige Bibliographen aus örtlichen Quellen, insbesondere den Landesbibliotheken, die nur ihnen bekannten und zugänglichen Ergänzungen liefern werden, womit bereits Dr. Paul Trommsdorf in Berlin einen den Verff. gewiß willkommenen Anfang gemacht hat.

Klosterneuburg. H. F. Wagner.

Grundriß für den Unterricht in der deutschen Literatur in den oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbststudium von Carl Mutzbauer. München, C. H. Becksche Verlagshandlung. Preis 2 Mk. 20 Pf.

Es ist an und für sich ein Wagnis, die Entwicklung oder — wie der Verf. hochmodern sich ausdrückt — den „Werdegang“ der deutschen Dichtung von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart in dem engen Rahmen eines Büchleins von 137 Seiten darstellen zu wollen. Und nun soll dieses Büchlein zugleich „für den Unterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten“ und „zum Selbststudium“ geeignet sein. Als ob das nicht zwei grundverschiedene Dinge wären, als ob nicht die Schule andere Anforderungen an ein solches Buch stellte, andere der Autodidakt. Die Schule will nur eine klare, übersichtliche Gruppierung des Stoffes und möglichst objektive Behandlung desselben, denn Wegweiser und Beurteiler soll und muß der Lehrer sein. Gerade dieses schöne Recht wird sich kein Lehrer verkümmern lassen, am allerwenigsten durch ein Schulbuch. Dem Autodidakten aber soll ein solches Buch Direktiven geben und auch womöglich durch Analysen einzelner Kunstwerke eine intimere Bekanntschaft mit denselben vermitteln. Der auf den Büchertiteln immer häufiger werdende irreführende Zusatz „und zum Selbststudium“ ist offenbar auf buchhändlerische Einflüsse zurückzuführen, gegen welche aber die Verfasser und das Publikum gemeinsam sich wehren sollten.

Der Verf. hat sich bei der Abfassung seines Werkchens vorzugsweise durch die einschlägigen Bestimmungen der preußischen Lehrpläne leiten lassen. Daraus mag sich eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Durchführung einzelner Partien erklären lassen. So ist besonders die ältere Literaturperiode gar zu stiefmütterlich behandelt. § 1. Erste Nachricht von den Deutschen, § 2. Ursprung der Deutschen, § 3. Die germanischen Sprachen, § 4. Das älteste Sprachdenkmal — diese vier Paragraphe füllen zusammen eine einzige Seite und auf die ganze mittelhochdeutsche Literatur entfallen nur 13 Seiten. Doch da der Verf. hiebei vermutlich bestimmten Verhältnissen Rechnung getragen hat, will Ref. nicht mit ihm rechten und nicht erst ausführen, was ihm zu knapp und was zu ausführlich behandelt erscheint.

Aber ganz und gar nicht zu entschuldigen ist die Disponierung des literargeschichtlichen Stoffes. Sie entspricht nicht den bescheidensten Anforderungen einer logischen Gliederung. So versieht der Verf. die oben angeführten vier Paragraphe mit der falschen Kapitelüberschrift: „Die erste Blüte der deutschen Dichtung im Mittelalter". Ein weiteres Kapitel lautet: „Die mittelhochdeutsche Dichtung", es enthält aber bloß die Volksdichtung, da der höfischen Dichtung ein selbständiger Abschnitt gewidmet ist. Es ist schwer erklärlich, wie der Verf. zu diesen doch so leicht zu vermeidenden Fehlern gekommen ist. Jedenfalls noch auffallender ist es, wenn die ganze nachgoethesche Literatur von den Romantikern an bis auf Freytag, Heyse, Storm, Raabe, Anzengruber, Groth, Reuter und Scheffel unter der Gesamtbezeichnung „Vaterländische Richtung in der Literatur" erscheint. Dem Verf. kann doch unmöglich entgangen sein, daß gerade in diesem Zeitalter die größten Gegensätze in der Kunstpflege zutage treten und daß es in ihm Richtungen gibt, die nichts weniger als „vaterländisch" genannt werden können. Eine solche gewaltsame Vereinigung von Verschiedenartigem, ja sogar Widerstreitendem muß abgewiesen werden.

Daß der Verf. seinen Gegenstand mit warmer Begeisterung, teilweise geradezu mit Schwung behandelt hat, sei bereitwilligst anerkannt, manchmal wirkt allerdings die starke Markierung einer sehr freisinnigen Denkart etwas störend und führt auch in einzelnen Fällen zu bedenklicher Einseitigkeit des Urteils.

Im Einklange mit der erwähnten etwas pathetischen Grundauffassung steht die rhetorisch gehobene Sprache. Nur streift sie nicht selten an das Feuilletonistische, auch ist sie nicht ganz frei von Schlagworten und Flüchtigkeiten. Man kann sich mitunter des Eindruckes nicht erwehren, daß man einen in wehender Eile geschriebenen Entwurf vor sich hat, der noch der Feile harrt.

Folgende Einzelheiten sachlicher und sprachlicher Natur mögen dies beweisen.

Daß auf Veranlassung Ludwigs des Frommen ein sächsischer Geistlicher den „Heliand" verfaßte, läßt sich nicht mit B e s t i m m t h e i t behaupten (S. 3). — Von Otfried heißt es S. 4 ungenau „in gereimten Langzeilen gibt er eine Geschichte Christi." — „In lebhafter Rede und Gegenrede schreitet das Gedicht v o r a n" (S. 5). — „Der Vater steht trauernd an der Leiche seines einzigen Sohnes, den er wider seinen Willen .... erschlagen und damit sein eigenes Geschlecht vernichten mußte" (S. 6). — Wenn der Verf. auf S. 8 sagt: „Im ganzen ist es Karl Lachmann gelungen, die urspüngliche Gestalt der echten Einzellieder aufzuzeigen", so behauptet er damit zu viel. — „Der Charakter .... ist ein verschiedener" ungrammatisch statt „ist verschieden" (S. 8). — Der Satz (S. 9) „Warum diese (Brünhilde) .... nur Siegfried auf dem Isenstein kennt, läßt das Nibelungenlied unklar, die nordische Sage dagegen

verstehen“ leidet an Verschwommenheit, ebenso der Satz (S. 17): „So ist der Parzival die klassische Gestaltung des Stoffes im Mittelalter geworden, wie der Tristan des Gottfried von Straßburg.“ — „Der Inhalt ihrer (d. i. der Meistersänger) Lieder wird immer trivialer, bis der Sinn für Dichtung erstarb“ (S. 20). — „Nur das Kirchenlied und die Satire hat ihren volkstümlichen Charakter bewahrt“ (S. 27). — Wenn der Verf. die Bedeutung Goethes mit den Worten würdigt (S. 53): „Sein Geist war so reich und tief, daß er nach und nach den ganzen Umkreis des deutschen Lebens durchmaß und umspannte, daß er allem, was das Herz und den Geist des deutschen Volkes bewegte, dichterischen Ausdruck gab und dadurch für die literarische Entwicklung, wie für die politische Wiedergeburt desselben die höchste Bedeutung gewann, obwohl er dem politischen Getriebe und dem modernen Staate immer fremd gegenüber gestanden hat“, so wird damit vom Dichter Goethe zu viel, vom Staatsmann Goethe zu wenig gesagt. — „Seine geselligen Lieder lehrten die Deutschen froh zu sein“ (S. 59). — Goethes „Tasso“ ist nicht im Jahre 1790 vollendet, wie auf S. 64 angegeben ist, sondern schon im Jahre 1789. — Mißverständiche Wendung „Der Raubritter wird zum Räuber“ (S. 77). — „Formvollendeter Lyriker“ (S. 113) ist zwar eine sehr gebräuchliche, aber trotzdem sprachwidrige Bezeichnung.

Druckfehler: Vielleicht ist schon „Carl“ auf dem Titelblatt als ein solcher anzusehen. — S. V Gödecke, S. 3 Das fränkische, bayerisch-österreichische, schwäbisch-allemannische, S. 19 müeze, S. 26 den grossen Krieg, S. 29 dentschen Schriftstellern, S. 30 Hohheit, S. 50 Regia, S. 54 Winkelmann, S. 99, 104 und im Inhaltsverzeichnis „Eichendorf“, S. 113 Rohtraut, S. 119 und im Inhaltsverzeichnis „Freitag“.

Sollte sich dem Verf. die Gelegenheit bieten, die angeführten Fehler zu verbessern, dann sei ihm dringend empfohlen, auch der vielfach ganz undeutschen Wortstellung sein Augenmerk zuzuwenden. Man wird nicht leicht ein Buch — noch dazu von einem Fachlehrer des Deutschen! — lesen, in welchem dieser Punkt mit gleicher Nachlässigkeit behandelt wäre.

Mies i. B. Adolf Hausenblas.

Rudolf Lippert, Lehrbuch der deutschen Sprache für Lehrerbildungsanstalten mit ihren Vorbereitungsklassen, sowie für sonstige Schulen mit höheren Lehrzielen. Leipzig, Verlag von G. Freytag 1906. Preis I. Teil geb. Mk. 2, II. Teil geb. Mk. 1·50.

Daß der Unterricht in der deutschen Grammatik immer vom Beispiele ausgehen muß, daß sich die Schüler die Regel aus einem gegebenen Sprachstoff unter Anleitung des Lehrers erarbeiten, daß



die so gewonnenen Sprachkenntnisse durch Übung befestigt werden müssen, diese Erfahrung leitete Lippert bei der Abfassung seines Lehrbuches der deutschen Sprache. Darum bietet der elementare I. Teil in jedem Kapitel zuerst Beispiele, durch die die Schüler zur Einsicht in die verschiedenen sprachlichen Erscheinungen geführt werden, dann den Hinweis auf den gesondert angeschlossenen, doch mit den Beispielen in engster Beziehung stehenden dogmatischn Teil, von Lippert, jeden Zweifel ausschließend, „Unterrichtsergebnisse“ genannt, endlich Aufgaben, die mündlich oder schriftlich zu lösen sind. Die Beispiele sind vorzüglich gewählt und mustergiltig, klar und bestimmt werden die Sprachgesetze in den Unterrichtsergebnissen formuliert und doch werden bei aller Knappheit noch Worte gefunden, wenn die Schüler in den Stand gesetzt werden sollen, zweifelhafte Fälle glatt und rasch zu entscheiden. Auch die zur Befestigung des Erlernten beigestellten Übungsaufgaben sind wohlgewählt, wenngleich man mit einer oder der anderen Aufgabe nicht einverstanden sein wird, die schriftlich gelöst werden soll (Überbürdung), vor allem nicht mit der (I. Teil, S. 40) gestellten Forderung, die Merkmale der starken und schwachen Abwandlung schriftlich anzugeben.

Unbedingt beizupflichten ist der Reihenfolge, in der die grammatischen Erscheinungen gelehrt werden: zuerst die Satzlehre, dann die Wortlehre mit der Wortbildung. Man mag im elementaren Teile mit der einen oder der anderen Erklärung nicht ganz einverstanden sein, im ganzen ist Lipperts Darstellung sprachwissenschaftlich richtig. Durchaus richtig, gedrängt und doch vollkommen verständlich ist der vorwiegend dogmatische II. Teil, der die Sprachkenntnisse durch den Einblick in das Werden der Sprache vertieft: Er umfaßt eine vorzügliche Phonetik, in deren Darstellung man den erfahrenen Schulmann erkennt, welcher den Stoff wiederholt in der Schule durchgearbeitet hat, er umfaßt ferner den Vokal- und Konsonantenwandel, einen kurzen, für die Schule mustergiltig gearbeiteten Abschnitt über den Wandel der Wortbedeutung und einen trefflich gefaßten Überblick über die geschichtliche Entwicklung der deutschen Sprache, dazwischen eine Anweisung über richtige Aussprache und Schreibung, wie sie der künftige Volksschullehrer braucht, und eine Darstellung der Haupteigentümlichkeiten der deutschen Mundarten mit illustrierenden Sprachproben.

Die Sorgsamkeit, mit der der Unterrichtsgang eingehalten wird, geht in dem Lehrbuche manchmal zu weit; denn dort, wo der „Sprachstoff“ mangelt oder nicht eigens beigebracht zu werden braucht, werden methodisch-didaktische Winke für den Lehrer eingestellt (z. B. I. T. S. 21, 22 und die Mehrzahl der Seiten unter I im II. Teile). — I 66 ff. werden adverbiale Bestimmungen von dem Objekte unterschieden, obwohl die adverbialen Bestimmungen noch nicht durchgenommen sind. Die Sprachproben aus dem Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen sind zu umfangreich; überflüssig

ist wohl die Sprachprobe aus dem Heliand. Die Darstellung der dialektischen Eigentümlichkeiten geht meines Erachtens zu weit. Lippert fordert (I 91, 2), daß die mit „und, oder“ usw. eingeleiteten beigeordneten Sätze durch Beistriche getrennt werden: Sollten wir nicht froh sein, daß wir uns einmal der Überzahl der Beistriche, die wir bisher setzten, im Einklange mit den amtlichen Regeln erwehren können? Doch das sind Kleinigkeiten, die der Güte des Lippertschen Lehrbuches keinen Eintrag tun können.

Wien. Ferdinand Holzner.

Lehrbuch der italienischen Umgangssprache für Schul- und Selbstunterricht von Dr. Gustav Rolin, Professor an der k. k. deutschen Universität in Prag. Mit 1 Münztafel. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag 1906. Preis geb. 6 K = 5 Mk.

Vorliegende Grammatik präsentiert sich als ein recht stattliches Buch, das 518 Seiten in Großoktav enthält, dabei aber noch durch die Fülle des dargebotenen Stoffes und die Gründlichkeit in dessen Behandlung die Erwartungen, welche sein Volumen erregt, um ein Bedeutendes überbietet.

Über die Absichten, welche den Verf. leiteten, und seine Methode spricht sich dieser selbst im Vorworte deutlich aus. Der Lernende soll zum Verständnis des gesprochenen Italienisch und zu geläufigem mündlichen Ausdruck in diesem Idiom befähigt werden, sodann imstande sein, einfache italienische Briefe zu entwerfen und leichtere italienische Schriftsteller zu lesen und zu verstehen. Der Schüler soll die fremde Sprache durch das Gehör lernen, so wie er ja auch seine Muttersprache gelernt hat. In Fragen und Antworten, den Grundformen der alltäglichen Umgangssprache, ist der Schüler der Unterredner *(interlocutore)* des Lehrers, u. zw. als antwortender Teil.

Der Verf. scheidet die deutsche Sprache aus den Übungen und Aufgaben und allmählich aus den grammatischen Erörterungen aus, so daß die Grammatik in ihrer zweiten Hälfte eine rein italienische ist. Obwohl überzeugt, daß zum tieferen Eindringen in den Geist der Sprache die Heranziehung der Muttersprache notwendig ist, mußte er wegen Raummangels auf die Einstreuung deutscher Aufsätze verzichten.

Der grammatische Stoff wurde in Gruppen eingeteilt, die vom Einfachen zum Komplizierten vorschreiten. Nach der siebenten Lektion ist der Lernende schon mit einem kleinen Schatz der allernotwendigsten Begriffe ausgestattet, so daß er einfache Gedanken italienisch auszudrücken vermag.

Die Sprache ist die des gebildeten Mittelstandes in Toskana, die Aussprache also toskanisch, pistoiesisch. Aber in der Schreibweise ließ der Verf. die unter gewissen Umständen eintretende,

nicht allgemein anerkannte Gemination (Dehnung) der anlautenden Konsonanten unbezeichnet, um die offizielle Schreibweise nicht allzusehr zu entstellen. Da das toskanische Volk vom Sprichwort einen sehr reichlichen Gebrauch macht und dieses den Charakter der Nation am besten widerspiegelt, zugleich auch sich für die Einprägung von Regeln am besten eignet, hat es der Verf. häufig herangezogen.

Besondere Sorgfalt wird auf die Darstellung der Wortbildung verwendet; die Präfixe sind in den einzelnen Wörterverzeichnissen durch den Druck hervorgehoben, die Suffixe am Schlusse jeder Lektion erklärt. Ein italienisch-deutsches Wörterverzeichnis schließt das Buch ab; ein nach der Meinung des Verf.s erwünschtes, vielleicht notwendiges deutsch-italienisches Verzeichnis mußte mit Rücksicht auf den Raum unterbleiben.

Diese Sprachlehre bestimmt der Verf. eigentlich für Absolventen der Realschule und des Gymnasiums, die ja entweder mit dem Französischen und Englischen oder mit dem Lateinischen und Griechischen vertraut sind. Mit dieser Tatsache rechtfertigt er die allzu große Anhäufung des grammatischen Stoffes und der Vokabeln in den einzelnen Lektionen und die Länge der Texte und Übungen. Außerdem glaubt er, daß jene langen Lektionen keine größere Anstrengung verlangten als die kurzen der andern Grammatiken, und verweist auf das Methodische einer ständigen Wiederholung. Auch würden fleißige Schüler, welche mit der Wortbildung bekannt sind, die Hälfte der neu vorgeführten Vokabeln erraten; „und daß die Vokabeln nicht mechanisch erlernt, sondern erraten werden müssen, wird niemand mehr bestreiten wollen“, so hofft er, daß jeder fleißige und halbwegs begabte Schüler das Italienische bei drei wöchentlichen Stunden in drei Monaten sich aneignen werde. Für den unfleißigen oder minder begabten könnten die einzelnen Lektionen in zwei oder drei Teile zerlegt werden. Soweit die Aufschlüsse aus dem Vorworte.

Schon aus diesen wird es klar, daß der Verf. in seinem Eifer für das von ihm erstrebte Ziel verhältnismäßig zu viel italienischen Übungsstoff zusammengetragen hat, so daß für deutsche Aufsätze und ein deutsch-italienisches Wörterverzeichnis kein Raum blieb. Doch soll dies kein Vorwurf sein. Indem sich nämlich derjenige, dem es sich hauptsächlich um die Beherrschung des Idioms, nicht um sprachvergleichende und tiefere Studien handelt, durch häufige Übung daran gewöhnt, in der fremden Sprache zu fragen und zu antworten, schließlich auch zu denken, wird er des Ausdrucks seiner Muttersprache, der in diesem Falle kein vermittelndes, sondern eher ein hemmendes Zwischenglied ist, unschwer entbehren. Ein deutsch-ital. Wörterverzeichnis, das ohnehin für die weitere Praxis des Sprechens und Schreibens nicht zulänglich wäre, wird jeder, der sich mit dieser Sprache eingehender beschäftigt, aus eigenen Stücken durch ein geeignetes Wörterbuch ersetzen. So hat der Verf.

mit unzersplitterter Kraft auf seinen Hauptzweck, Geläufigkeit in Wort und Schrift, hingearbeitet und das Buch zu einer wahren Fundgrube von Vokabeln, Redensarten und Redewendungen gemacht, aus welcher zu schöpfen es sich lohnen würde, auch wenn zu ihrer vollständigen Ausnützung sechsmal so viel Zeit nötig wäre, als der Verf. in Aussicht stellt, das heißt, wenn der dargebotene Lernstoff statt auf 33 auf 198 Lektionen verteilt würde oder mit anderen Worten die jeweilige Stundenaufgabe statt durchschnittlich 14½, nur ungefähr 2½ Seiten umfaßte. Aber selbst in diesem Falle wird sich jeder Lehrer die Mahnungen Dr. Wilhelm Münchs (im Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, herausgegeben von Dr. A. Baumeister, V. 8 ff.) vor Augen halten und sich daran erinnern, „daß jede einzelne fremde Sprache unter allen Umständen ein unermeßliches Lerngebiet darstellt“, daß bei ihrer Erlernung „von vornherein nur an einen planmäßigen Ausschnitt aus dem Ganzen der Sprache gedacht werden kann“, und wird sich entsprechende Beschränkung auferlegen.

Nach dem Vorworte gibt ein Inhaltsverzeichnis eine schnell und genau orientierende Übersicht über die einzelnen Punkte der Form- und Satzlehre, welche bei den verschiedenen Gruppen da und dort behandelt sind, wobei es die Einteilung nach Redeteilen festhält.

Die nun folgende Einleitung *(Introduzióne)* handelt über Alphabet, Aussprache, Accentzeichen, Silbentrennung, Auslaut, Anfangsbuchstaben, Interpunktion und gibt eine Sprachprobe in phonetischer Transkription (Dante, *Divína Commèdia, Infèrno* V 73—142, *Francèsca da Rímini*), S. 1—36. Hier ist mit besonderer Anerkennung hervorzuheben, daß der Verf. das physiologische Gebiet der Spracherzeugung vom modernsten Standpunkte der Wissenschaft behandelt und den physischen Stand der Sprache auf das Sorgfältigste analysiert. Neben zusammenhängender phonetischer Belehrung, in welcher er über die Entstehung der Laute und ihre Eigenart aufklärt, gebraucht er als Hilfsmittel die Fixierung durch Schriftzeichen. Er zieht bald das mustergiltige Bühnendeutsch, bald einen deutschen Dialekt, dann wieder Englisch und Französisch zum Vergleiche heran und läßt neben der Sprache der Gebildeten zum besseren Verständnis die Volksaussprache zum Worte kommen. Er verschmäht, um Klangfarbe oder Artikulation besser erkennen zu lassen, selbst Übertreibungen nicht. Offenes *è* und *ò* läßt er aus der *a*-Artikulation hervorgehen; *bèllo* fast wie *baillo*. Von Schriftfixierungen seien beispielshalber angeführt: *ts — dṡ* für *z (żèta dura)* und *ż (żèta dolce)*, welch letzteres von der offiziellen Ortho[illegible]graphie nicht anerkannt wird, aber in den neueren Wörterbüch[illegible] zur Anwendung gelangt. Ferner palatales *j*, das offiziell [illegible] ersetzt wird; *tj — dj* („irrig *tš — tž*“) u. a. We[illegible] später in der Form- und Satzlehre läßt es der V[illegible] rischen Erläuterungen fehlen, wie er sich denn in all[illegible]

des Buches bereit zeigt, von der Fülle seines Wissens anderen mitzuteilen. Und so wie er sich in der Einleitung bemüht, zur richtigen Aussprache die richtigen Wege zu weisen, und es hiebei nicht unterläßt, auf dieses oder jenes Irrtümliche in der offiziellen Rechtschreibung hinzuweisen, so trachtet er auch sonst, die Lernenden in den Besitz der reinen Sprache zu setzen, indem er vor Veraltetem und weniger Üblichem warnt. Dies mag sich wohl nicht bloß aus praktischen und ästhetischen Gründen empfehlen, sondern auch aus dem pädagogischen Grundsatze, „dem Unterrichte immer echtere Ziele zu setzen" (Münch, a. a. O. V. 22). Doch wird trotz aller dieser lobenswerten Bemühungen des Verf.s vieles übrig bleiben, was das lebendige Wort und Beispiel des Lehrers plastisch ausgestalten wird, so außer der Aussprache der „Tonfall" und „der Fluß und Zusammenhang der natürlichen Rede". Aber auch so wird sich dieser bescheiden müssen, mit Rücksicht auf „den wirklich flüssigen Charakter des Objektes, der nationalen Aussprache" und auf die Mode sowie auf die anderen bei Münch angeführten Momente und auf gewisse Feinheiten und Nuancen kein zu großes Gewicht legen. Zur besseren Würdigung des vom Verf. eingeschlagenen Weges mögen auch einige transkribierte Verse aus genannter Sprachprobe dienen:

V. 97. 1. Strophe: *sjède la tèrra dove nnata fui*
sulla marina dove il pò ddiššende
per aver paśe ko segwaśi sui.

2. Strophe: *amor, ke al kòr dźentil rratto sapprènde,*
prese kostui della bèlla persona
ke mmi fu ttòlta, e il mòdo ankor moffènde.

3. Strophe: *amor, ke a nnullo amato amar perdona,*
mi prese del kostui pjaśer si ffòrte
ke, kome vvedi, ankor non mi abbandona.

Die Schwierigkeit, welche die gewählte Stelle infolge ihres Inhaltes dem Anfänger bereitet, versucht der Verf. durch die beigegebene Übersetzung von August Kopisch zu beseitigen; diese vermittelt den Sinn des Textes in wünschenswerter Weise.

Drei Lieder, die nun folgen, S. 37, 38, „Santa Lucia", „Caro mio bèn!" (di Giuseppe Giordani), „I nòstri Monti" (dal Trovatòre del Verdi), werden mit Gesangsnoten und Text wiedergegeben und sind geeignet, einen Begriff von der Harmonie, dem Wohllaut der italienischen Sprache zu verschaffen.

Mit S. 39 beginnt der Hauptteil des Buches, welcher, mit der Überschrift „Grammatik" versehen, in 33 Lektionen (249 Paragraphe), zerfällt und mit S. 487 schließt. Diese ist ein Sammelname für den mannigfachen Inhalt der Lektionen. Neben der eigentlichen Grammatik stehen die Vokabelsammlungen, diesen folgen Zusammenstellungen von Phrasen oder auch Gruppen von Sprichwörtern, Übungssätze und Übungsaufgaben, häufig poetische und prosaische Lesestücke, manchmal Briefe, Anleitungen zu Auf-

sätzen, gelegentliche Bemerkungen zur Verslehre, die das Notwendige systematisch zusammenfassen, obwohl sie äußerlich in den Fußnoten zerstreut sind. Diese begleiten übrigens stetig auch die anderen Kapitel.

Die 1. Lektion umfaßt $3^1/_2$, die 2. und 3. je 4, die 4. 7 Seiten. Bei der 5. Lektion zählen wir schon 10, bei jeder der folgenden aber noch mehr, nämlich 11—15. Daß sich eine Zerlegung in kleinere Pensa empfiehlt, wurde schon angedeutet und der Verf. selbst redet ihr gegenüber gewissen Schülern das Wort. Doch dürfte eine solche bei den gegenwärtigen Anordnungen des Stoffes an den Lehrer keine geringe Anforderung betreffs Einteilung und Auswahl stellen, sollte der übliche methodische Vorgang beibehalten werden.

Die Erklärung der grammatischen Gesetze geht im allgemeinen von Beispielen aus und ist sehr klar. Mehr wäre an passenden Orten an Latein und Griechisch zu erinnern gewesen, zumal der Verf. sein Buch auch für absolvierte Gymnasiasten berechnet hat und gewiß nicht zum mindesten Teile für Kandidaten der modernen Philologie. Der Satz (S. 82): „*Queste sono le forme della lingua letteraria;* in der *lingua parlata* ist eine einzige Form üblich" hätte wohl italienisch zu Ende geführt werden können, ohne daß der Übergang zur Anwendung des fremden Idioms in den Erklärungen zu schwer gefallen wäre. In den Fußnoten sind weitere Aufschlüsse über die betreffenden Spracherscheinungen zu finden, nicht selten jedoch wünschte man sie wegen ihrer Wichtigkeit bei der Hauptregel. Schrift- und Umgangssprache werden immer auseinandergehalten, wo sie von einander abweichen. In manchen Fällen gibt der Verf. an, wie er es selbst zu halten pflegt, z. B. S. 58 (Gebrauch des Artikels beim Pronomen possessivum vor Verwandtschaftsbezeichnungen): „Ich folge der Umgangssprache". S. 82 (Pronomen „*gli*"): „Wir folgen natürlich der Schriftsprache" (sollte wohl heißen: „In diesem Falle").

Wie die offizielle Orthographie, so erhalten auch „viele pedantische Sprachreiniger" eine Zurechtweisung (S. 159). Die Reihenfolge der Personen in der Mehrzahl (3., 1., 2.) hätte die entsprechende Begründung verdient (§ 13), ebenso die Konjugation gewisser Komposita, z. B. von *sedére*, die Bemerkung, inwieweit sie sich nach der des Simplex richtet (*siedono — possedono*). Bei Aufzählung von Wörtern, die eine Konstruktion gemeinsam haben, würde sich eine alphabetische Anordnung empfehlen, beispielsweise S. 339. Überhaupt könnte sich ein Wortregister als sehr zweckmäßig erweisen. Die Vokabeln sind in imposanten Kolonnen zusammengestellt, leider aber auch zusammengedrängt und von kleinerem Drucke, was umso ungünstiger wirkt, als ihre Um[illegible] mit Ausnahme der Fußnoten durch die großen Lettern, [illegible] im eigentlich grammatikalischen Teile, und durch die [illegible] dem Raume nicht sparende Verteilung des Textes einen[illegible]

fälligen Eindruck macht. Inhaltlich liefern sie, ob ungeordnet oder nach Stoffen gesammelt, Material für „ein lebendiges Können" und sind wirklich modern. Nur sollte Rektion und Konstruktion gewisser Verba häufiger und bestimmter angegeben sein. S. 62 *amare* lieben, gern essen, gern trinken. Hier fehlt *di fare qualche cosa, di mangiare, di bevere.* In der Fußnote 3, S. 152 ist ein Druckfehler *fermo in posta* statt *ferma.*

Die Einzelsätze bilden zum größten Teile nicht umfangreichere Gruppen für einen bestimmten Begriffskreis, vermehren aber durch ihre Mannigfaltigkeit im Inhalt die Schlagfertigkeit, welche das abwechslungsreiche Gespräch des täglichen Lebens verlangt. Außerdem werden häufig genug ihrer mehrere zu einer Einheit des sachlichen Inhaltes verbunden. Schon in ihnen wird wie in den auf sie folgenden Übungen und Lesestücken Aktuelles geboten: Personen, Gegenstände, Verhältnisse aus dem Anschauungsgebiete des Lernenden, Kulturgeschichtliches, Biographisches, Handel und Technisches, vieles, was auch in die Landeskunde, der überdies eine zusammenhängende Darstellung gewidmet ist *„Il Regno d' Italia"*, S. 481—487, einführt. Der Verf. besitzt die Kunst, schon durch ein bloßes Wort oder eine Redensart der Fremdsprache etwas „Lebendiges aus der Gegenwart" vorzuführen, in der Weise wie S. 480 *Fuori i lumi! (intimazione di metter alle finestre lumi e bandiere).* Sehr praktisch und anziehend zugleich ist es, wenn die Bedeutung eines Wortes in Frage oder Antwort italienisch dargelegt wird. Die Übungen *(Esercizi)* sind im ganzen zu schwer, da die Antworten nicht selten ein längeres Suchen erfordern, das durch die Abbreviaturen oft so erschwert ist, daß der Satz gewissermaßen erst entziffert werden muß. Auch sonst macht der Verf. von Abkürzungen Gebrauch, die bisweilen aufhalten.

Wie so vieles andere im Buche, werden auch schwierigere Sprichwörter erläutert.

Sehr gelungen ist die Vorführung zahlreicher mit Hilfe desselben Wortes gebildeter Phrasen. Für bequemere Auffindung der Lesestücke wäre ihre Numerierung und Übersicht erwünscht.

Um aber auch ein Gesamturteil abzugeben, so zeigt sich in allen Teilen des Buches, das das Maß des Alltäglichen weit überschreitet, eine meisterhafte Beherrschung der Sprache, sowohl der geschriebenen als auch der gesprochenen, eine tiefe Kenntnis ihrer Gesetze und ihrer Entwicklung, ein vornehmer Geschmack in der Auswahl des Bildungsstoffes, wie praktischer Sinn in der Darbietung des Sprechstoffes, ein feines Empfinden der nationalen Eigenart und ein feines Ohr für ihre Ausdrucksmittel, genaues Verständnis des modernen Lebens, viel Fleiß, endlich eine Begeisterung für den Gegenstand, die sich unwillkürlich auch des Lernenden bemächtigen muß.

Bielitz. Eduard Stettner.

Petite phonétique comparée des principales langues européennes par Paul Passy, docteur ès-lettres, directeur-adjoint à l'École des Hautes Études. Leipsic et Berlin, B. G. Teubner, Libraire-Éditeur 1906. IV und 132 SS. kl. 8°. Preis geh. Mk. 1·80, in Lwd. geb. Mk. 2·20.

Trotzdem die Phonetik dank der Popularisierungsbestrebungen einiger ihrer hervorragendsten Vertreter bereits in ziemlich weite Kreise gedrungen ist, so treten doch noch immer Jahr für Jahr neue Lehrbücher, namentlich von phonetisch weniger durchforschten Sprachen auf den Plan, die in ihrem lautlichen Teile oft recht ungenügend sind: nicht nur, daß wichtige Laut-Nuancen der zu erlernenden Sprache von denen der bekannten nicht scharf genug gesondert werden, werden andere falsch erklärt oder ganz übergangen. Man merkt so ihren Verff. nur zu bald an, daß es ihnen an lautlicher Schulung fehlt.

Das oben verzeichnete Buch des rühmlichst bekannten Gelehrten wendet sich nun vor allem an Lehrer lebender Sprachen, um ihnen auf phonetischem Gebiete ein Wegweiser zu sein, u. zw. sowohl in Bezug auf die Wissenschaft der Sprachlaute im allgemeinen wie auch in Bezug auf die lautlichen Eigenheiten hauptsächlich der Sprachen des westlichen und mittleren Europa. Den Ausgangspunkt bildet das Französische, dessen Lautbestand der Verf. unter Zugrundelegung seiner jedem Neuphilologen wohlbekannten *Sons du français* erklärend vorführt. Mit diesem werden verglichen in erster Linie die Laute des Englischen und des Deutschen[1], in zweiter jene des Italienischen und des Spanischen, seltener anderer europäischer und außereuropäischer Sprachen. Auch französische Dialekte werden des öfteren vergleichsweise herangezogen. Passy ist dabei im Stande, immer aus dem Vollen zu schöpfen, da er eine größere Anzahl romanischer und germanischer Sprachen linguistisch und namentlich phonetisch vollständig beherrscht und ihm auch andere Idiome, wie z. B. die slavischen, in ihren phonetisch interessanten Einzelheiten nicht fremd sind. Wie in allen Passyschen Büchern ist auch hier auf kleinem Raume ungemein viel phonetisches Materiale zusammengetragen, wie denn der Verf. als ein Meister kurzer, präziser und klarer Darstellungsweise bekannt ist.

Eine wichtige Zugabe sind die Texte in phonetischer Umschrift. Ähnlich wie in den letzten Auflagen der *Sons* wird auch hier ein (diesmal etwas längerer) Text in verschiedene Sprachen übersetzt und in Lautschrift wiedergegeben. Vertreten sind: Französisch, Spanisch, Italienisch; Englisch, Deutsch, Holländisch, Dänisch, Norwegisch, Schwedisch und Isländisch, also alle germanischen Schriftsprachen und die romanischen bis auf das Rumänische. Unter ihnen liegen das Französische und das Englische in je dreifacher Lautgebung vor: das erstere in nördlicher, südlicher und schweizerischer, das letztere in nördlicher und amerikanischer. Den Anhang bildet eine Zusammenstellung der geschrie-

benen phonetischen Schriftzeichen, nebst einem in ihnen niedergeschriebenen französischen Text.

Im Interesse der Sprachbeflissenen ist zu wünschen, daß dieses Büchlein, welches in so sachgemäßer Weise nicht nur theoretische Erkenntnis, sondern auch praktische Aneignung zu vermitteln strebt, von denen, für welche es bestimmt ist, recht fleißig benützt werde.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Dr. Richard Fricke, Le langage de nos enfants. Cours primaire de français. Französisch für Anfänger. I. Cours élémentaire. Erster Teil (für Sexta). Wien, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag 1906. Preis geb. 2 Mk. = 2 K 40 h.

Der Verf. rechtfertigt das Erscheinen dieses neuen Schulbuches durch das rühmliche Streben, den kleinen Realschülern die Erlernung des Französischen zu erleichtern. Zu diesem Zwecke benützt er alle in seiner langen Schulpraxis gemachten Erfahrungen. Er nimmt das Gute und Zweckdienliche, wo er es findet: die reine Hörmethode, die Anschauung und Benennung vorgezeigter Gegenstände, Bildchen, Sprüche und Sprichwörter werden herangezogen. Vor allem ist er bemüht, die Begriffswelt der kleinen Sprachbeflissenen in der fremden Sprache aufleben zu lassen, die Wörter in zusammengehörigen Gruppen vorzuführen, sie durch mannigfache Beziehungen oft zu wiederholen und dadurch zu befestigen. Der Lesestoff soll bei aller Einfachheit ein geschlossenes Ganze bieten, das allmählich erworben, bewußt befestigt und abgerundet wird. Durch diesen Vorgang soll das Lehrbuch zum Lesebuch werden, zu dem der Anfänger gerne greift. Der Verf. will auf dem Boden der Reform fußen und vom Satze ausgehen, beginnt aber mit dem Vorsprechen, Vor- und Nachschreiben von innerlich mehr oder weniger zusammenhängenden Wörtern, die der Lehrer, der „das lebendige Wörterverzeichnis“ darstellt, verdolmetscht. Auf diese Weise sollen die Schüler durch Zusammenstellung von Wörtern, durch Vorführung von Musterwörtern, die durch Bildchen versinnlicht werden, nach und nach in die Ausspache eingeführt werden. Die Wörter werden in großer Fülle geboten, so daß man vor dem Reichtum fast erschrickt, wie der Verf. meint. Tatsächlich erschrak auch der Ref., der befürchtet, daß das zwar geschmeidige, aber in seiner Leistungsfähigkeit doch nur begrenzte Gedächtnis der jungen Schüler den dargebotenen Stoff dauernd nicht behalten kann. Nachdem eine größere Anzahl von Wörtern vermittelt worden, werden die sprachlichen Erscheinungen herausanalysiert, ohne jedoch in feste Regeln gefaßt zu werden. An diese Rekapitulation der Aussprache und der Grammatik schließen sich französisch gestellte Fragen an und schon von S. 34 an

kommen Rückübersetzungen von deutschen Wörtern, losen Sätzen und zusammenhängenden Übungen vor. Es braucht hier nicht erwähnt zu werden, daß selbst die mäßigsten Vertreter der Reform von Übersetzungen aus dem Deutschen auf der untersten Stufe abraten. Die oben angegebene Wiederholung des Übungsstoffes und das Herausfinden grammatischer Regeln finden sich in regelmäßigen Abständen vor und charakterisieren den Unterrichtsgang.

Gegen das Ende des Buches werden die behandelten 1000 Wörter zuerst gruppenweise (Mensch, Schulzimmer, Haus usw.) und dann alphabetisch geordnet aufgezählt. Den Schluß bilden Konjugationstabellen der Hilfsverba, der regelmäßigen und der gebräuchlichsten unregelmäßigen Verba, ein ganz kurzes grammatisches Nachschlageverzeichnis und Belehrungen, wie die Schüler aus dem Buche lernen sollen. — Was den Übungsstoff anbelangt, so entspricht er — von der großen Überfülle abgesehen — der Altersstufe der Schüler, steht mitunter sogar unter derselben. Die Aussprache ist in richtigem Umfange behandelt; die grammatischen Belehrungen über die einzelnen Redeteile beschränken sich auf das Notwendigste. Das Verbum bildet hier jedoch eine Ausnahme, indem nicht bloß *avoir* und *être*, sondern auch die regelmäßigen Konjugationen auf *er* (samt den orthographischen Veränderungen), auf *ir* und *re*, ferner die am häufigsten vorkommenden unregelmäßigen Verba (mit Ausschluß des Passivums und des Subjonctifs) behandelt werden. Es scheint unmöglich, daß die kleinen Schüler alles dies bewältigen können. An österreichischen Mittelschulen ist dieses Lehrbuch vermöge der Bestimmungen des Lehrplanes unzulässig.

An Unrichtigkeiten und Druckfehlern wurde wahrgenommen: Fragen mit *quel, combien* bei folgendem Accusativobjekt und substantiv. Subjekt verlangen die absolute Fragekonstruktion (S. 11, 24, 28, 29, 65, 67, 86 u. a. a. O.). — S. 31 „*Les grands pays de l'Europe*" — Österreich wird nicht genannt. — S. 32: *Les Alpes et les Pyrénées sont deux hautes montagnes.* — S. 35: Die Angabe über den Beginn der Ferien in Österreich unrichtig. — S. 35 gibt der aufgerufene Schüler sein Alter mit sieben Jahren an. — S. 67: *Voilà la ville de Bordeaux et de Lyon.* — S. 69: *de tout cœur.* — S. 83: Da eine Steigerung stattfinden soll, wäre besser: *le général commande une brigade, une division.* — S. 96: nach den Erörterungen soll der Satz heißen: *Les parents nourrissent leurs enfants.* — S. 97: *leurs* wird zweimal als pronom possessif bezeichnet. — *Jérome* (S. 16 und 195), *Felicie* (S. 16), *esquimau* (S. 29), *Jaques* (S. 30). S. 37 und 68: nach dem Anredeworte Beistrich.

Wien. F. Pejscha.



Shakespeare's Pronunciation. **A Shakespeare Phonology. With a Rime-Index to the Poems as a Pronouncing Vocabulary. By Wilh. Viëtor, M. A., Ph. D., Professor of English Philology in the University of Marburg, etc. Marburg, Elwert & London, D. Nutt 1906. XVI und 290 SS. 8°. Preis Mk. 5·40. — A Shakespeare Reader, in the Old Spelling and with a Phonetic Transcription. Von demselben Verf., ebenda. XII und 179 SS. 8°. Preis Mk. 3.**

Die vorliegende Arbeit ist ein hoch bedeutsamer Beitrag zur historischen Phonetik der frühneuenglischen Zeit, einem Gebiet, in welchem der Verf. unter andern auch die Publikationen österreichischer Autoren — ich nenne bloß Luick, Würzner und Brotanek — zu verwerten und anzuerkennen fand. Methode und Ziel scheinen sich dem Titel nach nur auf die wenigen Reimgedichte des großen Dramatikers zu beschränken; in der Tat ist aber die Lautgeschichte der Dramen Shakespeares, des Mittelengl. und des ganzen XVI. und XVII. Jahrhunderts mit aller Genauigkeit zurate gezogen und letztere um wichtige Ergebnisse fürs Allgemeine bereichert worden. Die lange Liste der Orthoëpisten ist nicht bloß abgedruckt, sondern hauptsächlich zur Ermittlung der in vielen Fällen nicht ganz sicheren Lautgebung in Shakespeares Reimgedichten verwendet. Wäre dem nicht so, so hätte der Verf. wohl schwerlich bei der oft geringen Beweiskraft der in den Quartos und Folios vorliegenden Rechtschreibung zu halbwegs sicheren Resultaten gelangen können, zumal er auch Augenreime bei Shakespeare zugibt. Die Beweisführung ist sonach nicht stets leicht zu verfolgen, kehrt aber immer zum Ziele zurück, wenn natürlich auch die Resultate nicht in jedem Punkte abschließend werden.

Auf Einzelfragen einzugehen ist hier nicht der Ort, doch dürfte eine kurze Liste der '*pronunciation adopted by Sh. in his published works*', wie sie sich nach Viëtor darstellt, nicht unwillkommen sein, wobei wir allerdings die Bühnenaussprache und die Setzerorthographie nicht identifizieren dürfen. *To be* vermutlich langes offenes [ɪ:] ohne Nachgleiten[1]); *lip* kurzes offenes [ɪ], das in *stir* u. ä. Tendenz zur '*mixed pronunciation*' zeigte; *by* diphtongiertes offenes (Cockney) [ɪj]; *due* fallender Diphtong [iu]; *sea* langes halboffenes e [ɛ:] (wie in nordenglisch *bearing*); *let* mehr oder weniger offenes [ɛ]; *few* fallender Diphtong [ɛʊ]; *name* langes offenes [æ:], nicht diphtongiert (heutiges *can* gelängt); *can* offenes [æ], zwischen dem klaren [*a*] des Nordenglischen und dem palatalen Laute; *day* diphtongisches [æi], offener als heute; *saw* langes velares [a:], besser [ɑ:], jedenfalls nicht [ɔ:]; *go* langes offenes [ɔ:], nicht diphtong., aber geschlossener als heutiges *saw*; *on* kurzes offenes [ɔ]; *joy* [oi]; *own* langes [o:u]; *too* langes offenes [ʊ:], ohne Nachgleiten; *up* dasselbe kurz [ʊ]; *how* in verschiedenen Stadien [ʊu], [ŭu] und [ŏu], letzteres = übertriebenem Londoner *how*. — Konsonanten: *wrong*

[1]) Transcription der 'Association Phonétique Internationale'.

wurde noch mit [w], *what* mit stimmlosem [ʍ] gesprochen; *gh* in *slaughter* war vielleicht noch schwacher velarer Reibelaut [x]; die Grenzen des *gh* als [f] lassen sich nicht ziehen; *r* im Auslaut und vor Konsonanten war wohl schon zu [ə] vokalisiert, sein Einfluß auf vorangehende Vokale scheint noch gering gewesen zu sein; der dentale stimmhafte Reibelaut [ʒ] kam nur als Affrikata [dž] vor; *kn* im Anlaut wurde noch gesprochen, ebenso wohl *gn*; der gutturale Nasal [ŋ] bedurfte nur vor urspr. Vokal des Verschlußlautes als Stütze [ŋg]; *gh* in *fight* war höchstens sehr schwacher pal. Reibelaut [ç] oder bloß [h], wenn überhaupt noch hörbar; anlautendes [h] blieb in mehr Wörtern als heute stumm.

Voller fruchtbarer Beobachtung sind die abschließenden Kapitel über Accent und Rhythmus bei Shakespeare. Ein genauer Reimindex der Gedichte (150 SS.) gibt für jedes Reimwort Belege und Aussprache an. Das in der Abhandlung verarbeitete Wortmaterial ist außerdem durch ein sorgfältiges Register jederzeit leicht zugänglich gemacht.

Der „*Reader*" ist die unmittelbare Frucht der Untersuchungen und bietet mit strenger Festhaltung der überlieferten Rechtschreibung von Shakespeares Texten Proben der zwei Epen, von sieben Sonetten und von fast allen Dramen, wobei nur zu bedauern ist, daß der Verf. den Unterschied zwischen pathetischer und Umgangssprache (entgegen Luick) nicht anerkennt. Auch in diesem praktischen Bande ist die nötige Vorsicht bei schwankender Aussprache angewendet.

Diese zusammenfassende Lautgeschichte der Zeit von etwa 1593 bis 1623 ist aufs freudigste und dankbarste zu begrüßen. Gründlichste phonetische Sachkenntnis und zielbewußte Methode haben sich hier zu einer bahnbrechenden Leistung vereinigt. Nicht unerwähnt darf der trotz so vieler Streitfragen ruhige und sachliche Stil des großen „Reformers" bleiben, der zur Stütze der von ihm verfochtenen Anschauungen hier wieder ein englisch geschriebenes Buch in die Welt schickte, dessen Sprache den Eindruck des Idiomatischen in jeder Zeile macht.

Wien. Dr. A. Eichler.

Englische Synonymik für Schulen. Mit Beispielen, etymologischen Angaben und Berücksichtigung des Französischen. Nebst einem englischen, deutschen und französischen Wortregister. Von Prof. Dr. Karl Meurer, Oberlehrer am königl. Friedr. Wilh.-Gymnasium zu Köln. 4., verb. Auflage. Leipzig, Heinrich Bredt 1906. IV und 120 SS.

Das vorliegende Buch enthält 385 Gruppen von englischen Synonymen, die nach den alphabetisch angereihten deutschen Stichworten geordnet sind. Die Zahl der in die einzelnen Gruppen aufgenommenen Synonyma ist den Bedürfnissen der Schule ange-

messen. Allerdings könnte man die Wörter mancher Gruppen leicht vermehren; so fehlt in 37 „berauben" *to strip*, in 69 „einzig" *sole*, in 75 „Ereignis" *incident*, in 102 „folgen" *ensue*, in 150 „Grenze" *bound*, in 177 „klein" *short*, in 187 „Lage" *posture*, in 242 „rufen" *shout*, in 307 „Unglück" *distress*, in 339 „verweigern" *decline*, in 377 „Zufluchtsort" *shelter*, in 378 „zufrieden" *content*. Zuweilen wurde der Verf. durch sein Streben nach Kürze veranlaßt, zwei oder mehrere verschiedenartige Wortgruppen in eine Gruppe zusammenzudrängen. So z. B. stehen die Wörter *to acknowledge*, *to own*, *to confess* bei dem Stichworte 33 „bekennen", obwohl *to acknowledge* „anerkennen" bedeutet und mit *to recognize* und *to own* eine eigene Gruppe bilden sollte. Auch folgende Gruppen könnte man in zwei oder drei zerlegen: „110 froh, fröhlich: *glad*, *pleased*, *delighted*; — *joyful*, *cheerful*, *merry*, *gay*" (fröhlich *merry* usw. und erfreut *glad* usw.) und „267 sehen: *to see*, *to look*, *to behold*, *to view*, *to perceive*, *to regard*, *to consider*, *to contemplate*" (sehen *to see* usw., blicken *to look* usw., ansehen, betrachten *to consider* usw.).

Der Unterschied zwischen den einzelnen synonymen Ausdrücken wird durch Übersetzungen, kurze und treffende Definitionen sowie durch daran sich anschließende Beispiele, die der Verf. teils englischen Werken über Synonymik, teils von ihm gelesenen Schriftstellern entnommen hat, klar veranschaulicht. Außerdem gibt der Verf. kurze etymologische Angaben und weist bei vielen synonymischen Gruppen romanischen Ursprungs auf ihre Verwandtschaft mit den entsprechenden französischen Gruppen hin. Oft hat er nicht recht, wenn er schreibt, daß die Synonyma einer französischen Gruppe sich „ebenso" verhalten wie die entsprechenden englischen. So muß *ancient* „altertümlich", „uralt" von *ancien* „ehemalig" (Gruppe 9 alt), *spiritual* „geistig", „geistlich" von *spirituel* „geistreich" (Gr. 124 geistig), *oration* „ernste Rede" von *oraison* „Leichenrede" (Gr. 233 Rede), *immediately* „sofort" von *immédiatement* „unmittelbar" (Gr. 313 unverzüglich, jetzt) unterschieden werden. Auch *to make* und *to render* (Gr. 198 machen) verhalten sich nicht ganz wie *faire* und *rendre*, indem *to make* auch bei Adjektiven stehen kann, was bei *faire* nicht der Fall ist. Größere Vorsicht entwickelte der Verf., wenn er bei derartigen Hinweisen auf verwandte französische Synonyma den Ausdruck „ähnlich" statt „ebenso" gebrauchte. Aber auch hier gehen oft die Bedeutungen sehr weit auseinander; vgl. engl. *injury* „Unrecht", „Kränkung", „Verletzung" mit franz. *injure* „Beschimpfung" (Gr. 34 Beleidigung) oder engl. *diligent*, *industrious* „fleißig" mit franz. *diligent* „flink", *industrieux* „gewerbfleißig" (Gr. 98 fleißig).

Wenn auch manche sehr naheliegende Wörter, wie „benachrichtigen", „entdecken", „erziehen", „jagen", „Wohnung" in dem Buche fehlen, so muß doch anerkannt werden, daß die vom Verf. vorgenommene Auswahl der synonymischen Gruppen eine sehr ge-

schickte und sorgfältige ist. Zum Nachschlagen dienen ein englisches, ein deutsches und ein französisches Wortregister. Druckfehler sind: S. 8 *un order*, S. 60 *cloath*. Das praktische Hilfsbuch wird Lehrenden und Lernenden gute Dienste leisten.

Des Engländers gebräuchlichster Wortschatz. Kleine Ausgabe des 'Systematic English-German Vocabulary'. Für den Schul- und Selbstunterricht. Mit Angabe der Aussprache. Von Dr. Gustav Krüger. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers) 1906. VIII und 72 SS. kl. 8°.

Dieses Büchlein ist, wie der Titel besagt, ein Auszug aus Krügers '*Systematic English-German Vocabulary*' (402 SS.) und bringt die gebräuchlichsten englischen Wörter mit ihrer deutschen Bedeutung in folgenden Gruppen: Der menschliche Körper, Gesundheit, Leben und Tod, Nahrung und Getränke, männliche Kleidung, Frauenkleidung, das Haus, Hausgerät, die Wohnung, die Stadt, die Sprache, Tugenden und Laster, der Raum, die Zeit, die Familie, der Staat, Landbau, Berufe, Fabrik und Handwerk, Handel, das Heer, die Flotte, Religion und Gottesverehrung, Erziehung und Unterricht, die Künste, das Theater, Vergnügungen, Reisen, Eisenbahn, Post, das Gasthaus, das Weltall, die Erde, die Tiere, Pflanzen, Mineralien.

Zur Angabe der Aussprache des ganzen Wortes oder des darin enthaltenen betonten Vokals bedient sich der Verf. einer eigenen Lautschrift, die er für sein vierbändiges englisches Unterrichtswerk entworfen hat. An der sonst gelungenen Lautschrift ist nur zu bemängeln, daß der Laut des betonten Vokals in *parents* oder *dairy* durch å statt durch å̄ oder äe bezeichnet wird, ferner daß unbetonte, daher kurze Vokale mit einem Längezeichen versehen sind (z. B. S. 2 *uvula* [jū'-wjū-la], S. 36 *tobacconist* [tō-bæ'-kō-nißt]) und endlich daß zur Bezeichnung eines und desselben Lautes zwei verschiedene Zeichen dienen; so wird o vor r bald durch oe (*mourning* S. 8, *floor* S. 16, *corps* S. 37, *sword* S. 38, *port* S. 41 usw.), bald durch å (*ornament* S. 15, *orphan* S. 27, *forge* S. 34, *fortress* S. 39, *north* S. 56 usw.) umschrieben.

Zu dem sachlichen Teile des Buches ist zu bemerken, daß *lunch(eon)* nicht nur „warmes Frühstück" (S. 8) heißt, ferner daß manche deutsche Ausdrücke durch mehr als ein englisches Wort wiedergegeben werden können; so z. B. heißt „Einbrecher" (S. 30) neben *housebreaker* auch *burglar*, „Maurer" (S. 38) neben *mason* auch *bricklayer*, „Tapezierer" (ebenda) neben *upholsterer* auch *paperhanger*, „Zweirad", „Radfahrer" (S. 51) neben *bycycle*, *bycyclist* auch *cycle*, *cyclist*, „Postanweisung" (S. 55) neben *postal order* auch *Post office order (P. P. O.)*. Zu *yeast* (S. 33) fehlt die deutsche Bedeutung.

Einige Druckfehler sind noch, besonders in der Umschrift, stehen geblieben: S. 10 *preserves* [pré-ʃərwʃ′], S. 22 *punctuality* [pαŋ-*schtū*-æ′-li-ti], S. 35 *business* [biʃ′nēß], S. 32 *judgement*, S. 48 *musical* [mjū-ʃĭ′-kl], *bow* [bō*n*], S. 57 *threathens*, S. 59 *oasis* [ō′-ə-ßiß], *cavern* [kæ′-wərn], S. 63 *nightingale* [nai′-ti*n*-gēil], S. 66 *spider 'sweb.*

Jedem, der sich rasch und bequem den zum Sprechen unentbehrlichsten englischen Wortschatz aneignen will, kann Krügers Büchlein wärmstens empfohlen werden.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Pfleiderer O., Religion und Religionen. München, J. F. Lehmann 1906. 249 SS. kl.-8⁰.

Der in der theologischen Literatur wohlbekannte Verf. veröffentlicht im vorliegenden Buche 15 Vorträge, welche im letzten Wintersemester zum Teile an der Berliner Universität vor einem aus Studierenden aller Fakultäten und aus älteren Gastzuhörern, zum Teile in einem Volkshochschulkurse gehalten wurden. Das Vorwort belehrt uns, daß aus der lebhaften Teilnahme auf ein im Wachsen begriffenes Interesse aller Kreise für die religiösen Dinge geschlossen werden dürfe. Die 15 Vorträge behandeln in einem geradezu glänzenden Stile das Wesen der Religion, Moral und Wissenschaft und die Anfänge der Religion. Nach dieser Präpädeutik folgen die Religionen der antiken Völker in Asien und Afrika und nach einem Überblicke über die hellenische Auffassung auf breiterer Grundlage die Besprechung der Religion Israels in vor- und nachexilischer Zeit, worauf zwei Vorträge über das Christentum und den Islam den Zyklus zum Abschlusse bringen. Über den Standpunkt, den der Verf. einnimmt, konnte man zum voraus durch dessen kürzlich erst erschienenes größeres Werk „Über die Entstehung des Christentums" (Freiburg 1905) einigermaßen orientiert sein. Weder „Wunder" noch „romantische Menschenvergötterung" können bei den geschichtlichen Deduktionen Raum finden. Aber deshalb darf der Verf. nicht auf eine Stufe mit Promus gestellt werden, der fast gleichzeitig eine Broschüre unter gleichem Titel veröffentlichte (Jena 1905), um die bereits abgelehnte Theorie Kalthoffs neuerlich aufzufrischen. Verf. ist zu besonnen, um die Geschichtlichkeit Christi zu leugnen, worin sich Promus in angeblich „vorurteilsloser" Forschung gefällt. Aber auch Verf. erblickt in der Bibel der Juden und in den Evangelien eine Anhäufung von Sagen, wie sie sich durch den Verkehr der orientalischen Völker verbreiteten und wechselseitig beeinflußten. Es ist für ihn eine ausgemachte Tatsache, daß sich der Mensch ursprünglich in einem halbtierischen Urzustande befunden und sich

erst nach einem langen, mühsamen Kampfe zu höherer Kultur emporgearbeitet habe. Gerade hierin aber liege die Erhabenheit der Wahrheit, nicht bei dem kirchlichen Dogma vom Falle aus mythischer Höhe in die abgrundgleiche Tiefe der Verdorbenheit (S. 40). Selbstverständlich wurde der Glaube an die direkte göttliche Eingebung des Bibelwortes (S. 41) und ebenso das „Vorurteil" der alleinigen Offenbarung und der einzigartigen unfehlbaren Offenbarung gänzlich fallen gelassen (S. 51). Nicht die Offenbarung eines überweltlichen Gottes, sondern die Ergebnisse des unbewußt dichtenden Volksgeistes, also die dichtende Phantasie, hat die Elemente der religiösen Lehre, die Sagen, Mythen und Legenden hervorgebracht (S. 35). Ausgehend von der richtigen Voraussetzung, daß es eine zwiespältige Wahrheit nicht geben könne, verlangt der Verf., daß sich die Religion in Einklang mit der von der Wissenschaft zweifellos erkannten Wahrheit hinsichtlich der Natur und Geschichte zu setzen habe; alles dem Widersprechende könne nicht als eigentliche objektive Wahrheit gelten (S. 50).

Inwieweit die Ausführungen des Verf. streng wissenschaftlich berechtigt sind, bleibe hier unerörtert; aber soviel dürfte feststehen, daß dessen Christentum kaum mehr als „Religion" eingeschätzt werden kann. Während alle christlichen Konfessionen an dem Glauben einer einstigen Wiederkunft Christi und eines Weltgerichtes festhalten, spricht er seinen Standpunkt mit den Worten aus: „Wir glauben zwar nicht mehr, daß Christus vom Himmel auf die Erde herabkommen und hier eines Tages einen förmlichen Gerichtstag abhalten werde, aber darum bleibt doch die Wahrheit bestehen, daß die göttliche Gerechtigkeit je und je in den schweren Krisen und sichtenden Gerichten des Völkerlebens sich geoffenbart hat und ferner offenbaren wird. Die einmalige Wunderkatastrophe zerlegt sich für unser Denken in die nach den ewigen Gesetzen der Weltordnung immer wiederkehrenden Katastrophen des Völkerlebens, in denen das Unechte im Feuer der Prüfung vergeht und das Echte, das Wahre und Gute allein Bestand hat. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" (S. 220 f.). Was der Verf. vom Christentume übrig läßt, ist nichts anderes als eine Summe von Legenden und Sagen, rezipiert von den Jüngern des Herrn, über dessen Wirken nur verschwommene Andeutungen gegeben wurden. Es ist beispielsweise sehr interessant, wie sich der Verf. die Nachricht von der Auferstehung Christi entstanden denkt. Paulus habe zufallsweise in Antiochien, wohin er mit Barnabas gekommen sei, die auch von Luzian von Antiochien überlieferte Sage von der Auferstehung des Adonis kennen gelernt und die Bräuche des Frühlingsfestes samt den dort herrschenden Vorstellungen verwertet (S. 223). So „natürlich" dürfte der Vorgang doch nicht gewesen sein, da Paulus mit Recht zuzumuten ist, daß er ein sagenhaftes Geschehnis nicht zum

Brennpunkte seines Glaubens machte. Auch ist es eine ganz willkürliche Annahme, daß er vom Leben der „irdischen Propheten Jesus“ blutwenig wußte, ebenso wie seine antiochenischen Heidenchristen (S. 224). Freilich, wer mit den Quellen so verfährt wie der Verf. und kurzerhand Paulus von Tarsus, seiner Vaterstadt, nach Antiochien kommen läßt, ohne mit einer Silbe zu erwähnen, daß er lange vorher schon in Jerusalem und dessen Umgebung sehr gut die Erlebnisse des Herrn in Erfahrung bringen konnte und sie zweifellos auch in Erfahrung gebracht hat, darf jede Behauptung, und wäre sie noch so unhaltbar, wagen. — Zweifellos steht dem Verf. ein reiches historisches Wissen zu Gebote; er ist in der Geschichte der antiken Religionen vorzüglich unterrichtet und verfügt über eine bezaubernde Vortragsweise. Er ist ein Meister des Wortes, aber eben nur des Wortes. Hat die Kirche die fremden Einflüsse unterschätzt und sie schlankweg geleugnet, so werden sie vom Verf. überschätzt und ebendeshalb nicht vorurteilsfrei behandelt. Und dennoch gehört er schon wegen seines vornehmen Tones mit seinen rein akademischen Erörterungen zu den gemäßigten Kritikern, der sich scheuen würde, so weit wie etwa de Loosten zu gehen, der kürzlich in dem Werke „Jesus Christus vom Standpunkte des Psychiaters“ (Bamberg 1906) die freilich allseitig abgelehnte Behauptung zu begründen suchte, daß Christus zeitweilig an Paranoia litt, und demgemäß das Christentum als Produkt eines Geisteskranken erklärte.

Pilsen. G. Juritsch.

Hans F. Helmolt, Weltgeschichte. VI. Band. Mitteleuropa und Nordeuropa. Mit 7 Karten, 9 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien 1906, Bibliographisches Institut.

Da über Anlage und Ausführung dieses schon bei den früheren Bänden alles Nötige gesagt wurde, so können wir sofort auf den Inhalt des vorliegenden eingehen, mit welchem das ganze Werk, nachdem die Bände VII und VIII schon früher erschienen waren, vollkommen abgeschlossen vorliegt. In diesem Bande schildern Weule und Girgensohn die geschichtliche Bedeutung der Ostsee (S. 3—18), gibt Heyck einen Abriß der Geschichte der Deutschen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts (S. 19—122), dann der Kelten (S. 123—144), erörtern Pauli und Helmolt die Bildung der Romanen (S. 145—154), worauf Mahrenholz die Geschichte Frankreichs vom Aufkommen der Merowinger bis zum Ausgange der ersten Kapetinger erzählt (S. 155—216) und W. Walther einen Abriß der Geschichte des abendländischen Christentums bis zum Auftreten Luthers gibt (S. 21—268). R. Mayr schildert die deutsche Kolonisation des Ostens bis zur

Mitte des 16. Jahrhunderts (S. 269—296), Helmolt die Geschichte Italiens vom 6.—14. Jahrhundert mit Ausblicken auf die folgende Zeit (S. 297—352), Klemens Klein die Kreuzzüge (S. 353—428), Hans Schjöth den germanischen Norden von der ältesten bis auf die neueste Zeit (S. 427—498) und Armin Tille endlich die Geschichte Großbritanniens und Irlands von ihren Anfängen bis zum Jahre 1815. Man wird gestehen dürfen, daß die Bearbeiter der einzelnen Parteien der schweren Aufgabe, diese in das Gesamte der Universalgeschichte einzubeziehen und auf so beschränktem Raume ein auch quantitativ bedeutendes Tatsachenmaterial unterzubringen, in hohem Grade gerecht geworden sind. Gliederung und Gruppierung des Stoffes ist meistens eine einwandfreie; so enthält gleich die erste Partie: Die geschichtliche Bedeutung der Ostsee, eine ansprechend geschriebene Einleitung, dann folgen die Abschnitte: 2. das Alter und die älteste Rolle der Ostsee; 3. die Lage und die Gestalt; 4. die Frühgeschichte der Ostseeländer und 5. die Ostsee im Lichte der Geschichte. Daß sich da manches mit früher oder später Gesagtem berührt, liegt auf der Hand, wie hier z. B. Nr. 5 die Ostsee im Lichte der Geschichte, und die Vorherrschaft der Schweden nicht bloß hier selbst eine gute Skizze enthält, sondern in der Arbeit über den germanischen Norden eine weitere Ausgestaltung findet. Es handelt sich also nicht einfach um die Wiederholung einer und derselben Sache. Die Bemerkungen der Verf. des ersten Abschnittes sind in ihrer knappen Fassung durchaus zutreffend und in jeder Hinsicht belangreich, ohne aber die Darstellung Schjöths überflüssig zu machen. Ein ähnliches Verhältnis wird man auch bei den anderen Abteilungen im Hinblick auf den Inhalt früherer Bände gewahren können. Daß im Einzelnen manches anders gewünscht werden könnte, kann dem Werke als Ganzem keinen Eintrag tun, und es wäre kleinlich, über einzelne Irrtümer richten zu wollen. Wer sich einmal auf den Standpunkt, den der Herausgeber und seine Mitarbeiter einnehmen, gestellt hat, wird finden, daß sie ihre Aufgabe befriedigender kaum lösen konnten. Wer die deutsche Geschichte bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts auf kaum 100 Seiten behandelt, muß naturgemäß auf die Darstellung mancher Details, und seien sie auch noch so interessant, Verzicht leisten. Das Gleiche gilt von den Kapiteln 5, 8 und 11. Dankenswert ist die freilich immer zu knapp gehaltene (kaum 20 Seiten!) Erörterung über die Kelten, desgleichen über die Romanisierung als weltgeschichtlicher Vorgang. Als gut gelungen muß der Abschnitt „Die westliche Entfaltung des Christentums“ bezeichnet werden, dessen Darstellung sich von jeder Übertreibung fernhält und die Motive des schweren Streites zwischen *imperium* und *sacerdotium* gut heraushebt. Auch die Bedeutung Innozenz' III. wird in treffender Weise (nur Phrasen, wie: da kroch Johann ohne Land zu Kreuz, S. 247, wären zu vermeiden gewesen) gewürdigt. Trefflich

ist die Schilderung der deutschen Kolonisation des Ostens, wobei nur der Verdienste des böhmischen Königtums und des Bischofs Bruno von Olmütz hätte gedacht werden sollen. Auch die Geschichte Italiens vom 6. bis ins 14. Jahrhundert erfährt auf quellenmäßiger Grundlage eine sorgsame Darstellung, und das Gleiche gilt von den Arbeiten Schjöths und Tilles. Auch diesmal sind dem Buche sorgsam ausgewählte Karten und sonstige Beilagen angefügt; dankenswert ist auch das beigegebene Personen-, Orts- und Sachregister.

Graz. J. Loserth.

Autogramme zur neueren Geschichte der Habsburgischen Länder. Herausgegeben von der Direktion des k. u. k. Kriegsarchivs Wien 1906. I. Bd. Die Habsburger. XIII und 254 SS. und VIII genealog. Tafeln.

Der vorliegende Band ist nur der erste einer auf mehrere Bände berechneten Publikation, die gewiß auf vielen Seiten regem Interesse begegnen dürfte. Die Handschrift ist eben gewissermaßen ein Stück der Persönlichkeit, und so fühlen wir uns diese näher gebracht, wenn wir jene vor uns sehen. Dennoch glaube ich ein prinzipielles Bedenken gegen das Werk vorbringen zu müssen. Erstens müßte man sich, wie mir scheint, von Seiten der Herausgeber schärfer entscheiden, welche Kreise man sich hauptsächlich als Leser denkt, ob man mehr eine wissenschaftliche oder populäre Behandlung des Stoffes anstrebt. Wenn die Entscheidung nach der zweiten Seite fällt, wie eine Stelle der Vorrede S. VIII ja andeutet und wie die — manchmal zu — schwungvolle Diktion deutlich zeigt, so sollte doch überall mehr eine Charakteristik der bedeutenden Persönlichkeiten als eine Aufzählung der historischen Daten ihrer Zeit geboten werden. Ich denke dabei z. B. an Maximilian I. S. 88ff. Für diesen Leserkreis ist aber die Einleitung etwas zu weitläufig und gelehrt. Zwischen ihr und dem Ton des späteren Textes scheint mir kein rechtes Verhältnis zu bestehen. Was die historischen Daten betrifft, so müssen sie mit größter Genauigkeit behandelt werden, was bei ihrer erschreckenden Menge sicherlich schwierig ist, aber nichtsdestoweniger verlangt werden muß. So ist die Abtretung Tirols durch Sigismund den Münzreichen schon 1490 zu setzen (S. 87), die Belehnung Albrechts (I.) mit Österreich und Steiermark 1282 (nicht 1281), resp. 1283 (ebenda). S. 89 ist der Druckfehler Noyen (statt Noyon) stehen geblieben. Ebenso ist dort als Gemahl von Maximilians I. Enkelin Maria der ungarische König Ladislaus statt Ludwig genannt. S. 119 wird die Erwerbung Teschens 1633, und die von Liegnitz, Brieg und W*e*hlau (statt W*o*hlau!) 1675 unbegreiflicherweise Maximilian II. zugeschrieben und dabei sogar die vorübergehende Abtretung des

Schwibuser Kreises an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm (den sog. Großen Kurf.!) erwähnt. Beim Todesdatum Maximilians II. ist wieder 1596 statt 1576 verdruckt. — S. 121. Erzherzog Maximilian, des vorigen Sohn, wurde nach Stefan Bathorys Tod zum König von Polen gewählt und wich daher nicht diesem, sondern dem schwedischen Kronprinzen Sigismund. Die Irrung stammt vielleicht daher, daß Kaiser Maximilian II. selbst Bathory als Bewerber gegenüber gestanden hatte. — Äußerungen, wie S. 97f. über das Verhältnis Karls V., S. 130 über das Karls von Innerösterreich, oder S. 136 über das Ferdinands II. zum Protestantismus lassen die wünschenswerte Objektivität vermissen, denn wenn man für diese Herrscher die religiöse Überzeugung als eine Haupttriebfeder der Handlungen gelten läßt, so wird man sie auch ihren Gegnern nicht ohneweiters absprechen dürfen. — Bei der Charakteristik Erzherzog Leopold Wilhelms (S. 144f.) fehlt gerade das, was ihn der Nachwelt vor allem wert macht, sein Mäzenatentum und seine Kunstsammlungen, ebenso bei Ferdinand III. (S. 146) und Leopold I. (S. 150 f.). — S. 148. Die „Zession" der Hoch- und Deutschmeisterwürde von Leop. Wilhelm (s. oben) an Erzh. Karl Josef erfolgte durch des erstern Tod (Anhang 1662), S. 150 ist es ein starker Euphemismus, die Kämpfe Leopolds I. gegen Frankreich im II. und III. „Raubkrieg" „ebenso glücklich" zu nennen wie die gegen die Türken. S. 151. Die Erwerbung Tirols erfolgte nicht durch Leopolds Heirat mit Klaudia Felicitas (1673), sondern schon bei ihres Vaters Tod (1665), wie übrigens auf S. 141 richtig erwähnt ist. — Leopolds I. erste Gemahlin hieß eigentlich Margareta Maria; so schreibt sie sich auch hier S. 109, worauf S. 151 hingewiesen werden sollte. S. 156f. wird der Wendung in Englands Politik zu Ende des spanischen Erbfolgekriegs (mit dem etwas scharfen Ausdruck „treulos wie stets") so gedacht, als ob sie erst durch Josefs I. Tod herbeigeführt worden wäre. Sie beginnt aber schon 1710. — S. 178 Mitte liest sich die Stelle so, als ob 1845 noch Kaiser Franz I. regiert hätte. Zu Ende der Seite findet sich in der Biographie Erzherzog Johanns (1848) der Satz: „. . . bis ihn Deutschlands Männer am Bundestag zu Frankfurt zum Präsidenten wählten. Fast zehn Jahre bekleidete er diese Würde...." Das ist ein etwas starkes Stück. Offenbar ist seine Wahl zum Reichsverweser durch die Frankfurter Nationalversammlung gemeint (Juni 1848), welche Würde er im Dezember 1849 niederlegte. — S. 180 bei Erzherzog Rudolf (Erzbischof von Olmütz) sollte das enge Verhältnis zu Beethoven Erwähnung finden. S. 221 steht Jurnac statt Jarnac. S. 222. Erzherzog Karl verließ die Niederlande nicht erst 1797, denn diese waren ja seit Mitte 1794 in den Händen der Franzosen.

Was hier angeführt wurde, ist nur eine auf den ersten Blick hin gesammelte Lese; es ist also zu erwarten, daß bei genauerer Durcharbeitung noch mancherlei Derartiges zu finden sein

dürfte, und es wäre sehr wünschenswert, daß der Band mit Rücksicht auf diese historischen Daten einer genauen Durchsicht unterzogen und dem nächsten Band ein Verzeichnis der Errata beigegeben werde. Indessen soll nicht verkannt werden, daß diese histor. Angaben für das vorliegende Werk nur eine und nicht die wichtigste Seite darstellen, von der es betrachtet werden will.

Es ist ja eine Sammlung von Autogrammen, und da ist nun ohneweiters zuzugestehen, daß das Buch eine außerordentliche Reichhaltigkeit aufweist. Die Wiedergabe der mittelalterlichen Monogramme und Unterschriften, die großenteils der Urkundenlehre von Leist (Webers Illustr. Katechismen) entnommen sind, entspricht zwar, da sie nach Faksimilien erfolgte, streng wissenschaftlichen Anforderungen nicht (vgl. d. Urkundenlehre in Below-Meineckes „Handbuch“ (I. Teil, 1907, S. 146), genügt aber vollständig für populäre Zwecke; die Unterschriften der nachmaximilianäischen Zeit sind dagegen fast alle Originalphotographien (Vorrede S. IX) und daher getreue Widergaben der Originale.

So sehen wir denn vor uns die Unterschriften des vielgeschäftigen, volkstümlichen Kaisers Maximilians I., das stolzeinfache „Yoel rey“, „Yo la reyna“ der katholischen Könige, die unglaubliche Zeichnung Manuels des Großen, die Hieroglyphen Karls V. — auch Margarete von Parma und ihr Sohn Alexander sind vertreten und Don Juan de Austria und Philipp II. — das ganze Zeitalter, das der gebildeten Welt durch Schillers Dichtungen so bekannt ist, wird vor uns lebendig, und so stellt sich denn auch Don Carlos pünktlich ein. — Von der österreichischen Linie tritt der unglückliche Kaiser Rudolf II. durch eine höchst drastische Unterschrift hervor, ihm folgt Matthias und bald darauf die anderen Erzherzoge, die uns Grillparzer nahe gebracht hat.

Ferdinand von Tirol und seine liebenswürdige Gemahlin Philippine Welser durften nicht fehlen. Der halbverrückte Sigismund Bathory ist durch zwei Unterschriften vertreten, die übrigens außer den etwas üppigen Manupropriaschnörkeln merkwürdig regelmäßig sind. Kaiser Ferdinand II. und III. sowie Leopold I. nehmen sich mit ihren bescheidenen Unterschriften recht unbedeutend aus neben der monumentalen Handschrift des macht- und talentlosen Wahlkönigs von Polen Michael Wisniowiecki. Sehr originell ist die Schrift der Kaiserin Eleonore, Gemahlin Ferdinands III. und Stiefmutter Leopolds I. — Josef II. und Erzh. Johann zeichnen sich durch komplizierte und charakteristische Unterschriften aus, ähnlich Kronprinz Rudolf und der jetzige Thronfolger, dessen Gemahlin, die Fürstin Hohenberg, durch einen männlichen, energischen Zug in der regelmäßigen Schrift auffällt.

So zieht die ganze Reihe historisch oder durch ihre hohe Stellung interessanter Persönlichkeiten, die mit dem habsburgischen Kaiserhaus in näherer oder fernerer Verbindung gestanden haben,

an uns vorüber, und man mag wohl mit Interesse der Auswahl entgegen sehen, die in den künftigen Bänden getroffen werden wird, um uns die wichtigsten Männer (und Frauen?) Österreichs außerhalb des kaiserlichen Hauses vorzuführen.

Wien. M. Landwehr v. Pragenau.

Dr. Alfred Möller, Die bedeutendsten Kunstwerke mit besonderer Rücksicht auf A. Zeehes Lehrbuch der Geschichte zusammengestellt und bildweise erläutert. I. Teil: Das Altertum. Laibach 1906, Ig. v. Kleinmayr & Ferd. Bamberg. IX und 123 SS.

Es muß als glückliches Unternehmen bezeichnet werden, dem Lehrbuche von A. Zeehe, welches von berufenen Fachlehrern als ein treffliches bezeichnet wird, einen Atlas anzugliedern. Der Verf. will ganz das Wort des Lehrers ersetzen und auch den minder Begabten verständlich sein, daher sich die Breite und Ausführlichkeit in manchen Teilen ergibt. Eine Vorschule (S. 1—13) enthält eine ganz verständliche Einführung in die Kunst und Regeln für die Kunstbetrachtung; dabei wäre anzuführen die treffliche Abhandlung von Dr. H. Luckenbach „Antike Kunstwerke im klassischen Unterricht". Progr. Karlsruhe 1900/01. — In der Anordnung der Bilder schließt sich der Verf. streng an das Lehrbuch an, beschränkt sich aber allzusehr in der Stoffwahl. Zeehe spricht von dem Palaste in Tyrins, von Troja und Kreta: davon finden wir in dem Atlas nichts; bei Fig. 32 fehlt die Erklärung der Anlage in der südlichen Burgmauer von Tiryns. Vergeblich suchen wir Olympia, obwohl das Heraion in dem Lehrbuche als der älteste Tempel erwähnt ist. Mit Recht sind die Bauten der Akropolis ausführlicher behandelt. Die Rekonstruktion der Akropolis Fig. 58 ist nicht näher bezeichnet: sie bietet die Ansicht der Akropolis in der Römerzeit, es würde sich doch die Ansicht aus der Zeit des Perikles empfehlen; vgl. Prix, Athen Fig. 61. Bei der Besprechung der Giebelgruppen des Parthenon hätte sich die Aufnahme der Rekonstruktion von Schwerzek empfohlen. S. 74 zu Fig. 83 ist die Angabe über die Aufstellung der Niobiden ungenau; vgl. Furtwängler-Urlichs, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur, Handausgabe S. 110. S. 80 ist angegeben, der Laokoon sei in den „Sieben Säulen" der Titusthermen gefunden: der Fundort sind die sogenannten „*Sette Sale*" („Sieben Säle"), die vielleicht als Wasserbehälter für die Titusthermen dienten. Es wäre auch zu erwähnen gewesen, daß durch einen Fund Dr. Pollaks in Rom die richtige Ergänzung der Gruppe möglich ist: vgl. H. Luckenbach, Kunst und Geschichte I, S. 10. Zu karg behandelt ist die römische Kunst: die Reliefs der Trajansäule, die *Ara Pacis,* die Grabdenk-

mäler hätten doch Beachtung verdient, ebenso die römischen Münzen. Nicht ganz klar ist der Abschnitt über das römische Wohnhaus. Über die Auswahl der einzelnen Bilder soll nicht gesprochen werden: der Verf. selbst wird bei einer Neuauflage finden, was zu beseitigen, was zu ergänzen ist. Die Abbildungen selbst lassen viel zu wünschen übrig: an solchen Abbildungen wie Fig. 144 sieht der Schüler gar nichts, an Fig. 96 nicht viel. Der Text enthält viel Gelehrsamkeit, bietet zu viel: kürzer und verständlicher gefaßt, wird er tatsächlich für die Kunstgeschichte einen Behelf bieten. Der Verf. verdient übrigens Anerkennung dafür, daß er S. VIII für Kunstgeschichte in der Schule eintritt, während andere ängstlich dieses Wort meiden. Aber Kunstgeschichte ohne historische und biographische Angaben ist nicht möglich, daher solche nicht fehlen sollen. Zum Schlusse würde sich empfehlen, auch einige Denkmäler unseres Vaterlandes aufzunehmen: Aquileja, Pola, Spalato bieten Stoff genug. Die Brauchbarkeit des Buches wird erleichtert werden durch ein Register, mit dessen Hilfe der Schüler sich zurechtfindet. Vermißt wird auch die Angabe der Quelle bei den Abbildungen: Fig. 76: das Mausoleum mutet ganz fremd an und ermöglicht auch keine Nachprüfung; ebenso wird jedem Lehrer eine Literaturangabe erwünscht sein, wie sie z. B. Luckenbach in dem oben erwähnten Buche S. 4 bietet. Trotz dieser Ausstellungen verkennt Ref. nicht den guten Willen des Verf. und hofft, daß das Buch beim Unterrichte mit Erfolg verwendet und in einer Neuauflage verbessert werde. Die Lehrer der Geschichte und der klassischen Sprachen mögen es den Schülern sowie für die Bibliotheken zur Anschaffung empfehlen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Dr. E. Fraas, Die Entwicklung der Erde und ihrer Bewohner, mit Schichtenprofilen, Leitfossilien und landschaftlichen Rekonstruktionen dargestellt auf sieben farbigen Tafeln. Stuttgart, Verlag K. G. Lutz.

Der Herausgeber bezweckt durch die vorliegenden, im Maße 80 × 108 *cm* entworfenen sieben Wandtafeln der Geologie in höherem Grade als es bisher der Fall war, Eingang in die Schule zu verschaffen. Er will durch die Nebeneinanderstellung der Schichtenprofile, ihrer Mächtigkeit und Gesteinsart auf der einen, durch die entsprechenden Leitfossilien auf der anderen Seite das Verständnis der Entwicklungsgeschichte erleichtern und durch die beigefügten landschaftlichen Rekonstruktionen der Phantasie des Schülers zuhilfe kommen. Die Tafel I hat das archäische Zeitalter und die ältere paläozoische Formation zum Gegenstande Tafel II beschäftigt sich mit den jüngeren paläozoischen Gliedern

Die Tafel III ist der Trias-, Tafel IV der Juraformation gewidmet. Auf Tafel V gelangt die Kreidezeit, auf Tafel VI das Tertiär und auf Tafel VII das Diluvium zur Darstellung. Die Auswahl der gebrachten Formen ist durchwegs eine gute, die technische Wiedergabe mit wenigen Ausnahmen (z. B. Vulkan auf Taf. II, Gletschertisch auf Taf. VII) übersichtlich und gelungen. Die Wandtafeln, deren Erläuterung durch ein 67 SS. starkes Textheft wesentlich erleichtert wird, sind ein treffliches Anschauungsmittel, dessen eingehende Verwendung im naturkundlichen und geographischen Unterrichte nur nachdrücklichst gewünscht werden kann.

Dr. A. Kirchhoff und Dr. S. Günther, Didaktik und Methodik des Geographie-Unterrichts (Erdkunde und mathematische Geographie). 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1906.

Bei der großen Wertschätzung, deren sich dieser Band des Baumeisterschen Handbuches der Erziehungs- und Unterrichtslehre in den beteiligten Fachkreisen erfreut, erscheint es überflüssig, über die zweite Auflage des Buches Worte des Lobes zu äußern. Es sei nur hervorgehoben, daß sich die beiden Verff. zu tiefgreifenden Änderungen nicht bewogen sahen. Der Hinweis auf die neueste methodische Literatur bildet den Hauptunterschied gegenüber der ersten Ausgabe.

Wien. J. Müllner.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner. Herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft in Wien. A. Hartlebens Verlag. XXIX. Jahrgang. Heft 2—6.

Die fünf mir vorliegenden Hefte des laufenden Jahrganges der Umlauftschen Zeitschrift halten, was die in diesen Blättern seinerzeit gewürdigte erste Nummer versprochen hat. Die Fülle des Gebotenen ist, sowohl was Mannigfaltigkeit, wie was wissenschaftlichen Wert betrifft, durchwegs anerkennenswert. Ein gedrängter Überblick über die wichtigsten Aufsätze der letzten fünf Hefte mag das Behauptete illustrieren. Heft 2 bringt den Schluß des interessanten Aufsatzes „Die Britischen Inseln und die Briten“ von Alfred Kirchhoff, dem erst kürzlich so plötzlich dahingeschiedenen Altmeister erdkundlichen Forschens. Eingeleitet wird dieses Heft mit dem fesselnden Aufsatze „Die Marschallinseln“ von F. Albrecht, dessen Darstellung einige gelungene Lichtbilder beleben. „Altes und Neues aus dem Kongostaat“ bietet Paul Friedrich. Kurz, aber hübsch ist „Ein Ausflug in die Eifel“, an dem uns Dr. Moriz Meyer teilnehmen läßt. Interessantes wirt-

schaftsgeographisches Material bietet Oberstleutnant von Kleist in dem Artikel „Der Mekong und Laos“. All dies enthält Heft 2 des Jahrgangs. Aber auch die folgenden sind nicht ärmer an lesenswertem Inhalt. Ob wir nun „Städtebilder aus dem Nordwesten von Nordamerika“ (Dr. A. Oppel) in Heft 3 oder „Die Bevölkerung der Deutschen Marianen“ (H. Seidel) in Heft 5 kennen lernen, stets finden wir des Lehrreichen genug. Etwas leichtere Ware ist der mehr im Feuilletonstile gehaltene Aufsatz von J. Klein „Eine Reise nach Algier und Tunis“ in Heft 4, immerhin nicht übel und durch drei gute Aufnahmen dem Verständnisse näher gebracht. In Heft 6 fesselt eine interessante Untersuchung meteorologischen Inhalts: „Haben die oberbayerischen Seen einen Einfluß auf die Gewitterbildung und auf den Gewitterverlauf?“ von Georg Breu in München. Hier ist auf reichliches Material für künftige wertvolle Arbeit geschickt und anregend hingewiesen. In demselben Hefte entrollt Hans Fehlinger „Bilder aus Alaska“, das ja seit der Entdeckung seines Goldreichtums und und seit Erschließung seiner Naturschönheiten erhöhte Teilnahme beansprucht. Nach der deutschen Heimat zurück führt uns eine hübsche Betrachtung des Kaiserstuhls von Otto Teichmann. Die genannten Aufsätze sollen keineswegs als die einzig lesenswerten der in Rede stehenden Hefte bezeichnet sein; es wurde nur aufs Geratewohl einiges aus der Fülle des gebotenen Guten herausgegriffen; der uns zu Gebote stehende Raum gebietet eben, ein gewisses Maß einzuhalten. Daß jedes Heft in dem Abschnitt „Astronomische und physikalische Astronomie“, ferner unter dem Gesamttitel „Politische Geographie und Statistik“ eine große Menge interessanten und wertvollen Datenmaterials und kleinerer Aufsätze gibt, war nicht anders zu erwarten. Auch hervorragender Vertreter unserer Wissenschaft wird vielfach gedacht; Nekrologe, Reiseberichte, Besprechungen eingelaufener literarischer Neuheiten runden sozusagen jedes Heft ab. Nicht vergessen sollen sein die zumeist recht gut ausgeführten und übersichtlichen Kartenbeilagen, die, wo es nötig ist, das geschriebene Wort erläutern und beleben.

Wien. B. Imendörffer.

Dr. B. Imendörffer, Lehrbuch der Erdkunde für Mittelschulen. II. und III. Teil. (Lehrstoff der zweiten und dritten Klasse). A. Hölder 1907.

Zu den bereits bestehenden Lehr- und Lernbüchern für den geographischen Unterricht: Herr - Weingartner (Manz), Supan (Kleinmayr und Bamberg), Richter (Tempsky), Becker-Mayer (Deuticke), Heiderich (Hölzel) gesellt sich als jüngstes das oben angeführte. Der Verf. bekennt selbst, daß die Anregung, ein

Schulbuch zu schreiben, ihm vom Verlage aus zuging; da möchte der Lehrer, dem die Aufgabe zukommt, aus dem vielen wirklich Guten das für seine Anstalt Passendste auszuwählen, den Verlegern die Worte Hans Sachsens zurufen: „Euch wird es leicht, mir macht ihr's schwer! — Die drei bisher erschienenen Teile des des Lehrbuches entsprechen in ihrer Handlichkeit den darauf abzielenden Verordnungen — sie scheinen darin dem Referenten an erster Stelle zu stehen — und sind etwas wohlfeiler als die andern, die den Lehrstoff gleichfalls auf mehrere Bändchen verteilen, freilich in ihrer Gesamtheit teurer als Supan, Richter oder Herr-Weingartner. Bei ihrer Durchsicht beschränkte sich der Referent darauf, Stichproben zu machen, sie sind ja bereits approbiert und bei dem hohen Stande der geographischen Lehrbücher in Österreich ließ sich im voraus erwarten, daß sich nennenswerte Mängel nicht vorfinden würden. Eine eingehendere Besprechung erfordert dagegen die Auffassung, die der Verf. von dem Zwecke des Lehrbuches hat: dieses soll lediglich die Aufgabe erfüllen, den Lehrer des Diktierens, den Schüler des Nachschreibens zu entheben. Im Gegensatz zu Becker-Mayer und Heiderich sieht Imendörffer von breiten Beschreibungen ab, verzichtet auf eine „wohlgerundete Darstellung“ und sucht „das rein Sachliche in einfachster und leichtest verständlicher Form“ zu bringen. Der Referent kann dieser Tendenz nur beistimmen; solange dem geographischen Unterrichte eine so beschränkte Stundenzahl zugewiesen ist, kommt der Lehrer doch nur selten in die Lage, ausführlichere Schilderungen zu geben oder vorlesen zu lassen. Und den häuslichen, privaten Fleiß der Schüler da heranziehen?! Anders würde sich wohl die Sache beim Geographie-Unterrichte in obern Klassen stellen, da würden die vorzüglichen Lehrbücher von Becker-Mayer und Heiderich — entsprechend geändert — durchaus am Platze sein. Auch das Streben des Verf. nach „leichtest verständlicher Form“ ist nicht gering anzuschlagen. In kleineren Provinzial-Mittelschulen darf der Lehrer nicht auf das Verständnis rechnen, das Großstadtkinder meist besitzen; und nun gar an der Sprachgrenze, in Sprachinseln! Da ist es namentlich in der Prima und Sekunda oft nötig, daß nach der Arbeit mit dem Atlas noch der betreffende Stoff im Lehrbuch nachgelesen wird, damit das Sach- und Wortverständnis auch von den schwächeren und mit der Unterrichtssprache kämpfenden Schülern erreicht werde. Welche Dienste da ein einfach geschriebenes Buch dem Schüler und dem Lehrer leistet, braucht wohl nicht ausgeführt zu werden. Trotz dieses Verzichtes auf breite Darstellung und auf alle Abbildungen ist die Seitenzahl der einzelnen Bändchen keineswegs gering (88, 109, 114) und wird nur von Becker-Mayer und Heiderich übertroffen oder erreicht; Herr-Weingartner und Richter haben trotz Abbildungen und Kärtchen viel weniger, am knappsten ist Supan, der für den Geographiestoff aller vier Klassen nur 280 Seiten

benötigt. Der große Unterschied ergibt sich eben dadurch, daß Imendörffer ebenso wie Becker-Mayer viel Detail bringt. Noch bevor Gurlitt in seinem viel befehdeten Kampfrufe „Der Deutsche und sein Vaterland“ gegen die übermäßige Belastung der Schüler durch geographische Einzelheiten und besonders durch Namen auftrat, hat Richter durch sein Lehrbuch die gleiche Anschauung verkündet; merkwürdig, daß gerade Fachleute in doppelter Beziehung, wie Supan und Richter, darin übereinstimmen! Freilich, wann von einer Belastung gesprochen werden darf, darüber können die Anschauungen weit auseinander gehen. Wenn Imendörffer z. B. bei der Behandlung Vorderasiens viel Detail bringt, das bei Herr-Weingartner, Supan und Richter fehlt (Tus Tschöllu, Adalia, Adana, Mohamerá, Dar el Kordib, El Dschesireh, Buschir, Bender Abbas, Rescht, Barfurusch, Gulistan, Schustér, Kohrud, Hadschi-Kak), so darf er das vielleicht Wiener Schülern zumuten, der Referent seinen Schülern nicht. Man wird freilich einwenden, jeder Lehrer könne streichen, was ihm beliebt; doch auch das erfordert Zeit, es zerreißt im Buche den Lehrstoff und ist dem Lernen nicht förderlich; auch darauf hat man schon hingewiesen, daß die Achtung der Schüler vor dem Wissen des Lehrers eher dadurch gefördert wird, daß er mehr bringt, als das Buch, denn daß er streichen läßt.

Sehr zweckmäßig verteilt und gut behandelt ist die leidige mathematische Geographie; dem Sonnengange sind in der ersten Klasse nur drei Seiten gewidmet, in der zweiten dafür 15. Dem Abschnitte über Kartendarstellung und Kartenlesen ist ein viel breiterer Raum gewährt als es in andern Lehrbüchern der Fall ist. Dankenswert ist auch die den meisten englischen und französischen Ortsnamen beigegebene Aussprache; auch dadurch erspart der Lehrer Zeit und Mühe.

Pettau. Dr. Hans Pirchegger.

M. Simon, Über die Entwicklung der Elementar-Geometrie im XIX. Jahrhundert. Ergänzungsband zum Jahresbericht der deutschen Mathematiker-Vereinigung. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1906. Preis geh. 8 Mk., geb. 9 Mk.

Dieses Werk war ursprünglich als Referat zum Artikel „Elementar-Geometrie“ für die Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften bestimmt. Aus der Vorrede ist zu entnehmen, daß Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Verf. und der Redaktion der Enzyklopädie zur Folge hatten, daß das Elaborat nicht seiner ursprünglichen Bestimmung zugeführt wurde, sondern schließlich als selbständiges Werk und zwar als Ergänzungsband zum Jahresbericht der deutschen Mathematiker-Vereinigung erschien. Aus dieser

Vorgeschichte ist zu erklären, warum der Titel „Elementar-Geometrie“ beibehalten wurde, obwohl die Kegelschnitte, die projektive und die analytische Geometrie in diesem Werke nicht behandelt sind. Denn diesen Kapiteln sind in der Enzyklopädie besondere Artikel gewidmet. So erklärt sich auch, daß im vorliegenden Werke, abgesehen von zahlreichen Ausnahmen, nur die Literatur des XIX. Jahrhunderts berücksichtigt ist, denn dies entspricht dem allgemeinen Plane der Enzyklopädie, während man nicht behaupten kann, daß in der Entwicklung der hier behandelten Disziplinen der Anfang des XIX. Jahrhunderts von besonderer Bedeutung gewesen sei. Unter Elementar-Geometrie versteht der Verf. alles, was an höheren Lehranstalten, d. i. Mittelschulen, gelehrt werden kann. Da nun hierüber die Meinungen stark divergieren, so möge eine Inhaltsübersicht folgen:

I. Allgemeines (vier Artikel). Allgemeine Gesichtspunkte, Geschichte, Methodik, Lehrbücher und Aufgabensammlungen.

II. Spezielles (30 Artikel). Parallelentheorie, Kreis (Quadratur des Zirkels, Kreisteilung, Trisektion des Winkels, Inversion, Taktionsproblem, Schließungsproblem), Flächeninhalt (Sätze von Pythagoras und Ptolemäus, Flächenvergleichung, Isoperimetrie), Dreiecke (Merkwürdige Punkte, Feuerbachscher Kreis, Sätze von Simson und Wallace, Das Malfattische Problem u. s. f.), Polygone (Vollständiges Viereck und Vierseit, Kreisviereck, Tangentenviereck u. s. f.), Allgemeine ebene Konfigurationen (Ähnlichkeit, Teilung der Strecke, Schwerpunkt, Transversalen).

Stereometrie (Volumen, Oberfläche, Sphärik), besondere räumliche Beziehungen (Tetraeder, Polyeder, Eulerscher Satz).

Ebene und sphärische Trigonometrie. Nachtrag, Namenregister.

Jedem dieser Artikel ist ein zusammenfassender Überblick vorangestellt. An diesen schließt sich eine ausführliche Aufzählung der Werke und Arbeiten über die im Artikel behandelten Fragen nebst einer kurzen Inhaltsangabe und kritischen Bemerkungen. Die hervorragendsten Werke sind durch fetten Druck ihres Titels ersichtlich gemacht.

Auch rein methodische Fragen gelangen in den einleitenden Kapiteln und im Nachtrage zur Erörterung.

Das vorliegende Werk repräsentiert eine gewaltige Arbeitsleistung, welche nach der Ansicht des Verf.s selbst die Kraft eines Einzelnen übersteige und daher auch auf Vollständigkeit nicht Anspruch machen könne. Es galt ja ein immenses Material zu verarbeiten, welches in selbständigen Werken, Lehrbüchern, Zeitschriften, Programmaufsätzen und Monographien aller Kulturvölker zerstreut ist. Die Schwierigkeiten wurden dadurch vergrößert, daß sich der Verf. auf das XIX. Jahrhundert und auf die „Elementar-Geometrie“ zu beschränken hatte, was ihm häufig aus sachlichen Gründen nicht möglich war. Überdies mußte er in etlichen Kapiteln

von Grund aus aufbauen, da analoge Arbeiten anderer nicht vorlagen. Diese und vielleicht auch andere Gründe bewirkten es, daß das Elaborat keine so abgerundete und erschöpfende Entwicklungsgeschichte darstellt, wie sie etwa Chasles, Hankel, Braunmühl u. a. in ihren rühmlichst bekannten mathematisch-geschichtlichen Werken geliefert hatten. Immerhin wird jeder Freund der Elementar-Geometrie das hier besprochene Werk willkommen heißen und bei eingehenderem Studium einzelner Fragen mit Vorteil benutzen.

Neben vielen Vorzügen besitzt jedoch das Werk auch etliche Mängel, darunter solche, welche sich ohne Zweifel leicht hätten vermeiden lassen. So z. B. benennt der Verf. in seinen Zitaten einige Zeitschriften nur nach ihren Begründern und schreibt: Clebsch, Schlömilch, Grunert, Hofmann, anstatt Math. Ann., Zeitschrift für Mathematik und Physik, Archiv f. Math. und Physik, Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht. Abgesehen davon, daß er sich in anderen Fällen der üblichen Bezeichnung anschließt, erschwert er hiedurch namentlich nichtdeutschen Lesern das Verständnis.

Ganz eigentümlich ist die Sprache in diesem Werke. Im Bestreben, Raum zu sparen und vielleicht auch seine Eigenart zur Geltung zu bringen, hat sich der Verf. eine Art Depeschenstil zurechtgelegt, wie man ihn sonst in Werken, die für die Öffentlichkeit bestimmt sind, kaum findet. Mit „Pythagoras", „Ptolemäus", „Ceva"... bezeichnet er bald Personen, bald von ihnen herrührende Sätze. Sieh z. B. die Kapitelüberschriften: „Pythagoras im Raume" (S. 112), „Sphärischer Pythagoras" (S. 113), den merkwürdigen Satz: „Der Ceva ist nicht von dem Jesuiten, sondern von dessen Bruder Giovanni ... gefunden" (S. 183) u. s. f. Der Verf. schreibt: „aus den $4r$ lassen sich Vierecke konstruieren" (S. 137) anstatt: „aus den vier Radien lassen sich ...", ebenso die „$4r$ alle rational" (S. 153). So kommt es, daß der Verf. bisweilen, zum Glück nicht allzu oft, ganz unverständlich wird. Dies geschieht namentlich, wenn er einen Beweisgang reproduziert, ohne eine Figur zu bringen und die benutzten Bezeichnungen zu erklären, wie z. B. S. 128, Z. 24—28 v. o. Originell, aber kaum zu billigen sind Wendungen wie: „Elementar ist alles oder nichts" (S. 1), „die Geometrie ist eine chemische Verbindung von Anschauung und Logik, aber der Logik gebührt der Löwenanteil" (S. 12), „ein beispielloser Erfolg, obgleich oder vielleicht weil das Buch ohne wissenschaftlichen Wert ist" (S. 33), „Derselbe Mann, der am 12. Oktober 1843 Legendre rektifiziert hat, übersieht, daß c ins Unendliche rücken kann" (S. 60), „für Knaben zwischen 11 und 12 Jahren halte ich noch immer ein Lehrbuch geradezu für ein Verbrechen" (S. 26). Verf. drängt die ganze Ähnlichkeitslehre in den einen Satz zusammen: „In zwei Streifen stehen je zwei entsprechende Querstrecken im gleichen Verhältnis" (S. 169). Unangenehm berühren zahlreiche polemische Ausfälle, so namentlich

jene gegen M. Cantor, den Altmeister der mathematischen Geschichtsforschung. S. 4 heißt es: „Auch Cantor wird die von seinem Werke ausgehende Einzelforschung nachweisen, daß er in sehr vielen Einzelheiten geirrt hat“ und S. 109 „Die ganze Darstellung Cantors von der indischen Geometrie wird dadurch umgeworfen.“

Druckfehler fand ich nur S. 81, Z. 7 v. o., S. 132, Z. 11 v. o., S. 166, Z. 11 v. u. und bei der Wiedergabe einiger Namen.

Trotz dieser Mängel kann das Werk mit Rücksicht auf seinen reichen und interessanten Inhalt der Aufmerksamkeit der Fachgenossen bestens empfohlen werden.

Graz. Dr. Fr. Hočevar.

Leitfaden der ebenen Geometrie für höhere Lehranstalten (in drei Heften) von Prof. H. Köstler, neu herausgegeben von Prof. A. Holtze. Des I. Heftes 6., des II. und III. Heftes 4., umgearbeitete Auflage. Halle a. d. S., Louis Neberts Verlag 1906.

Der Leitfaden, der eine Vorschule zur empirischen Durchnahme der wichtigsten Erklärungen und elementaren Aufgaben voraussetzt, soll die Planimetrie in systematischer Form wieder aufnehmen. Das erste Heft — Kongruenz — enthält zunächst den Lehr- und Übungsstoff für Quarta und Untertertia, dann aber auch für die erweiternden Wiederholungen späterer Klassen; das zweite Heft — Lehre vom Flächeninhalt. Konstruktionslehre — ist hauptsächlich für Tertia bestimmt; das dritte endlich — Ähnlichkeitslehre — bietet das Pensum für Obertertia, respektive Sekunda, und Material zur Einübung, Anwendung und Erweiterung.

Das Hauptgewicht will der Verf. auf Übersichtlichkeit und Einfachheit des Lehrstoffes und auf geordnete Auswahl eines reichlichen und angemessenen Übungsstoffes legen. In dieser Absicht werden die grundlegenden Erklärungen und Lehrsätze des geometrischen Systems durch Großdruck als obligatorisch hervorgehoben und dadurch von dem mehr nebensächlichen Beiwerk an Ergänzungen, Beispielen und Aufgaben abgesondert. Manches ist in dem Leitfaden nur in Kürze angegeben, was der Lehrer beim Unterrichte viel ausführlicher darstellen kann; namentlich sind die Beweise nicht bis ins einzelne durchgeführt, sondern nur die Haupt- und Wendepunkte angedeutet, um dadurch einerseits dem Lehrer die Freiheit der Darstellung zu wahren, anderseits den Schüler zu der für die Ausführung des Beweises notwendigen Denkarbeit zu verhalten. Da in der Quarta der psychologische Vorgang des logischen Schließens zum erstenmal bewußt geübt wird, so soll der Schüler auf dieser Stufe durch möglichst einfache und anschauliche Beweisführung in die Methode des Beweises eingeführt werden; auch findet er am Schlusse des I. Heftes einen

Anhang, enthaltend die „Systematik der Geometrie“ und eine allgemeine „Anleitung zum Beweise“, auf welche der Lehrer im Laufe des Unterrichtes nach Maßgabe des jeweiligen Übungsstoffes verweisen soll. Um die Selbständigkeit des Schülers gegenüber einer nur passiven Aufnahme des Lehrstoffes zu fördern, wird er vom Anfange an zum Zeichnen, Konstruieren und Rechnen angehalten, indem ihm unter dem Namen von Zusätzen, Ergänzungen, Berechnungen und (Konstruktions-)Aufgaben ein reiches und vielseitiges Übungsmateriale geboten wird. Während sich die Konstruktionsaufgaben auf der ersten Stufe noch unmittelbar an die Lehrsätze anschließen, enthält das II. Heft für den nun schon im Beweisen einigermaßen geübten Schüler — wieder in einem Anhange: „Konstruktionslehre“ — eine allgemeine methodische Anleitung zum Lösen der Konstruktionsaufgaben mit daran sich schließenden Beispielen.

In der Neubearbeitung sind zunächst einzelne Erklärungen und Begründungen ausführlicher gegeben worden, um dem Schüler die häusliche Wiederholung zu erleichtern; dann aber hat auch der Übungsstoff starke Veränderungen erfahren, indem einerseits gar zu leichte und wenig interessante Übungssätze gestrichen, anderseits durch Aufnahme neuen Übungsstoffes das Verständnis für die zugehörigen Lehrsätze erleichtert worden ist. Die wesentlichste Änderung hat das III. Heft dadurch erfahren, daß der Neubearbeiter die Hauptsätze der neueren Geometrie nebst geeigneten Übungen, die bisher in einem Anhange ohne Anleitungen und Beweise vorkamen, in einen eigenen 6. Schlußabschnitt zusammengestellt hat, der nun ganz nach Art der übrigen fünf gehalten ist, während derjenige Teil des Anhanges, der bisher eine Zusammenstellung der im Hefte zur Anwendung kommenden Sätze über Verhältnisse und Proportionen mit Beispielen enthielt, ganz gestrichen wurde, mit der Begründung, daß die arithmetischen Übungsbücher dafür ausreichend Anleitung und zahlreiche Beispiele bieten.

Der Lehr- und Übungsstoff entspricht so ziemlich dem, was auf der Oberstufe unserer Mittelschulen aus der Planimetrie genommen wird. Nur der Schlußabschnitt, enthaltend die Hauptsätze der neueren Geometrie (Transversalen, Kollineation, harmonische Teilung, Kreispotenzen, Ähnlichkeitspunkte, Kreispolaren), geht teilweise darüber hinaus und dürfte für die Oberrealschulen Deutschlands berechnet sein, die sich bekanntlich in der Mathematik auch sonst höhere Ziele stecken als die Österreichs und teilweise (Hamburg, Württemberg) auch schon die Infinitesimalrechnung in ihren Lehrplan aufgenommen haben.

Die vom Verf. bei der Bearbeitung des Leitfadens als Lehr- und Aufgabenbuch einleitend aufgestellten Grundsätze werden wohl allgemein rückhaltlos gebilligt werden. Im allgemeinen wird ihm auch das Zeugnis ausgestellt werden können, daß er dieselben

glücklich zur Durchführung gebracht hat. In der Zurückhaltung bei der Durchführung der Beweise dürfte er allerdings öfters zu weit gegangen sein, wenn auch, an sich und mit Maß geübt, diese Eigentümlichkeit des Buches gegenüber unseren Lehrbüchern als ein nachahmenswerter Vorzug bezeichnet werden muß. Dies hat auch der Neubearbeiter erkannt und im III. Hefte insofern eine Verbesserung eintreten lassen, als „die Andeutung zu den Beweisen und die Anleitung zur Lösung der Aufgaben eine viel eingehendere geworden ist".

Zur Unterscheidung des Wichtigen vom Nebensächlichen genügt dem Verf. die Anwendung von fetten und gesperrten Lettern nicht; es kommen im Buche auch Typen von dreierlei Größe vor, von denen allerdings die kleinste hygienisch schon bedenklich ist. Als Mangel wird es empfunden, daß, trotzdem Übersichtlichkeit ein ausführlicher Programmpunkt des Autors ist, keinem der drei Hefte ein Inhaltsverzeichnis beigegeben wird, das wir wohl bei keinem unserer Lehrbücher missen möchten.

Daß die Paragraphen über die Systematik der Geometrie, die Anleitung zum Beweise, die Belehrung über Ausarbeitung und Reinschrift, über die Bedeutung der Übungen — die mit der väterlichen Mahnung an den Schüler schließen, auf seine Kräfte mit Ausdauer und Zuversicht zu vertrauen — in einen Anhang am Schlusse des I. Heftes verwiesen wurden, kann nur gebilligt werden. Leider sind nach dem Vorgange anderer Lehrbücher noch immer einzelne Erklärungen in der Einleitung stehen geblieben, die besser ganz ausgelassen worden oder wenigstens ebenfalls an einer späteren Stelle unterzubringen gewesen wären. So die mehrfach anfechtbaren Definitionen der Mathematik als „Wissenschaft von den Größen", der Raumgröße als „eine Vorstellung, die man erhält, wenn man aus einem Gegenstande den Stoff hinwegdenkt", ferner die Diallelen der Ebene „einer Fläche von der Beschaffenheit, daß kein Teil über den andern hervorragt", und der Geraden, „welche entsteht, wenn der fortschreitende Punkt die eingeschlagene Richtung stets beibehält."

Im einzelnen will Ref. noch folgendes bemerken:

Mit Unrecht erfährt die Eigenschaft der Symmetrie der geometrischen Gebilde in dem Buche eine recht stiefmütterliche Behandlung. Der Begriff der Strecken- und Winkelsymmetrale wird nur ganz nebenbei, bei der Lehre vom gleichschenkeligen Dreiecke, eingeführt, ohne von ihm später einen Gebrauch zu machen; beim Viereck und Vieleck wird der Symmetrie gar nicht mehr gedacht und der zentrischen Symmetrie geschieht im Buche überhaupt keine Erwähnung. Auf die Schwierigkeiten der Inkommensurabilität (bei der Flächenberechnung und der Ähnlichkeitslehre) wird nicht eingegangen. Es widerspricht dem Grundsatze der Übersichtlichkeit, daß der Lehrsatz vom Sehnenviereck bei der Lehre von den Peripheriewinkeln, seine Umkehrung aber hinter dem Lehrsatz vom

Tangentenviereck, in der Lehre vom „Kreis und dem Viereck", abgehandelt wird. Die Berechnung von Umfang und Inhalt des Kreises wird zweimal durchgenommen: einmal nach beiläufiger Schätzung des Flächeninhaltes mit der empirisch aufgenommenen Formel für den Umfang, das zweitemal nach der Ähnlichkeitslehre in strengerer Form. Aufgefallen sind die Bezeichnungen „entgegengesetzte Winkel" für „Anwinkel", „seitliche" für „zyklische" Vertauschung, „Pythagoras" oder der „Pythegoräer" für „pythagoräischer Lehrsatz, „|| gr" für „Parallelogramm", „qcm" für cm² und die sonderbare Definition für Proportionale: „Proportionale heißt ein gesuchtes Glied x einer Proportion, deren andere Glieder gegeben sind", als ob es, gefunden, seinen Namen verlöre!

Unschön sind die Diktionen: „Der Inhalt eines Quadrates ist gleich dem Produkte aus einer Seite und ihr selbst noch einmal", und „Alle Eigenschaften des gemeinen Parallelogramms gehören auch dem Rechteck, Rhombus und Quadrat an".

Sinnstörend ist der Druckfehler im II. Hefte, Seite 35: „die zu einer Aufgabe gegebenen Größen heißen Bestimmungsstücke. Sie müssen voneinander unabhängig sein, d. h. es darf keines aus dem andern folgen." Tautologisch sind die Stellen im III. Hefte, Seite 13 und 14: Erklärung: „Figuren sind ähnlich heißt: ihre Seiten sind proportional und die gleich gelegenen Winkel sind gleich" und Zusatz 2: In ähnlichen Figuren sind entsprechende Seitenpaare proportional und entsprechende Winkel einander gleich."

Bozen. Dr. A. Lechthaler.

Die Grundlagen der Bewegungslehre von einem modernen Standpunkte aus dargestellt von Dr. G. Jaumann, Professor der Physik an der technischen Hochschule in Brünn. Mit 124 Abbildungen. Leipzig, J. A. Barth 1905. Preis 11 Mk.

Der Verf. bemerkt mit Recht, daß die einigermaßen starre und dogmatische Form der heutigen Mechanik darauf zurückzuführen ist, daß Newton dieselbe „auf ein sehr spezielles Erscheinungsgebiet, die Bewegungen diskreter starrer Körper in Luft, gegründet hat". Der Verf., der bestrebt war, das grundlegende Gebiet der Mechanik in einer möglichst vorurteilslosen Weise darzustellen, hat an den Massenbegriff, wie er von Mach aufgestellt wurde, festgehalten und auf den Kraftbegriff völlig verzichtet. Es erschien unbedingt geboten, an die Theorie der allgemeinen Bewegungserscheinungen in kontinuierlichen Medien ohne vorgefaßte Vorstellungen heranzutreten und sie im Zusammenhange mit allen anderen physikalischen Erscheinungen zu betrachten. Vielfach wurde in dem Buche die Analysis der Vektoren in Anwendung gebracht, um die mathematische Darstellung einheitlicher und übersichtlicher

zu gestalten. Die vier Teile des Buches handeln von der Bewegung starrer Körper in der Luft, von der reinen Akustik und Vibroskopie, von der Bewegung der deformierbaren Medien und endlich der Kraftlehre. Die Kraft wird als eine eingeschaltete Hilfsvariable betrachtet, die ein Vektor von bestimmter Größe und Richtung ist. Der Verf. kommt auf Grund seiner Erörterungen zu dem Schlusse, daß — wenn auch der Kraftsinn in vorteilhafter Weise bei groben physikalischen Beobachtungen und Arbeiten angewendet wird — wir doch nicht mehr auf denselben angewiesen sind, daß, wenn wir heute den Kraftsinn und die Kraftvorstellung völlig verlieren, wir doch keinen Verlust an Naturverständnis zu befürchten hätten".

Wir machen den Leser des Buches auf die vielfach originellen Anschauungen des Autors aufmerksam, empfehlen ihm aber gleichzeitig mit der von Grassmann und Hamilton eingeführten Vektorenanalysis sich genau vertraut zu machen, um der Entwicklung völlig sicher folgen zu können. Es ist übrigens in dem Buche selbst eine kurze Darstellung der gesamten Vektorenanalysis in passender Verteilung enthalten.

Mit dem Worte „Beschleunung" statt „Beschleunigung" kann sich der Ref. nicht einverstanden erklären.

Vorlesungen über die Theorie der Wärmestrahlung. Von Dr. Max Planck, Professor der theoretischen Physik an der Universität Berlin. Mit 6 Abbildungen. Leipzig 1906, J. A. Barth. Preis geb. Mk. 7·80.

Das Buch enthält im wesentlichen die Vorlesungen, welche der Verf. im Wintersemester 1905/06 an der Berliner Universität gehalten hat. In demselben werden nicht nur die eigenen Forschungen des Verfassers dargelegt, sondern es wird auch auf die früheren Arbeiten über diesen Gegenstand des näheren eingegangen; so wurden die Grundlagen der Theorie der Wärmestrahlung aufgenommen, wobei von den Kirchhoffschen Sätzen über die Emissions- und Absorptionsvermögen ausgegangen wird. Angestrebt wurde in dem Buche, der ganzen Theorie der Wärmestrahlung eine einheitliche thermodynamische Grundlage zu geben. Aus diesem Grunde hat es der Verf. zweckmäßig gefunden, von den einfachen bekannten Erfahrungssätzen der Optik auszugehen, um durch allmähliche Erweiterung und Hinzuziehung der Ergebnisse der Elektrodynamik und der Thermodynamik zu den Problemen der spektralen Energieverteilung und der Irreversibilität vorzudringen.

Im ersten Abschnitte wird nach einigen allgemeineren Erörterungen die Strahlung beim thermodynamischen Gleichgewichte betrachtet, dann das berühmte Theorem von Kirchhoff, daß das Verhältnis des Emissionsvermögens zum Absorptionsvermögen eines Körpers unabhängig von der Beschaffenheit des Körpers ist, abgeleitet, daraus das Gesetz deduziert, daß das Emissionsvermögen

eines schwarzen Körpers von seiner Beschaffenheit unabhängig ist und größer ist als das Emissionsvermögen irgend eines anderen Körpers von derselben Temperatur und direkt gleich ist der Strahlung im angrenzenden Medium.

Im zweiten Abschnitte (Folgerungen aus der Elektrodynamik und der Thermodynamik) wird die Theorie des Maxwellschen Strahlungsdruckes gegeben, der durch feine Messungen mit dem Radiometer (Versuche von Lebedew) experimentell nachgewiesen wurde; in sehr ansprechender Weise zeigt auch der Verf., daß die Größe des Maxwellschen Strahlungsdruckes nur aus der elektromagnetischen Theorie des Lichtes abgeleitet werden kann. Im weiteren wird das Stefan-Boltzmannsche Strahlungsgesetz, daß die spezifische Intensität der schwarzen Strahlung der vierten Potenz der absoluten Temperatur proportional ist, dann das Wiensche Verschiebungsgesetz, ferner die Strahlung von beliebiger spektraler Energieverteilung, die Entropie und Temperatur monochromatischer Strahlung betrachtet. Um das Hauptproblem der Theorie der Wärmestrahlung vorzubereiten, ist die Bestimmung der Energieverteilung in dem von der schwarzen Strahlung gelieferten Normalspektrum von besonderer Wichtigkeit. Der Verf. betrachtet zu diesem Zwecke zunächst die Emission und Absorption elektromagnetischer Wellen durch einen linearen Oszillator und gelangt auf diese Weise zur einfachsten unter allen bisher aufgestellten Formen des Wienschen Verschiebungsgesetzes. In seinen weiteren theoretischen Erörterungen zeigt der Verf., daß in derselben Weise, wie man für ein ideales Gas den Ausdruck der Entropie direkt aus der Wahrscheinlichkeit des Zustandes berechnen kann und wie sich daraus alle thermodynamischen Eigenschaften des Gases durch eine direkte Anwendung der Hauptsätze der Thermodynamik ableiten lassen, der Gedankengang für die Theorie der strahlenden Wärme durchgeführt werden kann. Die aus diesen Betrachtungen gezogenen Folgerungen erscheinen sehr bemerkenswert. Betont wird vom Verf., daß alle in der Theorie der Wärmestrahlung von ihm gezogenen Konsequenzen auf der Annahme eines im thermodynamischen Sinne absoluten Gleichgewichtszustandes beruhen.

Im fünften Abschnitte beschäftigt sich der Verf. mit der Frage, in welcher Weise und durch welche Vorgänge eine ursprünglich in dem Medium vorhandene, ganz beliebig gegebene Strahlung, wenn das Medium nach außen durch eine undurchlässige Hülle abgeschlossen ist, allmählich in den stabilen, dem Maximum der Entropie entsprechenden Zustand der schwarzen Strahlung übergeht. Da es sich hier um irreversible Vorgänge handelt, so wird man mit den Prinzipien der reinen Elektrodynamik allein nicht ausreichen, da der reinen Elektrodynamik das Prinzip der Vermehrung der Entropie inhaltlich fremd ist. Es müßten die elektrodynamischen Möglichkeiten durch besondere Hypothesen eingeschränkt werden. In dieser Theorie der irreversiblen Strahlungsvorgänge hat der

Verf. eine Erklärung dafür gegeben, wie in einem durchstrahlten, von Oszillatoren aller möglichen Eigenschwingungen erfüllten Hohlraum bei beliebig angenommenen Anfangszustand sich mit der Zeit ein stationärer Zustand herstellt, indem die Intensitäten und Polarisationen aller Strahlen nach Größe und Richtung sich gegenseitig ausgleichen. Die Theorie ist insoferne lückenhaft, als sie nur die Wechselwirkungen zwischen Strahlen und Oszillatorschwingungen derselben Periode behandelt. Eine zukünftige Theorie wird auch auf den Einfluß Rücksicht nehmen müssen, den eine Bewegung der Oszillatoren auf die Strahlungsvorgänge ausübt.

Vorlesungen über theoretische Physik von H. von Helmholtz.

Band IV: Vorlesungen über Elektrodynamik und Theorie des Magnetismus. Herausgegeben von Otto Krigar-Menzel und Max Laue. Mit 30 Figuren im Text. Leipzig, J. A. Barth 1907. Preis geb. 17 Mk. 50 Pf.

Für die Bearbeitung des vorliegenden Bandes der Vorlesungen über theoretische Physik lag kein offizielles Stenogramm vor, weil der berühmte Physiker über den in diesem Bande behandelten Gegenstand seit der Entstehung des Planes einer Herausgabe seiner Vorlesungen nicht mehr gelesen hat. Als Grundlage für die Bearbeitung diente nur das Notizbuch und Nachschriften aus dem Wintersemester 1888/89; auch einige Originalabhandlungen von Helmholtz wurden bei der Zusammenstellung des vorliegenden Buches zurate gezogen.

Das Buch ist in drei Teile geteilt, von denen der erste auf Elektrostatik, der zweite auf andere Probleme, in denen sich die Kraft aus einer Potentialfunktion ableitet (Theorie der magnetischen und dielektrischen Erscheinungen, Theorie der stationären elektrischen Ströme), der dritte auf die Theorie der elektromagnetischen Wechselwirkungen bezieht und besondere Rücksicht auf die elektromagnetischen Schwingungen genommen wird. Bezüglich der Einführung der Elektrodynamik in den Rahmen des Buches ist zu bemerken, daß die Herausgeber bei der Erörterung der Theorie der elektrischen Schwingungen die Maxwellsche Theorie der elektrodynamischen Erscheinungen zuhilfe nahmen, wodurch der von Helmholtz eingeschlagene Gedankengang in keinerlei Weise verletzt wurde. Im einzelnen sei nachstehendes bemerkt: Im ersten Abschnitte (feste elektrische Ladungen, Kräfte und Potentiale) werden in sehr eingehender Weise die Eigenschaften der Potentialfunktion abgeleitet. Der Gebrauch des Greenschen Theorems erweist sich bei der weiteren Entwicklung der Potentialtheorie von besonderer Tragweite. Erst jetzt wird der Begriff der Kraftröhren und Kraftfäden eingeführt und auf deren Bedeutung aufmerksam gemacht.

Im zweiten Abschnitte werden die Gleichgewichtsbedingungen der Elektrizität auf leitenden Körpern entwickelt. Hiebei bediente

sich der große Forscher mit Vorteil der Theorie der elektrischen Bilder, die im folgenden auseinandergesetzt und auf mehrfache Fälle in Anwendung gebracht wird. Im Anschlusse daran bespricht der Verf. die Theorie der reziproken Bilder der einfachsten geometrischen Objekte, die Winkeltreue oder Ähnlichkeit der kleinsten Teilchen in Bild und Objekt und wendet die gefundenen Theoreme zur Auffindung des Gleichgewichtes der Elektrizität auf Leitern von besonderer Gestalt an. Im Anschlusse daran wird eine kurze Einführung in die Theorie der Kugelfunktionen gegeben und gezeigt, wie eine willkürliche Funktion der Richtungswinkel im Raume durch eine Kugelfunktionenreihe darstellbar ist. Die Anwendung der Theorie auf Probleme der Elektrostatik war naturgemäß gegeben.

Im weiteren Verlaufe zeigt der Verf. den Gebrauch der Theorie der Funktionen einer komplexen Veränderlichen auf die zweidimensionalen Aufgaben der Elektrostatik und die Bedeutung des Energieprinzipes in diesem Zweige der theoretischen Elektrizitätslehre.

Daß im zweiten Teile des Buches die Theorie der dielektrischen Erscheinungen im unmittelbaren Anschlusse an die Theorie der magnetischen Erscheinungen zur Behandlung gelangt, war nur natürlich, da die experimentellen Bedingungen in den beiden Fällen dieselben sind, insofern die Elektrizität in den dielektrischen Körpern ebenso nur innerhalb der Moleküle beweglich ist, wie der Magnetismus. Nachdem im weiteren die Energieverhältnisse statisch elektrischer und magnetischer Felder in Betracht gezogen worden waren, konnten auf Grund der erhaltenen Gleichungen die ponderomotorischen Kräfte gerechnet werden; die erlangten Gleichungen werden so transformiert, daß sie mit den von Maxwell aufgestellten Spannungsgleichungen zusammenfallen.

Die Theorie der stationären elektrischen Strömung, die im zweiten Abschnitte des Buches zur Darstellung gelangt, nimmt ihren Ausgangspunkt von hydraulischen Vergleichen. In sehr gründlicher Weise werden die Wege gekennzeichnet, die zu den Gleichungen von Kirchhoff über die Stromverzweigung führen. Dem schließen sich Beispiele für die Berechnung des Widerstandes räumlich ausgedehnter Leiter an.

Im dritten Abschnitte des Buches wird zunächst das magnetische Feld linearer Ströme dargestellt mit Hilfe Ampèrescher Flächen, dann wird das magnetische Feld eines linearen Stromes dargestellt durch Integrale über die Stromkurve und die Rückwirkung einer magnetischen Feldstärke auf den Stromleiter in Betracht gezogen. Es war nun leicht möglich, die Wechselwirkung zwischen linearen Strömen zu rechnen und auf das magnetische Feld eines räumlich verteilten Stromes überzugehen, der als aus Stromfäden bestehend betrachtet werden kann, deren jeder einen linearen Strom repräsentiert. In den weiteren theoretischen Entwicklungen war der Stokesche Satz von besonderer Bedeutung, durch welchen das

geschlossene Linienintegral eines Vektors in ein Flächenintegral über die Normalkomponente seines Wirbels verwandelt wird. Die folgenden mathematischen Entwicklungen nehmen Bezug auf die Hypothese des Magnetismus, wie sie von Ampère aufgestellt wurde, das Vektorpotential eines magnetischen Körpers, die Betrachtung der Energieverhältnisse des magnetischen Feldes elektrischer Ströme.

In einfachster Weise werden die Grundgleichungen der magnetischen und galvanischen Induktion deduziert, wobei zuerst die Voraussetzung gemacht wird, daß die wirkenden Felder nur langsamen Veränderungen unterworfen sind. Nun wird zur Erörterung von ungeschlossenen Strömen übergegangen; hiebei mußte die Hypothese gemacht werden, daß der elektrische Strom von den Grenzen der Konduktoren, an denen er nach den früheren Auffassungen aufhört, in das Dielektrikum, das polarisiert wird, sich fortsetzt. Die dargelegte Theorie ergibt neben endlicher Ausbreitungsgeschwindigkeit in ponderablen Dielektriken Fernwirkung der elektromagnetischen Störungen im Vakuum. Nachdem der Übergang zur Maxwellschen Theorie gemacht worden war, wird nur diese den weiteren Betrachtungen zugrunde gelegt und auf die Theorie von ebenen elektromagnetischen Wellen in dielektrischen Körpern, auf die Theorie von Kugelwellen in solchen Medien, auf die Theorie von ebenen Wellen in leitenden Körpern in Anwendung gebracht. Schließlich werden die Grenzbedingungen an einer Unstetigkeitsfläche besprochen und die Theorie der Reflexion elektrischer Wellen an vollkommenen Leitern dargestellt. Die Erläuterung des Energieprinzipes in der Maxwellschen Theorie, der Nachweis der Eindeutigkeit der Lösung der Maxwellschen Gleichungen, ferner die Bedeutung des Energieprinzipes in der Theorie der quasistationären Ströme, also jener Ströme, welche für ihre magnetischen Wirkungen als stationär zu betrachten sind, bilden den Schluß des Bandes, mit dem die bedeutungsvollen und für die theoretische Entwicklung der Physik belangreichen Vorlesungen von H. v. Helmholtz in sehr gelungener Weise zu Ende geführt wurden.

Traité de Cosmographie par A. Grignon, Licencié ès sciences mathématiques et physiques. Paris, Vuibert et Nony 1905.

Der erste Teil des vorliegenden Buches ist der Einführung in die Kosmographie gewidmet; er enthält die Lehre von der Kugelgestalt des Himmelsgewölbes, der täglichen Bewegung der Gestirne, den Horizont- und den Äquatorkoordinaten, der Kugelgestalt der Erde, ferner die Lehre von den geographischen Koordinaten und den Mitteln, dieselben zu bestimmen. Nachdem im folgenden das Wesentlichste über die Entfernung der Sonne von der Erde und den Dimensionen der ersteren mitgeteilt worden ist, wird in sehr klarer Weise über die scheinbare jährliche Sonnenbewegung gesprochen, über Zeitmessung, Rotation der Sonne und

deren Physik. In analoger Weise kommt die Astronomie und Physik des Mondes zur Sprache, hierauf das wesentlichste aus der Lehre von den Planeten, ihrer wirklichen und scheinbaren Bewegung; weiters finden wir eine gedrängte Zusammenstellung der belangreichsten Forschungen über Kometen, Sternschnuppen und Fixsternen und der Nebelflecke am Sternenhimmel. Über die Physik der Sterne finden wir in dem Buche einen sehr lesenswerten Abschnitt, in welchem auch die Anwendung der Photographie in der Astronomie zur Sprache gelangt. Zum Schlusse werden einige Übungen und Aufgaben zusammengestellt, deren Lösung die Festigung des theoretischen Lehrstoffes bezwecken soll.

Im zweiten Teil des Buches wird auf die einzelnen Lehren tiefer eingegangen und zwar unter Anwendung der Elementarmathematik. Es wird über die genaue Erdgestalt, die verschiedenen Kartenprojektionen, die scheinbare elliptische Bewegung der Sonne, die wahre und mittlere Sonnenzeit, das bürgerliche Jahr, den Kalender und zwar über den letzteren in sehr eingehender Weise und unter steter Berücksichtigung der Geschichte des Kalenderwesens gesprochen. Ein Abschnitt enthält das Wesentlichste über die Ungleichheit der Tage und Nächte und den Folgerungen aus derselben. Hier wie überall ist mit besonderer Anerkennung hervorzuheben, daß die schematischen Figuren, welche die betrachteten Verhältnisse erläutern sollen, mit großer Eleganz und Genauigkeit ausgeführt sind und daß die rechnerischen Ausführungen meist so gestaltet sind, daß der Mittel der sphärischen Trigonometeie entraten wurde. In dem Abschnitte, der von dem Sonnensysteme handelt, hat der Verf. sehr eingehend die Gravitation der Massen betrachtet und auch die Identität der allgemeinen Massenanziehung und der Erdschwere betont. Sehr lesenswert ist das in dem Buche über die Geschichte der Astronomie Gesagte; es wird auf die Epoche vor der Gründung der alexandrinischen Schule, auf diese selbst, dann auf die Astronomie in Europa vom XVI. Jahrhunderte angefangen eingegangen und zwar werden als Grenzen der letztgenannten Epoche die Forschungen Newtons und Herschels genannt. Dann wendet sich der Verf. zur Geschichte der Astronomie unter den Nachfolgern Newtons, unter denen besonders Clairaut, D'Alembert, Lagrange, Laplace und Leverrier genannt werden.

Sehr wertvoll sind die im Anhange gegebenen Ausführungen über die Präzession der Äquinoktien, über die Größe des Sonnensystems (Parallaxenproblem), die Größe der Sternenwelt, die Struktur des Universums und die von Laplace aufgestellte kosmogonische Hypothese.

Zwei Tabellen, welche sich auf die Planeten und deren Satelliten beziehen, können als willkommene Beigabe des Buches bezeichnet werden; ebenso die dem Buche angeschlossenen Übungsaufgaben, von denen die meisten rechnerischer Natur sind.

Ref. hat den Inhalt beider Bändchen des vorliegenden Werkes mit großem Interesse gelesen und ist zur Überzeugung gelangt, daß dasselbe sowohl in wissenschaftlicher als auch in didaktischer Beziehung einen erhabenen Standpunkt einnimmt. Besonders rühmenswert ist die Klarheit der Darstellung, die Präzision im Ausdrucke, die Strenge in den Beweisführungen, die wir an allen Stellen des Buches treffen. Dasselbe sei namentlich beim Gebrauche an der Mittelschule bestens empfohlen. Bemerkenswert sei noch, daß dem ersten Teile einige sehr gelungene Tafeln angeschlossen sind, die sich auf die Photographie von Sonnenflecken, der Oberfläche der Sonne während einer Sonnenfinsternis, der Korona während derselben Erscheinung, der Mondoberfläche, des Saturn, des Kometen vom Jahre 1881, des Nebelringes, der Lyra, des Nebels der Jagdhunde und eines Teiles der Milchstraße beziehen. Nicht minder wertvoll wird die beigegebene photographische Karte des Himmels und die Karte der in Paris sichtbaren Sterne erachtet werden.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Der Bau des Fixsternsystems mit besonderer Berücksichtigung der photometrischen Resultate, von Dr. Hermann Kobold, a. o. Professor an der Universität und Observator der Sternwarte in Kiel. (Aus: „Die Wissenschaft“, Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Heft 11.) Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn 1906. XI und 256 SS. 8°.

Die Untersuchungen über den Bau des Fixsternsystems bilden einen verhältnismäßig jungen Zweig der Astronomie. Erst seitdem photometrische Messungen, spektralanalytische Untersuchungen, Bestimmungen von Parallachsen und Eigenbewegungen der Fixsterne, alle diese Beobachtungen aber unterstützt durch das mächtige Hilfsmittel, das die moderne Zeit den Astronomen gegeben, nämlich die Photographie, Hand in Hand miteinander gehen, ist eine sichere Basis gewonnen, in die Geheimnisse des Baues des Universums einzudringen und seine Gesetze zu ergründen, während vorher nur Analogieschlüsse verwertet werden konnten, die sich bald in phantastische Spekulationen ergingen. Der deutschen Literatur fehlte es bisher an einer zusammenhängenden und übersichtlichen Darstellung aller hier einschlägigen Arbeiten und es gebührt dem Verf., der selbst durch seine trefflichen Untersuchungen über die Bewegung der Sonne im Raume mitten im wissenschaftlichen Wettbewerbe steht, allseitiger Dank, sich dieser schwierigen Aufgabe unterzogen zu haben. Der Leser aber hat dafür ein Werk, das ihm in klarer und lichtvoller Sprache, wenn auch nicht gerade in sehr populärer Form, von den neuen Bahnen, die sich der Astronomie öffneten, und ihren Ergebnissen ausführlichen Bericht erstattet.

Inhaltlich zerfällt das Buch in drei Abschnitte. Der erste enthält eine Auseinandersetzung der Beobachtungsmethoden. Er soll zur Orientierung dienen, um das Verständnis der Resultate weiteren Kreisen zu erleichtern. Im zweiten Abschnitt sind in möglichster Vollständigkeit die Ergebnisse der Beobachtungen zusammengetragen. Erst der dritte Abschnitt schildert das Gesamtbild, das sich aus den einzeln festgestellten Zügen ergibt. Wie bekannt, handelt es sich in diesem um drei, wesentlich von einander verschiedene Probleme: 1. das der Erklärung des Phänomens der Milchstraße, 2. die Bestimmung der räumlichen Verteilung der Fixsterne aus ihrer durch direkte Beobachtung am Himmel feststellbaren scheinbaren Verteilung und 3. die Untersuchung der Bewegung der Sterne im Raume und die Berechnung des Zielpunktes der Sonnenbewegung aus ihnen.

Dieses kurze Referat möge genügen, um alle Kollegen auf dieses bedeutsame Werk aufmerksam zu machen. Der Nutzen für den Unterricht wird nicht ausbleiben, wenn er auch nur darin bestehen sollte, manche Fehler und veraltete Anschauungen, die in vielen unserer Lehrbücher der Physik über die in ihm behandelten Fragen enthalten sind, wie die Distanzen der Sterne von der Erde oder die Stellung und die Bedeutung der Nebelflecke im Weltall, auszumerzen und zu verbessern.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim.

Dr. M. Kraß und Dr. H. Landois, Lehrbuch für den Unterricht in der Zoologie. Für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere Lehranstalten. Mit 261 eingedruckten Abbildungen. 7., nach den neuen Lehrplänen verb. Auflage. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung 1905. Preis geb. 4 Mk.

Wesentliche Änderungen weist die 7. Auflage des bekannten Lehrbuches nicht auf. Die Anordnung des Stoffes ist dieselbe geblieben; dem Tierreiche ist die Somatologie vorangestellt, die in kurzen, inhaltsvollen Sätzen alles enthält, was die Schüler über den Bau des Körpers und die wichtigsten Lehren der Gesundheitspflege zu wissen brauchen. Die charakteristischen Merkmale der einzelnen Familien werden an passend gewählten Repräsentanten zur Anschauung gebracht. Die Diktion ist ziemlich frei von jeder schleppenden Breite und leicht verständlich. Die biologische Betrachtung der Tiere ist nicht aufdringlich in den Vordergrund gerückt, sondern nur insoweit berücksichtigt, als es zum Verständnisse unumgänglich erforderlich ist.

Im systematischen Detail sind die Verff. stellenweise zu weit gegangen. So werden bei der Gattung *Vespertilio* erwähnt und mehr weniger ausführlich geschildert: *V. auritus*, *V. murinus*, *V. dasycneme*, *V. noctula*, *V. serotinus*, *V. pipistrellus*. Wenn

man bedenkt, daß noch zwei Arten der Gattung *Rhinolophus*, ferner die Gattungen *Phyllostoma* und *Pteropus* beschrieben werden, wird man zugeben müssen, daß die Ordnung der *Chiroptera* mehr als ausreichend im System gewürdigt wurde. Das Buch enthält als Anhang die Gestalt- und Gewebelehre der Tierwelt. Wäre es nicht besser gewesen, dieses Kapitel nach dem Muster anderer Lehrbücher teils mit der Somatologie, teils mit der Zoologie zu verknüpfen? Am Anfange des Buches wird von den Muskeln, am Schlusse aber in der Gewebelehre erst vom Bau und der Tätigkeit derselben geredet. Dasselbe gilt vom Knochen- und Knorpelgewebe, vom Blutgefäßsystem, Nervensystem usw. Die Größenverhältnisse sind bei den meisten Tieren sehr gewissenhaft angegeben. Bei den Fledermäusen z. B. ist Körperlänge, Schwanzlänge und Flugweite angeführt. Die Verff. sind dem Wunsche mancher Fachgenossen gefolgt, indem sie den Größenmaßen eine so große Berücksichtigung schenkten. Sie hätten es lieber nicht tun sollen. Beim Luchs steht S. 46: Körperlänge 1·30 *m*; Schwanzlänge 20 *cm*. Sein Schwanz erreicht $^1/_4$ Körperlänge.

Dr. A. Voigt, Lehrbuch der Pflanzenkunde. I. Teil. Die höheren Pflanzen im allgemeinen. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung 1906.

Dem vorliegenden Lehrbuche ist eine Geleitschrift „Die botanischen Schulbücher von Dr. A. Voigt“ beigegeben, welche die Notwendigkeit und Anlage des Buches den Fachkollegen gegenüber rechtfertigen soll. Es sei mir gestattet, die wichtigsten Punkte dieser Schrift hier anzuführen. Alle dem Verfasser bekannten botanischen Lehrbücher sind zu inhaltsarm, da das botanische Schulbuch viel mehr Stoff enthalten muß, als überhaupt im Unterrichte durchgenommen werden kann. Methodische Lehrbücher sind ungeeignet; das botanische Lehrbuch soll weder den Lehrgang bestimmen, noch die durchzunehmenden Pflanzen vorschreiben, noch anordnen, wie man bei ihrer Besprechung verfahre. Es soll auch kein eigentliches Lehrbuch sein, sondern gleichsam ein Wörterbuch zu dem, was jeder, der sehen gelernt hat. daheim oder draußen an den Pflanzen abzulesen vermag. Die Ausschmückung der botanischen Lehrbücher mit Abbildungen geht viel zu weit. Bildliche Darstellungen solcher Dinge, welche die Schüler mit freiem Auge oder unter der Lupe selbst sehen können, oder welche der Lehrer als schematische Darstellung mit der Kreide auf die Tafel selbst zeichnen kann, sind ein schädlicher Ballast; sie erhöhen den Preis und verleiten den Lehrer, Botanik zu treiben ohne Pflanzen. Das Buch muß knapp gefaßt sein und dem Lehrer möglichst viel Bewegungsfreiheit gestatten. Es hat auch den von den Lehrplänen geforderten Bestimmungsübungen zu dienen, da die sogenannten Schulfloren in der Systematik und Terminologie mit dem Lehrbuche

oft nicht übereinstimmen. Das Linnésche System sei bei den Bestimmungsübungen außeracht zu lassen; ein Hinweis auf die historische Bedeutung desselben genüge.

Was das vorliegende Heft „Die höheren Pflanzen im allgemeinen“ betrifft, hält der Verf. eine ausführlichere allgemeine Botanik für einen notwendigen Bestandteil eines botanischen Lehrbuches. Der botanische Unterricht muß wohl von der Betrachtung einzelner Pflanzen ausgehen, aber das beste Gedächtnis wird nicht im stande sein, die beobachteten Tatsachen zu behalten, wenn nicht das Wichtige vom Nebensächlichen von vornherein getrennt, wenn nicht Ordnung und Übersicht in die gewonnenen Begriffe gebracht wird. Die Organographie muß die Grundlage des botanischen Wissens bilden. Die Fachausdrücke sind nach Tunlichkeit der Muttersprache zu entnehmen. Die Geleitschrift bringt dann eine Blütenlese unzweckmäßiger, häufig sogar geradezu falscher Darstellungen aus botanischen Lehrbüchern.

Der Verf. behandelt dementsprechend in dem I. Teile seines Lehrbuches die allgemeine Botanik. Dem Buche, an dem inhaltlich gar nichts auszusetzen wäre, ist der Stempel dadurch aufgedrückt, daß es keinerlei Illustrationen enthält, daß die Verdeutschung der botanischen Kunstausdrücke nicht immer mustergiltig ist und daß die häufig vorkommende übersichtliche Gruppierung des Lehrstoffes in Tabellenform mit den Zeichen 1 a, 1 a., 1 a!, 2 a, usw. sich nicht empfiehlt. S. 203 und 204 (Verse, die Goethe einer Freundin widmet) ist das Lehrbuch ein Lesebuch geworden. — Dem Leitfaden ist ein Merk- und Zeichenheft beigegeben.

Wien. H. Vieltorf.

Kurzes Lehrbuch der Mineralogie mit einem Abriß der Petrographie zum Gebrauche an höheren Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht von Dr. Heinrich Baumhauer, Professor an der Universität zu Freiburg i. d. Schweiz. Dritte Auflage. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung 1906.

Der gelehrte Verf. tut das Menschenmögliche, um die ausgedehnten Wissensgebiete: Kristallographie, Mineralphysik, spezielle Mineralogie und Petrographie auf knappen 220 Seiten übersichtlich und doch genügend ausführlich darzustellen; das Buch ist zum Gebrauche an höheren Lehranstalten Deutschlands bestimmt. Für unsere Verhältnisse ist eigentlich viel zu viel Wissenschaft darin. Namentlich der kristallographische und physikalische Teil gehen weit über die Grenzen hinaus, die diesen Disziplinen in unseren Oberklassen gesteckt sind. Auch der spezielle Teil ist nach unserer Meinung für ein Mittelschul-Lehrbuch viel zu ausführlich. Es scheint, daß man draußen im Reiche über den didaktischen Wert der einzelnen Teile der Mineralogie noch sehr ver-

schiedener Meinung ist und es daher vorläufig dabei bewenden läßt, dem studierenden Jüngling ein kleines „Handbuch" vorzulegen. Wie dann der Lehrer mit der ganzen Materie sich abfindet, das ist wieder eine Sache für sich. Daß Baumhauers Werk ein äußerst wissenschaftliches, korrektes Handbuch ist, soll hier ausdrücklich konstatiert sein.

Wien. Dr. Franz Noë.

Dr. Rudolf Arendt, Grundzüge der Chemie und Mineralogie. Methodisch bearbeitet von Dr. L. Doermer. Mit 244 in den Text eingeschalteten Abbildungen und einer Buntdrucktafel. Hamburg und Leipzig, Leop. Voss 1904. 499 SS. 8°.

Die von dem seither verstorbenen Dr. L. Köhler besorgte 8. Auflage dieser „Grundzüge" hat eine so gute Aufnahme gefunden, daß schon nach Jahresfrist wieder eine neue Auflage notwendig geworden ist. Dieselbe wurde von Dr. L. Doermer bearbeitet. Derselbe hat, ohne den methodischen Aufbau des Ganzen zu stören, bei der Reihenfolge der Elemente und ihrer einfachen Verbindungen mehr ihrer systematischen Zusammengehörigkeit Rechnung getragen als dies bisher der Fall gewesen. Eine eigentliche Stoffvermehrung hat so gut wie nicht stattgefunden, wohl aber sind in dem Lehrgang Abschnitte der allgemeinen Chemie eingeflochten worden. Gänzlich umgearbeitet wurde der systematische Teil der Mineralogie, während die Kristallographie vorläufig unverändert geblieben ist. „Bei vielen Mineralien sind die Zahlen für Härte und spezifisches Gewicht fortgelassen; nur bei den bekanntesten und wichtigsten, sowie dort, wo sie zur Unterscheidung von ähnlichen Mineralien notwendig waren, stehen sie noch." Ref. kann diese Behandlungsart nur gutheißen. „Neben der Angabe des Kristallsystems sind womöglich charakteristische Kristallformen angeführt. In die Augen fallende äußere Merkmale .... sind in höherem Grade wie früher berücksichtigt worden. Hie und da ist auf die Entstehung der Mineralien hingewiesen."

Der petrographische und physiologische Teil des Buches mußte bei der kurzen Zeit, die dem Bearbeiter dieser Auflage zur Verfügung stand, völlig unverändert bleiben, und auch im organischen Teile mußte sich Dr. Doermer nur mit der Anbringung kleiner Zusätze und Korrekturen begnügen. Die Anzahl der Abbildungen ist um 35 verringert, die der Textseiten um fünf vermehrt worden. Die Ausstattung des Buches ist sehr hübsch.

Ferdinand Deutelmoser, Leitfaden der Chemie. Innsbruck, Verlagshandlung Eugen Silber. 95 SS. 8°. (Silbers Unterrichtsbücher I.)

Der Verf. sagt in der Vorrede über sein Büchlein: „Da der behandelte Stoff unter möglichster Weglassung alles Bedeutungs-

losen im allgemeinen dem Lehrplane der Mittelschulen und der gleichgestellten Schulen entspricht, dürfte sich das Büchlein als Lernbehelf für die Schule, insbesondere aber zur Vorbereitung für Prüfungen aus der Chemie eignen". Es enthält keine einzige Abbildung. Der Druck ist recht leicht leserlich u. zw. nur einerlei Art. Was in anderen Büchern in Kleindruck gesetzt zu werden pflegt, wird hier eingeklammert. Von diesem Klammersystem wird ziemlich ausgiebig Gebrauch gemacht.

Die Einleitung reicht bis zu S. 7, die allgemeine Chemie bis S. 20, die spezielle anorganische Chemie bis S. 67. Hiebei sind Angaben über Schießpulver, Tonwaren, Glaswaren, Photographie und Eisen in einem „Anhang" zusammengetragen. Die organische Chemie behandelt „Allgemeines" bis S. 72, „Fettkörper und verwandte Substanzen" (Methan, Aethan, Propan, Butan, Verbindungen mit mehr Kohlenstoffen, Ätylen, Propylen, Butylen und Autylen) bis S. 78, „Kohlehydrate" bis S. 81, „Cyanverbindungen" (Cyan, Harnstoff) bis S. 82, endlich „Aromatische Verbindungen", „Alkaloide", „Ätherische Öle", „Kampferarten und Harze", „Eiweißkörper", „Albuminoide oder eiweißähnliche Körper".

In einem „Anhang" wird gesprochen über Petroleum, Leuchtgasfabrikation, Fette und Öle, Weinbereitung, Bierbereitung, Brantweinfabrikation, Essigfabrikation, Fäulnis.

Um den Wert des Büchleins beurteilen zu können, setzt Ref. für den Leser einige Stellen hieher, die ihm beim Durcharbeiten aufgefallen sind.

In sachlicher Hinsicht: S. 5, A. 1 „Alle Erscheinungen, bei denen die Verschiedenheit der Körper zutage tritt, nennt man chemische Erscheinungen. [Aufbau der Wohnhäuser; Verfertigen der Kleider ... sind auf chemische Vorgänge gegründet]". S. 11, A. 3: „Moleküle bestehen frei, Atome nicht." S. 11 A. 4: „1 *g* Wasserstoff verbindet sich mit 35·5 *g* Chlor zu 36·5 *g* Chlorwasserstoff. Daraus (!) folgt, daß das Atomgewicht des Chlors 36·5 — 1 = 35·5 ist." S. 12, A. 1: „Als Einheit — Verbindungseinheit — nimmt man jene Größe der Affinität (!) an, die ein Atom Wasserstoff zu binden vermag." S. 12, A. 2: „die atombindende (?) Kraft eines Elementes nennt man dessen Wertigkeit oder Valenz". S. 13, A. 1: „Die Wertigkeit des Goldes wird nur mit 3, die des Aluminiums mit 4 beziffert usw. S. 13, A. 3: Überschrift „1. Gesetz der Erhaltung der Materie", gleich darauf heißt es: „Das Hauptgrundgesetz aller Naturwissenschaften ist die Erhaltung der Kraft (!) und der Materie", und als Beleg wird angegeben: [Eine brennende Kerze verliert nur scheinbar von ihrem Gewichte, da sich ihre Teile verflüchtigen]" (!). S. 14, A. 1 heißt es beim Gesetz der multiplen Proportionen: „Es bildet also ein Gewichtsteil des einen Atomes stets mit dem einfachen, doppelten, dreifachen usw. Gewichtsteile des anderen Körpers eine Verbindung." S. 14, A. 4 wird aus dem Ergebnis der Elektrolyse von Ammoniak ohneweiters

auf die Dreiwertigkeit des Stickstoffes geschlossen! S. 14, l. A.: „Bei der Vereinigung dieser Gase (etwa durch den elektrischen Funken) erhält man je zwei Volumen ..... NH_3 (!). Die im vorletzten Absatz dieser Seite gegebenen Gleichungen sollten (u. zw. von rechts nach links geschrieben!) nach dem derzeit letzten Absatz stehen. S. 15, A. 1: „Gasförmige Körper verbinden sich miteinander entweder nach gleichen Volumen oder nach einfachen Volumsverhältnissen“ usw. usw.

In stilistischer Hinsicht: S. 5, A. 2: „Der Umfang der Chemie ... zerfällt in eine große Zahl von Spezialwissenschaften“. S. 7, A. 1: „es entsteht ein neuer Körper mit neuen, von den zusammensetzenden Körpern verschiedenen Eigenschaften.“ S. 8, A. 2: „Chemische Zerlegung und Aufbau.“ S. 11, A. 3: „Atome verbinden sich ... mit gleichartigen Atomen zu Moleküle des eigenen Elementes.“ S. 13, A. 2: „Alle chemischen Prozesse gehen nach folgenden Gesetzen vor sich, die man stöchiometrische nennt.“ S. 17, A. 2: „nennt man saure Oxyde (infolge des saueren Geschmackes ...“). S. 18: „Chemisch bildet sich ein Salz“. S. 20, A. 4: „Unter starkem Druck und niederer Temperatur“. S. 26, A. 3: „Chemisch bildet sich Schwefelsäure“ usw.

Wien. Joh. A. Kail.

Kant. Sein Leben und seine Lehre von Dr. M. Kronberg. 2. Auflage. München, Beck 1904.

Wie schon der vom Verf. in der Vorrede gekennzeichnete Zweck des Buches „daß es nämlich möglichst dazu beitrage, die Kantische Gedankenwelt zu einem wirklich lebendigen Besitztume unserer Zeit und ihres Volkes zu machen“ beweist, dient das Buch vornehmlich populären Interessen.

Der erste Hauptteil, die drei ersten Kapitel umfassend, schließt sich an eine Einleitung, welche sich mit der Entwicklung der Philosophie bis Kant beschäftigt, an und kann als der biographische bezeichnet werden. Er hat in der 2. Aufl. des Buches, wenn auch die nach dem Erscheinen des Buches angestellten Kant-Forschungen fleißig benützt sind, nicht so durchgreifende Umgestaltung erfahren, als der andere Teil, der sich mit der Darstellung des Kantschen Systems befaßt.

Sehr anschaulich zeigt der Verf., ehe er sich dem Lebensgange Kants zuwendet, wie mit derselben Notwendigkeit der Entwicklung, mit welcher in der griechischen Philosophie die Vernunft „nach ihrem Fluge in die ungemessenen Fernen“ wieder sich selbst besinnt, indem der reflektierende Mensch alles Äußere verinnerlicht, und im Mittelpunkte dieser Krisis Sokrates steht, so auch Kant nach ganz ähnlichen Entwicklungsformen des philosophischen

Denkens, nur auf verändertem Boden und unter veränderten Verhältnissen, wieder zur Frage nach den Tiefen der menschlichen Natur zurückkehrt und indem er, wie einst Sokrates, die Philosophie von den Sternen zur Erde herabruft, den Menschen zum Ausgangspunkt und zum Mittelpunkt der philosophischen Betrachtung macht. Wie aber Kant das vierhundertjährige Werk der Aufklärung, das nach der Zeit der Scholastik von Cartesius, Bacon, Spinoza, Berkley, Leibnitz, Rousseau, Hume verbreitet wurde, dadurch vollendet, daß er die Menschheit über sich selbst aufklärt, ist in klarer, übersichtlicher Weise zur Darstellung gebracht. Nach solcher Vorbereitung schreitet der Verf. zur Schilderung des Lebensganges Kants. Gerade die Pflege individueller Eigenart, die sonst den Deutschen zukommend, ganz besonders aber im Zeitalter der Aufklärung zur Geltung kam, der Mangel jeglicher Zentralisation des Geisteslebens in der Zeit Friedrichs des Großen bewirkte, daß die Kantschen Ideen ihre gewaltige Wirkung ausüben konnten. Daß sie in der Provinzialstadt Königsberg entstehen konnten, dazu trug der Doppelcharakter eines provinziell und lokal beschränkten Wesens einer-, und einer freien weltbürgerlichen Erweiterung der Denk- und Gemütsart anderseits bei, wie sie sich unter den Bewohnern Königsbergs zeigte. In dem Teile, der die Jugendzeit, Studienjahre und die Hauslehrertätigkeit behandelt, widmet der Verf. dem großen Einfluß seiner zwar wenig gebildeten, aber scharfblickenden und gemütsvollen Mutter sowie des Predigers und späteren Theologieprofessors Fr. Alb. Schultz, des Philologen Heydenreich, des Professors der Mathematik und Philosophie Martin Knutzen, des Physikers Teske besondere Beachtung. Die Zeit seiner akademischen Lehrtätigkeit und die Epoche der „reinen Vernunft“ charakterisiert dann der Verf. durch reichliche Zitate aus Briefen und Dokumenten. Wie dann die von dem sich unter Friedrich Wilhelm II. ausbreitenden Pietismus der Zensurkonflikt zwischen Kant und der Berliner Zensurbehörde Kant den Lebensabend verbitterte und wie er nach immer mehr zunehmender Entkräftung sein Ende fand, beschreibt der Verf. in lebhafter Darstellung.

Daß seine Lebensführung und seine geistige Tätigkeit nach der negativen Seite Fernhaltung aller die freie Entfaltung des Geistes hindernden Einwirkungen, nach der positiven Seite die Verwirklichung der für alle Menschen geltenden Vernunftgesetze im eigenen Leben bedeutet, zeigt der Verf. im Schlußkapitel des oben genannten ersten Hauptteiles, und zwar mit Rücksicht auf die Sicherung der größtmöglichen Unabhängigkeit von äußeren Einflüssen, der Natur und des Schicksals. Dabei bietet der Verf. interessante Details über die gesetzmäßige Ordnung im äußeren Leben, in der geistigen Tätigkeit Kants sowie in seinem sittlichen Charakter.

Der zweite Hauptteil des Werkes, der sich mit dem philosophischen Systeme Kants beschäftigt, beginnt mit der sogenannten

vorkritischen Philosophie. Kant strebt noch in ihr den Zusammenhang des naturgesetzlichen Geschehens, nicht das Problem des Menschen zu erforschen. Hieher gehören die Schriften: „Von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte"; „Naturgeschichte und Theorie des Himmels", seit welchem Werke Kants kosmogenische Anschauungsweise als Kant-Laplacesche Theorie Gemeingut der Wissenschaft geworden ist. In diesem Werke sucht er zwischen Newton und Leibnitz zu vermitteln. Den Kampf gegen die dogmatische Philosophie beginnt er mit seiner Habilitationsschrift „Neue Beleuchtung der Grundprinzipien metaphysischer Erkenntnis". Mehr in positiver Richtung, als wie bisher, bewegt sich die Streitschrift „Von der falschen Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren". Besonders den Gegensatz zwischen Denken und Wirklichkeit hebt Kant deutlich hervor in dieser Schrift sowohl als in der anderen Streitschrift „Versuch den Begriff der negativen Größe in die Weltweisheit einzuführen" und bespricht auch das Problem der „Ursache und Wirkung". Die erstaunliche Unfehlbarkeit der bis auf ihn so bewunderten mathematischen Methode findet er darin begründet, daß die mathematischen Objekte nicht der Wirklichkeit, sondern dem Intellekte angehören, während in den anderen Wissenschaften besonders in der Philosophie der Gegenstand unseres Erkennens von dem Werkzeug desselben nicht erzeugt, sondern gegeben ist. Dies führte er in einer Schrift „Über die Deutlichkeit der natürlichen Theologie und Moral" aus.

Gegen den vorkantschen metaphysischen Betrieb der Philosophie, der sich mit dem Wesen und dem Dasein Gottes beschäftigte, wendet sich Kant in der Streitschrift „Der einzig mögliche Beweisgrund für das Dasein Gottes". Die weitere Entwicklung Kants bis zur Kritik der reinen Vernunft erklärt sich aus dem Einflusse Rousseaus, der sich besonders darin zeigt, daß Kant nur die menschliche Erkenntnis in die Gesamtheit menschlicher Bestrebungen umordnet und so zur auf Gefühl und Erfahrung gegründeten Wissenschaft vom Menschen gelangt. In dieser Rousseauschen Stimmung entstand die Schrift „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen". Humoristisch abrechnend beschließt Kant diese Periode der Reformation mit der kleinen Abhandlung „Versuch über die Krankheiten des Kopfes", in welcher er gegen die Phantastereien der Metaphysiker loszieht. Anschließend daran übte er eine scharfe Kritik des Swedenborgianismus in der Schrift „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik". Auch in dieser Schrift beschäftigt er sich mit den Versionen der Metaphysiker. Der Schluß der Schrift ist das sokratische Bekenntnis des Nichtwissens.

So war er durch die Skepsis zu einer neuen Grundlegung philosophischer Erkenntnis gekommen, die er in dem mit dem theoretischen verbundenen praktischen Interesse fand, dem Interesse an der Sicherung des allgemein Menschlichen, welches mit

Sittlichkeit und reiner Religion verknüpft ist. Er arbeitete an der Metaphysik der Sitten und die Schwierigkeiten, auf welche er stieß, lenkten ihn dem Erkenntnisproblem zu. Sein Programm liegt in den Antworten auf die Fragen: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen!" Daher ging er zuerst an die Lösung des Erkenntnisproblems.

Die klare und anschauliche Darstellung, welche der Verf. nun von dem Widerstreite der Vernunft mit sich selbst gibt, daß es Freiheit gebe und nach anderen keine Freiheit gebe, einem Widerstreite, dessen Lösung nur durch die Lösung des Kausalproblems erfolgen kann, und dann zum eigentlichen Erkenntnisproblem, zur Frage führt: „Wie kann begrifflose Sinnlichkeit mit begrifflicher unsinnlicher Erkenntnis bestehen" empfiehlt, wie auch die zunächst folgende Erörterung, durch die Kant die „reine" Erkenntnis und die „reine" Vernunft darzustellen sucht, das Werk ganz besonders zur Einführung in die Kantschen Erkenntnisse. Ref. muß es hervorheben, daß ihm ganz besonders die Erörterung über analytische und synthetische Urteile, *a priori* und *a posteriori* und der den Weg, wie Kant zur Formulierung „Wie sind synthetische Urteile *a priori* möglich?" mit Notwendigkeit gelangt, an Klarheit nichts zu wünschen übrig lassen. In ähnlicher Weise ist nun die erste Stufe, die sinnliche Erkenntnis, ihr Stoff, Empfindungen, ihre Form: Raum und Zeit, dem Verständnis nahe gebracht. Auf der zweiten Stufe, der Verstandeserkenntnis, verläßt der Mensch die Sphäre der Sinnlichkeit, schreitet fort zu den Begriffen. Zu dem rezeptiven Vermögen der Sinnlichkeit kommt das Spontane des Verstandes, Begriffe zu bilden. Auf die Frage, welches Band nun die Begriffe zu einem Urteile verknüpfe, woher die Gewißheit von dieser Verknüpfung stamme, gibt die Aufstellung der reinen Formen der Anschauung Raum und Zeit entsprechenden reinen Verstandesbegriffe, die eben dieses Band bilden, der Kategorien, Antwort. Etwas verstehen heißt die Begriffe durch Kategorien in eine feste Ordnung bringen. Aber nicht nur dies leisten die Kategorien, sondern sie helfen das Mannigfaltige als Eins zusammenfassen, und zwar nicht nur bei Begriffen, sondern auch bei sinnlichen Wahrnehmungen; dies bedeutet die transzendentale Idealität und die empirische Realität der Kategorien. Auf der dritten Stufe, der Vernunfterkenntnis, deren Stoff die Urteile, deren Form die Ideen sind, lehrt uns Kant über den Begriff der Vernunft als Vermögen der Ideen. Die Idee ist eine unbestimmte, allgemeine schematische Vorstellung, welche der Gedanke erreicht, wenn er die ganze Kausalkette durchfliegt und beim letzten anlangt, das nicht mehr Wirkung, sondern nur noch Ursache ist. Dieser Idee entspricht kein Gegenstand, sondern sie ist nur ein Schein, den die Vernunft als solchen erkennen muß. Hält man die Idee für einen Gegenstand der Erkenntnis, so ist das eine Täuschung. Unter diesen Ideen sind die besonders her-

vorzuheben, welche mit der Erfahrung nichts gemein haben und durch die grenzenlose Anwendung der Kategorien auf eine nur mögliche Erfahrung entspringen, das sind die reinen Ideen. Diese sind die Idee der Seele, die der Welt, endlich beides innere und äußere Welt zusammenfassend, nicht die Idee, sondern weil individualisiert, das Ideal Gottes. — Daran schließt sich eine Darlegung der Paralogismen, gegen die rationale Psychologie gerichtet, der Antinomien, die rationale Kosmologie widerlegend, des Nachweises des Trügerischen im ontolologischen Daseinsbeweise, wodurch sich Kant mit der rationalen Theologie auseinander setzte. Können diese Ideen nicht Gegenstand der Erkenntnis sein (negatives Resultat), so geben sie uns die Richtung an, der unsere Vernunft folgen muß (positives Resultat d. K. d. r. V.). So wird die Idee zum Zielpunkte unserer Erkenntnis, den wir zwar nicht erreichen, die uns aber, wenn wir sie zu erreichen suchen, Einheit in der Mannigfaltigkeit unserer Erkenntnis gewährt. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn wir erfahren, daß die Urteile durch die Ideen geordnet und geformt werden.

Da die Ideen, bereits außerhalb des eigentlichen Erkenntnisgebietes liegend, Normen für alle Vernunftoperationen, also Regulative für das Verhalten des Menschen sind, so bilden sie in diesem ihren Charakter den Übergang von der Erkenntnis zum Praktischen, weshalb auch die theoretische Grundlegung der Ethik, zu der der Verf. mit dem 6. K. übergeht, davon ihren Ausgang nimmt. Wie es Urteile *a priori* gibt und diese auf reinem Erkenntnisgebiete der Gegenstand der Philosophie sind, so gibt es auch auf dem der praktischen Vernunft Regeln *a priori*, Gesetze der Sittlichkeit. Um zu diesen zu gelangen, bespricht der Verf. in sehr instruktiver Weise die Begriffe des Guten und der Güter, der Motive, der Grundsätze. Nach ihren Zwecken beziehen sich die letzten auf Menschen und Dinge außer dem Handelnden und auf den handelnden Menschen selbst. Ihr Ziel ist zunächst Glückseligkeit. Kant ist es, der das Glückseligkeitsstreben, wie es die eudämonistische Moralphilosophie vor Kant zum Zwecke des sittlichen Handelns macht, streng von der Sittlichkeit scheidet. Die das Glückseligkeitsstreben inspirierenden Grundsätze sind nicht Regeln *a priori* (Gesetze), wie sie vom Sittlichen verlangt werden müssen. Diese Bedingung ist in der Form der Vorschrift erfüllt, welche lautet: „Handle so, daß du jederzeit wollen kannst, der Grundsatz, welcher im einzelnen Falle leitete, möge ein allgemeines Gesetz für die Menschheit sein“. Es gibt nur dies eine Sittengesetz. Weil aber dem objektiven Sittengesetz das Streben nach dem Glücke entgegensteht, kündigt sich dieses neue Sittengesetz nicht als bloßes Gesetz, dem gegenüber der Gedanke an Widerstand nicht aufkommt, sondern als Imperativ an, wobei das „Du sollst“ unbeschränkt, kategorisch gilt. Nun unterscheidet Kant genau

zwischen dem Sittlichkeitsimperativ und dem Glückseligkeitsimperativ, von denen letzterer hypothetisch, nicht kategorisch ist. Mit dem ersteren hängt die Vorstellung der Pflicht und der pflichtmäßigen, sowie der Handlung aus Pflicht zusammen. Die Bedeutung des Sittengesetzes und der Pflicht erhellt daraus.

Da nun das sittliche Handeln nicht hypothetisch ist und doch eine Reihe von Wirkungen erzeugt, so ist es frei. Das Dilemma aber zwischen dieser Freiheit und dem Ergebnis der Kritik der reinen Vernunft, daß es keine Freiheit gebe, oder die Frage: „wie kann Freiheit mit Kausalität bestehen“ löst sich durch die Unterscheidung der empirischen Welt, wie sie der Erkenntnis als Gegenstand dient, und der intelligiblen, wie sie die praktische Vernunft postuliert. In jener gibt es keine, in dieser aber wohl eine Möglichkeit der Freiheit, für welche als Beweisgrund die Tatsache des sittlichen Handelns zu nehmen ist. Hat aber die Idee für die praktische Vernunft Wirklichkeit, weil sie eben wirkt, so ist es auch, wenn auch nicht so unbedingt, bei der Idee der Seele (Unsterblichkeit) und des Daseins Gottes der Fall. Der Mensch erscheint demnach als ein Bürger zweier Welten, der sinnlichen Welt der Erscheinungen, hier wie alle Dinge in die eherne Kette der Kausalitäten verflochten, und der intelligiblen Welt der Freiheit, hier autonom, seinen eigenen Gesetzen gehorchend. So steht der berühmte Satz Kants: „der gestirnte Himmel über uns und das moralische Gesetz in mir“, klar vor unseren geistigen Augen.

Was nun im siebenten und achten Kapitel zur Darstellung kommt, ist die Anwendung der Theorie. In dem siebenten Kapitel behandelt der Verf. als Teile der praktischen angewandten Ethik die Anthropologie (pragmatische und moralische), Rechtslehre, Tugendlehre, Philosophie der Geschichte. Dabei nimmt er Bezug auf Kants „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“, den ersten Teil der Metaphysik der Sitten: „Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre“ „Streit der Fakultäten“, „Über den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“. „Zum ewigen Frieden“, den 2. Teil der „Metaphysik der Sitten“: „Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre“, den Aufsatz: „Über ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen“ und „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ u. a. Nicht weniger lesenswert wie dieses Kapitel sind die nachfolgenden über Religionsphilosophie, Ästhetik und Teleologie, doch muß Ref. sich's versagen, wegen des schon allzu ausgedehnten Umfanges des Referates ein Bild von diesem Teile zu entwerfen. Es erübrigt nur noch, auf das letzte Kapitel: „Fortwirkung der Kantischen Philosophie bis zur Gegenwart“, aufmerksam zu machen, welches Feind und Freund der Kantischen Philosophie Revue passieren läßt und so dem wohlgelungenen Bild von Kants Gedankenwelt die richtige Abrundung verleiht.

Ein Anhang und Register sorgt für leichtere Handhabung des Buches. Wer ein schwungvoll, dabei aber sachlich gehaltenes und leicht verständliches Buch, das den „scholastischen Charakter" der Darstellung Kants selbst vergessen läßt, zu lesen wünscht, der nehme dieses Werk zur Hand und er wird gewiß höchst befriedigt über die Wirkung dieser Lektüre sein.

Wien. Gustav Spengler.

Dr. Wilhelm Jerusalem, Lehrbuch der Psychologie. 4. Aufl. Wien, Braumüller 1907. Preis geb. 4 K.

Die Veränderungen, welche die 4. Auflage dieses Lehrbuches gegen die 3. aufweist, sind wenig eingreifend und können im ganzen als Verbesserungen angesehen werden. Ich kann daher, was die Vorzüge des Buches betrifft, einfach auf die Besprechung der 3. Auflage verweisen (Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 1903). Der Umfang (218 SS.) ist vollständig unverändert. Nur hat der Verf. am Anfange (S. IX—X) ein Blatt hinzugefügt, auf welchem er eine Liste der bei Abfassung seines Buches vorzugsweise benutzten wissenschaftlichen Werke gibt. Wir finden in dieser Literaturübersicht Werke der bedeutendsten Vertreter der neueren Psychologie angeführt. Es kann jedenfalls nicht schaden, wenn dem weiterstrebenden Schüler ein Nachweis geboten wird, wie er sich wissenschaftlich fortbilden kann.

Von Änderungen des Lehrtextes selbst ist eigentlich nur nennenswert die Umarbeitung des § 67 über das sittliche Gefühl und die Weglassung des § 68 über das Rechtsgefühl, so daß die Paragraphenzahlen von hier an in beiden Auflagen nicht übereinstimmen. Ob nun diese äußerliche Änderung gerade notwendig und angezeigt war, kann man bezweifeln. Es ist ja zuzugeben, daß das Rechtsgefühl keine selbständige Stellung beanspruchen kann, sondern nur eine Modifikation des sittlichen Gefühles darstellt. Da jedoch der Verf. wiederholt denselben Titel in zwei aufeinanderfolgenden Paragraphen behandelt, so konnte er auch hier eine solche Anordnung treffen, daß die Paragraphenzahl in beiden Auflagen unverändert blieb. Überdies scheint mir das über Selbstgefühl, Ehrgefühl und Rechtsgefühl Gesagte etwas zu dürftig. — Beim Gebrauche der beiden Auflagen nebeneinander kann die Verschiedenheit der Paragraphenzahl doch störend wirken.

Die übrigen Änderungen sind nur geringfügig und beschränken sich auf einzelne Worte oder Sätze, welche meist nur auf eine größere Deutlichkeit der Darstellung abzielen, in einigen Fällen auch durch die Resultate neuerer Forschungen veranlaßt wurden.

Es sind leider aber eine Anzahl von Stellen unverändert geblieben, die nach Ansicht des Ref. bei Gelegenheit einer Neuauf-

lage hätten ebenfalls verbessert werden sollen. So scheint mir das psychophysische Gesetz § 14 (S. 41) nicht richtig oder wenigstens nicht klar genug gefaßt. Es werden hier in einer hypothetischen Periode zwei Gedanken verschmolzen, deren Trennung die Klarheit der Darstellung erfordert, nämlich der Begriff der Unterschiedsschwelle und das eigentliche psychophysische Gesetz. Nicht die Konstanz des Verhältnisses zwischen Reizzuwachs und Reiz ist die Bedingung des Empfindungszuwachses, sondern ein gewisser Minimalbetrag des Reizzuwachses. Auch bezüglich der Richtigkeit des auf derselben Seite 41 weiter unten stehenden Satzes „Die Schätzung der Intensität unserer Empfindung belehrt uns nicht über die absolute Stärke des Reizes . . .“ ist ein Fragezeichen anzumerken. War vordem die Intensität des Reizes und der Empfindung 0, so fällt eben absolute Intensität mit der relativen zusammen. Wem ein einzelner Trompetenton vor dem Ohre schmettert, der hat sicher eine starke Gehörsempfindung und schätzt demgemäß auch die Intensität des wahrgenommenen Schalles. § 18 (S. 48, letzter Satz des Kleingedruckten). Inwiefern das Experiment mit den Kügelchen ein Beweis für die Glaubwürdigkeit des Tastsinnes sein soll, ist unverständlich, da es uns doch eben eine Täuschung vor Augen führt. § 21 (S. 56) der Absatz über Rhythmus wurde umgearbeitet, aber, wie mir scheint, teilweise nicht zu seinem Vorteile. In der 3. Auflage war wenigstens eine Definition des Rhythmus gegeben worden, während in der neuen Auflage eine bündige Erklärung fehlt. § 21 (S. 66). Was über Lokalisation der Gehörsempfindungen vorgebracht wird, erscheint mir von zweifelhaftem Werte. § 22 (S. 66). Daß die Sprache kein einziges Wort gebildet habe, welches eine Geruchsqualität bezeichnet, ist wohl nicht richtig. Denn die Worte ‘riechen’ und ‘stinken’ bezeichnen in erster Linie die am meisten verschiedenen Qualitäten der Geruchsempfindungen; allerdings mitbezeichnen sie zugleich den anhaftenden Empfindungston.

Zur Behandlung des ganzen Abschnittes *A*. Empfindung und Wahrnehmung wäre überhaupt zu bemerken, daß sie infolge der Nichttrennung der beiden Funktionen verschiedentlich nur eine oberflächliche sein konnte. Daß uns auf dem Standpunkte des entwickelten Bewußtseins selten isolierte Empfindungen gegeben sind, kann kein Grund für die ungesonderte Behandlung beider sein; denn dies gilt in gleicher Weise auch für alle anderen Seelenvorgänge. § 29 (S. 79, 4. Absatz). Das Beispiel von der Identifikation des Blitzes mit dem elektrischen Funken würde besser so lauten: Ebenso dauerte es, nachdem man mittelst der erfundenen Elektrisiermaschinen kräftige Funken erzeugen gelernt hatte, nicht lange, daß man den Blitz mit dem elektrischen Funken usw. identifizieren lernte. § 33 (S. 94). Beim Vergessen hat der Verf. die Wirkung der Zeit nicht gewürdigt. Die beste Trösterin ist ja sprichwörtlich vor allem die Zeit. Und warum? — Darüber wäre auch etwas zu sagen gewesen. § 34. Bei der Phantasie vermissen

wir die ausdrückliche Nambaftmachung ihrer charakteristischen Vorzüge, bezw. Schwächen, sowie ihrer gewöhnlich unterschiedenen Arten. § 54 (S. 188). Warum das dekadische Zahlensystem komplizierter sein soll als das Vigesimalsystem, ist nicht recht einzusehen. § 60, bezw. § 74. Die für das menschliche Gefühlsleben so charakteristischen unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen des Lachens und Weinens wären doch ausdrücklich zu nennen gewesen. § 85. Da doch eine Anzahl von Geisteskrankheiten genannt werden, so wäre m. E. eine vollständigere Aufzählung der Hauptformen vorzuziehen.

Die gemachten Ausstellungen sind von zu geringem Gewichte, als daß sie die Brauchbarkeit des Lehrbuches ernstlich in Frage stellen könnten; sie können aber dem Verf. vielleicht bei einer künftig etwa notwendig werdenden Auflage zur Anregung und Beachtung dienen.

Wien. Dr. J. Obermann.

Elementarer Lehrgang für den modernen Zeichenunterricht. Von Prof. K. Huberich. 2. Auflage. Stuttgart, Verlag von Konrad Wittwer 1907.

Unter dem Schlagwort „moderner Zeichenunterricht“ wird zunächst das seit einigen Jahren allmählich allgemein eingeführte direkte Zeichnen nach Naturobjekten verstanden. Nicht mehr über die Brücke der künstlerischen Vorbilder (in Vorlagen und Gipsen) soll der Schüler zur Natur geführt werden, sondern unmittelbar im wirklichen, farbigen Objekt die Mannigfaltigkeit und Schönheit einzelner Teile des großen Ganzen kennen lernen. Das Stoffgebiet wurde wohl ein komplizierteres, aber ungleich interessanteres und die erfahrenen Lehrer fanden auch bald den richtigen Weg vom Einfachen zum freien Schwierigen vorzuschreiten. Die Übungen regelmäßiger Formen in der Fläche mußten der Anfang bleiben, um Auge und Hand zu sicherer Linienführung zu erziehen und für das räumliche Sehen mußten die perspektivischen Erscheinungen wieder an den einfachsten räumlichen Gestaltungen studiert werden. Mit diesem Rüstzeug ausgestattet, konnte mit sicheren Schritten das Naturzeichnen in Angriff genommen werden.

Jedoch, wie alles Neue auf Seitenlinien Ausartungen und einseitigen Übertreibungen ausgesetzt ist, so erging es auch der Umgestaltung des Zeichenunterrichtes: es kamen die Reformer und Überreformer und statteten den regulären Unterricht mit einer Fülle von hemmenden Zutaten und Extravaganzen im Technischen aus, wodurch der ernste Gegenstand zur künstlerischen Spielerei degradiert wurde.

Der Verf. obigen Buches hält im großen und ganzen an den bezeichneten regulären Weg zum Naturzeichnen fest. Die Haupt-

aufgaben ergehen sich in strenger Formgebung und in der Auswahl der Motive wird nicht über das Fassungsvermögen der Schüler hinausgegriffen. Auch dem künstlerisch-erziehlichen Moment in Bezug auf Geschmack wird in vollem Maße Rechnung getragen.

Neben den „Hauptaufgaben" hat jedoch der Verf. — der Not gehorchend (ein Lehrbuch für den modernen Zeichenunterricht darf vorläufig nicht darauf verzichten) alle neueren Erfindungen der Überreformer mitlaufen lassen, welche überall hemmend eingreifen und die kostbare Zeit dem regulären Zeichnenlernen wegnehmen. Das Ornamenterfinden, Phantasiezeichnen, die Freiarmübungen, das konturlose Pinseln, das Erinnerungszeichnen von Landschaften und Figuren usw. sind auf dieser Stufe nutzlose Zeitvergeudung. Bei Benützung des Buches mögen die Lehrer diesen modernen Aufputz der Methode auf das richtige Maß reduzieren.

Wien. J. Langl.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur griechischen und lateinischen Lektüre an unserem Gymnasium.

III.

Seinem ersten Reformmotive entsprechend verlangt M. S. 30 f., wo er die „Hauptrichtlinien" andeutet, in denen sich eine Reform des Kanons zu bewegen hätte, die Berücksichtigung des historischen Prinzips. „Wie ich kurz", fügt er erklärend bei, „die Forderungen Wilamowitz' bezeichne, in der Antike nicht bloß absolut Ideales zu sehen, bezw. zu pflegen, sondern auch der historischen Entwicklung und den historischen Zusammenhängen mit unserer Kultur gerecht zu werden". Diese Forderungen hat aber Wilamowitz so nicht gestellt. Nach Wilamowitz ist die Antike als Ideal dahin (Verh. d. Berl. Juni-Konf. v. 1900, S. 206). Erst wenn man die Wörter „bloß" und „auch" streicht, entspricht die Formulierung annähernd dem Standpunkte jenes Gelehrten; es fehlt noch immer die Forderung, daß die Jugend Einblick in die anderthalbtausendjährige Periode der griechischen Weltkultur gewinne. Das liegt noch nicht in den Worten „den historischen Zusammenhängen mit unserer Kultur". Der Standpunkt, den M. hier mit seinem „nicht bloß, sondern auch" gibt, könnte vielmehr in Hinsicht auf den Lektürkanon als eine Verschmelzung des historischen Standpunktes mit dem ästhetisch-ethischen betrachtet werden, die ja vielen ganz annehmbar erscheinen wird und eben jenen „geschichtswissenschaftlich geläuterten Humanismus" darstellt, von dem oben gesprochen wurde. Daß aber dieser Standpunkt eine Kanonreform notwendig mache, muß eben erst gegen die oben erwähnten Gelehrten und Schulmänner bewiesen werden. Auch A. v. Bamberg betont (in Rethw. Jahresb. XVI [1901], VII 4) unter Hinweis auf den Vortrag O. Liermanns („Politische und sozialpolitische Vorbildung durch das klass. Altertum", Hum. Gymn. 1901, S. 18 ff.) und das Darmstädter Programm (1901) G. Lautenschlägers („Beiträge zur Xenophonlektüre der O IIIa"), daß der Zusammenhang der modernen

Kultur mit der antiken innerhalb unserer Klassiker aufgezeigt werden könne. Wir haben es also, um diesem vermittelnden Standpunkte gerecht zu werden, gar nicht nötig, bei der Klassikerauswahl nach einem anderen Prinzipe vorzugehen; alle die Autoren, die wir lesen, haben auch in der historischen Betrachtungsweise ihren hohen Wert und diese muß hauptsächlich durch die Interpretation zur Geltung kommen. Ich kann nicht glauben, daß M. wirklich gemeint hat — so hat Aly (a. a. O. S. 85) ihn verstanden —, bei der Autorenwahl habe der historische Standpunkt allein maßgebend zu sein, jenes „nicht bloß, sondern auch" spricht doch dagegen wie so manches, was sonst noch in dem Buche ausgeführt wird. Sollte das aber der Fall sein, so muß man sagen, daß nicht der geringste Versuch gemacht wurde, dies plausibel zu machen und die Gründe zu widerlegen, die seit dem Bekanntwerden der von Wilamowitz gemachten Vorschläge gegen diese Grundlage der Autorenwahl vorgebracht wurden. Zur Erfüllung seiner Forderungen wünscht M. „Einführung entweder eines dementsprechenden Lesebuches oder aber einer geschickt gewählten Sammelausgabe". Lesebuch oder Sammelausgabe kommen doch wohl auch bei ihm nur als Ergänzung der Hauptautoren-Texte in Betracht. Derartiges wird ja jetzt schon, wenn Zeit bleibt, sogar in der öffentlichen Lektüre, jedenfalls aber in der Privatlektüre verwendet. Auffallend ist, daß die Sammelausgabe „geschickt gewählt" sein soll; nötiger wäre es wohl, dies von den Abschnitten des Lesebuches zu verlangen; doch das muß ja „dementsprechend" sein. Wer wird aber jene Geschicklichkeit haben? Soll am Ende ein einziges buchhändlerisches Unternehmen gefördert werden? Weiter verlangt M. Pflege der Privatlektüre im Sinne seiner Forderungen. Also Einschränkung des Gebietes, auf dem bis heute volle Freiheit herrscht! Bis jetzt haben die Schüler — Gott sei Dank! — nach ihrem und ihrer Lehrer Sinne Privatlektüre treiben können, von jetzt ab sollen sie sie nach dem „dementsprechenden Lesebuch" oder der „geschickt gewählten Sammelausgabe" vielleicht in „kritisch vertieft historischem Sinne" treiben.

Als zweites Reformmotiv betrachtet M. die Tatsache, daß sich innerhalb der Wissenschaft die Wertschätzung und Charakteristik einiger der bedeutendsten Schriftsteller im Laufe der Zeit nicht unbeträchtlich verschoben habe: dies treffe besonders Cicero, Vergil, Demosthenes und Xenophon; doch lasse er hierüber den beiden Kollegen als Fachmännern das Wort. Da sich M. selbst inkompetent erklärt, versteht er unter der Wissenschaft hier die Philologie, nicht die Pädagogik. Man wundert sich nicht wenig als zweites bezeichnet zu finden, was eben als erstes hingestellt wurde. Das sind ja doch gerade solche Umwertungen, wie sie die historische Betrachtungsweise mit sich bringt. „Durch die glänzende Entwicklung der philologischen Wissenschaft", sagt P. Cauer (N. Jahrb. 1904, 2. Abt., S. 181), „ist allmählich unser inneres Verhältnis zum Altertum ein anderes geworden. Altüberlieferte Werturteile wurden zerstört: der Glaube, daß lateinische Syntax etwas Vollkommenes, gewissermaßen nur sprachlicher Ausdruck einer absoluten Logik sei, konnte sich nicht behaupten; Vergil, Horaz, Demosthenes, gar

Xenophon und Cicero mußten von ihrer Höhe herabsteigen; selbst Homer verlor von dem Nimbus, in dem Lessing und Goethe ihn gesehen hatten, je mehr man ihn nun historisch begriff". In dem Bestreben, die Zahl der Reformmotive möglichst groß erscheinen zu lassen, scheint M. einen Verstoß gegen die Logik[1]) begangen zu haben. Aber wir können auch nicht einmal zugeben, daß diese Konsequenz des ersten sogenannten Motives wirklich für die Kanonreform in Betracht kommen kann. Erstens macht die veränderte Beurteilung eines Schriftstellers vom wissenschaftlichen Standpunkte so lange für die Schule nichts aus, als sie nicht auch den Wert der Schriften jenes Autors für die Erziehung der Jugend herabmindert (vgl. auch Aly a. a. O. S. 86 f.); das ist aber bei keinem einzigen der von M. genannten Autoren und auch bei anderen nicht der Fall, wenigstens müßte er auch das wieder zu beweisen suchen. Die Umwertung in der Wissenschaft ist eine durchgehende gewesen, ohne daß dabei neue Werte für die Jugenderziehung (bei Beibehaltung des ästhetisch-ethischen Standpunktes) entdeckt worden wären. Zweitens ist diese Verschiebung nicht von heute; in unserem Lektürplan ist sie, wie oben bemerkt, schon 1849 zum Ausdruck gekommen. Wir könnten M. also nur dann beistimmen, wenn die Wissenschaft, innerhalb deren sich die Wertschätzung verschoben hat, die Pädagogik wäre; daß aber davon gar keine Rede sein kann, weiß er selbst am besten. Da er bezüglich der angeführten Beispiele den beiden Kollegen das Wort läßt, wollen wir hier nicht weiter mit ihm darüber rechten; aber auf eines muß aufmerksam gemacht werden. M. nennt auch Cicero. Von ihm kann man mit besonderem Rechte sagen, daß sich seine Wertschätzung und Charakteristik seit 50 Jahren — von dieser Zeit kann M. nur sprechen — geändert hat; doch nicht so, wie er seinem Kollegen Kukula geglaubt zu haben scheint. Während man nämlich vor etwa 50 Jahren schon nach Drumann (1836) und Mommsen (1854) über Cicero von einseitigem Standpunkte aus aufs härteste urteilte, hat sich bekanntlich namentlich seit dem letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts in der Wissenschaft das Urteil über Cicero zu seinen Gunsten geändert, man denke an Aussprüche und Arbeiten von Birt, Boissier, Gardthausen, Hirzel, Leo, Rhode, O. E. Schmidt, Schneidewin, Schwartz, Zielinski; Ciceros Wichtigkeit für die Schule aber ist zu gleicher Zeit wiederholt betont worden (von Aly, Deuerling, Weißenfels, vgl. insbesondere den Bericht über die Vers. d. Gymnasialver. v. 24. Mai 1904 in Hum. Gymn. 1904, S. 139 ff., 149 ff.) und kam in den preußischen Lehrplänen von 1901 gegenüber denen von 1892 deutlich zum Ausdruck — daß M. nichts davon gemerkt hat, ändert nichts. Wer aber vollends auf demselben Standpunkte stehen will wie Wilamowitz, darf nicht irgendwie einer Einschränkung der Cicero-

[1]) Der Fehler liegt darin, daß M. in der unklaren Angabe seines ersten Reformmotives vom Fallenlassen idealisierender Werthaltungen redet, wovon er unter 2 spricht; besser hätte er als erstes Reformmotiv hingestellt, daß seiner Meinung nach heute bei der Autorenwahl der ästhetisch-ethische Standpunkt nicht mehr allein in Betracht kommen könne.

lektüre und schon gar nicht bei uns das Wort reden, sondern der muß folgerichtig Cicero in den Mittelpunkt der lateinischen Lektüre stellen. Wie kann M. in diesen verwunderlichen Widerspruch mit sich selbst geraten, wenn er die „tiefgreifenden und weitblickenden“ Gedanken jenes Gelehrten dort gelesen hat, wo sie am besten niedergelegt sind? „Das Latein“, heißt es dort (Verhandl. der Juni-Konf., S. 207), „darf außer der Sprache gar nichts spezifisch Römisches enthalten, sondern was zur antiken Weltliteratur gehört wie Cicero (der trotz Mommsen dort den Mittelpunkt bilden muß) und Horaz“.

Wenn also M. nach seinem sogenannten Reformmotiv als zweite Richtung, in der die Reform sich zu bewegen hätte, bezeichnet: „Abschüttelung dessen, was unzeitgemäß geworden, so insbesonders Beschränkung der Cicero- und Demosthenes-Lektüre, eventuell auch Xenophons und Vergils“, so genügt es darauf zu sagen, daß alle Autoren unseres Kanons vom Standpunkte der Schule heute genau so zeitgemäß sind wie im J. 1849. Für den, der auch für die Schule den Standpunkt Wilamowitz' einnimmt, muß sogar z. B. Vergil und insbesondere Cicero noch viel mehr zeitgemäß geworden sein, vgl. Wilamowitz in Hinnebergs Kultur d. G. I 8, S. 1.

Ein drittes Reformmotiv soll nach M. in einer allmählich immer merklicher gewordenen Verschiebung der Zielforderungen des klassischen Unterrichtes liegen. Man ist erfreut, hier endlich etwas von den Zielen zu hören, deren Veränderung auch eine Veränderung des Kanons bedinge, wird aber sofort enttäuscht. Er spricht hier von der „beim Griechischen längst, beim Lateinischen allgemach immer stärker zurückgetretenen Forderung der stilistischen Beherrschung der Sprache“, deren letzter Rest noch das deutsch-lateinische Skriptum bei der Maturitätsprüfung sei, für ihn nach der ganzen sonstigen Stellung des altklassischen Unterrichtes fast schon ein Anachronismus von hoffentlich kurzer Dauer. Fasse man hierin sein Ziel klar und vorurteilslos ins Auge, so werde auch in der Wahl der Autoren der sprachlich-stilistisch-rhetorische Gesichtspunkt „mit aller Bewußtheit“ zurückgedrängt werden müssen, das Hinübersetzen werde nur mehr Übungswert für die elementare und Mittelstufe beanspruchen dürfen. In dem Vorworte haben die drei Reformer vom Lateinschreiben und Lateinsprechen geredet, gegen welchen allgemeinen Ausdruck ich mich wenden mußte; ich kann M. auch in dem, was er hier sagt, nicht Recht geben. Gesetzt, eine solche Verschiebung der Zielforderungen im klassischen Unterrichte sei bei uns seit 1849 merklich geworden, sie kann auf den Autorenkanon nicht Einfluß nehmen, da dieser unabhängig von einer solchen Zielforderung, ja gegen eine solche aufgestellt wurde. Doch wir wollen diese Behauptung auch beweisen.

Wenn das Zurückdrängen der an das stilistische Können in den klassischen Sprachen gestellten Forderungen als ein Fortschritt bezeichnet zu werden verdient, so ist unser Lehrplan von 1849 in diesem Punkte fortgeschrittener als die heutigen Lehrpläne aller Staaten des deutschen Reiches. Der Neuhumanismus stellte bekanntlich als alleiniges Ziel die Lektüre der Schriftsteller hin und verwarf die lateinische Imitatio. Unser

Lehrplan von 1849 steht in der Zielbestimmung des latein. Unterrichtes vollkommen auf diesem Standpunkte. Das Lateinreden und -schreiben wird, wie schon oben bemerkt, ausdrücklich beseitigt zu einer Zeit, wo der lateinische Aufsatz in allen anderen deutschen Gymnasien in schönster Blüte steht. Der grammatische Unterricht des Obergymnasiums wird in den Dienst der Lektüre gestellt; das zeigt der Wortlaut der Instruktionen von 1849 schon (S. 114, 117 des Abdruckes von 1879), das zeigt das Ausmaß des grammatischen Unterrichtes, eine Stunde wöchentlich in den vier obersten Klassen, das zeigt endlich die Auswahl der Schriftsteller und die ihnen eingeräumte Zeit aufs deutlichste. Nepos, Livius, Sallust, Tacitus erscheinen im Kanon mit derselben oder größerer Stundenzahl bedacht als Cicero, Xenophon erfährt erst später (1855) Aufnahme und noch später (1884) weitere Berücksichtigung, damit eine gedeihliche Lektüre des Demosthenes und Plato sowie Sophokles möglich werde. Oder sollte am Ende jemand behaupten wollen, Cicero, den die allermodernste Richtung in den Mittelpunkt des lateinischen Unterrichtes gestellt haben will, sei mit einem Semester und 4 wöchentl. Lektürestunden bedacht worden, um die „stilistische Beherrschung der lateinischen Sprache“ möglich zu machen? Daß nicht die Grammatik als Wissenschaft Gegenstand und Ziel des Gymnasiums sei, sondern vielmehr durch die Einführung in die Werke der Alten klassische Bildung zu gewinnen, daß es unter den bestehenden Verhältnissen nicht zu leisten sei, die lateinische Sprache für die Wiedergabe jedes beliebigen Textes der Muttersprache handhaben zu lehren, daß in den sogenannten Kompositionen im Latein das Hauptgewicht nicht auf stilistische Reinheit oder Eleganz des Ausdruckes zu legen sei — vom Griechischen nicht zu reden —, ist wiederholt ausdrücklich eingeschärft worden (besonders durch den Min.-Erlaß vom 30. September 1891). Bei uns kann also von einer Verschiebung jener Zielforderung stilistischer Beherrschung aus dem Grunde nicht gesprochen werden, weil dieses Ziel 1849 nicht nur nicht aufgestellt, sondern ausdrücklich ausgeschlossen wurde. Wenn es in unserem Lehrziel des Lateinischen für Obergymnasien heißt: „Erwerbung des Sinnes für stilistische Form der lateinischen Sprache und dadurch mittelbar für Schönheit der Rede überhaupt“, so wird hier verlangt, daß auf den formalen Gesichtspunkt bei der Lektüre im Obergymnasium nicht ganz verzichtet werde; bloß an den Elementarübungen in den paar Grammatikstunden, die wir im Obergymnasium haben, kann niemand Sinn für stilistische Form usw. erwerben. Daß wir aber auf alles Formale gänzlich verzichten sollen, wird doch niemand ernstlich verlangen. Dagegen kann von einer Verschiebung der Zielforderung stilistischer Beherrschung, wie bei Besprechung des Vorwortes gezeigt wurde, in Bezug auf die Wandlungen in Deutschland wohl gesprochen werden; aber M. will ja unser Gymnasium reformieren. Gewiß ist es bemerkenswert, wenn man die Lektüre der Klassiker und eine gute deutsche Übersetzung als Hauptaufgabe hinstellt und bei der Maturitätsprüfung allein eine Übersetzung ins Lateinische fordert, und es ist begreiflich, daß man in Deutschland — ich nenne nur Deinhardt (1867), Schiller, Lentz, Waldeck, Ziemer,

zuletzt Wessely (N. Jahrb. 1906, II, S. 816) — immer lauter eine Übersetzung ins Deutsche fordert; bei uns aber fällt das deutsch-lateinische Skriptum [1]) nur halb so stark ins Gewicht, da wir (auch seit 1849 schon) die Übersetzung aus dem Lateinischen haben. „Zum Hauptziel", sagt G. Uhlig (Hum. Gymn. 1902, S. 82 f.), „oder gar zum einzigen Ziel des lateinischen Unterrichtes wird durch solche Einrichtung (das lateinische Skriptum bei der Reifeprüfung) das fehlerlose Übersetzen ins Lateinische keineswegs gemacht, zumal da nicht, wo, wie es uns praktisch zu sein scheint, neben das Skriptum auch eine schriftliche Übersetzung aus dem Latein tritt". Man kann diese Übersetzung bei uns auch kaum den letzten Rest der Forderung der stilistischen Beherrschung des Lateinischen nennen, sie ist der Abschluß der grammatischen Übungen und hat den Zweck, die grammatischen Kenntnisse auf einer gewissen Höhe zu erhalten, so daß eine fruchtbare Lektüre möglich ist. Würde die Lektüre betrieben, um dieses Skriptum zu ermöglichen, oder störte überhaupt diese Arbeit den sonstigen Unterrichtsbetrieb irgendwie, dann müßte auf deren Beseitigung gedrungen werden; das ist aber, wenn man die Vorschriften einhält, nicht der Fall. Was sich für die Beibehaltung dieser Maturitätsarbeit hauptsächlich anführen läßt, hat zuletzt Fr. Aly a. a. O. S. 88 f. gegen M. bemerkt. Doch auch wenn dieses Skriptum aufgegeben würde, könnte man dann auf solche Übungen in den obersten Klassen überhaupt verzichten? [2]) Man hat jetzt provisorisch den griechisch-grammatischen

[1]) Von dieser Übersetzung wird seit 1849 nur Sicherheit in der Grammatik und einige Gewandtheit in Vergleichung der Muttersprache mit der lateinischen verlangt, von stilistischer Beherrschung keine Spur. Die griechisch-deutsche Maturitätsarbeit haben wir schon seit 1849, während die deutsch-griechische Arbeit in Preußen nach ihrer Beseitigung im J. 1834 nach zwanzig Jahren (1856) wieder eingeführt und dann erst 1882 von Bonitz abgeschafft wurde.

[2]) T. Hruby, „Zur Reform unseres Lateinunterrichtes" in dieser Zeitschr. 1892, Suppl., 41 ff. und neuerdings K. Wunderlich, „Ein Beitrag zum Betrieb des altklassischen Unterrichtes am Gymnasium", Progr. des Gymn. von Teplitz-Schönau 1902, wollen das Hinübersetzen am ganzen Obergymnasium beseitigen. Daß damit der altklassische Unterricht überhaupt gefährdet erscheint, dürften wohl die Fachmänner in überwiegender Mehrzahl zugeben. Man vgl. bezüglich des Hinübersetzens die Äußerungen von Volkmann, O. Jäger, Hartwig auf der Dezember-Konferenz in Berlin 1890, insbesonders, was G. Uhlig über die Erfahrungen in Dänemark sagte (Verh. S. 255), und die Gutachten von Fries, Kübler, Harnack (vom J. 1900) sowie die Worte des Berichterstatters Matthias (Verh. von 1900, S. 128 f.). In einer in vieler Hinsicht trefflichen Schrift, auf die ich später noch zurückkomme, betont in allerletzter Zeit Kam. Huemer („Der Geist der altklassischen Studien und die Schriftstellerwahl bei der Schullektüre", Wien 1907, S. 54 f.), daß es nichts Törichteres gebe als das ewige Gerede von dem „teuren Luxus" des Grammatikunterrichtes und konstatiert, daß im allgemeinen heute bei uns nicht mehr Grammatik betrieben werde, als zur Lektüre der Klassiker unerläßlich sei. Unter Berufung auf Paulsen (Gesch. d. g. Unt. II 654) erklärt er, der grammatische Unterricht dürfe nicht vernachlässigt werden. Gleichwohl redet er einer Beseitigung des grammatischen Unterrichtes in VII^a und VIII^a das Wort. Ich kann ihm hierin nicht folgen, erstens, da er eine grammatische Vorbildung der Schüler voraussetzt, die ich noch nirgends ge-

Unterricht auf der obersten Stufe eingeschränkt; die Erfahrung wird zeigen, ob sich nicht wie in Preußen die Notwendigkeit einstellen wird, den grammatischen Unterricht wieder zu verstärken. „All die Zeit, die auf die schriftliche und mündliche Anwendung der toten Sprache verschwendet wird, ist der Lektüre der Autoren zu widmen, die dann erst recht blühen wird, wenn man jene Bemühungen ganz aufgibt", so könne man, sagt G. Uhlig a. a. O. S. 82, unzählige Male lesen und hören, auch merkwürdigerweise von Pädagogen; eine Phrase, deren Hohlheit durch die Erfahrung für jeden, der diese befragen könne und wolle, erwiesen werde. Und mit Rücksicht auf die Verstärkung des grammatischen Unterrichtes durch die neuen preußischen Lehrpläne fährt er weiter unten fort: „Wir .... wollen nur dankbarst anerkennen, daß in den Bestimmungen über die lateinischen Übersetzungsübungen jetzt dem Geschwätz, welches die vernünftige Unterrichtsmethode noch weiter zurückzudrängen suchte, sehr deutlich Widerstand geleistet und der Rückweg zum Besseren betreten worden ist". O. Weißenfels aber betont (Handbuch, S. 254 f.) in zusammenfassender Darstellung die Wichtigkeit dieser vornehmlich von seiten der Herbartianer angefeindeten Übungen in einer Weise, die wohl jeden, der auch nur einige Erfahrung im Unterrichte besitzt, überzeugen wird. Längst hat übrigens Willmann (Didaktik II, S. 93) erklärt: „Grammatiktreiben und Autorenerklärung schließen einen reichen und zusammenhängenden Bildungsinhalt in sich und keines kann ohne Schaden des anderen verkürzt werden". Bei aller Bewunderung nun für die Sicherheit, mit der sich M. in dieser Frage Klarheit und Vorurteilslosigkeit zutraut, scheint mir doch die Wahrheit auf Seite der eben erwähnten Pädagogen zu sein, denen doch wohl genaue Kenntnis des Unterrichtsbetriebes und reiche Erfahrung nicht abgesprochen werden

---

funden habe. Wenn man Jahr für Jahr in VI_a, VII^a oder VIII^a (mit stets mehr als 40, oft mehr als 50 Schülern) Lateinunterricht erteilt, sieht man immer mehr, wie nötig diese Übungen (nicht etwa für die Hinübersetzung bei der Matura, sondern überhaupt) sind. Auch berücksichtigt K. Huemer die traurigen Erfahrungen nicht, die man anderswo mit der Einschränkung dieses Unterrichtes gemacht hat, und endlich legt er dem Hinübersetzen in den obersten Klassen gar keinen oder zu wenig bildenden Wert bei. Die Grammatikstunden in den obersten Klassen lassen sich mit Rücksicht auf den propädeutischen Unterricht für die Erkenntnis der logischen und noch mehr der psychologischen Motive in den Sprachgesetzen fruchtbar gestalten. Allerdings dem Lehrer der obersten Klassen, der wegen der guten Vorbildung seiner Schüler oder aus einem anderen Grunde die Überzeugung hat, daß ein grammatischer Unterricht überflüssig sei und die Zeit bei der Lektüre nutzbringender verwendet werden könne, dem soll die Möglichkeit geboten sein, alle Stunden, die zur Verfügung stehen, auf die Lektüre zu verwenden. Mit völlig unzureichenden Gründen wendet sich gegen das Hinübersetzen in letzter Zeit G. Erdenberger „Über den Betrieb der toten und lebenden Sprachen an unseren (sächsischen) Gymnasien", N. Jahrb. 1907, II, S. 99 ff. Interessant ist es zu hören, welch hohen Wert z. B. Schopenhauer, der selbst kein Gymnasium besucht hat, dem Übersetzen in das Lateinische beimaß, vgl. E. Stemplinger „Schopenhauer und die hum. Studien", Bl. f. d. bayr. Gymnasialwes. 1904, S. 177 ff.

kann. Doch selbst wenn die mangelnde Einsicht auf dieser Seite wäre, selbst wenn auch alle Hinübersetzungen aus dem Obergymnasium oder sagen wir aus dem Gymnasium überhaupt verschwinden müßten, auf welche anderen Autoren würde dann die Wahl fallen? Welche Autoren sollten dann beseitigt werden? Cäsar oder Cicero? Glaubt man wirklich, daß es je einen Lateinunterricht ohne diese beiden Autoren geben wird? M. spricht von dem bewußten Zurückdrängen des „sprachlich-stilistisch-rhetorischen" Gesichtspunktes. Damit also der ganze Formalismus gleich auf einmal verabschiedet werde, kommt hier das „Rhetorische" auch herein, das gar nichts mehr mit unserem Hinübersetzen zu tun hat. Da zerbrechen sich die Leute den Kopf, wie sie es anstellen sollen, daß der Jugend auch etwas Beredsamkeit zuteil werde, führen Redeübungen ein und pflegen sie und auf der anderen Seite finden sich solche, welche jenen kümmerlichen Rest noch nehmen wollen, die paar Reden wirklicher Redner, die jetzt gelesen werden, die, als ganzes vor- und nachübersetzt, noch einen Begriff wirklicher Beredsamkeit geben können. Das Redenhalten ist doch wenigstens zeitgemäß. „Wer es schaudernd erlebt hat", sagt Fr. Aly (Humanismus oder Historismus, S. 12), „wie schrecklich sich Festredner blamieren, wie schwer es repräsentierenden Persönlichkeiten fällt, den Empfindungen des Festtages einen angemessenen, geschweige einen hinreißenden Ausdruck zu geben, der wird von dem rhetorischen Teile der Jugenbildung nicht geringschätzig denken". Wilamowitz aber, der übrigens von Demosthenes beiläufig so viel zu lesen zuläßt, als bei uns gelesen wird (§§ 139—210 der Kranzrede und einige wenige kurze Reden, Verh. 1900, S. 210), hat das Fehlen der Beredsamkeit in seiner Auswahl der griechischen Lektüre damit motiviert, daß stilisierte Rede im Latein und Französisch, auch der Dichtung dieser Sprachen, ausgiebig vertreten sei. Das gilt aber für uns nicht und auch deutsche Reden[1]) werden bei uns kaum gelesen. Jedenfalls aber darf man sich nicht auf Wilamowitz berufen, wenn man bei uns von Einschränkung der Redner spricht. Dazu kommt, daß wir Cicero und Demosthenes auch nicht aus dem einzigen Grunde lesen, weil sie Redner sind.

„Prinzipielle Zurückdrängung des stilistisch-rhetorischen Standpunktes, hiemit auch wieder Zurückdrängen der Reden gegenüber historischen oder philosophischen Aufsätzen oder Briefen oder sonstigen Prosadarstellungen" so lautet die dritte Weisung, die M. für die Reform gibt, das „Sprachlich" ist weggefallen. Von einer Begründung, warum Rhetorik fast verschwinden soll, keine Spur; denn was er oben über die stilistische

---

[1]) „Daß moderne Staatsreden nicht auf der Schule gelesen werden können", sagt A. Baumeister (Zur allg. Einl. d. Handb., S. LVII), „bedarf ja keiner Erörterung; aber an Demosthenes' philippischen und olynthischen Reden sowie an einigen von Cicero kann unter einem guten Lehrer jeder nicht allzu dürftige Kopf begreifen lernen, was die Kunst der Worte für eine Macht hat und worin sie sich zeigt". H. Schiller hält gar die antike Theorie der Beredsamkeit für auch heute noch wertvoll und empfiehlt daher eine Auswahl aus Ciceros *De oratore* (Rein, Handb.[1] IV 317).

Beherrschung der lateinischen Sprache und das Hinübersetzen gesagt hat, ist für diese Forderung keine Begründung. Auch müßte eben erst irgendwie gezeigt werden, daß bei unserer Autorenauswahl der stilistisch-rhetorische Standpunkt in einer Weise maßgebend war, daß eine Zurückdrängung dieses Standpunktes noch möglich wäre. Überhaupt klingt diese Forderung hier höchst merkwürdig, nachdem M. (S. 20) selbst konstatiert hat, daß 1849 der formalistisch-rhetorische Standpunkt in der Wahl des Lesestoffes endgiltig aufgegeben wurde und daß bei der weiteren Entwicklung des Lehrplanes das im Vergleich mit früher ohnedies schon fast ganz verdrängte rhetorische Element noch weiter zurücktrat (S. 21). Auf Kosten der paar Reden, die wir heute noch lesen, ist eine Berücksichtigung anderer Prosadarstellungen leider nicht möglich, so sehr wir dies auch z. B. von philosophischen Schriften wünschten. „Rhetorik (als Kunst der Seelenführung) ist geradezu unentbehrlich", sagt O. Immisch (N. Jahrb. 1900, II, S. 318), um noch einen sehr gewichtigen Gewährsmann anzuführen, „überall, in der Wissenschaft wie im Leben, muß sie jedweder nach dem Maße seiner Begabung und Übung in Anwendung bringen. Deshalb war es auch berechtigt, daß das humanistische Bildungsideal neben das *sapere* das *fari* stellte .... Doppelt nötig aber erscheint dies *linguam fingere* für unsere Zeit. Tagtäglich dringt auf uns das ebenso flüchtige wie forcierte, aller Zucht und Strenge entbehrende Gerede der Presse ein und bekanntlich ist es gerade die reifere Jugend, die sich durch diese ungesund geistreichelnde und Genialität affektierende Schreibweise faszinieren läßt. Dazu kommt, daß uns Deutschen im ganzen ein gewisser Mangel an edlerer Formfreude eignet. Ohne den damit verbundenen Vorzug geringzuschätzen, wird man doch wünschen müssen, daß die Schule, soviel an ihr liegt, das Gefühl für die Schönheiten 'stilisierter Rede' und psychagogischer Argumentationskunst erwecke und kräftige .... So dürfte es sich empfehlen, nichts ungenutzt zu lassen, was uns irgend zu Gebote steht. Und dazu gehört m. E. eine fleißige Rednerlektüre. Schon das ist von großem Werte, daß der Schüler hier eine Prosa kennen lernt, die in ganz eminentem Sinne auf das Ohr des Hörers und nicht auf das Auge des Lesers berechnet ist".

Nun endlich zum vierten und letzten Reformmotiv Martinaks, das er als recht wichtig bezeichnet: die leidige, aber nicht wegzuleugnende Tatsache, daß Lust und Freude an der altklassischen Lektüre bei den Schülern, ja mitunter auch bei den Lehrern, abgenommen habe. Wirklich auch bei den Lehrern? Das ist tiefbetrübend, wenn es wahr ist. M. wird gewiß nicht ohne persönliche Erfahrungen so sprechen; nur muß man konstatieren, daß das „mitunter", da es ja nur ein einzelner von Personen, die ihm begegnet sind, gebraucht, keine große Anzahl von Fällen bezeichnen kann. Die Lehrer, deren Lust und Freude an der altklassischen Lektüre wegen unseres Kanons abgenommen hat, sind aufs tiefste zu bedauern sowie ihre Schüler. Diesen Lehrern ist nicht zu helfen, auch dadurch nicht, daß man etwa Demosthenes durch Lysias und Plutarch oder Ciceros philosophische Schriften durch die Briefe des jüngeren

Plinius ersetzt. Den Schülern dieser Lehrer muß durch deren Beseitigung geholfen werden, wenn diese Lehrer nicht selbst so ehrlich sind, auf ihr Lehramt zu verzichten und etwas anderes anzufangen oder zu verlangen, daß man sie keine Autoren lesen lasse. Ich gestehe, daß ich von solch einem Lehrer noch nie etwas gesehen oder gehört oder gelesen habe. Damit sage ich natürlich nicht, daß ich noch nie einem Lehrer begegnet bin, bei dem gerade aus irgend einem Grunde die Lust zu lehren abgenommen hatte; solche Fälle kommen wohl bei allen Lehrern vor, aber doch ausschließlich nur aus Gründen, die nicht im Lehrstoffe selbst liegen. Unser Lektürkanon ist so beschaffen, daß jeder Autor jeden philologischen Lehrer interessieren kann, begeistert kann man natürlich nicht für alles sein. Einen Kanon aufzustellen, der nichts anderes enthält, als was alle Lehrer begeistert, ist wohl unmöglich. Vielleicht meint M. nur, daß ein Lehrer hie und da etwas mit geringerer Lust lese; dann hätte er nicht von Abnahme der Lust an der altklassischen Lektüre reden dürfen.

Was nun die Schüler anlangt, so habe ich aus meiner Schulzeit vor ungefähr 25 Jahren in Erinnerung, daß die Freude an der altklassischen Lektüre bei verschiedenen Klassen und Schülern, wie bei denselben Klassen und Schülern unter verschiedenen Lehrern verschieden war und daß im allgemeinen die Stimmung für die altklassische Lektüre nicht günstig war. Als Lehrer glaube ich die Erfahrung gemacht zu haben, daß die Schüler — vielleicht auch wegen der Anregung durch geregelter betriebene Privatlektüre — jetzt mehr Lust und Freude zeigen. Aber was bedeuten da die Erfahrungen eines einzelnen? Alle Lehrer werden wohl bestätigen, daß Lust und Freude ganzer Klassen wie einzelner Schüler bei demselben Lehrer zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Lehrern zu derselben Zeit verschieden ist. Sollte man aber wirklich die Tatsache nicht leugnen dürfen, daß die Freude der Schüler an den altklassischen Studien abgenommen hat, wie schon der bekannte Ministerial-Erlaß vom 30. September 1891 feststellt, so wird man doch leugnen dürfen, daß der Lektürekanon als solcher daran Schuld trägt. Wo die Gründe einer solchen Abnahme liegen könnten, ist doch jedermann klar. Da ist die Zunahme mittelmäßiger oder noch schlechterer Schüler, die wegen der „Privilegien“ des Gymnasiums die Klassen überfüllen, die ganze Zeitströmung und die Stimmung des großen Publikums, durch oberflächliche Äußerungen über die Klassiker und leichtfertig generalisierende Bemerkungen über den Betrieb des altklassischen Unterrichtes beeinflußt, das Verhalten des Hauses, durch Mißerfolge eines unbegabten oder liederlichen Buben bestimmt, Unfähigkeit oder Verkehrtheiten einzelner Lehrer oder Personen, die auf die Lehrer Einfluß nehmen, eine gewisse Resignation der philologischen Lehrer infolge aller dieser Umstände und vielleicht noch a. m. (vgl. zuletzt J. Resch, Mitt. d. Ver. deutscher Mittelschull. VI 2, S. 48, Sp. 1). Der Autorenkanon kann doch da nicht mit angeführt werden; nur die Art der Interpretation kann mit schuld sein. Sonst hätte ja auch schon die Übereinstimmung der absolvierten Gymnasiasten längst einzelne Autoren beseitigen müssen. Selbst

die völlige Annahme des auch bei uns bis jetzt im allgemeinen abgelehnten Standpunktes, den Wilamowitz in seinem Lesebuch und W. Jung im Vorschlag einer lateinischen Chrestomathie (Monatsschr. f. h. Schul. II [1903], S. 582 f.) eingenommen haben, könnte dann kaum eine Besserung herbeiführen. Aber von einer solchen Langweile scheinen doch auch die Lehrer in ihrer Mehrheit noch nichts Besonderes gemerkt zu haben, sonst wären wohl pflichtgemäß unausgesetzt nach § 56 unserer Organisations-Bestimmungen Besserungsvorschläge gemacht worden und man hätte sich doch schließlich zu einer wesentlichen Änderung des Kanons entschließen müssen; radikalere Änderungsvorschläge, von denen man hörte oder las, fanden entweder Ablehnung bei den Fachgenossen oder es wurde von ihnen überhaupt nicht Notiz genommen. Wohl hat fast jeder Lehrer nach seinen Erfahrungen eine oder die andere Änderung, Ergänzung oder Erweiterung vorzuschlagen, aber wohl die meisten sind sich dessen bewußt, daß ein spezieller Kanon, der alle in gleicher Weise befriedigt, nicht aufgestellt werden kann und daß die Berücksichtigung der Wünsche einzelner eine gefährliche Einschränkung der Allgemeinheit bedeutete. Man dürfte daher wohl nur behaupten können, daß viele unter uns österreichischen Lehrern altklassischer Philologie wünschen, der Lektürekanon möge noch größeren Spielraum gewähren und noch allgemeinere Angaben enthalten, nicht aber etwa aus dem Grunde, weil die Autoren des jetzigen Kanons der Jugend kein oder ein geringeres Interesse einflößten, auch nicht deshalb, weil Lust und Freude an altklassischer Lektüre bei irgend einem Lehrer abgenommen hätte, sondern vielmehr, weil diese Freude bei so manchem zugenommen hat und beim Unterricht zunimmt und er in seinem Streben nach Selbstentfaltung noch Besseres mit den Schülern leisten zu können glaubt, wenn er sich aus einer größeren Anzahl von Wegen den besten heraussuchen kann. Auch dieses letzte Reformmotiv hat also M. wohl nicht glücklich formuliert.

Ebenso unglücklich scheint die Bestimmung seiner vierten Reformrichtung: „In Auswahl der Autoren und des Lesebuches Bedachtnahme auf das Interesse der Schüler; neben der Vertiefung in einen Autor gelegentlich leichte, gleichsam Erholungslektüre; Heranziehung des sachlichen und historischen Interesses; möglichste Belebung der Privatlektüre, wozu interessante Bruchstücke im Lesebuche am besten anregen können“ Da ist wieder hübsch viel beisammen. Vor allem tut M. so, als ob be unserer bisherigen Autorenwahl auf das Interesse der Schüler keine Rücksicht genommen worden wäre; er hätte schreiben sollen „größere Bedachtnahme“. Ganz abgesehen aber davon, daß erst Einigung über das, was man als „Interesse der Schüler“ bezeichnet, erzielt werden müßte, bedarf es doch sorgfältigster Erwägung, inwieweit einem „Interesse der Schüler“ entgegengekommen werden darf, ohne die Ziele der Lektüre zu schädigen. „Bedachtnahme auf das Interesse der Schüler“ ist im allgemeinen eine so selbstverständliche Forderung, der ein Reformator *in paedagogicis* nachkommen muß, daß er von dieser nur dann sprechen darf, wenn er gezeigt hat, daß das, was er reformiert, dieser Forderung nicht entspricht. Das Interesse der Schüler hängt mindestens ebenso vom Lesestoffe wie

vom Lehrer ab. Je reicher dessen Kenntnisse sind, je besser er es versteht, die Momente aus der Lektüre herauszuheben, die seine Schüler besonders anregen, desto mehr wird er sie interessieren. Jeder Lesestoff, den unser Kanon enthält, kann durch Unfähigkeit Schülern verekelt, jeder durch volle Beherrschung des Stoffes und der Geister der Schüler diesen interessant gemacht werden. Denken wir uns etwa eine philosophische Schrift Ciceros von einem Lehrer behandelt, der seit Jahren außer der, die er gerade liest, keine mehr gelesen hat, der sich seit seiner Universitätszeit mit solchen Stoffen nicht mehr abgegeben hat, und denken wir uns anderseits dieselbe Schrift von einem Manne wie O. Weißenfels interpretiert. Werden wir den Schülern des ersteren Lehrers und diesem selbst glauben, daß jene Schriften langweilig sind? Und gerade die Philosophica Ciceros, meint G. Uhlig (Hum. Gymn. 1902, S. 11), verstünden manche Lehrer meisterhaft ihren Schülern langweilig zu machen. Als ein besonderes Mittel, das Interesse zu erwecken, empfiehlt M. den Fachgenossen „leichte“ — wohlgemerkt! nicht „seichte“ — gleichsam Erholungslektüre. Wirklich sollen sich also die Schüler doch nicht erholen, sie dürfen sich nur „gleichsam“ erholen. Weiß denn M. nicht, daß es ganz in der Hand des Lehrers liegt, sogenannte schwere Lektüre leicht zu machen? Meint man aber wirklich, daß man das Interesse für altklassische Lektüre um so mehr heben kann, je leichter man es den Schülern macht? Wir sind der Ansicht, daß eine solche Quasi-Erholungslektüre nicht nur nicht nützlich, sondern in ihren Folgen der wahren Freude an der altklassischen Lektüre abträglich wäre. Wir brauchen daher diese Art „Bedachtnahme auf das Interesse der Schüler“ nicht. „Die letzten Jahre“, sagte Diels auf der Berliner Juni-Konferenz 1900 (Verh., S. 51), „haben in der Beziehung einen entschiedenen Rückschritt gebracht, daß wir unsere Schüler des logischen Denkens entwöhnt haben. Es ist überall viel zu leicht gemacht worden; es ist überall zuviel gespielt worden; es ist zuviel auf den Schein und auf das bloß Praktische hingearbeitet worden“. Diels spricht vom Rückgang grammatischer Schulung. Aber M. verlangt „Heranziehung“ des sachlichen und historischen Interesses. Allerdings keine Forderung jüngsten Datums wie auch die anderen Forderungen nur in ihrer wenig gelungenen Formulierung hie und da Anspruch auf Originalität erheben können. Woher weiß M., daß wir das sachliche und historische Interesse nicht oder, wenn er vielleicht hat schreiben wollen „größere Heranziehung“, daß wir es zu wenig heranziehen? Dieses Interesse wird doch heute von jedem, soweit er kann, herangezogen, geradeso wird die Privatlektüre auch ohne jede Weisung seitens M.s „möglichst“ belebt. Die beste Anregung dazu aber können nicht „interessante Bruchstücke im Lesebuche“ geben, sondern der Lehrer.

Ein weiteres Reformmotiv kennt M. nicht. Er gibt zu wenig, obwohl er so viel zu geben vermeint. Ein einziges Reformmotiv, das auf uns Eindruck machte, würde vollauf genügen, ebenso eine einzige Richtung, die einzuschlagen uns gewinnbringend schiene. Vier Richtungen kann man nicht gut zugleich einschlagen; allerdings M. meint, jede seiner

„Hauptrichtlinien“ führe zu demselben Ziele; aber er hat es uns verhüllt vielleicht, damit es um so mehr reize[1]). Fr. Aly hat M. den Vorwurf unlogischer Aufzählung nicht erspart, indem er sagte (a. a. O. S. 85), zwei Gedanken seien es vor allem, die von dem Grazer Triumvirate als Axiome postuliert würden: 1. Der bisherige Schulbetrieb an den Gymnasien ist nicht mehr zeitgemäß. 2. An Stelle des humanistischen Grundgedankens ist allein das historische Prinzip als Maßstab für die Auswahl anzunehmen; die anderen Reformmotive ließen sich leicht diesen unterordnen. Wir haben oben vermutet, daß Aly im 2. Punkte M. Unrecht tut — der scheint gar nicht den rein historischen Standpunkt einzunehmen — und noch deutlicher wird sich das bei H. Schenkl zeigen. Die vier Reformmotive sind bei genauer Betrachtung ein einziges: moderner Zeitgeist. Und die „Reform-Hauptrichtlinie“ ist eine: Modernisierung. Wer sollte nun eigentlich diesem Schlagworte nicht Gehör schenken wollen? Nur sind die drei Reformer gar nicht modern; was sie für neueste Mode halten, ist großenteils alt und bereits abgelegt. Das gedenke ich im folgenden zu zeigen. (Fortsetzung folgt.)

Wien. Dr. Friedrich Ladek.

Das Turnen in den Unterrichtspausen.

Die Verfechter des schwedischen Turnens, dem in der gegenwärtigen Zeit so nachdrücklich das Wort gesprochen wird, machen unseren Turnern und Schülern nicht mit Unrecht den Vorwurf, daß sie schlechte Haltung im Stehen und Gehen aufweisen. Wir haben es deshalb durchaus nicht notwendig, unser wohl ausgebautes deutsches Turnsystem, welches das schwedische in so mancher Hinsicht weit überragt, über Bord zu werfen und sich diesem vielleicht zuzuwenden, aber unerläßlich ist es, daß wir das Gute, das uns die schwedische Gymnastik bietet, in unseren Turnbetrieb aufnehmen. Vor allem können wir von den Schweden die besondere Berücksichtigung der Rumpfübungen lernen, die das Rückgrat, die Rücken- und Nackenmuskulatur beeinflussen, die Bauchmuskulatur kräftigen, den Brustkorb herausarbeiten und für die Erreichung einer guten Haltung und aus allgemein gesundheitlichen Gründen von so hohem

---

[1]) Die Hauptfrage, von deren Lösung vor allem die Aufstellung eines Autorenkanons abhängt, die Frage nach dem Lehrziele des klassischen Unterrichtes ist nicht erörtert. Und sie ist doch so einfach gestellt. Bleibt es beim bisherigen Lehrziele oder nicht? Wenn nicht, wie lautet, präzise gefaßt, das neue Ziel? Ist der ästhetisch-ethische Standpunkt festzuhalten oder nicht? Warum etwa nicht? Ist der rein historische entsprechend? usw. Was M. bietet, ist ein schwankendes Fundament. Der Referent in der Kanonfrage auf der letzten n.-ö. Direktoren-Konferenz hat allerdings gefunden, daß die Schrift der drei Grazer Professoren für historisch-theoretische Erörterungen „in umsichtiger Weise vorgesorgt“ habe (Verh., S. 134), der Korreferent aber war schon anderer Ansicht, wie aus der Einleitung seines Referates zu entnehmen ist.

Werte sind. In erster Reihe ist es wohl die Aufgabe des Turnlehrers einer Anstalt, in den Turnstunden auf die Erreichung einer guten Körperhaltung der Schüler hinzuarbeiten. Er muß am Anfang und auch am Ende jeder Turnstunde einige Übungen vornehmen, welche ausschließlich diesem Zwecke dienen. Das gute Stehen, die richtige Grundstellung, muß als besondere Turnübung aufgefaßt und als solche gepflegt werden. Das ist auch den Schülern klar zu machen, es ist ihnen aber auch zunächst das richtige Gefühl einer guten Grundstellung beizubringen. Das erreicht man am leichtesten dadurch, daß man die Schüler rücklings an die Wand treten läßt, wobei Nacken, Gesäß, Schultern, Kopf und Arme dieselbe berühren müssen. Oft wiederholt, wird dieses Mittel seinen Zweck erreichen. Doch genügt in dieser Hinsicht die alleinige Arbeit des Turnlehrers nicht. Er muß sich vielmehr bemühen, auch alle übrigen Lehrer der Anstalt dafür zu gewinnen, daß sie der guten Haltung der Schüler jederzeit ihre fortgesetzte Aufmerksamkeit schenken.

Damit kommen wir darauf, von allen Lehrern einer Schule zu verlangen, der körperlichen Ausbildung der Jugend überhaupt ihr Augenmerk zuzuwenden. Der Turnlehrer bekommt die Schüler nur in den zwei wöchentlichen Turnstunden und allenfalls in den Spielstunden, wo solche eingeführt sind, zur Arbeit; in allen übrigen Unterrichtsstunden sind sie seiner unmittelbaren Einwirkung entrückt. Die geringe, der Pflege der Leibesübungen zugemessene Zeit reicht wahrlich nicht aus, den schädlichen Wirkungen des Sitzens in den engen Schulbänken, mögen diese noch so zweckmäßig eingerichtet sein, erfolgreich entgegenzuwirken. Welche betrübenden Erscheinungen das viele Sitzen in der Schule, beim Studieren und der Verfertigung der Hausaufgaben, beim Klavierspielen, bei den weiblichen Handarbeiten zu Hause, an der Wirbelsäule unserer Kinder hervorruft, das zeigen deutlich die schulhygienischen Untersuchungen eines Axel Key in Stockholm sowie die statistischen Daten des Dr. L. Burgerstein in seiner Schulhygiene. Jeder aufmerksame Lehrer kann täglich beim Unterrichte beobachten, wie die Schüler beim länger andauernden Sitzen ermüden, wie sich ihre Wirbelsäule krümmt und sie nach vorn zusammensinken, wodurch wieder die Brust eingeengt und dadurch die Lungen- und Herztätigkeit behindert wird. Eine einfache Mahnung zum geraden Sitzen bleibt erfolglos, weil die Schüler, besonders die jüngeren, einfach nicht die Widerstandskraft haben, so lange in gerader Haltung auszuharren. Da kann nur eine Unterbrechung des Unterrichtes und die Vornahme von Körperübungen wirksam helfen und zwar solcher Übungen, welche den besonderen Zweck verfolgen, der schlechten Haltung entgegenzuwirken. Es müssen solche Freiübungen vorgenommen werden, welche die Nackenmuskeln, die Strecker des Kopfes, die die Schulterblätter nach hinten ziehenden und den Brustkorb erweiternden Muskeln sowie die Lendenmuskeln kräftigen. In den Turnstunden wird der Turnlehrer außer solchen Freiübungen auch Gerätübungen auszuwählen haben, die besonders diesem Zwecke dienen. Doch ist es unerläßlich, daß derartige bestimmte Übungen nicht bloß zweimal in der Woche, in den regelmäßigen Turnstunden, sondern täglich und an jedem Tage

öfter zur Darstellung kommen, allerdings dürfen sie nur wenige Minuten in Anspruch nehmen, weil sie sonst langweilen. Alle Übungen müssen in langsamer, nicht ruckhafter Bewegung erfolgen und sind mehrmals zu wiederholen und zwar so, daß immer die Beuge- und Streckmuskeln abwechselnd betätigt werden. Die Hauptsache bleibt aber, daß es gelingt, den Schülern den Zweck dieser Übungen klar zu machen und sie von der Notwendigkeit derselben zu überzeugen. Dies dürfte bei Mittelschülern doch leicht zu erreichen sein, wenn ich bedenke, daß es mir jederzeit gelungen ist, selbst die sechsjährigen Buben der Elementarklasse dafür zu gewinnen. Ich habe immer meine Freude daran, wenn ich sehe, mit welchem Eifer und welchem Ernst die Kleinen diese Übungen ausführen. Und noch mehr freue ich mich darüber, wenn ich bemerke, wie sie sich bei schriftlichen Arbeiten von Zeit zu Zeit oder nach Fertigstellung ihrer Aufgabe bei stiller Beschäftigung aus eigenem Antriebe zu einer straffen, geraden Haltung mit Zurückdrängen der Schultern beim Sitzen aufrichten. Das beweist doch, daß es ihnen zur Gewohnheit geworden ist, immer, auch zu Hause, auf ihre Haltung zu achten. Ich suche auch als Klassenlehrer der Übungsschule und als Turnlehrer der Lehrerbildungsanstalt die Lehramtszöglinge für dieses Turnen in den Unterrichtspausen zu gewinnen und zu erwärmen und verlange von den Zöglingen des vierten Jahrganges, daß sie es bei ihren Probeauftritten in der Übungsschule vornehmen. Selbstverständlich werden die betreffenden Übungen den Zöglingen aller Jahrgänge auch vermittelt. Während meiner vierundzwanzigjährigen Arbeit in der Schule habe ich schon immer dieses Turnen gepflegt und damit die besten Erfahrungen gemacht. Nach jeder Unterrichtsstunde, auch innerhalb einer Schreib- und Zeichenstunde, nehme ich solche Freiübungen vor und immer ist zu sehen, wie die Schüler nach der körperlichen Betätigung wieder frischer bei der Arbeit sind. Wenn sie nur wissen, warum sie turnen, dann fehlt der nötige Ernst nicht, und es kann auch von einer Lockerung der Zucht keine Rede sein. Nur ist auch darauf zu achten, daß möglichst reine Luft im Lehrzimmer ist, wenn geturnt wird. In der wärmeren Jahreszeit kann man bei offenen Fenstern turnen, im Winter können die Schüler auf kurze Zeit in den Gang geführt und inzwischen die Fenster des Schulzimmers offen gehalten werden; dann bleiben immer noch drei bis fünf Minuten zur Vornahme der Turnübungen in der Unterrichtspause übrig.

Ich weiß, daß auch viele andere Volksschullehrer ein solches Turnen pflegen, obwohl ihre Zahl nicht zu groß sein dürfte. In der Regel begnügt man sich aber mit nichtssagenden, ganz unwesentlichen Bewegungen, die allein nur den Zweck der Auffrischung und Abwechslung haben, was man wohl auch durch das Absingen eines Liedchens erreicht. Man wirkt aber damit nicht den schädlichen Wirkungen des Sitzens in den Bänken entgegen, durchs Singen kann man keine schiefe Wirbelsäule gerade machen. Da helfen nur ganz bestimmte, zielbewußt ausgesuchte Übungen. Vor zwei Jahren ist ein Volksschullehrer (Dostal, St. Pölten) unter dem Schlagwort „Zweiminutenturnen“ in Turnzeitschriften für dieses Turnen eingetreten. Doch verhallte sein Ruf fast

ungehört, ja es ließen sich einzelne Stimmen hören, welche sich dagegen aussprachen. Schuld daran war das neue Schlagwort für eine alte Sache, die nur außeracht gelassen oder lau und mangelhaft durchgeführt wird und zweitens der Umstand, daß der Grundton des Aufsatzes zu der Annahme verleitete, als ob dadurch das Turnen in den Hallen und im Freien in besonderen Turnstunden überflüssig werden könnte.

Es muß zugestanden werden, daß ein solches Turnen in Unterrichtspausen in den Volksschulen, an denen das Klassenlehrersystem eingeführt ist, leichter durchzuführen ist als an Schulen mit Fachlehrersystem, wie es die Mittelschulen sind. Und doch halte ich es auch an solchen Schulen für durchführbar. Hier müßte der Turnlehrer der Anstalt die genau festgestellten Übungen mit den Schülern in den Turnstunden einüben, sie ein- oder das andermal in den Schulbänken ausführen lassen und hätte auch die richtige Ausführung derselben zu überwachen. In jeder Klasse wäre dann ein Verzeichnis dieser Übungen mit den entsprechenden Befehlsworten aufzulegen und der betreffende Herr, welcher gerade die Unterrichtsstunde erteilte, hätte lediglich nur die Leitung des Turnens zu besorgen. Doch möchte ich jedem der Herren Professoren empfehlen, die Wirkung der richtig ausgeführten Übungen am eigenen Leibe zu erproben, um die gute Ausführung vonseite der Schüler kontrollieren zu können. Ich halte es sogar nicht für unmöglich, daß in den obersten Klassen einer der Schüler die Leitung übernehmen könnte. Das Turnen muß wohl in den Bänken vorgenommen werden und die Übungen sind mit Rücksicht darauf einzurichten; wo aber genügend Platz vorhanden ist, z. B. in schwächer besetzten Klassen, können die Schüler auch aus den Bänken treten.

Wenn ich hier eine Reihe von Übungen verzeichne, so soll damit nicht gesagt werden, daß damit alle Übungsmöglichkeiten erschöpft sind. Ich pflege folgende Übungen zu turnen:

1 Grundstellung, 15 bis 30 Sekunden auszuhalten.

2. Hüftstütz; dabei sind die Hände so auf die Hüften zu stützen, daß die Daumen am Kreuz aneinander stoßen, die Schultern zurückgedrängt und die Brust herausgedrückt wird; die Hände dürfen nicht vorn aufgelegt werden, denn so wird die Bauchwand eingedrückt, die Schultern hängen vor und die Brust wird eingeengt (Fig. 1).

3. Heben in den Zehenstand mit Hüftstütz.

4. Strecken der Arme schräg rückwärts und Fassen der Hände mit Flechtgriff. Die Arme müssen vollkommen gestreckt werden, der Kopf wird mäßig nach rückwärts gebeugt; bei dieser Haltung wird die Brust ganz besonders erweitert (Fig. 2).

5. Heben zum Zehenstand in dieser Haltung.

6. Rumpf- und Kopfdrehen nach links (Fig. 3) und rechts seitwärts in dieser Haltung.

7. Hochstrecken der Arme (aus dem Hüftstütz), dann Beugen derselben und Fassen der Hände mit Flechtgriff am Nacken (nur die Fingerspitzen ineinander), wobei die Ellenbogen möglichst weit auseinander zu drängen sind.

8. Vorbeugen des Rumpfes mit dieser Armhaltung; die Füße sind beim Stand in den Bänken um eine Fußlänge vorzustellen, der Blick ist nach vorn, nicht nach abwärts gerichtet, der Rumpf bildet mit den Beinen einen stumpfen Winkel (Fig. 4).

9. Rückbeugen des Rumpfes mit dieser Armhaltung; Blick nach der Decke! (Fig. 5.)

10. Rumpfkreisen links und rechts mit dieser Armhaltung; dabei ist mäßig weite Seitgrätschstellung zu empfehlen.

11. Aus der Grundstellung mit Hüftstütz: Seitbeugen des Rumpfes nach links, wobei der rechte Arm seitwärts hoch gehoben wird; er befindet sich, vollkommen gestreckt, an der Seite des Kopfes (Fig. 6). Dieselbe Übung wird auch gegengleich ausgeführt.

12. Aus der Grundstellung mit Hüftstütz: Vorstrecken der Arme (Speichhaltung), dann Hochheben der Arme und Heben zum Zehenstand; die Arme sind in Schulterbreite zu halten und vollkommen zu strecken (Fig. 7). Nach der Rückbewegung:

13. Tiefes Kniebeugen, wobei die Arme zur Risthaltung gedreht und auf das Pult der Bank aufgelegt werden (Fig. 8).

14. Beugen der Arme zum Stoß; die Unterarme bilden mit den Oberarmen einen spitzen Winkel, die Hände sind zur Faust geballt, die Fingerknöchel nach oben gerichtet (Fig. 9). Aus dieser Stellung:

15. Hochstoßen der Arme mit Vorbeugen des Rumpfes, Blick nach vorn, Arme an den Seiten des Kopfes (Fig. 10).

16. Hochstoßen der Arme und Rückbeugen des Rumpfes mit Rückbeugen des Kopfes (die Arme sind infolge des Rumpfbeugens schräg nach rückwärts gerichtet; Fig. 11).

17. Hochstoßen der Arme und Seitbeugen des Rumpfes nach links (beide Arme nahe an den Seiten des Kopfes; Fig. 12). Dieselbe Übung gegengleich.

Aus diesen Übungen kann eine Auswahl getroffen werden, Rumpfübungen müssen aber jedesmal geübt werden. Die Bewegungen sind nicht ruckhaft, sondern langsam auszuführen, in jeder Stellung wird vier bis acht Schrittzeiten ausgehalten, jede Übung wird drei-, vier- bis fünfmal, dem Alter der Schüler entsprechend, wiederholt. Die Befehlsworte zu den verzeichneten Übungen lauten: Habt — acht! Hände auf die Hüften — stützt! Heben in den Zehenstand — hebt! Senkt! Strecken der Arme nach rückwärts — streckt! Fassen der Hände mit Flechtgriff — faßt! Heben in den Zehenstand — hebt! Senkt! Drehen nach links — dreht! 2! Nach rechts — dreht! 2! Hochstrecken der Arme — streckt! Mit Flechtgriff am Nacken — faßt! Nach vorwärts — beugt! Streckt! Rumpfkreisen links — 1, 2, 3, 4! Rechts — 1, 2, 3, 4! Auf die Hüften — stützt! Rumpfbeugen links — beugt! Streckt! Rechts — beugt! Streckt! Vorstrecken der Arme — streckt! Hochheben der Arme und Heben in den Zehenstand — hebt! Senkt! Kniebeugen — beugt! Streckt! Beugen der Arme zum Stoß — beugt! Hochstoßen der Arme und Vorbeugen des Rumpfes — 1! 2! Hochstoßen und Rückbeugen — 1! 2! Hochstoßen und Seitbeugen links — 1! 2! Rechts — 1! 2!



Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 4.



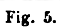


Fig. 5.



Fig. 6.



Fig. 7.



Fig. 8.



Fig. 9.



Fig. 10.



Fig. 11.



Fig. 12.

Zum Schlusse hebe ich nochmals hervor, daß diese und ähnliche Übungen vom Turnlehrer einzulernen und auch in den Turnstunden oft zu üben sind; die übrigen Lehrer der Anstalt sollen mit der Einübung derselben nicht belästigt werden, sie haben nur die Ausführung zu leiten und zu überwachen. Und damit ist wohl nicht zuviel verlangt, wenn man bedenkt, daß es sich um das leibliche Wohl der uns anvertrauten Jugend handelt. Betonen muß ich auch auf das nachdrücklichste, daß ein solches Turnen in den Unterrichtspausen ja nicht das regelmäßige Turnen in den Turnstunden in der Turnhalle und auf dem Turnplatz im Freien ersetzen soll; es soll lediglich den Zweck haben, die gute Haltung der Schüler zu fördern und den schädlichen Wirkungen des Sitzens in den übrigen Unterrichtsstunden entgegen zu wirken. Unseren Jungen und Mädchen rufe ich zu: Strecket und recket euch, damit ihr gerade, frisch und froh und arbeitskräftig bleibt!

Wien. J. Wit.

Zu den Schulreformen.

Um das Richtige zu treffen, müssen wir die Mehrzahl „Schulreformen" gebrauchen, denn es ist ein deutlich ausgeprägtes Merkzeichen der jetzigen „Schulreform", wie sie sich selber heißt, daß sie selten die Schule in ihrem gegenwärtigen Bestande kennt, geschweige denn, daß sie die Schule der Zukunft, die doch die Reform bringen will, in ihrer ganzen und zureichenden Einrichtung, im vollendeten und sicheren Ausbau darzustellen unternimmt. Daß die letztere Aufgabe schwierig ist, wird niemand in Abrede stellen, aber alle diejenigen, die an eine Schulreform — mögen es auch nur Gedanken und Vorschläge darüber sein — herantreten, müssen doch vor ihrer Aufgabe ihr Beginnen rechtfertigen. Die Schule ist eine soziale Institution und ruht durch hundert und aberhundert Beziehungen in Familie, Staat, Kirche, Gesellschaft und Kultur der Menschheit, und wie Leben und Gesellschaft sich jeden Tag verändert und erneut, so wird auch die Schule in diesen Prozeß hineingezogen. Soll aber die Schule ihr Wesen nicht aufgeben, so muß sie in dem Wandel und Wechsel zu etwas Stetem und Sicherem greifen, Kulturgüter nennen wir dies von der einen Seite, Lehrgut von Seite der Schule. Güter sind faßbar und können übertragen werden, sie bilden die objektive Seite des Bildungswesens; den nachkommenden Geschlechtern und der stets aufsteigenden Jugend werden sie überantwortet, diese ist der subjektive Faktor des Ganzen: im Unterricht treten beide in Wechselwirkung. Wie ein Kulturgut nach Zeit und Geschichte, Raum und wirklichem Leben als wahrhaftes Gut bestimmt wird, so erfährt es auch nach der Fassungskraft und der Tragfähigkeit dessen, der es übernimmt, mannigfache Rücksichtnahme. Man will der Pädagogik den Charakter einer Wissenschaft nicht zugestehen, und hierin liegt auch einer der Gründe, weswegen jedermann, der nur irgendeine Seite der Sache,

und wenn auch eine kleine und geringfügige, sieht und sich einige Gedanken darüber macht, gleich auch sich für berufen glaubt, darein zu reden. Auf der Jugend baut sich unsere Zukunft auf, wer an einer glücklichen Zukunft mitschaffen will, hat sicherlich das Recht, mit Rat und Tat auf dem Markt der Öffentlichkeit zu erscheinen. Soll jedoch ein Rat zum Besseren taugen, so muß er auch aus den Dingen und ihrem notwendigen Zusammenhange geschöpft sein. „Lerne erkennen, bevor Du urteilst!" Es wäre zunächst zu wünschen, daß die Schulreformer, mögen es Väter oder Mütter, Ärzte oder Techniker, Kaufleute oder Industrielle sein, dem Lehrstand oder Wehrstand angehören, sich zur Schriftstellergilde rechnen, mögen sie in Schulenqueten oder Broschüren oder Monatschriften oder Tagesblättern sich vernehmen lassen, zunächst diese Mahnung an die Spitze ihrer Bestrebungen stellen, dann werden wir es auch erleben, daß sie mildere Worte gebrauchen, als wir sie gemeinhin zu hören bekommen. Die gute Sache kann dadurch nur gefördert werden.

Wenn wir nur das nahe Gebiet der Länder deutscher Sprache überblicken, so gewahren wir allenthalben eine starke Bewegung zur Umgestaltung und Erneuerung der mittleren Schulen und des höheren Unterrichtes an denselben. In Deutschland hat die Reform vom Jahre 1900 den Schulfrieden nicht gebracht, die Reformbewegung hat die deutsche Schweiz ergriffen, in unserem Österreich scheint sie zum Höhepunkt zu gelangen. Eine Bewegung von so allgemeiner Art muß ihre notwendige Ursache haben, wer es unternimmt, sie aufzuzeigen, wird sich die Erkenntnis aus dem geistigen und sozialen Leben der Völker auf dem genannten Sprachgebiete zu holen haben. Für den vorliegenden Zweck genügt es, einige Strömungen, wie sie sich auf der Oberfläche zeigen, herauszugreifen[1]), sie gehen ja auch, wie die augenscheinliche Erfahrung zeigt, oft genug unvermittelt nach- und nebeneinander in den Vorschlägen der „Schulreformer" einher. So trägt eine mächtige Welle den Ruf in den Tag hinein, daß endlich der jahrhundert alte, abgebrauchte Hausrat, der altklassische Sprachunterricht, aus dem humanistischen Gymnasium ausgeräumt werde, der Kulturwert der Antike sei ja in die volkstümliche Literatur eingegangen, also breiteren Raum für diese! Und dazu fordert das moderne Leben die Kenntnis und Fertigkeit der modernen Sprachen, die dürfen in der Einrichtung nicht fehlen! Die Naturwissenschaften nehmen den Siegeslauf durch unser Jahrhundert, kann die Schule zurückbleiben, wenn sie ihre Schüler fürs Leben ausrüsten will? Auch läßt sich aus der Naturerkenntnis eine „Schulphilosophie" gewinnen, ja eine Weltansicht gestalten, also umso breiteren Raum für diese! Erfüllt sie denn nicht die Forderung, daß „unsere Jugend das gesellschaftliche und staatliche Leben der Gegenwart kennen lerne in seinen verschiedenen Berufs- und Rechtskreisen, daß sie die

[1]) Um dem Vorwurfe zu entgehen, als wollten wir absichtlich dem schwierigen Gegenstande ausweichen, sei auf die einleitenden Worte des Aufsatzes verwiesen: „Das Gefühlsleben und der Unterricht" in dieser Zeitschrift, 1905, S. 1008.



Kräfte kennen lerne, welche in der Gesellschaft, im Organismus des Staates wirken?" Und daß die zukünftige Mittelschule gleich von vornherein einen sicheren und tragfähigen Grund erhalte, so wollen wir sie auf der „physiologischen Pädagogik" aufbauen, wir dürfen dann versichert sein, daß in einem gesunden Körper auch der gesunde Geist wohnen wird. Zu diesen besonders betonten Sätzen der Schulreform gesellen sich mannigfache Vorschläge über die Legung eines einheitlichen Unterbaues der Mittelschule, über die Ausgestaltung und Verzweigung der Oberabteilung, über die Hinaufrückung einzelner Lehrgegenstände auf eine spätere und höhere Stufe, im Zusammenhange damit steht die Lösung des gebundenen Schulunterrichtes zu einer mehr freien Behandlung einiger Fächer, auf daß der individuellen Neigung der reiferen Schüler mehr Rechnung getragen werde; auf dem sittlichen Gebiete führt dies Bestreben zu einer Milderung des starren Schulzwanges durch die Disziplinarordnungen, aus dem Schwall der Kenntnisse und dem Bann äußerer Forderungen soll der junge Mensch zu sich selber zurückkehren, im Gemüte und Willen sich wieder finden, dazu mehr Übung der Sinne und der Fertigkeit der Hand, also auch Einführung von praktischen Schülerübungen im Unterrichte, und bei alledem sei genug Zeit zur Erholung und Kräftigung des Körpers übrig gelassen: wahrlich im Großen und im Kleinen genug der Forderungen und Wünsche, so daß die Schule ratlos vor deren Lösung steht! Was das Schlimmere hiebei ist, die schwankende Lage der Dinge vermehrt nur das Übel und breitet es weiter, die Arbeit im Schulunterricht will nicht mehr recht gedeihen. Soll die Schule imstande sein, ihre Aufgabe zu lösen, so muß sie zu etwas Sicherem und Festem greifen, obwohl sie als menschliche Einrichtung dem Wandel des Lebens unterworfen ist. „Die Menschheit selbst erzieht sich fortdauernd durch den Gedankenkreis, den sie erzeugt. Ist in diesem Gedankenkreise das Mannigfaltige lose verbunden: so wirkt er, als Ganzes, schwach; und das einzeln Hervorragende, wie ungereimt es sei, erregt Unruhe und Gewalt. Ist in ihm das Mannigfaltige widersprechend: so entsteht unnützes Disputieren, das, ohne es zu merken, der rohen Begierde die Kraft überläßt, um die es streitet. Nur wenn die Denkenden eins sind, kann das Vernünftige, — nur wenn die Besseren eins sind, das Bessere siegen."

Wir wünschten gerne, daß diese Worte eines Mannes, der sein ganzes Denken und Schaffen der Jugenderziehung gewidmet hat, an die Spitze jeder Schulreform gesetzt werden. Sie sind im Jahre 1806 von ihm niedergeschrieben worden. Seitdem hat sich deutsches Geistesleben, die Form, in der es erscheint, und die Kraft, mit der es wirkt, so mannigfach geändert, aber Sinn der Worte ist derselbe nach dem Jahrhundert für uns und ihre Kraft hat ihnen das Alter nicht geschwächt, nur die Lösung der Erziehungsfrage ist für uns schwieriger geworden, weil wir die Kultur eines ganzen Jahrhunderts auf den Schultern tragen.

Wozu die langatmige Einleitung zu den folgenden Einzelbesprechungen? Sie will einige Hauptlinien ziehen und Richtungen

andeuten in dem bunten Vielerlei unserer heutigen Schulreform, und dies nicht so sehr um sich in ihm zurecht zu finden, als vielmehr um eher und zuverlässiger den sachlichen Gesichtspunkt der Beurteilung im Einzelnen zu gewinnen. Was aus persönlicher Absicht fließt, was als überschwänglicher Wunsch erscheint, was als mögliches Ziel erkannt werden kann und in erreichbarer Nähe liegt, das dürfte für sich deutlicher heraustreten.

L. Grafenmüllner, Gymnasium oder Zuchthaus? Ein Vorschlag zur Lösung der Gymnasialfrage. Wien und Leipzig, C. W. Stern 1906. 72 SS. Preis K 1·20.

Diese Schrift bringt in der größeren Hälfte Klagen und Anklagen, die wir so oft vernehmen können. „Das Gymnasium wird als etwas Rückständiges empfunden, als ein Fremdkörper im modernen Kulturorganismus", Ende und Schluß des Gymnasiums, die „Matura ist die Zuchtrute, die dem Schüler während der ganzen acht Jahre drohend vorgehalten wird; dieses Machtmittel wird sich die Schule freiwillig nicht entgehen lassen", „was unserer Mittelschule nottut, das ist ein anderes Lehrermaterial, und zwar ein gebildetes", „wir brauchen Charaktere, Männer von allseitiger, aber dabei durchaus nicht oberflächlicher Bildung, wir müssen von den Jugendbildnern verlangen, daß es ausnahmslos erstklassige Menschen sind, vollwertig in Bezug auf Charakter wie auf universelle Bildung und beseelt von wahrer Liebe zur Jugend", „die Zahl der Lehrkräfte ist auf das unumgänglich notwendigste Maß zu reduzieren, ein Schüler braucht für die Gymnasialzeit nicht mehr als zwei Lehrer, einen für das Untergymnasium und einen für das Obergymnasium, die sich aber nicht durch die Tiefe des Wissens, sondern nur durch die verschiedene Vorliebe und Eignung, mit kleineren oder größeren Kindern umgehen zu können, unterscheiden würden" (Seite 9, 19, 21, 36, 42). Bei der Reduktion der Lehrkräfte werden natürlich die klassischen Philologen zuerst ausscheiden, denn „daß für Griechisch und Lateinisch im bevorstehenden Neubau des Gymnasiums kein Platz mehr sein wird, ist wohl fraglos. Zu verlangen, sie sollten umlernen und sich für Lehrer der modernen Sprachen heranbilden, könnte die Gefahr mit sich bringen, daß mit den alten Professoren ihre unselige Methode sofort auf die neuen Sprachen übertragen werde. Aus einem klassischen Philologen läßt sich nichts machen, er muß vom Staate gefüttert werden bis an sein Lebensende, wenn er nicht verhungern soll" (Seite 56).

Die klassische Philologie und noch mehr die klassischen Philologen haben es dem Verfasser angetan. Sie trifft in erster Reihe der Vorwurf, der gegen das alte Gymnasium geschleudert wird, „daß das Lernen nicht angenehm sein darf und daß sein erziehlicher Wert eben darin steckt, daß es so unangenehm wie möglich gemacht werde (Seite 53). In den grammatikalischen Spitzfindigkeiten und Spekulationen eröffnet sich ihnen ein weites Feld dieses Sportes. „Nehmt dem Philologen die Grammatik, was bleibt von ihm übrig?" „Unter dem Gesichtswinkel der grammati-

kalischen Schleifsteinsekkatur scheinen sämtliche Disziplinen angesehen zu werden, inwiefern sie sich als Nußknacker, Turngerät gebrauchen lassen; ja schon die Volksschule ist so töricht, diese Methode zum Teil zu der ihren zu machen, indem sie den Kindern die Muttersprache durch eine selbst Erwachsenen nur schwer verständliche Sprachlehre verekelt" (Seite 6, 27, 31).

Bei einer so ausgesuchten Einseitigkeit und so maßlosen Übertreibungen ist es nicht zu wundern, daß sich der Verfasser zu einer Schätzung der Arbeit, die der Schüler vielleicht auch zu leisten hat, überhaupt nicht erheben kann. Der Zukunftslehrer wird eben wissen, daß er sich damit selbst anklagt, wenn der Schüler nichts lernt; „zu dem Zwecke, daß der Schüler lernt, dafür ist er ihm ja übergeben" (Seite 68).

Aber der Schüler wird doch seine Arbeit leisten, und hier liegt die unerläßliche Vorbedingung für den Erfolg im neuen Gymnasium. „Um dies zu erreichen", so äußert sich der Verfasser Seite 51 ff., „muß dem Schüler ein erstrebenswertes, die Mühe lohnendes Ziel vor Augen gesetzt werden. Dies geschieht, indem man die Erziehungslehre, die Pädagogik als grundlegende Disziplin in den Lehrplan einfügt. Jeder, der schon einmal einen anderen unterrichtet hat, weiß, wie sehr er selber dadurch gefördert wurde. Lehrend lernen wir, sagt ein sehr wichtiges lateinisches Sprichwort. Mein Vorschlag geht dahin, daß im Prinzip jeder Schüler wenigstens von der fünften Klasse zugleich Lehrer sei, und zwar wird der Quintaner allenfalls einen Quartaner und einen schwächeren Schüler der eigenen Klasse unterrichten und wird selbst von einem besseren Schüler der eigenen Klasse, einem Sextaner, einem Septimaner und einem Oktavaner unterrichtet. Pedantisch genau brauchte dabei nicht vorgegangen zu werden, da es nicht unbedingt notwendig ist, daß jeder der Schüler eines anderen Schüler sei, hingegen ist unbedingt darauf zu halten, daß Jeder Lehrer sei, und da sich die Schülerzahl von Klasse zu Klasse verringert, ist dies praktisch auch durchführbar. Der Schüler wählt sich seine Lehrer, wenn gegen die Wahl keine Bedenken vorliegen, selbst; sie sind seine Patrone, er gewissermaßen ihr Klient. Dieser Modus wird manche wichtigen Momente im Gefolge haben. Fürs erste wird der Schüler, der sich seine Lehrer selbst wählt, diesen zugetan sein; er wird also gerne mit ihnen zusammen lernen. Der Lehrer anderseits wird das in ihn gesetzte Vertrauen zu schätzen wissen und wird seinen Ehrgeiz darin suchen, seinen Schüler möglichst weit zu bringen. Dabei wird er selbst die Materie beherrschen lernen, sie wird sein geistiges Eigentum werden und nicht für Tage oder Monate. Es wird sich gar bald zeigen, daß das pädagogische Talent, auf welches bisher niemand geachtet hat, durchaus nicht selten zu finden ist und daß, wie es unter den Gymnasiasten gute Turner, gute Musiker, gute Mathematiker gibt, auch ausgesprochene Erziehertalente zu finden sind. Diese werden dann ihren Ehrgeiz darein setzen und ihre ganze Kunst aufwenden, um auch noch die verzweifeltsten Fälle herauszuhauen, und ihr Patronat wird viel umworben sein. Ein

solcher hervorragend talentierter junger Mann wird, wenn er z. B. in der achten Klasse ist und somit in allen unteren Klassen Schüler hat, auch befähigt sein, den Professor gegebenenfalls zu vertreten. Der Professor wird ihn gelegentlich ex abrupto vortragen lassen, einerlei in welcher Klasse und über welchen Gegenstand. Ist infolge Erkrankung eines Professors an diesem oder jenem Gymnasium eine Lücke, so wird er berufen werden, dieselbe auszufüllen, und zwar schon gegen Bezahlung. Der einzelne Schüler, den man auf diese Weise zur Lehrtätigkeit heranzieht, wird sich gewissermaßen als Hilfskraft des Lehrers fühlen, das Verhältnis zwischen beiden wird ein mehr kollegiales werden, sie werden nunmehr statt in entgegengesetzter Richtung am gleichen Strang ziehen und statt der gegenseitigen Feindschaft wird wieder ein guter Geist seinen Einzug ins Gymnasium halten. Eine Folge aber davon wird sein, daß die Schule nicht mehr ein Ort der Qual sein wird. Dies ist aber nun der springende Punkt der ganzen Gymnasialfrage; hier stehen sich Alt- und Neugymnasium schroff gegenüber; denn hierin zeigt sich deutlich der Unterschied in den Fundamenten — —."

Bevor nun am Neugymnasium die neuartige Pädagogik eingeführt ist, hat der Verfasser einen zweiten Vorschlag, „ein sehr einfaches, bewährtes und sicheres Mittel: Es heißt Organisation — Organisation der Eltern, und zwar zunächst für eine gegebene Anstalt" (S. 65 ff.). „Es wäre schon viel gewonnen, wenn man imstande wäre, den kleinen, aber darum nicht minder unerträglichen Mißständen zu begegnen, die sich beinahe an jedem Gymnasium durch das Vorhandensein der oder jener gänzlich ungeeigneten Lehrkraft so unangenehm fühlbar machen. Wie soll man seine Kinder vor der Ungerechtigkeit oder Bosheit eines ungebildeten Lehrers schützen? Wie kann ein Einzelner zu seinem Recht kommen, wenn er nicht um sein Recht betteln mag und durch Fordern des Rechtes die Lage seines Kindes nur verschlechtert?" — — „Irgendeine Persönlichkeit, die von der Wichtigkeit der Sache durchdrungen ist und den Beruf hiezu in sich fühlt, ladet die Eltern sämtlicher Schüler eines Gymnasiums oder deren Stellvertreter, also entweder die Kostherren der Knaben, wenn diese hiezu geeignet sind, oder bekannte Persönlichkeiten der Stadt, Ärzte, Advokaten, Notare usw., welche diese Kuratorstelle übernehmen wollen, zu einer Besprechung ein. Bei dieser Versammlung konstituiert sich die Vereinigung der Eltern, ein Elternabend für dieses spezielle Gymnasium. Das nächste ist nun, daß eine Abordnung dieser Vereinigung dem Direktor persönlich von der Gründung Mitteilung macht und ihm bekannt gibt, daß von nun an die Sache jedes Kindes die gemeinsame Sache aller Eltern sei." — „Nun weiß jeder Lehrer, daß er nicht mehr unverantwortlich ist, sondern daß er kontrolliert und eventuell zur Verantwortung gezogen wird. Diese Vereinigung der Eltern hält zu gewissen Zeiten ihre Versammlungen ab, bei denen alles auf die Erziehung Bezughabende beraten wird; die Lehrer sind als Gäste beigezogen." — Den Eltern wird die Möglichkeit geboten sein, in einem gegebenen Falle, wo etwa der Aussage ihres Sohnes die des Lehrers gerade entgegengesetzt ist, sich durch Befragen glaub-

würdiger Zeugen und insbesonders der Patrone, selbst ein Urteil zu bilden, auf welcher Seite das Recht ist." — — „Willkür und Ungerechtigkeit kann dadurch verhütet werden, eine ersprießliche Annäherung zwischen Schule und Haus ist zu erwarten." — — „Sollte es aber wider Erwarten auf eine Kraftprobe zwischen Schule und Elternhaus ankommen, dann würde der Kampf aufgenommen werden. Natürlich kann dies für die Schüler die schlechtesten Folgen haben. In diesem Falle würde aber die weitere Folge sein, daß eines Morgens Direktor, Professoren und Schuldiener vergeblich auf die Ankunft der Schüler warten. Mittelschulzwang gibt es ja nicht, und jeder Vater hat das Recht, seinen Sohn nach Belieben aus dem Gymnasium zu nehmen." — — „Irgendeine Gefahr kann für einen solchen Schüler nicht bestehen; es gibt eben außer dem Elternverband einen großen Landesverband, der die Elternverbände des ganzen Kronlandes umfaßt und über diesem wieder einen Reichsverband, der die Elternschaft der ganzen Monarchie repräsentiert. Diese großen Korporationen hätten sich dann mit dem vorliegenden Fall zu befassen und würden sich eventuell mit den Bestrebungen des Einzelverbandes solidarisch erklären — —."

Dies nennen wir Schulorganisation nach großem Muster, Boykott und Streik aus dem wirtschaftlichen Interessenkampfe auf die Schule übertragen. Es ist schwer, die Grenze zu finden, wo der Ernst aufhört und der Scherz beginnt. Aber nicht ohne Grund haben wir die kleine Schrift aus sich selbst etwas ausführlicher hier reden lassen, sie ist typisch für viele andere ihrer Art. Uns Schulmännern kommt so manches Absonderliche vor die Hand, wir dürfen es belächeln, wir dürfen es bedauern; niemand kann uns nicht zwingen, Mensch sein zu wollen. Vielleicht ist auch alles Ungereimte doch nicht so ungereimt, um nicht aus ihm etwas lernen zu können.

Ludwig Gurlitt, Erziehung zur Mannhaftigkeit. 3. Auflage. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt 1906. VIII und 145 SS. Preis 2 Mk.

Ein tiefes Empfinden und ein starkes Hoffen heißen den Verfasser das Wort nehmen. Er hat dies bereits in den politisch-pädagogischen Betrachtungen eines Modernen „Der Deutsche und sein Vaterland", Berlin 1902, getan. Hier wie dort ist viel Stimmung niedergelegt, sie ruht in dem schroffen Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Ideal, Gegenwart und Zukunft. Wir halten es auch mit dem Verfasser für überflüssig, eine regelrechte Definition des „Begriffes" Mannhaftigkeit nach Umfang und Inhalt zu geben; wer solches nicht fühlt und aus sich selbst nicht zu schätzen vermag, den bringt auch die strengste Logik nicht dazu. Außerdem zeigt der VI. Abschnitt des Buches das „deutsche Mannesideal" in der Geschichte auf, und immer wieder wird auf die führenden Geister des deutschen Volkes hingewiesen, die jenes Ideal der Mannhaftigkeit verkörpern: Luther, Kant, Fichte, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Pestalozzi, Arndt, Hebbel, Nietzsche, Rud. Hildebrand,

de Lagarde, Freiherr v. Stein, Bismarck. Der Kurs führt auf den Bahnen der Aufklärung zu einer germanischen Gesittung und Kultur; wohin jener Männer Fuß trat, wo ihre Hand zufaßte, da blühte es auf, da erstanden Denkmäler der Kraft, Gesundheit und Schönheit. Ihr Leben und Wirken enthalten ein vollständiges Erziehungsprogramm, sie können einem ganzen Volke Kraft und Halt geben, denn aus der Wahrhaftigkeit ihres Wesens schöpften sie die unverwüstliche Kraft (S. 67, 77). So voll und ganz ist der Verfasser von seinem Ideale erfüllt, daß er es hinausrufen will in die weiten Lande. Das Recht und den Zorn der freien Rede läßt er sich nicht bestreiten und nehmen. Eine innere stille Reform reicht für die jetzige Stimmung und Zeit nicht aus. „Man erkennt endlich, daß uns das Regiment der Schulkanzelisten in das niedrige Gestrüpp der Kleinigkeitskrämerei gelenkt hat, daß in der philisterhaften Enge, in der die Spießer das große Wort hatten, keine starken und fröhlichen Menschen, keine Persönlichkeiten wachsen konnten" (S. 41, 233). Und überall, wo diese Erkenntnis hervorbricht, geht der Verfasser ihren Spuren nach und verzeichnet sorgsam die Stimmen: Geben sie doch seinem Rufe Nachhall und Widerhall. Der Zorn der freien Rede bringt es auch mit sich, daß im Gegenstreit von Ideal und Wirklichkeit Scherz und Ernst, Pathos und Satire, Spott und Begeisterung im bunten Wechsel einander die Hände reichen.

Was ist es nun, das deutsches Leben bis ins Mark schädigt und im Kern verdirbt? Wir finden es auf Seite 241 in gedrängten Worten zusammengefaßt: „Die im Verborgenen so unheimlich ins Kraut geschossene Mißherrschaft der Hierarchie, des Bureaukratismus und der Plutokratie". Gegen sie gilt der Kampf, dazu „muß auch der Geist der Vordrossenheit, der auf unserem reglementierten, egalisierten, linealisierten Schulbetrieb wie ein Zaum liegt, wieder in die menschenleere Wüste weichen, wo er hingehört, und Schule und Unterricht müssen die Herzen der Kinder mit dem sanften Flügel der Freude anwehen." — „Mit dem endlosen Schuldrill, den Examennöten, mit der unehrlichen Anbetung von verstorbenen Formeln in Glauben und Politik und mit der Anbetung des äußeren Erfolges, mit dem altklassischen Idealitätsschwindel, mit aller brutalen Vergewaltigung der Menschen, mit der feigen Unterwürfigkeit und erlogenen Demut, mit dem Lug- und Trugsystem, durch das sich die überbürdete und gehetzte Jugend mit den sogenannten Schulpflichten abfindet, mit all dem morschen Plunder wollen wir aufräumen. Wir müssen den durch Unkraut überwucherten Boden erst wieder urbar machen, auf daß darauf ganze, gesunde, aufrechte Männer erwachsen können. Wir wollen einen heiligen deutschen Zorn erwecken und uns zu einem Jugendbund zusammenschließen, damit das Gute wirke, wachse, fromme, damit der Tag dem Edlen endlich komme" (S. 238 ff.). Aus sicheren Anzeichen dürfen wir auch den Glauben und die Zuversicht schöpfen, daß der Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen sei. „Es geht wieder ein Sehnen durch unser Volk, die drei gewaltigen Mächte, die es aus sich selbst erzeugt, die Obrigkeit, die Religion und Sitte zu verjüngen. Es geht ein Wille

und Wunsch durchs Volk, zur Natur zu kommen, zu einer schlichten, schönen Religion, zur sozialen Gerechtigkeit, zu einem einfachen, edlen, germanischen Menschentum“ (S. 112 f.). Die Verjüngung des ganzen Volkes wird auch den Lehrer und Erzieher auf die Höhe heben, die ihm kraft seines Berufes und Amtes gebührt. Selbst dem Lehrstande angehörig, weiß der Verfasser hohe Worte über den Beruf des Lehrers zu sagen. „Das Tiefste, Edelste, Größte und Schönste, was je gebildet, gedacht und geleistet worden ist, ist für unsere Erziehungszwecke eben gut genug. Nichts liegt uns so fern, nichts so hoch, wonach wir Lehrer nicht unsere Hände ausstreckten. Wir haben ein Recht dazu, denn wir walten in Wahrheit eines königlichen Amtes, und unser Reich ist nicht minder groß und schön, als das der Mächtigsten unter den gekrönten Häuptern.“ — „Den Lehrer hat man leider nie nach seiner Bedeutung bewertet. Deshalb vor allem ist er in der Regel hinter seiner wahren Aufgabe auch weit zurückgeblieben“ (S. 13 ff.). Gehoben durch die Arbeit an den geistigen Werten und durchlebt von Freude und Genuß nach Arbeit, wird der Erzieher selbst ein leuchtendes Beispiel der Mannhaftigkeit, seine Lehre sind nicht Worte, sondern Tat.

Das ist eine Erziehung im großen Stil, und die Gedanken sind auch verlockend genug, ihnen nachzuhängen. Kehren wir jedoch aus der Zukunft und vom Reich des Ideales zurück ins enge dumpfe Leben und zur Gegenwart, so müssen wir die nüchterne Frage aufwerfen, welche Schule wählen wir und welchen Weg schlagen wir ein, um die Erziehung zur Mannhaftigkeit zu beginnen und zu vollenden — wenn noch eine Schule sie erzielen kann? Daß die alte Lernschule mit ihrem Bankdrücken, aus der nur Gelehrsamkeit zu holen ist, dies nicht imstande ist, steht außer Frage. „Die Mannhaftigkeit hat ihren Sitz im Herzen der Menschen, nicht in ihrem Steiße“ (S. 146, 205). Nur von der neuen „Lebensschule“ ist eine Wandlung zu erwarten: „Waldschulen, Landerziehungsheime, große öffentliche Spielplätze, Verlegung der Schulen ins Freie, eingeschränkte Stundenzahl, dafür körperliche Arbeit im Freien, allerlei maßvoll betriebener Sport, zumal kalte Bäder, Schwimmen, Rudern, regelmäßig wiederkehrende Kinderfeste mit Wettspielen, Massengesang, sodann Kinderwerkstätten, Pflege der Handarbeit, zumal der gärtnerischen, Halten von Haustieren (Kaninchen, Vögel), Ausstellungen von Kinderarbeiten — mit einem Worte, Steigerung des Schaffenstriebes und damit Steigerung der Lebensfreude und des Selbstbewußtseins.“ Wenn hier im freien Spiel die Kinder ihrem eigenen Triebe folgen, so wird fernerhin „der Lehrer und der Erzieher als Persönlichkeit den Zögling begeistern und dann in ihm Begeisterung auch für andere Dinge und Persönlichkeiten entzünden“; „denn der Mensch hat den inneren Drang, sich anzuschließen und unterzuordnen, wo er Wohlwollen, Kraft und Einsicht findet.“ — „Das ganze Geheimnis der Erziehung beruht eben darin, die Seite der Seele zu finden, die auf die äußeren Anregungen am lebhaftesten anklingt. Dazu gehört nur ruhige, geduldige und feine Beobachtung.“ — „Der entsprechend beschäftigte Mensch, jung oder alt, ist nicht böse und unartig“ (S. 196 f., 212, 221, 227).

Mit diesem letzten Gedanken rührt der Verfasser an den springenden Punkt jeglicher Erziehung. Das freie Spiel der Kindheit in allen Ehren, auch der anspannenden Kraft des Beispiels seinen Wert und seine Tragweite ungeschmälert, aber Knaben und Jünglinge entwachsen ihren Einflüssen, sollen sie sich zu Männern heranbilden: Kraft und Einsicht müssen sich von innen her schaffen und ausgestalten, ohne Lernen wird es dabei nicht abgehen. Auf daß „sie freidenkende, selbständig handelnde und mutvoll ihre Überzeugung wagende Männer werden", welche Beschäftigung und welche Anregung entsprechen nunmehr der Erziehung? Auf diese Frage bleibt das Buch über die „Erziehung zur Mannhaftigkeit" die Antwort schuldig.

Wilhelm Münch, Eltern, Lehrer und Schulen in der Gegenwart. Berlin, Alex. Duncker 1906. 124 SS. Preis Mk. 1·50.

„— Aber wirklich möglichst alles zu verstehen, ehe man verwirft und verurteilt, ehe man Recht und Schuld nach der einen und nach der anderen Seite zuerkennt, ist jedenfalls Pflicht. Eine Pflicht übrigens, die nur wenige sich zumuten, und freilich auch nicht allzuviele übernehmen." Wir heben diese Worte gleich hier aus der Schrift des Verfassers (S. 32) heraus, weil sie ein Bekenntnis und zugleich eine Forderung in sich schließen. Sie folgen auf die Erwägung, daß das neunzehnte Jahrhundert in pädagogischen Einrichtungen und in sorgsam pädagogischem Denken ganz unverhältnismäßig mehr und Besseres geleistet hat als die früheren, allein dieser Umstand verhindert nicht die Tatsache, daß das pädagogische Interesse der Familien sehr zu Schaden gekommen ist. Wenn es gegenwärtig wieder aufzuleben scheint, so geschieht das eben ganz wesentlich als Unmut und Zweifel, in Gestalt von Klagen und Anklagen, oder auch in Gestalt lockerer Einfälle, schwärmender Ideen, einseitiger Gedankengänge, unmöglicher Zukunftswünsche. Ob „alles verstehen" wirklich schon verpflichte, „alles zu verzeihen", sei dahingestellt. Und die Pflicht zu verstehen, bewährt auf diesem Gebiete des Verfassers frühere Schrift „Zukunftspädagogik"[1]. Das Verhältnis derselben zu dem vorliegenden Büchlein möchten wir dahin zusammenfassen, daß die Gedanken, welche der Verfasser über die Schulen der Gegenwart zu Nutz und Frommen für Eltern und Lehrer darlegt, die Umsicht, mit welcher der schwierige Gegenstand angegriffen und behandelt wird, und die ausgleichende vornehme Art, mit der selbst die schroffsten Meinungen und Wünsche auf ihren Gehalt und ihre Berechtigung geprüft werden, in einem noch helleren Lichte hervortreten lassen, weil sie in schlichter Rede, wie im freien Gespräch, und in dem warmen Tone persönlicher Überzeugung vorgetragen werden. Bei solcher Bewandtnis hält es schwer, aus dem Büchlein einen zutreffenden Auszug

[1]) Zukunftspädagogik. Utopien, Ideale, Möglichkeiten. Von Wilhelm Münch. Berlin, Reimer 1904. Vgl. diese Zeitschrift 1904, S. 1059—1062.

zu bringen. Was von den großen Forderungen an Schule, Unterricht und Lehrer und von deren natürlichen Schranken gesagt wird, von den Versäumnissen und Verfehlungen auf seiten der Lehrer und der Familien, von den unberechtigten Überbürdungsklagen und der berechtigten Druckempfindung, von der Entfaltungsfreiheit und den Individualitätsrechten, von Gesundheit an Körper und Geist, von der Beziehung zur Natur, all dies verdient, daß es aus dem gedruckten Wort zum Leben erwache und aller Orten einen nachhaltigen Widerhall finde zur Abhilfe und Besserung. Hier sei nur Einiges angemerkt.

Aus der Zahl der Schulreformer wird häufig die Stimme laut, daß die staatliche Organisation der Schule und das bureaukratische System es seien, die den unleidlichen Druck erzeugen und den Schaden in alle Glieder und Teile treiben. Münch geht an dieser Frage nicht vorüber (S. 25 ff), für ihn hat jedoch das persönliche Moment mehr Bedeutung. Die bei der Erziehung Beteiligten, die Lehrer und Schüler, die Eltern der Schüler empfinden den Druck und erleiden den Schaden; darüber herrscht ja auch kein Streit, daß sie zusammenwirken und sich verständigen müßten, aber die Mittel und Wege zur möglichen Verständigung werden meist versäumt und vernachlässigt, es zeigt sich vielfach das gerade Gegenteil der Verständigung. Der Jugend ist gegenwärtig in weitem Umfang eine Stimmung zugeführt, die sie nicht etwa an sich haben müßte. Tiefer blickende Nervenärzte sprechen es aus, daß die viel wiederholten Klagen der Erwachsenen über die schwere Belastung der Jugend, das weiche Mitleid mit ihren Lebensschwierigkeiten dieser erst das Gefühl der Bedrückung und Überbürdung recht eingeflößt haben. Gegen Tadel, gegen leichte Bestrafungen, gegen irgendwelche nicht sympathische Art und Manier der Lehrenden ist sie weit empfindlicher geworden, und nur eine beschränkte Anzahl der die höheren Schulen besuchenden Knaben und Jünglinge findet sich jetzt, für die das Gefühl des vielgestaltigen Müssens und ununterbrochenen Sollens überwogen wird durch die Genugtuung, die ihnen ihr geistiges Fortschreiten gewährt. Es ist keine Zeit der naiven Freude am Wissen, höchstens am Besserwissen, und außerdem etwa am raschen Empfangen mannigfacher, wechselnder Eindrücke. Und jene besonderen Naturen, jene lernfrohen Köpfe werden denn auch als eigentlich abnorm oder doch inferior gerne betrachtet. Im ganzen aber muß die Tatsache jener vertieften Unlust am Schulleben als solche hingenommen werden, sie beruht neben allen anderen auch auf der Erhöhung der äußeren Unbequemlichkeit in zahlreichen Fällen, wie sie namentlich in großen Städten zu empfinden ist. Man gäbe gerne augenblicklich die ganze mühsam errungene höhere Kultur oder Bildung dahin, um dafür harmlose Daseinsfreude und simple Gesundheit einzutauschen. Auch die Lehrer müßten nicht als förmliche Beamte mit festen Rechten und Pflichten den Eltern der Schüler gegenüber treten, sie haben allzu sehr aufgehört, sich als freundliche Mitarbeiter der Familien zu fühlen. Gerade die großen amtlichen Rechte sollten zu freiwilliger Pflege der unmittelbar menschlichen Beziehungen anregen. Indessen vollzieht sich meist die Berührung zwischen beiden

Teilen nur in spärlichen und vorwiegend peinlichen Momenten: schriftliche Mitteilungen über Schwächen, Rückschrite, Strafwürdigkeit, Ersuchen um eine Bestätigung der Kenntnisnahme von schlechten schriftlichen Arbeiten, neben der dürren Notensprache der Zeugnisse, das ist im ganzen das Übliche; Einladungen zu Schulkonzerten oder zu Schulfeiern mit ihrem sonntäglichen Aufputz bedeuten nicht viel als Ausgleich oder Ergänzung, man blickt von draußen her auf das in der Schule sich abspielende Leben mit gar wenig Vertrauen (S. 42, 91, 66).

Daß eine Spannung, wie sehr sie auch zu beklagen ist, zwischen Schule und Elternhaus vorhanden ist heute mehr als jemals, ist eine unleugbare Tatsache. Gemildert kann das Verhältnis werden, wenn von der einen Seite eine bessere Einsicht und von der anderen ein wenig guter Wille einander begegnen. Für alle Teile, das heißt auch für den Schüler, muß ein Maß und eine Richtschnur obenauf kommen; der Begriff der Pflicht darf seine Strenge nicht abgeben, mag es auch ohne Druck und Zwang nicht abgehen. „Als ob es nicht gälte, die jungen Individuen auch in den großen sozialen Organismus einzugliedern, sie zum Verständnis der Kulturwelt zu führen und zu tauglichen, auch zum Dienen tauglichen Gliedern des Ganzen zu machen, wozu dann viel Überwindung natürlicher Antriebe gehört. Pflicht und Nötigung muß statthaben um der Erwerbung der nötigen Ausstattung willen, um der Erziehung willen zur Hingebung, Ausdauer, Treue, um der Bildung willen für den Ernst des Lebens. Daß das in diesem Sinne Nötige sich zu einem späteren Zeitpunkt leicht von selbst einstellen oder doch leicht erzielen lassen werde, ist eine Annahme, die mindestens auf Selbstbetrug hinausläuft" (S. 93).

A. Schrag, Eine pädagogische Studienreise nach Eldorado. Aus dem Nachlaß von Rektor Dr. Joh. Jak. Besserdank herausgegeben. Bern, Gust. Grunau 1906. S. 122. Preis Mk. 2·80.

„— und immer merkt man den Grundton heraus: Den Ernst der Arbeit. In der Erziehung zu gewissenhafter Arbeit liegt das Hauptmittel der Schule zu ethischer Erziehung und zur Charakterbildung". Diese Gedanken verzeichnet Rektor Besserdank in sein Tagebuch vom 29. Januar, und er beginnt die Aufzeichnungen des Tages mit dem Bekenntnis: „Es wird einem ganz wohl zu Mute in diesen Sekundarschulen zu Eldorado". Joh. Jak. Besserdank war nämlich Doktor der Philosophie und Rektor des Gymnasiums zu Bergdorf, einer kleinen Stadt in der Schweiz. Volle 25 Jahre hat er seiner Schule alle Zeit und Kraft gewidmet und durfte auf schöne Erfolge zurückblicken. Bevor er von der Aufsichtskommission des Gymnasiums zur Würde des Rektors erhoben wurde, wirkte er als Professor der deutschen Sprache an der Anstalt, und so zum Zeitvertreib machte er sich allen Ernstes an das Studium der spanischen Sprache und Literatur. Er folgte hiebei einem idealen inneren Drange, und außerdem bedurfte sein zukünftiger Schwiegervater — ein Weinhändler en gros und eben Präsident der

Aufsichtskommission des Gymnasiums — eines zuverlässigen spanischen Korrespondenten. Das Neue dieser Arbeits- und Gedankensphäre erfüllte ihn mit solchem Eifer, daß er sich dazu entschloß, einen Kurs öffentlicher Vorlesungen über das moderne Spanien und seine Literatur zu übernehmen. Seither hatte er es durch Privatstunden, durch eine längere Hochzeitsreise in Spanien und durch weitgehende Studien zur völligen Beherrschung des spanischen Idioms gebracht, und dieser fortgesetzten Arbeit verdankte er auch eine der schönsten Episoden seines Lebens, der pädagogischen Studienreise nach Eldorado. Dies war so gekommen. Eines schönen Tages fand sich bei Rektor Besserdank in der Anstalt ein mittelgroßer, elegant gekleideter Herr mit schön gepflegtem dunklem Schnurrbart ein, Prof. B. Manrique nannte er sich, er trage das Verlangen, die Schulen in Bergdorf, von denen er so Vortreffliches gehört hätte, näher kennen zu lernen, und stelle daher dies Ersuchen an den Rektor des Gymnasiums. Im Verlaufe des Gespräches gab sich der fremde Professor zu erkennen, es war Seine Exzellenz der Minister des Unterrichtswesens von Eldorado. Die Begegnung und Aussprache führte zur Freundschaft, so daß Minister Manrique den Rektor der Bergdorfer Lateinschule einlud, während der folgenden Wintermonate sein Gastfreund in Eldorado zu sein, er werde reichliche Gelegenheit haben, das Unterrichtswesen der Eldorader zu sehen. Der nötige Urlaub wurde von der Regierung des Kantons, zu dem Bergdorf gehört, bewilligt, und für die Reise eine Subvention aus der Staatskasse noch hinzugelegt; in froher Erwartung trat Rektor Besserdank die Reise in den neuen Weltteil an. Seine Exzellenz hatte auch schon Vorkehrungen getroffen, um seinem Gastfreunde aus dem alten Europa den richtigen Einblick in die Schulen von Eldorado anzubahnen, und was er Gutes und Schönes sah und erlebte, hat er in seinem Tagebuch, das sich über die Monate Dezember, Januar und Februar erstreckt, getreulich verzeichnet.

Eine wesentliche Verschiedenheit zeigen die öffentlichen Verhältnisse in Eldorado im Vergleiche mit denen in Europa nicht, ist es doch auch eine alte Kultur, die dort nur auf einen jungfräulichen Boden verpflanzt worden ist. Daher findet Rektor Besserdank dieselbe Schuleinteilung, wie sie in Bergdorf und der Hauptsache nach in der übrigen Schweiz und in Deutschland herrscht. Die Eldorader sahen sich auch mit ihrer verhältnismäßig jungen Schulorganisation als die Lernenden und Empfangenden an, dabei kleben sie nicht an dem Buchstaben, sondern suchen den Geist zu fassen, der lebendig macht, sie gehen den Weg der langsamen und ruhigen Entwicklung, Evolution heißt es, nicht Revolution. Diesem Grundsatze folgen sie auch im politischen Leben, das allgemeine Wahlrecht ist bei ihnen zur Durchführung gelangt, die Trennung von Kirche und Staat war bereits früher zum Wohle der beiden Teile vollzogen, daher kennt die Schule in Eldorado den Religionsunterricht nicht mehr, an seine Stelle ist eine Stunde Unterweisung in der Ethik gesetzt (S. 121, 24, 80).

Über die niederen und mittleren Schulen, die Universität und technische Hochschule in Eldorado gibt Rektor Besserdank nach ihren

Lehrplänen und Studienordnungen genauen Aufschluß, er spricht über Bildungswert und Behandlung der einzelnen Lehrgegenstände, über hygienische Einrichtungen, Schulfeste, über das dort herrschende Verhältnis von Schule und Elternhaus; freilich ist es dabei das Gymnasium, dem er seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Die Eldorader schätzen die altklassischen Studien als eine Quelle, aus der uns noch immer eine wahre, humane Bildung zufließt: „Weisheit und Seelenkraft der großen Alten zu erwerben, wie sie fühlen und denken". Und eine gleich ideale Aufgabe ist es, aus antiker historischer Lektüre Mittel zu Vergleichen mit späteren und gegenwärtigen politischen und sozialen Institutionen zu finden und dadurch gerade das Verständnis für diese zu erleichtern. Die Hauptsache liegt dabei nicht im Umfang der Lektüre, sondern in der Art der Behandlung. Daher ist auch eine starke Dosis Latein und Griechisch nicht nötig, es ist nicht bloß auf die sprachliche Schulung abgesehen, sondern auch auf die philosophische, und wenn zu diesem Zwecke eine alte Sprache und Literatur grundlegend sein soll, so muß es die griechische sein (S. 34 ff., 47). Sofern das humanistische Gymnasium nur dann Berechtigung hat, wenn es die Beziehung zwischen Antike und Moderne zur vollen Geltung bringt, so kann auch der Unterricht in der modernen Literatur nur fruchtbringend wirken, wenn darin die Antike zur gebührenden Geltung gelangt. Solchen Wechselbeziehungen nachzugehen, obliegt dem Gymnasiallehrer der Zukunft; die ausschließlich antikisierende Richtung des alten Gymnasiallehrers hat zur Verpönung des Griechischen und Lateinischen als Schulfächer das Ihrige reichlich beigetragen (S. 46, 38). Den Gehalt der Literaturwerke zu heben, darauf richtet auch der Unterricht in den modernen fremden Sprachen sein Augenmerk. Die Parliermethode führt wenigstens auf der Oberstufe zu geistiger Verflachung, indem das Übergewicht immer der Sprache zugeteilt wird, während doch der geistige Gehalt der Literaturwerke ebenso wichtig ist. Die Schule steht hier zudem vor einer natürlichen Schranke, volle Sprachfertigkeit kann nur der Aufenthalt in der Fremde geben; ein festes Fundament zu legen für rasche Fortschritte im fremden Land, für fruchtbringende Lektüre daheim, das ist das höchste Ziel, das sich der fremdsprachliche Unterricht in der Schule stecken kann (S. 59, 75).

Auf einem Teilgebiete werden hier Grenzen aufgezeigt und darnach der Schule die Pflicht bestimmt. Solchen gesunden Anschauungen huldigen die Eldorader im großen für alle Leistungen der Schule und dies besonders dem Elternhause gegenüber. „Die Schule sei in erster Linie nicht ungerecht gegen sich selbst und in zweiter Linie sei sie ehrlich; sie soll nicht eine größere Verantwortung übernehmen als sie wirklich tragen kann." — „Und wie die Schule sich selber nicht zu vielerlei zumuten darf, so soll anderseits das Elternhaus nicht mehr von der Schule verlangen als sie zu leisten imstande ist" (S. 67, 64). Die Vorsorge für die körperliche Kräftigung der Jugend ist und bleibt in erster Linie Sache des Elternhauses, „die Schule soll Schule bleiben, eine Anstalt zur Vermittlung und Förderung der gei-

stigen Bildung". Bildung wird geschöpft aus „der Arbeit in die Tiefe, nicht in die Breite, aus der Konzentration, nicht aus der Zerstückelung der Arbeitskraft". „Wenn ein junger Mensch zehn oder gar zwölf Unterrichtsfächer mitschleppen muß, so kann er wohl in jedem einzelnen einem methodischen Gang folgen, aber dann muß es überall doch immer heißen: Abschneiden, damit man sich durch die Masse des gesamten Stoffes durchwinden kann! Und durch dieses fortgesetzte Beschneiden bleibt schließlich von jedem Fach nur ein Gerippe übrig und sowohl im Hinblick auf das, was bleibt an positivem Wissen, als namentlich auch auf das, was während der Durcharbeitung unkontrollierbar auf den Geist eingewirkt hat, kann eine solche Schularbeit nur zu einem sehr zweifelhaften Grad von Bildung führen." In den höheren Schulen von Eldorado, sowohl in denen mit humanistischer als auch mit realistischer Richtung, ist dieser Gefahr dadurch begegnet, daß jede von ihnen eine Zentralgruppe von Fächern aufweist, die verwandten Charakter haben und wenigstens die Hälfte des gesamten Stundenpensums beanspruchen. — Die hohe Stundenzahl, die den Hauptfächern zugewiesen ist, ermöglicht eine Konzentration des Studiums auf einige verwandte Disziplinen und damit Vertiefung, Gründlichkeit, Allseitigkeit, unter Vermeidung jeglichen Hastens, und das allein ist der Weg zur wahren Bildung." „Dieser Anschauung entspricht auch die Erfahrung, indem durch das gründliche Studium einiger wenigen Disziplinen der wissenschaftliche Geist überhaupt erzogen wird, und wenn zugegeben werden muß, daß der wissenschaftliche Geist sich seiner Beschränkung am klarsten bewußt wird, so bewirkt er doch anderseits das Wachsen des Interesses für alle Zweige des Wissens" (S. 40, 45, 99).

Um der Wahrheit ihren vollen Teil zu geben, sei hier eine Anmerkung eingeschaltet. Die oben angeführten Gedanken aus der „Pädagogischen Studienreise" bietet ein Bericht aus zweiter Hand. Der Bericht aus erster Hand beruht nicht auf dem stummen Augensehen, so daß aus bloß subjektivem Erkennen und Werthalten her die Gedanken durch die Feder aufs Papier kommen, sondern in lebendiger Berührung der Geister und aus freier Wechselrede des Für und Wider treten sie hervor. Minister Manrique hatte an den Inspektor der Primarschulen sowie an die Rektoren oder Direktoren der Sekundarschulen, der Oberrealschule, des Gymnasiums, des Lehrerseminars, der Hochschule — ihre Namen kann der Bericht aus zweiter Hand übergehen — die Weisung erlassen, den Wünschen und Fragen seines Gastfreundes in jeder Weise fördernd zu begegnen. Von dieser Unmittelbarkeit und Frische des persönlichen Meinungsaustausches trägt der in Gesprächsform gehaltene Bericht aus erster Hand noch vieles an sich. Und nicht allein dies. Dem Leser der „Pädagogischen Studienreise" zieht es wohlig durch das Gemüt, mit Rektor Besserdank noch ein Fleckchen auf der weiten Erde zu wissen, wo es glückliche Schüler und beglückte Lehrer gibt, und was als Drittes ebenso hoch zu nehmen ist, zufriedene Eltern. Und jedermann, der aus der Schulnot des alten Europa und seinem Schulreformwirrwarr sich auf

einige Stunden hinwegzutäuschen wünscht, sei höflichst eingeladen, mit dem Rektor der Bergdorfer Lateinschule die pädagogische Studienreise nach Eldorado zu machen.

Prag. Dr. Anton Frank.

Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und Realschulen, von Wilhelm Schrader. 6. Auflage. Berlin 1906, Ferd. Dümmler. 624 SS. 8°.

Schraders altbewährte Erziehungs- und Unterrichtslehre liegt nun in 6. Auflage vor uns. An dem bekannten Werke ist in Aufbau und Inhalt nichts geändert. Neu und von aktuellem Interesse ist nur der Anhang (Kapitel 7 „Neue Lehrpläne“, S. 602—615), worin Schr. sich über die preußischen Reformen von 1890 und 1900 äußert.

Den stürmischen Klagen wegen Überbürdung, den mehr lauten als berechtigten Rufen nach besseren und leichteren Methoden, nach Beseitigung „toten Wissensstoffes“ und der nicht selten erhobenen Forderung nach strammerer Erziehung zu Vaterlandsliebe und Königstreue habe die Dezemberkonferenz von 1890 und die darauffolgende amtliche Neuregelung mit dankenswerter Besonnenheit nur sehr maßvoll nachgegeben. Dem Realgymnasium, dessen Auflassung im Prinzip beschlossen, tatsächlich aber dann gar nicht versucht wurde, steht Schr. völlig kühl, um nicht zu sagen ablehnend gegenüber. Was er über den Fortfall des freien lateinischen Aufsatzes sagt, ist bemerkenswert: er beklagt nicht so sehr die Sache selbst als den dadurch geschehenen allzu starken Eingriff der Unterrichtsbehörde in die Methode (S. 606). „Jemehr man die Befugnis der einzelnen Anstalten und Lehrer in der Wahl der Methode einengt, desto geringer wird der methodische Ertrag für das gesamte Erziehungswerk sein.“

Im Anschlusse an O. Jägers Vortrag (Humanist. Gymnasium XVI, 1903, S. 232 ff.) folgen höchst bemerkenswerte Worte über den Geschichtsunterricht, den Schr. frei halten will von jeder, auch der bestgemeinten Stimmungs- und Tendenzmacherei, ebenso aber auch von nationalökonomischen Belehrungen; dies alles sei „bei dem Streit der Parteien zu schwankend und schon deshalb der Jugend nicht verständlich“. Etwas eingehender bespricht der Verf. sodann „zwei Erscheinungen der letzten Zeit, die ... das Ebenmaß in dem Bau unseres Gymnasiums entstellen, das sogenannte Frankfurter Reformgymnasium und die Pläne, nach denen Herr von Wilamowitz-Möllendorf den Unterricht im Griechischen zu strecken empfiehlt“. Der Reformlehrplan überlade die Oberklassen zu sehr, er schaffe einen Organismus, dessen „Kopf auf Kosten eines muskelkräftigen Unterbaues unverhältnismäßig belastet“ werde. Ähnliches besorgt er von einer wirklichen Durchführung der Wilamowitzschen Vorschläge. Auch ist er grundsätzlich gegen die Hervorkehrung des historischen gegenüber dem klassizistischen Standpunkte.

Vor allem aber wünscht er der höheren Schule in Preußen Ruhe zu stetiger innerer Entwicklung. Von der prinzipiellen Gleichstellung

aller drei Kategorien von höheren Lehranstalten, wie sie 1901 durchgeführt wurde, habe man sich die Schaffung dauernden Schulfriedens erhofft. Der sei nicht eingetreten. Mit tiefernsten Worten, die dem hoffnungsfreudigen Mute jenes gewiß großzügigen Versuches, nur mehr oder minder Resignation entgegenhalten, beklagt der erfahrene Altmeister den immer mehr hereinbrechenden Zug zur Demokratisierung aller Bildung, die doch gerade in ihren schönsten und feinsten Ausgestaltungen naturgemäß aristokratisch sei.

Bei allem Treffenden der Ausführungen Schr.s kann Ref. doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man gerade in den großen Versuchen Preußens (Reformgymnasium, Gleichstellung der höheren Schulen) eines unbedingt anerkennen muß, daß hiermit, nachdem wahrlich „der Worte genug gewechselt waren“, in zuversichtlichem Wagemut der Weg der Tat, der praktischen Erprobung beschritten worden ist. Frankreichs *Reform* von 1902 ist ebenso kühn entworfen. Ohne Zuversicht, Selbstvertrauen und Optimismus kann nun einmal die schwere Arbeit der Erziehung und des Unterrichtes nicht gedeihen. Neue Wege, neue Ziele haben schon dadurch ihren Eigenwert, daß sie neue, frische Kräfte auslösen. Daneben wird in freiem Wettbewerb das, was am altklassischen Erziehungsideale echtes, unverlierbares und unersetzbares Edelgut ist, seinen Wert immer wieder neu bewähren.

Graz. Ed. Martinak.

Jahresberichte über das höhere Schulwesen herausgegeben von Konrad Rethwisch. XVIII. Jahrgang 1903 und XIX. Jahrgang 1904. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904, bezw. 1905. Preis je 18 Mk.

Einrichtung, Inhalt und Wert dieser Jahresberichte sowie die eingehende Berücksichtigung, welche die österreichische Literatur findet, dürften den Lesern aus der Besprechung der 17 früheren Bände bekannt sein. Der Ref. beschränkt sich diesmal auf einige Einzelheiten.

Zum XVIII. Bande. Sehr interessant ist II 48—52 die ausführliche Wiedergabe des Inhaltes der Abhandlung von Morsch, die „einen sehr lehrreichen, eingehenden Vergleich über die Reifeprüfungen an den höheren Schulen Deutschlands und Österreichs“ enthält. Hier wird angeführt, daß in den altsprachlichen Forderungen die deutschen Staaten so ziemlich übereinstimmen, trotzdem z. B. Österreich für Griechisch und Lateinisch weniger Stunden ansetzt, ferner daß sich das Wort „Kulturgeschichte“ nur in den österreichischen Bestimmungen findet, ferner daß in Österreich der Lehrer die freieste Stellung bei der Bestimmung der Themen für die schriftliche Maturitätsprüfung seinem unmittelbaren Vorgesetzten gegenüber einnimmt. Doch finden sich hier einige Ungenauigkeiten, z. B. wenn S. 50 und 61 von Oberlehrern die Rede ist (das österreichische Gymnasium kennt diesen Titel nicht), wenn es weiter (S. 49) heißt, daß der Klassenlehrer den Rat, von der Maturitäts-

prüfung zurückzutreten, erteilen könne (diesen Rat kann nur die Klassenkonferenz erteilen) und daß ausnahmsweise in einem Nebenfache eine Wiederholungsprüfung zulässig sei (unser Gymnasium unterscheidet nicht zwischen Haupt- und Nebenfächern). An letzterer Stelle könnte auch erwähnt sein, daß in Geschichte und Physik die Befreiung von der mündlichen Prüfung in einem bestimmten Falle die Regel ist. — XI 15 heißt es: „Mit großem Wohlgefallen schlägt man dagegen eine Reihe von erdkundlichen Schulbüchern auf, die in Österreich abgefaßt sind. Schade, daß sie wegen anderer Lehrpläne und Unterrichtsziele nicht für deutsche Schulen empfehlenswert sind", woran sich die Besprechung der Bücher von Heiderich (3. Teil), Rusch, Frank, Dr. Becker schließt. — In XII 37 sind sehr anerkennende Worte über die Leistungen des österreichischen Gymnasiums aus Mathematik zu lesen.

Zum XIX. Band. II 23 wird im Anschluß an den in dieser Zeitschrift, Band LV 80 ff., veröffentlichten Artikel über die außerordentlich gestiegene Zahl der Schüler an den österreichischen Gymnasien und Realschulen und das Bedenkliche dieser Steigerung die Frage aufgeworfen: „Sollte nicht die Anerkennung der Gleichberechtung der Realanstalten mit den Gymnasien das wichtigste Heilmittel gegen diese bedenkliche Erscheinung sein?" Diese Frage scheint uns verneint werden zu müssen, da ja auch die Realschulen an und für sich Überfüllung aufweisen. — VI 41 heißt es im Anschluß an die Besprechung des bekannten Buches von H. Mužik (Lehr- und Anschauungsbehelfe zu den latein. Klassikern) und der Abhandlung von Falbrecht und Sommer, daß man schon hieraus ersehe, „wie sehr gerade in Österreich der Kunstunterricht auf dem Gymnasium gepflegt wird". — VI 3 steht zu lesen: „Seit O. Weißenfels ist es keine Frage mehr, daß die rhetorischen und philosophischen Schriften Ciceros in ihrem dialektischen Werte weitaus die Reden übertreffen". — XI 7 ist die Methodik des geographischen Unterrichtes von Dr. Becker recht günstig besprochen. — XIII 14 sei richtig gestellt, daß die sechste Gymnasialklasse nicht die vorletzte, sondern die drittletzte des österreichischen Gymnasiums ist. — VI 34 wird für die Vorbereitung auf die lateinische Lektüre recht oft eine Angabe im Kommentar oder gedruckten Präparationshefte gewünscht, „wie an der betreffenden Stelle ein Wort, ein Ausdruck nicht übersetzt werden dürfe". Das halten wir für eine verfehlte Methode.

Wien. J. Rappold.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Transactions and Proceedings of the American Philological Association. 1905. Volume XXXVI. Published for the Association by Ginn & Company. 29 Beacon Street, Boston, Mass. 238 und CVIII SS. gr.-8°. Preis 2 $[1]).

Transactions: I. Henry A. Sanders, Die Oxyrhynchus-Epitome des Livius. S. 5—31. — II. Clarence Linton Meader, Typen des Satzbaues bei lateinischen Prosaikern. S. 32—51: auf psychologischer Grundlage geführte Untersuchung über die Abfolge von Haupt- und Nebensatz nebst zugehörigen Partizipen im Satzgefüge. — III. Duane Reed Stuart, Das Gründungsdatum auf Tempeln und seine Behandlung bei deren Restaurierung. S. 52—63: gegen Marquardt, Röm. Staatsverwaltung III 274. — IV. Charles E. Bennett, Der Ablativus sociativus. S. 64—81: die syntaktische Untersuchung erstreckt sich über die ganze Literatur bis Apuleius. — V. Albert Granger Harkness, Die Beziehung des Accentes zur Elision im lateinischen Verse mit Ausschluß des Dramas. S. 82—110. — VI. Samuel Eliot Bassett, Zur bukolischen Diäresis. S. 111—124. — VII. John C. Watson, Die Fassung von Terenz' *Didascaliae* bei Donat. S. 125—157. — VIII. Robert S. Radford, Die plautinische Synizese. Studien zu den Erscheinungen der *Brevis coalescens*. S. 158—210. — IX. Francis W. Kelsey, Die Titel von Cäsars Werken über den gallischen und über den Bürgerkrieg. S. 211—238.

Proceedings: Julius Goebel, Neuplatonische Dämonologie in Goethes Faust. p. V—VI. — E. G. Sihler, Filelfo in seinen Briefen. p. VI—X. — E. Washburn Hopkins, Futura auf *-bo* in modernen Hindu-Dialekten. p. XI—XIII. — Burt G. Wilder, Einige linguistische Prinzipien und Kontroversen, welche die Vereinfachung der Nomenklatur des Gehirns in sich schließt. p. XIII—XIX: will unter wesentlicher Verwertung des Lateinischen eine internationale Terminologie zur Bezeichnung der Teile und Formen des Gehirns und stellt die bei der Bildung der neuen Termini zu beachtenden Normen fest. — William E. Waters, Zu Hom. Il. II 408. p. XIX—XX: entsprechend dem feinen Humor, mit dem der etwas schwächliche Menelaus auch sonst in der Ilias gezeichnet wird, wird hier der Fürst beim Mahle eingeführt, unter sichtlicher Anspielung auf das Sprichwort αὐτόματοι δ' ἀγαθοὶ δειλῶν ἐπὶ δαῖτας ἴασιν,

[1]) Über Vol. XXXV vgl. diese Zeitschrift 1906, S. 848—851.

das jedoch, um hier passend zu sein, Homer in folgender Weise variiert: ..δειλοὶ ἀγαθῶν.... Vgl. Plat. Symp. 174 *b*. Über die Entstehung des Sprichwortes äußert W. einige Vermutungen. — Herbert Weir Smyth, Die Erscheinungsformen des griechischen Konservatismus. p. XX—XXIV: bezieht sich vornehmlich auf die Literatur. — Allan Marquand, Die Termini *cyma recta* und *cyma reversa*. p. XXIV—XXV. — David M. Robinson, Sinope im Altertum. p. XXV—XXVII. — Nathan Wilbur Helm, Ciceros Landhäuser. p. XXVII. — J. E. Harry, Medeas Heiratsproblem. p. XXVIII—XXIX: Eur. Medea 240 ist fehlerlos überliefert. — Curtis C. Bushnell, Gleichnisse und Erläuterungen in Marc Aurels Schrift τὰ πρὸς ἑαυτόν. p. XXIX—XXX. — E. G. Sihler, Über die Persönlichkeit Pausanias' des Periegeten. p. XXXI—XXXII: gegen Wilamowitz, Herm. XII. — H. C. Tolman, Abermalige Prüfung der Inschrift Artaxerxes' II. auf den Simsen der Säulen von Ekbatana. p. XXXII—XXXIII. — Herbert W. Magoun, Einige landläufige Irrtümer in Bezug auf rhythmische Verhältnisse, auf mechanischem Wege nachgewiesen. p. XXXIII—XXXIV: bespricht die Leistungen eines automatischen Instrumentes, mit dem der Rhythmus irgend eines Musikstückes genau bestimmt werden kann. Es handelt sich dem Verf. darum zu zeigen, daß im Volke verbreitete Lieder in einem anderen Taktmaße gesungen werden, als sie ursprünglich geschrieben sind. Anwendung finden die Auseinandersetzungen des Verf. in der unten p. XLIX—LI folgenden Abhandlung: Lassen sich die alten und die neueren Ansichten von dem kleineren sapphischen Metrum oder anderen logaödischen Formen miteinander vereinigen? — Jesse Benedict Carter, Abstrakte Gottheiten in der altrömischen Religion. p. XXXIV—XXXV. — Elmer Truesdell Merrill, Zur Datierung von Notitia und Curiosum. p. XXXV—XXXVI: sucht die Entstehungszeit der beiden Regionenverzeichnisse (vgl. Teuffel, RL.[5] § 412, 7) zu ermitteln. — Charles Knapp, Zu Ciceros *de officiis* I § 7 f. p. XXXVI—XXXVII: sucht die lückenlose Echtheit der Überlieferung nachzuweisen. — Thomas Fitz-Hugh, Der galliambische Rhythmus. p. XXXVIII—XL. — Karl P. Harrington, Die Klassifikation der lateinischen Kondizionalsätze. p. XLI—XLIII: teilt ein: I. Indikativischer Kondizionalsatz, mit vier Unterarten. II. Konjunktivischer Kondizionalsatz. *a*) Haupttempora, drei Unterarten. *b*) Nebentempora, zwei Unterarten. — Eva Johnston, Die Gemination bei Terenz. p. XLIV: behandelt die unmittelbare Aufeinanderfolge gleicher Wortformen. — J. E. Harry, Zu Äschylus, Prometh. 435. p. XLV—XLVI: in στένουσιν ἄλγος ist ἄλγος äußeres Objekt. — Charles Knapp, Zu Terenz' Adelphi. p. XLVI —XLVII: 21 *(sine superbia)*, 137 *(si obsto)*, 161, 163—166 (Kauer behandle die Stelle richtig, doch übersehe er die Schwierigkeit, die der *Quom*-Satz biete). — Derselbe, Das Reisen im Altertum nach Plautus und Terenz. p. XLVII. — Roland G. Kent, Wann ist Aristophanes gestorben? p. XLVII—XLVIII: nicht vor 375. — Arthur Fairbanks, Über den beim Studium der homerischen Religion einzunehmenden Standpunkt. p. XLVIII—XLIX: mit der Religion im Epos verhält es sich ganz ähnlich wie mit dessen Sprache: der Dichter reproduziert nicht die religiösen Anschauungen eines einzelnen Landes oder eines bestimmten Zeitpunktes und doch ist, was er in dieser Beziehung bietet, keine absolut neue Schöpfung von ihm. — C. Searles, Ein übersehener Faktor in der der Frage nach der Inszenierung französischer klassischer Tragödien des 16. Jahrhunderts. p. LIII. — H. W. Prescott, Einiges über das Verhältnis des Gedanken zum Verse bei Plautus. p. LIII—LIV. — C. Price, C. I. L. XIV 309. p. LIV—LV. — J. E. Church, Alte Probleme im Horaz. p. LV—LVII: zu Od. I 3, 1—8. — E. B. Clapp, Correptio im Hiatus. p. LVII: bezieht sich auf griechische Dichter. — H. R. Fairclough, Die Helena-Episode in Vergils Äneis II 559—621. p. LVII—LIX. — A. L. Kroeber, Die Yokuts-Indianer-Sprache in Kalifornien. p. LIX—LX. — J. E. Matzke, Die Komposition der altfranzösischen

Schrift '*Roman de Galeran*'. p. LXI. — C. J. O'Connor, Die Lunula auf dem römischen Schuh. p. LXI—LXII. — W. S. Ferguson, Epigraphische Bemerkungen. p. LXII—LXIII: I. Über γραμματεὺς κατὰ πρυτανείαν u. ä. II. Über die Inschrift 'Ὑπὲρ βασιλέως Εὐμένου Φιλαδέλφου bei Dittenberger, *Orientis Graeci Inscr. sell.* II 302. III. Gegen Dürrbach Bull. de Cor. Hell. XXIX (1905), p. 190. — H. B. Dewing, Das indirekte Objekt im Lateinischen bei Verben, welche bedeuten günstig sein, helfen, Unrecht tun, gefallen, mißfallen, vertrauen, mißtrauen, befehlen, gehorchen, dienen, widerstehen, willfahren, schonen, verzeihen, beneiden, drohen, glauben und überreden. p. LXIII—LXIV. — O. M. Johnston, Die Quellen von '*Lay of the Two Lovers*'. p. LXIV. — A. T. Murray, Aratus und Theokrit. p. LXV—LXVI. — W. F. Badè, Die Entzifferung der hethitischen Inschriften und die Bestimmung der Sprache. p. LXVI. — E. W. Martin, Die Vögel bei Ovid. p. LXVI—LXVII. — Leon J. Richardson, Die alcäische Strophe bei Horaz. p. LXVII—LXVIII.

Wien. J. Golling.

Adolf Bartels, Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. 2. Aufl. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger.

Über das die vorliegende 2. Auflage der Denkschrift von Bartels erweiternde Schlußkapitel „Die ersten Schritte" ist nur Günstiges zu sagen. Die von Bartels vertretene Idee hat, wie es scheint, festen Fuß gefaßt. Das den Anhang bildende Programm für die von 1909 bis 1922 in Weimar aufzuführenden Dramenzyklen bildet naturgemäß den interessantesten Abschnitt des Büchleins; für uns ist es insbesondere hiebei erfreulich und anerkennenswert, daß Grillparzer dabei ausgiebig vertreten erscheint mit „Des Meeres und der Liebe Wellen", „König Ottokar", „Weh dem, der lügt", „Der Traum ein Leben". — Schade, daß die „Sappho" nicht neben der „Iphigenie" einen Platz gefunden hat und daß gerade „Das goldene Vließ" gar nicht berücksichtigt worden ist!

Wien. E. v. Komorzynski.

Max Walter, Der französische Klassenunterricht auf der Unterstufe. Entwurf eines Lehrplanes. Zweite, durchgesehene, durch einen besonders erscheinenden Anhang vermehrte Auflage. Marburg i. H., N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1906. Preis Mk. 1·25.

In klarer, durchsichtiger Weise gibt der rühmlich bekannte Verf. die Wege und Ziele des modernen fremdsprachlichen Unterrichtes an und entwirft Stundenbilder, wie sie der Anfangsunterricht im Französischen erfordert. Es wird gezeigt, wie mannigfach jede Übung verarbeitet werden soll und wie aus der beigebrachten Sprache heraus die grammatischen Belehrungen zu gewinnen sind. Besonders geschickt ist die Behandlung der Personalpronomina im zweiten Schuljahr demonstriert.
Wenn auch die Broschüre im wesentlichen nichts Neues bietet, so ist sie doch wegen ihrer Klarheit sehr lesenswert und besonders denen zu empfehlen, die mit dem jetzt gesetzlich festgelegten Unterrichtsvorgange im Französischen nicht ganz vertraut sind.

Wien. F. Pejscha.

Dr. Heinrich Wolf, Die Religion der alten Römer. Gymnasial-Bibliothek, 42. Heft. Gütersloh, Bertelsmann 1907. 104 SS. und 1 Titelbild. Preis Mk. 1·50.

Anschließend an die im Heft 41 der Gymnasialbibliothek veröffentlichte Arbeit „Die Religion der alten Griechen“ behandelt der Verf. in dem vorliegenden Hefte die Religion der alten Römer. Wie bei der Religion der Griechen benützt er auch in diesem Buche die Ergebnisse der neuesten Forschung und schließt sich mit vollem Rechte an die Arbeiten Wissowas an. Gegliedert erscheint der Stoff, folgend dem Gange der politischen Geschichte, nach den bekannten drei großen Perioden: 1. Königszeit, 2. Republik, 3. Kaiserzeit. In der Einleitung wird der Unterschied in dem Wachsen der griechischen und römischen Religion charakterisiert; letztere wächst in die Breite, ist wesentlich Staatsreligion und hat keine selbständige Entwicklung, da die Römer weder eine eigene Mythologie, noch eine eigene Poesie, noch eine eigene Philosophie besitzen (S. 10). Auf den Inhalt kann nicht näher eingegangen werden: die Darstellung ist klar und verständlich. Sehr zu begrüßen sind die zahlreichen Zitate besonders aus Livius, z. B. S. 40f. Von Nutzen wird bei der Horazlektüre der Abschnitt „Die Reformen des Kaisers Augustus“ sein (S. 62—74). Beachtenswert sind die Abschnitte: Das Eindringen der orientalischen Kulte (S. 79—93) und: Das Christentum (S. 93—103). Das Buch soll in keiner Lehrer- und Schülerbibliothek fehlen; es mag reiferen Schülern und auch dem weiteren Kreise der Gebildeten empfohlen sein, da es die Resultate wissenschaftlicher Forschung in leicht verständlicher, anregender Form bietet.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Sievers W., Allgemeine Länderkunde. Kleine Ausgabe. I. Bd., 1. Heft. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliograph. Institutes 1907.

Das im Erscheinen begriffene Werk stellt einen Auszug aus dem sechsbändigen Hauptwerke dar. Wie dort ist auch hier die Gliederung nach geographischen Einheiten durchgeführt. Die Entdeckungsgeschichte wurde mit Rücksicht auf den Umfang dieses, auf zwei Bände veranschlagten Handbuches weggelassen. Da die Bearbeitung sämtlicher Erdteile in den Händen des Prof. Sievers allein ruht, hat die kleine Ausgabe gegenüber der großen die strenge Einheitlichkeit der Textierung voraus. Im Gegensatze zum Hauptwerke entbehrt die zweibändige Ausgabe des Bilderschmuckes im Texte. Das Kartenmaterial erfuhr eine dankenswerte Ausgestaltung. Im großen und ganzen läßt die erste Lieferung erwarten, daß die kleine Ausgabe nicht bloß den in Aussicht genommenen Zweck vollauf erfüllen, sondern auch eine willkommene Ergänzung der großen sein wird.

G. Freytags Verkehrskarte von Österreich-Ungarn mit den Balkanländern. Maßstab 1 : 1,500.000 nebst Wandkalender für 1907. Wien, G. Freytag & Berndt. Preis 2 K.

Die Karte bringt außer dem neuesten Stande des Eisenbahnnetzes Profile der österreichischen Alpenbahnen mit 50facher Überhöhung und eine Zusammenstellung der Länge der bedeutenderen Alpentunnels. Hinsichtlich der Verwendbarkeit der Karte im Unterrichte gilt das zur Ausgabe von 1906 (vgl. diese Zeitschrift 1906, S. 472) Bemerkte.

Heilborn A., Die deutschen Kolonien. Land und Leute. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig und Berlin 1906, B. G. Teubner.

Das Buch ist eine Zusammenfassung von Vorlesungen, die der Verf. im Auftrage der deutschen Kolonialgesellschaft zu Berlin hielt. Es wendet sich an weite Kreise und unterstützt seine Ausführungen durch ein reiches Bildermaterial. Seinem Zwecke, „einen allgemein orientierenden Überblick über Land und Leute der Kolonien zu geben und zum Studium der Kolonialliteratur anzuregen", wird es vollkommen gerecht.

Wien. J. Müllner.

Dr. W. Müller-Erzbach, Physikalische Aufgaben für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und für den Selbstunterricht. Berlin 1906.

Im vorliegenden Werke gibt der Verf. dem Lehrer der Physik und dem Studierenden eine Sammlung von Beispielen an die Hand, in welcher trotz der Reichhaltigkeit — es sind 781 Aufgaben aus den gesamten Abschnitten der Physik — besonders rühmend hervorgehoben werden muß, daß fast jedes Beispiel eine besondere Type darstellt. In einzelnen Fällen, wo Aufgaben derselben Art auftreten, scheint dieses absichtlich gewählt zu sein, da hierbei die mathematischen Grundlagen derart variiert sind, daß wenigstens verschiedene mathematische Aufgaben resultieren, wie ja auch der Verf. im Vorworte bemerkt, daß die Aufgaben aus der Physik auch als Ergänzungen der Beispielsammlungen für Mathematik gedacht werden, welche auf physikalische Aufgaben zu wenig Rücksicht nehmen. Ref. würde es auch für empfehlenswert halten, eine derartige Beispielsammlung dem Schüler in die Hand zu geben; die Andeutungen, welche in dem zweiten Teile „Auflösungen" gegeben sind, werden dem Schüler manche Arbeit erleichtern, und „Hausübungen" aus einer Beispielsammlung werden in vielen Fällen dem Verständnis sehr zu statten kommen.

Daß Aufgaben über Schwerpunkte, über Trägheitsmomente nur auf elementarem Wege gelöst sind, ist auf dieser Stufe nur berechtigt; für die Trägheitsmomente genügt es dabei, daß die Summe der Reihe

$$1 + 4 + 9 + \ldots + n^2 = \tfrac{1}{6} n (n + 1) (2n + 1),$$

welche sich übrigens leicht durch den Übergang von n auf $(n + 1)$ verifizieren läßt, vorausgesetzt wird.

Über die Dimensionen der Einheiten hat der Verf. nur wenige Beispiele aufgenommen; Ref. kann sich hier dem Verf. nur anschließen; gegenwärtig werden hierüber von manchen Seiten etwas zu hohe Anforderungen gestellt, die den Rahmen des Mittelschulunterrichtes, der sein Hauptgewicht auf den experimentellen Teil zu verlegen hat, schon wesentlich überschreiten.

Schließlich mag noch auf die Tabellen hingewiesen werden, welche eine Reihe von physikalischen Konstanten geben, die dem Lernenden nicht nur für die Lösung der Aufgaben, sondern auch als Ergänzungen zum Lehrbuche wichtig sind.

Für eine Neuauflage möchte Ref. einige geringfügige Änderungen vorschlagen.

An Stelle von „gleichförmige Geschwindigkeit" und „Fallgeschwindigkeit" (Beisp. 29 und 62) wäre das Wort „Endgeschwindigkeit" vorzuziehen. Ebenso wäre statt der Überschriften in III *B* und *C*: „Verminderung der Fallbeschleunigung durch ..." besser „Fallbeschleunigung an der Adwoodschen Fallmaschine und auf der schiefen Ebene" zu setzen.

Statt „Schwerpunkt vom Umfange . . ." „Abstand vom Schwerpunkte vom ..." (Beisp. 153, 157, 159, 160, 164, 167) stünde besser: „Abstand des Schwerpunktes vom ...".

Nicht einverstanden kann sich Ref. mit der Schreibweise des Bruchstriches erklären, z. B. bei der Lösung von Nr. 10:

$$2{\cdot}14 / \sqrt{2\,gx} = \sqrt{2\,(2{\cdot}2 - x)/g}.$$

Wenn Brüche in einer Zeile geschrieben werden sollen, so scheint es doch besser, das Divisionszeichen zu verwenden, also

$$2{\cdot}14 : \sqrt{2\,gx} = \sqrt{2\,(2{\cdot}2 - x) : g}.$$

Auf S. 24 ist ein sehr sinnstörender Druckfehler geblieben; selbstverständlich muß es daselbst in der Formel für die Fliehkraft $4\pi^2 mr$ und nicht $4\pi m^2 r$ lauten.

Die Aufgaben, welche sich auf den optischen Mittelpunkt beziehen, möchte Ref. streichen. Statt der optischen Mittelpunkte kann man nicht nur auf der Oberstufe, sondern selbst auf der Unterstufe mit Vorteil die Hauptpunkte einführen, u. zw. als diejenigen Punkte, durch welche der austretende Strahl parallel zum eintretenden geht (Verschiedenheit der Haupt- und Knotenpunkte kann, da es sich um dasselbe Medium zu beiden Seiten der Linsen handelt, übergangen werden); dadurch wird schon die Parallelverschiebung des nicht abgelenkt hindurchgehenden Strahles, wie eine solche stets beim Durchgang durch eine dicke, planparallele Platte stattfindet, berücksichtigt.

Wien. N. Herz.

Dr. E. Voges, Der Obstbau. 107. Bändchen der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen „Aus Natur und Geisteswelt". Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1906. Preis geb. 1 Mk. 20 Pf.

Der Verf. wendet sich mit dieser Schrift an einen größeren Leserkreis, als ihn sonst die Obstbau-Literatur hat, er wendet sich nicht nur an den Obstbautreibenden, sondern an jeden, der Sinn für den Obstbau hat und sich über dessen wissenschaftliche und technische Grundlage, sowie über dessen große volkswirtschaftliche Bedeutung unterrichten will.

Das Buch bietet in seinen einzelnen Abschnitten so ziemlich alles, was vom Obstbau zu wissen notwendig ist. Die Geschichte dieses Industriezweiges, der Aufbau, die Anzucht und Pflege des Baumes wird eingehend geschildert. Die volkswirtschaftliche Bedeutung, welche der Obstbau für Deutschland hat, wird ziffermäßig nachgewiesen. Einen Vergleich mit Amerika kann in dieser Hinsicht Deutschland wohl schwer aushalten, denn der deutsche Obstgarten ist ein Bestandteil von Haus und Hof, die amerikanische Obstplantage hingegen eine moderne Schöpfung, die ihren überraschenden Aufschwung nicht nur dem Unternehmungsgeiste des Volkes, sondern auch den günstigen Bedingungen, unter denen er betrieben werden kann, verdankt.

Grabers Leitfaden der Zoologie für die oberen Klassen der Mittelschulen. Bearbeitet von Dr. R. Latzel. Mit 474 Abbildungen im Texte, 4 Farbendrucktafeln und einer Karte. 5. Aufl. Wien, Verlag von F. Tempsky 1906.

Das rühmlichst bekannte Lehrbuch ist in 5. Auflage erschienen, welche ein unveränderter Abdruck der allgemein zulässig erklärten 4. Auflage ist. Ref. verweist daher auf die bereits in dieser Zeitschrift erschienene Besprechung der letztgenannten Auflage.

Wien. H. Vieltorf.



Die Inkunabeln in der Fideikommiß-Bibliothek des Fürsten Dietrichstein auf Schloß Nikolsburg. Zusammengestellt von Adolf Pindter. Brünn. Selbstverlag 1906.

Schulrat Rudolf Pindter, k. k. Realschuldirektor i. R., hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, die Inkunabeln der bedeutenden fürstlich Dietrichsteinschen Schloßbibliothek zu Nikolsburg in Mähren zu sichten und in Druck zu geben. Die Arbeit kommt den derzeit herrschenden Bestrebungen, über die aus dem Mittelalter erhaltenen Bestände durch systematische Katalogisierung Klarheit zu schaffen, entgegen und verdient warmen Dank der Wissenschaft und aller Bücherfreunde. Ist die Zusammenstellung auch ohne Heranziehung bibliographischer Hilfsmittel erfolgt, so erreicht die aufgewandte Sorgfalt für den erwähnten Zweck doch ihr Ziel.

Die reichhaltige Bücherei enthält demnach 785 Inkunabeln in 528 Bänden, beginnend mit dem Jahre 1462, Bononia und Mainz (Fust und Schöffer) und nimmt so unter den österreichischen Bibliotheken hinsichtlich der Zahl der Inkunabeln eine hervorragende Stelle ein. Wir heben aus den reichen Beständen einige literarisch interessante Drucke hervor: Johann Hartliebs „Buch Ovidii von der Liebe“ im Erstdruck von 1482; Megenbergs „Buch der Natur“ 1478 und 1499; Eybs *Margarita poëtica* im Erstdrucke von 1472; das Passional, deutsch, Augsburg 1477; der Belial 1472, 1482 und 1500; der Erstdruck von Wolframs Parzival und Titurel 1477. Aus dem Kreise der Mystiker: Johann Nieders 24 goldene Harfen, Augsburg 1472; der Druck der „Himmelsstraße“ von 1484; Gosselers „Ursulen-Schifflein“ im Erstdruck von 1497; ein Beichtpüchlein von 1494. — Weiters ein deutscher Bibeldruck (Augsburg, Sorg) von 1477 und ein Nürnberger von 1483; der Sachsenspiegel 1484; das bayerische Landrecht 1484; das Arzneibuch des Ortolf von Bayerlant, Augsburg 1479, ähnlich das *Regimen sanitatis*, das ist von der Ordnung der Gesundheit, o. J.; J. Geilers Predigten 1489. — Von lateinischen Klassikern seien unter andern erwähnt: Apuleius 1493; Cicero 1470; Horaz 1490; Juvenal 1474; Plinius d. J. 1477; Quintilian 1476; Sallust 1478; Sueton 1480; Tacitus 1476; Terenz 1496; Virgil 1491. — Griechische Klassiker: Aristoteles 1476—1496; Plutarch 1485; Proclus 1499; Aratus, Phänomena 1499; Hippocrates 1483. Natürlich finden sich vielfach: Aeneas Sylvius, Augustinus, Thomas von Aquino, Konrad Celtes, Hieronymus, Albertus Magnus, Jacobus de Voragine, die Gesta Romanorum und andere.

Nähere bibliographische Angaben wären oft sehr von Vorteil zur näheren Bestimmung manches Werkes, so besonders Blattzahl und eigene Kennzeichen. Die Notiz: die guldin Bull Karls des vierden, Folio, sagt dem Bücherfreunde nicht, welche Ausgabe er vor sich hat; ähnlich bei Nummer 30, 518 u. ö. Eine brauchbare Übersicht sowie ein dankenswertes Register erleichtern die Benützung des 129 SS. starken Büchleins, das dem Kundigen die große Mühe verrät, welche diese Zusammenstellung erforderte.

Leitmeritz. W. Eymer.

Heinrich Wolgast, Das Elend unserer Jugendliteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. Dritte Auflage. VIII und 225 SS. gr.-8°. Leipzig und Berlin 1905. B. G. Teubner. Preis geh. Mk. 2·40.

— —, Vom Kinderbuch. Gesammelte Aufsätze. 140 SS. gr.-8°. Leipzig und Berlin 1906. B. G. Teubner. Preis geh. Mk. 1·60.

Das an erster Stelle genannte, bereits in dritter Auflage vorliegende Buch ist eine scharf eindringende Untersuchung, die allen

Freunden einer guten Jugendlektüre empfohlen werden muß. Der reiche Inhalt gliedert sich in folgende Kapitel: I. Der Umschwung in der öffentlichen Erziehung und die Jugendlektüre. II. Der Leseunterricht und die freie Lektüre. III. Die Aufgabe der poetischen Jugendlektüre. IV. Die intellektuellen und moralischen Wirkungen der Jugendlektüre. V. Die Grundsätze der bisherigen Jugendschriftenkritik. VI. Zur Charakteristik der gangbaren Jugendlektüre u. z. Bearbeitungen. — Kirchengläubige Theologen aus vor- und nachmärzlicher Zeit als Jugendschriftsteller. — Gustav Nieritz und Franz Hoffmann. — Patriotische Jugendschriften aus dem neuen Deutschen Reiche. — Indianergeschichten in vornehmem Gewande. — Jugendschriftstellerinnen. VII. Literarisch wertvolle Lektüre für die Jugend.

Der Verf. zeigt sich als ein wohlunterrichteter, feinsinniger, sehr belesener Mann, der am Vorhandenen strenge — vielleicht zu strenge — Kritik übt und mit Konsequenz und Freimut Altes, bisher Geschätztes verwirft und neue Forderungen aufstellt. Der ästhetische, rein künstlerische Standpunkt, ohne jegliche Nebentendenz, ist ihm bei der Jugendlektüre oberstes, ja einziges Gesetz.

Das zweite hier zur Besprechung kommende Buch desselben Verf. zerfällt in folgende Abschnitte: I. Was und wie sollen unsere Kinder lesen? II. Das Religiöse und Patriotische in der Jugendschrift. III. Pole Poppenspäler. IV. Grossobuch oder nationale Dichtung? V. Die Aufgaben der lokalen Prüfungsausschüsse. VI. Über Einrichtung und Ausnutzung der Schülerbibliothek. VII. Die Bedeutung der öffentlichen Bücherhalle für die schulentlassene Jugend. VIII. Über Lektüre für Backfische. IX. Quellennachweise für das deutsche Kinderlied. X. Über Bilderbuch und Illustration. — Diese hier gesammelten Aufsätze gehen großenteils auf früher gehaltene Vorträge oder bereits veröffentlichte Abhandlungen zurück, haben aber auch jetzt noch ihren Wert. Die entwickelten Ideen kehren selbstverständlich in beiden Büchern in verschiedener Beleuchtung immer wieder, nur dort mehr systematisch, hier freier und mehr induktiv vorgetragen. Von beiden Büchern gilt auch, daß der Verf. nicht nur seinen persönlichen, in erster Linie für Volksschulen (im weitesten Sinne) giltigen Standpunkt vertritt, sondern gleichsam als Wortführer zahlreicher Berufs- und Gesinnungsgenossen und Lehrervereinigungen spricht, die alle dasselbe Ziel anstreben, die Jugend zur Freude an trefflicher, zeitgemäßer Lektüre zu erziehen, ein Ziel, das gewiß auf verschiedene Weise erreicht werden kann, jedesfalls aber Förderung verdient. Sicherlich werden diese Schriften in allen Lagern ein lautes Echo wecken. Doch bei aller Anerkennung im einzelnen soll nicht verschwiegen werden, daß gewisse Einseitigkeiten und Übertreibungen sich vordrängen. Urteile über Wert und Unwert der schönen Literatur unterliegen eben wie alle Kunstmeinungen gar sehr dem Wandel der Zeiten und doppelt, wenn sie mit dem schwankenden Problem der Kindererziehung und Geschmacksbildung verquickt werden, wo jedes Zeitalter, jede Nation und Konfession, ja fast jeder Gebildete einem anderen Ideal huldigt. Von diesem Gesichtspunkte aus mißbillige ich daher die mehrfach schroffe und absprechende Art, in der über viele wohlbekannte Erscheinungen der Jugendliteratur abgeurteilt wird, wenn ich auch zugebe, daß sie den veränderten Kunstanschauungen und Forderungen gegenüber als veraltet zurücktreten müssen. Die Sprache ist meist stark polemisch, doch gewandt und eindringlich, das norddeutsche Idiom zuweilen verratend. Druckfehler fand ich fast gar keine.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Programmenschau.

38. Dr. Thaddäus Sinko, **Sententiae Platonicae de philosophis regnantibus fata quae fuerint.** Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Podgórze 1904. 56 SS.

Schon seit jeher ließen es sich die Philologen mit Vorliebe angelegen sein, sogenannte Parallelstellen zu sammeln, jedoch sie taten das ohne System und Methode, ohne dabei eine bestimmte Idee als leitenden Faden zur Anschauung zu bringen, sondern lediglich, um ihre Gelehrsamkeit und Belesenheit gleichsam zur Schau zu tragen. Die Holländer des XVII. und XVIII. Jahrhunderts trieben in ihren kommentierten Klassikerausgaben die Sache *ad absurdum* so, daß die Kommentatoren der Neuzeit sich damit begnügen können, die wichtigsten Stellen aus diesen Sammlungen zu entlehnen und dieselben vorwiegend für kritische Auseinandersetzungen, wie *testimonia* und *imitationes*, zu verwenden.

In beiden Fällen tritt uns der betreffende, von späteren Gelehrten öfters wiederholte Lehrsatz nicht als selbständiges literarisches Individuum, sondern als untergeordnetes Glied des Schriftwerkes entgegen, obwohl es auch in dieser Richtung an Versuchen gar nicht mangelt. Hier brauche ich nur auf die Abhandlung des belesenen Gelehrten aus dem XVIII. Jahrhundert, Karpzov, hinzuweisen, in welcher der Verf. die Sentenz illustriert, daß das Leben ein Theater sei. Erst in der jüngsten Zeit werden Monographien veröffentlicht, welche die Geschichte und Entwicklung eines bestimmten Begriffes behandeln. Hier wären etwa die Abhandlungen von Bäumker „Materie“ und von Hentze „Logos“ auf philosophischem und die rhetorischen Studien des Prof. K. Morawski auf sprachlichem Gebiete zu erwähnen.

Als eine solche rhetorische Blüte, als *ἀντιμεταβολή*, kann man die Platonische Sentenz betrachten: „Die Menschheit wird erst dann glücklich werden, wenn entweder die Könige philosophieren, oder die Philosophen regieren werden“ — und von diesem Standpunkte aus die Geschichte derselben schreiben. Es ist dies zugleich, aber auch eine von jenen verhängnisvollen Leitideen, welche die Menschen nicht eher ruhig schlafen lassen, als bis sie die nötigen Schritte zu deren Verwirklichung getan haben. Die Verfolgung der steten Bemühungen, die Platonische Idee lebendig zu verkörpern, der Verzerrungen und Verunstaltungen derselben mit dem vollen Bewußtsein, den Wunsch des großen Philosophen zu erfüllen, ist für den Forscher ein überaus verlockender Gegenstand.

Diese beiden Richtungen werden von Dr. Sinko in der oben angeführten Abhandlung, welche man als Zierde der diesjährigen Programmabhandlungen mit Recht ansehen kann, eingehend berücksichtigt. Der Verf. benutzte die Zusammenstellungen Gatakers in dem Kommentar zum 14. Kapitel der Selbstbetrachtungen von Marc Aurel, Knusts Gualteri Burlaei de moribus philosophorum (Tubinga 1866) und des Prof. Sternbach Gnom. Vat. Nr. 443 (in Wiener Studien XI. 1889), die er erweiterte und ergänzte.

Nachdem der Verf. das erste Hervortreten der Sentenz bezüglich der Beglückung der Menschheit durch philosophierende Könige (Rp. V 473 *D*) und zwei Modifikationen derselben (Rp. VI 499 *B* und VII 540 *D*) besprochen hat, geht er zur Darlegung ihrer Bedeutung bei Plato, ihres Ursprunges und ihrer Vorbilder über und zieht schließlich die Ursachen ihrer Unpopularität in Athen in Erwägung. Der Platonische Philosoph ist das Ideal eines Mannes, ein Meister des Gedankens und der Tat, das Abbild eines von den sieben Weisen, besonders Solons, ein Ideal, welches in den zeitgenössischen Herrschern, wie Timäus oder Archytas, verkörpert erscheint. Auf athenischem Boden ist er ein fachmännisch gebildeter Politiker und Beamter, welcher die bisherigen, nicht

qualifizierten, durch das Los gewählten, ersetzen soll. In dieser Form rührt die Idee von der Herrschaft der Philosophen, d. h. Männer, die sich auf die Regierungskunst verstehen, von Sokrates her, wie dies von Xenophon in den Memorabilien (4. 12) bezeugt wird. Die traurigen Erfahrungen, welche die Athener, von Charmides abgesehen, mit zwei von Sokrates herausgebildeten Männern der Regierungskunst, Alkibiades und Krito, gemacht hatten, bilden einen stummen Hintergrund in der Rp. V 475 *D*, wo die Bürger Athens sich anschicken, den Verfasser dieses Paradoxons zu steinigen. Keinen bessern Erfolg hatte Plato selbst zu verzeichnen, der in Dionys dem Jüngeren das Muster für einen König-Philosophen im Sinne der Leg. IV 709 entdeckt zu haben glaubte, und die Akademiker, denen es gelang, die Zügel der Herrschaft in ihre Hände zu bekommen, haben bewiesen, daß ein Philosoph ein schlechter Herrscher sein kann.

Ungeachtet dieser traurigen Erfahrungen hat die Idee von ihrer Popularität gar nichts eingebüßt. Die Peripatetiker und Akademiker suchten den Nachweis zu liefern, daß ihre Lehren für die Herrscher die heilsamsten seien, und die philosophische Rhetorik des Isokrates erhob Ansprüche auf die Erziehung und Leitung der Könige. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet findet die pseudoplatonische Briefsammlung eine neue und überzeugende Erklärung und Beleuchtung, ähnlich wie die Epistolographie des Isokrates, der Sokratiker und anderer Philosophen. Der platonische Grundsatz erscheint jetzt in der Fassung, daß die Macht immer mit Weisheit gepaart sein (Ps. Plat. Epist. II 310 *E*), daß dem Könige ein Philosoph als Erzieher und Berater zur Seite stehen solle. Als solcher Berater drängt sich Isokrates fast allen zeitgenössischen Tyrannen auf und Aristoteles ist ein Erzieher Alexanders und Philipps Berater. Derselbe ist aber der Ansicht (Fragm. 647 Rose), daß das Philosophieren für einen Herrscher nicht nur entbehrlich ist, sondern demselben bei der Erfüllung seiner Herrscherpflichten geradezu hindernd in den Weg tritt: es genüge vollkommen, wenn er der besseren Einsicht der philosophisch gebildeten Berater zu folgen geneigt sei.

Unter den Nachfolgern Alexanders glauben die Kyniker in Cyrus das Ideal eines Königs und Philosophen gefunden zu haben, die Stoiker erblicken in jedem Weisen einen König, in jedem echten König, ja sogar in jedem echten Untertan einen Weisen. Praktisch führen sie diese Ideen an dem Hofe des Antigonus Gonatas, besonders aber bei Agis und Kleomenes in Sparta durch. Diese revolutionären Könige sind die ersten Herrscher, welche als Philosophen der Tat auftreten. Ihr Untergang vernichtet die Hoffnungen der Stoiker, und Posidonius (Sen. epist. 14, 2, 5) spricht die Meinung aus, daß einst, im goldenen Zeitalter, Philosophen geherrscht haben. Die anderen wollen sie in den legendenhaften Gestalten eines Lykurg und Numa Pompilius erblicken.

Von den hellenistischen Höfen wandern die Stoiker in die Paläste der römischen Großen. Hier erscheint als ihr erster revolutionistischer Zögling Tiberius Gracchus; ein zweiter regierender, Rom beglückender Philosoph ist M. Tullius Cicero. Als einen solchen betrachtete dieser sich selbst und seinen Bruder Quintus, den Verwalter Bithyniens (ad Quint. Fratr. 1, 1, 29) und in seinen Memoiren über sein Konsulat behauptete er, daß alle seine Taten vom Jahre 63 auf Grund eingehender Beratungen mit dem Philosophen Nigidius Figulus erfolgt seien (Plut. an seni rp. 797 *D*). Im ersten Jahrhundert v. Chr. wiederholt Rutilius Lupus die Platonische Sentenz als Beispiel für ἀντιμεταβολή, in einer mit den griechischen Gnomologien identischen Fassung. Nach Chr. Geburt wird dieselbe aus zweiter Hand von Valerius Maximus und Apuleius (dogm. Plat. 473 *D*) wiederholt, welch letzterer mit dem Platoniker Albinus eine gemeinsame Quelle benutzt zu haben scheint[1].

[1]) Der Verf. stellt eine Monographie über dieses eben genannte Verhältnis in Aussicht.



Sehr interessant sind die Schicksale der Philosophie an den Höfen der römischen Cäsaren. Nero, das Scheusal, ist doch ein Zögling des Seneca, der ihm in den Büchern „De clementia" gleichsam einen Spiegel vorhält. Seine Mutter sucht ihn von der Philosophie abzubringen, indem sie ihn an den Ausspruch des Aristoteles (Frag. 647 R) erinnert, daß die Philosophie einem zukünftigen Herrscher nur schaden könne (Suet. Nero 52). Der zeitgenössische Stoiker Musonius Rufus sucht trotzdem nachzuweisen (Stob. flor. tit. 48, 67), daß auch die Könige philosophieren sollen und — geht in die Verbannung. Erst zu Trajans Zeit ergehen sich die philosopischen Berater in Reden über die Herrscherpflichten, die sie dem Kaiser einzuprägen trachten: Dio aus Prusa, Plutarch, Plinius der Jüngere drängen sich als Berater auf. Der zeitgenössische Älius Aristides polemisiert mit Plato und tritt für die Ehre der Politiker Athens ein, indem er den Nachweis zu liefern bestrebt ist, daß auch Miltiades und Themistokles, Perikles und Kimon Philosophen waren und Athen beglückten. In dem guten Antonius Pius entdeckte Aurelius Victor (Caes. 15, 3) einen Philosophen und in dem Mitregenten Marc Aurel erblickte einen solchen schon der hl. Justin (Apol. 1, 3). Es zweifelte niemand daran, daß dieser „Liebling der Völker" den goldenen Traum Platos habe zur Wirklichkeit werden lassen. Erst die Tatsachen bewiesen, daß er ihn bloß parodiert habe, indem er sein Leben lang ein Schüler, ein Jünger blieb. Darum faßte der Platoniker Plotin den Entschluß, mit Hilfe des Kaisers Gallienus in der neu gegründeten und durch Philosophen regierten Platonopolis einen platonischen Staat zu konstruieren, aber seine Bemühungen blieben erfolglos. Andere Platoniker, wie Hierokles, wollten durch allegorische Interpretation den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Staates befestigen.

Die Christen bekämpften die Herrschaft der heidnischen Weisheit. So bekrittelt Lactantius (div. inst. III 21, 6) jenes durch Könige-Philosophen herbeigeführte „Glück" der Menschheit und der hl. Gregor aus Nazianz, auf die Bedrückung der Christen unter der Regierung des Julianus Apostata hinweisend, fügt die ironische Bemerkung hinzu, daß nur die Regierungskunst der Philosophen die Untertanen glücklich zu machen im Stande sei (or. c. Jul. 1. 45). Julianus Apostata war der letzte König-Sophist, wenn nicht gar Philosoph. Bei anderen Herrschern bedeutet dieser ehrende Titel nur ein höfisches Kompliment. So rühmt Themistius noch vor Julianus den Konstantius (Or. 2 p. 28 Dind.) und später den Valens und Theodosius. Diesen letzteren erklärt auch der christliche Dichter Prudentius für einen die Menschheit beglückenden Philosophen, wobei er dessen kirchliche Orthodoxie anerkennend hervorhebt. Hier wurde zum erstenmal der Platonische Lehrsatz mit den Lehren in den Büchern der Weisheit und den der Sprüche Salomos in Verbindung gebracht, und diese Vereinigung der heidnischen Elemente mit den biblischen erhält sich während der ganzen byzantinischen Epoche und des Mittelalters im Abendlande. Synesius (397) repräsentiert die fast noch ungetrübte Platonische Lehre in der Rede an Arkadius, aber die an den jungen Justinian gerichteten „Mahnungen" Agapets, die „Politischen Ratschläge" des Peter Patricius, wie eine ganze Reihe anderer byzantinischer „Fürstenspiegel" bis auf Thomas Magister und Manuel II. Paleolog sind vielmehr christliche Predigten, als Instruktionen für Könige-Philosophen. — Wir wollen hoffen, daß sich der Verf., der in dieser Abhandlung die ganze einschlägige byzantinische Literatur berücksichtigt hat, nicht auf die Darstellung der Schicksale einer einzigen Sentenz beschränken, sondern uns eine erschöpfende Geschichte aller in den „Fürstenspiegeln" enthaltenen Motive in Bälde bieten werde. Er hat auch den mittelalterlichen Stoff des Abendlandes bereits zusammengestellt.

Boethius (philos. cons. 1, 4) verzweifelte nach der traurigen Erfahrung mit Theodorich an der Wahrheit der Platonischen Sentenz, aber er vermittelte sie dem Mittelalter, vor allen anderen dem Alkuin, welch

in Karl dem Großen die lebendige Verkörperung der Platonischen Idee zu erblicken glaubte. Valahfrid Strabus behauptete dasselbe von Ludwig dem Frommen, indem er sich in der Fassung an Prudentius anlehnt, während Johannes von Salisbury und Vincenz von Beauvais sich an die Reden des Boethius halten. Nur Gualter Burley führt die Sentenz nach Valerius Maximus an. Von anderen wird dieselbe in etwas geänderter Fassung wiederholt.

Die Humanisten selbst betrachten sich als philosophische Berater der Fürsten der Renaissance und diese trachten ihrerseits, ähnlich wie die Diadochen, durch den Hinweis auf ihre Regierungskunst ihren Usurpationen den Schein der Gesetzmäßigkeit zu verleihen. Sehr interessant ist die Bemerkung, daß die Gründung der ersten Akademie im Abendlande, der platonischen in Florenz, durch den Mediceer Cosimus eine Konsequenz der Lektüre von pseudoplatonischen Briefen sei. — Aber auch dieser Nachhall des neuerstandenen Altertums hält den Verf. von der weiteren Verfolgung der Schicksale der platonischen Sentenz gar nicht zurück. Er sucht sie in der neueren Geschichte und Literatur, besonders in der utopistischen, bei Thomas Campanella und Andreae, dann bei Bakon, in Fenelons „Telemach“ (1698) und in Terrassons „Sethus“ (1732). Belustigend wirkt die Parodie des Philosophenstaates in „Nils Klims Reisen“ von dem dänischen Komödiendichter Holberg. Als König-Philosoph galt Jakob I. von England; eine Verwirklichung der Platonischen Träume war die jesuitische Republik in Paraguay und die Herrscher des aufgeklärten Absolutismus, wie Stanislaus Leszczyński, Friedrich II., Josef II., wurden öfters als Philosophen auf dem Throne bezeichnet. Der oben erwähnte König von Preußen gefiel sich als junger Mann in dieser Rolle; in vorgerücktem Alter war er einer anderen Meinung, als er sich gelegentlich äußerte: „Wenn ich eine Provinz strafen wollte, so würde ich ihr einen Philosophen zum Gouverneur geben“.

Die französische Revolution hat eine andere politische Literatur hervorgerufen. An der Regierung soll sich von nun an jeder Bürger, auch der dümmste — zum mindesten als Wähler — beteiligen. Diese demokratische Idee erfreut sich bis auf den heutigen Tag der Popularität, während sich die Aristokraten vom Geiste, wie Schopenhauer, Flaubert, Renan, La Garde, Nietzsche von derselben angeekelt fühlen und die Rückkehr zur Philosophenherrschaft ersehnen.

Das ist in Kürze der Inhalt der Abhandlung von großem wissenschaftlichem Werte, die von außerordentlicher Belesenheit und recht emsiger Arbeit des Verf.s Zeugnis ablegt und nicht nur für Philologen, sondern auch für Historiker, Philosophen und sogar Theologen von gewissem Interesse sein dürfte. In sprachlicher Hinsicht läßt dieselbe nichts zu wünschen übrig. Das Latein ist fließend und korrekt. Es ist uns nur eine Stelle aufgefallen, wo *dubito* (S. 23) mit *quin* anstatt mit Inf. konstruiert wurde. Auch das *doctus* anstatt mit Appellativum ist mit seinem Eigennamen (S. 42) unmittelbar verbunden. Es müssen endlich einem jeden die zahlreichen Neologismen auffallen, aber es weiß auch jeder, der einmal lateinisch geschrieben hat, daß es oft unmöglich ist, alle den Alten unbekannten Begriffe zu umschreiben. Übrigens können solche Umschreibungen das Verständnis der Sache wesentlich erschweren. Druck und Korrektur verdienen volle Anerkennung.

Krakau. St. Bednarski.



39. Hanus Frant., Příspěvek k vokalismu podřečí litovelského (Beitrag zum Vokalismus des Littauer Unterdialektes). Progr. der böhm. Kommunal-Realschule in Littau 1904. 12 SS.

Der berühmte mährische Dialektolog F. Bartoš unterscheidet in Mähren vier Hauptmundarten: die slovakische, valatische, hanakische und böhmische. Die hanakische Mundart teilt Bartoš in zwölf Unterdialekte, die er größtenteils nach den Bezirksstädten benennt. Einen Unterdialekt benennt er nach der Stadt Littau, dem Sitze der Littauer Bezirkshauptmannschaft, den Littauer Unterdialekt. Den Vokalismus dieses Unterdialektes behandelt der Verf. der in Rede stehenden Programmarbeit und beschränkt sich nur auf einige in der Mitte des politischen Bezirkes Littau liegende Dörfer, indem er auch den Übergang von dem Littauer zu dem Olmütz-Prossnitzer Unterdialekte in den Dörfern Hunčovice und Třídvorý berücksichtigt. Die kurze Arbeit ist nur ein Auszug aus einer geplanten längeren Abhandlung und der Verf. behält sich vor, erst in der späteren Arbeit aus den hier nur konstatierten Tatsachen allgemeinere Regeln abzuleiten. Er beschreibt und vergleicht eingehend mit den Vokalen der Schriftsprache 1. die *a*-Laute (langes und kurzes *a*), 2. die *e*-Laute, von denen keines der Klangfarbe nach dem böhmischen *e* entspricht, u. zw. das etwas höhere (erhöhte) *ė* als das *e* der Schriftsprache und das noch höhere *è*, welche aus dem *e* der Schriftsprache oder dem slavischen *ê*, dem aus *jer* entstandenen oder dem eingeschalteten *e* entstanden, das niedrige, gutturale und offene *ê*, welches dem *i* (*cêsi : cizi*) oder *y* Laute (*bêlêna : bylina*) der Schriftsprache entspricht, das labiale und enge *ë̈*, welches statt des *í*, *ý* und *ej* der Schriftsprache am gewöhnlichsten gesetzt wird (*klën : klín*, *bëk : býk*, *vèsèlëši : veselejší*), und das *ė*, welches dem *ė* der Schriftsprache entspricht; 3. den immer kurzen *i* Laut, welcher statt des *í* oder auch anderer Laute der Schriftsprache steht; 4. die *o* Laute, u. zw. das hohe *ò*, gewöhnlich statt des *o* der Schriftsprache, das gutturale, offene und breite *ô* statt des *u* der Schriftsprache (*kôs : kus*), das labiale und enge *ö*, gewöhnlich statt des *ou* (*ú*) der Schriftsprache (*böda : bouda*) und statt des aus *ú* umgelauteten *í* (*zemö : zemí*) und 5. den kurzen *u* Laut statt des *ů* (*Buh : Bůh; chlapcu : chlapců : chlapcum : chlapcům*) oder auch statt *o* (*rustl : rostl*) und statt des *i* und *é* in analogen Dativformen (*dverum : dveřím*). Nach vier einzelnen besonderen Vokalerscheinungen führt der Verf. zwei Proben im Littauer Dialekte an und zwar die Übersetzung des Lesestückes „Der Gurkendieb" aus Tolstojs Lesebuche und eine ursprüngliche Volkslegende: „Der kluge Schmied".

40. Prof. Dr. Josef Janko, Vybrané obrazy metaforické lidových písní československých (Ausgewählte metaphorische Bilder der böhmisch-slovakischen Volkslieder). Zweiter Teil. Progr. der k. k. böhm. Staats-Realschule auf der Kleinseite in Prag 1905. 17 SS.

Der Verf. veröffentlicht den zweiten Teil seiner Auswahl von metaphorischen Bildern in böhmisch-slovenischen Volksliedern und zwar führt er Bilder vor, welche aus dem allgemeinen Leben geschöpft sind. Sie sind in größere und kleinere, mit einander nicht zusammenhängende Abschnitte nach einem bestimmten Gegenstande oder nach Szenen aus dem Leben geordnet. Der Verf. zeigt, in was für metaphorischen Bildern die Musik und verschiedene Musikinstrumente, die Glocken (das Trauergeläute), die Kerze, die Kugel und andere Spiele, die Schnur, welche sich in das Herz einschneidet, das Zusammen- und Losbinden, die Fessel, der Schlüssel, die Last, die Nägel, der Huf, die Waffen und andere scharfe Instrumente

(Sense, Messer, Sichel, Rasiermesser, Mörser) vorkommen, und die Bilder werden hie und da psychologisch erklärt. Der Wert der Arbeit liegt in den schönen Belegen aus der Volkspoesie. Die Arbeit ist nicht beendet und es wird noch der Schluß nachfolgen.

Neustadtl. Leander Čech.

---

41. Dr. Ludwig Egger, Aus Taines jungen Jahren. Progr. des Staatsgymnasiums im XVII. Bezirke Wiens 1904. 16 SS.

In dieser kleinen Schrift gibt uns der Verf. auf Grund des Buches „H. Taine. *Sa Vie et sa Correspondance* (Paris, Hachette 1902)" ein Bild aus der Entwicklungsgeschichte Taines, der in mehr als einer Beziehung mit unserem Herder geistesverwandt genannt werden kann. Wir begleiten den jungen Taine von Vouziers, seinem Geburtsorte, nach Paris, wo er das Collège Bourbon besucht und nach Ablegung der beiden Baccalaureaten für Literatur und Realwissenschaft an der École normale supérieure studiert. Dann wirkt er als Gymnasiallehrer in Nevers und Poitiers, von wo er jedoch bald wieder nach Paris zurückkehrt, um seine Doktorprüfungen abzulegen. Wir sehen aus seinen Briefen, daß er sich frühzeitig mit Hegels Psychologie vertraut macht und überhaupt mit Vorliebe deutsche Schriftsteller liest; sagt er doch über diese: „Sie sind in Bezug auf uns gegenwärtig, was England in Bezug auf Frankreich zur Zeit Voltaires war".

Die Zitate aus Taines Briefen sind durchwegs in deutscher Übersetzung geliefert worden. Dies ist um so mehr zu bedauern, als manche dieser Übersetzungen etwas unklar sind. Vgl. S. 5 „ich glaube, Ihnen eine starke Vorliebe für die Philosophie und vielleicht auch ein wenig Geschicklichkeit in ihrem Betriebe erwarten lassen zu können. Wenn ich mich nicht täusche, so scheine ich mir genug Leichtigkeit im Begreifen der Abstraktionen und im Generalisieren zu besitzen". S. 6 „Man müßte sich um jeden Preis mit Philosophie beschäftigen, um aus der Einförmigkeit der Gemeinplätze heranzukommen" (soll es heißen: „herauszukommen?"). S. 10 „Dann spiele ich bis 11 Uhr Klavier, hierauf verbringe ich die Zeit bis Mittag mit dem Frühstücksmahle". Zu dieser letzteren Stelle ist zu bemerken, daß das französische „*déjeuner*" nicht unserem „Frühstück", sondern unserem „Mittagmahl" entspricht.

42. — —, Taine und die moderne Soziologie. Progr. des Staatsgymnasiums im XVII. Bezirke Wiens 1905. S. 7—25.

Der Verf. unternimmt es hier, Taines soziologische Ideen im Lichte der Kritik Lansons *(Histoire de la littérature française)* und Brunetières (*Évolution des genres dans l'histoire de la littérature)* darzustellen. Der Ausgangspunkt der Taineschen Theorie, das sogenannte „Gesetz der wechselseitigen Abhängigkeiten", lautet folgendermaßen: Wie bei einem lebendigen Organismus alle Teile miteinander in notwendiger Verbindung stehen, ebenso bilden alle Teile eines Werkes, eines Menschen, einer Epoche, einer Zivilisation, eines Volkes ein verkettetes System, so daß man keinen Teil verändern kann, ohne eine entsprechende Veränderung aller anderen hervorzubringen. Ferner scheidet Taine in den Teilen einer und derselben Epoche und unter den Charakterzügen eines und desselben Individuums das Wichtige vom weniger Wichtigen, den wesentlichen oder herrschenden Zug von den nebensächlichen Zügen. Dieser wesentliche Charakterzug *(caractère essentiel ou dominateur)* wird nach Taine durch drei allgemeine Ursachen, die Race, das Milieu und

den Moment bestimmt. Die Hauptschwäche dieser Theorie ist, daß sie sich keine Rechenschaft von der individuellen Natur gibt und daher auch vom Genie keine Erklärung gibt. Für die Beurteilung der Kunstwerke hat Taine drei Kriterien geschaffen; diese sind: *a*) die Beständigkeit oder Allgemeinheit der Charaktere, *b*) der Grad der Guttat *(bienfaisance)*, *c*) der Grad des Zusammenströmens der Effekte *(convergence des effets)*. Was das zweite Kriterium betrifft, so wird es von beiden erwähnten französischen Kritikern nicht bloß als ungenügend und zweifelhaft, sondern als geradezu gefährlich erklärt. Auffallend ist es, daß Taine nicht die Religion als bestimmenden Faktor der Kunstentwicklung ausdrücklich anführt, da doch die Begriffe des Schönen, Wahren und Guten, die ja für ein Kunstwerk in erster Linie in Betracht kommen, durch nichts mehr gefördert werden als durch die Religion.

Im zweiten Teile seiner Arbeit bespricht der Verf. die Ansichten zweier moderner Soziologen, nämlich des Ludo Moritz Hartmann und des Ludwig Gumplowicz, die das „Milieu" noch mehr als Taine selbst betonen und nicht nur den individuellen, sondern auch den Racencharakter als für die Entwicklungsgeschichte des Menschen irrelevant bezeichnen.

Dies sind in wenigen Worten die Hauptgedanken der gediegenen Arbeit, die nicht nur Neusprachler und Germanisten, sondern auch Historiker und Philosophen interessieren wird. Vom romanistischen Standpunkte hätten wir, wie in der oben angezeigten Arbeit, gewünscht, daß die Zitate aus französischen Werken im Original statt in der Übersetzung gegeben wären.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

---

43. Dr. Franz Doubravsky, Die Organisation der Olmützer Stadtbehörde im Mittelalter. Progr. des Landes-Unter- und Kommunal-Obergymnasiums in Mähr.-Neustadt 1905. 49 SS.

In der Einleitung bespricht der Verf. das Verhältnis zwischen dem Bauern- und dem Herrenstande in Mähren vor der Einführung des deutschen Rechtes, dann die Besiedlung des flachen Landes mit deutschen Kolonisten sowie die Entwicklung des Bürgertums und des deutschen Rechtes in den mährischen Städten, die sich als eine Begleiterscheinung der ostdeutschen Kolonisation darstellt. Hierauf stellt er die Bewidmung der Stadt Olmütz mit deutschem (Magdeburger) Rechte fest und berührt auch die Fälschungen Boczeks im *Codex diplom. et epist. Moraviae*, die durch Veröffentlichungen von Bretholz schon seit mehreren Jahren als ein wahres Kuriosum bekannt sind.

Das eigentliche Thema, die Organisation der Olmützer Stadtbehörde im Mittelalter, wird auf Grund sorgfältigen Studiums der Urkunden und Ratslisten behandelt. Die Einzelheiten sind hier deshalb von größerem Interesse, weil ja sehr viele Städte in Mitteldeutschland, in Böhmen, Mähren, Schlesien und Polen in ähnlicher Weise, gleichfalls nach dem Muster des Magdeburger Stadtrechtes, organisiert waren.

Im besonderen werden hier die Wandlungen in der Zusammensetzung des Stadtrates, seine mannigfachen Funktionen und die Tätigkeit der städtischen Beamten sowie des Stadtgerichtes erörtert. Die Berufungen gingen in letzter Instanz an den Breslauer Rat, von dem Olmütz seine Einrichtungen unmittelbar übernommen hatte. Doch erlangte Olmütz allmählich selbst eine überragende Stellung unter den übrigen nordmährischen Städten und bildete für diese mehr als drei Jahrhunderte hindurch den Oberhof, dessen Rechtsbelehrungen und Entscheidungen in den bezeichneten Orten unbestrittene Autorität besaßen.

Die Abhandlung ist in sehr ansprechender Weise, mit guter Sach kenntnis und unter steter Heranziehung der einschlägigen Literatur geschrieben und zeigt eine vollkommen sachgemäße Verwendung der Kritik. Da derartige, auf einzelne Orte sich beschränkende Arbeiten dazu beitragen, größere Gebiete der inneren Geschichte aufzuhellen und anschaulich zu machen, stehe ich nicht an, sie als verdienstlich und sehr lesenswert zu bezeichnen.

Wien. Dr. K. Woynar

---

44. Ertelt Gustav, Synthetische Beweise einiger Sätze aus der Theorie der Flächen zweiten Grades. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Bielitz 1905. 19 SS.

Der Satz: „Jede Involution von Durchmesserebenen eines Kegels zweiter Ordnung ist eine Involution konjugierter Ebenen für jede jenem eingeschriebene Fläche zweiter Ordnung“ und seine Folgerungen für allgemeine ebene Schnitte dieses Ebenenbündels werden sehr speziell abgeleitet und ausgesprochen. Die Strahleninvolution eines ebenen Schnittes des Büschels wird orthogonal, wenn die Ebene des Schnittes eine der eingeschriebenen Flächen zweiter Ordnung in einem Nabelpunkte berührt. Dann ist die Projektion dieses Punktes aus der Spitze des Kegels auf eine zu dieser Tangentialebene parallele Ebene ein Brennpunkt des scheinbaren Umrisses der Fläche. Dadurch ist diese Eigenschaft ohne weitere metrische Hilfsmittel gezeigt. Der Satz von Dandelin und der triviale Fall der Kreiskontour einer Drehfläche zweiter Ordnung erscheinen als spezielle Fälle dieser Betrachtung. Die Abhandlung ist leider sehr speziell gehalten. Auffallend ist die ganz veraltete und umständliche Bezeichnung der Figuren, die unter anderen zu der Monströsität führt, daß bisweilen eine Gerade an beiden Enden des Striches mit demselben Buchstabenpaare bezeichnet wird. Nicht minder stört die Ausführung der Skizzen, die Projektion und Umlegung vermengt. Höchst peinlich ist auch der konsequente, falsche Gebrauch des Wörtchens „nachdem“ als kausale Konjunktion. Überhaupt ist der Satzbau schwerfällig und die Form unfertig: wer aber unter dieser den Inhalt sucht, wird befriedigt sein.

Wien. R. Suppantschitsch.



Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Noch einmal zu Horat. Carm. III 5, 27 f.

Wie den Lesern dieser Zeitschrift erinnerlich sein dürfte, habe ich vor einiger Zeit (Jahrg. 1906, S. 876—879) die in der Überschrift bezeichnete Horazstelle einer eingehenden Betrachtung unterzogen, um nachzuweisen, daß die von Kießling im Widerspruch mit der herrschenden Auffassung gegebene Interpretation der Verse *neque amissos colores | lana refert medicata fuco* abzulehnen sei. Um kurz das Wesentliche zusammenzufassen, zeigte ich dort, daß nur wer in den *amissi colores* die ursprüngliche Reinheit, den *simplex candor*, sieht, wie schon Quintilian erkannte und ebenso Porphyrion *(lana medicata i. e. infecta nunquam ad pristinum redit colorem; ita miles imbutus vitio captivitatis non erit fortis)*, der dichterischen Kraft der Stelle gerecht werde, daß hingegen die Meinung Kießlings, der Dichter beziehe sich mit jenen Worten auf die Tatsache, daß die Alten die Farbe der einmal verblichenen Purpurwolle nicht wieder aufzufrischen verstanden, dem poetischen Gehalt der Stelle Schaden zufüge, indem sie einen wirklich wertvollen Gedanken, nämlich den von der Unersetzlichkeit des Verlustes der natürlichen Reinheit, zerstöre und als traurigen Ersatz hiefür den Hinweis auf etwas Banausisches biete, auf das technische Unvermögen der antiken Färbermeister, verblaßte Farben wieder aufzufrischen. Als besonders verunglückt bezeichnete ich a. O. den Versuch Röhls, die Auffassung Kießlings zu stützen. Röhl behauptet nämlich, mit *amissi colores* könne schon deshalb nicht die ursprüngliche Weiße der Wolle gemeint sein, weil dann 'die Purpurfärbung als ein Entwertungsprozeß bezeichnet würde, den jemand wünschen könnte rückgängig zu machen'. Ich durfte wohl diese so nüchterne Interpretation, die einen förmlich kaufmännischen Maßstab bei der Auslegung eines Dichters anwendet, befremdlich finden und zeigte durch den Hinweis auf Verg. Georg. II 465 f.

alba neque Assyrio fucatur lana veneno
nec casia liquidi corrumpitur usus olivi

daß allerdings dem naiven Sinn des Dichters jede Art von Färbung, auch die kostbarste, als eine bedauerliche Veränderung des Naturzustandes und somit im idealen Sinn als eine Verschlechterung und Entwertung erscheine.

Nun wendet sich Röhl im Aprilheft der Berliner Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen (Jahresbericht über Horaz, S. 84) mit allem Eifer gegen meine Ausführungen und sucht seine, bezw. Kießlings Auffassung der Stelle mit Argumenten zu stützen, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen. Zunächst möchte ich hier feststellen, daß die Berufung auf jene Vergilstelle keineswegs, wie R., den Sachverhalt einigermaßen entstellend, bemerkt, 'mein stärkstes Argument' gegen Kießling bildet. Ich habe vielmehr in erster Linie aus inneren Gründen, durch den Hinweis auf die schwere Schädigung, welche die dichterische Kraft und Schönheit der Stelle erleidet, die Unhaltbarkeit der Kießlingschen Erklärung dargetan. Und darauf weiß denn auch R. kein Wort der Entgegnung vorzubringen. Dafür enthalten seine neuen Ausführungen eine Menge willkürlicher und schiefer Behauptungen.

Die Beweiskraft der von mir angezogenen Vergilstelle sucht R. dadurch abzuschwächen, daß er erklärt, Vergil führe dort, gegen die verbreitete Meinung ankämpfend, den Gedanken aus, natürliche Einfachheit sei besser als künstlicher Prunk. Horaz aber könne in seinem Gleichnisse keinen anderen Maßstab anlegen als den seinen Lesern geläufigen, Purpurwolle aber sei nach dem Urteile seiner Leser etwas sehr Schönes und Wertvolles. — Aber, muß man da fragen, woher weiß R., daß Horaz in dem Zusammenhange unserer Stelle bezüglich der Wertung des Purpurs sich dem Urteil des großen Haufens anbequemt und so den Purpur als etwas viel Wertvolleres betrachtet als die ursprüngliche Reinheit der Wolle? Ein stärkeres Verkennen der Absichten eines Dichters ist nicht leicht möglich. Es handelt sich doch hier um eine der 'Römeroden', in denen Horaz als ernster und strenger Sittenprediger auftritt, mit vollem Bewußtsein sich abkehrt von den herrschenden Anschauungen und 'in den verschiedensten Brechungen der Empfindung Ausdruck gibt, daß, wofern die Römerwelt Bestand haben solle, notwendig eine sittliche Besserung durch die Rückkehr zu der einfachen Sitte der Väter eintreten müsse'. Der Dichter, der in der ersten dieser Oden mit der allerschärfsten Entschiedenheit gegen Prunk und Luxus eifert, der sich in den *carmina non prius audita* an die heranwachsende Jugend wendet, damit sie sich abkehre von der entnervenden Schwelgerei, und sie auffordert, *angustam amice pauperiem pati,* der gegenüber dem wahren Glück der schlichten und einfachen Lebensführung wegwerfend von *divitiae operosiores* spricht, ja ausdrücklich die Zwecklosigkeit des eitlen Prunkes hervorhebt in den Versen (Carm. III 1, 41 ff.)

quod si dolentem nec Phrygius lapis
nec purpurarum sidere clarior
delenit usus,

der kann unmöglich in demselben Odenzyklus so aus der Rolle fallen, daß er die *vera virtus* statt in dem *simplex candor* des reinen Naturzustandes vielmehr im Bilde des gleißenden Purpurs sähe, dem Urteile jenes *profanum volgus* folgend, das er ja an der Spitze dieser Dichtungen schroff von sich weist.

Ich meine, der Dichter würde sein *odi et arceo* aussprechen auch über diese ihm aufgedrungene Interpretation, die wie seiner Denkweise überhaupt, so insbesondere der Absicht seiner 'Römeroden' zuwiderläuft.

Aber, wendet Röhl ein, zum Glück zeigt ja auch eine andere Horazstelle, daß der Dichter die Purpurwolle als Bild für das Gute und Wahre benützt: Epist. I 10, 26, wo *Sidonium ostrum* sich mit dem *verum* v. 29 deckt. Wir müssen nun diese Stelle, auf die sich R. beruft, vollständig anführen, damit der Leser eine richtige Vorstellung gewinne von der Beweiskraft derselben für die Beurteilung unserer Stelle. Sie lautet:

Non qui Sidonio contendere callidus ostro
nescit Aquinatem potantia vellera fucum,
certius accipiet damnum propiusve medullis,
quam qui non poterit vero distinguere falsum.

Sieht Hr. R. denn wirklich nicht ein, daß diese Stelle mit unserer nicht das Geringste gemein hat? Hier wird ja die Purpurfarbe nicht mit der Reinheit des Naturzustandes verglichen, sondern mit einem schlechten Surrogat dieser Farbe. Daß aber dem *fucus Aquinas* gegenüber, einem billigen Pflanzensafte, mit dem ein wenig dauerhaftes Rot hergestellt wurde, das *Sidonium ostrum* als das *verum* bezeichnet wird, ist doch ganz selbstverständlich. Denn ein Käufer mußte allerdings, wenn er nicht zu Schaden kommen wollte, die Erfahrung besitzen, die echte Purpurfärbung, das *verum,* von einer minderwertigen Nachahmung, dem *falsum,* zu unterscheiden. Ganz anders aber liegen die Verhältnisse an unserer Stelle, wo es sich nicht um die Wahl handelt zwischen echtem Purpur und einem minderwertigen Surrogat, eine Wahl, die freilich nicht zweifelhaft sein kann, sondern um die zwischen der wie immer gearteten Färbung und der Reinheit des Naturzustandes. — Mit der von Röhl angezogenen Stelle könnte man vielmehr eine andere Stelle der Horazischen Episteln passend vergleichen: Ep. I 7, 23 *nec tamen ignorat, quid distent aera lupinis*, wo wirkliches, echtes Geld wertlosen Spielmarken gegenübergestellt wird.

Wenn aber Röhl meint, Horaz würde seinen Zweck verfehlt haben, falls er in dem Gleichnis nicht den seinen Lesern geläufigen Maßstab hinsichtlich der Bewertung der Purpurfarbe angewendet hätte, so ist darauf zu entgegnen, daß der ideale Gedanke, den der Dichter ausspricht, wie Quintilian und Porphyrion

zeigen, im Altertum volles Verständnis gefunden hat und auch in der ganzen folgenden Zeit niemand die Stelle anders auffaßte, als daß der *simplex candor*, nicht aber der Purpur mit der Tugend verglichen werde, bis — eben Kießling den etwas sonderbaren Einfall hatte, bei den *amissi colores* an jenes Unvermögen der antiken Kunstfärberei zu denken. Es ist jedoch Röhl bei der Beurteilung dieser Stelle ein wichtiger Umstand entgangen, den der Erklärer des Dichters nicht übersehen durfte, daß nämlich die von mir für die Horazstelle geforderte Auffassung, die Färbung der Wolle — auch mit Purpur — sei eine bedauerliche Veränderung, also Verschlechterung des Naturzustandes, keineswegs vereinzelt ist, sondern bei den alten Dichtern sehr häufig begegnet. Ich hatte eine Stelle aus Vergils Georgica zum Vergleich herangezogen. Aber es stehen Beispiele in Fülle zu Gebote, um meine Behauptung zu stützen. Ganz allgemein gebrauchen die Dichter Ausdrücke wie *vitiare, corrumpere, inquinare, violare* von jeder künstlichen Veränderung der Farbe oder des Geschmackes irgend eines Naturproduktes, vgl. Verg. Aen. XII 67.

Indum sanguineo veluti violaverit ostro
si quis ebur,

wo *violare* sicherlich einen Tadel über den gewalttätigen Eingriff ausspricht.

Propert. II 33, 27 *ah pereat, quicumque meracas repperit uvas,*
corrupitque bonas nectare primus aquas!

Sil. It. XV 116 *Tyrio vitiatas murice vestes.*

Stat. Achill. 308 *ebur corrumpitur ostro.*

Mart. IV 4, 6 *bis murice vellus inquinatum.*

Persius II 62 (in Nachahmung der Vergilstelle Georg. II 465)
haec sibi corrupto casiam dissolvit olivo,
haec Calabrum coxit vitiatum murice vellus.

Iuven. III 20
nec ingenuum violarent marmora tofum.

So gebraucht auch Plinius an zahlreichen Stellen in seiner Naturgeschichte für ein solches Entstellen des Naturzustandes den Ausdruck *adulterare.*

Auch in der Stelle Homers *Δ* 141
ὡς δ' ὅτε τίς τ' ἐλέφαντα γυνὴ φοίνικι μιήνῃ

ist bei *μιαίνειν*, wie die Etymologie des Wortes lehrt, sicherlich die Bedeutung 'verunreinigen, besudeln' die ursprüngliche. Und so erscheint denn nicht bloß dem Dichter, sondern überhaupt dem naiven Sinn eines natürlich empfindenden Volkes jede Art von Änderung des Naturzustandes als eine Verschlechterung, die fern zu halten ist, vgl. Athenaeus XV p. 686 *οἱ Λακεδαιμόνιοι ἐξελαύνουσι τῆς Σπάρτης τοὺς τὰ μύρα κατασκευάζοντας ὡς διαφθείροντας τοὔλαιον καὶ τοὺς τὰ ἔρια βάπτοντας ὡς ἀφανίζοντας τὴν λευκότητα τῶν ἐρίων.*

Die angeführten Stellen dürften wohl zur Genüge dartun, daß Horaz eine im Altertum recht verbreitete Anschauung ausspricht, wenn er auch die Purpurfärbung als eine bedauerliche Veränderung des Naturzustandes bezeichnet. Daß aber nur diese Auffassung dem Sinne der Stelle entspricht, kann nunmehr nicht zweifelhaft sein.

Zum Schluß möchte ich noch meiner Genugtuung darüber Ausdruck geben, daß auch Heinze, der neue Herausgeber des Kießlingschen Kommentars, durch die von mir in der früheren Behandlung der Stelle angeführten Gründe bewogen, die Interpretation Kießlings, die er in der von ihm besorgten 4. Auflage des Kommentars noch beibehalten hatte, nicht mehr für richtig ansieht (nach einer brieflichen Mitteilung vom 28. November 1906), sondern sie als eine wenig glückliche Neuerung bezeichnet.

Wien. Alois Kornitzer.

Zur Textkritik des Taciteischen Rednerdialoges.

Mit dieser Ergänzung meiner „Beiträge zur Textkritik des Taciteischen Rednerdialoges" (Progr. Mähr.-Trübau 1903) quittiere ich die teilweise sehr freundliche Aufnahme jenes ersten Teiles. Aus diesem muß ich meinen Vorschlag

c. 11, 16: *nam statum viri civisque ad securitatem,*
der aus der Überlieferung unmittelbar hervorgeht, hier nochmals erwähnen. Andresen verlangt in der Besprechung dieses Vorschlages noch einen Beleg für *status viri* in dem Sinne „der ungefährdeten Existenz des männlichen Wesens". Ich glaube, dieser Beleg ist überflüssig; denn stößt man sich an der Übersetzung *vir* = „männliches Wesen" und will ès lieber durch „Person" ausgedrückt wissen, so kann es mir darauf nicht ankommen und als Beleg dafür darf gleich die bisher festgehaltene Lesart nach Lipsius' Vorschlag *statum hucusque ac securitatem* gelten, in welcher man wohl auch *statum ac securitatem* als einheitlichen Begriff der „ungefährdeten Existenz" des Maternus auffassen muß; aber auch ohne *securitas* kommt der nämliche Begriff, freilich nicht gerade mit einem Genetiv verbunden vor, so Hist. III 66, 8 *quod nomen, quem statum filio eius Germanico fore?* Ich glaube also, daß mein Vorschlag begründet ist; vgl. übrigens Progr. 1903, S. 5.

Abgesehen von dieser Stelle schlage ich vor zu lesen:
c. 5, 11: *et ego enim, quatenus attinuerit arbitrum litis huius inveniri, non patiar Maternum societate plurium defendi, sed ipsum solum apud se coarguam*; wobei der Ausfall von *attinuerit* sowohl durch das voranstehende *quatenus* als durch das nachfolgende *arbitrum* erklärt werden kann. Das unpersönliche *attinet* mit Infinitiv ist für Tacitus bezeugt, Ann. XII 60 *praevalida no-*

mina referre nihil attinuerit; die Verbindung *et ego enim* .... *non* kann durch die Vorliebe des Schriftstellers für diesen kumulativen Gebrauch von *et* (Gerber-Greef, S. 398, Sp. 1. *d*) und für die Verbindung von *et* mit *non* und anderen Negationen (Gerber-Greef, S. 393, Sp. 2, *β*, 1), sowie dadurch gerechtfertigt werden, daß *non patiar* gleich *vetabo, recusabo* ist. Auch John stellt übrigens in seiner Ausgabe das handschriftliche *et* wieder her. Der Sinn der Stelle ist klar. Secundus hatte das angebotene Schiedsrichteramt abgelehnt, weil er als Freund eines Dichters als befangen erscheinen könnte. Aper greift diesen Gedanken sofort auf mit der Erklärung: „Auch ich kann es nicht zulassen, daß Maternus durch die Zusammenreihung mit vielen anderen Verteidigung finde", ja er bezweifelt, wie das einschränkende *quatenus attinuerit* beweist, daß in diesem Falle die Berufung an einen Schiedsrichter überhaupt am Platze sei; an des Maternus eigene Urteilsfähigkeit ausschließlich will er sich wenden. Diesem Zusammenhang entspricht sowohl das überlieferte *sed ipsum solum* als das von Andresen aus dem überlieferten *apud eos arguam* hergestellte *apud se coarguam*; grammatisch minder geläufig, wenn auch aus Quintilian belegbar (vgl. Progr. 1903, S. 4) ist Spengels Vorschlag *apud eum.* Dagegen kommt die Konjektur *apud vos* (Lipsius) selbst dann nicht in Betracht, wenn man der Meinung wäre, Aper wolle sagen, ein Schiedsrichter sei bereits (in Secundus!) gefunden (*inveni,* Pithoeus) oder es lasse sich kaum einer finden (*inveniri non puto,* Andresen).

c. 6, 26 f.: *nam in ingenio quoque, sicut in agro, quamquam quae u t i l i a diu serantur atque elaborentur, gratiora tamen quae sua sponte nascuntur.* An dem überlieferten *diu* kann man kaum ein Bedenken finden, wenn man erwägt, daß *serantur atque elaborentur* als einheitlicher Begriff des Anbaues der Nutzpflanzen durch *diu* ganz treffend bezeichnet wird; auch die Bedenken gegen den Konjunktiv bei *quamquam* sind mit Rücksicht auf den diesbezüglichen Sprachgebrauch des Tacitus längst aufgegeben. Erforderlich aber war in einer vergleichenden Betrachtung der Blumen, die, ohne gesäet und gepflegt zu werden (die „Lilien auf dem Felde"), emporsprießen und den Menschen dann größere Freude machen als der Anblick der Nutzpflanzen, die einen langwierigen Anbau erfordern, die Hervorhebung des Nutzens der letzteren. So kam man mit Recht dazu, in dem überlieferten nichtssagenden *alia* den Rest eines verstümmelten *utilia* oder *utiliora* zu sehen (Ernesti, neuerdings auch Andresen). Es ist also bloß eine Formänderung dieser Lesart, die ich vorschlage. Wir gewinnen so die gegensätzlichen Begriffspaare *diu serantur atque elaborentur — sua sponte nascuntur* und *utilia — gratiora* und die chiastische Anordnung nach Haupt- und Nebenbegriff.

c. 10, 39: *nobis satis sit privatas et nostri saeculi controversias tueri, in quibus e g r e s s i s si quando necesse sit pro periclitante amico potentiorum aures offendere, et probata sit fides et*

libertas excusata. Zu diesem Vorschlage veranlaßt mich die Ausführung Quintilians IV 3 über die *egressio*, daß eine solche Abschweifung von der *narratio* oder der *probatio* besonders gut ihren Platz finden könne am Schlusse der ersteren oder als Einleitung der letzteren, so daß sie als Ausdruck der Entrüstung über das Geschehene gelten könne; die *egressio* (*παρέκβασις*), sagt er dann, *est ... alicuius rei, sed ad utilitatem causae pertinentis, extra ordinem excurrens tractatio*, so daß eigentlich alles, was streng genommen über die bekannten fünf Teile der Gerichtsrede hinausgehe, eine *egressio* sei, also auch die *indignatio, miseratio, invidia, convicium, excusatio, conciliatio, maledictorum refutatio* und eine große Zahl anderer Begriffe, die er dort aufzählt; vgl. auch Cic. Brut. 21, 82 über Ser. Galba. Durch diese Ausführung fühle ich mich zu meinem Vorschlage berechtigt, umsomehr, als eine solche *egressio* von Aper sehr gut mit den pathetischen Auslassungen des Maternus in seinem „Cato“ verglichen werden konnte. Über *necesse sit* mit Dativ (*egressis* bezieht sich auf *nobis*) s. Hist. I 29, 17.

c. 13, 15: *quod alligati c u r a cum adulatione nec imperantibus umquam satis servi videntur nec nobis satis liberi.* Paläographisch ist diese Ergänzung schon angesichts der Überlieferung von *cum* nahegelegt. Der Ausdruck *cura cum adulatione* ergibt etwa den Begriff „Liebedienerei“. Daß derart ein sachlicher Begriff durch einen mit *cum* angereihten spezialisiert wird oder erst eine scharfe Prägung erhält, ist Tacitus ganz geläufig; vgl. Hist. I 49, 11 *ipsi Galbae medium ingenium, magis extra vitia quam cum virtute*, „nicht so sehr ein sittlicher wie ein unbemakelter Charakter“; Hist. II 1, 10 *decor oris cum quadam maiestate* „eine Art majestätischer Würde (oder Anmut)“; ib. 25, 8 *cauta .. consilia cum ratione* „vorsichtig berechnende Pläne“; Hist. IV 74, 23 *ne contumaciam cum pernicie quam obsequium cum securitate malitis* „gefährlichen Starrsinn — sicherheitsfrohe Unterwürfigkeit“. Was den Sinn der durch meinen Vorschlag geschaffenen Lesart betrifft, so dürfte man zugeben, daß die Aufgabe und das Charakteristikum der Sklaven nicht einmal in erster Linie in der Schmeichelei, sondern auch in der Dienstbeflissenheit liegt. Übrigens ist *cura* für Tacitus auch in der Bedeutung „Angst“ mehrfach bezeugt und an unserer Stelle anwendbar.

c. 13, 20: *me vero dulces, ut Vergilius ait, Musae .... in illa sacra n e m o r a illosque fontes ferant.* Durch diese paläographisch wohl zu rechtfertigende Ergänzung würde die aussichtslose Erklärung von *sacra* in lokalem Sinne entfallen; diese Lesart würde auch dem im Texte teils wörtlich zitierten Lobeshymnus Vergils in weiterem Umfange gerecht werden, da dieser mit v. 485 f. *Rura mihi et rigui placeant in vallibus amnes, Flumina amem silvasque inglorius* die *nemora* und *fontes* deutlich umschreibt, endlich würde sie des Maternus Sehnsucht nach den *nemora et*

luci und den *sedes sacrae* (c. XII 1 f.) neuerlichen gesteigerten Ausdruck geben. Auch die Nötigung entfiele, bei *illosque fontes* nach einer passenden Präposition zu suchen, da durch *que* ein ergänzender Begriff an *nemora* possessiv angefügt wird: „in jene heiligen Haine mit ihren Quellen“, und diese Verwendung von *que* ist, abgesehen von den zahlreichen Fällen der Hendiadys, ganz Taciteisch; vgl. Ann. XIII 57, 6 *illo in amne illisque silvis;* Germ. 12, 10 *per pagos vicosque;* Hist. II 82, 19 *ad omnes exercitus legatosque;* ib. III 29, 14 *intra castra murosque;* ib. IV 62, 19 *ex agris tectisque* u. a. m.

c. 17, 10: *statue novem belli civilis post eius necem, et quinquaginta annos, quibus mox divus Augustus rempublicam rexit.* Den Ausfall von *necem* mit den dazu gehörigen Worten nach *novem* traue ich der Flüchtigkeit des Abschreibers, auf dessen Ablenkung durch ähnliche Worte der Nachbarschaft ja schon viele annehmbare Konjekturen beruhen, ohneweiters zu. Damit wäre die Überlieferung geschützt und Lipsius' jedenfalls gewalttätige Konjektur überflüssig geworden, da die Summe von 120 Jahren nach der Überlieferung sich aus den einzelnen Posten ergibt. Die Annahme des Jahres 36/35, wo Lepidus kalt gestellt wurde, S. Pompeius starb und das Triumvirat tatsächlich erlosch, als Beginn der Leitung des Staates durch Augustus ist sachlich begründet und steht mit Tacitus' sonstigen Äußerungen (Ann. I 2, 2; IX 13, X 14) nicht im Widerspruch: seit jener Zeit lenkte er tatsächlich die Geschicke Roms und des Westens unbestritten. Den Begriff von *statio* als „Jahr der Reichswacht“ habe ich in meinem Aufsatz, Progr. Mähr. Trübau 1903, aus Tacitus begründet, und die Art der Begründung zeigt wohl genügend, daß ich zu meinem Ergebnis unabhängig von Johns Kommentarnotiz gekommen bin. Ich habe damals geschlossen, der Ausdruck *sextam iam stationem* bedeute das begonnene sechste, also das vollendete fünfte Regierungsjahr Vespasians (seit 1. Juli 69), und tatsächlich ergeben sich die 120 Jahre aus den Posten nur unter Festhaltung der Zahl 5 für den letzten. Indessen ist bei der freigebigen Berechnungsart Apers (a. O. S. 8) der Gedanke nicht abzuweisen, Aper nehme nach seiner Art einen Bruchteil des 6. Regierungsjahres im Betrage von etwa sechs Monaten als ganzes Jahr an — woraus allein sich die Erwähnung der Zahl 6 erklärt — und könne so seinem ganzen Berechnungsverfahren entsprechend die Gesamtsumme, dem Gegner entgegenkommend, auf 120 (statt 121) abrunden. Wir kämen dann — vom 1. Juli 69 aus — auf einen Tag des Dezember 69. Cicero wurde am 7. Dezember 43 ermordet, und im Dialog wird zweimal ausdrücklich gesagt: *centum et viginti anni a Ciceronis interitu ad hunc diem colliguntur!* Dadurch wird die längst geäußerte Vermutung wahrscheinlich, das Gespräch werde vom Verf. fiktiv auf den Todestag Ciceros verlegt.

c. 28, 3: *etenim iam dicam, si mihi partes assignatis proferendi.* Mit diesem Vorschlage schließe ich mich an Andresens Konjektur *sed tamen dicam, si* und die Überlieferung des Farnesianus: *etenim iam si* an.

c. 37, 38: *quorum ea natura est, ut secura sua in aliorum esse cura velint. cura* = Angst (Besorgnis) ist taciteisch. Sehen die Menschen andere (Wettkämpfer, Krieger) in Angst und Gefahr, so freuen sie sich um so mehr ihrer Sicherheit.

c. 38, 2: *qua etsi haec aptior exstiterit,* halte ich im Anschlusse an M. Schmids von Andresen gebilligter Konjektur: *qua etsi hanc aptiorem statueris,* als mit der Überlieferung *quae etsi nunc aptior est ita erit* (Walther: *exstiterit*) leichter vereinbar.

c. 39, 12: *frequenter in probationibus et testibus silentium patronis indicit. In* durch überstrichenes ī ausgedrückt, ist nicht selten weggefallen, die Endungen *is, os* und *us* oft vertauscht worden.

Wien. Richard Dienel.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Dr. Friedrich v. Duhn, Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Mit 62 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel. Leipzig, B. G. Teubner 1906. 111 SS. (Aus Natur und Geisteswelt. 114. Bdch.) Preis geb. Mk. 1·25 = 1 K 50 h.

Der Verf. stellt die Übertragung der griechischen Kultur und Kunst nach Italien, ihr Werden zur Weltkultur und Weltkunst an dem Beispiel Pompejis dar. Abschnitt I behandelt: Entstehung und Wesen des Hellenismus. Sein Einzug in Italien, insbesondere in Kampanien. In ansprechender Weise wird der zivilisatorische Zug der Kultur und Kunst Griechenlands, gefördert durch den Handel, dann die Entwicklung der ältesten griechischen Niederlassung auf italischem Boden, „Kuma", dargestellt. Abschnitt II gibt eine Geschichte der Stadt Pompeji, das uns jetzt zeigt, wie eine Stadt Kampaniens aussah zu der Zeit, als die Kaiser Nero, Vespasian und Titus die Welt regierten. Wir finden die Stadt als Produkt ihrer Geschichte; Grundriß, Bauform und Landschaft sind in Betracht gezogen. Abschnitt III: „Das Forum" macht uns mit der Bedeutung dieser Anlage, die mit Recht als städtischer Versammlungs- und Festplatz nach hellenistischer Art, als „Salon" der Stadt, charakterisiert ist, sowie mit den umliegenden öffentlichen Bauten bekannt. Abschnitt IV führt uns zur zweiten Gruppe öffentlicher Anlagen: zum *forum triangulare*, den beiden Theatern, der Palästra und den Stabianer Thermen. Sehr lesenswert sind die folgenden Abschnitte V: Das italische und griechische Privathaus und die Verbindung beider im pompejanischen Hause; VI: Die Innendekoration und VII: Die bewegliche Ausstattung des Hauses. Richtig ist der Einfluß des Orients hervorgehoben sowohl bei der Anlage als dem Schmucke des Hauses; hoffentlich wird endlich einmal die falsche Vorstellung, das pompejanische Haus sei das Muster eines römischen Hauses, beseitigt. Der VIII. Abschnitt gibt Bilder aus Leben und Tod und führt uns in die Gräberstraße. Der Verf. zeigt vollständige Vertrautheit mit dem Orte und

der Literatur, wenn er auch, entsprechend dem Charakter des Buches, nirgends besonders auf Streitfragen eingeht. Jeder, der Pompeji gesehen, wird das Büchlein gerne lesen; wie es aus Vorträgen hervorgegangen ist, wird es dazu benützt werden. Mögen Schüler und Lehrer, sowie alle Freunde des klassischen Altertums das Büchlein sich anschaffen, das durch gute Ausstattung und billigen Preis sich auch äußerlich empfiehlt.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Katharine v. Garnier, Die Präpositionen als sinnverstärkendes Präfix im Rigveda, in den Homerischen Gedichten und in den Lustspielen des Plautus und Terenz. Heidelberger Inauguraldissertation. Leipzig 1906. 64 SS.

Die Verfasserin dieser dankenswerten Schrift hat das in den oben namhaft gemachten ältesten Literaturdenkmälern des Altindischen, Griechischen und Lateinischen vorkommende Material, bei dem es sich um Zusammensetzungen mit den Präpositionen altind. *áti*, *abhí*, *úd*, *pári*, *prá* und *vi*, griech. *ἀμφί*, *διά*(*ζά*), *ἐν*, *ἐξ*, *κατά*, *περί*, *πρό*, *ὑπέρ*, lat. *com*, *de*, *ex*, *in*, *per*, *prae*, *pro*, *super* handelt, nach folgenden Gesichtspunkten geordnet: 1. Die Präposition als Präfix einer Verbalform; 2. Die Präposition als Präfix eines Nomen verbale; 3. Die Präposition als Präfix eines Nomens mit nicht ausgesprochenem verbalen Charakter. Nach eingehender Betrachtung der altindischen, griechischen und altlateinischen Zusammensetzungen werden die für jede einzelne dieser drei Sprachen sich ergebenden Schlüsse gezogen (S. 21, 41 und 63) und am Schlusse der ganzen Abhandlung das Gesamtergebnis der Untersuchung in folgenden sechs Punkten zusammengestellt, die ich ausdrücklich aufführen will:

1. Das erste Stadium der Entwicklung der Präpositionen zum Verstärkungspräfix läßt sich am besten im Rigveda beobachten, indem sich hier häufig die betreffenden Präpositionen mit den Wurzeln *as-* und *bhū-* in verstärkendem Sinne verbunden finden. Bei Homer ist diese Verbindung zwar auch vorhanden, aber seltener. Bei Plautus und Terenz findet sie sich nicht.

2. Die genannten Literaturdenkmäler lassen erkennen, daß die wesentliche Beeinflussung der weiteren Bedeutungsentwicklung genannter Präpositionen von ihrer Verbindung mit sinnentsprechenden Verba abhängt.

3. Die sinnverstärkende Bedeutung steht in wesentlichem Zusammenhang mit der lokalen Bedeutung.

4. Die Entwicklung zum selbständigen Steigerungspräfix geht in dem Maße vor sich, als die lokale Bedeutung im Bewußtsein verschwindet; jedoch verlieren manche verstärkende Präpositionen die lokale Bedeutung nie.

5. Der Bildungsprozeß hat zu verschiedenen Zeiten begonnen.

6. Die gleiche Grundbedeutung der Präposition bedingt nicht die gleiche Entwicklung zum verstärkenden Präfix in den verschiedenen Sprachen.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Anicii Manlii Severini Boethii operum pars I: *In isagogen Porphyrii commenta* copiis a Georgio Schepss comparatis suisque usus recensuit Samuel Brandt. Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum editum consilio et impensis Academiae litterarum Caesareae Vindobonensis vol. XXXXVIII. Vindobonae, F. Tempsky MDCCCCVI.

Der im J. 1897 verstorbene Prof. G. Schepss hatte bereits im J. 1883 die Gesamtausgabe der Werke des Boethius von der kais. Akademie übernommen. Während der Vorarbeiten erkannte er aber schon die Unmöglichkeit einer solchen Leistung, legte zuerst die Werke über Musik und Mathematik und nachträglich noch andere zurück und behielt nur *De consolatione philosophiae, opuscula sacra* und die Kommentare zu Aristoteles und Porphyrius. Die Arbeiten zu Porphyrius nahm er zuerst in Angriff, doch konnte er auch diese nicht zu Ende führen, der grausame Tod entriß den gelehrten Philologen seinen Studien.

Die beiden Kommentare zur Isagoge des Porphyrius wurden dann in die Hände des jetzigen Herausgebers gelegt, dem trotz der sorgfältigen Arbeiten seines Vorgängers wohl noch der Mühen genug blieben, wie der Band der Ausgabe Blatt für Blatt zeigt.

In der Einleitung spricht B. eingehend über das Verhältnis der beiden Kommentare zueinander und zu ihren Quellen sowie über ihre Abfassungszeit. Überzeugend wird hier festgestellt, daß der zweite Kommentar im J. 508 oder spätestens wenigstens 509 fertig gewesen sein muß, der erste aber unmittelbar vor diesem begonnen und in kurzer Zeit zur Vollendung gebracht worden ist.

Übereinstimmend in fast allen Handschriften hat letzterer die Überschrift: *Boethii in isagogen Porphyrii commentorum editio prima.* Schwieriger gestaltet sich die Titelfrage für den zweiten, da hier die Handschriften weit auseinandergehen. Wir werden dem Herausgeber zustimmen, der den besten Handschriften, dem Kölner Codex D und dem Pariser S folgend die Überschrift wählt: *Boethii in isagogen Porphyrii commentorum editionis secundae libri V.*

Handschriften, in denen uns entweder beide oder der eine oder andere der Kommentare erhalten ist, gibt es viele. Merkwürdigerweise aber stammen die ältesten Handschriften erst aus dem X. und XI. Jahrhundert, ein Umstand, der die Wiederherstellung des Textes außerordentlich erschwert. Da nämlich beide Kommentare in den Schulen vielfach verwendet wurden, ist eine große Zahl von Glossen in den Text eingedrungen, die heute nur mehr schwer erkennbar sind.

Die Überlieferung des ersten Kommentars weist zwar auf einen Archetypus hin, scheidet sich aber in zwei Klassen von Handschriften, die erste vertreten durch die Codices 6403 (*saec.* X), 14.436 (*saec.* XI) von München und 189 (*saec.* X—XI) von Köln, die zweite vertreten durch die Kölner Handschrift 187 (XI. Jahrh.), die Handschriften von St. Gallen 831 (X. Jahrh.) und Paris 8672 (X.—XI. Jahrh.). Die übrigen Handschriften weisen auf ein Zusammenfließen dieser beiden Klassen hin und kommen für die Texteskonstruktion wenig in Betracht. Für den zweiten Kommentar leistet außer den angeführten Handschriften noch ein Codex *Einsidlensis* 338 (*saec.* X) gute Dienste.

Dieser Überlieferung gegenüber haben die gedruckten Ausgaben, deren es übrigens nur wenige gibt, kaum eine Bedeutung für einen Herausgeber.

Die oben angedeuteten Studien Brandts über die Mittel der Kritik sind so eingehend und sorgfältig, daß der Ref. Ausstellungen an einzelnen Lesarten zu machen lieber unterläßt.

Kremsmünster. Dr. Adalbero Huemer.

Le subjonctiv de subordination en latin. I. Propositions relatives. — II. Conjonction *Cum*. Thèse présentée à la faculté des lettres de l'université de Paris par Felix Gaffiot, Professeur de première au Lycée de Clermont-Ferrand. Paris, C. Klincksieck, rue de Lille 11. 1906. 221 SS. Gr.-8°. Preis 5 Frcs.

Zur vorläufigen Charakteristik vorliegender Arbeit genüge es, die beiden wesentlichsten Gedanken aus der Einleitung hervorzuheben. Der eine lautet: Die statistische Methode hat in der lateinischen Grammatik keine oder nur geringe Berechtigung; der zweite: Den allein wissenschaftlichen, rationellen Weg schlägt die historische Grammatik ein; doch verkennt man bezüglich der lateinischen Syntax, daß deren allgemeine Gesetze mit Plautus bereits abgeschlossen sind und daß weder Cicero noch Cäsar hierin irgend welchen Wandel geschaffen haben; was sich im Laufe der Zeit geändert hat, ist nur das Vokabular (Orthographie, Formen, Wortbedeutung), d. i. das Material der Sprache. — Im ersten Hauptteile (S. 29—96), der über den Modus im Relativsatze handelt, geht das Relativum mit konsekutiver Bedeutung voran: S. 29—69. Eingangs behauptet der Verf., daß die Entscheidung, ob im konsekutiven Relativsatze Konjunktiv oder Indikativ zu stehen habe, rein Sache des Stiles sei und daß der Indikativ durchaus nicht nur ausnahmsweise das eine oder andere Mal Anwendung finde. Die Behandlung des konsekutiven Relativsatzes im einzelnen ist typisch für die Darstellung der übrigen Arten der Relativsätze. Es wird zunächst eine Anzahl Stellen (sie sind meist Cicero entnommen) vorgeführt, welche gleichzeitig konjunktivische und indi-

kativische Relativsätze konsekutiver Bedeutung enthalten. So Cic. Red. in sen. 15, 59 *non committam, patres conscripti, ut, cum ea mihi sint restituta, quae in potestate mea non fuerunt, ea non habeam, quae ipse praestare possim.* Alsdann folgen entsprechend geordnete Sammlungen von Belegen für den Indikativ, denen möglichst analoge Fälle mit dem Konjunktiv gegenübergestellt werden. Da finden sich nun tatsächlich Stellenpaare, die die Theorie des Verf.s in frappanter Weise bestätigen. So Liv. XXI 40, 5 *cum iis est vobis pugnandum, quos terra marique priore bello vicistis,* verglichen mit Liv. VII 35, 5 *cum eo hoste res est, qui fortuna per socordiam usus non sit.* Aber anderseits finden sich minder passende Gegenüberstellungen, ja unter die konjunktivischen Beispiele sind solche geraten, die gar nicht hieher gehören. So (S. 40) Plaut. Mil. 687 *eme, mi vir, lanam unde tibi pallium | malacum et calidum conficiatur,* wo das Relativ offenbar final zu fassen ist. Abgesondert und in besonderen Abschnitten behandelt werden die Fälle mit *eiusmodi qui, sunt qui, multi qui, unus .. qui, nemo est qui, quis est qui* und *qui quidem.* Gute historische Bemerkungen bringt G. über den Indikativ nach *sunt qui.* Daß bei Livius ein einziges Mal (XLII 66, 9) die handschriftliche Überlieferung *sunt qui* mit dem Indikativ bietet, ist dem Verf. bei seiner Verachtung aller Statistik durchaus nicht auffällig; er hält an dem Indikativ fest. Desgleichen hält er S. 63 *quotus quisque est qui .. potest* (Cic. Cael. 16, 38) für möglich. — In ähnlicher Weise wird der kausale Relativsatz behandelt: S. 67—89. Besondere Kategorien bilden *quippe qui, utpote qui, ut qui,* über deren indikativische und konjunktivische Konstruktion wieder genauere historische Angaben erfolgen. Unverständlich ist dem Ref. die Behauptung S. 87, daß Tac. Germ. 22 *calida lavantur, ut apud quos hiems occupat* keine Ausnahme gegenüber dem sonst durchwegs bei *ut qui* eintretenden Konjunktiv bilde. G. meint, der Relativsatz sei nicht kausal, sondern sei = *ut sunt ii, apud quos h. o.* Aber dies ist gerade die Erklärung für *utqui* überhaupt, wie aus B. Dahl, Partikel *ut* S. 121 zu ersehen ist, wo passend auf Cicero Deiot. 13 *rex venit evocatus, ut is, qui senatui parere didicisset* verwiesen wird. — Den Schluß des ersten Teiles bildet die Behandlung des konzessiv-adversativen Relativsatzes. S. 91—96.

Der zweite Hauptteil S. 99—176 ist der Partikel *cum* gewidmet. G. unterscheidet ein relatives, kausales, konzessiv-adversatives, explikatives und partizipiales *cum,* weiter ein *cum* = *in* mit dem Gerundium und endlich *cum — tum.* Wie man sieht, deckt sich die Terminologie des Verf. nur teilweise mit der herkömmlichen. Das kommt daher, daß, wie sich zeigen wird, ohne sachliche Berechtigung neue Kategorien aufgestellt sind. Übrigens unterscheidet G. hier im Gegensatz zu seiner Behandlung des Relativs eine archaische und nacharchaische Latinität. — Als relativ (S. 99—104) bezeichnet G. jenes *Cum,* welches zur Erläu-

terung eines im übergeordneten Satze befindlichen Zeitbegriffes dient: ein solches *Cum* ist nach ihm mit dem konsekutiven Relativum gleichartig. Daraus erklärt er die durch die ganze Latinität übrigens nicht allzu stark hervortretende Neigung zum Konjunktiv. So Varro R. R. III 1, 1 *fuit tempus cum rura colerent homines.* — Das kausale *cum* (S. 105—118) kennt, wie G. nachweist, die ältere Latinität fast nur mit dem Indikativ. Eine Anzahl konjunktivischer Stellen können zufällig auch als modale Attraktion gedeutet werden. Bei dieser Gelegenheit trägt G. die bedenkliche Lehre vor, daß modale Attraktion nur dort anzunehmen sei, wo jede andere Möglichkeit, den Konjunktiv syntaktisch zu erklären, ausgeschlossen ist. Daß auch noch die klassische Prosa *cum* kausale nicht allzu selten mit dem Indikativ verbindet, ersieht man aus den vorgelegten Sammlungen. G. hält übrigens auch *quod cum ita est* nach der Überlieferung bei Cicero Quinct. 20, 65 für möglich. — So ziemlich ebenso verhält es sich mit dem Modusgebrauch bei dem konzessiv-adversativen *Cum* (S. 119—132). Es ist übrigens ein Irrtum, wenn G. die mit *cum interea (interim)* eingeleiteten Sätze sämtlich hieher zieht: sie sind nach dem wohl berechtigten Herkommen meist als reine Temporalsätze anzusehen. — Das explikative *Cum* (S. 133—149) teilt G. in das instrumentale und das *Cum* nach den Ausdrücken der Gemütsstimmung. Unter das instrumentale *Cum* bringt der Verf. die Fälle, die wir meist dem *Cum* der Identität zuweisen. Instrumental nennt er es, weil er darin eine Ersatzform für den Ablativus instrumenti des Gerundiums (oder Gerundivs) sieht, das nicht immer mit Leichtigkeit verwendbar sei. „Mit dem Indikativ verkleidet, mit dem Konjunktiv markiert *Cum* eine Gedankenschattierung, die wir mit 'dadurch daß' wiedergeben“. So G. Darnach wäre also der Konjunktiv das Regelmäßige, der Indikativ das Regelwidrige. Bisher war man gerade der entgegengesetzten Ansicht. Wer nun im Rechte ist, G. oder das Herkommen, ergibt sich aus den Belegstellen, die G. vorführt, nicht, da wir, wie auch sonst, nicht erfahren, ob wir es nur mit zufällig aufgegriffenen Belegen oder mit vollständigen Sammlungen der indikativischen und konjunktivischen Beispiele aus bestimmten Schriftstellern und Schriftstücken zu tun haben. Man bekommt aber aus dem Gebotenen den Eindruck, daß der Indikativ sowohl bei den Fällen der Gegenwart als auch bei denen der Vergangenheit die Regel ist. — Die zweite Art des explikativen *Cum* ist *Cum* nach den Ausdrücken der Gemütsstimmung. Auffallend ist die Vorliebe des Plautus und Terenz für die Konstruktion *gaudeo, doleo, gratias ago cum c. indic.*, wofür sich übrigens noch bei Cicero Beispiele finden. Die Fälle mit *bene (male) facio cum,* welche der Verf. hieher rechnet, gehören offenbar unter das von ihm sogenannte instrumentale *Cum.* — Für wissenschaftlich verfehlt hält Ref. die Behandlung des partizipialen *Cum.* S. 151—170. Es ist unser *Cum* historicum oder narrativum, das der Verf.

darum umnennt, weil es angeblich die unzureichenden Partizipialkonstruktionen des Lateins ersetzt. Den Konjunktiv erklärt G. daraus, daß der Nebensatz qualifizierend ist, einen charakteristischen Zug des Hauptsatzes, einen einzelnen Umstand der Haupthandlung, manchmal auch eine Erklärung des übergeordneten Gedankens enthält. Richtig ist die Beobachtung, daß die ältere Literatur diese Art des *Cum*-Satzes nur wenig kennt. Aber dieses partizipiale *Cum* beschränkt G. nicht etwa bloß auf den Gebrauch mit dem Konjunktiv des Imperfekts oder Plusquamperfekts, es soll sich auch mit anderen Konjunktiven verbinden, namentlich mit dem des Präsens. Seine Benennung 'partizipial' rechtfertigend, verweist G. u. a. auf Cic. Off. I 36, 130 *cum pulchritudinis duo genera sint, venustatem muliebrem ducere debemus, dignitatem virilem,* was sich französisch bequem wiedergeben lasse '*ayant deux espèces de beauté*'*:* also der französische Sprachgebrauch ein Einteilungsgrund für die Arten von *Cum!* Auffälliger noch ist folgendes. Für sein partizipiales *Cum* beansprucht der Verf. auch Stellen wie Varro R. R. II 8, 4 *cum pepererit equa mulum aut mulam, nutricantes educamus.* So will G. schreiben statt des allein richtigen *peperit,* und er ignoriert hiemit ein wichtiges, längst allgemein als solches anerkanntes Forschungsergebnis. Bekanntlich haben nämlich die Handschriften den Gebrauch des relativen Indikativs des Perfekts vielfach verkannt und statt dessen unter anderen Formen den Konjunktiv des Perfekts eingesetzt. Die Folge davon war, daß die Grammatiken lange Zeit einen 'perfektischen Konjunktiv der Wiederholung' lehrten. Ref. selbst memorierte noch auf der Schulbank das Musterbeispiel: *cum in villam venerim, nihil agere me delectat.* Erst Madvig hat solche handschriftliche Verderbnisse beseitigt und den Indikativ wieder in seine Rechte eingesetzt: vgl. zu Cic. Fin. V 41, ferner Advers. crit. II 448 f. und 521. Opusc. acad. II 281. Em. Liv. p. 354 und 621. Ohne Ahnung von diesem Sachverhalt bringt nun G. eine ganze Reihe dieser längst aus den Texten beseitigten Konjunktive, die er für seine Theorie glaubt verwerten zu können. — Wiederum ist die Möglichkeit, den *Cum*-Satz durch eine nominelle Verbalform zu ersetzen, maßgebend für eine neue Kategorie, nämlich für *Cum* = *in* mit dem Gerundium. S. 171—173. — Sie wird übrigens ebenso kurz abgetan wie das Schlußkapitel über *Cum — tum* S. 173—176.

Ein Appendix bringt zunächst Ergänzungen zur Einleitung. G. führt u. a. den Gedanken aus, daß die Sprache des Schriftstellers sich von der Umgangssprache nicht syntaktisch, sondern nur stilistisch unterscheidet, er belehrt die Vertreter der historischen Grammatik, daß die großen Sprachgesetze, so das der Analogie, höher stehen als die Sprache Cäsars und Ciceros, wonach beispielsweise *forsitan* c. indic., welches beide nicht kennen, trotzdem nicht zu verwerfen sei (vgl. dagegen diese Zeitschr. 1903, S. 217 f.), und beschränkt den Wert der Statistik auf Fälle, wo

der Sprachgebrauch eines einzelnen Schriftstellers zu untersuchen ist. — Zum Schlusse werden einige Stellen, meist aus Plautus, kritisch-exegetisch behandelt. Asin. 52 *equidem scio iam filius quod amet meus : quod amet* sei = 'was so beschaffen ist, daß er es liebt'. — Most. 691 *nec quod una esca me iuverit magis: nec quod* = 'es gab keine Gelegenheit, wo'. — Poen. 547 *scitis rem, narravi vobis quod vostra opera mi opus siet* '... ich habe euch die Sache erzählt, die so beschaffen ist, daß mit Rücksicht darauf ... nötig ist'. — Cic. Arch. 7, 15 *sed tamen est certum quod respondeam* = 'ich habe etwas Bestimmtes zu antworten'. Vgl. *est quod respondeam.* — Trin. 682 könne der Relativsatz *qui abusus sum,* je nachdem man ihn auf das Vorangehende oder Nachfolgende beziehe, kausal oder konzessiv sein. — Mil. 1068 *quae nunquam male de te meritast* lasse gleichfalls kausale oder konzessive Auffassung zu. So auch Rud. 438; 440. Amph. 781. — Cist. 318 schreibe man: *ut potest (= ut pote est) quam nunquam viderim.* — Bacch. 511 lese man mit Leo: *Amo hercle, opino, ut pote, quod pro certo sciam* 'ich liebe beim H., ich glaube wenigstens, soweit dies möglich, soweit ich es sicher wissen kann'. — Capt. 244 *quod antehac pro iure imperitabam meo:* das überlieferte *quod* ('insofern') sei haltbar: man fasse den Satz als explikativ zu dem vorangehenden *erum me tibi fuisse atque esse conservom.* — Stich. 556 *videlicet parcum fuisse illum senem qui id dixerit; | quoniam ille illi pollicetur, qui cum cibum poposcerit?* So sei zu lesen einerseits nach Ussing, anderseits nach Götz-Schöll. — Mil. 1071 *facis nunc ut facerest aequom | quod quae te volt, eandem tu vis: quod* sei mit Gruter zu halten. Im folgenden schreibe man: *Quoniam oratricem hau sprevisti sistique exorare ex te.* Die ganze Stelle sei zu übersetzen: 'Du tust, wie sich gebührt, indem du willst, die dich will, nachdem du nicht verachtet hast ein Weib, das dich bittet, und dich rühren ließest'. — Aul. 791 *quin pudeat, quin purget sese:* die beiden mit *quin* eingeleiteten Sätze dienen zur gegenseitigen Erklärung. — Trin. 807 *diem conficimus quod iam properatost opus* 'wir verbringen den Tag, gerade weil Eile not tut'. — Ad. 299 *nunc illud est quod* 'nun stehen die Dinge so, daß mit Rücksicht darauf'.

Dieser kritisch-exegetische Exkurs zeugt von eingehenden Studien des plautinischen Textes. Doch dürften hier die Ansichten des Verf. nur zum Teil die Billigung der Plautus-Forscher finden. Was jedoch den Hauptinhalt des Buches anlangt, so hat der Verf. jedenfalls das Verdienst nachgewiesen zu haben, daß gewisse Modus-Konstruktionen des lateinischen Relativ- und Temporalsatzes nicht weiterhin als seltene Ausnahmen gelten dürfen. Aber infolge des Mangels jeder statistischen Angabe und infolge des Umstandes, daß der Verf. zwischen prosaischem und poetischem Sprachgebrauch nicht strenge unterscheidet, befriedigen die gewonnenen Resultate nur wenig.

Wien. J. Golling.

J. Strigl, Lateinische Schulgrammatik. Zweite, verbesserte Auflage. Wien, Fr. Deutike 1907.

Zweck dieser Zeilen ist nicht, eine ausführliche Besprechung dieser lateinischen Schulgrammatik zu liefern, deren erste im Jahre 1899 erschienene Auflage im Jahrg. 1901 dieser Zeitschrift, S. 994 bis 997 durch J. Golling eine ziemlich eingehende, über die speziellen Eigentümlichkeiten und methodischen Neuerungen des Buches gut orientierende Besprechung erfahren hat. Es sei hier nur kurz darauf hingewiesen, daß die systematische Anlage unserer Grammatik, die sich insbesondere in der Syntax von der herkömmlichen Art der Darstellung, wir können mit Fug und Recht sagen, in vorteilhafter Weise unterscheidet, der Hauptsache nach in der zweiten, verbesserten Auflage (Wien 1907) gleich geblieben ist. Ich will im Folgenden nur eine Reihe von Bemerkungen bieten, welche ich mir bei der Durchsicht des Buches gemacht habe. Sie betreffen vorzugsweise das Gebiet der Morphologie und Etymologie, welche letztere zwar nur gelegentlich Berücksichtigung gefunden hat, aber m. E. entschieden in einer dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft vielfach nicht entsprechenden Weise. Ich brauche wohl nicht ausdrücklich zu versichern, daß es mir hierbei gewiß nicht darum zu tun ist, des Verf.s Leistung herabzusetzen, sondern nur die Brauchbarkeit der nächsten, gewiß in nicht allzuferner Zeit nötig werdenden Auflage der Schulgrammatik zu erhöhen. Die S. 53 stehende Herleitung von *possideo* aus *post* + *sedeo* „ich sitze dahinter" wäre lautlich vielleicht zu rechtfertigen, jedoch unterliegt es doch wohl keinem Zweifel, daß vielmehr die Präposition *por-* in dem Kompositum zu suchen ist, über welche ich auf Archiv f. lat. Lexikographie II 497 ff., Historische Grammatik I 158 und 337, Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch S. 460 verweise. *Pōnō* darf sicher nicht, wie S. 61 geschieht, aus *post* + *sino* hergeleitet werden, sondern enthält im ersten Teile die Präposition *po-* = gr. ἀπό, die ja deutlich schon in *po-situs* zutage tritt, während *posuī* durch analogische Neubildung an Stelle des älteren *po-sīī* getreten ist. Über andere Wörter mit der Form *po-* im ersten Kompositionsgliede vgl. Hist. Gramm. I 267, Walde S. 2. Gänzlich unhaltbar ist die veraltete Deutung von *iubeō* aus *iūs* + *habeō* (S. 55), ganz unbegreiflich die Etymologie von *discō*, das S. 56 aus *dīc* + *scō* „ich fange an zu sagen" gedeutet wird. Ich begnüge mich anstatt anderer Literaturbelege auf die betreffenden Artikel in Waldes Etymologischem Wörterbuche zu verweisen, das übrigens dem Verf. unserer lateinischen Schulgrammatik schon vorgelegen haben muß, als er die zweite Auflage verfaßte. Wenn *ita* S. 80 von einem angeblichen Adjektiv **i-tus* abgeleitet wird, so beruht diese Annahme auf sehr luftiger Basis: *i-ta* zeigt dasselbe Adverbialsuffix, wie altlat. *ali-u-ta*, worüber meines Wissens zuletzt Brugmann, Die Demonstrativpronomina der indogermanischen Sprachen, S. 103, gehandelt hat. Vgl. übrigens auch meine Laut-

und Formenlehre, 3. Aufl., S. 138; Walde, Latein.-etymol. Wörterbuch, S. 309. Ich halte es für wahrscheinlich, daß *ita* wie *iti-* in *iti-dem* identisch ist mit ai. *iti*. Die S. 81 unserer Grammatik gegebene Erklärung von *quom* als „Acc. Singular“ (es könnte nur masculini generis sein) läßt sich nicht rechtfertigen, vielmehr ist italisch **kuom* aus **kuod*, aus ersterem lat. *quom*, umbr. *PUM-PE* umgestaltet, wie Brugmann, Kurze vergl. Grammatik S. 449 und 664 dartut. Vgl. auch desselben Gelehrten Ausführungen über das korrelative *tum* in dem kurz vorher angeführten Werke „Die Demonstrativpronomina“ usw. S. 23. Auf derselben S. 81 ist über das Verhältnis von *nē-* zu *ne-* kein genügender Aufschluß zu finden und *num* wohl ohne Berechtigung unmittelbar griech. *νῦν* gleichgesetzt; es kann die Fassung „*cūr* (aus *quor* [richtiger *quōr*] = *cuī reī* wozu)“ möglicherweise die unrichtige Vorstellung erwecken, als ob *quōr* aus *cuī reī* hervorgewachsen wäre, während es doch nach Hirt und Streitberg als eine selbständige lokativische Bildung vom Pronominalstamm *quo-* zu betrachten ist, vgl. Hist. Gramm. I 254, Walde S. 161. Daß *quandō* aus **quā-endō* entstanden sei, wie S. 82 gelehrt wird, ist durch nichts zu erweisen; es ist vielmehr aus **quām* + *dō* entstanden (vgl. *en-do*, und Walde S. 505 und 301). Auf derselben Seite ist zu beanstanden, daß griech. *ὥς* aus *κώς* hergeleitet wird, wie man aus der Bemerkung „*ut* (ursprünglich wie *ubi*, *unde*, *uter* mit gutturalem Anlaut, gr. *ὥς* [*κώς*])“ schließen muß. Auch darf man *red* nicht als die vollere Form von *re* bezeichnen, wie S. 86 zu lesen ist, vielmehr sind es Doppelformen, vgl. meine Laut- und Formenlehre[3] 55, Bezzenberger, Beiträge, XXVI 300 ff., Walde, S. 517. Was S. 87 über die privative Partikel *in-* und über die Präposition *in-* bemerkt wird, könnte leicht die Vorstellung erwecken, als ob diese beiden präfixalen Elemente eines Ursprungs wären, was mit Rücksicht auf die Bedeutung sicher ausgeschlossen ist. Und in formaler Beziehung stellt bekanntlich die privative Partikel die Schwundstufenform *n̥-* zu der Vollstufenform *ne-* dar (altlat. *en-* = idg. *n̥-*), während altlat. *en* (vgl. die Belege: Histor. Gramm. I 186) auf indog. *en* zurückgeht. Freilich sind im Laufe der geschichtlichen Entwicklung der lateinischen Sprache beide von Haus aus gänzlich verschiedenen altlat. *en-* in formaler Hinicht zusammengefallen und übereinstimmend zu *in-* geworden. In das Gebiet der Etymologie gehört auch die S. 102 über *nūbere* stehende Bemerkung, derzufolge das Wort ursprünglich von der Braut in dem Sinne „sich in den Brautschleier hüllen“ gebraucht worden sein soll. Schon die Form *cōnūbium* läßt sich mit dieser Auffassung nicht vereinigen, da die Länge des *ō* in *cō-* nicht erklärt werden kann. Dagegen führt eine Grundform **co-snūbiom*, vgl. aksl. *snubiti* „lieben“, regelrecht auf *cōnubium* (s. Solmsen, Stud. z. lat. Lautgeschichte, S. 62[1], Histor. Gramm. I 641 [Zusatz zu S. 382], Walde, Lat.-Etym. Wörterb. S. 420 f.); an dieser Auffassung macht mich auch

Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte[3] I, Nachtrag zu S. 218 nicht irre.

Manchmal, wenn auch im ganzen selten, ist die Ausdrucksweise ungenau. S. 50 (3 *b*) werden *fultus* und *apertus* hinsichtlich ihrer Bildung auf eine Stufe gestellt und „von den kürzeren Stämmen *ful* und *per*" abgeleitet, während doch das erstere sicher aus **fulctos* hervorgegangen ist. Für die Ansetzung eines „kürzeren" Stammes *ful-* fehlt jegliche Berechtigung. Im selben Absatz ist die Lautgruppe *-str-*, die aus Dental + *tr-*, z. B. in Bildungen mit Suffix *-tro-*, wie *claustrum* (von St. als Beispiel angeführt), entstanden ist, unter die *to*-Partizipia hineingeraten („vor dem mit *t* anlautenden Suffixe") und steht so neben *cessum* („aus *ced-tum*"). Ungenau ist es auch, wenn S. 84 unter den Deminutiva, welche nach St. mit *lus* gebildet sind, *puerulus, filiola, fratellus, lapillus, agellus, homunculus, lectulus* einfach nebeneinander aufgeführt werden. Ungenau ist es ferner, wenn S. 85 *domesticus* als mit Suffix *icus* gebildet bezeichnet wird (vgl. Histor. Grammatik I 520), desgleichen, wenn unter den mit „*cum* = *com*" gebildeten zusammengesetzten Verben auch *cōgō* und *cohortor* erscheinen. Muß nicht ein denkender Schüler sich die Frage vorlegen, wie aus *com* + *agō, com* + *hortor* die tatsächlich üblichen Formen *cōgō* und *cohortor* entstehen konnten. Und doch ist es ganz einfach, den wirklichen Tatbestand, das Nebeneinanderbestehen von *com-* und *co-*, anzuführen und so das Verständnis der beiden Formen mit Leichtigkeit zu ermöglichen. Es würde wohl nicht schaden, wenn S. 57, wo unter den reduplizierten Perfekten mit Recht auch *percŭlī* aufgeführt ist, auch ein Hinweis auf den Verlust der Reduplikationssilbe in der Zusammensetzung stünde, wozu gerade mit Rücksicht auf das unmittelbar vorausgehende *rettudī* mit seinen beiden *-tt-* gute Veranlassung geboten war. Richtig heißt es S. 69 „*velle* aus *vel-se*", aber es dürfte die Frage gerechtfertigt sein, warum, wenn schon die etymologische Entstehung der Form erläutert wird, nicht auch ein Hinweis auf die Bedeutung dieser Form gegeben wird. Und warum ist das auf der vorausgehenden Seite stehende *ferre* nicht auch dieser Wohltat etymologischer Zergliederung teilhaftig geworden?

Ich bemerke weiter, daß die S. 95 stehende Bemerkung: „Aber die Sprache ist ein organischer Körper" vollständig unberechtigt ist. Die Sprache ist kein Organismus und daher soll auch in einer Schulgrammatik diese unrichtige Auffassung älterer Zeiten (vgl. meine Schrift „Über die Entwicklung der indogermanischen Sprachwissenschaft", S. 10) nicht gelehrt werden. Und zudem ist die Einführung dieser unrichtigen Terminologie auch noch ganz überflüssig. Denn es ist vollkommen genügend, wenn an der betreffenden Stelle (§ 120, 2 Anf.) steht: „Aber die Sprache ist als Ganzes wie in ihren Teilen einem steten Wechsel des Werdens und Vergehens unterworfen". S. 96 wird das Supinum auf *-um* als

inneres Objekt bezeichnet, ebenso S. 169 (§ 246) mit dem Zusatze „in finalem Gebrauche bei Verben der Bewegung“: es liegt aber doch sicher eher ein Accusativ der Richtung oder des Zieles vor (Delbrück, Grundriß IV 475, Brugmann, Kurze vergl. Gramm. 441, 606), den man doch nicht gut unter die Kategorie des „inneren Objektes“ einreihen kann. S. 106 und 121 bemüht sich St. auf Grund älterer Auffassung einen Unterschied der Bedeutung zwischen Genetivus und Ablativus qualitatis zu konstruieren. Der Unterschied ist aber vorwiegend nur ein chronologischer, u. zw. ist der Ablativus qualitatis die ältere, der Genetivus qualitatis die jüngere Gebrauchsweise. Vgl. Edwards-Wölfflin im Archiv f. lat. Lexikographie und Grammatik XI 197 ff. und 496 ff. und Edwards in ‘Studies in hon. of Gildersleeve’, S. 301—314, welch letztere Arbeit mir allerdings nur aus Indog. Forsch. Anz. XX 114 (Nr. 78) bekannt geworden ist. S. 109 (7 *a*) ließe sich genauer bestimmen, daß der Gebrauch des Genetivs des Vaternamens, z. B. *Hannibal Gisgonis*, nur bei ausländischen Personennamen vorkommt. Es ist zu eng, wenn S. 142 nur von einem Imperfekt *de conatu* gesprochen wird, und dies zeigt sich deutlich darin, daß der Verf. unserer Schulgrammatik S. 155 (§ 228) bemerken muß, das Partizipium des Präsens erscheine zuweilen im Sinne des konativen Imperfektums.

Doch ich will meine Bemerkungen schließen und glaube, nur noch ausdrücklich hervorheben zu sollen, daß die für eine Schulgrammatik überhaupt mögliche Berücksichtigung der Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung auch die Laut- und Formenlehre vollkommener gestalten und einen besseren Einblick in das Werden der sprachlichen Gebilde gewähren wird.

Innsbruck. Fr. Stolz.

J. G. Seidls Ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgegeben von Dr. Wolfgang v. Wurzbach. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Die aufrichtige Freude, die man bei der Durchsicht der vorliegenden Auswahl aus Johann Gabriels Seidls Werken empfindet, bietet ein wirksames Gegengewicht gegen das Befremden, womit so mancher die Übergeschäftigkeit des Verlags, der in der letzten Zeit auch Kompert, Zschokke und Gerstäcker zu „Klassikern“ graduiert hat, aufgenommen haben dürfte. Wahrhaftig, ein Dichter wie Seidl, von dem leider eigentlich bloß einige wenige Gedichte allgemein bekannt sind, während z. B. seine so bedeutenden und so bedeutsamen Novellen fast gar nicht gekannt oder gar gelesen wurden, ein solcher Mann verdiente längst eine Ausgabe wie die vorliegende, die ihm den Platz verschafft, den er verdient. Über die Ausgabe an sich ist nur Gutes und Rühmliches zu sagen. Die

Auswahl der Werke ist, wenn man den Zweck und den geringen Umfang der Ausgabe mit in Rechnung zieht, einwandfrei. Die Anmerkungen bringen keinerlei Ballast, sondern sind überall am Platze, in ihrer Knappheit mitunter sehr wohltuend. Die biographische Einleitung des Herausgebers, die man eigentlich ganz gut eine selbständige Monographie nennen könnte, zeichnet das Bild von Seidls Leben und Wesen durchaus in der Umrahmung der Zeitverhältnisse. Der einleitende Abschnitt über die kulturellen und literarischen Zustände im vormärzlichen Wien behandelt dieses Thema mit Sorgfalt. Tüchtigkeit und Gründlichkeit im Aufbau der Arbeit vereinigen sich mit einer sympathischen Schlichtheit in der Ausführung und die reichhaltige Bibliographie schließt das Einleitungskapitel schön ab. Es ist erfreulich, daß durch eine solche Ausgabe ein österreichischer Dichter auch in weiteren Kreisen Verbreitung finden und zur Geltung kommen kann.

Wien. Dr. Egon v. Komorzynski.

Der Notstand des deutschen Unterrichtes in den oberen Klassen unserer höheren Schulen. **Eine Schrift für Lehrer und Laien von Dr. Martin Severus. Leipzig, Verlag von Paul Eger 1906. 67 SS.**

Das Büchlein trägt zwei Aussprüche von Wilamowitz und Mommsen an der Spitze, die sich gegen den heutigen Betrieb des Aufsatzes und der deutschen Literaturgeschichte richten, und dann folgen in lebhaftem rhetorischen Stile Seite für Seite heftige Anklagen gegen den Betrieb des Deutschen an den höheren Schulen, vor allem gegen den deutschen Aufsatz, den der Verf. aus voller Seele haßt. Die Ausführungen sind wenig übersichtlich gegliedert, vielleicht mit Absicht, Hr. Mart. Severus ist ein ausgesprochener Gegner unserer Art zu disponieren. Wir wollen versuchen, die Hauptpunkte hervorzuheben und sogleich unsere Bedenken geltend zu machen; denn so viel Freude man an der resoluten Art des Verf.s haben kann, ebenso viel Widerspruch erweckt sein Standpunkt in wichtigen Fragen des deutschen Unterrichts.

Der Betrieb der Literatur soll nicht in Kleinigkeitskrämerei ausarten, noch auch die Schüler zu Werturteilen abrichten; er soll nicht bestimmte Literaturgrößen und Einzelbilder begünstigen. Die beliebte Abrichtung zur Prüfung durch Beibringung eines bestimmten Wissens ist zu verdammen. Es muß überhaupt weniger die Pflicht des Schülers zu arbeiten betont werden, als vielmehr das Recht der Jugend auf Einführung in das Land des Schönen. Die Schule soll jedoch diese Wanderung durch den Schüler selbst nicht überflüssig machen wollen. Das Ideal ist

sonach die größte Freiheit im Betriebe der Literaturgeschichte; der Lehrer soll bald da, bald dort eingehendere Behandlung vorziehen dürfen.

Ich stimme vorerst dem Verf. zu, daß er so entschieden für den Betrieb der Literaturgeschichte eintritt. Was von manchem Methodiker dagegen gesagt wird, daß sie die Schüler zum Nachsprechen fremder Urteile erziehe, gilt gewiß in größerem Maße von der Behandlung der Weltgeschichte; in der deutschen Literatur wird das eigene Urteil der Schüler tatsächlich in hohem Grade in Anspruch genommen. Nur möchte der Verf. keine „Literaturgeschichte für Schulen", sondern ein größeres Werk in die Hände der Schüler legen. Allerdings kann ich nicht einsehen, wie eine eingehende Behandlung des Lebens Christ. Günthers oder der Lustspiele des Andr. Gryphius, von denen der Verf. beispielsweise spricht (S. 6), nicht auch in dem Schüler „unverstandene Urteile und totes Wissen" zu erzeugen geeignet wäre. Dann scheint mir die Forderung nach der größten Freiheit in der Vorführung der Literaturgeschichte überhaupt zu weitgehend, besonders in Rücksicht auf den Anfänger im Lehramte, der dadurch leicht in falsche Bahnen gebracht werden kann. Über ein gewisses Ausmaß des Notwendigen sowie des Überflüssigen kann man sich doch sicherlich einigen und Normen einführen, die in ihren allgemeinen Umrissen die Selbständigkeit des Lehrers nicht beengen, wenn dieselben von den Schulvorständen immer sinngemäß ausgelegt werden.

Die höchste Freiheit möchte der Verf. am liebsten auch auf die Schüler übertragen wissen; in diesem Punkte neigt er jener Richtung der Reformer zu, welche in der Individualität der Schüler die höchste Gottheit erblicken und durch Verzicht auf die Vermittlung von Wissen bloß anregen und erziehen wollen, gewiß sehr schön gedacht, aber praktisch schädlich und undurchführbar: schädlich, weil es den Schüler zum Herrn über den Unterricht macht, und undurchführbar, weil wir eben nicht Einzelunterricht, sondern Klassenunterricht haben und der Staat und die Gesellschaft das größte Interesse an dem Ausmaß des Könnens hat und sich der Jugendunterricht einer gewissen Einheitlichkeit nie entschlagen kann; undurchführbar aber auch, weil der Einfluß der Schule auf die Erziehung des Schülers der herrschenden Ansicht entgegen tatsächlich minimal ist gegenüber den viel stärkeren Einflüssen seiner sonstigen Umgebung.

In Rücksicht der Lektüre bekämpft Severus die derzeitige Behandlung der Schulklassiker, die zu einem Abgrund der Langeweile führe. Der Verf. scheint mir hier offene Türen einzurennen. Daß z. B. die Schuldramen bei geschlossenen Büchern behandelt werden (S. 13), daß alles Gedächtnissache sei und die Dichterwerke nur darauf durchgenommen werden, um daraus Themen für Aufsätze zu gewinnen, sind doch wohl nur vereinzelte Auswüchse der Methode. Auch die Zeit, wo man die einzelnen Verse logisch

und grammatisch sezierte, ist vorüber. Aber auch die Forderung unseres Verf.s, daß ein Dichtwerk überhaupt nicht mit dem Verstande aufgenommen werden dürfe und daß alles Gefühlsgenuß sein müsse, scheint mir von Schaden. Zwar wird dieser Vorgang heute von den Vorkämpfern der Erziehung zum Kunstgenuß vielfach angeraten. Dieses Helldunkel der Gefühle ist für die jugendliche Seele zweifelsohne angenehm, aber das deutsche Volk hat seit Jahrhunderten ohnehin dem Gefühle zu sehr gehuldigt und ist darum überall zu kurz gekommen. Wir brauchen klare und nüchterne Menschen, müssen aber darum noch nicht fürchten, daß die Schwärmer und Poeten unter uns aussterben, Hr. M. Severus selbst ist ja ein gutes Beispiel. Zum Genuß eines Dichtwerkes gehört doch noch etwas mehr als eine sogenannte poetische Behandlung in der Schule. Das könnte nachgerade jeder Schulmann wissen. Kunstgenuß ist überhaupt eine Sache, die sehr schwer anzulernen ist. Diese Behauptung mag den Kunsterziehern gegenüber blasphemisch heißen: ich halte die Bemühungen um die Kunsterziehung für durchaus richtig und wertvoll, nur darf der deutsche klassenmäßige Unterricht sich ihren Forderungen nicht blindlings in die Arme stürzen, zum Schaden des voll Erreichbaren, das ist das Durchdenken des Inhalts und Erfassung der psychologischen Fragen eines Dichtwerkes. Ohne Ästhetik wird es dabei auch nicht immer abgehen; aber das ist angewendete; auch nicht ohne Psychologie, die mir jedoch für das Leben und auch für die weitere Erfassung der Dichtungen der Klassiker und der Moderne wichtiger erscheint als eine trockene Schulpsychologie.

Daß es auf das Verständnis der Dichtwerke ankommt, bezweifelt ja auch Severus nicht und Verständnis hat nun einmal mit Verstand zu tun und das Wort: „Willst du lesen ein Gedicht, sammle dich wie zum Gebete“ (S. 13) ist sehr schön, aber praktisch im Angesichte von 30 Jungen sehr schwer. S. 58 gesteht übrigens der Verf. selbst, daß er den Verstand bei der Erfassung eines Stückes nicht ausschalten wolle, aber jede Methode bekämpft er auf das Entschiedenste. Von der beim deutschen Unterricht angewendeten Methode hat er überhaupt die denkbar schlechteste Meinung und er muß üble Erfahrungen an seinen Vorbildern oder Kollegen gemacht haben. Er spricht vom „Abfragen des Inhalts“, vom „Hinzufügen von gelehrten Bemerkungen“. Unsere Schulausgaben sind ja doch nicht für die vom Lehrer anzuwendende Methode maßgebend. Warum sollte man nicht in der ersten halben Stunde den Inhalt „abfragen“, die Besprechung des Inhalts in der zweiten halben Stunde vornehmen und so fort, bis man am Ende des Dramas eine Stunde der Betrachtung allgemeiner Fragen widmet? Gewiß, Kunst soll als Kunst gewürdigt werden, nicht erläutert, nicht zergliedert; „ehrfurchtsvolles Nachempfinden der Schönheit, Scheu vor dem Geheimnis“ heißt es in der Sprache des Verf.s S. 15. Daher habe die Schule gar nicht das Ziel, die Schüler mit den

Dichtwerken vertraut zu machen, sie solle die Jugend nur reizen, im späteren Leben immer wieder dazu zurückzukehren. Alles schön und gut, kein Zweifel. Wir wissen aber, daß die meisten Schüler auf keine Weise, auch nicht nach der Methode des Verf.s, zu Kunstfreunden gemacht werden können. Dieses Schloß sperrt kein Schlüssel in der Hand des Lehrers: „Zum künstlerischen Genießen gehört ebensogut Freiheit wie zum künstlerischen Schaffen", sagt der Verf. S. 17. Daß wir mit Zwang zur Lektüre nichts erzielen, ist auch mit Einschränkung aufzunehmen. In welcher Form übt denn die Schule den Zwang aus? Gilt dieser Satz nicht auch für die anderen Gegenstände? Gilt er im weiteren nicht auch für jede Pflichtarbeit? S. 19 heißt es: „Der Lehrer überzeuge sich durch einige kurze Fragen, daß die Schüler das Drama gründlich gelesen und in der Hauptsache verstanden haben". Die nächste Folge dieser Methode wird sein, daß die Schüler eine gedruckte Inhaltsangabe einlernen und sich bemühen werden, das für „gründliche Lektüre" auszugeben. Aus meinem Einwurf ergibt sich aber doch nicht, daß ich etwa einem „Eintrichtern des Inhalts in allen Einzelheiten" (S. 19) das Wort rede. Aber mit dem Leitsatze: „recht vieles recht kurz abzutun, um dem Schüler die Freude am Schönen nicht zu verderben", wird Severus zwar unserer Jugend entgegenkommen — der Trieb nach dem Neuen und Vielen liegt in uns allen — aber daß er die Jungen dadurch zu schönheitsdurstigen und kunstsinnigen Menschen erzieht, ist eine Täuschung, er wird nicht mehr solche erziehen als wir anderen, die ein Kunstwerk zu erläutern suchen, meist nach der Seite der psychologischen Fragen, manchmal auch nach Gliederung und Aufbau, hie und da vielleicht rein literarhistorisch oder kulturgeschichtlich klarmachen wollen. Daß allzu viel Zergliederung von Schaden ist, ist nachgerade ein Gemeinplatz. Wir wissen auch, daß die durch das Kunstwerk erzeugte Stimmung (S. 20) das Wesentliche der Dichtkunst ist. Bei lyrischen Gedichten kann sie wohl auch der Lehrer in der Schule erzeugen. In dieser Hinsicht verlangt Severus für das Drama Vorlesen durch den Lehrer oder Lesen mit verteilten Rollen. Zum Vorlesen eines Dramas braucht man 2—3 Stunden, das sind, wenn man die Stunden zu gar nichts weiter benützt, 3—4 Schulstunden. Kommt da eine einheitliche Stimmung heraus und hat der Lehrer bei einem Drama nichts anderes zu tun, als es vorzulesen? Wird er nicht fast die doppelte Zeit aufwenden müssen, um die Stimmung im einzelnen und ganzen im Herzen der Schüler auch nur anklingen zu lassen und zu verwerten? Ist nun aber schon alles für das Verständnis der Sache geschehen? Bei dieser Behandlung kann man mit feinfühligen Jungen zu etwas kommen, die meisten anderen werden auch auf ihre Kosten kommen; ich erspare mir die Aufzählung derselben, um dem Idealismus des Verf.s nicht wehe zu tun. Zum Lesen mit verteilten Rollen merke ich noch an: Das schönste Lesen von Seite der Schüler beweist noch nichts für ihr

Verständnis; ich behaupte, daß die Schüler, welche am schönsten deklamieren, nicht selten die oberflächlichsten Denker und in der Poesie wahre Banausen sind. Von dem der Wirklichkeit abgewandten Idealismus des Verf.s zeugt auch die Schilderung der jungen Studenten an der Universität, „die sich im lebhaften Gedankenaustausche gegenseitig auf allerhand Schönes aufmerksam machen“ (S. 23). Ich will über eine ernste Sache nicht lachen, aber das sind Ausnahmen, für die unsere gute oder schlechte Methode nicht ausschlaggebend ist. Wer seine Abiturienten durch einige Jahre auf diese Frage hin im Auge behalten hat, wird mir recht geben, daß die Lektüre unserer Studenten meist einen ganz anderen Weg geht, als die Anregungen der Lehrer deuteten. Die Ursachen liegen viel tiefer und sind darum auch viel stärker als Vorzüge oder Mängel der Schulmethoden; doch ist hier nicht der Platz, das auseinanderzusetzen. Aus diesen Gründen bin ich auch mit dem Verf. für die Heranziehung der neueren und neuesten Literatur in den Kreis der Privatlektüre; ich persönlich bin sogar für die Schullektüre. Die Erfüllung dieser Forderung läßt sich nicht lange mehr hinausschieben und es sind allenthalben schon bedeutende Schritte dafür geschehen, die moderne Dichtung durch Einflußnahme auf die häusliche Lektüre der Schüler, durch Redeübungen und entsprechende, wenn auch vorläufig noch dürftige Schulbehandlung zu pflegen.

Der besondere Groll des Verfassers richtet sich gegen den deutschen Aufsatz, den er in seinem jetzigen Betriebe für zwecklos und sogar für schädlich hält. Durch den deutschen Aufsatz werde der Stil der Schüler nicht gebildet, sondern verbildet. Die Schule habe überhaupt kein Recht, den Stil des Schülers anders als mittelbar zu beeinflussen. Man solle die Selbständigkeit und Reife der Schüler zum Jüngling und Mann abwarten, der Stil und die Fähigkeit zu schreiben werde sich von selbst einstellen. Wolle man durch den deutschen Aufsatz zum Denken erziehen, so habe das doch mit dem deutschen Unterricht nichts zu schaffen, dessen Ziele außerhalb des Aufsatzes liegen. In dem Kampfe des Verf.s gegen die sogenannten Aufsatzlehren (S. 31—40) stehe ich ganz auf seiner Seite. Die Schüler durch Regeln zu guten Stilisten machen zu wollen, scheint mir nicht ernsthafter als die Meinung der alten Schulen, durch Regeln Poeten schaffen zu können. Ebenso teile ich des Verf.s geringe Meinung über schön geschriebene Dispositionsbücher. Sie sind das Geld nicht wert und nützen dem Schüler im allgemeinen nur dort, wo er ein ausgearbeitetes Thema oder eine eingehende Disposition für seine Hausarbeit ausschreiben kann. Ich kann mich nicht überzeugen, daß der Schüler in einer „Aufsatzlehre“ etwas anderes suche. Den Nutzen davon haben im allgemeinen nur die betreffenden Fabrikanten, da die Bücher leider meist recht rasch abgehen. Über das Disponieren von Aufsätzen bringt Severus S. 41 ff. recht ergötzliche Beispiele und geht mit der Mattheit und Plattheit solcher Sammlungen scharf ins Gericht.

Wenn sich aber der Verf. dagegen wendet, daß man ein Kunstwerk zum Gegenstande eines Aufsatzes mache, so kann ich seine Gründe nicht teilen. Nebenbei gesagt spricht er immer vom Literaturaufsatz, wo er Aufsätze aus der deutschen Lektüre meint. Es ist derselbe Standpunkt, den er schon beim Betriebe der Lektüre vertreten hat. Kunstwerke sind ihm nicht zum Denken da, sondern zum Genießen. Ich habe meine Ansicht schon oben angedeutet. Ich sehe in solchen Aufsätzen nichts von gelehrtem Philologentum. Wenn Severus S. 29 verlangt, „daß der Schüler Gedachtes nachdenkt und von Geschautem (schriftlich) berichtet, aber nicht zur selbständigen Produktion gezwungen wird", so schließt mir das den Aufsatz aus der Lektüre nicht aus, und wenn er S. 58 meint, daß solche Aufsätze in mangelhafter Weise noch einmal zeigen wollen, was der Dichter schon schönstens besorgt hat, so verkennt er eben Zweck und Ziel unserer deutschen Aufsätze völlig oder will sie nicht erkennen. Darüber hier zu reden, dünkt mich ein Kampf gegen Windmühlen. Der Satz, daß Kunstwerke nicht zum Denken da seien, ist in dieser schroffen Form direkt falsch. Seine Bedenken gegen allgemeine Sentenzen als Themen teile ich viel eher; da ist häufig Dürftigkeit und Hohlheit das Ergebnis. Mit der sogenannten Inventio ist es überhaupt nichts, da hat der Verf. vollkommen recht. Weder ein Schüler noch ein Lehrer ist imstande, über eine Sache, die er nicht gründlich beherrscht, nur halbwegs Brauchbares zu sagen. Warum aber soll der Schüler nicht über den Sieg der Wahrheit in Goethes „Iphigenie" schreiben? Daß „Iphigenie" ein Kunstwerk ist, wird durch die Darstellung einer psychologischen Entwicklung in der Heldin nicht gestört und zerstört. Severus nennt das Thema albern und gefährlich, letzteres deshalb, weil nicht die Wahrheit, sondern Iphigenie durch ihre Persönlichkeit den König Thoas besiegt. Das nenne ich Silbenstechen, obwohl ich zu verstehen glaube, was der Verf. meint. Und warum sollte ein Schüler über allgemeine Begriffe, z. B. Stolz und Hochmut, nicht eine Hausarbeit schreiben können? Das sind Dinge, die nicht fern abliegen, und daß der Schüler dabei zum Nachdenken kommt, ist zweifellos. Aufsätze aus der Lektüre, meint Severus (S. 88), üben gar nicht das Denken und kommen dem Verständnis der behandelten Schriftsteller nicht zugute (S. 46). Hätte Severus auch recht, so sind es wenigstens Themen, über die der Schüler etwas zu sagen hat, die nicht zur Oberflächlichkeit verführen und immer einen Gradmesser des Könnens nach mehreren Seiten bilden. Gegen die ungeschickte Auswahl solcher Fragen wird man sich mit Recht wenden; aber das ist etwas, das nicht in der Sache an sich, sondern in den Umständen, in dem Geschick des Lehrers usw. liegt, und Zorn ist darum hier nicht angebracht. Daß man die deutschen Aufsätze aus Dichtwerken nicht des Dichtwerkes wegen, sondern um seiner selbst willen schreiben läßt, gebe ich gerne zu, auch wenn ich mir den Tadel des Verf.s zu-

ziehe. Ich habe mich von der Zwecklosigkeit der deutschen Aufsätze eben noch nicht überzeugt. Das Thema „Wie geht die Heilung des Orest vor sich?“ verwirft Severus völlig und doch kann der Schüler darin zeigen, was ihm von der in der Schule besprochenen Auffassung dieser Frage übrig geblieben ist, ob er und wie er einen schwierigen Gedankenverlauf zur Darstellung bringen kann. Von Zwecklosigkeit wage ich daher nicht zu reden. — Auch die sogenannten Charakterschilderungen nach dichterischen Gestalten verwirft unser Verf. völlig, weil sie aus dem Leben künstliche Einheiten schaffen; das ist wie schon oben der subtilste Standpunkt, in dessen voller Konsequenz wir eigentlich über kein Kunstwerk mehr reden, sondern nur genießen dürfen. Die Geschichte von jenem Gymnasiasten, der, als er auf den Aufsatz über den Charakter der Iphigenie die Zensur I bekommen hatte, den Lehrer bat, die Note herabzusetzen, weil er den Charakter der Iphigenie nicht so, wie er ihn gefühlt, wiedergegeben habe, kommt mir darum auch nicht „innerlich wahr“ (S. 58), sondern sehr geziert vor. Nur konsequent ist es daher, wenn Severus auch die Aufsätze, welche den Inhalt von Dichtwerken wiedergeben wollen, als geschmacklos verwirft. Daß dieser Vorwurf gewiß nicht bei Darstellung des Inhalts von Schillerischen und Goetheschen Produkten der Gedankenlyrik zutrifft, wird man mir gewiß bestätigen. Severus möchte höchstens Aufsätze gelten lassen, welche dem Leser etwas vermitteln, das er selbst nicht oder schwerlich so finden kann. Bei diesem Standpunkte muß man allerdings alle Schüleraufsätze abschaffen, was eben der Verf. fordert. Seine Schilderung aber, wie Aufsätze entstehen, ist doch etwas grau in grau gemalt. Danach entwerfen neun Zehntel der Schüler ihre Hausarbeiten am letzten Tage vor der Ablieferung. Für ein Drittel der Schüler mag das gelten, aber das sind jene, die sich von jeder Arbeit drücken, *adstantes,* die in die Schule gehen, um in Schulen zu gehen. Auch die Bemerkung, daß während des Jahres nur immer in Hinblick auf den Abiturientenaufsatz gearbeitet wird (S. 47), nimmt mich wunder; ich kann das nicht einmal für preußische Verhältnisse, die Severus doch im Auge hat, glauben, wo doch dem deutschen Aufsatz eine weitaus größere Bedeutung zugestanden wird als bei uns. — Auch die S. 50 vertretene Ansicht, daß der Lehrer kein Thema stellen dürfe, das einem Teile der Schüler nicht interessant ist, stellt zu hohe Anforderungen an die Schule und verkennt den Zweck des gemeinsamen Unterrichts und vielleicht das Recht der Schule überhaupt. Ob der Landwirt das Feld erst über die angenehmste Art des Ackerns befragt oder die Mutter ihr Kind über die willkommenste Speise? „Eines schickt sich nicht für alle“, aber „Jeder sehe, wo er bleibe!“ gilt auch für die Schule. Damit rede ich gewiß nicht manchen Aufsatzbüchern das Wort, die den Schüler als Versuchskaninchen für ihre gelehrten Einfälle benützen wollen. Daß man über dem Aufsatzmachen nicht das Kunstwerk selbst vergessen soll, ist auch meine Meinung.

Im ganzen genommen ist der Verf. gegen alle Aufsätze; er befürwortet nur die mündliche Behandlung der überhaupt in Frage kommenden Themen, am ehesten läßt er noch Inhaltsangaben gedanklicher Zusammenhänge gelten. Statt der Aufsätze will er jährlich etwa 30 bis 40 sogenannte Stilarbeiten im Umfange von vielleicht zwei Seiten einführen, die nur in der Schule angefertigt würden und Fragen aus allen Gebieten in knappster Form beantworten sollen. Doch sollen an diesen Arbeiten alle Fachlehrer Anteil haben. Von diesem Betriebe erhofft sich der Verf. einen sicheren Gebrauch der Muttersprache und die beste Übung im Denken. Daß solche Stilarbeiten fruchtbar wirken könnten und nach manchen Seiten unsere Aufsätze ersetzen würden, glaube ich auch. Aber daß dieses Ziel nicht auch durch die jetzigen Aufsätze erreicht werden könne, will mir nicht einleuchten. Daß unsere Art der deutschen Aufsätze für einen begabten Schüler mehr als eine Stilarbeit bedeutet, braucht nicht erst gesagt zu werden und die Behauptung, daß unsere Schüleraufsätze nur Seichtes und Mittelmäßiges liefern (S. 66), ist sehr übertrieben. Unsere schlechten Stilisten werden sich bei jeder Reform ihr Ungeschick oder ihr Banausentum erhalten. Der springende Punkt ist nur die geschickte Wahl der Themen, und daß in dieser Richtung seit einigen Jahren eine Besserung zu merken ist und durch das vorliegende Büchlein gefördert werden wird, scheint mir sicher.

Abschließend möchte ich sagen: Wir haben es in dieser Kampfschrift mit einem begeisterten Streiter für den Fortschritt im deutschen Unterricht zu tun, der mit zornigen Worten gegen wirkliche und vermeintliche Mißstände im Schulbetriebe wettert, dabei aber, um ein vermeintlich Höchstes zu erreichen, alle bestehenden Wege für Irrwege hält, um eines Ideals willen, das eben, weil es Ideal ist, sich wenigstens in absehbarer Zeit nicht verwirklichen kann, alles derzeit erreichbare Gute über Bord werfen will. Anregungen enthält das Büchlein genug, Neues nicht in Rücksicht des Deutschbetriebes als Anleitung zum Kunstgenuß, wohl aber mit dem Vorschlage von Stilarbeiten statt der bestehenden Aufsätze. Zur Lektüre möchte ich es jedem Deutschlehrer empfehlen.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Poetik, Rhetorik und Stilistik. Von Wilhelm Wackernagel. Dritte Auflage, besorgt von Jakob Wackernagel. Halle a. S. 1906, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. Preis 10 Mk.

In neuer, unveränderter Auflage liegt uns ein altbewährtes, liebgewordenes Buch vor, aus dem sich schon drei Lehrergenerationen Belehrung und Anregung geholt haben. Entstanden aus den akademischen Vorlesungen, die Wackernagel über Poetik, Rhetorik und Stilistik im Jahre 1836 in Basel hielt, steht das Werk in

einem inneren Zusammenhange mit dem Deutschen Lesebuche und der leider unvollendet gebliebenen Geschichte der deutschen Literatur des Verf. und bietet gewissermaßen die wissenschaftliche Begründung seiner literarhistorischen und ästhetischen Kritik. Von den Schülern und Zeitgenossen Wackernagels als Meisterleistung eines hervorragenden Denkers und feinsinnigen Dichters bewundert, von den Lehrern der jüngeren Epoche seiner Klarheit und stilistischen Formvollendung wegen als grundlegendes Werk der Poetik neben Moriz Carrieres „Die Poesie" hochgeschätzt und vielfach benützt, hat es sich die Geltung eines gediegenen Handbuches errungen, das auf einen bleibenden Wert auch dann noch Anspruch erheben kann, wenn auch einzelnes bereits veraltet und überholt erscheint.

In dieser Auffassung wurzelt die Pietät des neuen Herausgebers, der den Text der 1. und 2. Auflage unverändert ließ und sich lediglich auf die Einführung der neuen Rechtschreibung und die Anfügung eines neuen Registers beschränkte.

Aber die unveränderte Ausgabe eines vor 70 Jahren verfaßten Buches hat doch auch ganz bedeutende Schattenseiten.

Mutet es schon recht befremdend an, wenn z. B. Platen (S. 25), Kotzebue (S. 29), Heine (S. 29) oder der heute vergessene Schwabe Karl Mayer, dessen Gedichte 1833 erschienen (S. 205), als „Dichter der neuesten Zeit" bezeichnet und behandelt werden, oder wenn von Richard Wagner nur bemerkt wird, daß er „seine Operntexte selbst zu verfassen pflegt", so wird es noch mehr als ein entschiedener Mangel empfunden, daß die ganze reiche Literatur nach Goethes Tod unberücksichtigt bleibt.

Insbesondere leidet die Charakteristik der Gefühlslyrik — der „lyrischen Lyrik", wie sie Wackernagel im Gegensatze zu der epischen Lyrik (Lyrik der Einbildungskraft) und didaktischen Lyrik (Lyrik des Verstandes) nennt — sehr darunter. Denn da die bedeutenden und eigenartigen Lyriker des XIX. Jahrhunderts — Heine (nur einmal genannt), Lenau, A. Grün, Geibel, Eichendorff, Hoffmann von Fallersleben, M. Greif, Bodenstedt, Freiligrath, Scheffel, Mörike, Th. Storm, Jul. Sturm, Hamerling u. a. — gar nicht in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, kommt die vielseitige Entfaltung der lyrischen Dichtung nicht oder doch wenigstens nicht voll zur Geltung.

Noch empfindlicher macht sich dieser Mangel bei dem Roman geltend, der ja erst im XIX. Jahrhundert eine reiche Entwicklung und seine differenzierte Ausgestaltung gefunden hat. In der Charakteristik dieser Dichtungsgattung (S. 328—335) sind bei W. von deutschen Dichtungen dieser Art — abgesehen von Eulenspiegel und Johannes Faust — nur die Schäferromane Geßners, die „historischen" Romane von Lohenstein (!), August Gottlieb Meißner, Ignaz A. Feßler und — Luise Mühlbach, der „dialogische" Roman Abällino von Zschokke, Goethes Werther,

die „humoristischen“ Romane Jean Pauls und der „didaktische“ Roman Woldemar von Friedrich Heinrich Jakobi erwähnt. Wie ganz anders und um wieviel tiefer und reichhaltiger müßte dieser Abschnitt sein, wenn der Verf. die bedeutendsten Vertreter des Bildungsromanes, des psychologischen, historischen und kulturhistorischen, des sozialen und politischen, des Sitten- und Tendenzromanes, des bodenständigen und exotischen Romanes des XIX. Jahrhunderts berücksichtigt und gewürdigt hätte.

Das Alter des Buches bringt es mit sich, daß manches auch in wissenschaftlicher Hinsicht rückständig ist. Das zeigt sich nicht nur in Einzelheiten z. B. in der Katharsislehre (S. 273 ff.), die ganz in der Weise Lessings erörtert wird, obschon seit Bernays in der ziemlich reichhaltigen Literatur über diese Frage sich eine ganz andere Auffassung Bahn gebrochen hat, sondern auch in der Methode und der psychologischen Begründung. Man merkt dies recht deutlich, wenn man Wackernagels Poetik mit einer neueren — etwa mit der von Scherer (1888) oder von Hubert Roetteken (München 1902) — vergleicht.

Wackernagels Werk ist von den Anschauungen Fechners und der neueren Psychologen unberührt. Es ist, um mit Fechner zu reden, eine Poetik von oben, die von allgemeinen Voraussetzungen ausgehend, die Eigenart der Dichtung und der einzelnen Dichtungsgattungen aus diesen ableitet und beurteilt. Aber es fußt zugleich auf der historischen Entwicklung der Dichtungsarten und auf einer reichen und umfassenden Kenntnis der klassischen und älteren deutschen Dichtung. Auch im einzelnen zeigt sich überall der scharfe Blick und das feine Verständnis des Verf. für das Ganze und für die Bedingungen der dichterischen Wirkung.

Das Werk ist darum trotz seines Alters auch heute noch für alle, die einen Einblick in die idealen Kunstanschauungen der Dichter und Kritiker der nachklassischen Zeit und durch sie das richtige Verhältnis zu den Schöpfungen dieser Epoche gewinnen wollen, von Wert und Interesse.

Graz. Dr. Karl Tumlirz.

Deutsche Diktierstoffe in Aufsatzform, vermehrt durch Einzelsätze, für den Unterricht in der Rechtschreibung. Zusammengestellt von O. Langer. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag 1906. 162 SS. Preis geb. K 2·40.

Langers Diktierstoffe haben sich in dem Elementarunterricht der Mittelschulen schon so eingebürgert, daß es Ref. für überflüssig hält, die Vorzüge des Büchleins im einzelnen auseinanderzusetzen, zumal da er selbst Gelegenheit hatte, dasselbe in der Praxis zu erproben. Es mag nur erwähnt werden, daß die vorliegende vierte Auflage sich nicht wesentlich von der dritten unter-

scheidet und daß die vorgenommenen Änderungen wirklich Verbesserungen bedeuten.

Zunächst ist die Zahl der Einzelsätze vermehrt worden, was gebilligt werden kann. Denn wenn es auch in den Instruktionen für Gymnasien (2. Auflage, S. 99) heißt „Zusammenhängende Stücke haben den Vorzug vor einzelnen Sätzen", so hat doch auch die Forderung der Instruktionen für Realschulen (5. Auflage, S. 28) volle Berechtigung, wonach „anfangs Einzelsätze, später zusammenhängende Stücke" vorgelegt werden sollen; denn nicht nur darauf kommt es an, daß „sich aus Einzelsätzen beliebig kurze Diktatstoffe zusammenstellen lassen", wie der Verf. der Diktierstoffe S. 3 hervorhebt, sondern gewisse Regeln z. B. über ähnlich lautende Wörter lassen sich überhaupt nur in Einzelsätzen veranschaulichen.

Der Verf. hat ferner mehr als 90 Nummern „mit Weglassung der eben einzuübenden Lautzeichen drucken lassen", besonders um dadurch das Buch zum Selbststudium geeigneter zu machen. Auch Ref. betrachtet diese Einführung als äußerst zweckmäßig für den Privatunterricht, dagegen als undurchführbar für den öffentlichen Unterricht, da nicht verlangt werden kann, daß sich alle Schüler das Büchlein anschaffen.

An den Diktierstoffen selbst ist im allgemeinen nichts auszustellen, nur hätte manchmal die Forderung der Instruktionen für Realschulen (5. Aufl., S. 28) noch strenger befolgt werden können, daß „der Inhalt dem Gesichtskreise der Schüler genau entsprechen, die Form der Sprache des Schülers nicht zuweit voraus sein solle". Insbesondere sind einzelne Stücke nicht ganz frei von selteneren, mitunter auch etwas gekünstelten Wendungen.

Auch die dem Buche beigegebene, nebenbei bemerkt recht zweckmäßige „Anleitung zur richtigen Schreibung und Zeichensetzung" hat nur kleinere Veränderungen erfahren. Doch möchte Ref. über diesen Teil eine grundsätzliche Bemerkung vorbringen.

Der Verf. stützt, dem Beispiele der amtlichen „Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis" folgend, hie und da die Schreibregeln durch Berufung auf die Aussprache. Ref. glaubt, daß man davon unbedingt abgehen sollte. Solange wir nicht eine allgemeine Normalaussprache haben, wird ein Hinweis auf die Aussprache stets unzuverlässig und daher ganz zwecklos sein. So lautet die erste Hauptregel in den amtlichen „Regeln" S. 3: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen, z. B. Kiste — Küste, liegen — lügen, heilen — heulen, weiser — weißer, begleiten — bekleiden, Fluch — Flug — Pflug" und bei Langer S. 132 „Verwende für jeden Laut, den du bei richtiger Aussprache hörst, den entsprechenden Buchstaben, z. B. Kiste — Küste, heilen — heulen, weiser — weißer, Dorf — Torf, begleiten — bekleiden". Die „richtige" Aussprache soll also den Fingerzeig für die richtige Schreibung geben — wer aber ist im Besitze der „richtigen"

Aussprache? Wechselt doch die Artikulation der Laute auch in der Sprache der Gebildeten von Landschaft zu Landschaft in sehr starkem Maße. Doch wenn wir auch von diesem Wechsel absehen, wenn wir insbesondere das Deutsch der Sudetenländer gar nicht vergleichen mit dem Deutsch der Alpenländer und dieses ganz für sich ins Auge fassen wollten — selbst in diesem besonderen Falle ist die oben angeführte „Hauptregel" ganz unzutreffend.

Luick hat in seinem vortrefflichen Buch „Deutsche Lautlehre. Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1904" einen Grundriß der Phonetik und eine deutsche Orthoëpie geschrieben, „beides mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen Redeweise, soweit sie auf bajuvarischen Mundarten beruht". Man halte nun einige der Luickschen „Aussprache-Regeln", die mit strengster Berücksichtigung der wirklichen Redeweise in den Alpenländern geschaffen sind und durchaus nicht Fremdes auf Einheimisches aufpfropfen wollen, mit der angeführten „Schreibregel" zusammen.

Wir lesen bei Luick S. 97 u. a. folgende orthoëpische Regeln: „Das nachtonige e ist in den Ausgängen -er, -el, -en in der Regel gar nicht .... zu sprechen". „Die Verbindungen sp, st sind im Anlaut als šp, št zu sprechen". „Das h ist zwischen Vokalen stumm, wofern nicht der zweite a, o, u ist". Wenn nun in diesen und vielen anderen Fällen die zweifellos richtige Aussprache und die Schreibung sich ganz und gar nicht in Einklang bringen lassen, dann verzichte man auf irreführende Rechtschreibregeln wie die oben angeführte.

Einen weiteren Beleg für das Gesagte bietet auch folgende Regel (amtliche „Regeln" § 4): „Im Auslaut schreibt man den Buchstaben, der im Inlaut gehört wird, z. B. Kalb (Kälber)...", bei Langer § 5 „Im Auslaut schreibt man den Buchstaben, der im Inlaut gehört wird, z. B. Kalb (Kälber), halb (halbe) ...." Nun spricht man aber in ganz Mitteldeutschland (und wohl auch in Norddeutschland) in diesem Falle zwar auslautendes b, aber inlautendes w.

In einem Falle (Schreibung der s-Laute § 11) glaubte der Verf., etwas von den amtlichen „Regeln" abgehen zu sollen, und bietet folgende Anweisung: „Wir unterscheiden zwei s-Laute, einen weichen oder stimmhaften und einen scharfen oder stimmlosen" und weiter „Das Schriftzeichen s dient im Anlaute der Wörter zur Bezeichnung des in der mustergiltigen Aussprache stets stimmhaften s-Lautes". Nun muß es aber ganz ausdrücklich als ein — übrigens weitverbreiteter — Irrtum bezeichnet werden, daß s im Anlaut vor Vokalen und im Inlaut zwischen Vokalen unter allen Umständen stimmhaft sei: der Norddeutsche allein hat stimmhaftes s, in Mitteldeutschland und Süddeutschland wird s nicht stimmhaft gesprochen. In diesen Landschaften ist es ebenso stimmlos wie das sogenannte scharfe s (ss, ß) und unterscheidet sich von ihm lediglich durch die Artikulationsintensität (also gra-

duell): s ist Lenis, ss oder ß Fortis. Daher ist auch in den amtlichen „Regeln" § 10 nur von einem „weichen" und einem „harten", aber nicht mehr von einem stimmhaften und stimmlosen s-Laut die Rede. Klar und bündig äußert sich hierüber Luick § 169: „Die Bühnensprache unterscheidet die beiden Laute als stimmhafte Lenis und stimmlose Fortis, während wir sie bloß durch Stärkeabstufung auseinanderhalten. Dabei müssen wir es auch bewenden lassen: stimmhaftes s ist bei uns ebensowenig durchführbar wie stimmhaftes b, d, g. Wohl aber ist es zu erreichen, daß das weiche s deutlich als Lenis, das scharfe als Fortis artikuliert wird und darauf ist besondere Aufmerksamkeit zu verwenden" (diese richtige Unterscheidung begegnet übrigens auch bei Willomitzer, Deutsche Grammatik § 4 und § 87, ferner bei J. W. Nagl, Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen § 28).

Mies i. B. Adolf Hausenblas.

La Grammaire du Purisme et l'Académie française au XVIII[e] siècle. Introduction à l'étude des commentaires grammaticaux d'auteurs classiques par Alexis François, Docteur de l'Université de Paris, Ancien élève titulaire de l'École des Hautes Études. Paris 1905, Société Nouvelle de Librairie et d'Édition (Librairie Georges Bellais). 17 Rue Cujas, V[e]. 279 SS.

Nachdem mit den Werken der großen Schriftsteller der Zeit Ludwigs XIV. die französische Sprache ihren Höhepunkt erreicht hatte, war man in den um ihre Reinerhaltung besorgten Kreisen bestrebt, sie auf ihrer Höhe zu erhalten und die ihr noch anhaftenden Mängel zu beseitigen. Diese Aufgabe wäre vor allem der Akademie obgelegen, welche nach ihren Statuten außer einem Wörterbuch dem französischen Publikum auch noch eine Grammatik zu geben hatte. Aber auch nach Vollendung des ersteren konnte sich diese schwerfällige und um ihren Ruf allzu besorgte Körperschaft nicht dazu entschließen, an ihre zweite Hauptaufgabe heranzutreten oder vielmehr, sie ließ dieselbe immer wieder nach kurzem Anlauf fallen. In die von der Akademie gelassene Lücke traten nun die „Grammatiker" ein: ein Abbé Régnier-Desmarais, ein Abbé de Dangeau, ein Abbé d'Olivet u. a. Die Akademie dagegen beschränkte sich nunmehr darauf, klassische Schriftsteller zu kritisieren und zu kommentieren, ohne sich jedoch mit ihren Erzeugnissen vor die Öffentlichkeit zu wagen. Dies überließ sie den „Kommentatoren", aus deren Zahl nur die der Zeit nach zuerst auftretenden genannt seien: der Abbé d'Olivet, der Abbé Desfontaines, Louis Racine und Voltaire. Während nun die Akademie in den sprachlichen Entscheidungen ihres Wörterbuches nie als eine tyrannische Gesetzgeberin auftrat, sondern im Gegenteil dem allgemein angenommenen Sprachgebrauch um ein gutes Stück nach-

hinkte, verstanden es die Grammatiker des XVIII. Jahrhunderts, eine immer fühlbarer werdende Herrschaft über die Sprache auszuüben, indem sie dem ihren Vorgängern, so namentlich Vaugelas, als Norm geltenden „guten Gebrauch“ der gebildeten Gesellschaft und der guten zeitgenössischen Schriftsteller allmählich die Grammatik und die Logik *(„la raison“)* als Maßstab des „guten Geschmacks“ substituierten, denen zu Liebe dann die Sprache in ein Prokrustes-Bett gezwängt werden sollte. Selbst die Dichter der klassischen Zeit, welche als Muster der Reinheit der Sprache angesehen wurden, Racine und Boileau, mußten sich, bevor sie ihre Geltung weiter behalten durften, vorerst eine Prüfung auf ihre grammatische Korrektheit hin gefallen lassen. Solche Übertreibungen und Einseitigkeiten und zugleich die Bemühungen, die Sprache in ihrem natürlichen Laufe aufzuhalten, hatten dann den nicht beabsichtigten Erfolg, eine Gegenströmung hervorzurufen, welche wieder freiheitlicheren Anschauungen an die Oberfläche verhalf.

Damit ist der Inhalt des oben genannten Werkes nur in einigen Hauptzügen wiedergegeben. Durch eine lichtvolle Gliederung des Stoffes, welchen der Verf. in allen Teilen völlig beherrscht, und in einer die Sprödigkeit desselben glücklich überwindenden Sprache bringt er Ordnung in das Durcheinander der Bestrebungen der Grammatiker und ihrer oft einander widersprechenden Theorien. Es ist ein nach allen Seiten hin ausgereiftes Werk, offenbar die Frucht langjähriger Studien, und bildet eine Ergänzung zu F. Gohins Arbeit: *Les transformations de la langue française pendant la deuxième moitié du dix-huitième siècle,* welche die „revolutionären“ Neigungen, die sich in der Sprache des XVIII. Jahrhunderts bemerkbar machten, behandelt; während unser Verf. es sich angelegen sein läßt, die „konservativen“ Kräfte aufzuzeigen, deren Träger eben die Grammatiker und die Kommentatoren sind, welch letztere ihm als die Hauptvertreter der grammatischen Arbeit des Purismus im XVIII. Jahrhundert erscheinen.

Diesem „Beitrag zur Geschichte der französischen Sprache“, wie das Werk im Vorwort genannt wird, soll eine methodische Durchforschung aller auf uns gekommenen Kommentare der Akademie folgen: eine Arbeit, zu welcher niemand berufener ist als unser Verfasser.

Die Synonyma in Barraus Histoire de la Révolution française

nebst sachlichen Zusammenstellungen (Reichstag[sverhandlungen], Gerichtswesen, Heer, Krieg usw.). Von Oberlehrer F. Petzold. Mühlhausen i. Thür. (ohne Jahreszahl), Kommissions-Verlag der Heinrichshofenschen Buchhandlung F. Schröter. 85 SS.

Dieser Zusammenstellung von Synonymen hat der Verf. seine Schulausgabe des im Titel genannten Werkes zugrunde gelegt. Es sind (dem Vorwort zufolge) etwa 600 Gruppen sinnverwandter

Wörter und Redensarten und zwar in der alphabetischen Reihenfolge ihrer deutschen Stichwörter aufgeführt. Auf die letzteren folgen jedesmal die verschiedenen französischen Ausdrücke mit der Angabe des Fundortes. Erklärungen werden keine gegeben, da der Schüler die Arbeit leisten soll.

Es ist kein Zweifel, daß diese recht fleißige Arbeit in der Hand eines verständigen Lehrers und unter Voraussetzung der nötigen Reife der Schüler recht fruchtbringend für diese werden kann.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Growth and Structure of the English Language by Otto Jespersen, Ph. D., Professor in the University of Copenhagen. Leipzig, B. G. Teubner 1905. 260 SS. Preis 3 Mk.

Das vorliegende Buch verfolgt den Zweck, die Haupteigentümlichkeiten der englischen Sprache zu charakterisieren und das Wachstum sowie die Bedeutung derjenigen Züge in ihrem Bau, die von dauernder Wichtigkeit gewesen sind, zu erklären. Im ersten Kapitel bespricht der Verf. den allgemeinen Charakter der englischen Sprache und kommt zum Schlusse, daß dies eine männliche, methodische, energische, nüchterne Sprache ist, die sich nicht viel um Feinheit und Eleganz, dafür aber um so mehr um logische Folgerichtigkeit kümmert und jedem Versuch, ihr Leben durch engherzige Regeln der Grammatik oder des Lexikons einzuengen, entgegentritt.

Die Kapitel II und III sind den ersten Anfängen des Altenglischen gewidmet. Es wird unter anderem darauf hingewiesen, daß die lateinischen Lehnwörter der vorchristlichen Periode besonders solche Dinge bezeichneten, die das alltägliche Leben der Germanen angenehmer gestalteten (wie z. B. *wine, calic, coc, cycene, mylen, pear, cirs* usw.), ferner daß seit der Einführung des Christentums nicht viele lateinische Wörter eingedrungen sind, weil die Leute der damaligen Zeit, ja selbst die Priester, wenig Latein verstanden. In den Kapiteln IV—VI werden die Entlehnungen aus dem Skandinavischen, Französischen, Lateinischen und Griechischen (in der Renaissance) sowie aus verschiedenen anderen Quellen besprochen. Besonders wertvoll ist das Kapitel über den Einfluß des Skandinavischen, da ja der Verf. als Däne und Sprachforscher allerersten Ranges dieses Gebiet wie kein anderer beherrscht. Wie tief das Skandinavische in das Englische eingedrungen ist, sehen wir am besten aus folgendem Satze, in dem die kursiv gedruckten Wörter dänischer Abstammung sind: „An Englishman cannot *thrive* or be *ill* or *die* without Scandinavian words; they are to the language what *bread* and *eggs* are to the daily fare“ (p. 80). Am Ende des nicht minder lehrreichen Kapitels über die Entlehnungen aus dem Französischen macht der Verf. auf die verschiedene Behandlung der französischen Laute in den alten

und neuen Lehnwörtern aufmerksam. So ist es z. B. interessant, zu beobachten, daß *Charlie,* der Kosename von *Charles* mit „tš“, dagegen dasselbe Wort als Kosename für *Charlotte* mit „š“ gesprochen wird. In Bezug auf die Lehnwörter, die infolge der Renaissance aus dem Lateinischen und Griechischen in das Englische aufgenommen wurden, ist zu bemerken, daß viele davon sogenannte „*eye-words*“ geblieben sind, die nur in Büchern, aber nicht in der wirklich gesprochenen Sprache vorkommen, so daß sich die Wörterbücher über die Aussprache dieser Wörter streiten (vgl. *hegemony, phthisis* usw). Einige Wörter, deren Etymon niemand anzugeben weiß, stammen, wie der Verf. ausführt, vielleicht aus der Kinderstube, wie z. B. *bad, big, lad, lass, fuss, jam, slum.* — Kapitel VIII ist eine gelungene Abhandlung über die Entwicklung der wichtigsten Punkte der Formenlehre, Syntax und Wortbildung von den ältesten Zeiten bis zum heutigen Tage. Auf S. 209 empfiehlt der Verf. zwar die Verwendung des „*split infinitive*“, d. h. die Trennung des Infinitivs von der Präposition *to* durch ein dazwischen gestelltes Adverb, aber er selbst macht keinen Gebrauch von dieser Konstruktion, wenn sie noch so nahe läge. So z. B. könnte in dem Satze *It took a long time thoroughly to assimilate the new doctrine* (p. 40) das Adverb *thoroughly* sehr leicht zwischen *to* und *assimilate* gesetzt werden. Im IX. Kapitel werden die Sprache Shakespeares und ihr Einfluß auf einige moderne Dichter betrachtet und im letzten Kapitel wird die Einwirkung der Bibel und der Puritaner auf den Wort- und Phrasenschatz des Englischen beleuchtet.

Ein ausführlicher „Index“ beschließt das Buch, welches wegen der Fülle seines belehrenden und anregenden Inhalts nicht nur dem Anglisten vom Fach, sondern auch, weil es äußerst klar und fließend geschrieben ist, auch jedem Kenner und Freunde des Englischen bestens empfohlen werden kann.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Lehrbuch der englischen Sprache von Dr. Johann Ellinger und A. J. Percival Butler. Ausgabe *A.* II. Teil: An English Reader (with Explanatory Notes, several Appendices, a Pronouncing Glossary of Proper Names, a Map of Great Britain and Ireland, and a Plan of London). With 51 Illustrations and 4 Maps. Wien, F. Tempsky 1907. 318 SS. 8°. Preis geh. 4 K, geb. 4 K 50 h. — Approbiert 21. Juli 1906, Z. 27.391.

Der vorliegende Band schließt sich organisch an das in dieser Zeitschrift bereits besprochene Elementarbuch derselben Verff. an. Der erste Abschnitt "*Stories and Sketches*“ bildet einen guten Übergang zur schwierigeren und freieren Lektüre der VI. Klasse und ist auch durch knapp zusammenfassende Fragen am Schlusse

dieser Stücke als solcher gekennzeichnet. Nr. 3 "*Robin Hood*" will uns allerdings etwas schwierig für diese Stufe erscheinen. Der zweite Abschnitt gibt umfangreichen "*Account of the British Empire*" in 20 geographischen und 16 historischen Stücken, die nach Inhalt und Form sorgfältig ausgewählt sind und ein zutreffendes Bild des Riesenreiches geben, dessen Sprache den Schüler beschäftigt. Methodisch wäre hier nur die Frage aufzuwerfen, ob nicht die Diversität und Extensität des Gebotenen, das dem Schüler den Begriff des "*Imperial England*" nahebringt, nicht eher der Intensität, der Konzentrierung des Interesses auf das Mutterland, seine Lage und Kultur u. s. f. Raum geben sollte. Letzterer Forderung werden die 11 Stücke der 3. (kulturgeschichtlichen) Unterteilung des zweiten Abschnittes mehr gerecht als die vorhergehenden; ein Stück freilich "*A First Night at the Lyceum*" von Aug. Sala muß hievon ausgenommen werden, da weder sein Stil noch der Gegenstand überhaupt — eine Schilderung eines Don Juan-Spektakelstückes — seine Aufnahme hinlänglich rechtfertigt. Das britische Theater von heute nimmt weder im Denken des englischen Volkes noch in unserer Wertschätzung einen so hohen Rang ein, daß ihm 114 Zeilen gewidmet sein sollten. — Der dritte Abschnitt "*Specimens of Prose Fiction*" umfaßt folgende Proben: 1. *From the* "*Vicar of Wakefield*" (Goldsmith), 2. *From* "*Ivanhoe*" (Sir Walter Scott), 3. *From* "*Rip van Winkle*" (W. Irving), 4. *From* "*Pickwick Papers*" (Dickens), 5. *From* "*David Copperfield*" (Dickens), 6. *Three English Schoolboys from* "*Vanity Fair*" (Thackeray), 7. *Frcm* "*The Caxtons*" (Bulwer), 8. *From the* "*Adventures of Tom Sawyer*" (Mark Twain). Das Hauptgewicht ist also mit Recht auf die erzählende Literatur des XIX. Jahrhunderts gelegt, dessen Sprache ja unserem Unterrichte allein als Richtschnur gelten darf. Nicht zu vermeiden war dagegen ein Zurückgreifen auf ältere Proben im vierten und fünften Abschnitt "*Specimens of Essays*" und "*Specimens of Letters*" und da erscheinen tatsächlich zwei Stücke — obzwar nur eines älteren Datums — recht schwierig, nämlich "*Of Studies*" (Fr. Bacon) und "*Men of Business*" (Sam. Smiles). Auch der Abschnitt 6 "*Specimens of Speeches*" wird in mancher Beziehung der mündlichen Erklärung noch häufig bedürfen. Abschnitt 7 "*Specimens of Poetry*" führt 27 Proben von Shakspere bis Swinburne vor, die sich durch geschickte und geschmackvolle Auswahl des für den Einzeldichter und die Gesamtliteratur Typischen auszeichnen. Im letzten Abschnitte "*Lives of Some Prominent English Authors*" erscheinen 13 knappe Lebensbilder in einfacher Form. Zu bedauern ist, daß der Schüler auch hier von der älteren Literatur (vor Shakspere) gar nichts erfährt; auch Kleinigkeiten möchten ab und zu noch richtig gestellt werden, so der fürs Englische sehr entbehrliche Begriff *Lake School* (p. 259) (warum nicht *Lakists?*), der doch so ohne Details zu starke Ausdruck "*profligacy*" für Lord Byrons Charakter, der Titel "*The*

Queen of the May" (richtig "*The May Queen*") Tennysons und die irreleitende Angabe der Anzahl der *Idylls of the King* (p. 266, l. 37). Im *Appendix I.* (Literatur-Zeittafel) wären etliche Jahreszahlen zu berichtigen und vielleicht eine andere Einreihung von Dickens und Tennyson zu erwägen; sonst sind die Hauptetappen der literarischen Entwicklung übersichtlich dargestellt. *Appendix II.* gibt eine in ihrer Kürze äußerst rühmliche Liste englischer Metren, leider mit falschem Beispiele für das *Common Metre*. Für Lehrer und Schüler gleich wünschenswert ist der exakte *Appendix III.* "*Pronouncing Glossary of Proper Names*". *App. IV.* bietet eine gedrängte Genealogie der englischen Könige seit 1066. — Die englischen "*Explanatory Notes*" sind mit großem Fleiße zusammengetragen und beschränken sich meist auf Begriffserklärungen und zuweilen Übersetzungsvorschläge. Bei einzelnen Stücken, so Nr. 38, 39, 52, 53, 56, 60, 66, 70, könnte die Kommentierung noch etwas ausgedehnt werden. Wenn bei solcher Fülle von Einzelheiten dann und wann ein kleiner Lapsus unterläuft, darf dies nicht verwundern und folgende Anmerkungen werden hoffentlich einer Neuauflage zugute kommen. 2, 35 *faint = swoon*, letzteres Wort ist den Schülern wohl ebenso unbekannt; 6, 19 *it took a clever copyist* „ein geschickter Kopist brauchte" ist eine gute Übersetzung, doch hier müßte doch auf die grammatische Fügung verwiesen werden; 22, 7 könnte *a sluice*, das dem Schüler etymologisch klare Wort, hinzugefügt werden; 32, 6 *at 12 years old* ist unerklärt; bei 34, 18 *fief* vermißt man die Aussprachebezeichnung; 39, 23 *craftsmen = artisans*, Handwerker: *artisan* ist doch das seltenere und speziellere Wort! 43, 50 ist *missing over many years* und 43, 124 *I will take my turn with* nicht erklärt; ebenso 45, 30 das Präteritum *must*; 49, 55 ist ungenau erklärt (jedenfalls ironisch!); 53, 38 *read aloud*, *but not audibly* bedarf der Erläuterung; 62, 129 *wittles* ist bereits veralteter Vulgarismus für *victuals (vit'lz)*; 78, 37 *but for*, 'without' ist syntaktisch sehr anfechtbar; 94, 64 *boon*, 'originally a prayer, then a favour' ist kaum haltbar, für diese Bedeutung ist Skeats Etymologie *Fr. bon* anzuziehen. Die Anm. zu 81 *(„Julius Caesar")* und 82 *(„Hamlet")* sind größtenteils den Clark & Wright'schen Schulausgaben entnommen, also sehr verläßlich. Um so unangenehmer fällt 81, 24 die Änderung des authentischen *what* in *that which* auf (warum im Text die Form *beholding* 81, 63 und 66 in das ebenso seltene *beholden* geändert ist, kann man nicht recht einsehen; ebenso die Weglassung der indianischen Tiernamen in 106, 34 und 37). Während die Texte sich einer lobenswerten Korrektheit erfreuen, weisen die Anmerkungen einige störende Druckfehler auf, die ja gewiß beim Neuabdrucke schwinden werden. Sonst ist die äußere Ausstattung des Buches mit seiner sehr instruktiven Illustrationen und Karten gediegen und hygienisch.

Das methodisch durchdachte Buch, dessen Inhalt in allen Punkten die Erreichung des vorgeschriebenen Lehrzieles ermöglicht und fördert, bedeutet trotz der berührten geringfügigen Unvollkommenheiten einen Schritt nach vorwärts durch den maßvoll modernen Zug, der durch Stoffwahl und Behandlung geht.

Wien. Dr. Albert Eichler.

Baumgartner Alexander S. J., Geschichte der Weltliteratur. V. Die französische Literatur. Erste bis vierte Auflage. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1905.

Wenn die Wissenschaft überhaupt nur die auf sich allein gestellte und um ihrer selbst willen gesuchte Erkenntnis anzustreben hat, so gilt dies besonders vom Geschichtsforscher, dem es L. v. Ranke zur Pflicht macht, bloß zu zeigen, wie es wirklich gewesen, sein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen, die gegen einander aufstehen und in Kampf geraten. Ganz besonders aber bedarf der Literarhistoriker einen von allen Nebenabsichten freien Blick. Wer das ewige, breite Hantieren mit religiösen und moralischen Gewichten nicht lassen kann, wem das kleinste Zuglüftchen einer ungewohnten Geistesströmung gleich einen steifen Hals macht, wem die hergebrachten Begriffe zum Scheuleder seiner gesamten Betrachtungsweise geworden sind, der hat eben nicht das rechte Verständnis für den aus aller Einseitigkeit herausstrebenden Herzensdrang eines Dichters. Ein Dichter kann eine tief religiöse Natur sein, ohne in den Dogmen eines Offenbarungsglaubens fest verankert zu sein und fromm sein bedeutet bei einem solchen nur: ein persönliches Verhältnis zum All suchen, ein Leben im Unendlichen als echtes Herzensbedürfnis befriedigen. Es kommt für den Beurteiler alles darauf an, sich in die Individualität eines poetisch Schaffenden liebevoll zu versenken, seine Eigenart durch die Strahlen des eigenen Wesens zu beleuchten und zu spiegeln, die intimsten Reize einer Dichternatur mit seinem Spürsinn an- und nachzuempfinden, nicht aber schon bei der Nennung eines Namens aus einem gegnerischen Parteilager zu kollern und gegen dessen Träger ein fromm-fröhliches Haberfeldtreiben zu eröffnen, wenn dessen Entwicklungsgang sich den eigenen Idealen nicht einordnen will. Ein Dichter ist ja nicht nur, wer sich in niedlicher, dünnflüssiger und blutleerer Wald- und Wiesenlyrik oder in dekadenter Spitallyrik ausgibt, sondern vielmehr, wem ein Heer stürmischer Leidenschaften in Kopf und Herzen schwirrt und nach Ausdruck drängt, in dem das rastlose Fließen des geistigen Fluidums zwischen positivem und negativem Pole den steten Wandel zwiespältiger Stimmungen hervorruft und ihn darob tadeln ist schon darum ungerecht, weil man höchstens für seine Handlungen, nicht aber für seine Empfindungen

gut stehen kann und wir ebensowenig Herren unserer Gedanken sind als unserer Träume.

Wir haben diesen grundsätzlichen Erwägungen Raum gewährt, weil der Autor des vorliegenden Buches dieselben sichtlich zum Nachteile seines sonst sehr tüchtigen Werkes außeracht gelassen hat. Unter anderen daraus erwachsenen Übelständen erklärt sich so auch der einer ungleichmäßigen Behandlung und der sich daraus ergebenden falschen literarischen Perspektive: Minderwertige Dichter erfuhren, wenn sie nur im katholischen Sinne korrekt waren, eine ausführliche Darstellung, wogegen solche, die mit der Kirche in Widerspruch gerieten, nicht nur nicht immer eine unparteische Würdigung fanden, sondern öfter totgeschwiegen wurden. Allerdings vermißt man auch da, wo eine solche Tendenz nicht eben vorgewaltet haben kann, mit großem Befremden Namen, die in einem so umfangreichen Werke über französische Literatur unbedingt hätten aufgenommen werden müssen. Sind doch Paul Scarron und Jean Lemaire mit keinem Worte erwähnt!

Bei der Lektüre des Buches haben wir uns folgende Bemerkungen notiert: Die Geschichten Gautier de Coincys sind allerdings danach, daß sich über dieselben nicht nur in „unserer historisch kritischen Zeit allerlei sagen“ ließe und G. Paris hat Recht, sie als *„histoires qui ont revolté la piété plus raisonnée aussi bien que la philosophie des temps modernes“* zu bezeichnen. B. hat übrigens trotz der großen Breite, mit der er diese Marienlegenden erörtert, die zwei schlimmsten (bei Gaston Paris erwähnten) dieser Erzählungen (wir wollen nicht entscheiden, ob mit Absicht) unterdrückt. — Warum ist bei der Anführung der Urteile über den Rosenroman nicht gesagt, daß Guillaume de Deguilleville denselben als *„roman de luxure“* bezeichnete und Jean de Meun sogar eines Plagiats beschuldigte? — Von Jean de Meun heißt es, er sei 1305 in Paris gestorben (S. 179), während kurz vorher (S. 165) gesagt ist, daß er „als wohlhabender Mann vor 1305“ verschieden sei. Tatsächlich weiß man nur, daß er vor November 1305 gestorben ist. — Als Todesjahr Guillaume de Machaut war (statt 1377) wohl richtiger 1380 anzusetzen. — Die „Unsterblichkeit“ Villons ist trotz seines leichten literarischen Gepäcks nicht gar so „merkwürdig“, wenn man seine (von B. selbst zugegebene) „ganz hervorragende Begabung“ in Betracht zieht. — Der Satz (S. 214): „Das Passionsspiel Arnould Grébans muß schon vor 1455 vollendet gewesen sein, da Arnould eine Kopie desselben für 10 Goldtaler nach Abbeville verkaufte“, ist in dieser Fassung unverständlich. Übrigens sollen den jüngsten Forschungen zufolge außer der Passion d'Amboise alle weiteren großen französischen Sammelmysterien, besonders die von Arnoul Gréban, Jean Michel und die beiden Passions de Valenciennes direkt oder indirekt aus den Passions d'Arras hervorgegangen sein und der Verfasser dieses letzten Stückes wäre Eustache Mercadé. — In *„Robin et*

Marion“ wird der Ritter nicht nur abgewiesen, sondern durchgeprügelt. — P. Gringoires *Vie de Monseigneur Sanct Louis* kann nicht 1541 gedichtet worden sein, da Gr. schon 1539 oder gar 1534 starb, vielmehr fällt diese Dichtung in das Jahr 1514 oder 1527. — Die Definition der *Moralité, Sottie* und *Farce* ist sehr schwer, weil diese Stücke als Gattungen ineinander verschwimmen. — Die *Enfants sans souci* waren ursprünglich mehr eine Karnevalsgesellschaft als ein „Bühnenklub“ und sie erfanden die dramatische Form der Sottie. — Die Worte (S. 251): „In der Person der Dame Oisille gesteht Margarete von einer der Geschichten selbst“ usw. könnten leicht so mißverstanden werden, als ob im Heptameron Margarete mit Oisille identisch wäre, während sie durch Madame Parlamente repräsentiert wird. — Wir erfahren übrigens bei B. sehr wenig vom Heptameron, außer der dagegen geführten Polemik. — Die Fehde zwischen Marot und Sagon hätte doch gewiß kurz erwähnt werden können. — Übersetzungen des Psalters ins Französische hat es schon am Ende des XV. Jahrhunderts in großer Menge gegeben. — Nach den Auseinandersetzungen Abel Lefrancs in der „Revue des Et. Rabel.“ steht es ziemlich fest, daß Rabelais nicht in Chinon, sondern in La Devinière geboren wurde und zwar als Sohn eines angesehenen Juristen. In das Franziskanerkloster Fontenay-le-Comte ist er schon 1509 aufgenommen worden. Es trifft wohl auch nicht zu, daß ihn „seine eigenen Mitbrüder“ „wegen allerlei Unfugs“ einkerkerten, sondern er wurde verhaftet wegen seines Eifers für das von den Bettelorden verabscheute Griechische und weil man bei ihm Schriften von Erasmus vermutete. In Montpellier war R. nicht nur „Student der Medizin“, sondern er wurde daselbst schon wenige Monate nach seiner Aufnahme zum Baccalaureus promoviert und hielt schon im folgenden Semester Vorlesungen. Die Pfarrstelle von Meudon wurde ihm nicht entzogen, sondern er gab sie auf, ebenso wie die von Saint Christoph du Jambet. Es ist wahrscheinlicher, daß R. in Paris, als daß er in Meudon gestorben ist. Seinen Roman hat R. erst 1532 zu veröffentlichen begonnen; das dritte Buch desselben wurde 1546 zuerst in Paris gedruckt (und nicht 1543). Es fällt auf, daß bei B. neben dem Pamphlet Calvins nicht auch das des Mönchs Theotimus erwähnt ist, noch mehr aber, daß R.s italienische Muster Luigi Pulci und Teofilo Folengo nicht angeführt sind. R. „giftige Spötterei“ vorzuwerfen, ist gewiß ungerecht, für seine hohe geistige Bedeutung findet B. kaum ein Wort der Anerkennung. Die prächtige Gestalt des Jean des Entommeurs ist ganz übergangen. — Louise Labé gehört weniger den Dichtern der Lyoner Schule an, als sie der Periode der Plejade zuzurechnen ist. — Die *Vindiciae contra tyrannos* sind (wenigstens A. Elkan zufolge) ein Werk Duplessis-Mornays und nicht H. Languets. — Warum ist die 1557 erfolgte Bekanntschaft Montaignes mit La Boétie ganz übergangen? — Die „Politiker“

vermittelten nicht „zwischen Hugenotten und Katholiken“, sondern zwischen Hugenotten und Ligisten, denn die „Politiker“ waren ja ebenfalls Katholiken. — Die große Rede in der Satire Ménippée hält nicht „Herr von Aubry“, sondern d'Aubray. — An den Roman d'Urfés erinnert auch der im Hôtel de Rambouillet herrschende Ton noch vielfach. — Madame de la Fayette gab „die Prinzessin von Montpensier“ nicht „mit 26 Jahren“ heraus, denn der Roman erschien erst 1662 ohne den Namen der Verfasserin. Es ist zuviel gesagt, wenn man Larochefoucauld als den „angebeteten Heros“ der La Fayette (S. 336) hinstellt, da sich diese unbefangen genug erwies, einige seiner impertinenten „*Maximes*“ öffentlich als „*galimathias*“ oder „*colifichets*“ zu bezeichnen. — Jodelles „*Eugène*“ (S. 269) bildet sogar einen Gegensatz zur italienischen Renaissancekomödie, da diese Plautus und Terenz die antike Welt der Sklaven und Kuppler entlehnt, während Jodelle seinen Stoff französischen Lebensverhältnissen entnimmt; auch zeigt die Handlung des „*Eugène*“ noch nicht den Einfluß der verworrenen Imbroglie, die die italienischen Renaissancekomödien dem Terenz nachgebildet haben. Anstatt dasselbe Stück als den „ersten, herzhaften Schritt aus den langweiligen und verschrobenen Moralitäten heraus“ hinzustellen, möchten wir es lieber (mit Morf, Gesch. d. neueren franz. Lit. S. 202) als „die alte Farce, in etwas regelhaftem, rhetorischem Aufputz“ bezeichnen. — Pascals Schwester Jacqueline trat nicht 1651, sondern erst 1653 als Nonne ins Port Royal ein. Es war auch (S. 331) zu erklären, daß der Name Louis de Montalte nichts anderes ist als das Anagramm des in den „*Pensées*“ angerufenen „Salomon de Tultie“, der wiederum niemand anderer ist als Pascal selbst. — Daß die „*Provinciales*“ „bei allen Jesuitenfeinden noch heute als eine Art Evangelium gelten“, ist gewiß nicht richtig, wie dies unter anderen ein Aufsatz von Joseph Bertrand in der Revue des Deux Mondes und die Einleitung von M. Christlieb zur jüngsten „*Provinciales*“-Übersetzung (Diederichs, Jena 1907) beweisen. — Von den „*Maximes*“ Larochefoucaulds gibt es eine Ausgabe schon aus dem Jahre 1664, die, allerdings unrechtmäßig, in Holland erschien und von A. Pauly aufgefunden und veröffentlicht wurde. — Der Vergleich E. Fléchiers mit Isokrates rührt von La Harpe. — Saint Simon schied nicht 1702, sondern 1712 aus der Armee (so heißt es wenigstens bei E. Lintilhac, Litt. franç. II, S. 175). Bemerkenswert war auch, daß er das Tagebuch Dangeaus, den er als „faden Höfling“ (*„d'une fadeur à faire vomir“*) verschreit, in ziemlich unverschämter Weise zum Vorbilde genommen und abgeschrieben hat. — Wenn J. La Fontaine zum Vorwurfe gemacht wird, daß beim Lesen seiner Fabeln „ein religiöses Gemüt ziemlich leer ausgehe“, so ist doch zu bedenken, daß religiös zu erbauen und im Kirchenglauben zu stärken gar nicht in seiner Absicht lag und er im Gegensatze zu den früheren Fabeldichtern

nicht so belehrend als erheiternd wirken wollte. — Auch Mahrenholz (Fénelon, Leipzig 1896, S. 69) hält es für wahrscheinlich, der Telemachroman sei erst in Cambray (nach August 1695) begonnen und bis ca. 1697 vollendet worden. — Daß Voltaire, Rousseau und Montesquieu bei B. übel davonkommen, wird nach dem oben Gesagten nicht auffallen. Die richtigste Charakteristik der beiden Erstgenannten als Menschen scheint uns noch immer in der Beurteilung zu liegen, die sie gegenseitig aneinander übten, indem Voltaire von Rousseau sagte: „Ich halte ihn für einen der unglücklichsten Menschen, weil er einer der bösesten ist" und dieser von jenem: „Ich kenne keinen Menschen, dessen erste Regungen schöner wären, als die seinen, doch die Überlegung macht ihn boshaft".

Diese wenigen Einzelbemerkungen, die wir hauptsächlich hier nur niedergeschrieben haben, um unsere eingehende Beschäftigung mit dem Werke zu dokumentieren, wollen durchaus nicht so verstanden werden, als ob es nicht ein Produkt ernstesten, gewissenhaften Fleißes und eingehendster Sachkenntnis wäre. Es sei vielmehr ausdrücklich bemerkt, daß es unter der oben ausgesprochenen Einschränkung sehr erfolgreich nicht nur von Anfängern benützt werden könne. Die Literaturangaben sind oft recht lückenhaft und es ist merkwürdig, daß unter den „Zeitschriften" ein so leitendes Blatt wie die „Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur" ungenannt blieb. Die Sprache ist ganz dem Inhalte angepaßt; nur hie und da fallen triviale und burschikose Redensarten („die höfische Minne ist ihm mehr oder minder Larifari", S. 166; „aber da haperte es gewaltig", S. 171) auf. Der Index ist verläßlich, nur hätte da, wo mehrere Seitenziffern angegeben sind, die Hauptstelle mit fetter Schrift hervorgehoben werden sollen.

Wien. Josef Frank.

Payer v. Thurn, Die kaiserlichen Hofchargen und Chefs der Deutsch-erbländischen Hofstellen. Vom Regierungsantritt Leopold I. bis zur Behördenreform unter Maria Theresia. Wien, k. k. Schulbücherverlag 1906.

Eine sehr verdienstliche und übersichtliche Zusammenstellung, welche die im Jahre 1902 im selben Verlag erschienene Übersicht „Die kaiserl.-königl. Hofstellen . . 1749—1848" nach rückwärts ergänzt. Sie wird jedem, der sich mit der politischen Geschichte der Zeit beschäftigt, gute Dienste tun können und man entbehrte, wie ich aus eigener Erfahrung sagen kann, hie und da ein solches Hilfsmittel recht schmerzlich. Eines ist allerdings zu bedauern, nämlich daß der Verf. es nicht auf irgend eine Weise ermöglicht hat, die im Begleitwort zu der Tabelle gegebenen Nachträge in in der Tabelle unterzubringen. Diese bietet ja leeren Raum genug, daß an den entsprechenden Stellen wenigstens durch ein

Anmerkungszeichen die Lücke angedeutet und unten irgendwie die entsprechende Anmerkung hätte eingesetzt werden können. So wird die Benützung einigermaßen erschwert.

Dennoch ist das fleißig gearbeitete Hilfsmittel dankbarst zu begrüßen. Für einige nicht allzu wesentliche Berichtigungen vgl. Wiener Zeitung 17. Jänner 1907.

Wien. M. Landwehr v. Pragenau.

Dr. A. Oppel, Landeskunde des Britischen Nordamerika. Mit 13 Abbildungen und einer Karte (Sammlung Göschen). Leipzig 1906.

Einem allgemeinen Überblick über die geographischen „Grundzüge" und die Landesnatur folgt ein Abschnitt über die Entdeckung und Erforschung des Gebietes. An ihn schließt sich die Erörterung der politischen Gestaltung und der Bevölkerungsverhältnisse an. Im besonderen wird die Art der Besiedlung und die wirtschaftliche Entwicklung behandelt. Auf dieser Grundlage baut sich die Beschreibung der einzelnen Landesteile auf. Diese sind: Das atlantische Gebiet, die Landschaften am St. Lorenz, an den Großen Seen, innerhalb der Praerien und im Bereiche der Kordilleren und die Gegenden der Territorien Mackenzie, Franklin, Kelwatin und Ungava. Das Büchlein dringt auf kleinem Raume ziemlich tief in die einzelnen geographischen Faktoren ein.

Wien. J. Müllner.

Prof. Dr. Anton Becker und Prof. Dr. Julius Mayer, Lernbuch der Erdkunde. III. Österreich-Ungarn. Wien, F. Deuticke 1906. Preis 2 K.

Das vorliegende Bändchen bildet den Abschluß des „Lernbuches" von Becker und Mayer und enthält den Lernstoff für die vierte Klasse unserer Mittelschulen. Die eingehaltene Methode ist im ganzen dieselbe, wie in den zwei vorausgegangenen Abteilungen. Indessen will mir dünken, als ob die Verff. sich doch hie und da zu kleinen Zugeständnissen entschlossen hätten. So ist die Darbietung des Stoffes etwas kürzer gefaßt, der Lesestoff tritt weniger stark in den Vordergrund, wohl zum Vorteile des Ganzen. Meinen Standpunkt zu dem von den beiden Verff. in ihrem Lernbuche durchgeführten Vorgange habe ich in diesen Blättern bereits wiederholt so ausführlich dargelegt, daß ich billig auf seine nochmalige Feststellung verzichten kann. Auch dieser Band bietet für mich nichts Zwingendes, an meinem früheren Urteile zu ändern. Von

der grundsätzlichen Abweichung meiner Anschauungen also abgesehen, bin ich in der Lage, auch diesem Bande des Rühmenswerten genug nachzusagen. Vor allem finde ich die Gliederung des Stoffes sehr gelungen. Daß, ähnlich übrigens wie bei Heiderich, die einzelnen so deutlich für die Betrachtung sich von einander absondernden Ländergruppen auch nach der wirtschaftlichen Seite, nach Verkehr und Besiedelung als nebeneinander stehende fertige Einheiten mit scharf ausgeprägten Grenzen erscheinen, ist gewiß erfreulich. Nur so kann der Schüler zur Erkenntnis der natürlichen Grundlagen der einzelnen Ländergruppen vordringen, nur so läßt sich dann im Geschichtsunterrichte die Entstehung der Monarchie und die derzeitige Entwicklung der politischen Verhältnisse begreifen. Die Zusammenfassung der wichtigsten Flußsysteme (S. 106 ff.) halte ich ebenfalls für sehr ersprießlich, nur hätte ich die Betrachtung, namentlich der Donau, ausnahmsweise, etwas breiter gewünscht. Sehr hübsch und zweifellos im Unterrichte mit Nutzen verwendbar ist die „Übersichtliche Wiederholung der politischen Einheiten“ (S. 117). Hier, wo die physikalische Geographie der Monarchie sozusagen als verdaut betrachtet werden darf, ist der richtige Ort zu einer letzten Gruppierung der Ländermassen nach politischen Gesichtspunkten, die bisher billig zurücktreten mußten. Auch der anhangsweise gegebene kurze Rückblick auf Europa ist in der vierten Klasse, wo erfahrungsgemäß die Erinnerung an die übrigen Länder unseres Erdteils bereits zu verblassen beginnt, sehr am Platze.

Im einzelnen ist mir auch diesmal wieder eine gewisse Überfülle an Namen aufgefallen, deren bloße Nennung zwecklos erscheint, wenn ihre Einprägung vom Schüler nicht gefordert werden kann, was sehr häufig der Fall ist. Indessen müßte ich damit den eingangs erwähnten grundsätzlichen Zwiespalt der Anschauungen berühren, der mich in manchen Punkten von den Verff. trennt. Nur auf eines kann ich nicht umhin, ausdrücklich hinzuweisen. Es betrifft die S. 111 gegebene Darstellung der Wehrkraft des Reiches. Eine derartig eingehende Behandlung der einschlägigen Verhältnisse hätte doch höchstens für Kadettenschulen Berechtigung; hier scheint sie mir gänzlich unangebracht zu sein.

Wien. B. Imendörffer.

Ausgleichsrechnung nach der Methode der kleinsten Quadrate. Von Prof. Wilh. Weitbrecht. Leipzig (Sammlung Göschen Nr. 302). Mit 15 Figuren und 2 Tafeln.

Dieses Bändchen behandelt den angegebenen Gegenstand in drei Abschnitten, deren erster sich auf die Ausgleichung direkter Beobachtungen bezieht, während sich der zweite mit den vermittelnden und der dritte mit den bedingten Beobachtungen befaßt.

Man könnte diese fachmännischen Ausdrücke auch damit einigermaßen charakterisieren, daß man sagt, bei der ersten Gruppe handelt es sich um die Feststellung von Größen aus den an ihnen vorgenommenen Messungen, im zweiten Fall um die Ermittelung von Funktionswerten und im dritten Falle um die Bestimmung von Funktionswerten, die an weitere Gesetze gebunden sind. Alle einschlägigen Probleme sind im engsten Anschluß an die traditionelle technische Durchführung behandelt und zeigen so recht klar, wie mühsam viele Maßzahlen erkauft werden, die der Laie vielfach als unveränderliche Münze gedankenlos hinnimmt und über deren Genauigkeitsgrenzen selbst in naturwissenschaftlichen Werken oft sehr utopische Annahmen zutage treten. Allenfalls wäre vielleicht erwägenswert, ob man nicht noch einen Schritt weiter gehen könnte und von vorneherein von der Existenz eines „wahren Wertes“ ganz absehen und nur von verschieden definierten und ausgeglichenen Mittelwerten sprechen sollte.

Innsbruck. D. Al. Lanner.

Mathematische Aufgaben für die höheren Lehranstalten unter möglichster Berücksichtigung der Anwendungen, wie überhaupt der Verknüpfung der Mathematik mit anderen Gebieten zusammengestellt von Prof. Dr. B. Biel, Oberlehrer am Gymnasium in Bensheim. II. Teil: Die Oberstufe. Leipzig 1907, G. Freytag. Preis Mk. 3·50.

Das Hauptgewicht dieser Sammlung liegt in den Textaufgaben und hierin wieder in den Aufgaben aus der angewandten elementaren Mathematik, welche vornehmlich der praktischen Geometrie, der Astronomie, Physik, Chemie, Mineralogie und dem Geldgeschäftswesen entnommen sind. Diese der Wirklichkeit entlehnten und manchmal verhältnismäßig tief gehenden Aufgaben erfüllen auch ihren Zweck.

Hingegen gänzlich ablehnend müssen wir uns verhalten gegen jene im Gewande von Aufgaben aus der angewandten Mathematik einhergehenden aber nicht der Wirklichkeit entnommenen, sondern nur künstlich hergestellten Aufgaben, bei denen die Berechnung einer Größe verlangt wird aus Angaben, die in Wirklichkeit gar nicht zur Verfügung stehen, es sei denn, daß die zu suchende Größe eben schon bekannt ist (wie z. B. die Aufgaben § 3: 28, *p* bis *x*; § 6: 60, *k*; § 6: 61, *a* bis *u*; § 6: 62, *a* bis *m*, deren krasseste wohl § 6: 61, *r* ist, wo verlangt wird, die Länge einer von der assyrischen Königin Semiramis erbauten Straße aus der Regierungszeit der Königin zu berechnen). Alle derartigen „Probleme“ bedeuten einfach eine Verirrung und mögen daher gestrichen werden.

Durchaus vernünftig ist es hingegen, daß bei vielen Aufgaben die Angabe bestimmter Zahlenwerte gänzlich vermieden

wurde, namentlich wo solche Werte ganz beliebig gewählt werden können.

An einzelnem sei noch bemerkt: Die Schreibweise n_k statt $\binom{n}{k}$ ist nicht nur kein Gewinn, sondern überhaupt unzulässig, da ja die Mathematiker unter dem Zeichen n_k bereits etwas anderes, nämlich einen speziellen Wert der Veränderlichen n, verstehen; auf S. 112 ist übrigens aus n_k bereits n^k geworden, ein Druckfehler, der bei Beibehaltung von $\binom{n}{k}$ nicht hätte entstehen können. Die Bezeichnungen $C_{(n)}{}^{kw}$ für die Anzahl der Kombinationen mit Wiederholung im Gegensatz zu $C_{(n)}{}^{k}$ für die Anzahl der Kombinationen ohne Wiederholung sind nicht besonders empfehlenswert, da der hiebei zur Verwendung gelangende Buchstabe w sich geradeso wie ein dritter Index ausnimmt; wir erlauben uns, in dieser Hinsicht auf die sehr praktische Bezeichnungsweise bei Hočevar, „Lehrbuch der Arithmetik und Algebra“, aufmerksam zu machen, wo die beiderlei Kombinationszahlen mit $K_r(n)$ und $\mathfrak{K}_r(n)$ bezeichnet sind; das Entsprechende gilt natürlich auch für die beiderlei Variationszahlen. Bei den Formeln der sphärischen Trigonometrie sind die Buchstaben a und α für eine Dreiecksseite und deren Gegenwinkel kaum auseinanderzukennen, es würde sich ein minder gerundetes „Alpha“ empfehlen. Die Bezeichnungen der Maßeinheiten sind manchmal unvollständig, z. B. bei Beschleunigungen bloß m statt des vollständigen $m\,\sec^{-2}$; die Bezeichnungen für die Flächen- und die Raumeinheiten sind bald in der Form *qcm* und *ccm*, bald wieder in der Form cm^2 und cm^3 vorhanden.

Aus Gründen der Übersichtlichkeit wäre es schließlich empfehlenswert, daß der Text der Aufgaben von dem übrigen erklärenden Texte durch einen anderen Druck unterschieden werde.

Graz. Dr. A. Walter.

Trois années de Physique par E. Drincourt. Seizième édition. Paris, Librairie Armand Colin 1905.

Das vorliegende Buch ist für den ersten Unterricht in der Physik bestimmt; es ist einfach und klar geschrieben und frei von allen zu wissenschaftlichen Erörterungen und Betrachtungen. Es sind die in dem Buche gegebenen Beispiele dem täglichen Leben entlehnt; die Versuche, die in dem Buche vorgeführt werden, lassen sich mit den einfachsten Mitteln anstellen. Es wurde bei der Abfassung des Buches auf den Lehrplan vom Jahre 1893 Rücksicht genommen. Für den ersten Jahrgang ist die Ausdehnung der Körper durch die Wärme, der Begriff der Temperatur, das Wesentlichste über Thermometer, der Begriff der Kalorie und der spezifischen Wärme, Bemerkungen über den Wechsel des Aggregatzustandes durch die Wärme, Wärmestrahlung, Wärmeleitung, Wärme-

quellen, ferner die Lehre vom Licht und vom Schall und jene vom Magnetismus aufgenommen. Das Programm des zweiten Jahrganges ist: Die Lehre von der Schwere, von den ruhenden flüssigen Körpern, den Gasen, Verdampfung und Dampfmaschine, Wasserdampf in der Atmosphäre, die Lehre von den elektrischen Erscheinungen. Im dritten Jahrgange wird das Wesentlichste aus der Mechanik, u. zw. der Statik mit besonderer Berücksichtigung der Maschinen, Transformation der Wärme in Arbeit und umgekehrt, Beschreibung der hauptsächlichsten optischen Instrumente, Grundgesetze der Induktion und Anwendung derselben zur Erklärung der Induktionsmaschine, des Telephons und Mikrophons vorgenommen.

Anerkennend hervorzuheben ist der Umstand, daß der Verf. auch in seinen ganz elementaren Erörterungen mit den alten Methoden vollständig gebrochen hat und auf die neueren Erklärungsweisen aufmerksam macht, was besonders in der Lehre von der Elektrizität wohltuend hervortritt.

Zum Schlusse des sehr lehrreichen Buches finden wir noch wesentliche Erörterungen über Photographie, über Akustik (mit besonderer Berücksichtigung der gebräuchlichen Tonleiter), über Aerostaten, über elektrische Strahlen, über drahtlose Telegraphie und über die Verflüssigung der Luft. Ref. kann das vorliegende Buch der Beachtung aller Lehrer, welche berufen sind, einen propädeutischen Physikunterricht zu erteilen, bestens empfehlen.

Elektromagnetische Schwingungen und Wellen. Von Dr. Josef Ritter von Geitler, a. o. Prof. der Physik an der k. k. deutschen Universität in Prag. Mit 86 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1905. (Aus: „Die Wissenschaft", Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Heft 6.)

In sehr klarer Weise hat der Verf. sein Thema behandelt und die Darstellung so gestaltet, daß nicht nur für den Studierenden der Physik das vorliegende Buch als erste Einführung in die Lehre von den elektromagnetischen Schwingungen und Wellen, sondern auch für den gebildeten Laien als wertvoller Behelf, der ihm einen bequemen Überblick über die einschlägigen theoretischen Probleme und deren experimentelle Lösung verschaffen wird, gelten kann.

Der Verf. hat zuerst die Theorie der Fernwirkungen im Sinne Newtons besprochen, dann ist er auf die Theorie der vermittelten Fernwirkungen eingegangen, u. zw. im einzelnen auf die denkwürdigen Arbeiten Faradays, Maxwells und Hertz' auf diesem Gebiete. Der Zustand des magnetischen und elektrischen Feldes wird in zutreffender Weise charakterisiert, ebenso der Begriff des Leitungsstromes und der des Verschiebungsstromes gegeben. Anschließend an die theoretische Erörterung der Erscheinungen des Elektromagnetismus und der Induktion wird die oszillatorische Entladung beschrieben und unter anderem auch dargetan, wie auf

experimentellem Wege die oszillierenden Entladungen von Kondensatoren und die elektrischen Schwingungen offener Induktionskreise verfolgt werden können. Für den Laien wird der Abschnitt, der von den Grundbegriffen aus der Lehre von den Schwingungen handelt, belangreich sein.

Die Grundlagen der Theorie von Maxwell sind scharf aufgestellt worden und es ist auf den Begriff und die Größe der kritischen Geschwindigkeit, die das Verhältnis der elektromagnetischen zur elektrostatischen Elektrizitätseinheit angibt, sowie auf die Grundzüge der elektromagnetischen Lichttheorie des Näheren eingegangen worden.

Die Entscheidung über die Richtigkeit der Maxwellschen Theorie konnte nur durch den experimentellen Nachweis einer endlichen Ausbreitungsgeschwindigkeit des elektrischen und magnetischen Zwangszustandes gefällt werden. Welche Wege H. Hertz einschlug, um diesen Nachweis zu liefern, ist im folgenden auseinandergesetzt worden. Es käme in erster Linie darauf an, zu zeigen, daß die Ausbreitung elektromagnetischer Zustandsänderungen in den Raum wellenförmig erfolgt. Mit großer Genauigkeit und Ausführlichkeit werden die Versuche von Hertz beschrieben und erklärt und im 4. Abschnitte auf die weitere Entwicklung dieses Gegenstandes eingegangen. Die verschiedenen Methoden zur Beobachtung Hertzscher Wellen sind in diesem Abschnitte auseinandergesetzt worden; dann werden die elektromagnetischen Wellen in ihrer Beziehung zur Optik in Betracht gezogen und auf die Annäherung der längsten Wärme- und der kürzesten elektrischen Wellen aufmerksam gemacht. Versuche, die vor verhältnismäßig kurzer Zeit angestellt wurden, haben gezeigt, daß die Wärmestrahlen und die Hertzschen Wellen einander bis auf etwa sechs Oktaven nahegerückt sind.

Die Nachahmung optischer Versuche mit Hertzschen Wellen, der Interferenzversuch von V. v. Lang (mittelst der Interferenzröhre), die Spektralanalyse der elektromagnetischen Strahlung, die Rolle des Leiters bei Drahtwellen (Untersuchungen des Hertzschen Resonators durch V. Bjerkness, durch welche nachgewiesen wird, daß das Extinktionsvermögen der Metalle mit ihrem elektrischen Leitvermögen und ihrer Magnetisierbarkeit zunimmt), endlich das prinzipiell Wichtige über die drahtlose Telegraphie wird in den letzten Teilen des Buches einer sehr klaren und anschaulichen Erörterung unterzogen.

Aus dem Gesagten ist der bedeutende Stoff ersichtlich, den der Verf. auf verhältnismäßig engem Raume behandelte. Wertvoll erscheinen dem Ref. die Quellenangaben, welche als Fußnoten in dem Buche vorhanden sind und geeignet erscheinen, jenem, der über das Studium desselben hinausgehen will, Dienste zu erweisen.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Lehrbuch der Physik zum Gebrauch an humanistischen und realistischen Lehranstalten bearbeitet von Hans Götz, kgl. Professor der Physik und Elektrotechnik, und Dr. Georg Metzstein, kgl. Reallehrer der Physik. 6., vollständig umgearbeitete Auflage mit 417 Figuren und einer Beilage mit physikalischen, chemischen Reduktionstabellen. München und Leipzig, G. Franzscher Verlag: Jos. Roth, kgl. und herzogl. Bayer. Hofbuchhändler 1907.

Die vorliegende 6. Auflage stellt eine vollständige Umarbeitung der 5. und zwar in dem Sinne dar, daß die früher konsequent durchgeführte deduktive Methode aufgegeben wurde und nunmehr der Gegenstand nach dem Prinzip „zuerst induktiv, dann deduktiv“ behandelt wurde. Nach einer kurzen Einleitung gehen die Verff. zur Besprechung der sogenannten „allgemeinen Eigenschaften“ der Körper über. Was gewöhnlich unter diesem vielfach unzutreffenden Namen angeführt wird, läßt sich aber wohl viel besser und sinngemäßer an verschiedenen anderen Stellen behandeln. Die folgenden Kapitel beschäftigen sich der Reihe nach mit der Lehre vom Gleichgewichte der festen und flüssigen Körper und der „Luftarten“, mit der Lehre von der Wärme, vom Magnetismus, mit der Reibungselektrizität, mit der galvanischen Elektrizität, mit der Induktion und mit der praktischen Elektrizitätslehre. Dann folgt die Lehre vom Schalle, vom Lichte, von den optischen Instrumenten, von der Farbenzerstreuung und die Wellentheorie des Lichtes. Das Schlußkapitel bildet eine mehr mathematisch behandelte Bewegungslehre, was jedenfalls den Vorteil bietet, daß die die Schüler gegen das Ende des Lehrganges hin die mathematischen Hilfsmittel viel besser beherrschen als am Anfang. Dann folgt noch ein kurzer Anhang, welcher die wichtigsten Daten aus der Geschichte der Physik enthält.

Von Zeit zu Zeit sind trefflich gewählte Aufgaben eingeschaltet, an denen wir nur das eine aussetzen möchten, daß in den mitunter beigegebenen Lösungen manchmal eine zu weitgehende Genauigkeit angewendet wird. Die Figuren sind vorzüglich entworfen, sauber ausgeführt und bewegen sich innerhalb sehr passend gewählter Dimensionen. Der Stil ist vielfach in lapidarer Kürze gehalten, da sonst die erdrückende Fülle des Gebotenen nicht innerhalb dieser mäßigen Grenzen bewältigt werden könnte. Unter den zahlreichen Versuchen finden sich auch sehr viele, die mit den einfachsten Mitteln ausgeführt werden können und deren Studium besonders solchen Lehrern empfohlen sei, die genötigt sind, mit sehr spärlichen Mitteln zu arbeiten. Sehr gut ist insbesonders die Optik durchgeführt, nur tritt auch hier die geradezu merkwürdige Erscheinung auf, daß das holländische Fernrohr trotz der Kritik und Klarstellung durch das Czaskische Werk über optische Instrumente hinsichtlich des Strahlenganges noch immer wie bei allen anderen Lehrbüchern falsch wiedergegeben wird. Sehr befriedigt hat den Ref. die Bemerkung in der Einleitung: „Nicht uninteressant dürfte die kurze Ableitung der Pendelformel durch

Vergleich eines ebenen Pendels mit einem gleich langen konischen sein", denn diese Ableitung hat er selbst bereits in seiner 1902 erschienenen „Naturlehre" verwendet. Die Elektrotechnik ist besonders reich mit sehr instruktiven Darstellungen bedacht. Unter den überaus zahlreichen Lehrbüchern, die diesen Gegenstand für die Mittelschule behandeln, ist dieses nach unserem Ermessen unstreitig eines der allerbesten und verdient daher die weiteste Verbreitung zu finden.

Innsbruck. Dr. Al. Lanner.

Dr. Paul Bräuer, Lehrbuch der anorganischen Chemie nebst einer Einleitung in die organische Chemie. Zum Gebrauch an höheren Lehranstalten. Mit 142 Abbildungen im Text und einer Tafel. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1905. 270 SS. 8°.

„Bei der Abfassung des vorliegenden Buches kam es darauf an, zu zeigen, in welcher Weise sich der Gang des Schulunterrichtes — für 16—18jährige Schüler — mit Benützung der neueren Ansichten gestalten läßt. Außer der Zonentheorie sind besonders die Regel von Avogrado, die Lehren der Elektrochemie und der Thermochemie, sowie das Gesetz der Massenwirkung berücksichtigt worden, u. zw. sind die darin enthaltenen neuen Anschauungen an geeigneten Stellen allmählich entwickelt, schließlich aber in kurzen Abschnitten im Zusammenhange behandelt." (III.)

Auf verhältnismäßig engem Raume (262 SS. Text) ist ein ungemein großes Tatsachenmaterial zusammengetragen. Der Inhalt ist auf höherem Niveau gehalten als den Oberklassen unserer Realschulen entspricht. Im allgemeinen ist gutzuheißen, daß jedem Abschnitte eine passende Auswahl von Aufgaben angefügt wird behufs genauerer Durcharbeitung des eben Gelehrten; bei schwierigeren Fällen wird auch die eine oder die andere Aufgabe durchgerechnet (z. B. S. 139 usw.). Gutzuheißen ist auch, daß gute Einstreuungen über die Verwendungen von Stoffen gemacht werden, ebenso, daß das analytische Verhalten der Stoffe sehr hübsch erörtert wird und endlich, daß in der Chemie der Kohlenstoffverbindungen bei den einzelnen Gruppen von Stoffen auf analog sich verhaltende anorganische Verbindungen hingewiesen wird. Im allgemeinen wäre noch zu bemerken, daß die eingeschalteten physikalischen Abschnitte ab und zu viel zu wenig in unmittelbare Berührung mit dem eigentlich chemischen Lehrstoffe gebracht erscheinen, was dem Nutzen derselben etwas Eintrag tut, ferners daß eine gar so große Menge von physikalischen Konstanten aufgenommen wurde, wodurch die Lesung des Ganzen ohne Not wesentlich verlangsamt wird.

Was die Abbildungen betrifft, so ist ihre Anzahl (142) verhältnismäßig groß. „Die Figuren sind sämtlich nach in Gebrauch befindlichen Apparaten neu gezeichnet.“ Aus der Mineralogie sind nur „die für das Verständnis der Kristallographie nötigen Körper abgebildet“. Im allgemeinen sind die Abbildungen meist als gelungen und zweckentsprechend zu bezeichnen. Im einzelnen wäre aber doch einiges auszusetzen: So ist z. B. auf S. 12, Fig. 7 sowohl in perspektivischer als auch in ästhetischer Hinsicht mißraten. Der S. 32 gebrachte Apparat zur Elektrolyse der Salzsäure ist gewiß recht hübsch ausgedacht, dürfte aber infolge der vielen Stopfenverschlüsse nicht besonders zweckdienlich sein; er erscheint dem Ref. auch gar leicht gebrechlich. Nebenbei sei bemerkt, daß die Art der Ausführung des Versuches selbst zu wenig genau beschrieben ist. S. 46 ist die Konstruktion der Waschflasche geradezu unverständlich. S. 47 ist Fig. 33 komisch anzusehen: man beachte unter anderem den Bunsenbrenner (und Flamme!) auf der eigentümlich geformten Bodenplatte des Ständers. Die Abbildung des Wasserzersetzungsapparates auf S. 52 ist so unschön als nur möglich ausgefallen. Auch der Apparat zwecks Darstellung von Schwefelsäure (S. 80) sollte in Anlage und Ausführung anders aussehen.

In sachlicher Hinsicht ist auch im einzelnen manches recht gelungen: so S. 81 die Aufeinanderfolge der Einzelreaktionen bei der Schwefelsäurefabrikation; so S. 95 z. B. und anderen Orten, daß in konsequenter Weise der Hydrolyse von Salzlösungen Aufmerksamkeit zugewendet wird und daß allerorten die diesbezüglichen Erscheinungen gut erklärt werden. S. 108, A. 4 heißt es vom Diamant: „Seine Hauptfundorte liegen in Brasilien, Südafrika und Australien“, eine Wendung, die man nicht in vielen Büchern findet. Der Versuch S. 109, A. 6, um zu zeigen, daß das Kohlenoxyd Kohlenstoff enthält; der Umstand, daß die S. 122, 146, 148 beschriebenen Versuche über Wärmetönung, über Siedepunktserhöhung durch gelöste Elektrolyte, sowie über Gefrierpunktserniedrigung der Lösungen durch gute Illustrationen der hiezu nötigen Apparate vervollständigt worden sind; S. 129 die Angaben über die Löslichkeit der Gläser in Wasser; S. 132—138 Die klare Behandlung von Zinn und Blei, sowie deren Verbindungen; S. 151, A. 2 und 3 die interessanten Mitteilungen über das Kochsalzbedürfnis verschiedener Völkerschaften und dessen Begründung; S. 203 usw. Die ausreichende Würdigung der Verwendung des Aluminiums zur Metallgewinnung; S. 236 ff. die kurze und doch recht sachgemäße Behandlung der Kristallographie und endlich der Versuch S. 34, der die Wertigkeit einiger Metalle (z. B. Zn und Al) zu zeigen gestattet. Hingegen hält es Ref. für gefährlich, „in einem geschlossenen Glaskölbchen, das an einer Wage im Gleichgewicht schwebt“, Phosphor zu verbrennen.

In didaktischer Richtung tritt an vielen Stellen ernstes Streben des Verf.s hervor, das Beste zu bieten. Nicht zu billigen ist es

S. 58, wenn gesagt wird: „Die Darstellung des Ammoniaks aus Salmiak und Kalk — welch letzterer das Hydroxyd des Calciums ist“, daß schon S. 5—9 eine „Einteilung und kurze Übersicht der wichtigsten Elemente“ (NB. samt Angabe ihrer wichtigsten Eigenschaften) gegeben wird, daß schon S. 13 die Gleichung: „100 *g* chlorsaures Kalium = 39 *g* Sauerstoff + 61 *g* Chlorkalium + 7000 *g* Cal“ Platz findet, daß S. 63 die Oxyde des Stickstoffs in der Ordnung „NO, NO_2, N_2O_4, N_2O_3, N_2O, N_2O_5“ stehen. Auch in dem S. 10 zur Darstellung gebrachten Apparat, der die Ermittlung der bei der Verbrennung von Phosphor in der Luft verbrauchten Gasmenge zum Gegenstande hat, kann Ref. den landläufigen Anordnungen gegenüber keinen didaktischen Fortschritt finden. An dieser Stelle möchte Ref. auch bemerken: Wenn das zur Klarstellung der für die Einwirkung von Kupfer auf Salpetersäure geltenden Reaktionsgleichung. S. 62 angewendete mathematische Verfahren in Schulbüchern öfter zur Anwendung käme, so würde man auch in dem chemischen Unterrichte bald die Erfahrung machen, die in der Physik nach dem Urteile so vieler Schulmänner gemacht wird, nämlich, daß ob der mathematischen Deduktion der chemische Faden verloren geht!

Zu verbessern wäre: S. 11, A. 4: „Da es (CO_2) sich bei dem Atmungsprozeß in der Lunge bildet, so kann man diesen als einen langsamen Verbrennungsprozeß auffassen. S. 20, l. A.: Wasserstoff . . „1 *l* davon wiegt nur 0·09 *g*“. S. 46, A. 1: „Der Wasserstoff entweicht teils unzersetzt. . . .“. S. 83, A. 3: „Gips bildet zuweilen den Hauptbestandteil des Kalkgebirges.“ S. 85, A. 4: Die langatmige Definition des Begriffes „Sulfid“. S. 92, A. 1: Die Schilderung der Überführung des gelben in roten Phosphor. S. 93, A. 1 und S. 96, A. 2, ferner S. 100, l. A. die Bezeichnung der Verbindungen „P_4O_6“ und „As_4O_6“ als Phosphor-, bezw. Arsentrioxyd. S. 100 wird beim Arsen sein Vorkommen im Arsenkies gar nicht erwähnt. S. 101, A. 4: „Schwefelwasserstoff fällt aus der Lösung der Orthoarsensäure Arsenpentasulfid, jedoch erst nach längerem Einleiten und Einwärmen.“ usw.

Betreffs des Stils ist im allgemeinen nur Lobenswertes zu sagen. Einige Unebenheiten ließen sich leicht ausglätten. So S. 83, A. 1, S. 103, A. 4, S. 113, A. 3, S. 116, A. 1, S. 118, A. 1, S. 129, A. 2.

Wien. Joh. A. Kail.

Der biologische Unterricht an den höheren Schulen. Von E. Wasmann S. J. Köln a. Rh., Verlag von J. P. Bachem 1906. 30 SS. 8°. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Die Überzeugung, daß der gegenwärtige Stand des biologischen Unterrichtes an den höheren Schulen unzureichend ist,

bricht sich immer mehr Bahn und es geht keine Versammlung der beteiligten Kreise, insbesondere keine Tagung der „Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte“ vorüber, ohne daß immer dringender der Ruf nach eingehenderer Berücksichtigung der Naturwissenschaften überhaupt und der Biologie im besonderen erhoben wird. Auch in der vorliegenden Broschüre, welche vor allem die Schulen des Deutschen Reiches im Auge hat, wird dieser Forderung zugestimmt und die Biologie als eine Wissenschaft bezeichnet, die „unzweifelhaft einen hohen Bildungswert besitzt“. Nur in der Art, wie die Biologie gelehrt werden soll, verlangt W. eine Einschränkung, damit kein Widerstreit mit den Lehren der Religion entstehe. Dies ist der Faden, der sich durch die ganze, vor allem für die Religionslehrer an höheren Schulen bestimmte Schrift hindurchzieht.

„Um ein wichtiges und normales Verhältnis bezüglich der Einheit des Unterrichtes an den Mittelschulen zu wahren, wäre es eigentlich dringend wünschenswert, daß der Religionslehrer und die Lehrer der Naturwissenschaften an den betreffenden Klassen sich untereinander über die Behandlungsweise jener Grenzfragen vorher verständigten. Dadurch würde die Gefahr am besten vermieden, daß ein in pädagogischer Beziehung höchst nachteiliger Zwiespalt zwischen dem naturgeschichtlichen und dem Religionsunterrichte einreiße. Ohne ein freundschaftliches Entgegenkommen von beiden Seiten wird dieser Zwiespalt unvermeidlich sein.“

Mit dem „Berichte der Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte über ihre bisherige Tätigkeit“, erstattet auf der deutschen Naturforscherversammlung in Meran, 1905, ist Wasmann größtenteils einverstanden, nur wünscht er, daß aus dem anthropologischen Unterrichte, der nach diesem Berichte für die Oberprima (des neunklassigen Gymnasiums) vorgesehen wäre, die Deszendenztheorie ganz ausgeschlossen werde. „In dem Abschnitte Mensch und Kultur wird nur die ungeheuer weite Kluft zu zeigen sein, welche das Geistesleben des Menschen vom tierischen Seelenleben trennt. Diese Kluft durch gewagte „metaphysische Spekulationen“ zu überbrücken, darf dem Lehrer der Biologie nicht gestattet sein. Deshalb soll er das Thema der „geistigen Entwicklung des Menschen aus dem Tierreiche“ gar nicht berühren.

Eine Erwähnung des Deszendenz-Gedankens im biologischen Unterrichte auf den obersten Klassen hält der Verf. gleichwohl für unvermeidlich. „Der Lehrer darf aber nicht unterlassen, den hypothetischen Charakter der Deszendenztheorie zu betonen und hervorzuheben, daß in Bezug auf die Ursachen und die Grenzen der Deszendenz unter den Forschern selbst noch die größten Meinungsverschiedenheiten herrschen.“

Für die gegenwärtig geringe Berücksichtigung der biologischen Wissenschaften an den höheren preußischen Schulen

macht W. den sog. „Lippstädter Fall" verantwortlich. Oberlehrer Hermann Müller am Realgymnasium in Lippstadt habe im biologischen Unterrichte aus dem Buche von Carus Sterne (Ernst Krause) 'Werden und Vergehen' durch Schüler Stellen vorlesen lassen, durch welche das Christentum verächtlich gemacht wird. Das war allerdings schon im Jahre 1879 und der Fall, der auch im (preußischen) Hause der Abgeordneten zur Sprache kam und ein gerichtliches Nachspiel hatte, hat genug Staub aufgewirbelt. Er macht es aber auch begreiflich, daß man einer Sache, die leicht zu Mißhelligkeiten und allerlei Weiterungen führen kann — ganz abgesehen von den rein pädagogischen Bedenken für den Fall eines Konfliktes — nur zögernd und mit größter Vorsicht näher treten will. Von der einen Seite wird verlangt, daß die Deszendenztheorie in den Schulunterricht aufgenommen werde, was ja doch besser sei, als wenn die Jugend sich aus den sogenannten „populären" Schriften Belehrung darüber hole, von der anderen Seite wird Verwahrung dagegen eingelegt, „daß die Deszendenz-Hypothese zum Gegenstande des biologischen Unterrichtes an den höheren Schulen gemacht werde."

Wasmann verschließt sich durchaus nicht der großen Bedeutung der Entwicklungstheorie für die biologische Wissenschaft. Er sagt: „Die Entwicklungslehre als naturwissenschaftliche Hypothese und Theorie ist zwar keine direkte „Erfahrungswissenschaft", aber sie ist dennoch wissenschaftlich berechtigt, weil sie eine sehr wahrscheinliche Erklärung für eine große Fülle von Beobachtungstatsachen liefert, welche ohne sie unerklärt bleiben. Sie steht ferner nicht in Widerspruch mit der christlichen Schöpfungslehre; Schöpfung und Entwicklung lassen sich vielmehr ganz gut zu einer einheitlichen Weltanschauung auf christlicher Grundlage verbinden." Dagegen verwirft er die entwicklungstheoretische Weltanschauung (Darwinismus, Selektionstheorie) und erklärt sie für unhaltbar. Gleichwohl aber gehe es nicht an, „das Deszendenz-Problem, welches wie kein anderes Problem der Naturwissenschaften die Geister der Menschen jahrzehntelang beschäftigt hat und noch beschäftigt, ganz von der Schule auszuschließen, womit freilich nicht gesagt sei, daß eine ausführliche Darstellung der Deszendenztheorie in die Mittelschule gehöre. Dazu würde es auch an Zeit fehlen und an den zum Verständnisse nötigen Vorkenntnissen". (Prof. Richard Hertwig, München, in seiner Schrift: „Erfordernisse der Vorbildung der Mittelschulen für das Studium der Zoologie".)

Wasmanns Forderungen gipfeln in folgendem: „Vor allem muß der Lehrer der Biologie eingedenk sein, daß er die Entwicklungslehre nur als naturwissenschaftliche Hypothese und Theorie zu betrachten habe, ohne sich auf ihr Verhältnis zur Weltanschauung einzulassen".

Die Broschüre ist klar und fesselnd geschrieben. — Nur zwei Sätze (Zitate aus der vorerwähnten Schrift von Prof. Richard

Hertwig) sind (wahrscheinlich durch die Hand des Setzers) fehlerhaft, bezw. ganz unverständlich ausgefallen. S. 22: „Dazu würde es an Zeit fehlen; auch würden die zu einem Verständnis nötigen anatomischen, entwicklungsgeschichtlichen, paläontologischen Kenntnisse nicht ausreichen (!). Wohl aber ist der Lehrer imstande, an der Hand der Lehre von der anatomischen Verwandtschaft der Theorie (?) in kurzen Zügen das Problem zu entwickeln (?).

Krems a. D. Franz Müller.

Dr. Friedrich Knauer, Die Ameisen. (49. Bändchen der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen „Aus Natur und Geisteswelt“.) Mit 61 Figuren im Text. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1906.

Die Zahl der biologischen Arbeiten über die Ameisen hat sich in den letzten Jahren bedeutend vergrößert, weil neue, interessante Details aus dem Leben dieser Tiere bekannt wurden. Nur die große Mehrzahl naturhistorischer Lesebücher hat sich den Fortschritten auf diesem Gebiete gegenüber ablehnend verhalten und tischt ihren Lesern immer noch die alten Ameisengeschichten auf. Der Verf. stellte sich daher in der vorliegenden Schrift die Aufgabe, einem weiteren Leserkreise in knappen Zügen ein Bild der heutigen Naturgeschichte der Ameisen zu bieten. Er zählt die wichtigsten einheimischen und fremdländischen Gattungen auf und spricht von ihrer Vielgestaltigkeit, Bautätigkeit und Ökonomie. Der Tisch der Ameisen ist häufig sehr gut bestellt; leckere Säfte tierischer und pflanzlicher Herkunft, Tierleichen verschiedenster Art, selbst Brot, gewonnen aus dem Samen der Getreide- und Wildgräser, kommen auf ihre Tafel. Manche sind Ackerbauer, Gärtner, Malzfabrikanten und legen Sommer- und Wintervorräte an. Eingehend geschildert ist die Symbiose der Ameisen mit anderen aus Larven und Puppen aufgezogenen Ameisen derselben Art und mit Tieren, die anderen Familien, Ordnungen und Klassen angehören. Zum Schlusse spricht Dr. Knauer noch über das Zusammenhalten im Ameisenhaufen und über das Sinnesleben dieser Tiere.

Das Büchlein ist lesenswert und dürfte Fachmänner und Laien befriedigen.

Wien. H. Vieltorf.

Spinozismus. Ein Beitrag zur Psychologie und Kulturgeschichte des Philosophierens. Von Dr. M. E. Gans. Wien, Lenobelsche Verlagsbuchhandlung 1907.

[illegible] Verf. dieser anregenden Schrift unternimmt es, das spi[illegible]hilosophieren aus psychologischen und kulturhistorischen

Voraussetzungen abzuleiten. Unter Spinozismus versteht er nicht so sehr das philosophische System Spinozas, als vielmehr allgemein ein öfter wiederkehrendes, in Spinozas System nur besonders deutlich in die Erscheinung tretendes Verhalten des Philosophierenden zur Denktätigkeit. Wird der Philosoph, den ursprüngliche und starke Triebe nicht zur Wissenschaft, sondern zum ethischen Erleben und zu praktischer Betätigung bestimmten, durch Ablenkung welcher Art immer auf das Gebiet der Intellektualität und der bloß in Begriffen sich bewegenden Gelehrsamkeit gedrängt, so setzt sich der unterdrückte Trieb mit Naturnotwendigkeit in das Streben um, das Denken selbst zur Bedeutung der Tat und über dieselbe hinaus zu erheben. So bewertet Spinoza auch, mit unbewußter Unterdrückung seiner eigenen Natur, das sich im Affekt kundgebende ursprüngliche Erleben nur als niedere Stufe des Denkens, bezeichnet hingegen dieses als höchsten Grad des Erlebens und Seins, um es schließlich zu hypostasieren und als *ens metaphysicum* allem Geschehen zugrunde zu legen. Die kulturhistorische Voraussetzung aber ist die talmudische Schulung und die scholastische Richtung mit ihren Begriffsspielereien, deren Nachwirkung in dem streng mathematischen Aufbau des Systems sichtbar wird, deren Weltferne und Entfremdung von allem Menschlichen aber gleichzeitig an dem mächtigen ethischen Instinkt des Philosophen ein Gegengewicht findet.

Radautz. Dr. B. Schönberg.

C. Krebs, Haydn, Mozart, Beethoven (= Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 92). Leipzig, B. G. Teubner.

Die vorliegenden kleinen biographisch-ästhetischen Aufsätze, die populären Hochschulkursen in Berlin ihre Entstehung verdanken, sind durch eine Volkstümlichkeit der Darstellung im besten Sinne ausgezeichnet. Der Verf. hat keineswegs etwa biographische oder ästhetische Details aufgehäuft, sondern mit wenig Strichen entwirft er jedesmal ein scharfes und deutliches Bild der betreffenden Persönlichkeit, wird der künstlerischen Eigenart des Meisters gerecht und schlägt sehr oft einen persönlichen Ton an, der in seiner Unmittelbarkeit und Lebendigkeit sehr sympathisch berührt. Manche Einzelheit wird vielleicht den Wiener zu Widerspruch reizen; allein die Beziehungen zwischen dem Wiener Wirken der drei großen Musiker und der Entwicklung der Kunst- und Kulturgeschichte zu zeigen war ja nicht des Verf. Absicht. Sonst wäre gegen die Vermengung der zwei Bezeichnungen „Theater auf der Wieden“ und „Theater an der Wien“ in die Kompromißform „Theater an der Wieden“ (S. 65), gegen die Bezeichnung Schikaneders als eines „schlechten Schauspielers“ u. ä. Einzelheiten Einspruch zu erheben, ebenso gegen die in mancher Hinsicht veraltete Darstellung der

Entstehungsgeschichte der „Zauberflöte“ (S. 82). Dagegen sind die Herzlichkeit, mit der Krebs mitunter auf einzelne Schönheiten der behandelten Werke zu sprechen kommt, insbesondere seine Bemerkungen über Orchesterbehandlung (z. B. S. 78 f. über den „Don Giovanni“), rückhaltslos anzuerkennen. Als der beste Abschnitt erscheint mir derjenige über Beethoven, dessen künstlerische Persönlichkeit vortrefflich wiedergegeben ist und auf dessen Naturgefühl mit Recht vom Verf. ein großes Gewicht gelegt wird.

Wien. Dr. Egon v. Komorzynski.

Zeichenschule. Von Karl Kimmich. Mit 18 Tafeln und 200 Voll- und Textbildern. 5. Aufl. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1906. (Sammlung Göschen.)

Das Kimmichsche Werk: „Die Zeichenkunst, eine methodische Darstellung des gesamten Zeichenwesens“, hat sich ob seines gediegenen Inhalts in den weitesten Kreisen des Publikums und namentlich der Lehrerwelt viele Freunde erwerben. Ein Auszug davon, nach den gleichen Grundsätzen bearbeitet, wurde vor Jahren der „Sammlung Göschen“ einverleibt und darin auf verhältnismäßig kleinem Raume ein trefflicher Führer für die verschiedensten Zweige des Zeichenunterrichtes geboten. Das Büchlein hatte mit seiner schmucken küntlerischen Ausstattung schon bei seinem ersten Erscheinen allgemeinen Beifall gefunden, der ihm auch bei den weiteren, stets verbesserten Auflagen stets treu geblieben. Die darin skizzierten Methoden bewegen sich durchweg auf gesunden Bahnen. Der neueren Richtung des freien Zeichnens wird dem vollen Umfange nach Rechnung getragen. Doch sind die Spielereien der Überreformer fern gehalten.

So sei denn auch die fünfte Auflage des reizend ausgestatteten Buches allen Freunden der Zeichenkunst neuerdings bestens empfohlen.

Wien. J. Langl.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur griechischen und lateinischen Lektüre an unserem Gymnasium.

IV.

Bevor H. Schenkl an die Reform des Kanons „des griechischen Lehr- und Lesestoffes" herantritt, legt er erst im allgemeinen seinen Standpunkt dar. Er betont vor allem, seine Erörterungen und Vorschläge gründeten sich auf die Überzeugung, daß die Beibehaltung des Griechischen eine Notwendigkeit sei, was selbstverständlich ist bei einem Freunde des humanistischen Gymnasiums; denn „erst mit dem Griechischen wird dem heutigen Gymnasium der deutliche Charakter einer humanistischen Lehranstalt gegeben" (O. Weißenfels). Aber auch bei einem Vertreter der klassischen Altertumswissenschaft wird niemand eine andere Überzeugung voraussetzen. Doch Schenkl besorgt ihretwegen den Vorwurf einseitiger Überschätzung des Bildungswertes altklassischer Sprachen und glaubt, sich dagegen durch die Erklärung schützen zu müssen, daß seiner Ansicht nach für das Studium der Medizin beide Sprachen entbehrlich seien, das Griechische für das der Jurisprudenz und der Naturwissenschaften und zur Not auch für das einiger anderer Fächer der philosophischen Fakultät. Wir wollen vergessen, daß H. Schenkl, als er das Vorwort zeichnete, den Nachweis der Unentbehrlichkeit des altsprachlichen Unterrichtes „für die Erreichung allgemeiner Bildung unschwer erbringen" zu können glaubte, also von dieser Unentbehrlichkeit überzeugt war; wir bemerken hier nur zu dieser für manchen gewiß interessanten Mitteilung H. Schenkls, daß er durch diese Stellung zur Berechtigungsfrage bei einigen dem Vorwurfe der Unterschätzung der beiden klassischen Sprachen und besonders des Griechischen schwerlich entgehen wird. Man mißverstehe nicht. Uns selbst handelt es sich nicht mehr um die Frage, ob etwa Latein und Griechisch jedem unumgänglich notwendig sei für ein Universitätsstudium, sondern darum, ob durch die Beschäftigung mit diesen Sprachen die beste Vorbereitung hiefür gegeben werde. Wer aber erklärt, daß für das medizi-

nische Studium beide Sprachen entbehrlich seien, schätzt offenbar den Bildungswert der klassischen Sprachen hiefür geringer ein als hervorragende Vertreter jenes Berufes selbst, die „einen Mediziner, dem die beiden klassischen Sprachen fremd wären, geradezu als minderwertig“ bezeichnen würden (Toldt in den Mitt. d. Ver. d. Fr. d. hum. Gymn., 2. Heft, S. 45). Unter dem Bildungswerte des Lateinischen und Griechischen hat man doch nicht bloß ihren Wert für ein Universitätsstudium zu verstehen, sonst würde ja das Gymnasium, wie jener Dir. Kaselowski wollte, zu einer Vorbereitungsanstalt für Philologen, Archäologen, Historiker und Theologen herabgedrückt werden.

Doch erklärt H. Schenkl, das Griechische dürfe schon deswegen nicht „ohne zwingende Not aus dem Organismus des Gymnasialunterrichtes gestrichen werden“, weil „gründliche Kenntnis im Lateinischen ohne das Griechische zu erwerben gar nicht möglich“ sei. Gewiß mußte auch schon H. Bonitz zu einer Zeit, wo man der alten Lateinschule bittere Tränen nachweinte, auf dieses Argument Gewicht legen (ZöG. 1855, S. 99). Heute aber müssen wir sagen: Das Griechische darf schon deshalb nicht gestrichen werden, weil eine gründliche Kenntnis antiker Kultur ohne dasselbe nicht möglich ist.

Eine Sicherung des jetzigen Bestandes des altsprachlichen Unterrichtes verspricht sich H. Schenkl von der Angliederung einer lebenden Sprache an das Gymnasium. Nicht erst die Erfahrungen der letzten Jahre haben die Möglichkeit einer solchen Angliederung bewiesen, wie er glaubt. Angegliedert war der Unterricht in einer lebenden Sprache an einzelnen Anstalten schon längst, nur nicht eingegliedert (vgl. H. Bonitz in dieser Zeitschr. 1855, S. 368 und über die Gymn.-Enquête im Herbst 1870 diese Zeitschr. 1870, S. 781 f.). In der Neuerung, daß Schüler für eine bestimmte Zeit am modernsprachlichen Unterrichte teilzunehmen verpflichtet werden und daß sie hieraus maturieren können, kann ich keinen Schutz für den altklassischen Unterricht sehen. Anders wäre es, wenn man die Erfahrungen, auf welche Schenkl hinweist, mit einer modernen Sprache als für alle Schüler obligatem Gegenstande auch bei uns machen könnte. Daß begabte Gymnasiasten und auch weniger begabte, wenn sie Lust haben, noch eine moderne Sprache zu treiben imstande sind, daß sich an Gymnasien mit besserem Schülermateriale viele solche Schüler finden, das könnte man wohl auch ohne Erfahrungen behaupten; daß aber die ganze Masse unserer Schüler auch nur der Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache bei unserem Lehrplane noch eine dritte fremde Sprache ohneweiters vertragen sollte, scheint manchem zweifelhaft. Die Eingliederung einer modernen Sprache also könnte vielleicht den Bestand des altsprachlichen Unterrichtes schützen; aber die Möglichkeit einer solchen Eingliederung bei uns in Österreich, solange das Gymnasium mit seinem Privileg auch die Masse der Schüler mitschleppt, muß wohl geleugnet werden. Ist aber endlich das Gymnasium dieses Privilegiums ledig, so muß man doch vor allem daran denken, den Unterricht in den klassischen Sprachen zu stärken, damit das Gymnasium seiner Eigenart gerecht werden kann. Eine solche Verstärkung denke ich

mir allerdings ohne wesentliche Vermehrung des Lehrstoffes, so daß ein Teil der Arbeit, die jetzt dem Hause zufällt, in der Schule geleistet und die Stegreiflektüre mehr gepflegt werden könnte; denn wer dem Gymnasium unter Hinweis auf die größere Stundenzahl in Deutschland mit einer Vermehrung der Wochenstunden, sei sie noch so gering, neuen Lernstoff zulegt, vergrößert die Arbeit in der Schule wie zu Hause und bedenkt nicht, daß in Deutschland durch das Plus der Schulstunden, das hauptsächlich den klassischen Sprachen zugute kommt, die häusliche Arbeit in diesen Gegenständen besonders in den unteren Klassen geringer ist als bei uns. Die von Schenkl vorgetragene Ansicht aber scheint mir zur Einheitsschule und damit zur Beseitigung mindestens des Griechischen zu führen. Nehmen wir nur an, die Berechtigungsfrage wäre endlich im Sinne vollständiger Gleichstellung gelöst und zugleich auch an allen Gymnasien — wie jetzt bei dem empfindlichen Mangel an Lehrern moderner Sprachen an einigen — der Unterricht in einer modernen Sprache angegliedert. Da würde man wohl bald finden, daß es umgekehrt gemacht werden müsse, was ja ohnedies schon wiederholt verlangt wurde, daß nämlich die moderne Sprache eingefügt und das Griechische angegliedert werden müsse. Der Hinweis auf die Gymnasien im deutschen Reiche würde selbst für die Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache nicht viel nützen, zumal in Deutschland mitunter schon unsere geringere Stundenzahl als erstrebenswert bezeichnet wird; die so notwendige Verstärkung des altsprachlichen Unterrichtes aber wäre dann erst recht unmöglich. Wer also meint, Mediziner, Juristen und ein Teil der Philosophen hätten eine moderne Sprache nötiger als das Griechische, der muß doch wohl dahin kommen, für alle die, welche diese Studien ergreifen wollen, d. i. für die überwiegende Mehrzahl der Gymnasiasten, das Griechische auszuschalten oder zum mindesten relativ-obligat zu machen [1]). Anders der, der da meint, das Griechische stehe in seinem Werte für die Erziehung der Jugend auch heute noch einer modernen Sprache voran und zwar gerade in Hinsicht auf Berufe wie den des Arztes, Richters oder Lehrers, der absolvierte Gymnasiast aber könne eventuell später, wenn er es nötig habe, leicht eine moderne Sprache erlernen. Mit einer Reform des Kanons, die sich innerhalb der durch den jetzigen Lehrplan gesteckten Grenzen bewegen

---

[1]) C. F. Vrba sagte in dem lehrreichen Vortrage über die neue französ. Mittelschule und die Schulreform in Preußen (ZöG. 1903, S. 252): „Selbst am human. Gymnasium ist das Griechische seit 1901 fakultativ geworden, indem an Stelle des Griechischen im Sinne des kais. Erlasses (vom 26. November 1900) folgender Ersatzunterricht „zu gestatten" ist: in U III, O III und U II je drei Stunden Englisch; von den übrigen Stunden kommen in der Regel in U III und O III je zwei auf Französisch und je eine auf Rechnen und Mathematik, dagegen in U II nur eine auf Französisch und zwei auf Mathematik und Naturwissenschaften". Das darf man natürlich nicht mißverstehen; wer in U III eines preußischen Gymnasiums kein Griechisch genommen hat, muß nach der U II abgehen, in den oberen drei Klassen aller deutschen Gymnasien ist das Griechische verbindlich, das Französische aber, das bis U II inklusive verbindlich war, in den preußischen wahlfrei, wenn Englisch dazugenommen wird.

soll, wie sie H. Schenkl vorhat, lassen sich demnach dessen einleitende Bemerkungen nur schwer in Einklang bringen; man würde nach ihnen erwarten, daß er den Kanon für künftige Philologen usw. einrichten wolle Wir wollen aber am Gymnasium „nicht eine Schule haben, welche ausschließlich Gelehrte vorbildet, sondern eine geistige Elite, Führer des Volkes, in welche Stellungen und Berufe sie auch das Leben führe“ (Wilamowitz, Gutacht. S. 208).

Es ist gewiß von jedem Mittelschullehrer der klassischen Sprachen nur zu begrüßen, wenn H. Schenkl nun (S. 36) erklärt, seine Vorschläge „vereinigten sich alle und gipfelten schließlich in der Forderung nach größerer Freiheit in der Auswahl des Lesestoffes“. Wir haben schon bemerkt, daß die pädagogisch-didaktische und wissenschaftliche Bildung der heutigen Lehrer den Wunsch nur zu berechtigt erscheinen läßt, einem bestimmten Lehrziele möglichst selbständig zustreben zu können [1]), nur hätten wir noch gewünscht, daß schon in der Vorrede der drei Reformer und in den Erörterungen Martinaks dieses Reformmotiv im Vordergrunde gestanden hätte. Das Ziel allerdings muß ein einheitliches, genau bestimmtes sein; denn „für die Auswahl der altsprachlichen Lektüre und für die Methode des altsprachlichen Unterrichtes hängt alles ab von dem Ziele, welches man der Beschäftigung mit den alten Sprachen setzt“ (O. Weißenfels i. Handb. f. Lehrer h. Sch., S. 295). Bei H. Schenkl nun hören wir nichts mehr von den neuen Zielen der Vorrede; er sagt ausdrücklich, er bewege sich innerhalb der Grenzen unseres Lehrplanes, das heißt doch wohl, er habe dasselbe Ziel: „Lektüre des Bedeutendsten aus der griechischen Literatur, soweit es die .... beschränkte Zeit zuläßt“. Merkwürdig erscheint nur, durch welche Erörterungen er seinen Weg zu diesem Ziele zu finden sucht, ohne sich dabei um Martinaks „Hauptrichtlinien“ zu kümmern.

---

[1]) H. Schenkl bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Es wäre an sich nur begreiflich (!), wenn dem Lehrer vom amtlichen Standpunkte, d. h. von dem des Verhältnisses zu seinen Vorgesetzten, diejenige Vorschrift die erwünschte wäre, die seiner eigenen Entschließung am wenigsten überläßt und ihm folglich die geringste Verantwortlichkeit auferlegt“. Mir wäre das auch „an sich“ vollkommen unbegreiflich. „Aber diese Anschauung“, fährt H. Schenkl glücklicherweise fort, „hegt wohl nur eine kleine Minderzahl unserer Lehrer; die meisten verschließen sich wohl nicht der Ansicht, daß es nur zum Heile des altsprachlichen Unterrichtes sein kann, wenn die Möglichkeit vorhanden ist, durch Auswahl aus einem erweiterten Kreise von Schriftstellern die jeweilige Klassenlektüre den Fähigkeiten und Neigungen der Lernenden wie des Lehrenden besser anzupassen, als dies jetzt der Fall ist“. Die Majorität der Lehrer wird H. Schenkl für diese Bemerkungen kaum dankbar sein, ja vielleicht sogar jenes „wohl nur“ unangenehm empfinden. Man kann aber die volle Verantwortlichkeit zu haben wünschen und trotzdem der Ansicht sein, daß eine Erweiterung des Kreises der bei uns gelesenen Autoren ohne Vermehrung der Stundenzahl dem altklassischen Unterrichte nur schädlich ist, und ich kenne solche, die sogar außer der größten Verantwortlichkeit noch eine Verengerung dieses Kreises wünschen. Es muß auch nicht gerade ein Zeichen von Bequemlichkeit sein, wenn jemand mit den Schülern gewisse Stellen immer wieder zu lesen den Wunsch hat.

Von vorneherein, konstatiert auch H. Schenkl, sei schon durch die Forderung der Freizügigkeit der Schüler und der Anpassung an das allmählich sich steigernde Verständnis derselben eine Richtschnur gegeben. Dazu kämen noch im Stoffe selbst liegende Gesichtspunkte für die Auswahl und Anordnung der Lektüre; er glaubt, deren Berechtigung erwägen zu müssen, wenn seine Erörterungen nicht lückenhaft bleiben sollen. Zunächst weist er also den Gedanken ab, innerhalb der Gymnasiallektüre den Entwicklungsgang der griechischen Sprache in sprachwissenschaftlichem Sinne systematisch an verschiedenen, zeitlich geordneten Proben darlegen zu wollen. Niemand hätte seine Erörterungen lückenhaft finden können, wenn er davon kein Wort geredet hätte. Solche Erörterungen wären höchstens am Platze, wenn das Griechische neu eingeführt werden sollte. Ebensowenig aber kann es uns einfallen, die Zweige und den Entwicklungsgang der Literatursprache in 15 wöchentl. Lektürestunden veranschaulichen zu wollen, was H. Schenkl mit größerem Rechte verlangen zu dürfen glaubt. Wir sind zwar nicht so abgesagte Feinde des Formalen wie die drei Reformer im Vorwort und Martinak bei der „mit aller Bewußtheit“ beabsichtigten prinzipiellen Zurückdrängung des (im J. 1849 „in der Wahl des Lesestoffes endgiltig aufgegebenen“, im Laufe der Zeit „noch weiter“ zurückgetretenen) sprachlichen Gesichtspunktes, aber in dieser rein sprachlichen Rücksicht können wir nie eine Richtlinie der Kanonreform erblicken; wir lesen Homer nicht um des homerischen Dialektes willen und dasselbe gilt von Herodot und dem attischen Drama. Am Gymnasium verschlägt es uns gar nichts, daß wir keinen „vollkommenen Vertreter der echten Atthis“ lesen, und wir verlangen bei unserem Lehrziel auch gar nicht, daß man einen lese, weil wir uns sonst selbst den Vorwurf der Inkonsequenz machen müßten. Wir halten also „den Wunsch, die richtige Auffassung der attischen Prosa als Stilgattung durch Heranziehung anderer Autoren zu beleben und zu befestigen“ nicht für berechtigt, soweit er einer rein sprachlichen Rücksicht entspringt.

Erst was die Koine und den Attizismus betrifft, findet H. Schenkl, was nach unserer Meinung für jeden griechischen Schriftsteller selbstverständlich ist, daß man deswegen, weil ein Autor einer bestimmten Literatur- und Stilperiode angehört, ihn ebensowenig lesen wird, als man ihn auszuschließen braucht. Zu seinem Vorschlage, in zwei oder drei Stunden einer höheren Klasse das Wissenswerte über Koine und Attizismus mit ein paar Proben auseinanderzusetzen, scheint uns P. Wendland in seiner kurzen Anzeige des vorliegenden Buches (D. Literaturz. vom 11. August 1906, Sp. 2008 f.) mit Recht zu bemerken, daß das Reden hierüber nichts fruchten werde.

Diese Frage, fährt H. Schenkl (S. 39) fort, sei in einen weit großartigeren Zusammenhang einbezogen worden durch die Bestrebungen v. Wilamowitz-Moellendorffs. Er denkt wohl an die Stelle der Einleitung des Lesebuches (S. VII), wo dieser erklärt, die Geschichte der Prosa, die der Philologe an diesem Buche übersehen könne, gehe den Schüler im ganzen nichts an (einzelne Hinweise würden auch ihm erwünscht kommen), aber wohl werde er auch für Verschiedenheiten der Diktion

empfänglich sein. Zum dritten Male wird nunmehr in dem Buche der Standpunkt jenes Gelehrten erwähnt. Merkwürdigerweise wieder, wie mir scheint, nicht ganz zutreffend. Nach Schenkl fordert Wilamowitz, daß der Schüler außer dem, was ihm die Lektüre einiger großer „Klassiker" (Homer, die Tragödie, Herodot[1]), Platon) bringe, durch seine Kenntnis des Griechischen auch das geschichtliche Verständnis für diejenige Weltperiode erringen solle, in der das Griechische Träger der gesamten geistigen Kultur war; diese Forderung habe er auch durch sein Lesebuch ins Praktische umzusetzen gesucht. Diesem Buche und seinem Verfasser sei es hauptsächlich zu verdanken, wenn mit der verkehrten Ansicht, daß der griechische Volksgeist nur bis Alexanders des Großen Zeit schöpferisch tätig gewesen sei, seither aber nichts Originelles geschaffen, sondern sich in Nachahmung der klassischen Muster langsam aufgezehrt habe, endgiltig aufgeräumt werde.

Man könnte, besonders wenn man ins Auge faßt, was H. Schenkl da vom Hellenismus sagt, fast auf die Idee kommen, daß er unter jener Weltperiode nur die des Hellenismus verstünde. Daß das eine Verkennung der Forderung Wilamowitz' wäre, zeigt schon ein Blick in die Inhaltsangabe des Lesebuches, man braucht nicht im Gutachten (S. 207) gelesen zu haben: „Dagegen ist unseren Blicken kenntlich geworden eine anderthalbtausendjährige Periode der Weltkultur" (vgl. Vorrede des Lesebuches S. IV). Ich setze aber natürlich voraus, daß H. Schenkl unter jener Weltperiode dieselbe versteht wie Wilamowitz, d. h. die, in welche auch die „Klassiker" fallen. Wilamowitz verlangt aber doch wohl nur Eines, nämlich Verständnis des geschichtlichen Griechentums als der Grundlage unserer Kultur auf allen Gebieten; dieses Eine aber soll erreicht werden durch die Lektüre Homers, der Tragödie, des neuen Testamentes und etwas Großen und Ganzen von Platon einerseits und durch Benützung des Lesebuches anderseits. Schenkl ist auch darin nicht genau, daß er das neue Testament wegläßt und so eine unklare Vorstellung von dem erweckt, was Wilamowitz unter „klassisch" verstanden haben könnte; dieser aber sagt bekanntlich (Gutachten S. 208): „Uns ist das Evangelium auch klassisch".

Der Rahmen seines Lesebuches, sagt Wilamowitz (Vorr. S. III), sei deshalb so weit gespannt, weil die griechische Literatur so weit reiche, und ihre Weite zu zeigen, darauf komme es eben an. Das darf man natürlich nicht mißverstehen; der Zweck des Lesebuches ist nicht, ein literar-historisches Interesse zu befriedigen, sondern eben jene ganze Weltperiode verstehen zu lehren. H. Schenkl erklärt nun (S. 89), der dem Wilamowitzschen Buche zugrunde liegende Gedanke, die ganze Weite der griechischen Literatur zu erschließen, sei gewiß ein großartiger, ob er an unseren Gymnasien in seiner ganzen Großartigkeit durchgeführt werden

[1]) Ob Wilamowitz Herodot überhaupt gelesen haben will, scheint nicht ganz sicher. P. Corssen (Monatsschr. f. h. Sch. II [1903], S. 102) und O. Weißenfels (Z. f. d. Gwes. 1903, S. 772) nehmen wirklich an, Wilamowitz schließe ihn aus, P. Cauer (N. Jahrb. 1904, II, S. 187) zweifelt. Wir kommen später noch darauf.

könne, selbst wenn durch Streichung der Xenophon- und Demostheneslektüre einerseits, durch Auswahl aus dem Stoffe des Lesebuches anderseits Platz geschaffen würde, wolle er hier nicht erörtern. Aber selbst unter sehr günstigen Bedingungen könnte er dem Versuche nicht das Wort reden; denn er glaube nicht, daß der Inhalt schließlich die Schüler für die aufgewendete Mühe in entsprechendem Maße entschädigen werde. Daß H. Schenkl es als großartigen Gedanken bezeichnet, den Schülern einen Inhalt bieten zu wollen, der sie schließlich nicht entschädigen würde, mag man seinem Respekte vor Wilamowitz zugute halten; dem entspricht aber nicht, daß er nach den Erörterungen Martinaks den Standpunkt Wilamowitz' ablehnt, und auch nicht die Art, wie er ihn ablehnt.

Wenn Schenkls Äußerung, er bewege sich innerhalb der von unserem Lehrplane gesteckten Grenzen, wirklich dahin zu verstehen war, daß er am jetzigen Lehrziel festhalte, so mußte er sagen, Wilamowitz setze ein anderes Lehrziel voraus, deshalb lehne er das Lesebuch ab; war aber die Äußerung so zu verstehen, daß Schenkl an der Zweistufigkeit des Gymnasiums und dem obligaten Unterrichte im Griechischen auf beiden Stufen im jetzigen Ausmaße, nicht aber an den Lehrzielen festhalte, dann war hier über das Lehrziel zu sprechen. Soll der ästhetisch-ethische Standpunkt eingehalten werden, soll man vom historischen ausgehen oder soll bloß ein historischer Einschlag kommen? Nach den Ausführungen Martinaks wäre hier Klarheit um so mehr am Platze gewesen, da dieser als erstes Reformmotiv die Forderungen Wilamowitz' bezeichnet hat. Jetzt wird auf einmal abgelehnt, wodurch Wilamowitz seine Forderungen ins Praktische umgesetzt hat. Wendland hat auf diesen Widerspruch in seiner Anzeige mit der sanften Wendung aufmerksam gemacht: „Der erste Gesichtspunkt Martinaks kommt so nicht recht zur Geltung“.

Die Art aber, wie die Ablehnung erfolgt, befriedigt ebenfalls nicht. Schenkl spricht von Erfahrungen aus der Zeit seiner Lehrtätigkeit am Gymnasium. Er habe den Schülern oberer Klassen öfters Griechisches, das sie sonst nur in Übersetzungen oder vom Hörensagen kennen lernten, in der Urgestalt vorgelegt: Urkunden, Sprüche, Briefe, Mathematisches, Grammatisches, etwas aus der heil. Schrift u. dgl. Da habe er zunächst Interesse gefunden; das habe aber bald ganz merklich nachgelassen und er habe einsehen gelernt, wie menschlich es sei, daß wir nicht gern Mühe aufwendeten, um schließlich als Ergebnis zu finden, was wir längst unser Eigen nannten; es dünke uns eine unbequeme Mahnung, daß wir nochmals auf Griechisch erwerben sollen, was wir von den Griechen ererbt haben. Es sei begreiflich, wenn die Jugend, die nach Tatsachen[1]) und nicht nach der Geschichte der Tatsachen hungrig sei, beim Lesen von Texten, die ihr sachlich nichts Neues oder wohl gar nur unvollkommene Anfänge einer heute weit fortgeschrittenen Wissenschaft brächten,

---

[1]) Der Jüngling will „Gedanken lesen und Gedanken beurteilen“ (Fr. Paulsen, Gesch. d. gel. U. II², S. 655). Im Wesen dasselbe wie H. Schenkl sagt Fr. Paulsen an anderer Stelle (Die höh. Schulen usw., S. 8).

das Mißverhältnis zwischen Arbeit und Ertrag unfehlbar herausfühle. Die Form könne keinen Ersatz bieten; denn je mehr sich die späteren Autoren uns näherten, um so weniger besäßen sie vom Zauber der alten Autoren. „Verzichten müssen wir", schließt er, „auf dasjenige, dessen Bedeutung nicht auf seinem Wert als literarisches Kunstwerk beruht; verzichten müssen wir darauf, an ausgewählten Proben eine Geschichte der Wissenschaft im Altertum darzustellen". Auch manche von denen, welche die Ansicht Wilamowitz' nicht teilen, werden sich mit dieser Argumentation nicht einverstanden erklären können. Zunächst ihr Ausgangspunkt: die Erfahrungen eines einzelnen. Wie und woran gewonnen? Mitten zwischen der offiziellen Lektüre oder nach derselben hat H. Schenkl — wie so mancher von uns, besonders frisch weg von der Universität oder wissenschaftlichen Arbeit — einzelnes vorgelegt, mitunter vielleicht auch in Supplierstunden. Das mag den Schülern als Spielerei erschienen sein. Ja, läßt sich solch vereinzeltes Behandeln von Stücken, die mit der offiziellen Lektüre in keinem oder einem nur losen Zusammenhange stehen, irgendwie mit dem vergleichen, was Wilamowitz will, in dessen Lesebuch all das Verschiedene in einem großen Zusammenhange vorgeführt wird, die ganze „Vielheit durch ein geistiges Band zusammengehalten ist" (v. Arnim, Monatsschr. f. h. Sch. I [1902], S. 582). Auch wenn alle Lehrer mit solchen Einzelheiten dieselbe schlechte Erfahrung gemacht hätten, wäre damit nichts bewiesen. Nun haben andere Lehrer gerade das Gegenteil gefunden [1]). Insbesondere sei hier auf Erfahrungen hingewiesen, die man doch schon mit jenem Lesebuche selbst gemacht hat; da sind z. B. die Berichte von L. Spreer (Monatsschr. f. h. Sch. III [1904], S. 486 ff.) und von W. Olsen (dieselbe Ztschr. IV [1905], S. 641 ff.). Man lese, was der letztere über die Lektüre von Stücken aus der Erdkunde und Medizin, von Privatbriefen usw. berichtet. Von einem Erlahmen des Interesses erfährt man da nichts. Es ist auch nicht richtig, daß man sagen kann, es handle sich bei den Stücken jenes Lesebuches um „sachlich nichts Neues", es gibt des Neuen genug, das Interesse zu erwecken vermag. Wie soll man überhaupt, um mit Martinak zu reden, „der historischen Entwicklung und den historischen Zusammenhängen mit unserer Kultur" gerecht werden, wenn die Jugend nicht „nach der Geschichte der Tatsachen hungrig" ist und es als „unbequeme Mahnung" empfindet, den historischen Zusammenhängen nachgehen zu sollen? Wir sind der Ansicht, daß jedes der Stücke, die das Wilamowitzsche Lesebuch enthält, bei

[1]) Wendland bemerkt a. a. O.: „Die Art, wie mit persönlichen Lehrererfahrungen argumentiert wird, ist anfechtbar, da die Individualität dabei eine große Rolle spielt. Schenkl ließen sich z. B. die ganz anderen Erfahrungen von M. C. P. Schmidt entgegenstellen". Auch ich spreche nicht ganz ohne Erfahrung. Vornehmlich in der ersten Zeit meiner Lehrtätigkeit unmittelbar nach den Stipendiatenjahren im Wiener archäologisch-epigraphischen Seminare und dem Aufenthalte im Auslande habe ich Gelegenheit genommen, was außer der offiziellen Lektüre lag, besonders Inschriftliches auch mehrere Stunden hintereinander zu behandeln. Ich glaubte immer, dem gespanntesten Interesse zu begegnen; allerdings kann ich mir das auch bloß eingebildet haben.

sachkundiger Interpretation in größerem Zusammenhange vorgeführt, genügend Interesse zu erwecken vermag[1]). Aber es handelt sich nicht nur darum, ob das, was wir mit den Schülern lesen, Interesse erweckt, sondern vor allem darum, ob es dem Zwecke, den wir mit der altsprachlichen Lektüre verfolgen, besonders förderlich ist. Und da ist allerdings für uns die Sache entschieden. Ändern wir unser Lehrziel nicht, so können wir nicht daran denken, eine Geschichte antiker Wissenschaft in der Schullektüre vorzuführen. H. Schenkl aber hätte sich damit begnügen können, auf die Ausführungen derer hinzuweisen, die vor ihm schon besonders die Teile des Lesebuches, von denen er hier spricht, abgelehnt haben, wie etwa E. Meyer (Z. f. d. Gymnasialwes. 1901, S. 1 ff., besonders S. 7), K. Kromayer (N. Jahrb. 1902, II, S. 270 ff.), Fr. Aly (Humanismus und Hist.), O. Weißenfels (Z. f. d. Gymnasialwes. 1903, S. 770 ff.), A. Waldeck (Lehrprob. u. L. 1904, 78, S. 6 ff.) oder er hätte im Hinblick auf die verschiedenen Lehrerversammlungen in Deutschland, bei denen das Wilamowitzsche Lesebuch zur Sprache kam, und auf die Debatte in der Wiener „Mittelschule" am 23. November und 7. Dezember 1901 mit O. Kohl (in Reins Handb.[2] S. 716) sagen können: „Das Urteil der Majorität der Lehrer hat sich soweit abgeklärt: Der II. Teil des Lesebuches ist für das Gymnasium ungeeignet, der I. kann mit einigen Partien als Ergänzung der Klassikerlektüre und für unvorbereitetes Lesen verwendet werden"; denn „Freunde und Gegner sind darin einig, daß, wenn der Unterricht in Wilamowitz' Sinne umgestaltet und innerlich erweitert werden soll, dies nur mit Hilfe einer auch äußerlich weiteren Ausdehnung durch Vermehrung der Stundenzahl möglich ist" (P. Cauer, N. Jahrb. 1904, II, S. 178), wie Schenkl selbst gefühlt hat. Die von Wilamowitz vorgeschlagene Reform des griechischen Unterrichtes ist aus der Ansicht begreiflich, daß das, was unser Gymnasium jetzt geben wolle, der verkümmerte Rest von dem sei, was vor hundert Jahren[2]) für die damaligen Bedürfnisse gesucht und auch gefunden worden sei (Gutachten S. 207). Aber diese Ansicht hält man eben für irrig und findet, daß es auch heute nicht nur nicht nötig, sondern sogar gefährlich ist, die bisherige Klassikerlektüre aufzugeben oder einzuschränken.

---

[1]) A. Baumeister scheint zu weit zu gehen, wenn er — ähnlich wie jetzt Schenkl — in seiner Besprechung jenes Lesebuches (Lehrprob. u. L. 1902, 71, S. 95 f.) sagt: „Man schmuggelt alles Mögliche ein, angeblich um „Sachinteresse" zu erwecken. Einem normalen Schüler sind alle diese schönen Sachen, die als neu und interessant hingestellt werden, meist langweilig und gleichgiltig, höchstens erscheinen sie als Kuriosität, als unbedeutendes Spielwerk". Ähnlich bemerkt P. Cauer (N. Jahrb. 1904, II, S. 190): „Nehmen wir an, es wäre eine Stunde darauf verwendet worden, ein paar Euklidische Beweise oder die Beschreibung einer Maschine des Heron zu lesen und zu verstehen, so würden am Schlusse die Schüler das Gefühl haben, etwas Interessantes — im Grunde richtiger: Kurioses — kennen gelernt, aber nicht das, eine griechische Stunde gehabt zu haben". Vgl. Spreer a. a. O. S. 441.

[2]) Vielleicht erklärt sich daraus jenes „noch etwa 1800" in der Vorrede der drei Reformer.

Daß es unmöglich ist, die Theorie und Geschichte der antiken Beredsamkeit an unserem Gymnasium „mit Erfolg zu pflegen“, bedarf keiner Versicherung. Schwerer fällt es H. Schenkl, über die griechische Philosophie ein ähnliches Ausschließungsurteil zu sprechen. Er findet, daß bei der Lektüre Platons eine Besprechung der sokratischen Philosophie nicht umgangen werden kann. Wer findet das nicht? Eine pragmatische Geschichte der vorsokratischen Philosophie vorauszuschicken und damit die Grundbegriffe der vier großen philosophischen Schulen zu verbinden, wäre, meint er, sehr verlockend und für die Erklärung des Cicero — dessen philosophische Schriften sein Kollege Kukula zu beseitigen vorschlägt —, des Vergil — von dem nach Kukula nur das erste Buch der Aeneis gelesen werden soll —, des Horaz, des Platon gewiß von Nutzen. Aber eine Übersicht über die vorsokratische Philosophie wird doch wohl stets vorausgeschickt und die Grundbegriffe jener Philosophenschulen können gewöhnlich schon bei der Lektüre einer philosophischen Schrift Ciceros nicht übergangen werden und finden dann bei Plato und Horaz wieder Erwähnung. Diese durch eine Auswahl von Quellen und Belegen in der Schule zu erörtern geht selbstverständlich bei unseren Verhältnissen ebensowenig an, wie Stücke über Politik und Ästhetik zu lesen, eben aus Gründen, aus welchen schon Bonitz darauf verzichtet hat. Schriften wie Aristoteles Poetik und Politik[1]), Platos Staat oder die Schrift vom Erhabenen findet Schenkl auch für die Privatlektüre besserer Schüler zu schwer, während er eine „gut getroffene“ Auswahl aus der aristotelischen Ethik nebst einigen theophrastischen Charakteren mit ausführlichem Kommentare Vorgeschritteneren empfehlen würde; auch die Lektüre des historischen Teiles der *Ἀθηναίων πολιτεία* gestattet er. Die Privatlektüre ist bis jetzt glücklicherweise ein Gebiet, auf dem Lehrer und Schüler, soweit mir bekannt ist, sich völlig frei bewegen können. Das Urteil darüber, was da schwer und leicht ist, hängt so sehr von der Individualität des Lehrers und Schülers ab, von der Art des Verkehres zwischen beiden beim Betrieb dieser Lektüre und von den Hilfsmitteln, die zu Gebote stehen, daß man sich hüten wird, ohne die nötige Erfahrung ein Urteil auszusprechen. Im allgemeinen ist zu erinnern, daß es sich hier großenteils um Lektüre handelt, die erst im letzten Jahre betrieben werden könnte; da ist man aber für die besseren Schüler mit Thukydides und Plato, dem neuen Testamente, den Tragikern und eventuell Aristophanes reichlich versorgt; jedenfalls möchte ich glauben, daß wir mit der bei Wilamowitz vorliegenden Auswahl und Erklärung für jene Stücke ausreichen. Mit einigen dieser Stücke hat man übrigens auch in der Schullektüre schon zum Teil recht günstige Erfahrungen gemacht; ich verweise außer auf Spreer und Olsen noch auf P. Cauer (N. Jahrb, 1904, II 194 ff.). Daß man natürlich schon früher einzelnes von dem.

---

[1]) Der Behauptung, daß „die staatsrechtlichen Auseinandersetzungen des Aristoteles über das Verständnis des Durchschnittsschülers hinausgehen“, tritt v. Arnim entgegen (Monatsschr. f. h. Sch. I [1902], S. 533). Aristoteles' Poetik verlangt Spreer a. a. O. S. 441 und K. Huemer, Der Geist d. altkl. St., S. 39.

wovon hier die Rede ist, sowohl für die Schul- als auch für die Privatlektüre empfohlen hat, ist bekannt. Für die Schrift vom Staate der Athener sei nur auf Ad. Bauer „Die Bedeutung der neuen Werke des Aristoteles für die Mittelschule“ (Öst. Mittelsch. 1891, S. 256 ff.) und im Gegensatze zu ihm auf V. Thumser (Öst. Mittelsch. 1893, S. 467) verwiesen.

„Für die Auswahl der griechischen Gymnasiallektüre“, lesen wir jetzt auf einmal (S. 43), „bleiben demnach nur zwei Forderungen bestehen, gegen die sich ernstliche Einwände nicht erheben lassen werden: erstens, daß im Umkreise dieser Lektüre die hauptsächlichsten Formen des literarischen Kunstwerkes soweit möglich vollzählig vertreten sein sollen; und zweitens, daß die zur Lektüre bestimmten Vertreter dieser Formen, wo es irgendwie angeht, aus denjenigen Schriftstellern gewählt werden sollten, in denen die Griechen selbst die hervorragendsten Muster der einzelnen Gattungen erblickt haben[1]). Es scheint, als glaubte Schenkl durch seine bisherigen Erörterungen und insbesondere durch die Ablehnung des Wilamowitzschen Lesebuches die Berechtigung dieser zwei Forderungen erwiesen zu haben. Ich kann das nicht finden; diese Forderungen erscheinen mir vielmehr an dieser Stelle unvermittelt ausgesprochen. Ich gestatte mir auch, gegen sie Einwände zu erheben, die ich für berechtigt halte. Der Standpunkt, auf dem H. Schenkl hier steht, ist der des Literarhistorikers. Auf unserem Gymnasium wird aber nicht in erster Linie griechische Literaturgeschichte unterrichtet, sondern es werden diejenigen nach Inhalt und Form bedeutendsten Werke der Literatur gelesen, die für die Bildung der Jugend besonderen Wert haben. Das Streben, die Formen des literarischen Kunstwerkes möglichst vollständig vorzuführen, darf nicht ausschlaggebend sein. Daß wir etwa eine vom ästhetisch-ethischen und historischen Standpunkte für die Erziehung wertvolle Lektüre einschränken sollten, um nur eine oder die andere literarische Kunstform von geringerem Bildungswerte vorführen zu können, darf nicht verlangt werden. Ebenso kann aus einer Literaturgattung nur das Allerbedeutendste vorgeführt werden, wenn es dem Bildungszwecke entspricht; wir können nicht Unterarten heranziehen, um sie nur auch vorzuführen. Gewiß bleibt diese Rücksicht nicht ganz außer Betracht; aber für die

[1]) Etwas anders lautet, was man bei Eckstein, Lat. u. gr. Unterr., S. 422, liest: „Bei der Auswahl der Schriftsteller müssen zwei Grundsätze (Ahrens, Verh. d. Gött. Philol.-Vers. p. 152) maßgebend sein: der Schüler ist in die reinsten Quellen der griechischen Sprache und in die wichtigsten Zweige und Richtungen der griechischen Literatur einzuführen. Das ist nicht erreichbar, es genügt aber vollkommen, daß einzelne der Hauptvertreter jeder Richtung vorgeführt werden. Mit diesem Grundsatze ist ausgesprochen, nicht über die Zeit Alexanders d. Gr. hinabzugehen. Der rechte griechische Geist herrscht nur bis zum Untergange der Freiheit... Alle, die nach dem angegebenen Zeitpunkte schrieben, mögen von der Schule ausgeschlossen bleiben wie Plutarch, Arrian, Lukian, denn es fehlt ihnen die künstlerische Klassizität. Andrerseits bietet die klassische Zeit eine so reiche Fülle, daß man nur bedauern kann, nicht eine größere Zahl umfassen und eine größere Vertiefung erstreben zu dürfen“.

ästhetisch-literarische Bildung greifen die drei Literaturen ineinander. Auch die zweite Forderung steht im Widerspruche mit dem Standpunkte Wilamowitz'. Dieser verwirft es, daß „der Abiturient immer noch nichts als einige wenige Dichtungen und Prosawerke kennen lernt, die um ihres Kunstwertes willen schon zu Ciceros Zeit für klassisch gelten" (Gutachten, S. 205). „Der Begriff reines Attisch, Klassisch im Sinne der antiken Schule", lesen wir im folgenden (S. 208), „die Werturteile der Rhetoren sind das erste, was der angehende Philologe lernen muß: unsere Schule kann sie nicht brauchen" und in der Vorrede des Lesebuches (S. VII): „Wenn so der Stoff die Auswahl bestimmte, so konnte die künstlerische Form nicht maßgebend sein, am wenigsten die von einem ungesunden Purismus geleiteten Urteile der antiken Rhetoren". H. Schenkl folgt Martinaks erster Hauptrichtlinie so wenig, daß er gerade dem Gedanken Wilamowitz' widerspricht, der den Übergang vom klassizistischen zum kritisch-historischen Standpunkt am deutlichsten zeigt. Man braucht aber gar nicht den Standpunkt jenes Gelehrten einzunehmen, um auf die zweite Forderung Schenkls nicht zu hören. Ob die Griechen selbst in einem Schriftsteller ein hervorragendes Muster einer Literaturgattung gesehen haben oder nicht, ist für die Auswahl der zur Jugendbildung geeigneten Stücke zunächst nicht maßgebend, so interessant und wichtig das Urteil der Griechen sonst für uns ist. Natürlich ist ja vielfach das Urteil der Alten für die Erhaltung der Werke maßgebend gewesen, natürlich stimmt unser Urteil meist mit dem der Alten überein, aber für den Lektürkanon, besonders wenn er nicht als Grundlage eines Unterrichtes in der griechischen Literaturgeschichte zu dienen hat, kommt es darauf an, ob wir heute jene Werke nach Inhalt und Form für hervorragend und geeignet genug erachten, um sie als Bildungsmittel zu benützen.

H. Schenkl glaubt, durch diese zwei Forderungen über die für den Organisationsentwurf maßgebenden Gesichtspunkte nicht wesentlich hinausgekommen zu sein; ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, daß er wesentlich hinter ihnen zurückbleibt. Unsere Auswahl ist mit Rücksicht auf den Zweck der Lektüre so getroffen worden, wie sie „dem Charakter des Jugendalters vorzugsweise angemessen" erschien, die jungen Leute sollten sich in einige wenige der Größten einlesen, statt, wie das früher der Fall war, ohne ein anderes als sprachlich-literarisches Interesse eine Menge von Autoren anzulesen. Auf ein möglichst vollständiges Vorführen der verschiedenen Literaturgattungen ist dabei das Hauptgewicht nicht gelegt worden. Die Einheit eines tief wirkenden, lang währenden Eindruckes sollte der Mannigfaltigkeit rasch wechselnder Momente vorgezogen werden und in diesem Sinne ist unser Lehrplan bis heute konsequent verbessert worden. Mit dem jetzt wieder von H. Schenkl eingenommenen Standpunkte hat man eben bei uns schon 1849 gebrochen, wie gerade der Kanon zeigt, und man würde sich insbesondere heute nach den Ausführungen eines Wilamowitz — im Interesse der Sache sage ich meine Meinung frei heraus — lächerlich machen, wenn man zur Befriedigung eines ausschließlich ästhetisch-literarischen Interesses zur vormärz-

lichen Praxis zurückkehren wollte, solange das Gymnasium noch nicht eine Vorbereitungsanstalt für klassische Philologen ist. Aus der Literaturgeschichte sollen unsere Schüler gelegentlich der Schlußbemerkungen bei der Lektüre der Historiker, des Redners und des Philosophen wie bei der des Epos und der Tragödie hinlänglich Aufschlüsse erhalten und diese durch die Bemerkungen bei Cicero, Vergil und Horaz ergänzt und in der letzten Klasse zusammengefaßt werden. Schülern, welche ein besonderes literarisches Interesse zeigen, werden die entsprechenden Winke für die Privatlektüre gegeben werden.

Nach jenen Gesichtspunkten nun, welche wir nicht als maßgebend anerkennen — das sachliche Interesse wird nicht betont — stellt H. Schenkl die Frage, wie die Auswahl der griechischen Lektüre umgestaltet werden soll, um sie möglichst fruchtbringend zu gestalten.

Die Bestimmung, nach der am Obergymnasium von griechischen Dichtungen nur ausgewählte Gesänge der Ilias und Odyssee und eine Tragödie des Sophokles gelesen werden, leidet nach H. Schenkl an „sehr bedenklicher Enge". Das sei auch ohne Beweis klar. Nun werden aber trotz alles Staunens unseres Reformers diejenigen einen Beweis verlangen, welche wie Gymn.-Dir. J. Filzi (auf der Tiroler Mittelschuldirektorenkonferenz im Nov. 1905, vgl. diese Zeitschr. 1906, S. 928) oder Gymn.-Dir. J. Fuchs („Die staatl. Bedeutung der Gymn.", 1907) noch an dieser Bestimmung eine bedenkliche Weite finden und Sophokles oder gar — allerdings unglaublich und tiefbedauerlich zu vernehmen — Homer[1]) beseitigt wissen wollen, damit sich die Schüler in die leichteren Autoren, z. B. in Xenophon, vertiefen können. Auch wir finden mit H. Schenkl, daß jene Bestimmung „an Enge leide", und wir setzen noch hinzu, daß es uns im Interesse der Jugend besser dünkt, den ganzen Unterricht im Griechischen, d. h. die Gymnasien zu beseitigen, als zu Gunsten „leichterer" Autoren auf Sophokles oder Homer zu verzichten, aber wir sind uns darüber klar, daß es bei dieser engen Bestimmung bleiben muß, so lange eben die für die griechische Lektüre zur Verfügung stehende Zeit von wöchentlich 15 Stunden an einer so „bedenklichen Enge" leidet, damit nicht etwa eine größere Weite der Bestimmung eine um so „bedenklichere" Seichtigkeit zur Folge habe. Hätte H. Schenkl die Gründe erwogen, welche die Organisatoren unseres Gymnasiums zu jener Bestimmung geführt haben müssen, so würde ich wohl kaum Gelegenheit haben, Reformvorschläge seinerseits zu besprechen.

Am allerwenigsten, fährt H. Schenkl fort, dürfe auf Kosten der Tragödie Raum für ein Mehr geschaffen werden, umsichtige Erklärung werde ohnedies über manches hinweggehen müssen, um das übrige wirksamer zur Geltung zu bringen. Wenn man nur nicht fürchten müßte, daß etwa dann ein anderer Reformer (vgl. S. 80 dieses Buches) in der Be-

---

[1]) Zur Entschuldigung des Dir. Jos. Fuchs und der Fachleute, die ihm zuhörten, sei bemerkt, daß der Redner, bevor er aussprach, daß Homer weichen solle, die Aufforderung ergehen ließ, die Sitze fest zu nehmen. H. Hochreiter hat (in dieser Zeitschr. 1881, S. 872 ff.) folgenden Kanon aufgestellt: V. Xenophon, VI. Odyssee, VII. Ilias, VIII. Herodot oder Plato.

folgung dieses selbstverständlichen Grundsatzes ein Hinweglesen „über verhülltere Schwierigkeiten" findet, so daß man durch leichtfertige Verallgemeinerung daraus gleich einen Vorwurf gegen den ganzen Mittelschulunterricht erheben könnte. H. Schenkl rät uns — gewiß wohlmeinend —, auf die metrische Erklärung der Cantica zu verzichten, da er selbst tausend Meilen reisen würde, wenn er irgendwo jemand[1]) wüßte, der ihn lehren könnte, was unsere Instruktionen wünschen: „die lyrischen Versmaße in mustergiltiger Weise rezitieren". Aufrichtig gestanden, jenes „mustergiltig" hat mich nicht sehr beunruhigt. Abgesehen davon, daß ich da auch nur einen Rat gesehen habe, ich verstand immer „nach bestem Wissen und Können des Lehrers für die Schüler mustergiltig", sowie O. Jäger (Lehrk. u. Lhdw., S. 428) sagt: „Die Chöre können überhaupt nur so gelesen werden, daß der Lehrer sie, so gut er es selber kann, Strophe um Strophe vorliest usw.". Vorläufig wird man sich eben begnügen, so gut man kann, den Versuch zu machen, rhythmisch zu lesen, wenn man auch selbst „über die Atempausen und ihre Länge" nicht Bescheid weiß, und soweit man es für nötig erachtet, metrisch zu erklären. Dieses Können aber wird sich hoffentlich nach dem der Vertreter der Wissenschaft richten und keinem von uns wird es da einfallen, als unumstößliche Wahrheit auszubieten, was er nicht für unumstößliche Wahrheit hält. Kennt man die Wahrheit nicht, so spricht man von Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit oder man verzichtet auf die Besprechung; die Entscheidung hierüber kann wohl beruhigt jedem Lehrer anheimgestellt werden, so wie es jedem überlassen bleiben soll, bei Befolgung des Lehrplanes selbst sein Verhältnis zu den Instruktionen zu finden.

Zweierlei ist es, was H. Schenkl betreffs der Lektüre des Dramas vorschlägt, er wünscht, daß für die eine Tragödie, die bei uns in VIIIa gelesen werden kann, die freie Wahl zwischen Sophokles und Euripides gestattet werde und daß die Möglichkeit gegeben sei, nach der Lektüre des einen Dramas noch einzelne Szenen aus Stücken des anderen Dichters zu lesen.

„Vor nicht allzu langer Zeit", sagt er S. 46 f., „wäre die Frage (ob man sich in unserer obligaten Lektüre auf Sophokles beschränken solle) überflüssig oder wohl gar widersinnig erschienen; heutzutage, da Sophokles uns nicht mehr der Höhepunkt in der tragischen Dichtung der Griechen ist, zu dem es nur aufwärts und von dem es nur abwärts geht, steht die Sache anders". Es mag Tatsache sein, daß wie den späteren Griechen, den Römern und manchem in all den folgenden Zeiten so auch heute vielen im Gegensatze zu den Zeitgenossen des Sophokles und etwa dem Grammatiker der *vita Aeschyli* Sophokles allein nicht den Höhepunkt des attischen Dramas bedeutet, trotzdem erst vor kurzem wieder Joh. Geffcken („Das griech. Drama. Aischylos, Sophokles, Euripides") zu dem

[1]) Wilamowitz sagte (Gutachten, S. 209): „Aber die Chöre soll der Lehrer vorlesen und erklären: das ist gar nichts Merkwürdiges; tut es doch der akademische Lehrer". Offenbar also liest Wilamowitz die Chöre vor.



Urteile gelangte, daß die Antigone und der König Ödipus[1]) die größten attischen Dramen seien. Wenn aber H. Schenkl fortfährt: „Wir erkennen an, daß man vieles von dem, was an seinem Vorgänger Äschylos und seinem Zeitgenossen und Nebenbuhler Euripides bewundert wird, bei ihm vergebens sucht; wir sind uns darüber klar, daß die feine Abstimmung aller Teile gegeneinander und die so erzielte harmonische Gesamtwirkung schöpferische Kraft der Erfindung und Tiefe der Auffassung nicht ersetzen kann", so begreifen wir es, daß manche Kenner der griechischen Tragödie sich durch diese Ausdrucksweise in ihrem Empfinden geradezu verletzt fühlen und daher wie Kam. Huemer (Der Geist der altkl. St., S. 47) diese Äußerung H. Schenkls schroff zurückweisen werden. Doch Schenkl hat wohl nur nicht daran gedacht hinzuzufügen, daß man anderseits vieles von dem, was man bei Sophokles bewundert, bei Aischylos und Euripides vergebens sucht, und daß gerade dieses Viele sich für die Jugendbildung besonders wirksam erweist, daß weiters die Kraft der Erfindung und Tiefe der Auffassung auch nicht die feine Abstimmung und harmonische Gesamtwirkung ersetzen könne, daß es selbstverständlich auch Sophokles weder an Kraft der Erfindung noch an Tiefe der Auffassung gefehlt hat und daß er — der Reformer — endlich auf Grund von bloß sieben Stücken überhaupt nur mit Widerstreben ein allgemeines Urteil wage (vgl. Wilamowitz, Kultur d. Geg., T. I, Abt. VIII, S. 48). Daß H. Schenkl so denkt, scheint mir schon daraus hervorzugehen, daß er im unmittelbar Folgenden erklärt, es sei ungemein schwierig, den zarten, vielfach verschlungenen Fäden, aus denen sich die dichterische Eigenart des Sophokles zusammensetze, bis ins letzte zu folgen. Wie er freilich dieser Schwierigkeit gerecht werden will, bei einer „gewissen Mittelschärfe der Einstellung", bei der die Vorzüge des Dichters desto mehr in den Vordergrund treten sollen, ist mir nicht klar. Andere meinen, gerade bei der schärfsten Einstellung würden die Vorzüge des Sophokles am meisten in den Vordergrund treten; natürlich ist das auch bei den beiden anderen Tragikern der Fall.

Was aber die Frage anlangt, die den Ausgangspunkt dieser Erörterungen bildet, muß, denke ich, die Antwort auch heute noch genau so lauten wie früher. Ja, gerade heute nach all dem, was über diesen Gegenstand schon geschrieben wurde, und insbesondere nach dem Vortrage, den Chr. Muff auf der XLVII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Halle gehalten hat (N. Jahrb. 1904, S. 65 ff.), kann es doch keinem mehr zweifelhaft sein, daß die Gymnasiasten, wenn sie überhaupt von griechischer Tragödie etwas kennen lernen sollen, ein Sophokleisches

---

[1]) In der Einleitung der Übersetzung des Königs Ödipus von Wilamowitz (Griech. Trag.[3] 1901) lesen wir S. 16: „Erst seit Aristoteles ist der König Ödipus des Sophokles, für viele überhaupt die vollkommenste Tragödie .... Und der Dichter, der das erschütterndste Bild des Menschen geschaffen hat, den die Götter verstoßen haben, lebt in alle Ewigkeit als einer ihrer Lieblinge, dessen Haupt ein Abglanz ihres ewigen Lichtes, dessen Lippen ein Schimmer ihres seligen Lächelns umspielt, weil er ihren Frieden in seinem frommen Herzen getragen hat".

Stück kennen lernen müssen, woraus wohl folgt, daß bei uns die freie Wahl zwischen Sophokles und Euripides nicht gestattet werden kann[1]). Wer da anderer Ansicht ist, darf sich nicht in allgemeinen Wendungen ergehen, wenn er von denen gehört werden will, denen er zu raten die Absicht hat, sondern er muß zeigen, daß das, was Sophokles zum Dichter der Schule macht, auch bei Euripides vorhanden sei. Vorläufig gilt es mehr denn je als ausgemacht, daß die Euripideslektüre eher durch die neueren Dichter ersetzt werden kann als die des Sophokles und daß der sich dem kommenden Geschlechte gegenüber nicht verantworten könnte, der es möglich machte, diesen Dichter am Gymnasium nicht zu lesen. Gerade heute kommt erst recht zur Geltung, was mein verewigter Lehrer

[1]) Zu der Äußerung Wilamowitz' (Gutachten, S. 209): „Das letzte Jahr ist bestimmt einmal für das Lesen einer Tragödie, die ja nicht immer Sophokles sein soll" bemerkt O. Immisch (N. Jahrb. 1900, S. 314): „Gewiß ist auch das richtig unter der Voraussetzung, daß eine etwaige Euripideslektüre nicht dazu führt, daß den Schülern Sophokles überhaupt unbekannt bleibt". Das ist auch wohl gar nicht die Absicht Wilamowitz' gewesen, da ja in Deutschland, wie bei uns vor 1884, zwei Dramen gelesen werden. Und so ist der Passus „Sophokles (auch Euripides)" im preuß. Lehrplan zu verstehen und allgemein verstanden worden; daher sagt O. Weißenfels (Handbuch f. Lehr. h. Sch., S. 818): „Man hat selbst heute nicht nötig zu beweisen, daß Sophokles gelesen werden müsse". Natürlich heißt das, ein ganzes Stück von Sophokles, nicht ein paar Szenen mit oder ohne Zusammenhang. Ich bedaure übrigens, hier gegen den Korreferenten der Kanonfrage bei der letzten Konferenz der Direktoren der n.-ö. Mittelschulen im Oktober 1906, P. Marian Wenger, polemisieren zu müssen, dessen trefflichen Ausführungen ich mich sonst fast in allem aus ganzem Herzen anschließe. Ich finde es unvermittelt, wenn er nach dem Hinweise auf Muffs Vortrag und dem Satze „Es ist überflüssig, noch weiteres zur Würdigung des Sophokles beizubringen" fortfährt (Verh. S. 156): „Gleichwohl erscheint es berechtigt, Euripides nicht auszuschließen". Um die freie Wahl zwischen Sophokles und Euripides vorzuschlagen, hätte er gar nichts zur Würdigung des Sophokles anzuführen brauchen. Ich habe den Eindruck, als ob sich Wenger nur mit innerem Widerstreben zu diesem Vorschlage entschlossen hätte. Auch die von Wenger angeführten Worte Herm. Schillers oder Wilamowitz', bezw. Goethes finde ich in diesem Punkte nicht überzeugend. Um die Schüler verstehen zu lehren, was Aristoteles mit dem τραγικώτατος meint — deshalb sollen die Schüler nach H. Schiller mit Euripides bekannt werden —, müßte man, wie Wilamowitz hervorhebt, gerade Partien lesen, die uns minder sympathisch sind und in denen seine höchste Kunst, individuelle Menschen zu bilden, stark zurücktritt. Die Worte Goethes aber können doch nie benützt werden, um Euripides in der Schule an die Stelle des Sophokles zu setzen. Daß Euripides die Bühnenwirkung immer im Auge hat und auch nie verfehlt, macht ihn doch nicht für die Schule geeigneter oder auch nur ebenso geeignet als Sophokles. K. Schenkl hat seinerzeit an Hartung getadelt (diese Zeitschr. 1852, S. 239), daß er stets bemüht sei, durch Vergleichung der Dramen des Sophokles mit Dramen des Euripides jenen herabzusetzen, letzteren zu erheben. Daß aber H. Bonitz Euripides zu würdigen wußte, zeigen z. B. dessen Worte in dieser Zeitschr. 1853, S. 658. Für Euripides neben Sophokles hat sich 1881 J. Rappold in der trefflichen Schrift „Unser Gymnasium" ausgesprochen, allerdings verlangte er, um Euripides und eine Anthologie griechischer Lyriker lesen zu können, für das Griechische eine Vermehrung um 3 wöchentl. Stunden, die er dem Lateinischen wegnehmen wollte.

K. Schenkl im November 1851, wo man noch zwei Stücke las, niederschrieb (vgl. diese Zeitschr. 1852, S. 41): „Die beschränkte Zeit, welche der Lektüre griechischer Tragiker auf dem Gymnasium gewidmet werden kann, und der unzweifelhafte Vorzug, der hiebei dem Sophokles gebührt, wird es nicht leicht möglich machen, den Euripides in die eigentliche Schullektüre aufzunehmen". Auch heute steht die Wissenschaft, die sich Pädagogik nennt, auf demselben Standpunkte. Sollte sich aber jemand wundern, daß wir nach unserer ausdrücklichen Erklärung, wir wünschten nichts sehnlicher als die Freiheit des Lehrers, uns hier widersprechen und ein scheinbar so schönes Geschenk nicht annehmen, so erlauben wir uns hier zu bemerken, daß wir das nicht aus Oppositionslust tun, indem wir, wie H. Schenkl bei Demosthenes erweisen zu können glaubt, das Gute nur bekämpfen, weil es von anderer Seite ausgeht, sondern weil wir die Möglichkeit, der Jugend ein Kleinod vorzuenthalten, nicht als Freiheit bezeichnen können. Sollte nun jemand einwenden, man könne das Urteil darüber ruhig jedem einzelnen Lehrer überlassen, wer meiner Ansicht sei, würde ohnedies bei Sophokles bleiben, so müßte ich ihm meine eigene Erfahrung entgegenhalten, die mir sagt, daß es vorkommen kann, daß ein junger Lehrer frisch weg von der Universität sofort mehrere Jahre hintereinander in die VIII. Klasse gestellt wird, bevor er noch in die Lage gekommen ist, die ihm an der Universität etwa beigebrachten Urteile durch eigene pädagogische Einsicht zu modifizieren, und dann würde ich weiter sagen, daß es ja jedem unbenommen bleibt, auf Grund des § 56 unseres Organisations-Entwurfes um Genehmigung einer Abweichung vom Lehrplane, der ja nicht Gesetzeskraft hat, zu ersuchen, daß aber doch ein Lehrplan dasjenige zum Ausdruck bringen soll, was der pädagogischen Einsicht der überwiegenden Mehrzahl der Lehrer entspricht. Wir gehen darum noch nicht soweit wie Fr. Aly (Hum. u. Hist., S. 10) und andere, die Euripides aus den bekannten Gründen überhaupt von der Schule verbannt wissen wollen. Hätten wir Zeit, zwei Stücke zu lesen, so würden wir nicht in bloßer Nachahmung des preuß. Lehrplanes, sondern „mit aller Bewußtheit" für die bedingungsweise Aufnahme des Euripides eintreten (vgl. die Bemerkung G. Uhligs, Hum. Gymn. 1903, S. 144, Sp. 1); und wir selbst würden vielleicht gerade, um die Art des Sophokles schärfer hervortreten zu lassen, empfehlen, auch ein Euripideisches Stück zu lesen. H. Schenkl scheint bange zu sein, ob die Lehrer das treffen; wer befähigt ist, einem Sophokles gerecht zu werden, wird wohl auch dem Euripides gerecht werden können[1]). Was sich für die Euripideslektüre geltend machen läßt (vgl. aus letzter Zeit Joh. Ilberg in den N. Jahrb. 1905, S. 346 ff.), ist gewiß aller Beachtung wert. Jetzt aber müssen wir uns begnügen, den Euripides für die Privatlektüre solchen Schülern zu empfehlen, bei denen Verständnis für die ihm eigentümlichen Vorzüge vorausgesetzt werden kann. (Fortsetzung folgt.)

Wien. Dr. Friedrich Ladek.

---

[1]) Daß Euripides leichter verständlich ist als Sophokles, begründet Eckstein, Unterr. S. 466 ff.

Zum Normal-Lehrplan für die italienische Sprache an den Mittelschulen mit italien. (oder deutscher) Unterrichtssprache.

Der Normal-Lehrplan für die italienische Sprache an Mittelschulen mit italienischer Unterrichtssprache, bezw. an Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Städten mit italienischer Bevölkerung, wurde mit Ministerial-Erlaß vom 19. März 1900, Z. 502 fixiert. Das Lehrziel für die Unterklassen umfaßt „richtiges Lesen und Sprechen; Sicherheit im schriftlichen Gebrauch der Sprache ohne Fehler gegen Grammatik und Orthographie; sichere Kenntnis der Formenlehre und Syntax; Aneignung und sinngemäßes Vortragen von poetischen und prosaischen Stücken bleibenden Wertes". Das Lehrziel für die Oberklassen strebt an „Gewandtheit und stilistische Korrektheit im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der Sprache zum Ausdrucke eines im Unterrichts- und Erfahrungskreise der Schüler gelegenen Gedankeninhaltes; durch Lektüre gewonnene Kenntnis einer Auswahl des Bildendsten aus der italienischen Literatur; aus Beispielen abgeleitete Charakteristik der Hauptgattungen der poetischen und prosaischen Kunstformen; Kenntnis des Wichtigsten aus den Biographien der gelesenen Autoren".

Die Verteilung des Stoffes in den unteren Klassen ist sinngemäß und einwandfrei; sie hält sich mit ziemlicher Genauigkeit an die Verordnungen für den Unterricht in der deutschen Sprache. Auffallend ist dagegen die Verteilung des Lehrstoffes in den oberen Klassen, wo das Studium der Literaturgeschichte direkt eine Inversion erleidet, indem nicht mit dem XIII. Jahrhundert, sondern mit dem XIX. begonnen wird. Es ist kaum nötig, auf den Nachteil einer derartigen Inversion hinzuweisen. Literaturgeschichte ist wie jede andere Geschichte Entwicklung; jede spätere Form erklärt sich aus den vorausgegangenen und jede Abweichung von der natürlichen Folge zwingt den Lehrer zu fortwährender Vorwegnahme noch nicht durchgenommener Partien und belastet den Schüler mit herausgerissenen Notizen, die in der natürlichen Folge ihren natürlichen Platz einnehmen würden. Die Inversion widerspricht sogar dem Geiste und Wortlaute des Lehrplanes (für Gymnasien), wofern das, was in demselben über deutsche Literaturgeschichte ausgesagt wird, sinngemäße Anwendung zu finden hat (p. 110): „soweit (die Literaturgeschichte) aber rein historisch bleibt, d. h. literarische Werke, Persönlichkeiten, Richtungen in ihren historischen Verhältnissen nach Ort und Zeit beschreibt, ist sie ebenso zulässig wie die Staatengeschichte und ergänzt diese". Hervorzuheben ist hier der Passus „*in ihren historischen Verhältnissen nach Ort und Zeit*" und der Hinweis auf das parallele Vorgehen mit der Staatengeschichte. Eine andere Stelle, die mit der Inversion im Widerspruche steht, ist aus den Weisungen (p. 34) heranzuziehen, wo vom Examinanden bei der Maturitätsprüfung *historische Kenntnis der* Entwicklung *der schönen Literatur* verlangt wird.

Die Verfasser des Normal-Lehrplanes waren sich dieser Nachteile, welche aus der Inversion entspringen, wohl bewußt, glaubten sich aber

durch zwingende Gründe zu derselben veranlaßt. Diese Gründe wurden verschwiegen, lassen sich aber leicht erraten und sind, wie es zu erwarten war, schwerwiegend.

1. Die italienische Sprache hat sich, wie jede andere Sprache, im Laufe der Jahrhunderte allmählich verändert, so daß die Sprache des Dugento und Trecento (XIII. und XIV. Jahrh.) mehrere Verschiedenheiten von der heutigen Sprache aufweist, indem sie sowohl in morphologischer und syntaktischer, als auch in lexikalischer Hinsicht abweicht. Der Schüler würde demnach mit Sprachschwierigkeiten zu kämpfen haben, zu deren Bewältigung er noch nicht genügend gerüstet ist.

2. Die italienische Literaturgeschichte bietet die eigenartige Erscheinung, daß drei der größten Dichter: Dante, Petrarca, Boccaccio, nach vorangegangener kurzer Vorbereitungsperiode schon im XIV. Jahrhunderte auftreten. Diese drei Großen scheinen, sowohl was die Biographie als auch was die Lektüre betrifft, für den Anfänger zu schwer und dem jugendlichen Gemüte zu fremd. Die Lebensschicksale der drei Dichter sind infolge äußerer Verhältnisse und infolge des Mangels an gesicherten Zeugnissen verworren und führen uns in eine Welt, in der wir uns nicht heimisch fühlen. Ihre Werke sind großartig und wirkungsvoll, aber Dante ist für den Quintaner zu tiefsinnig, zu theologisch und politisch, Petrarca und Boccaccio zu leidenschaftlich und zu sinnlich.

* * *

Diese Gründe sind, wie gesagt, schwerwiegend, doch darf man ihre Bedeutung nicht überschätzen. Das sprachliche Moment vor allem scheint mir sekundär. Die Sprache Petrarcas ist nicht schwer, wie jeder gern eingestehen wird, Boccaccios Prosa kann ohne Schaden etwas zugeschnitten werden, soweit es unbedingt notwendig ist; übersetzt man doch die mittelhochdeutschen Dichter ins Neuhochdeutsche! Dante nimmt eine Stelle für sich ein, etwa wie Homer in der klassischen Philologie, und der Normal-Lehrplan selbst schreibt vor, daß man mit der Lektüre der *Divina Commedia* in der VI. Klasse anfange und bis in die VIII. damit fortfahre. Stücke daraus können in der V. ohne weiteres gelesen werden, wo doch schon die approbierten Lesebücher für die III. Klasse (Verlag Schimpff, Triest) Stellen aus der „Göttlichen Komödie“ enthalten.

Was die Biographien anbelangt, so sind sie nicht schwieriger als jene anderer Jahrhunderte, sofern man alles unnütze Beiwerk entfernt. Im Gegenteil, die Erfahrung lehrt, daß der junge Schüler für das etwas abenteuerliche mittelalterliche Leben, das seiner Phantasie das Wort spricht, leicht empfänglich ist. Was die Lektüre betrifft, so ist Dante infolge seiner besonderen Stellung aus der Betrachtung auszuscheiden. Der *Decamerone*, aus dem überhaupt nicht viel geboten werden kann, enthält mehrere komische Novellen, die dem Quintaner besser behagen dürften als dem Oktavaner. Schwierig bleibt Petrarcas erotische Lyrik; für sie hat der junge Schüler keinen Sinn, sie bleibt ihm verschlossen. Aber aus den *Rime di vario argomento*, aus den *Trionfi* und der *Affrica* wird doch etwas zu holen sein. Aus der *Affrica* könnte man sogar ein-

zelne Stellen lateinisch bringen. Natürlich wird so die Eigenart des Dichters nicht zu Worte kommen; doch hat man Gelegenheit, später wieder zu Petrarca zurückzugreifen. Auch bedenke man, daß Boccaccio fürs ganze Gymnasium nur literarhistorisch, nicht als Lektüre in Betracht kommt.

* * *

Bisher konnte der Zweifel beharren; er löst sich auf und das ganze Verhältnis nimmt eine entschiedene Wendung zu Ungunsten der Inversion, sobald man genauer zusieht, was bei derselben an Stelle des *Dugento* und *Trecento* als Lehrstoff für die Quinta angesetzt wird. Es ist, wie schon oben bemerkt, das *Ottocento*. Der Lehrplan verlangt „Lektüre von poetischen und prosaischen Musterstücken hervorragender Schriftsteller des XIX. Jahrhunderts, etwa von Monti, Foscolo, Leopardi, Giusti, Tommaseo; Lektüre der *Promessi Sposi* von Manzoni nach einer Schulausgabe (auch als Privatlektüre). Aus Beispielen abgeleitete Charakteristik der wichtigsten Formen der epischen und lyrischen Poesie; sowie der vorzüglichsten prosaischen Kunstformen; im Anschlusse an die Lektüre kurze Lebensbilder der betreffenden Schriftsteller usw.“.

Ich unterziehe diesen Lehrstoff einer Prüfung nach den zwei Gesichtspunkten, die oben für das *Trecento* (bezw. XIII., XIV., XV. Jahrhundert) in Betracht kamen.

1. Sprache. Die Sprache des *Ottocento* weicht von der lebenden Schriftsprache nur wenig ab. Doch ist nicht zu vergessen, daß sich im XIX. Jahrhundert die große Sprachreform Manzonis abspielt, wodurch das moderne Italienisch einen neuen Reiz und ein neues Gepräge gewonnen hat. In die Bedeutung dieser Reform kann der Quintaner nicht leicht eingeführt werden; auch wird er bei der Lektüre der *Promessi Sposi* auf eine nicht geringe Anzahl von Idiotismen und Anakoluthien stoßen, auf Absonderlichkeiten der Phonetik und Syntax, die von streng sprachlichen Gesichtspunkten aus für ihn keine geringere Gefahr bilden dürften als die Archaismen der alten Sprache. Dazu gesellt sich, daß Monti speziell in der *Bassvilliana* von archaisierenden Wendungen, die aus Dante stammen, nicht frei ist, und Foscolo häufig in seine lyrische Sprache Latinismen aufnimmt.

2. Lebensbilder. Lektüre. Die Lebensbilder der *Ottocentisti* zeichnen sich keineswegs durch Einfachheit aus. Wir befinden uns in der stürmischen Periode der Revolution, des Triumphzuges und Verfalles Napoleons. Die Dichter werden vom politisch erregten Milieu erfaßt und fortgerissen. Es spielen eine Unzahl heikler, politischer Momente mit, die zum Teil bis in die allerneueste Zeit reichen, so daß dem Schüler die Dichterfigur keineswegs als Ganzes vorgeführt werden kann, ihm auch das Interesse für die modernen historischen Vorgänge abgeht. Man denke an Montis und Foskolos Verhältnis zur Restauration, an Manzonis religiöse Schwankungen. Literarhistorisch wird die Periode durch den Streit zwischen Klassizisten und Romantikern ausgefüllt; auch dieses Hauptmoment bleibt infolge seiner Schwierigkeit den Schülern z. B. verschlossen.

Was die Lektüre anlangt, so gibt der Normal-Lehrplan selbst zu, daß einzelne Schriftstücke für die Quinta zu schwierig sind, indem er bei Besprechung des Lehrstoffes der VIII. Klasse vorschreibt: „Ergänzung der Lektüre durch etwa in den früheren Jahren übergangene schwierigere Schriftstücke von besonderem künstlerischen Werte, z. B. von Parinis Oden, Leopardis *Canzonen*, Foscolos *Sepolcri*, Manzonis *Inni Sacri* u. A.“ Durch diese Ausscheidung wird das *Ottocento* eigentlich verstümmelt und die Charakteristik der wichtigsten Formen der lyrischen Poesie unmöglich gemacht. Aber noch manches Andere wäre auszuscheiden; von Monti die *Bassvilliana* wegen des historischen und übernatürlichen Beiwerkes, von Foscolo der *Jacopo Ortis* wegen der Leidenschaftlichkeit, von Giusti die politische Lyrik, von Tommaseo die philosophischen und philologischen Werke. Wenn man dazu bedenkt, daß die Tragödie nach dem Lehrplane selbst, welcher die Behandlung des Dramas erst in der VI. Klasse vorschreibt, in der Quinta nicht am Platze ist, und wenn man infolge dessen von den Tragödien Montis und Manzonis u. A. absieht, bleibt eigentlich vom ganzen *Ottocento* recht wenig übrig, etwa Pindemontes *Odissea*, Montis *Iliade*, Manzonis *Promessi Sposi* (s. oben die sprachlichen Reserven) und die Historiker, wobei zu bemerken ist, daß dabei das Hauptgewicht auf Übersetzungen solcher Werke fällt, die der Gymnasiast im Original kennen lernen wird. Inwieweit unter solchen Umständen die Erfüllung der Forderung der Charakteristik der epischen Poesie und der prosaischen Kunstformen überhaupt möglich ist, bleibe dahingestellt.

Betreffs des Stoffes der VI. und VII. Klasse soll nur hervorgehoben werden, daß für die VI. eher das Epos (Cinquecento), für die VII. das Drama (Settecento) paßte.

* * *

Nach dem Gesagten scheint eine Revision des Normal-Lehrplanes dringend geboten. Die Lösung kann auf zweierlei Art erfolgen: entweder dadurch, daß man zur natürlichen Folge zurückkehrt, oder durch Einteilung des Stoffes nach Gattungen. Beide Methoden haben für die Schule ihre Vorzüge und ihre Schattenseiten. Die genetisch-chronologische Vorführung der Literaturgeschichte entspricht am besten dem historischen Prozesse, verbindet aber auf derselben Stufe Leichtes und Schweres und trennt eng Zusammengehörendes, z. B. *Orlando Innamorato*, *Orlando Furioso*, *Ricciardetto*. Dazu rechne man allenfalls, speziell für das Italienische, die gegen das Trecento erhobenen Einwände. Die Einteilung nach Gattungen erlaubt die Vorführung des Stoffes in engem Einklange mit dem Interesse des Schülers, kann aber manchmal zur Zerstückelung der Dichterpersönlichkeit und zu lästigen Wiederholungen führen.

Ich glaube trotzdem, daß die Einteilung nach Gattungen didaktisch vorzuziehen ist, ungefähr nach folgender Verteilung:

V. Das romantische Epos. Die französischen Einflüsse. Luigi Pulci. M. M. Boiardo. Ludovico Ariosto. F. Berni. Niccolò Fortiguerri.

Das heroische Epos. Die klassischen Einflüsse. Poliziano. Giangiorgio Trissino. Torquato Tasso. Alessandro Tassoni. Lektüre aus-

gewählter Partien aus der *Gerusalemme Liberata* und dem *Orlando Furioso.*

Die *Promessi Sposi* als Privatlektüre, wofern sie nicht schon in der IV. Klasse, wie es oft geschieht, gelesen wurden.

VI. Das Drama. Die Anfänge und Entwicklung bis ins XIX. Jahrhundert. Vittorio Alfieri. Pietro Metastasio. Carlo Goldoni. Vincenzo Monti. Die romantische Reform. Alessandro Manzoni. Von jedem Autor mindestens ein Stück.

Lektüre der *Divina Commedia. Inferno.*

VII. Die Lyrik. Das *Dugento.* Francesco Petrarca.

Die Cinquocentisti. Parini als Lyriker. U. Foscolo. Manzoni als Lyriker. Giacomo Leopardi.

Die satyrische und didaktische Poesie. Rucellai, Alamanni. Giuseppe Giusti. Parini als Satyriker.

Die prosaischen Kunstformen. Die Geschichte. Ihre Anfänge. Nicolò Machiavelli. Francesco Guicciardini. C. Botta. — Die Kritik. Bembo. Baretti. Gozzi. Tommaseo. — Wissenschaftliche Prosa. G. Galilei. — Religiöse Prosa. Bartoli. Segneri. — Roman und Novelle. G. Boccaccio. (Foscolo, Manzoni).

Lektüre der *Divina Commedia. Purgatorio.*

VIII. Einführung in die Geschichte der italienischen Sprache. Kurze Übersicht der Literaturentwicklung von den Anfängen bis zum XIX. Jahrhundert. Dante Alighieri. Charakteristik der verschiedenen Perioden. Wiederholungen.

Lektüre der *Divina Commedia.* Ausgewählte Gesänge aus dem *Paradiso.*

* * *

Ich habe absichtlich nichts mehr aufgenommen als der Normal-Lehrplan vorschreibt, nur in verschiedener Verteilung. Der breiteste Stoff scheint der VII. Klasse aufgebürdet, sie ist aber die leistungsfähigste Klasse. Doch ist der Stoff nicht zu reichlich bemessen, wenn man bedenkt, daß es sich hier, speziell bei der Prosa, um bloße Charakteristik der Gattungen handelt, ohne daß ein besonderes Eindringen in die Form verlangt wird.

Der italienische Unterricht ist in vieler Hinsicht stiefmütterlich behandelt. Zweck dieser kleinen Abhandlung ist hauptsächlich die Anregung zu einem ersprießlichen Meinungsaustausch zwischen den engeren Fachgenossen.

Triest. Dr. G. Vidossich.

K. Yoshida, Über japanische Erziehung und den Moralunterricht in den Schulen Japans. Minden i. W., Marowsky, s. a. (Meyer-Markaus Sammlung pädagogischer Vorträge XVI. 4).

In dieser leider etwas allzu knapp gehaltenen Skizze schildert der Verf., der am Lehrerinnen-Seminar für höhere Mädchenschulen in Tokio

wirkt und als Pädagoge in seinem Vaterlande hohes Ansehen genießt, die Entwicklung des japanischen Erziehungs- und Schulwesens, für welche ebenso wie in allgemein politischer Beziehung das Jahr 1868 den entscheidenden Wendepunkt bildet. Bis dahin war die japanische Erziehung, besonders in den höheren Schulen, nach Form und Inhalt wesentlich chinesisch, bezw. confucianisch. Nach 1868 wurde die europäische Kultur auch für das japanische Schulwesen das maßgebende Vorbild. Hochinteressant ist das Geständnis des japanischen Verf.s: „Bei uns glaubt man, es sei kein Fehler, der Kultur anderer Länder zu folgen; man ist im Gegenteil stolz, von anderen Gutes und Nützliches einzuführen. Es fehlt uns also zwar in gewissem Maße ein stärkeres Selbstvertrauen, deswegen aber kommt es bei uns zu keiner Einbildung auf die eigene Kultur. Anpassungs- und Veränderungsfähigkeit sind nach der geschichtlichen Entwicklung unser Volkscharakter geworden.“ Die Erziehungsgeschichte nach der Restauration läßt eine französische, eine anglo-amerikanische und eine deutsche Musterperiode (diese seit 1890) unterscheiden; zuletzt trat an die Stelle von Spencer und Pestalozzi die Herbartische Methodik.

Die Elementarschule ist meist achtjährig, die Mittelschule (unserem Untergymnasium entsprechend) fünfjährig und die höhere Schule (etwa dem Obergymnasium zu vergleichen) dreijährig. „Statt Griechisch lernen wir Chinesisch, statt Lateinisch Englisch und Deutsch.“ Die Universität, die man drei oder vier Jahre besucht, zerfällt in sechs Fakultäten. Die Schulen haben durchaus weltlichen Charakter, die Priesterschaft steht mit der Schule in keinerlei Beziehung.

Das sittliche Bewußtsein des japanischen Volkes stand bis 1868 unter dem Einflusse des Confucianismus; an dessen Stelle traten sodann das Christentum und die europäische Ethik; es herrscht aber hiebei ein ethischer Synkretismus, indem die Japaner die Lehre des Confucius modifiziert und ihrem Nationalcharakter assimiliert haben. Die Moral vor der Restauration war also im wesentlichen kollektivistisch, da bei Confucius die Familien- und gesellschaftliche Moral vorherrscht. Die Ethik des neuen Japan jedoch erhielt einen starken individualistischen Einschlag. Im Jahre 1872 veröffentlichte die Regierung folgenden Grundsatz: „Der Zweck des Studiums ist der Erfolg des Individuums; das Ziel der Schulen ist, nützliches Wissen zu lehren.“ Die vom Mikado 1890 an den Kultusminister gehaltene „Edukationsrede“ gilt bis heute als die sittliche Norm des Japanervolkes.

Die Erziehung ist, wie gesagt, von der Religion absolut getrennt; die sittliche Förderung der Jugend, die bei uns dem Religionsunterrichte zufällt, erwartet man von dem selbständigen Moralunterricht, der in allen Schulen Japans eingeführt ist. Auf Anregung der Legislative wurde von einer großen Kommission 1903 ein achtbändiges Lehrbuch fertiggestellt für den Gebrauch der acht Elementarklassen. Für diesen offiziellen Text wurden neben den französischen Schulbüchern auch die Schriften von Felix Adler, Döring, Gould, Compayré u. a. benützt. — Interessant ist Yoshidas Schlußbemerkung: „Damit, daß unser Moralunterricht in keiner Beziehung zur Religion steht, ist gar nicht gesagt, daß er einen anti-

religiösen Charakter hat; er ist, so kann man sagen, nonreligiös, hat also mit der Religion nichts zu tun. Bei uns kann man glauben, was man will, soweit damit bürgerliche Pflichten nicht versäumt oder die öffentliche Ruhe nicht gestört wird. Aber als Bürger und als Menschen brauchen wir ein gemeinsames sittliches Bewußtsein, welches jede religiöse Sekte anerkennen kann und muß.“ Ein Anhang bringt wertvolle bibliographische Nachweise aus allen Literaturen.

Wien. Ant. v. Leclair.

Karl Roller, Hausaufgaben und höhere Schulen. Leipzig, Verlag von Quelle und Meyer.

Das Büchlein behandelt in drei Abschnitten die wichtige Frage der Hausaufgaben an den Mittelschulen in Deutschland.

Im ersten Abschnitt stellt der Verf. die neueren Vorschläge zur Hausaufgabenfrage zusammen; alle gehen auf Beschränkung der häuslichen Schülerarbeit, mehrfach wurde die Forderung laut, sie ganz abzuschaffen. Im zweiten Abschnitte finden wir zunächst eine sehr belehrende Zusammenstellung aller Vorschriften, wie sie in den einzelnen deutschen Staaten für die Hausaufgaben bestehen. Hierauf erörtert der Verf. in mehreren Kapiteln die Gründe für und wider in sehr verständiger Weise. Im letzten Abschnitt endlich behandelt er die Hygiene der Hausaufgaben, d. i. die Möglichkeit der Freiluftbewegung und Nachmittagsunterricht, die Hilfeleistung der Kinder für das Elternhaus, die Zeit zum Anfertigen der Hausaufgaben, die Hygiene des Arbeitszimmers, den Privatunterricht, die Arbeitsstunden, Stundenplan und Hausarbeit.

Im ganzen kann man die Tendenz des Büchleins nur billigen. Auch die Grundsätze, die der Verf. vom erziehlichen und hygienischen Standpunkte aus für die Hausaufgaben aufstellt, sind richtig. Für den Mittelschüler sind Hausaufgaben notwendig; aber sie dürfen das richtige Maß nicht überschreiten, weder nach Umfang, noch nach Schwierigkeit; die Hausaufgabe muß aus dem Unterrichte herauswachsen und sich ihm eng anschließen; für die unteren und mittleren Klassen sind sie möglichst einzuschränken; sie dürfen nur die für den Unterricht notwendige Ergänzung schaffen, in keiner Weise die Arbeit in der Schule ersetzen.

Behufs Einschränkung der häuslichen Arbeit empfiehlt der Verf., für die unteren und mittleren Klassen die sprachlich-historischen und die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer möglichst in eine Hand zu legen (Klassenlehrersystem).

Die österreichischen Verhältnisse werden nirgends berührt.

Doch wird kein Einsichtiger leugnen, daß z. B. am österreichischen Gymnasium das knappe Stundenausmaß und das reichliche Lehrpensum in allen Klassen und in allen Gegenständen leicht zu einer mehr als zulässigen Inanspruchnahme der häuslichen Arbeit der Schüler führen kann.

Es sei deshalb die Lektüre dieses Büchleins allen Lehrern, die es mit der Jugend gut meinen, angelegentlichst empfohlen.

Wien. August Scheindler.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Eine ausländische Stimme über unsere Instruktionen für Gymnasien.

Der Direktor der biologischen Station zu Plön, Dr. Otto Zacharias, hat vor kurzem ein Buch veröffentlicht unter dem Titel: „Das Plankton als Gegenstand der naturkundlichen Unterweisung in der Schule. Ein Beitrag zur Methodik des biologischen Unterrichts und zu seiner Vertiefung (Leipzig, Thomas)“. In diesem sehr lesenswerten Buche kommt der Verf. auf S. 123 auch auf unsere Instruktionen für den naturkundlichen Unterricht an Gymnasien zu sprechen, aus denen er eine größere Anzahl wichtiger Stellen im Wortlaute anführt, und kommt dann auf S. 125 zu dem Schlusse:

„Das sind die österreichischen Vorschriften für Gymnasiallehrer. Niemand wird denselben seine hohe Anerkennung versagen können; sie sind mit vortrefflichster Sachkenntnis und von fruchtbaren pädagogischen Gesichtspunkten aus abgefaßt, und wenn sie in Wirklichkeit so, wie sie auf dem Papiere stehen, durchgeführt werden, so würde der naturkundliche Unterricht in dem uns befreundeten Nachbarreiche als vorbildlich angesehen werden müssen.“

Eine solche Anerkennung unserer Instruktionen im Auslande muß alle Lehrer mit Freude erfüllen und sollte die jüngere Lehrergeneration in ihrer Gesamtheit veranlassen, diese Instruktionen, über die man im Inlande oft nur kritisierend aburteilt, immer wieder zu lesen und zur Durchführung und Verwirklichung der dort gebotenen Ratschläge kräftigst beizutragen.

Literarische Miszellen.

Dr. Gustav Schneider, Schülerkommentar zu Platons Apologie des Sokrates und Kriton usw. 2. Aufl. Wien, F. Tempsky 1906. 93 SS. Preis 1 K.

Die erste Auflage (1901) dieses Kommentars ist von Dir. G. Hergel in dieser Zeitschrift (Bd. LIII, Jahrg. 1902, S. 984 fgd.) einer eingehenden, sachlichen Kritik unterzogen worden. Obwohl die zweite, erweiterte Auflage manche Verbesserungen aufweist, so finden sich doch noch hie und da Stellen, an denen wir Anstoß nehmen.

So heißt es gleich S. 1: „Er (d. i. Sokrates) ist der eigentliche Begründer der Wissenschaft". Welcher Wissenschaft? Der Wissenschaft im allgemeinen oder der Wissenschaft vom richtigen Denken, der Logik? Schn. scheint das letztere gemeint zu haben; denn die dazu gehörige Begründung lautet: „denn er ist der Erfinder der Definition und der Induktion". Schn. wollte anscheinend sagen, daß Sokrates diese Funktionen des Denkens zuerst besonders entwickelt und mit Bewußtsein in seinen Gesprächen wiederholt gebraucht hat; denn was schon da ist, braucht nicht erst erfunden zu werden. Schn. hätte auch darauf hinweisen können, daß sich Sokrates für seine Untersuchungen auch noch anderer Denkformen bedient hat, so der Deduktion, die bei jeder wissenschaftlichen Forschung mit der Induktion Hand in Hand gehen muß, der Partition, des Analogieschlusses, der hypothetischen Schlüsse usw. Die Apologie selbst bietet hiefür eine Reihe von Beispielen. Wenn der Lehrer es nicht unterläßt, diese verschiedenen Funktionen gelegentlich aufzudecken, so kann die Lektüre dieser Schrift dem propädeutischen Unterrichte sehr zustatten kommen.

S. 4 versichert Schn., daß er in der zweiten Auflage „die Disposition der Apologie und des Kriton" „hinzugefügt" habe. S. 59 fgd. bringt eine solche zu dem Dialoge Kriton. Eine kürzere und genauere Fassung würde der Übersicht halber nicht geschadet haben. So schickt Sokrates dem mit c. XI beginnenden Nachweise, daß die von seinem Freunde gewünschte Flucht aus dem Gefängnisse ungerecht ist, drei Sätze voraus: 1. Man hat bei der Beurteilung einer Handlung, ob sie gut oder schlecht ist, auf die Meinung des Verständigen, nicht der Menge zu achten (c. VI—VIII); 2. nicht das Leben an sich, sondern das gute, gerechte Leben ist das höchste Gut (*περὶ πλείστου ποιητέον*, c. VIII); 3. man darf nicht absichtlich Unrecht tun und Unrecht mit Unrecht vergelten (c. X). Diese Sätze bilden die Basis (*ἀρχή*) für die folgende Beweisführung (c. 11—16). Wie in der Apologie macht Plato auch im Kriton mit Vorliebe von der Dreiteilung Gebrauch.

Trotz der Versicherung Schneiders vermissen wir in diesem Kommentar eine wirkliche Disposition der Apologie. S. 5 fgd. bespricht Schn. unter „die Komposition der Apologie" wohl die Motive, welche Plato zur Abfassung der Apologie bestimmt haben, und gibt eine kurze Charakteristik dieser Rede und der Person des Sokrates. Da die Disposition eines Werkes die Kenntnis desselben zur Voraussetzung hat, so empfiehlt es sich, auch diese dem Kommentar folgen zu lassen. Sie soll auf Grund der Lektüre aus der gemeinsamen Arbeit des Schülers und Lehrers hervorgehen. Wenn man dem Schüler nach Schluß der Lektüre der Apologie noch folgende Fragen zur Beantwortung vorlegt: Charakter und Bedeutung der Apologie, charakteristische Eigenschaften des Sokrates, ethische Grundsätze, logische Denkformen usw., so kann die Lektüre dieser Rede in einer Weise für den Unterricht fruchtbringend gemacht werden, wie dies von wenigen Werken der griechischen Literatur gesagt werden kann. Daß im eigentlichen Kommentar Verbesserungen gemacht worden sind, läßt sich nicht bestreiten. Manches könnte vielleicht noch gekürzt oder anders gefaßt und gedeutet werden. So schreibt Schn. c. XIV unter *ἐνίοτε*] „Es ist an Gelegenheitskauf, vielleicht auch an antiquarische Exemplare zu denken". Er meint, daß die Bücher auf einem runden Platze (*ὀρχήστρα*) an der *ἀγορά* von den Jünglingen gekauft werden konnten, übersieht aber, daß, wie aus den Worten des Sokrates „*καὶ οἱ νέοι ταῦτα παρ' ἐμοῦ μανθάνουσιν*" deutlich hervorgeht, an Anschauungen, nicht an Bücher zu denken ist. Ebenso kommt jedermann bei der Erwähnung der *ὀρχήστρα* in erster Linie der Tanzplatz im Dionysostheater in den Sinn. Sokrates wollte anscheinend sagen: „Die Jünglinge können derartige Dinge bisweilen, wenn um vieles, um eine Drachme für einen Sitz (wenn sie an den drei aufeinander folgenden Theatertagen das Theater besuchten, da für einen Tag zwei Obolen genügten) im Theater

aus dem Munde der Schauspieler zu hören bekommen". Denn nach den neuesten Forschungen traten ursprünglich auch die Schauspieler in der Orchestra auf. — c. XVII *καὶ δεδιὼς θάνατον καὶ οἰόμενος*] „Diese beiden Partizipien sollten dem *ἀπειθῶν* untergeordnet sein; es sollte demnach das erste *καὶ* fehlen". Diese beiden Partizipien sind in der Tat mit *καὶ — καί* (sowohl — als auch) als Grund dem *ἀπειθῶν* untergeordnet. Logisch ist das zweite Partizip *οἰόμενος σοφὸς εἶναι* dem unmittelbar vorausgehenden *δεδιὼς θάνατον* untergeordnet. Denn wenn Sokrates den Tod fürchten würde, so würde er sich den Anschein geben, von dem Tode etwas zu wissen, was er nicht weiß. — c. XVIII *ἀτιμώσειεν*] Subjekt ist „er", nämlich Meletos oder Anytos". Nicht dies, sondern *χείρων ἀνήρ* ist das Subjekt, wie das folgende *ἀλλὰ ταῦτα οὗτος .. οἴεται* sc. Meletos bezeugt. — Die Konjektur, welche Christ c. XXI — *ἐρωτῶν καὶ ἐάν τις βούληται ἀποκρινόμενος — ἀκούειν ὧν ἂν λέγω* bietet, ist logisch und grammatisch unmöglich. Die Überlieferung *ἐρωτᾶν* ist gut. Dagegen ist, wenn nicht *ἀποκρινόμενος* gestrichen wird, entweder *ἀποκρινομένου μου ἀκούειν* oder *ἐάν τις βούληται ἀκούειν ὧν ἂν λέγω ἀποκρινόμενος* zu lesen. Jeder kann Sokrates fragen und wenn es ihm angenehm ist, auf seine Antwort hören. — c. XXIII *ἄλλος λόγος*] „es ist eine andere Frage". Diese Übersetzung trifft nicht zu. *λόγος* hat eine andere Bedeutung. Der Sinn ist: Der Grund ist ein anderer, nicht Selbstgefälligkeit oder Geringschätzung der Athener ist es, wenn Sokrates dem Tode mutig ins Auge sieht. — Kriton c. XVII schreibt Schn. unter *ὥσπερ οἱ κορυβαντιῶντες*] unter anderem folgendes: „Sokrates glaubte diese Worte der Gesetze zu hören, obgleich die Gesetze nicht sprechen, gleichwie die korybantisch Verzückten die Flöten (*τῶν αὐλῶν*, d. h. die bei der Feier der Kybele gebräuchlichen Flöten) auch dann noch zu vernehmen glaubten, wenn diese nicht mehr tönten". Diese Deutung entspricht nicht den Worten Sokrates. Sokrates will sagen: „Sowie die Korybanten in ihrer Verzückung für nichts anderes Sinn und Ohr haben als für die Flöten, so kann auch ich auf nichts anderes hören als auf die Gesetze; denn so groß ist die Macht und das Gewicht ihrer Stimme, daß ich für alles andere taub bin".

Wien. Dr. Josef Kohm.

Dr. O. Boerner, Lehr- und Lesebuch der französ. Sprache. Für Realschulen und verwandte Lehranstalten bearbeitet von Al. Stefan, Prof. an der k. k. Oberrealschule im XVI. Bezirk zu Wien. IV. Teil. Mit einer Karte von Frankreich und einem Plan von Paris. Wien, Verlag von K. Graeser & Kie. 1906. 186 SS.

Da wir Teil II und III dieses Unterrichtswerkes bereits eingehend besprochen haben (s. Jahrgang 1906 dieser Zeitschr. S. 1095 ff.), so können wir uns in Bezug auf den jetzt vorliegenden IV. Teil kürzer fassen: dies um so mehr, als Anlage und Methode in der Hauptsache dieselben geblieben sind. Einige Änderungen ergaben sich aus den geänderten Erfordernissen der höheren Lehrstufe. So sind jetzt die grammatischen Übungen mannigfaltiger als früher gestaltet und erstrecken sich hauptsächlich auf die Satzlehre, auf deren gründliche Einübung große Mühe verwendet wird. Außerdem wird der Wortbildung und der Worterklärung, speziell der Synonymik, die ihnen zukommende Beachtung geschenkt. Auffallen muß es daher, wenn im Vokabular S. 83 für die Wörter *pillage* und *maraudage* des ersten Satzes in Lektion 23 dasselbe deutsche Wort als Übersetzung gegeben wird; denn dadurch wird dem Schüler der volle Sinn des Satzes zum Teil verschleiert. Aussprache-Bemerkungen hätten wir auch diesmal in größerer Menge zu finden gewünscht. Sonst aber ist dieser Teil bis auf einige stehengebliebene Druckfehler recht sorgfältig gearbeitet.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.



Goethe-Bilderbuch für das deutsche Volk, herausgegeben von Franz Neubert. Leipzig, Schulze & Komp. 1907. Preis 8 Mk.

Ein Bilderbuch zu Goethes Leben und Dichten, das, für weitere Kreise berechnet, gut und im Preise außerordentlich billig ist, kann man nur freundlich begrüßen. Die Bilder sind in chronologischer Reihe angeordnet und nach inneren Zusammenhängen gruppiert, so daß sie eine Art Biographie bilden; im Anhange finden wir zeitgenössische Illustrationen zu Goethes Werken. Der Wert dieser in J. J. Webers Kunstanstalt hergestellten Bilder ist ein verschiedener. Ganz vorzüglich sind jene zu Goethes Jugend (S. 1—27). Als neu muß die schöne Bleistiftzeichnung von Raabe (1811) vor dem Titelblatte des Werkes angemerkt werden. Reich vertreten sind in den Bildern auch Leipzig und Straßburg, obwohl man da und dort noch ein Bild wünschen möchte. Am ärmsten ist die Zeit von 1812—1820 bedacht. Dafür hätten die Bilder von Oliver Goldsmith, Shakespeare und Torquato Tasso, mit denen keine persönliche Berührung vorliegt, leicht entbehrt werden können. Das häßliche sogenannte Falcksche Friederikenbild S. 52 muß aber in jedem Falle direkt abgelehnt werden, dafür sollte nun die Straßburger Silhouette genommen werden, die 1905 in Velhagen & Klasings illustrierten Monatsheften wiedergegeben war und mit ziemlicher Sicherheit als das Bild der Friederike Brion bezeichnet wird.

Graz. Dr. S. M. Prem.

Dr. **Adolf Schwarzenberg, Leitfaden der römischen Altertümer** für Gymnasien, Realgymnasien und Kadettenanstalten. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gotha, F. A. Perthes 1906. 125 SS.

Der Verf. gibt eine systematische Zusammenstellung der römischen Altertümer hauptsächlich für die letzte Zeit der Republik vom Ende des dritten punischen Krieges bis zur ersten Kaiserzeit und bietet dem Schüler ein gutes Nachschlagebuch, in dem er die erforderlichen Sacherklärungen zur Lektüre der lateinischen Schriftsteller findet. Mit Recht werden Anschauungsmittel vorausgesetzt, daher ist von Abbildungen abgesehen; vermißt wird ein sachliches Inhaltsverzeichnis, das die Benützung des Buches sehr erleichtern würde. Die Darstellung ist klar und verständlich und trägt dem Stande der wissenschaftlichen Erkenntnis Rechnung. Der Stoff ist in folgende Abschnitte gegliedert: Die Bewohner Roms. Die Staatsgewalten (Volk, Senat, Staatsbeamten). Das Rechtswesen. Das Finanzwesen. Das Kriegswesen. Die Religionsgebräuche oder Kulte der Römer. Das Privatleben der Römer. Italien und die römischen Provinzen. Unrichtig scheint dem Ref. die Erklärung der Anrede *patres (et) conscripti* S. 11; die richtige Erklärung ist: *patres conscripti* bezeichnet einfach die in der Rednerliste verzeichneten Senatoren; S. 16 werden die Konsuln als „Berater" des Volkes erklärt, während der Name nur „Kollegen" bezeichnet. S. 30 war der Unterschied des Verfahrens *in iure* und *in iudicio* zu betonen. S. 80 fehlt beim römischen Namen die Angabe der Tribus; die Abkürzung für Gaius ist nicht *G*, sondern *C*. Zu begrüßen ist der Anhang S. 99 bis 125, der die Lebensbeschreibungen der in den Schulen gelesensten römischen Schriftsteller und einen kurzen Abriß der römischen Literaturgeschichte vom Jahre 240 v. Chr. bis 120 n. Chr. enthält. Besonders der letzte Teil füllt eine Lücke aus, indem er eine Gesamtübersicht der römischen Literatur in den drei wichtigsten Perioden ihrer Entwicklung bietet. Das Buch kann zur Anschaffung für Schülerbibliotheken sowie als Hilfsbuch den Schülern bestens empfohlen werden.

Wien. Dr. Johann Oehler.



Historisch-politisches ABC-Buch. Zur Förderung des Geschichtsunterrichtes und zur Selbstbelehrung von Dr. M. Mertens. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1907.

Ein vortreffliches und, fügen wir gleich hinzu, äußerst zeitgemäßes Büchlein. Denn mit vollstem Rechte vertritt die Pädagogik heute die Forderung, daß die studierende Jugend unserer Tage auch in sozialen und politischen Fragen mehr Bescheid wissen müßte als dies leider der Fall ist. Ebenso notwendig ist eine Orientierung in derartigen Fragen für alle Bevölkerungsklassen, denen höhere Bildung abgeht. Dr. Mertens, Direktor des Gymnasiums in Brühl, unternimmt es nun, die wichtigsten kulturpolitischen und sozialen Begriffe und Namen in alphabetischer Reihenfolge knapp und klar zu erläutern. Mit Recht sagt er in der Vorrede, daß die Auswahl sehr schwierig war, sollte der Umfang und damit auch der Preis des Buches nicht zu sehr überschritten werden. Besonders war Einschränkung auf dem kulturgeschichtlichen Gebiete unerläßlich. Dies ist nicht zu bezweifeln. Aber wenn schon Namen wie Halsberge und Visier aufgenommen wurden, warum nicht auch Miséricorde (kurzer Dolch), Ventaille und Barbiere (Helmstücke)? Auch scheinen uns manche politische Ausdrücke zu fehlen, so z. B. Skupschtina (dagegen findet sich Duma erklärt), Diwan, Praedestination, Schintoismus usw. Der Begriff Pforte oder Hohe Pforte als politische Bezeichnung fehlt und wird nur gelegentlich bei dem Worte Pharao berührt. Ob die Erklärung: Truchseß = Scharführer etymologisch ganz einwandfrei ist, möchten wir doch dahingestellt sein lassen. Ebenso will uns die Erklärung des Begriffes: Mittelschule „in Süddeutschland und Österreich = höhere Schule" nicht ganz gefallen. Das Wort „Trust", dessen heutzutage so häufig Erwähnung geschieht, wird bei Kartell erklärt und zwar folgendermaßen: „Tritt eine fast völlige Verschmelzung mehrerer Unternehmungen (Aktiengesellschaften) zu einer Riesenunternehmung ein, so nennt man dies Trust". Ob diese Definition dem Laien wohl eine hinlänglich klare Vorstellung verschafft? Dagegen sind andere soziale Begriffe wie Altruismus, Kommunismus u. a. bei aller Knappheit meisterhaft erläutert. Weshalb fehlen die Namen Faktion, faktiös?

Sehr zu bedauern ist es, daß das Buch auf österreichische Verhältnisse so wenig Rücksicht nimmt. Daher suchen wir vergeblich nach Worten wie Delegation, Nuntium, Komitat usw. Es wäre eine äußerst dankenswerte Arbeit, wenn ein österreichischer Schulmann ein ähnliches Werkchen für unsere Schulen verfassen wollte.

Vielleicht entschließt sich der Verf. bei der nächsten Auflage, die wir seiner fleißigen und gewissenhaften Arbeit in möglichst kurzer Frist wünschen, auch auf die österreichisch-ungarische Monarchie mehr Bedacht zu nehmen.

Die Gebrechen, die dem, nach unserer Meinung nur etwas zu teuerem Buche (3 Mk. 40 Pf.) noch anhaften, sind durch den Umstand, daß es galt, ein ganz neues Terrain zu bearbeiten, gewiß entschuldigt und werden schon bei der zweiten Auflage dank der Umsicht und Gewissenhaftigkeit des Verf. sich erheblich vermindern.

Wien. Leo Smolle.

A. E. Seibert, Lehrbuch der Geographie für österr. Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Roman Hödl. III. Teil: für den vierten Jahrgang. Mit 84 Abbildungen. 7. Aufl. Wien, F. Tempsky 1907. Preis geb. 1 K 90 h.

Das vorliegende Werkchen enthält eine recht hübsche Darstellung der astronomischen und der physikalischen Geographie. Die Diktion ist

durchaus klar und der Altersstufe der Schüler angemessen, die Anordnung des Stoffes ist übersichtlich, die Ausstattung, insbesondere was die Abbildungen anbelangt, durchaus befriedigend.

Wien. B. Imendörffer.

Wirtz C. W., Leitsätze zur mathematischen Geographie. Ein Anhang zu Roesen, Lehrbuch der Physik zum Gebrauche für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig, O. Leiner 1906. Preis 50 Pf.

Wie der Titel besagt, ist das Buch als Ergänzung zu einem Lehrbuche der Physik geschrieben. Auf gedrängtem Raume werden die physischen Eigenschaften der Himmelskörper, die verschiedenen Koordinatensysteme und die Bewegungen der Planeten behandelt. Ist die Darstellung zwar durchaus richtig, so krankt sie doch mehrfach an einer etwas zu großen Knappheit. Daß auf S. 5 von einer jährlichen Parallaxe gesprochen, dieser Begriff aber erst auf S. 27 erörtert wird, ist nicht zu billigen. Der Ausdruck „genau im Osten“ (S. 13) ist wenig präzis.

Wien. J. Müllner.

Projektive Geometrie in synthetischer Behandlung. Von Dr. Karl Doehlemann, Professor an der Universität München. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 91 Figuren. Leipzig 1905. Sammlung Göschen. 179 SS. Preis 80 Pf.

Die dritte, an einigen Stellen vermehrte und verbesserte Auflage wird sich gleich den früheren durch die übersichtliche und leicht fließende Darstellung viele Freunde erwerben. Die Einführung in die Elemente der projektiven Geometrie auf wenigen Seiten ist dem geschickten Verf. sehr gut gelungen. Man vergleiche z. B. die Erörterung der Mac-Laurinischen Konfiguration auf S. 130 ff. Allerdings könnte der erste Abschnitt zu Gunsten der folgenden gekürzt werden.

Wien. R. Suppantschitsch.

Dr. F. Auerbach, Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. 40. Bändchen der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen „Aus Natur und Geisteswelt“. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1906.

Prof. Dr. Auerbach kam einer Aufforderung des Verlegers nach, indem er seinen über die allgemeinen Grundbegriffe der modernen Physik gehaltenen Ferienkurs in der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen „Aus Natur und Geisteswelt“ veröffentlichte. Er konnte dies um so eher tun, als der Stoff leicht verständlich und frei von mathematischen Ansprüchen ist. Der Verf. ging dabei von dem Grundsatze aus, daß es nicht ausreiche, sich schöne Experimente vorführen zu lassen und dabei über den inneren Zweifel, ob man das Gesehene auch verstanden habe, einfach hinwegzugehen, sondern daß man die Grundlagen kennen und verstehen lernen müsse, auf denen die Wissenschaft errichtet ist. Dem entsprechend bringt das Bändchen in abgerundeter

Darstellung und moderner Fassung das Wichtigste über Raum, Zeit, Bewegung, Kraft und Masse, Materie, Arbeit und Energie, Entwertung der Energie und Entropie. 97 Figuren erleichtern die Anschauung der betreffenden Verhältnisse.

Wien. H. Vieltorf.

Die Beleuchtungsarten der Gegenwart von Dr. Wilhelm Brüsch. „Aus Natur und Geisteswelt“, 108. Bändchen. Leipzig, Teubner 1906.

Ein sehr lesenswertes Bändchen, das vielen willkommene Aufschlüsse über die verschiedenen Beleuchtungstypen bieten wird. Es werden nicht nur diese eingehend geschildert, Lampenkonstruktionen, Gasanstaltsanlagen, Gasuhren, Elektrizitätszähler usw. beschrieben, sondern auch theoretische Erörterungen über den Verbrauch an Brennmaterialien (an der Hand der einfachsten chemischen Formeln) angeschlossen und die technischen Darstellungen der verschiedenen Beleuchtungskörper (Kerzen, Azetylen, Glühlicht, elektrische Lampen) kurz aber deutlich auseinandergesetzt. Zahlreiche Tabellen über den Brennwert und die Kosten gestatten einen Vergleich über den Wert der verschiedenen Beleuchtungsmethoden; nur wäre es nach der Ansicht des Ref. übersichtlicher gewesen, die verschiedenen Tabellen, die sich im Buche zerstreut finden (über Kerzen S. 25, Petroleum S. 33, Benzin S. 34, Azetylen S. 46, Gas S. 59, Auerlicht S. 69 für dieses allerdings nicht direkt angegeben, aber leicht aus den mitgeteilten Daten zu erhalten; ferner: Azetylenglühlicht S. 88, Spiritusglühlicht S. 93, Petroleumglühlicht S. 97, elektrisches Licht S. 117, Osmium- und Tantallampen S. 132) zu sammeln.

Wien. N. Herz.

Otto der Ausreißer. Ein Jungen-Tagebuch. Von Gustav Naumann. Mit 6 Vignetten von Ernst Geiger. Leipzig, C. G. Naumann 1906. 304 SS. 8⁰. Preis geb. 4 Mk.

Motto: „Tapfer sein ist gut“. Ein 'forscher' Hamburger Junge soll wegen arger Verletzung der Schulzucht (die sich jedoch später in milderem Lichte darstellt) nach Unterterz zurückversetzt werden (so glaubt er wenigstens), verläßt deshalb nach einem feierlichen Schwur das väterliche Haus und — geht durch. Die wechselvollen Erlebnisse nun des kleinen Ausreißers, die ihm auf der 800 *km* weiten Strecke bis zum Hohentwiel widerfahren, sind Gegenstand des vielfach fesselnden Buches. Schließlich wird dem kleinen Sünder, den bittere Erfahrungen und Reue allmählich stählten und läuterten, die väterliche Verzeihung zuteil und er kehrt wieder nach Hause zurück.

Dies alles wird uns aus einem Tagebuch, in das Briefe eingestreut sind, berichtet, auch die traurige Geschichte eines unglücklichen Kameraden, der sich in einer ähnlichen Lage das Leben nahm, ist geschickt mit der Haupthandlung verknüpft. Der Verf. — offenbar ein Schulmann — suchte psychologisch und stilistisch seiner Dichtung innere Wahrscheinlichkeit zu verleihen und die Teilnahme sowohl kindlicher als erwachsener Leser zu wecken. Im allgemeinen dürfte ihm das auch gelungen sein, wenngleich die an sich gut gemeinten, ja oft trefflichen Reflexionen einen zu breiten Raum einnehmen und Altersgenossen ermüden dürften, wenn sie überhaupt von solchen verstanden und gewürdigt werden. Als Probe führe ich aus der erwähnten „Geschichte des armen Arnolf“ von „Pro-

fessor Bumrassa" die Schlußworte (vgl. S. 281) an: „Möge die Zeit bald kommen, in welcher die Schule mehr einem Erziehungsausgleich als einem Lehrplanhochdruck dienen darf; die Zeit, in welcher der schöne Spruch, daß das Jahrhundert dem Kinde gehöre, aufhört, des Jahrhunderts Phrase zu sein, und seine Tat wird; die Zeit, in welcher wieder einmal zu danken sein wird: 'Wir schulden unsere siegreichen Fortschritte den Schulmeistern'. Es wird mit diesem Dank gewiß nicht nur ihr Stock, es werden damit ebensowenig nur ihre Bücher gemeint sein".

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Programmenschau.

45. Nestler Julius, Die Latinität des Fulgentius. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Böhm.-Leipa 1905. 27 SS.

Seit M. Zink, Der Mytholog Fulgentius, Würzburg 1867, hat die Sprache des Fulgentius keine zusammenfassende Darstellung erfahren. Es ist also jedenfalls sachlich gerechtfertigt, nach dem heutigen Stande der sprachlichen Forschung das Idiom des Autors zu untersuchen. — Nestler bringt zunächst in der Einleitung Bekanntes über die Person, die Werke und die Sprache des Fulgentius. Wenn er hier das Problem der afrikanischen Latinität 'ein höchst ungeklärtes und sehr verwickeltes' nennt, so hat er verkannt, daß sich die streitenden Parteien bereits mit der Ansicht Nordens, die er selbst vorführt, zufrieden gegeben haben. — Im weiteren führt N. den Wortschatz des Fulgentius vor und zwar zunächst Gräcismen (*a.* Substantiva, *b.* Adjektiva, *c.* Verba), alsdann Nomina propria, die eine bemerkenswerte Bildung aufweisen, und endlich den rein lateinischen Wortschatz des Fulgentius (*a.* Substantiva, *b.* Adjektiva). Wiewohl der Verf. die Notwendigkeit betont, bei der sprachlichen Untersuchung des Autors vergleichend zu verfahren, wonach also auch der Sprachschatz von früheren und gleichzeitigen Schriftstellern heranzuziehen wäre, so wird er in der Ausführung diesem Grundsatze doch nicht vollkommen gerecht. Er führt die *Copia verborum* des Fulgentius nach den gegebenen Rubriken vollständig vor und bringt zu den Belegen aus dem Autor noch solche aus anderen Schriftstellern oder verweist einfach auf das Lexikon von Klotz. Er war offenbar nicht in der Lage, die den spätlateinischen Wortschatz sammelnden Schriften, namentlich die von Paucker für seine Zwecke auszunützen. Es sei ihm hieraus um so weniger ein Vorwurf gemacht, als Ref. gut weiß, wie schwer es ist, sich an den von den literarischen Zentren abgelegenen Orten von dieser Literatur auch nur Kenntnis zu verschaffen. Aber die Benutzung von Klotz für wissenschaftliche Zwecke an Stelle der 7. Auflage von Georges ist entschieden unzulässig.

Unter solchen Umständen sind Nachträge und Berichtigungen zu den von N. angeführten Belegstellen leicht anzubringen. Seltsam ist, daß zu *anathema* je eine Stelle aus Fulgentius, Augustin und Tertullian beigebracht wird, da sich doch das Wort so ziemlich in der ganzen kirchlichen Literatur findet und noch heute in der Kirchensprache gebräuchlich ist. — Unter *cauterium* werden die Bedeutungen des Wortes nicht unterschieden und die Belege unvollständig verzeichnet: s. Georges. — Unter *diiudicatio* liest man: 'Nach Klotz findet sich das Wort sonst nur Cic. legg. I 21, 56'. Aber vgl. Augustin in Galat. 37 *iam ista carnalia spirituali diiudicatione contemno;* Confess. XIII 18, 22 *in abdito diiudicatione Tuae.* — Zu *munusculum* bemerkt N.: 'Klotz gibt nur eine Stelle noch an: Cic. fam. 9, 12'. Aber es findet sich in der ganzen

Latinität seit Plautus; s. Georges. — *Giganteus* wird durch eine Stelle aus Fulgentius belegt, dabei aber übersehen, daß das Wort sich auch bei den klassischen Dichtern findet. — Der Verf. stellt die Behandlung der Formenlehre und Syntax des Fulgentius in Aussicht.

46. Dr. Jakob Felder, Die lateinische Kirchensprache nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Feldkirch 1905. 47 SS.

Das Interesse, welches Felders Abhandlung beansprucht, ist kein sprachwissenschaftliches, sondern ein rein theologisches. Es handelt sich ihm nämlich um die Frage, wie das Lateinische zu seiner Stellung in der katholischen Kirche gekommen ist. Kap. I 'Die gottesdienstliche Sprache der Urkirche von Rom' ist dem Nachweis gewidmet, daß der Kult im Urchristentum vor allem lateinisch gewesen sei. Hier kommt nun F. auf die alte Streitfrage, ob Petrus in Rom gewesen ist, die übrigens heute kein Vernünftiger mehr verneint. Petrus, so versichert F., feierte den Gottesdienst in lateinischer Sprache, er ist der Vater der lateinischen Kirchensprache. Zu leugnen ist, wie F. zugibt, freilich nicht, daß auch aus der griechischen Bevölkerungsschichte Roms viele zum Christentum übertraten, für welche eben das Griechische die liturgische Sprache bilden mußte. In der Entstehung der Itala selbst findet F. den Beweis für den Gebrauch des Lateinischen im römischen Gottesdienst: er glaubt, daß die hl. Schrift in Rom zum Gebrauch für den Gottesdienst ins Lateinische übertragen wurde. Wenn der Katakombenforscher De Rossi zu beweisen sucht, daß der Gottesdienst in Rom bis ins 3. Jahrhundert nicht lateinisch, sondern nur griechisch gehalten worden ist, so widerlegt ihn F. im Anschluß an Kaulen und Thalhofer. — Was nun F. im II. Kap. 'Die Bildung des Kirchenlateins' vorbringt, das bezieht sich zunächst auf das Wesen der lateinischen Volkssprache, des Grundstockes der Kirchensprache, und berührt nicht den auf philologischem Gebiete entbrannten Streit über die Frage, ob die Vulgärsprache in die Literatur eingedrungen ist; und mit Recht: der Streit hat sich gelegt und die Frage ist entsprechend der herkömmlichen Ansicht im bejahenden Sinne gelöst. Wie die Kirchensprache mit dem überlieferten Sprachmaterial umbildend verfuhr, was sie an Gräcismen und Hebraismen in sich aufgenommen hat, welchen Anteil an der Weiterbildung des Idioms Kirchenväter und Päpste genommen haben, das alles wird von F. ziemlich eingehend nachgewiesen. — Kap. III 'Die Ausbreitung der lateinischen Kirchensprache'. Diese hängt nach F. mit der Art und Weise zusammen, wie sich das Christentum im Abendland ausbreitete. Von Rom bekam das Abendland seine Glaubensboten und da die Tochterkirchen sich in der Liturgie stets nach der Sprache der Mutterkirche richteten, so ist der geschichtliche Grund für die einheitliche lateinische Kirchensprache durch das ganze Patriarchat des Occidents gegeben. Dabei erinnere man sich auch des Umstandes, daß das Lateinische die herrschende Sprache im alten Römerreich gewesen, daß sie die internationale Verkehrssprache des weströmischen Reiches bildete. — Kap. IV 'Das Kirchenlatein als ausgestorbene Sprache' betrachtet das Lateinische in seiner gegenwärtigen dreifachen Funktion als Sprache des katholischen Kultes, als Sprache der theologischen Wissenschaft und als Sprache des kirchlichen Verkehrs. Ganz richtig vergleicht F. den Fortbestand des Lateinischen im Gottesdienst mit dem auch sonst auf religiösem Gebiete, insbesondere bei den Römern wahrnehmbaren Streben, am Althergebrachten festzuhalten. Wenn das Lateinische weiterhin in theologischen Vorträgen und Publikationen Verwendung findet, so geht dies auf seine seit dem Altertum bis ins 18. Jahrhundert behauptete Stellung als internationale Gelehrtensprache überhaupt zurück. Was end-

lich den Nutzen des Lateinischen als Verkehrssprache der kirchlichen Behörden unter den zahllosen Nationen der katholischen Kirche anlangt, so ist derselbe so einleuchtend, daß diese Verwendung des Kirchenlateins noch von niemandem bekämpft wurde. — Soweit der Verf. Es gebührt ihm jedenfalls die Anerkennung, mit Geschick und Sachkenntnis die richtig gewählten Gesichtspunkte seines Themas in eingehender, selbst für Fachleute interessanter Weise beleuchtet zu haben. — Zu bemängeln ist die Stelle S. 9 f.: 'Man heißt diese älteste lateinische Übersetzung (der hl. Schrift) die Itala, zum Unterschied von der Übersetzung, die der hl. Hieronymus um das Jahr 400 n. Chr. verfertigte, welche die Vulgata genannt wird'. Nicht zu verschweigen war, daß die uns nicht recht verständliche Bezeichnung Itala von Augustinus *De doctr. Christ.* II 15, 22 herrührt. Im übrigen vgl. den Ref. in Landgrafs histor. Grammatik III 1, S. 84.

Wien. J. Golling.

---

47. F. Rubasch, Aëtius und seine Zeit. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Göding 1905. 32 SS.

Es ist gewiß gutzuheißen, daß Seminar- oder Prüfungsarbeiten, die der Wissenschaft manch schätzenswertes Material liefern, aus dem Dunkel des Archivs gezogen und der wissenschaftlichen Welt vorgelegt werden. Von der vorliegenden Programmarbeit kann dies leider nicht gerühmt werden, denn es fehlt hier die notwendige Voraussetzung, die einer solchen Publikation erst eine gewisse Berechtigung verleiht: sie ist kaum der notdürftigsten Umarbeitung unterzogen worden und macht daher den Eindruck einer Anfängerarbeit, mit merkwürdiger Unselbständigkeit auch in der stilistischen Form, die in manchen Wendungen und in der losen, aphoristischen Aneinanderreihung der Tatsachen jedem Schüler Büdingers den Lehrvortrag des unvergeßlichen Meisters wieder in Erinnerung bringt.

Die neuere Literatur hat der Verf., wie es scheint, noch nicht eingesehen, vor allem ist ihm der wichtige Aufsatz von Mommsen über Aëtius im Hermes XXVI (1901) unbekannt geblieben; aber auch die Quellen hätten in reicherem Maße herangezogen werden können. So z. B. findet man nirgends eine Spur der Benützung von Merobaudes' panegyrici auf Aëtius und anderen Gedichten, ebensowenig Socrates hist. eccl. u. a. Freilich sind diese Unterlassungen jedem begreiflich, der die Schwierigkeiten der Bücherbeschaffung in einer kleinen Provinzstadt kennt; aber die Arbeit ist dann eigentlich zwecklos. Übrigens ist auch die Art der Zitierung höchst ungenau, der Verf. nennt oft nur die Namen der Autoren, ohne die Stelle (Buch, Kapitel, Seite) anzugeben; er zitiert den cod. Theodosianus noch in der Ausgabe von Hänel usw. Auch Unrichtigkeiten fehlen nicht. Die Gemahlin des Bonifazius heißt nicht auch Padusia (S. 16) wie die Gattin des Felix, sondern Pelagia; Athaulf vermählte sich mit Placidia nicht in Rom (S. 11), sondern in Narbo. Aëtius war nicht auch noch im Jahre 454 Konsul (S. 31), ist es ja auffällig genug und für diese Zeit ganz ungewöhnlich, daß ein Privatmann dreimal Konsul war; die unrichtige Aufstellung beruht auf Verwechslung mit einem anderen Aëtius, einem Würdenträger unter Kaiser Markianos, der im Jahre 454 im Orient Konsul zum erstenmal mit Studius war.

Prag. Dr. A. Stein.

---

48. R. Kuchinka, Die Römerzüge Kaiser Ottos III. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Kremsier 1905. 21 SS.

Der Aufsatz erörtert — ohne etwas Neues beizubringen — nach einer knappen Einleitung die Zustände Italiens während der Minderjährigkeit Ottos III. bis zum ersten Römerzuge (983—996), schildert dann den ersten Römerzug (996), hierauf die Verhältnisse Italiens während Ottos III. Aufenthalt in Deutschland (996—998), dann den zweiten und endlich den letzten Römerzug und den Tod des Kaisers.

49. Robert Olbrich, Das deutsche Königtum Friedrichs des Schönen. Progr. der Landes-Oberralschule in Sternberg 1904. 26 SS.

Dieser Aufsatz behandelt ein beliebtes Thema, ohne daß in der Sache etwas Neues von Belang gesagt wird. Man weiß, wie schwer wissenschaftliche Aufsätze an einem von größeren Bibliotheken entfernten Ort zustande gebracht werden können: aber Zitate, wie solche, die S. 5 unmittelbar aufeinander folgen, wie *Chronicon Leobiense* bei Pez, *Albertus Argentinensis* bei Urstis., *Vitoduranus* bei Eccard tom I. sollten doch nicht mehr vorkommen.

50. Dr. Franz Berger, Der Krieg Maximilians I. mit Venedig 1510. Progr. des bischöflichen Privat-Gymnasiums am Collegium Petrinum in Urfahr 1905. 43 SS.

In zwei Abschnitten schildert der Verf., der in dem vorliegenden Aufsatze seine Abhandlung zu Ende führt, die Kriegsereignisse von 1510 und gibt hierauf einzelne Beiträge zum Heerwesen Maximilians in jener Zeit. Für beide Teile ist reichliches Quellenmaterial — auch Ungedrucktes — herangezogen und verwertet worden. Die Darstellung ist eine durchaus kritische und sachgemäße. Besonders dankenswert sind die Erörterungen und Ausführungen im zweiten (65) Teile des Aufsatzes, der zu einem großen Teil auf noch ungedruckten Quellen aufgebaut ist.

51. P. Gregor Fischer, Genuina narratio praecipitationis et funesti casus e fenestra regiae cancellariae etc. (Der Prager Fenstersturz). I. Teil. Nach dem Manuskripte des Stiftes Ossegg herausgegeben. Progr. des Kommunal-Obergymnasiums in Komotau 1905. 32 SS.

Aus der Handschrift K. 371 des Stiftes Ossegg teilt der Herausgeber die bekannten, den Prager Fenstersturz des Jahres 1618 betreffenden Ereignisse und die Flucht des Grafen Martinitz von Prag über Platz, Tepl, Tachau und Landshut nach München mit. Die Darstellung stützt sich auf Briefe, die von Martinitz und anderen an den politischen Ereignissen dieser Zeit beteiligten Personen nach Passau, München und Wien gerichtet waren und man meint, daß sie entweder von Martinitz selbst oder einer ihm nahestehenden Persönlichkeit herrühren. Insofern wird man die Mitteilung des Textes sehr willkommen heißen. Die Ausgabe freilich als solche ist sehr mangelhaft und ist hier gegen einen der besten Grundsätze gefehlt worden, nach denen Abbreviaturen insgesamt aufzulösen sind. Worte wie *excellmorumque* sind geradezu ein Unding. Da diese Ausgabe schließlich weniger für die Schüler als für Fachleute bestimmt ist, scheint eine Anzahl von Worterläuterungen kaum notwendig zu sein.

Graz. J. Loserth.

52. **Fasolt E., Wasserfälle und Stromschnellen.** Eine geomorphologische Skizze. Progr. des I. deutschen Staatsgymnasiums in Brünn 1906. 17 SS.

Wasserfälle und Stromschnellen werden in primäre und sekundäre getrennt. Erstere sind eine eigentümliche Erscheinung jugendlicher Flüsse, die ihr Gefälle noch nicht ausgleichen konnten, letztere schalten sich als nachträgliche Gebilde in ein bereits fertiges Stromgefälle ein. Der Verf. geht den Ursachen nach, durch die Gefällsknickungen veranlaßt werden. Er beschreibt als Beispiel eines primären Wasserfalles in horizontal geschichteten Gebieten die Niagarafälle. Während diese und ähnlich geartete Fälle eine rückschreitende Tendenz zeigen, wandern die Fälle und Schnellen vom Typus der Nilkatarakte nicht aufwärts, sondern verschwinden, sobald es der Flußerosion gelingt, sie zu beseitigen. Daran schließt der Verf. die Besprechung der Verhältnisse in jenen Gegenden, in denen Schichtwechsel in horizontaler Richtung stattfindet. Die sekundären Fälle und Schnellen werden zum Teile auf die Tätigkeit des Eises während der eiszeitlichen Vergletscherung, zum Teile auf Krustenbewegungen zurückgeführt. Beide Arten sind durch Beispiele belegt. Zu den sekundären zählen auch jene Wasserfälle, die durch Lavaergüsse, durch Anzapfung eines Flußgebietes, durch Abschneiden von Mäanderwindungen und durch Ablagerung von Kalksinter erzeugt werden. Als Beispiel für die letztgenannte Art sind die Plivafälle angeführt. Die Arbeit beruht auf einer gründlichen Kenntnis der einschlägigen Literatur.

Wien. J. Müllner.

---

53. **Burgerstein A., Über die Bewegungserscheinungen der Perigonblätter von Tulipa und Crocus.** Progr. des Erzherzog Rainer-Gymnasiums im II. Bezirke Wiens 1902. 16 SS.

Über den Öffnungsmechanismus der Blüten sind in den letzten beiden Jahrzehnten mehrere Abhandlungen erschienen, deren Autoren über die Ursache dieses Phänomens nicht übereinstimmen. Wachstumserscheinungen, Änderung der Wasserverteilung in den Geweben, Insolation usw. sind die Momente, welche als Erklärung herangezogen werden.

Verf. gibt die Resultate einer vor 20 Jahren begonnenen und seither unterbrochenen Versuchsreihe bekannt, welche das Öffnen und Schließen der Perianthen von *Tulipa Gesneriana, Crocus vernus* und *C. luteus* betraf.

Daß Temperaturverhältnisse diese Bewegungserscheinungen bedingen, scheint — nach übereinstimmenden Angaben aller Autoren — zweifellos; der Feuchtigkeitsgrad der Umgebung scheint aber dabei auch eine, wenn auch untergeordnete, Rolle zu spielen. Dagegen kann jene Erscheinung nicht von Transpirationsverhältnissen abhängig gemacht werden; der Lichteinfluß dürfte dabei auch nicht ein wesentlicher sein.

„Der eigentliche Motor ist die Wärmeveränderung in Verbindung mit Spannungsverhältnissen" (entgegen einer Angabe Batalins).

Verfolgt man den Öffnungsvorgang gleichmäßig und eingehend (hiefür sprechen die vielen Zahlenbelege des Verf.), so bemerkt man (entgegen Pfeffer), daß während des Öffnens des Perigons „die Bewegung der Blätter anfangs für kurze Zeit mit beschleunigter, dann mit verzögerter Geschwindigkeit fortschreitet. — Die Ausbreitung erfolgt um so rascher, je höher die Temperatur ist. — Viel langsamer als das Öffnen erfolgt im allgemeinen das Schließen." Beim letzteren läßt sich eine „Nachwirkung", welche schon von Pfeffer beobachtet worden war, nicht

ausschließen. Ebenso richtig ist Josts Angabe, „daß es einen fixen oder maximalen Temperaturgrad für die rückläufige Bewegung nicht gibt“.

Eine Reihe von geeigneten Experimenten ergab ferner, „daß die Bewegungen des Perigons bei *Tulipa* und *Crocus* unmöglich Wachstumserscheinungen sein können“.

Aus den fortgesetzten Beobachtungen des Verf. stellte sich heraus, daß „die Blüten von *Tulipa Gesneriana*, *Crocus vernus* und *C. luteus* Öffnungsbewegungen ausführen, die oberhalb des Temperaturmaximums für das Wachstum liegen und daß die Blüten Schließungsbewegungen auch bei solchen Wärmegraden zeigen, die unterhalb des Temperaturminimums für das Wachstum fallen. Es hat sich ferner ergeben, daß die Bewegungen auch im luftverdünnten Raume, in reinem Sauerstoff-, Wasserstoff- und Kohlenoxydgas erfolgen, ebenso in wässerigen Lösungen verschiedener (auch solcher für die Pflanze schädlicher) Salze, vorausgesetzt, daß der Konzentrationsgrad der Lösung nicht schon plasmolytisch wirkt“.

Es sind somit, nach des Verf. Ansicht, Spannungsänderungen in den Geweben der Perigonblätter die bedingende Ursache ihrer Krümmungsänderungen; das Wachstum bildet dabei, unter normalen Verhältnissen, nur eine Begleiterscheinung.

Für Tulpen ist, abweichend von Batalins Angaben, gefunden worden, daß der Längenzuwachs des ganzen Blattes, zur Zeit der genannten Bewegungserscheinungen, etwa 20% seiner Länge, jener im untersten Viertel hingegen bei 45% dieser Partie beträgt: wie durch direkte Messung der Abstände von Tusche-Marken ermittelt wurde. Somit liegt das Maximum der Gewebespannung bei diesem Blatte in seinem basalen Teile.

Zum Schlusse formuliert Verf. folgende Erklärung zu den besprochenen Bewegungserscheinungen: „Durch entsprechende Erhöhung der Temperatur vermindert sich bei der geschlossenen Blüte die positive Spannung des Innenparenchyms; die Konkavität verringert sich (vgl. die Einzelfälle!) und geht endlich in die konvexe über. Dabei muß die Spannung der Außenepidermis ab-, die der Innenepidermis zunehmen. Diese Spannungsänderungen erfolgen bei langsamer Eröffnung der Blüte anfangs und nur für kurze Zeit rasch, dann aber bei gleichbleibender Temperatur immer langsamer, bis endlich die Öffnungsbewegung gleich Null wird. Das Bestreben der Innenepidermis, ihre feste Zugspannung zu vermindern, macht sich endlich aktiv so weit geltend, daß die rückläufige Bewegung beginnt, welche bei Temperaturabfall um so mehr zur Effektuierung kommen muß, als die niedrige Temperatur die Druckspannung des parenchymatischen Grundgewebes vermindert. Hat sich die Blüte bis zu einer gewissen — der Temperatur entsprechenden — Weite geöffnet, so ist zu einer weitgehenden Spannungsänderung und damit Öffnungsbewegung eine Erhöhung der Temperatur nötig. Bei unmittelbarer starker Temperaturserhöhung der Gewebe gehen die Spannungsänderungen so schnell vor sich, daß eine geschlossene Blüte innerhalb weniger Minuten eine ansehnliche Eröffnung erfahren.

„Selbstverständlich werden die durch Änderung der Gewebespannung hervorgerufenen Lage- und Krümmungsänderungen der Blätter durch verschiedene Momente, wie individuelle Reaktionsfähigkeit, Zellturgor, Dehnungsvermögen der Zellwände, Biegungselastizität der Blätter usw. mit beeinflußt.“

Anschließend ist eine Übersicht der Literatur über Öffnen und Schließen der Blüten gegeben.

Pola. R. Solla.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Theodor Körners Lustspiele und ihr Verhältnis zu Kotzebue.

Ein Beitrag zur Charakteristik des Dramatikers Körner.

Am 19. Juni 1811 war Karl Theodor Körner wegen studentischer Händel von der Universität Leipzig, am 14. August desselben Jahres infolge eines Übereinkommens der Universitäten in Behandlung Relegierter auch von der in Berlin verwiesen worden[1]). An eine Fortsetzung seiner Studien in Deutschland war vorderhand nicht zu denken; selbst auf die Gefahr hin, den Jüngling noch weiter vom Dresdener Elternhause zu entfernen, mußte dem besorgten Vater vor allem daran liegen, für den begabten, aber noch leidenschaftlich maßlosen Sohn wieder ruhigeres Fahrwasser zu finden, ihn aus dem Strudel der studentischen Strömungen in eine glücklichere Trift abzulenken. Ein Kuraufenthalt in Karlsbad, hauptsächlich der leidenden Mutter wegen notwendig, stellte auch die von Fieberanfällen geschwächte Gesundheit des Sohnes wieder her und gab reichlich Gelegenheit zu ernster Aussprache im Familienkreise. Nach reiflichen Erwägungen verließ der junge Körner am 12. August 1811 Karlsbad und schlug den vom Vater gewiesenen Weg ein; er führte nach Wien.

Nicht eigentlich um zu studieren, sondern um nach den Worten des Vaters „seinen Gesichtskreis zu erweitern, den Trieb zu neuen Fortschritten nach dem Ziele einer vollendeten Ausbildung zu beleben“[2]), hatte sich der junge Mann nach der Kaiserstadt aufgemacht. Daß er dort viel mehr fand, als er und die Seinen erwarten konnten, hatte er dem günstigen persönlichen Eindrucke

---

[1]) Peschel-Wildenow: „Theodor Körner und die Seinen“, Leipzig 1898, I. Teil, S. 26 ff.

[2]) Deutsche Nationalliteratur, 152, Einleitung von A. Stern, S. XV, zugleich Textgrundlage.

vor allem zu danken. Wohl hatte der Vater dafür gesorgt, durch Empfehlungsbriefe an den preußischen Gesandten in Wien, Wilhelm von Humboldt, und an den tonangebenden Gewaltigen in Ästhetik und Literatur, an Friedrich Schlegel, den Boden zu ebnen, wohl war durch Baron Merian der guten Karoline Pichler und den literarischen Kreisen Wiens Theodor Körner schon als bedeutender Dichter angekündigt [1]), von Berlin brieflich sogar an Schauspieler Krüger empfohlen worden [2]), der Erfolg ist erst durch persönliche Beziehungen dem jungen Sachsen gereift. Theater und Schauspielergesellschaft suchte er zunächst, dann nach und nach Anschluß an das literarische Wien, an die schaffenden Vertreter und noch mehr an die genießende, schöngeistigen Bestrebungen huldigende Gesellschaft. Der Verkehr mit Humboldt und der Pichler führte ihn da ein. Wohlüberlegt ging somit Theodor vor, indem er Fühlung nahm mit der Wiener Bühne und den Schauspielern, aber noch mehr mit den gebildeten Kreisen des Wiener Publikums. Das war recht Absicht. Bei Arneth überliefert an der früher angeführten Stelle Antonie Adamberger, Körners Braut, ein Berliner Freund habe Körnern scherzend geraten: „Geh Du nach Wien, da sende ich Dich an meinen Freund Krüger (Schauspieler am Burgtheater); der hat eine bildschöne Tochter; für die schreibst Du einige Rollen, verliebst Dich gelegentlich in das schöne Mädchen, und Dein Glück ist gemacht“. Wenn auch dieser Anekdote, aus der Erinnerung erst reichlich später aufgezeichnet, der Wert eines vollgiltigen Zeugnisses nicht zukommt, eine gewisse innere Glaubwürdigkeit ist ihr gewiß nicht abzusprechen; sie enthält Körners Programm für Wien. Vater und Sohn mußten ja nach den ziemlich mißglückten Studienversuchen in Freiberg, Leipzig und Berlin recht ernstlich an die Zukunft denken. Wenn jener auch noch den ordnungsmäßigen Abschluß des Hochschulstudiums entweder in den Naturwissenschaften (Leipzig und Berlin) oder in Geschichte (Wien) im Auge hatte, dieser scheint sich nie recht für Vaters Pläne erwärmt zu haben. Zwar verspricht er noch am 23. September 1811 — seinem zwanzigsten Geburtstage — dem Vater, im Winter Geschichte zu studieren und daneben Griechisch und andere Sprachen zu treiben, aber ernster und andauernder Arbeit war sein Geist abhold, das Künstlerblut lockte zu freierer, anmutigerer Betätigung.

Es erscheint also ganz begreiflich, daß Theodor sich in Wien keineswegs in den Wissenschaften begrub, auch nicht den Entwurf eines Trauerspieles „Konradin“ ausführte, sondern in kluger Benützung der günstigen Verhältnisse mit zwei kleinen Lustspielen den Weg zur Bühne suchte. Zu Weihnachten 1811 berichtet er zum

---

[1]) Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Wien 1844, III. Bd. S. 202 ff.

[2]) Alfred von Arneth, Aus meinem Leben. Stuttgart 1893. I. Teil, S. 12 f.

erstenmal über diese Kleinigkeiten nach Hause, im Briefe vom 6. Jänner 1812 hat er bereits zwischen Wissenschaft und Dichtkunst gewählt. „Übrigens habe ich eigentlich die Idee, diesen Winter das Wiener Theater und meine Muße zu dem Beginne meiner dramatischen Laufbahn zu benutzen. Geradezu überzeuge ich mich alle Tage mehr, daß eigentlich Poesie das sei, wozu mich Gott in die Welt geworfen“ [1]).

Am 17. Jänner 1812 wurden „Die Braut“ und „Der grüne Domino“ an der Burg aufgeführt — wahrscheinlich hatte Krüger die Annahme der Stücke vermittelt — und fanden Beifall. Die Gunst des Publikums blieb auch den folgenden Produkten Körners nicht vorenthalten; von dem einsichtsvollen Vater unablässig gespornt, stellte der junge Dichter sich höhere Aufgaben, erreichte mit dem „Zriny“ die für seine Jahre überaus glänzende, vielbeneidete Stellung eines k. k. Hoftheaterdichters — er hatte sein Glück gemacht.

Auf die ersten Anfänge Körnerscher Bühnendichtung, auf die Lustspiele, wollen wir im folgenden unser Augenmerk richten.

* * *

Schon in früher Jugend hat sich Theodor Körner in der Dichtkunst versucht und in diesen Versuchen tritt uns die Nachahmung Schillers vor allem entgegen [2]). Der Sohn Chr. Gottfried Körners mußte so dichten wie Schiller, im hohen Drama mußte dem jungen Bühnenschriftsteller auch späterhin nur Schiller als Ideal vorschweben. Niemand wird ihm daraus einen Vorwurf machen; wäre er **nicht** in den Spuren Schillers gewandelt, fürwahr **das** wäre unnatürlich gewesen.

Auf dem Gebiete des Lustspiels jedoch ragte damals wie heute keine so erhabene Gestalt empor, das Lustspiel hatte seit Lessing keinen Schritt vorwärts getan, es nährte sich noch immer vom Witze der Franzosen. Darum stand es auch in Wien mit ihm nicht besser und alle namhafteren Dichter, die den Tagesbedarf der Wiener Bühnen mit ihren Erzeugnissen gedeckt hatten und noch deckten: Joh. Friedr. Jünger, August v. Kotzebue, August Baron Steigentesch, Franz August v. Kurländer — von geringeren zu schweigen — sie alle zeigen die nämliche Abhängigkeit vom französischen Vorbilde. In den Bannkreis dieser Geister geriet der junge Körner in Wien; was war also natürlicher, als daß seine ersten Bühnenstückchen ganz im Rahmen der herrschenden Richtung erscheinen? Was drängt sich dem Unbefangenen gleichsam schon von vorneherein als Überzeugung auf, als daß **Kotzebue**

---

[1]) Adolf Wolff, Theodor Körners Werke in vollständigster Sammlung nebst Briefen von und an Körner. Berlin 1858, IV. Band, Brief vom 6. Jänner 1812.

[2]) Gustav Edgar Reinhard, Schillers Einfluß auf Th. Körner. Straßburg 1899.

der bedeutendste unter diesen unbedeutenden Lustspielfabrikanten, auch für Theodor Körner maßgebend werden mußte? Man beachte, was bereits vorher angedeutet worden: Ein nicht unbegabter, poetisch veranlagter, für das Studium innerlich verlorener Jüngling geht mit dem Vorsatz, sich eine Existenz zu gründen, in die Fremde. Die Bühne verspricht den billigsten Erfolg, das Lustspiel die leichteste Einführung, vorzüglich ausgebildete Schauspieler, ein genußfrohes Publikum verheißen auch unbedeutenden Werkchen gute Aufnahme, wie sie die Kotzebues in Wien und anderswo in der Tat fanden — da lag der Gedanke nahe: Geh' hin und tue desgleichen!

Man sieht, der Schluß ist nicht allzuschwer und darum behaupten auch so ziemlich alle größeren und kleineren Literarhistoriker mit seltener Einmütigkeit, Körner sei im Lustspiele bei Kotzebue in die Schule gegangen. Erst um die Zeit der hundertsten Geburtstagsfeier Körners hat Heinrich Bischoff mit schönem Eifer sich gegen eine solche Herabsetzung des Lustspieldichters Theodor Körner verwahrt[1]).

Nachdem er die naturgemäß dürftigen Hinweise der bekanntesten Darstellungen deutscher Literatur im allgemeinen und der dramatischen im besonderen, soweit sie Körners dramatische Betätigung betreffen, einer scharfen Kritik unterzogen und nur die starke Nachahmung Schillers durch Körner zugegeben hat, fährt er fort: „Auch der Einfluß Kotzebues auf Theodor Körner ist in den vorhin angeführten Aussprüchen arg übertrieben. Körner hat wohl mit Kotzebue gemein die Leichtigkeit des Talentes und die daraus fließende erstaunliche Produktivität, ferner die Bühnengerechtigkeit, die das eigentümlichste Merkmal der dramatischen Werke beider Dichter bildet; von einem direkten Einfluß kann aber gar keine Rede sein. Körners Lustspiele, denn nur diese kommen hier in Betracht, sind völlig frei von der Frivolität und Gemeinheit der Kotzebueschen Machwerke und erinnern auch in keiner andern Hinsicht an Kotzebue.

Man hat sich, um des letzteren Einfluß zu beweisen, auf die Tatsache gestützt, daß beide Dichter die Form des Alexandriners im Lustspiel anwenden; dies brauchte aber Körner nicht von Kotzebue zu lernen, da schon Ch. G. Körner in seinem Essay über das Lustspiel „für den lächerlichen Stoff“ den Alexandriner als „am passendsten“ empfohlen hatte. Man hat auf die Ähnlichkeit der von beiden Autoren bearbeiteten Motive hingewiesen, wie z. B. Vater und Sohn, die als Nebenbuhler in einer und derselben Liebschaft erscheinen, ein Motiv, das in Körners „Braut“ und in Kotzebues „Die beiden Klingsberg“ erscheint. Dieses deutet aber nicht im mindesten auf direkten Einfluß hin, besonders da beide Stücke im übrigen ganz verschieden sind. Viele sofort ins Auge sprin-

---

[1]) Heinrich Bischoff, Theodor Körners „Zriny“ nebst einer allgemeinen Übersicht über Theodor Körner als Dramatiker. Leipzig 1891.

gende Übereinstimmungen hingegen sind wahrzunehmen zwischen Körners „Toni“ und Kotzebues „Des Hasses und der Liebe Rache“. Die Handlung — Rettung eines blind vertrauenden fremden Gastes durch ein edles, menschenliebendes Mädchen — ist im Grund dieselbe; die Helden des Kotzebueschen Stückes v. Helm und Julie sehen Körners Gustav von der Ried und Toni vollkommen ähnlich; in einem Worte die Ähnlichkeit, die beide Dramen aufweisen, ist so treffend, daß an einer Nachahmung gar nicht zu zweifeln ist. Wer ist nun der Nachahmer? Die Antwort auf diese Frage ist leicht, da das Stück Kotzebues ungefähr drei Jahre nach dem Körnerschen erschien. Weit entfernt also, daß Körner von Kotzebue beeinflußt worden sei, steht letzterer hingegen, wenigstens in einem seiner Stücke, unter direktem Einflusse Körners. In seinen Lustspielen steht unser Dichter vielmehr ganz auf eigenen Füßen; er schlägt hier eine Richtung ein, für welche er bei Schiller gar keinen Anhaltspunkt finden konnte. Bedeutend sind Körners Lustspiele allerdings nicht. Es sind anmutige, lustige Kleinigkeiten, die sich aber durchgängig auszeichnen durch eine hübsche Fabel, lebhaften Witz, höchst komische Situationen, raschen Fortschritt der Handlung, flotten und fließenden Dialog usf.“

Recht gern wird man anerkennen, daß es dem Verteidiger Körners heilig ernst darum zu tun war, unsern Dichter vor der „befleckenden“ Gemeinschaft mit Kotzebue zu retten; sodann muß man ohneweiters zugeben, daß Kotzebue großherzig genug gewesen, die Hinterlassenschaft Körners liebend zu würdigen; nur in der Hauptsache, der runden Abweisung von Kotzebues Einfluß auf Körner, den Lustspieldichter, kann man der Meinung Bischoffs nicht beipflichten.

* * *

Fürs erste scheint eine Anleihe bei Kotzebue nur uns Gegenwärtigen so entehrend, da wir den Mann nicht nur als banalen Vielschreiber, sondern auch nach einer viel unwürdigeren Seite seiner Tätigkeit zu beurteilen gewohnt sind. Denn trotz der ablehnenden Haltung Goethes und Schillers, trotz der Angriffe der Romantiker war seine Stellung damals durchaus nicht ohne Bedeutung. Man liebte ihn nicht, soweit man in der Gesellschaft anständig dachte und sein Urteil gegen den Beifall der Menge aufrecht erhielt, aber auf dem Theater konnte man seiner ganz und nicht entraten. In dem Briefwechsel der Familie Körner finden sich beispielsweise viele Stellen, die auf Kotzebues Stücke Bezug nehmen, so in den Briefen Ch. G. Körners an Schiller[1]) II 130 ff., IV 2 f., IV 387. Sehr günstig sind die Urteile des klardenkenden und

[1]) Schillers Briefwechsel mit Körner von 1784 bis zum Tode Schillers. Berlin 1847.

hochgebildeten alten Körner, eines Mannes, vor dem Schillers Genius sich nicht einmal beugte, freilich nicht, aber aus ihnen klingt nicht halb so viel Verachtung und Abscheu wie aus denen Bischoffs. Was jedoch die Briefe der Mutter Minna und der Tochter Emma[1]) anbelangt, so drücken sie (Minna Körner, am 16. März 1806, Emma Körner, am 7. Dezember 1808, 17. April 1809, 1. Februar 1812) zwar nicht verehrende Bewunderung aus, keineswegs aber unbedingte Geringschätzung des komischen Gehaltes der Stücke Kotzebues. Sie gestehen ihnen den Wert zu, daß sie für gewöhnlich das Unterhaltungsbedürfnis befriedigen. Darin treffen sie ganz gewiß mit dem allgemeinen, auch heute noch giltigen Urteile zusammen. Der Sohn des Hauses wird wohl bei dem Umstande, daß des Vielschreibers Komödien auch im Kreise seiner Familie und ihrer Freunde nicht wenig zur Förderung der Geselligkeit beitrugen, kaum anderer Meinung darüber gewesen sein, selbst wenn er in dem zugänglichen Teile seines Briefwechsels Kotzebue so gut wie nicht erwähnt. Nach den Bühnenerfolgen, die der Mann unstreitig damals zu erringen wußte, konnte ein solcher Theaterpraktiker dem jungen Bühnendichter gar wohl als nachahmenswert erscheinen. In Wien, wohin Kotzebue seit seiner Werktätigkeit als Theatersekretär 1798 seine Stücke noch kontraktmäßig an die Hoftheater einzuliefern hatte, mußte die Einwirkung auf Theodor Körner umso stärker sein, als der schon erwähnte Kurländer, dem Dichterjüngling eng befreundet, sich ungescheut als Nachahmer Kotzebues bekannte[2]). Faßt man alle diese äußeren Umstände zusammen, so ergibt sich schon aus ihnen eine gewisse Wahrscheinlichkeit für die allgemeine Annahme, Körner gehöre in seinen Lustspielen zu den Nachahmern Kotzebues; es erübrigt noch der direkte Nachweis, den eine eingehende Vergleichung wohl zu liefern im Stande ist.

* * *

Da erscheint zunächst die ganze Manier der theatralischen Technik, wie sie Kotzebue braucht, auch bei Körner.

Die aufdringliche Situationskomik Kotzebues beruht auf der Verzerrung der Wirklichkeit, auf gesuchten, willkürlichen Voraussetzungen. Die komische Verwicklung wird durch vielfach eingeschobene Motive oder Wiederholung desselben Motivs, z. B. durch das fast niemals fehlende Mittel der Verkleidung, oft schier unentwirrbar. Die Überleitung in natürliche, vernunftgemäße Verhältnisse, wie sie dem wirklichen Leben entsprechen, also die Lösung und Aufklärung, erfolgt meist recht ober-

---

[1]) Deutsche Rundschau, 15. Band, S. 65 ff. Briefe an Friedrich Benedikt Weber.

[2]) Almanach dramatischer Spiele für Gesellschaftstheater von Franz August von Kurländer. Wien und Triest, bei Geistinger, VII. Jahrgang, Vorrede zu dem Lustspiel „Schauspielerstand".

flächlich, niemals beinahe ohne etwas Gewaltsamkeit. Liegt diese Lösung in der Erkennung von Personen, so können diese entweder, ohne sich zu kennen, in nächstem Grade verwandt sein oder sie sollen in ein recht nahes Verhältnis, das der Ehe, treten. Die Personen können aber auch absichtlich und bewußt sich in Masken gesteckt haben. In beiden Fällen muß die Erkennung möglichst lange hinausgeschoben werden, d. h. es müssen die Verkleidungen bis zum Überdruß, oft bis zur endlosen Wiederholung sich steigern.

In der Charakterkomik wird nicht mit feinerem Griffel gezeichnet. Die uralten, überlieferten Typen der komischen Charaktere, vermehrt um einige selbsterfundene oder umgebildete, werfen die flinken, wenig sorgfältigen Hände des fruchtbaren Dichters in stärkster Deutlichkeit auf die Bühne. Ihre komischen Seiten sind dick unterstrichen, wirken daher unfehlbar, wenn auch meist nur nach einer Richtung. Entfaltung nach mehreren Seiten wird gewöhnlich nicht geboten. Unter vielen anderen finden wir da den täppischen älteren Liebhaber, der oft als Vormund erscheint; ihm gegenüber den gewandten jugendlichen Freier und die verliebte, den Alten verabscheuende Braut, meist ein reiches Mündel. Wir begegnen den Brautleuten, die ohne ihren Willen für einander bestimmt worden sind und sich zuerst prüfen müssen; der widerspenstigen Jungfrau, die ihren Nacken nicht unter das Ehejoch beugen will, mit der schelmischen Freundin zur Seite; dem pedantischen Schulmeister mit seinen natürlichen Widersachern, der lieben Jugend; dem liederlichen Sprößling der Stadt und dem biederen Sohne des ländlichen Schlages.

Die Sprache Kotzebues ist nicht sehr gewählt, selbst die versifizierten Spiele machen hierin wenig Ausnahmen. Die Führung des Dialogs darf man nicht ungeschickt nennen, wenn auch feines Spiel des Witzes seltener hervorsticht. Den dargestellten Charakteren erscheint der Ausdruck gewöhnlich angemessen, er rundet sich in einigen Versspielen zu zierlicher Anmut.

Aus dieser knappen Kennzeichnung läßt sich ersehen, daß Kotzebues Manier darauf hinzielt, das Grotesk-Komische recht in den Vordergrund zu stellen, durch die mit Händen greifbare Charakteristik auch dem Schauspieler tüchtig vorzuarbeiten, kurz, die Bühnenwirkung möglichst zu sichern. Diese Vorzüge erstrebt gerade auch Körner und sucht sie nach derselben Manier zu erreichen. Daß er die Nachahmung nicht blind betrieb, nicht übertrieb, sondern sich darin weises Maß aufzuerlegen verstand, zeugt von einer Summe guten Geschmackes, wie man sie bei einem Zwanzigjährigen sonst nicht voraussetzen darf. Hierin erkennen wir eben den Sohn Christian Gottfried Körners.

* * *

Von Theodor Körner sind fünf Lustspiele, sämtlich nur von der Ausdehnung eines Aktes, über die Bretter gegangen. Diese bilden das Substrat der vorliegenden Untersuchung, denn unausgeführte Entwürfe und ein wenn auch abgeschlossenes Stück „Der Wachtmeister“, das bisher weder gedruckt worden ist, noch — und das ist wohl wichtiger — die Feuerprobe der Aufführung bestanden hat, kann man billig beiseite lassen. Zwei von diesen fünf Lustspielen sind bereits erwähnt worden: „Die Braut“ und „Der grüne Domino“; sie stammen aus dem Monate Dezember des Jahres 1811[1]). Am 29. Dezember 1811 begonnen, wurde die derbe Fastnachtsposse „Der Nachtwächter“ am 8. Jänner 1812 vollendet. Die Ausarbeitung des Spieles in Versen „Der Vetter aus Bremen“ fällt zwischen den 25. April und 12. Mai 1812, „Die Gouvernante“ schrieb Körner im Anfange des Jahres 1813, kurz vor seinem Abgange von Wien. So umschließen gerade Lustspiele Körners Wiener Aufenthalt, ein heiterer Rahmen um ein farbenfreudiges Bildchen, bestrahlt von der Sonne des Glückes.

Um sofort ohne Umschweif die Hauptaufgabe in Angriff zu nehmen, wird es sich empfehlen, mit der kurzen Analyse der Körnerschen Spiele die vergleichende Gegenüberstellung aus Kotzebue zu verbinden.

I. Die Braut.

Ein Lustspiel in Alexandrinern in einem Aufzuge.

A. Voraussetzung.

Graf Holm hat seinen Sohn als zweijähriges Kind nach dem Tode der Gräfin deren Schwester nach Preußen mitgegeben, kennt ihn daher nicht.

B. Verwicklung.

Der alte Herr will ein schönes, wenn auch nicht ebenbürtiges und noch dazu armes Mädchen heiraten, sich kontraktlich ihre Zärtlichkeit verschreiben lassen; dabei kommt ihm aber sein Sohn, der eben auch, und zwar zu früh, im selben Gasthofe eingetroffen ist und, durch ein Lied der väterlichen Braut entzündet, sich schleunigst in sie verliebt hat, in die Quere. Da ihn der Alte darüber ertappt, wie er am Schlüsselloch lauschen möchte, geraten sie aneinander und der junge Graf gibt dem alten durch eine Fabel von einer süßen Nachtigall und einem alten Spatzen eine Lehre, daß seine Bewerbung übel angebracht sei. Er wagt es auch, sich der Braut zu nähern, wird aber zurückgewiesen und seine Niederlage bringt ihn so in Harnisch, daß er den Nebenbuhler, der die Zurückweisung durchs Schlüsselloch bemerkt hat, beleidigt und zum Zweikampf fordert. Graf Holm sen. verspricht,

[1]) Datierungen nach Peschel-Wildenow. I. Teil, S. 304, 305, 350, 397, 398.

sein Sohn, der morgen komme, werde ihn vertreten. Ein Brief der Braut, vom Dienstmädchen irrtümlich dem alten Grafen zugesteckt, bringt endlich die Aufklärung.

C. Die Lösung des Konfliktes

besteht in der Erkenntnis, daß beide Bewerber vor den Augen der Braut nicht Gnade gefunden haben, daß ein Dritter ihnen vorgezogen worden sei. Aus der Bezeichnung des alten Bräutigams in dem Briefe als Graf Holm ergibt sich auch die Erkennung von Vater und Sohn.

Denselben Konflikt zwischen denselben Personen nur mit anderer Lösung, nämlich durch Rücktritt des Vaters von der Bewerbung, hat Kotzebue in dem auf Wiener Boden spielenden Stücke „Die beiden Klingsberg“ [1]) behandelt. Außer einigen Umrissen der Handlung stimmt auch die Charakterzeichnung der Nebenbuhler bei Körner ziemlich mit der von Kotzebues leichtlebigem Grafenpaar. Darum fühlte sich auch Goethe unwillkürlich an die beiden Klingsberg erinnert, als er das Stück des jungen Körner in Weimar zur Aufführung brachte und darüber dem alten meldete: „Das kleine Lustspiel Ihres lieben Sohnes „Die Braut“ ist vor einigen Tagen mit dem größten Beifall gegeben worden .... Unser Wolff, der schon im alten Klingsberg die Maske eines Bejahrten ohne Karikatur mit viel Geschmack angezogen, spielte den Vater, Unzelmann den Sohn und die Arie ward gut gesungen. Nun hoff' ich, die beiden andern kleinen Stücke sollen auch das ihrige tun“. [2])

Dennoch möchte man Bischoff rechtgeben, wenn er diesen etwas oberflächlichen Anklang an die „Klingsberg“ nicht für einen zwingenden Beweis der Entlehnung halten will — aber Kotzebue hat nicht nur „Die beiden Klingsberg“ geschrieben, sondern 215 Stücke mehr, wie wenigstens die der Untersuchung zugrunde liegende Ausgabe seiner Dramen dartut [3]). Der Gegensatz zwischen Vater und Sohn als Bewerber um dieselbe Braut findet sich darin noch wiederholt in zutreffenderem Sinne. Besonders auf zwei Stücke sei hier verwiesen. Das eine, „Der Mann von vierzig Jahren“, 1795 erschienen [4]), stellt eine Bearbeitung aus dem Französischen des Fayan dar. Der Geck und Kammerjunker Niklas von Baarkopf bildet sich ein, Julia, Herrn v. Wiesens Mündel, liebe ihn. Da sie ihn abweist, wird sein Vater, der alte Baarkopf, ein Sechziger, durch das schelmische Kammermädchen Juliens zu einem Antrage ermutigt, der noch weniger Gehör findet. Die Braut fällt endlich

---

[1]) Theater von August v. Kotzebue. Wien und Leipzig 1841. 12. Bd.

[2]) Ad. Wolff, Th. Körners Werke. IV. Bd., 113. Brief. Weimar, 16. November 1812.

[3]) Theater von August v. Kotzebue, Verlag von Ignaz Klang, Wien und Eduard Kummer, Leipzig 1841, 40 Bände.

[4]) Theater, Bd. 5.

dem untätigen Dritten, Herrn von Wiesen zu. Das ist im Gerippe die Handlung des Körnerschen Stückchens; auch die Charaktere der beiden Baarkopfs zeigen, wenn sie auch grotesk gezeichnet sind, beträchtliche Übereinstimmung mit den Grafen Holm in der „Braut". Bei Kotzebue wie bei Körner haben wir die Überzeugung, daß weder der junge noch der alte Freier die Braut heimführen wird, daß sie bereits innerlich einem anderen gehört, obwohl der nicht im geringsten seine Rechte vertritt, bei Kotzebue ruhig zusieht, bei Körner überhaupt nur als Geliebter genannt wird. Die Lösung des Konfliktes führt das Kammermädchen der Braut herbei, auch dieses Motiv stimmt. Nur die Voraussetzung weicht in beiden verglichenen Stücken bedeutend ab. Eine ähnliche, wie sie Körner annimmt, daß Vater und Sohn, einander entfremdet, im Streite um eine Braut zusammenstoßen, hat dagegen Kotzebues Schauspiel von 1799 „Üble Laune"[1]), wo der Sohn, der sich Lieutenant Wayse nennt, dem Vater, Obersten Hammer, entlaufen ist. Oberst Hammer soll ein Mädchen Therese heiraten und will seinen Nebenbuhler Wayse durch Androhung eines Duells zum Verzicht zwingen. Vater und Sohn erkennen einander, des Sohnes Reitknecht Fabian enthüllt der Braut den Grund der Verzichtleistung ihres Geliebten und bringt eine Wendung zum Bessern, die Aufklärung und so die Vereinigung der Liebenden zustande. Noch läßt sich das Motiv, daß der Vater sich eines ihm unbequemen Kindes nach dem Tode der Gattin entledigt, indem er es in der Fremde unterbringt, belegen aus Kotzebues Lustspiel aus dem Jahre 1799 „Armut und Edelsinn"[2]). So macht es hierin der verabschiedete Major Heinrich Plum, auch ein Witwer, der wie der alte Holm, seinen Schmerz um die verlorene Gattin kaum ertragen kann, mit seiner Tochter, sorgt aber im übrigen ebenso freigebig für sie wie Graf Holm für seinen Sohn. Damit hätten wir alle irgendwie wichtigen Bestandteile des Körnerschen Lustspiels aus Kotzebue zusammengestellt, das heißt wohl ohne Umschreibung, Kotzebues „Machwerke" müssen Körnern bei der Abfassung der „Braut" vorgeschwebt haben.

II. Der grüne Domino.

Lustspiel in Alexandrinern in einem Aufzuge.

A. Voraussetzung.

Paulinens älterer Bruder, den der Vormund zum Bräutigam seiner Tochter Marie bestimmt hat, ist dieser persönlich unbekannt, hat sich aber auf einem Maskenballe als grüner Domino ihr genähert und ihre Liebe gewonnen.

---

[1]) Theater, Bd. 9.
[2]) Theater, Bd. 5.

B. Verwicklung.

Paulinen gelingt es, durch neckische Herabsetzung des Anbeters im grünen Domino Marien das Geständnis zu entreißen, daß ihr jener nicht gleichgiltig geblieben sei. Um sich ganz von der Echtheit und Innerlichkeit der Liebe Mariens zu überzeugen, vermummt sich Pauline in die Kleider des jüngeren Bruders, wirft den grünen Domino um und tritt Marien als siegessicherer Geck entgegen. Nachdem sie an der schmerzlichen Enttäuschung der Freundin deren tiefes Gefühl für den wahren Träger des Dominos erkannt hat, gibt sie sich zu erkennen.

C. Die Lösung

erfolgt durch das Erscheinen des Bräutigams, für den die Schwester bei der Braut vorgeworben.

Das Hauptmotiv Körners ist hier offenbar die Erwerbung der Braut durch den zwar vorausbestimmten, aber persönlich noch fremden Bräutigam, eines der beliebtesten bei Kotzebue. In „Armut und Edelsinn“ gibt sich der präsumtive Bräutigam aus der Fremde Hans von der Husen als Hans Flock aus und gewinnt die Liebe der versprochenen Braut. Mit dem ersten Motiv verbunden erscheint das von der Prüfung der Geliebten, das bei Körner einen guten Teil der Handlung füllt. Auch dieses findet sich recht oft bei Kotzebue, freilich noch vielfach verwickelter. Im „Posthaus in Treuenbrietzen“ [1]), einem Lustspiel von 1807, will nicht der Mann, sondern die ihm schon im Kindesalter angetraute Frau den Gatten durch die Macht ihrer eigenen Reize gewinnen. Der Gatte kommt aber auf die List und läßt seinerseits durch seinen Freund die Treue der Gattin auf die Probe stellen, bis er selber vor Eifersucht das Spiel nimmer vertragen kann. Ferner muß in dem Lustspiel von 1805 „Mädchenfreundschaft oder der türkische Gesandte“ [2]) nach dem französischen „Le pacha de Surêne“ der in Aussicht genommene Bräutigam das trotzige, ihm persönlich noch fremde Bräutchen, das von der Verbindung nichts wissen will, in der Verkleidung des türkischen Gesandten erst für sich erobern, was ihm durch Erregung der weiblichen Eitelkeit bald genug gelingt. Ein Nebenmotiv im „Grünen Domino“, die Zähmung einer Widerspenstigen, als die uns ja im Grunde Körners Marie erscheint, tritt noch besonders hervor in Kotzebues 1810 veröffentlichtem Lustspiele „Sorgen ohne Not und Not ohne Sorgen“ [3]). Heloise, des reichen Kaufmannes Bebefrost Nichte, verrät dort im Streite mit ihrer Gespielin Pauline, da ihr unbekannter Anbeter durch die Freundin herabgesetzt wird, ganz ähnlich ihre Neigung, wie Körners Heldin im „Domino“. Wenn Körner die Freundin auf die

[1]) Theater, Bd. 21.
[2]) Theater, Bd. 18.
[3]) Theater, Bd. 26.

Braut den Anschlag ausführen läßt, während bei Kotzebue der Bräutigam selbst die Geliebte auf die Probe stellt oder ein Freund von ihm, so ist das ein Zugeständnis an den guten Geschmack, dasselbe Motiv ist nur zarter ausgeführt. An einer Entlehnung aus Kotzebue ist nicht zu zweifeln.

III. Der Nachtwächter.

Eine Posse in Versen und einem Aufzuge.

Unter dem 8. Jänner 1812 schreibt Theodor Körner an die Seinen: „Soeben ist wieder ein kleines Stück in geregelten Knittelversen fertig geworden mit dem Titel: 'Der Nachtwächter'. Der Stoff hat seinen Ursprung in einer Geschichte, die mir selbst in Leipzig begegnete“ [1]).

Die Posse ist das Derbste, was der junge Poet in seiner Lustspieldichtung verbrochen hat, dabei jedoch harmlos vom Anfang bis zum Ende, das wirksamste Stück in Situations- und Charakterkomik, voll individuellen Lebens, innerer Wahrheit und köstlichen, ungesuchten Humors.

Der Hauptsache nach ist sie ein gelungener Ulk, ein fröhlicher Studentenstreich, bei dem man sich sehr versucht fühlt zu glauben, daß Selbsterlebtes zugrunde liegt. Man könnte sich nur freuen, hätte der Dichter überall wie hier so frisch und unmittelbar aus sich selbst geschaffen, und wir finden es ganz begreiflich, daß gerade dieses Stück sich am längsten von allen Körnerschen auf dem Spielplan des Berliner Schauspielhauses gehalten (bis 1850) und im ganzen dort 77 Aufführungen erlebt hat [2]). Und doch — in diesem anscheinend ganz individuellen Körner steckt ein gut Stück Kotzebue.

A. Voraussetzung.

Der beschränkte, bejahrte Nachtwächter Tobias Schwalbe möchte sein Mündel Röschen gern für sich behalten.

B. Verwicklung.

Dem täppischen alten Freier tritt in dem fleißigen, braven Juristen und Aktuar Zeisig ein überlegener Nebenbuhler entgegen, der durch die Beihilfe seines verbummelten Studiengenossen Wachtel den Sieg davonträgt und Röschen entführt.

C. Die Lösung

bringt Wachtel, indem er den gefoppten Schwalbe höhnisch aufklärt, aber auf dem Brunnenhäuschen in unerquicklicher Lage zurückläßt.

---

[1]) Ad. Wolff, Th. Körner IV, 66. Brief.

[2]) Peschel-Wildenow, II. Teil, S. 223, Anmerkung zur S. 318, Z. 16.

Die Befreiung eines liebenden Mädchens aus den Händen eines alternden Liebhabers hat Kotzebue wiederum als Lustspielmotiv mit größter Vorliebe verwendet. Der alte Verehrer ist bei ihm gewöhnlich noch Vormund, der mit dem Anschein des Rechtes die Bestimmung über die Hand des Mündels zu seinen Gunsten treffen und das Mädchen am liebsten hinter Schloß und Riegel halten möchte. Für zwei Lustspiele aus dem Jahre 1806 „Eulenspiegel" und „Die gefährliche Nachbarschaft"[1]) und eines aus dem folgenden Jahre „Das Lustspiel am Fenster"[2]) liefert dies Motiv oder besser liefern diese beiden Motive die bewegte, an komischen Situationen überreiche Handlung. Der Vormund selbst wird schließlich in Gewahrsam gebracht, d. h. in eine Lage versetzt, in der er den Liebenden nicht mehr zu schaden vermag und kapitulieren muß, um nicht dem schonungslosesten Spotte anheimzufallen. Körner hat seinem Schwalbe etwas grausam neben dem Schaden auch den Spott nicht erspart, er läßt ihn auf dem Brunnenhäuschen buchstäblich seine Verzweiflung ausposaunen. Diesem Brunnenhäuschen, von dem aus Schwalbe beobachten soll, entspricht im „Eulenspiegel" als Requisit der Taubenschlag, auf den der Liebhaber klettert, um sich durch Taubenbotschaft mit dem Liebchen ins Einvernehmen zu setzen. Der erste Kotzebuesche Schwank hat wohl am meisten auf die Körnersche Posse eingewirkt. Der Charakter des Quacksalbers Brummserus, daneben auch der des törichten Knechts Eulenspiegel, findet sich in ganz ähnlichen, selbst geringfügigeren Zügen auf den Schwalbe übertragen, ohne daß jedoch dieser aller Originalität entbehrte; ganz im Gegenteil. Wie ferner dort der übermütige Frölich seine Liebesbotschaft an Nettchen dem Brummser selbst aufträgt, so muß hier Schwalbe die Briefchen der Liebenden an seinem Zopfe hin- und hertragen. Wie der töricht-schlaue Eulenspiegel gegen gutes Geld es mit seiner Pflicht vereinbaren kann, den Liebenden zu helfen, so läßt sich auch Schwalbe gern bereit finden, bei einem vorgegebenen Liebeshandel mitzuwirken. Allergrößte Ähnlichkeit im Charakter zeigen die beiden Studenten Körners Zeisig und Wachtel mit dem Freundepaar Lerche und Wachtel in Kotzebues „Sorgen ohne Not und Not ohne Sorgen". Lerche auch bei Kotzebue ehrlich, bieder, wacker und rechtschaffen, bemüht, durch seine Kenntnisse auf rechtliche Weise sich eine Stellung und die Hand der Geliebten zu erringen; Wachtel, von weniger zartem Gewissen, schon auf der Schule ein lockerer Gesell, der seinen Vorteil zu ergattern trachtet, wo, wie und wann es eben möglich ist, nie verlegen um einen Pfiff. Aus dieser genauen Übereinstimmung im Charakter der Freunde bei dem einen wie dem anderen Dichter fließt natürlich auch eine ziemlich genaue Übereinstimmung in der Handlung, nur daß diese bei Kotzebue

[1]) Theater, Bd. 19.
[2]) Theater, Bd. 21.

weitaus reicher und verwickelter ist. Denn wie Wachtel im „Nachtwächter" seinem lieben Zeisig zu Röschen verhilft, indem er sie den Händen Schwalbes entreißt, so muß auch Kotzebues Wachtel dem anständig denkenden Freunde das Mädchen seiner Wahl erst freimachen von einer ihr drohenden Verbindung mit dem alten Reichsfreiherrn von Pelz, der natürlich als der Geprellte auch das Nachsehen hat. Wir bemerken also, trotz aller in dem vorliegenden Stücke unleugbar aufgebotenen selbständigen Gestaltungskunst Körners, die sich gar wohl auf eigene Erlebnisse stützen kann, lassen sich gerade für die Motive und Charaktere dieser Posse sehr leicht und sicher Vorbilder bei Kotzebue auffinden, so daß man auch bei ihr nicht mehr von Originalität sprechen darf. Dennoch sei mit Nachdruck hervorgehoben, daß „Der Nachtwächter" unverkennbar den Eindruck größerer Selbständigkeit hinterläßt.

IV. Der Vetter aus Bremen.

Ein Spiel in Versen und einem Aufzuge.

A. Voraussetzung.

Pächter Veit hat, weil er selbst nicht den in seiner Familie beliebten Beruf eines Schulmeisters ausüben wollte, sondern Bauer geworden ist, seinem sterbenden Bruder versprechen müssen, seine einzige Tochter Gretchen einem Schulmeistervetter aus Bremen zur Frau zu geben.

B. Verwicklung.

Diesem ältlichen, unbekannten Freier steht ein von Gretchen geliebter junger Bauer Franz gegenüber. Durch dessen herzliche Vorstellungen fast schon ungestimmt, will Veit in der Maske des Schulmeisters Gretchens Liebe prüfen. Ebenso verkleidet sich Franz und gedenkt, als alberner Freier aufzutreten und Veit so zum Widerruf seines Versprechens zu vermögen. Gretchen kommt dem verkleideten Vater so rührend ehrlich entgegen, daß Veit sich verrät und die Tochter jetzt aus Übermut beschließt, gleichfalls als Schulmeister vermummt, die beiden Männer, die sich gegenseitig schon in die ärgste Verlegenheit gebracht haben, noch ein bißchen zu quälen.

C. Lösung.

Unfähig, ihre Schelmerei länger zu verhehlen, läßt Gretchen die Maske fallen. Veit bestimmt den Erstgeborenen des jungen Paares zum Schulmeister.

In ähnlich freien Versen hat Kotzebue ein ganz ähnliches Verhältnis 1807 behandelt: „Das liebe Dörfchen"[1]) heißt die dramatisierte Idylle. Die Voraussetzung, aus Rousseaus Tendenzen geflossen, bildet, daß ein junger Bauernknecht Ferdinand, unter dem

---

[1]) Theater, Bd. 21.

sich ein ehemals leichtfertiger Städter verbirgt, aus Liebe zu Gretchen, der Tochter des Bauers Krüger, ein tätiges Leben begonnen hat, um der Geliebten Herz und Hand zu erringen. Seit einem Jahre ist er seinem Vater, dem reichen Kaufmann Walther in der Stadt, entwichen und wird von diesem eifrig gesucht. Walther erfährt von seines Sohnes Liebe und Leben und läßt durch den Küster und Schulmeister bei dem Bauern Krüger um die Hand des Mädchens werben. Krügers Bescheid lautet: Mein Schwiegersohn muß ein Bauer sein. Die Bedingung wird angenommen, da Walther für seinen Sohn schon das nächste Gut angekauft hat. Nun gibt Krüger seine Einwilligung, nicht ohne den armen Knecht Ferdinand, um dessen Liebe zu Gretchen er weiß, herzlich zu bedauern; denn er weiß nicht, daß Walthers Sohn und der Knecht eine und dieselbe Person sind, und der freiwerbende Vater hat seinen Namen verschwiegen. Ferdinand selbst erkennt in der Hitze seiner Aufwallung den verkleideten Vater nicht sogleich, der aber kann kaum noch an sich halten, als er die beiden jungen Leute dem alten Krüger ihre Liebe beteuern hört. Durch freimütiges und ehrliches Bekenntnis ihrer Gefühle sucht Gretchen auch des Fremden Herz zu rühren, sucht alles hervor, um ihn zu vermögen, daß er von der Werbung um sie abstehe, daß er für seinen Sohn anderswo eine Braut finde, nur damit sie ihrer Liebe zu Ferdinand treu bleiben könne. Die Unfähigkeit des alten Walther, sich noch weiter zu verstellen und die Prüfung der Liebenden qualvoll zu verlängern, führt zur raschen Lösung, indem die ganze Werbung des angeblich Fremden sich als eitel Spiegelfechterei herausstellt. Neben dem Konflikte, der sich aus dem Gegenübertreten eines passenden, der ländlichen Umgebung angehörigen Freiers und eines gesellschaftlich höher stehenden, aus der Stadt stammenden Bräutigams ergibt, eines Bräutigams, den der Wille und das Machtwort des Brautvaters begünstigen, sei hier noch ganz besonders auf die Ähnlichkeit im Gebrauch eines blinden Motivs hingewiesen. Bei Körner tritt der drohende Vetter aus Bremen gar nicht in die Wirklichkeit, bei Kotzebue ist Walthers Sohn, für den der Vater die Einwilligung des Brautvaters Krüger erwirkt, eben Ferdinand selber, d. h. als drohender Nebenbuhler in Wirklichkeit nicht vorhanden. Die Situationskomik beruht in beiden Stücken hauptsächlich auf der Verkleidung, nur hat diesmal der Jünger den Meister übertroffen, kaum zum Vorteile seines Werkes. Übrigens geht die Übereinstimmung in Situation und Charakteren so weit, daß gleich im Eingang das Gretchen Körners genau so wie das Kotzebues den Geliebten warnt, von ihrer Liebe mit dem Vater zu reden, sowie sie später durch ehrlichen Freimut den drohenden Werber zum Verzicht bringen will. Sehr auffallend und geradezu entscheidend ist die Hervorkehrung einer Tendenz, die wir sonst bei Körner nicht, bei Kotzebue hingegen wiederholt recht stark betont finden: die Tendenz Rousseaus. Der Gegensatz zwischen städtischer Über-

feinerung und ländlicher Sittenreinheit, zwischen Kultur und Natur tritt im „lieben Dörfchen" deutlich genug, aber nicht minder greifbar im „Vetter aus Bremen" zutage. Wie bei Kotzebue der Kaufmann Walther aus Bauernmark stammt und seinem Sohne gerne die Rückkehr zum Bauernstande gestattet, so ist auch Pächter Veit bei Körner nur mit Widerwillen dazu gebracht worden, sein einziges Kind der Familientradition zu opfern, sie einem Schulmeister zu verloben, und beruhigt sein Gewissen leichtherzig genug mit der Zusage, die ihm das junge Paar geben muß, der erste Sohn solle der Schulmeisterwürde nicht entgehen. An einem tiefgehenden inneren Zusammenhang beider Stücke ist daher nicht zu zweifeln, nur weniges hat Körner hinzugefügt, nur leise umgebildet.

V. Die Gouvernante.

Eine Posse in einem Aufzuge in Alexandrinern.

A. Voraussetzung.

Um die Hand zweier Freundinnen, Franziska und Luise, haben Bewerber bei Vater und Vormund angehalten; in bebender Ungeduld erwarten die Mädchen Nachricht über das frohe Ergebnis der Werbung.

B. Verwicklung.

Die ahnungslose Gouvernante versucht aber mit den zerstreuten jungen Damen Stunde zu halten, belegt die endlich angekommenen Briefe mit Beschlag, will sie lesen; die Mädchen verstecken ihr die Brille, bitten ohne Erfolg um die Briefe und verkleiden sich endlich. Franziska fordert als Graf von Gleichen den einen Brief von der Gouvernante. Dazwischen erscheint plötzlich Luise als die siebzigjährige St. Almé, die Erzieherin der Gouvernante, und entreißt dieser unter heftigen Strafreden die Briefe.

C. Lösung.

Vor Freude über den günstigen Bericht sinken die verkleideten Mädchen einander in die Arme, die Gouvernante steht erst recht verdutzt dem Rätsel gegenüber, da sie die Verkleidung nicht durchschaut hat.

Als das wichtigste Motiv erscheint hier die Überwindung von Hindernissen durch Täuschung der Widerstrebenden, um ein Ziel zu erreichen, indem die Gegenspieler, durch die Maske der Spieler eingeschüchtert, ihren Widerstand aufgeben müssen. Auch darauf stößt man bei Kotzebue auf Schritt und Tritt. Freilich handelt es sich dabei gewöhnlich um mehr als die erwünschte Möglichkeit, Briefe lesen zu können. Die Triebfeder ist aber Kotzebue ebensowenig wie Körner dieses bedeutsame Streben, sondern eine gewisse mutwillige Anlage des Charakters, die den Helden antreibt, in den verschiedensten Verkleidungen den tollsten Spuk zu voll-

führen. Die Rücksicht auf den gewandten Schauspieler, den in allen Sätteln gerechten Charakterkomiker war für die Abfassung solcher Stücke wohl entscheidend. Daß es bei den Verkleidungen immer auf eine Prellerei abgesehen ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Von den vielen hiehergehörigen Spielen, in denen ein Tausendsassa alle anderen Personen zum besten hält, sei nur auf eines aufmerksam gemacht, auf die Posse „Pagenstreiche" aus dem Jahre 1804[1]). Hier stimmt der Page Paul von Husch besonders seinen Oheim ganz nach seinen Absichten; höchst komisch ist es, wie er ihn dazu bringt, seinen Töchtern die Einwilligung zur Vermählung mit ihren Freiern zu geben. Er läßt nämlich die Bilder des Ahnherrn und der Ahnfrau, hinter denen er selbst und sein durchtriebener Reitknecht stecken, in Aktion treten, um Herrn v. Stuhlbein seinen Wünschen gefügig zu machen. An diese Geisterbeschwörung erinnert die Einführung der uralten St. Almé, der Gouvernante der nicht mehr jungen Gouvernante, bei Körner. Das zweite Motiv Körners, die Komik einer Schulstunde mit allerhand ergötzlichen Mißverständnissen aus Zerstreutheit hatte Kotzebue auch schon in einigen seiner Stücke ausgenützt, so in dem 1798 erschienenen Schauspiel „Das Dorf im Gebirge" [2]), ferner in dem schon früher verglichenen Lustspiel „Mädchenfreundschaft oder der türkische Gesandte". Im ersten Stücke wird der Schulmeister von einer Schar übermütiger Mädchen, die nach dem Abzuge des männlichen Aufgebotes die Verteidigung des Dorfes übernommen haben, gefangen, gehänselt und geneckt; auch in einer Schulstunde ärgern ihn die Buben durch ihre Zerstreutheit. Der Schulmeister selbst glänzt gern wie der im „lieben Dörfchen" oder der Magister Schnudrian im Lustspiele „Sorgen ohne Not und Not ohne Sorgen" durch seine lateinische Weisheit. Doch kann man auf solch allgemeine Annäherung nicht viel geben. Viel schwerer fällt ins Gewicht, was an Übereinstimmung mit der Körnerschen Posse in Kotzebues „Mädchenfreundschaft" zu finden ist. Hier stoßen wir zunächst auf das gleiche Motiv eines Bündnisses junger Mädchen, um die Vorsteherin der Pension, Madame Braun, zu betrügen und zwar durch einen Brief, der an den türkischen Gesandten befördert werden soll. Verkehrte Antworten in der Eingangsszene, einer Unterrichtsstunde, begegnen wie bei Körner, selbst daß griechische Literaturgeschichte vorgenommen wird, findet in der „Gouvernante" eine Entsprechung darin, daß Luise ein griechisches Buch verkehrt in die Hand nimmt. Noch näher ist die Berührung, wenn in der Tanzstunde der Monsieur Hopsa, der Tanzlehrer, seinen Unterricht in einem barbarischen Mischmasch von Französisch und Deutsch — er kann überhaupt Deutsch nur radebrechen — erteilt. Mit dem Briefe, den er aus der Hand der Mädchen empfängt, macht

[1]) Theater, Bd. 17.
[2]) Theater, Bd. 8.

er es so, wie die Gouvernante es machen sollte und wollte, d. h. er übergibt ihn der Madame Braun, der Person, die Elternstelle vertritt. Zwar diese Madame Braun ist wesentlich anders gezeichnet als die gewissenhafte, nur etwas pedantische und dem Übermute ihrer Zöglinge ganz und gar nicht gewachsene Körnersche Gouvernante, die im allgemeinen das Lob Kohuts wohl verdient[1]). Dieser Figur, der bei Kotzebue nichts Vollwertiges an die Seite zu stellen ist, verdankte die Komödie auch den guten Eindruck auf das Publikum, so daß sie von 1815 bis 1839 nicht weniger als 59 Aufführungen in Berlin erleben durfte[2]).

* * *

Einen Blick verdient noch die Posse in zwei Akten „Der Wachtmeister", in Prosa geschrieben, aber bisher ungedruckt. Nach dem bei Peschel-Wildenow I 376, 77 mitgeteilten Inhalte haben wir es mit einem ziemlich wirren Intrigenstück ganz im Geschmacke Kotzebues zu tun, insofern als darin ausgiebiger Gebrauch gemacht wird von komischen Verkleidungen und hauptsächlich daraus fließenden derblustigen Situationen. Ebenda (Peschel-Wildenow) erfahren wir aus einem Briefe Theodors an den Vater, datiert vom 23. Oktober 1820: „Mit meiner Posse in 2 Aufzügen „Der Wachtmeister" betitelt und für den Hasenhut (Schauspieler) geschrieben, bin ich fertig (in drei Tagen!) und habe so eine Masse schlechter Wiener Witze hineinzubringen gewußt, daß ich mir eine glückliche und sehr komische Wirkung davon versprechen darf. — Die Posse habe ich in Prosa geschrieben und es ist mir wider meine eigene Hoffnung recht passabel ergangen". Nach des Dichters Worten scheint dieses Stück wenigstens in der Sprache mehr Lokalfarbe angenommen zu haben, als es bei den früheren der Fall gewesen war, obwohl man die „Braut" nach einigen Aufführungen in Wien verboten hat, offenbar weil man darin Anspielungen auf lokale Verhältnisse finden wollte, die der Dichter gewiß nicht beabsichtigt hatte[3]). Und darum ist es doppelt zu bedauern, daß es Körner nicht vergönnt gewesen, seine *vis comica* auf Stoffe zu konzentrieren, die mehr aus dem Leben seiner neuen Heimat schöpften, die also eigene Beobachtung voraussetzten und das literarische Vorbild allmählich hätten entbehrlich erscheinen lassen. Das eigentliche Gebiet des Lustspiels blieb ihm versagt, dazu kam seine Dichtung nicht mehr. Was er an Komödien geschaffen, das trägt, wie wir gesehen haben, den Stempel Kotzebues; nur durch die Vergleichung mit diesem wird Körners Leistungen auf dem Felde der Komödie die passende Stelle angewiesen. Es ist in dieser

---

[1]) Dr. A. Kohut, Th. Körner, sein Leben und seine Dichtungen, Säkularschrift, Berlin 1891.
[2]) Peschel-Wildenow I 397, 98.
[3]) Ad. Wolff, Th. Körner. IV. Bd., 79. Brief.

Untersuchung durchaus nicht verabsäumt worden, die einschlägige Bühnenliteratur auf dem Wiener Boden heranzuziehen: Joh. Friedr. Jüngers Komisches Theater [1]), die Lustspiele Augusts von Steigentesch [2]), den Almanach dramatischer Spiele von August von Kurländer. Außer ziemlich belanglosen Kleinigkeiten, z. B. daß bei Jünger die übliche Verkleidung auf Maskenbällen wiederholt die Anspinnung einer Liebesintrige erlaubt, was ja in Körners „grünem Domino" auch vorkommt, oder unbedeutenden Nebenzügen, die bei Kurländer wiederkehren, läßt sich nichts feststellen, was einer stärkeren Beeinflussung gleich käme. Die Behauptung jedoch, daß Kotzebue für Körner als Lustspieldichter Vorbild, Meister und Muster gewesen, kann nach den Ergebnissen der Gegenüberstellung zur Gewißheit erhoben werden. Nicht nur, daß sich bei Kotzebue dieselbe Technik, ähnliche Situationen und Charaktere aufzeigen lassen, nicht nur, daß Körners Spiele in freien Versen den Kotzebueschen inhaltsähnlichen auch formell sich ganz gleichstellen, die Benützung ergibt sich vor allem noch aus der Erwägung, daß sich die Übereinstimmung bei beiden Dichtern wesentlich auf drei Stücke des Kotzebue bezieht: *1.* Armut und Edelsinn, *2.* Mädchenfreundschaft oder der türkische Gesandte, *3.* Sorgen ohne Not und Not ohne Sorgen. Das erste Stück erscheint benützt für Körners „Braut" und den „grünen Domino", das zweite für den „grünen Domino" und die „Gouvernante", das dritte für den „grünen Domino" und den „Nachtwächter". Wie wenig es Körner selbst darum zu tun war, auch nur äußerliche Spuren des fremden Einflusses zu beseitigen, dafür zeugen die Namen seiner Lustspielfiguren. So heißen die beiden Freundinnen im „Domino" Marie und Pauline nach der Heloise und Pauline in den „Sorgen ohne Not und Not ohne Sorgen"; dem Freundepaar Zeisig und Wachtel im „Nachtwächter" entsprechen Lerche und Wachtel in dem oben angeführten Stücke Kotzebues; dem Liebespaar Franz und Gretchen im „Vetter aus Bremen" stehen Ferdinand und Gretchen im „lieben Dörfchen" gegenüber. Es ist das ein Zug von Oberflächlichkeit, der allerdings etwas entschuldigt wird durch die fabelhafte Raschheit in der Ausarbeitung der kleinen Stücke, die Körner selbst nur als Kleinigkeiten zu bezeichnen liebte. Wenn Bischoff, der eifrige Verteidiger unseres Dichters gegen den Kotzebueschen Einfluß, ins Treffen führt, daß Kotzebue in einem Stücke wenigstens [3]) unter der Einwirkung von Körners „Toni" steht, so muß man ihm freilich recht geben, ja man könnte diese Behauptung noch durch mehrfache Belege förderlich unterstützen.

[1]) Komisches Theater von Joh. Friedr. Jünger, Stuttgart bei Cotta 1861.

[2]) Lustspiele von Freiherrn von Steigentesch, Wien und Triest bei Geistinger 1809.

[3]) Theater, Bd. 34 „Des Hasses und der Liebe Rache".

Nur zeugen sie alle nicht gegen die Tatsache, daß Körner vorher schon Kotzebue benützt hatte. Bischoffs Verfahren ließe sich dann auch auf Steigentesch und Kurländer anwenden, obwohl diese eingestandenermaßen zur Schule Kotzebues gehören.

Ein Umstand fällt freilich auf: Körners Schweigen über seine Beziehungen zu Kotzebue.

In dem gedruckten Briefwechsel zwischen ihm und seinen Angehörigen wenigstens ist von jenem Manne nicht die Rede. Da aber Peschel[1]), dem ja fast alle Briefe, ob gedruckt oder ungedruckt, erreichbar sein mußten, sich Bischoffs Ausführungen über Theodor Körners Stellung zu Kotzebue anschließt, so dürften in der Tat keine aufschlußreicheren Erwähnungen in den Briefen zu finden sein. Fehlten solche Andeutungen gänzlich, so wäre dieses sonderbare Schweigen eben als *argumentum ex silentio* zu betrachten, als stilles Eingeständnis aufzufassen. Aus einem Briefe Theodors an die Seinen vom 22. Februar 1812[2]) scheint übrigens hervorzugehen, daß der junge Körner auch gar nicht im Sinne hatte, so originell in seinen Lustspielen aufzutreten, als Bischoff glauben machen möchte. „Jetzt hab' ich ein Lustspiel vor“, schreibt er, „was ein Pasquill auf viele Theaterdichter, auf mich und das Publikum werden soll. Die Idee dazu ist nach aller Geständnis überraschend und neu“. Der letzte Satz kann wohl nicht anders gedeutet werden, als daß dem jungen Dichter selbst die Ideen zu seinen sonstigen Lustspielen nicht so überraschend und neu erschienen.

* * *

Nachdem die Lustspiele Körners uns die Fäden, die sie mit Kotzebue verbinden, haben aufzeigen müssen, wollen wir uns in einem letzten Abschnitte mit ihrem Eigengehalte beschäftigen. Vorerst wäre noch die Frage nach ihrem Erfolge gleich hier abzutun.

Dieser war zwar nicht durchschlagend, aber immerhin günstig genug. Daß er nicht in letzter Linie den Schauspielern zu danken war, bezeugt Theodor selber, wenn er unterm 17. Jänner 1812 den Seinen meldet: „Die Adamberger braucht nur den Mund zu öffnen, um zu bezaubern“[3]). Aber auch ohne Darstellung erquickt uns in den leichten Scherzspielen der jugendlich frische Humor, die glückliche Erfassung einer heiteren, von Sorgen freien Gegenwart. Es liegt über ihnen der goldige Schimmer ungebrochener Jugendkraft, darum fließt die Rede so munter fort, darum stellt sich im rechten Augenblick auch der glückliche Ausdruck ein, keine schale Witzelei, kein mühsam abgequältes Wort stört uns im Genusse. Die sonnige Freudigkeit im Wesen des Dichters strahlt und

---

[1]) Der um die Körnerforschung hochverdiente Gründer des Körnermuseums in Dresden.

[2]) Ad. Wolff, IV. Bd., 75. Brief.

[3]) Ad Wolff, IV. Brief vom 17. Jänner 1812.

wärmt auch in den anspruchslosen Eingebungen fröhlicher Stunden. Die leichtlebige Art seiner Natur nimmt uns in freundlicher Anmut gefangen und gern überlassen wir uns dem Eindrucke seiner lebensfrischen Gestalten, die uns den raschen Pulsschlag seines warmen, offenen Herzens vermitteln. So wenn der junge Graf Holm in der „Braut“ sich selbst charakterisiert: sein flottes Leben auf der Hochschule, das dem Vater ziemlich viel gekostet hat, sein verliebtes Temperament, seinen Hang zu Liebesabenteuern, seine leichte Entzündlichkeit, wenn er ein weibliches Wesen mit jener Dreiheit der Reize geschmückt sieht, mit kleinem Fuß, schönem Arm, besonders in anmutiger Bewegung beim Guitarrespiel, endlich mit seelenvollem Auge. Da haben wir den liebenswürdig-fröhlichen Dichterjüngling selbst vor uns, der, als neuer Troubadour, die Guitarre am Bande nur allzu gern sein heißes Herz der Schönen zu Füßen legt. Gewinnendes, offenes, ungekünsteltes Auftreten hat ihm in der Tat die Herzen aller, denen er nahe kam, errungen. Mit dieser Macht der anziehenden Persönlichkeit sind die jugendlichen Helden der Lustspiele sämtlich ausgestattet: der junge Holm, der Freier im „Domino“, der verbummelte Student Wachtel im „Nachtwächter“, der Bauernbursche Franz im „Vetter aus Bremen“. Lauter liebe, gutherzige, etwas leichtfertige Jungen. Die Alten gelingen nicht schlechter. Freilich sind auch sie, man möchte sagen, jugendlich geraten, auch sie sind keine Sauertöpfe, sondern noch recht empfänglich für die Freuden einer genußfrohen Gegenwart: Graf Holm, der nette Bonvivant, Schwalbe, der köstliche Werber. Ihre Schwäche ist die Eitelkeit, die Einbildung auf ihre persönlichen Vorzüge, eine Eigenschaft, die uns aber niemals unangenehm berührt, weil sie nicht übertrieben gezeichnet wird. Wie lächeln wir, da Schwalbe dem Röschen mit breiter, geschwätziger Behaglichkeit seine Lebensgeschichte erzählt, immer bemüht, trotz bedenklicher Zweifel des Mündels, sich im günstigsten Licht darzustellen, ihr das große Glück auszumalen, das ihrer an seiner Seite wartet, als Gattin eines Mannes, der die ihm anvertraute Stellung des Nachtwächters mit Würde und Umsicht ausfüllt. Das Herz geht uns selbst auf, wenn Franz im „Vetter“ dem alten Veit von seiner Liebe in beweglichen Worten spricht, wenn er in ehrlicher, schöner Wertschätzung das Leben des Landmanns preist; wir verstehen, daß er den guten Alten trotz des traditionellen Schulmeisterstolzes überwinden muß, daß Veit es nicht mehr vermag, das einfache, ländliche Glück seiner Tochter gegen das graue Stubendasein bei dem grämlichen Schulmeisterlein einzutauschen. Die frische Natürlichkeit in den Charakteren der Männer erreicht in der Darstellung des Studenten Wachtel ihren höchsten Ausdruck, er ist eine Gestalt von lebenswahrer Farbe, es ist zum guten Teile der junge Körner selber. Der harmlose Leichtsinn, mit dem er die Geschichte seines plötzlichen Studienabschlusses vorträgt, die fröhliche Hilfsbereitschaft, wo es gilt, einem lieben Freunde aus der

unser Ohr keinen besonderen Reiz mehr zu üben vermag. Weit gefälliger noch und zwangloser erscheint uns Körners Diktion in den freien Versen, wie er sie im „Nachtwächter“ und im „Vetter aus Bremen“ angewandt hat. Für die Würdigung aller dieser Vorzüge kommt ferner der Umstand in Betracht, daß der Dichter seine dramatischen Scherze geradezu im Fluge hingeworfen hat; einige Tage, höchstens eine Woche genügten ihm zur Ausführung. Das ist eine sehr beachtenswerte Leichtigkeit des poetischen Talentes und ihr vor allem verdanken die „Kleinigkeiten“ jene natürliche Anmut, die heute noch ihre Wirkung nicht verfehlt. Freilich mußte damit auch eine gewisse Oberflächlichkeit verbunden sein, die so manchen Fehler stehen ließ, geeignet, das Gesamturteil über diese Kinder Körnerscher Laune sehr zu trüben. Beim besten Willen lassen sich eben gewisse sprachliche Mängel, die dem Ohre des Sachsen weniger empfindlich sein mögen, aber auch, was viel schwerer ins Gewicht fällt, bedeutende Schwächen der dramatischen Motivierung, wie sie bisher bereits gestreift worden sind, nicht verteidigen, so daß man zwar nicht mit Bischoff eine besondere Wertschätzung des Dramatikers Körner in der Literaturgeschichte, sondern nur mit Stern [1]) eine Wiederbelebung der harmlosen Lustspiele wenigstens auf Liebhaberbühnen wünschen möchte. Daß überhaupt die dramatischen Werke Theodor Körners früher zu hoch eingeschätzt worden sind, ist dem ruhmvollen Opfertode des Heldenjünglings zunächst zuzuschreiben, dann aber seiner gewaltigen, feurigen Vaterlands- und Kriegslyrik. Ihn aber als Dramatiker selbst Kurländer nachzustellen, wie jüngst ein hervorragender und berufener Literarhistoriker Wiens [2]) getan hat, das scheint Körner doch nicht verdient zu haben. Zustimmen wird man und es im allgemeinen als ganz richtig anerkennen, wenn es an der unten bezeichneten Stelle heißt: „Es ist kein Zweifel, Körner hat die Wiener Luft nicht gut getan. Seine Neigung zur Oberflächlichkeit, seine geringe Sorgfalt für sprachliche Durchfeilung, der Mangel an Vertiefung — alle diese Eigenschaften fanden im Capua der Geister ihren Nährboden. Ihm wird das Dichten ungemein leicht .... Wer aber in solcher Weise jeder Eigenart entbehrt, dem gehört auch die Zukunft nicht. Ein geistvoller Kritiker hat gemeint, bei längerem Leben wäre aus ihm vielleicht ein Bauernfeld geworden; ich könnte ihm höchstens die Nachfolge Kurländers ins Auge stellen. Was in seinen kleinen Lustspielen angenehm berührt: eine gewisse jugendliche Natürlichkeit und Frische, das verschwindet, sobald er das Schlachtroß der Tragödie besteigt und Fanfaren blasen läßt“ usf.

Unbestreitbar hat Körner im Lustspiel sich an Kotzebue gelehnt, unbestreibar hat in der Tragödie Schiller einen beherrschen-

---

[1]) Deutsche Nationalliteratur, 153, II/1, S. 178.
[2]) A. v. Weilen, „Die Theater Wiens“, II/2, S. 192, 193.

Was von den Charakteren gesagt worden ist, das trifft auch zu, wenn man den Gang der Handlung und die Durchführung der Motive ins Auge faßt. Die Kürze der Spiele übte auf die Konzentration der Handlung den heilsamsten Einfluß, die Forderung der Bühnenwirksamkeit zwang zu einheitlicher Durchführung der einfachen Motive. Am gelungensten ist diese Aufgabe gelöst in der „Braut“ und im „Nachtwächter“, weniger gut in der „Gouvernante“ und im „Grünen Domino“, am schwächsten entspricht den Forderungen dramatischer Motivierung „Der Vetter aus Bremen“. Was in den Körnerschen Spielen wohltuend von der Wirrnis vielfach verschlungener Motive bei Kotzebue absticht, das ist die Einfachheit und bescheidene Zahl der dramatischen Triebfedern. So wird das Gefüge der Handlung von selbst durchsichtig und klar. Allerdings gewinnen die Stücke so nicht an Tiefe, bedeutende Vorwürfe werden in ihnen nicht behandelt, tieferes seelisches Interesse erregen sie kaum. Der Dichter mutet uns nicht mehr zu, als daß seine paar lustigen Einfälle uns einen angenehmen Zeitvertreib bieten sollen, ist zufrieden damit, daß sich sein Publikum von ihm über einige Augenblicke heiter hinwegtäuschen läßt. Etwas wenig Gehalt, eine gewisse Seichtheit empfinden wir heute allerdings, wenn wir seine Lustspiele lesen; unser Gaumen ist nämlich an schärfere Reizmittel gewöhnt, die Komödien von heute sorgen dafür wahrlich mehr als gut ist. Worin aber Körner sich noch vorteilhaft von Kotzebue unterscheidet, das liegt hauptsächlich in dem Mangel jener Mischung von Frivolität und Sentimentalität, die man seinem Vorbild mit vollem Recht vorwerfen kann. Körner ist weit weniger erfindungsreich als sein Meister, aber er bestrebt sich, auf den Schwingen idealistischer Lebensauffassung über die Erdenschwere emporzusteigen in reinere Luft. Darum verschmäht er niedrige Komik fast durchwegs; kaum der Nachtwächter Schwalbe ist von ihr stärker beeinflußt, die Gouvernante, nach Schwalbe die lächerlichste Figur, wird durch einige einnehmende Züge gar sehr gehoben. So stellen sich denn Körners Lustspiele von dieser Seite als bewußte Versuche dar, über Kotzebue hinauszukommen, ihn an Feinheit und Geschmack der Darstellung zu übertreffen. In diesem Sinne wird es auch zu deuten sein, daß Theodor dem weiblichen Geschlechte eine fast größere Wirksamkeit in seinen Scherzspielen einräumt als den Männern. In der „Braut“ oder im „Nachtwächter“ geschieht das freilich nicht, wohl aber im „Vetter“, im „Domino“, in der „Gouvernante“. In den beiden letzten Dramen sind bloß Frauen beschäftigt. Wird so das weibliche Element bevorzugt, so muß sich das natürlich nicht nur in der Handlung äußern, sondern auch in der Sprache. Sie ist überall ziemlich glatt, immer sauber; der Ausdruck, oft sehr zierlich, sinkt nie unter die Grenze des guten Tones, er ist lebendig und gewandt, voll warmherziger Frische. Das ist umso höher anzuschlagen, als alle die Stückchen versifiziert sind, drei davon im Alexandriner, einem Verse, der auf

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Aeschyli cantica digessit Otto Schroeder. Leipzig 1907, Biblioth Teubner., 120 SS. Preis Mk. 2·40.

Jeder Philologe, dem daran gelegen ist, sich in den Fortschritten der griechischen Metrik über Westphal-Roßbach hinaus zurechtzufinden, muß dem Verf. für dieses Buch Dank wissen. Die neue Lehre, die W. Studemund, H. Weil, dann, alle überstrahlend, v. Wilamowitz, endlich F. Blaß und Verf. selbst in verstreuten größeren oder kleineren Abhandlungen verkündet, liegt hier, natürlich nach der Façon Schroeder zugeschnitten, an den Chorliedern des Äschylus in Praxis umgesetzt zutage. Freilich ist der Zutritt zum Arcanum, wie sichs gehört, durch eine dichte Dornenhecke verlegt: es gilt vorerst, die rund 700 Stellen des '*membrorum memorabilium conspectus*' p. 112 sqq. allesamt nachzuschlagen und in Augenschein zu nehmen. Erst dann kann man sich dem Genusse hingeben, zunächst die zahlreichen Varianten des Enoplios, des archilochischen sowohl (s. v. Wilamowitz, Eur. Her. II, S. 70 d. 1. Aufl.) — er bildet einen rechten Eckstein der neuen Metrik, was E. Herkenrath, einer ihrer rührigsten Vorkämpfer, am greifbarsten dadurch zum Ausdruck bringt, daß er seine ganze neue metrische Theorie unter diesem einen Namen zusammenfaßt[1]) —, als den alkmanischen und alkaischen zu agnoszieren, dann mit der neuen, aus dem Aristoxenosfund von Oxyrhynchos (Oxyrh. pap. vol. I, nr. IX, col. III) erschlossenen Messung der Trochäen, durch die z. B. der Ithyphallicus zum iambischen Dimeter (· — ⏑ — ⏑ — · —) wird, sich vertraut zu machen, endlich in der schon älteren Deutung der „Logaöden" und „Daktyloepitriten" (s. Ref. in dieser Zeitschr. 1901, 1. Heft, S. 1—26), die Blaß am Bakchylides und Schroeder am Pindar durchgeführt haben, vollständig heimisch zu werden und von den letztgenannten auch den tragischen

---

[1]) Der Enoplios. Ein Beitrag zur griechischen Metrik. Leipzig, Teubner 1906.

Stil kennen zu lernen. Wenn man hiebei induktiv vorgeht, d. h. die metrischen Diagramme sich zuerst selbst entwirft, um sie dann durch Schroeder kontrollieren zu lassen, wird man allerdings einige Entmutigung erleben. Denn die Versgebilde sind in der neuen Lehre sehr vieldeutig, woraus es sich erklärt, daß nicht bloß der Lernende oft schwankt, sondern auch die Meister sowohl unter sich, als auch mit sich selbst uneinig sind. So mißt z. B. den Vers Aesch. Choeph. 30:

πρόστερνοι στολμοὶ πέπλων ἀγελάστοις ξυμφοραῖς πεπληγμένων (– – – – – – – – ⏑ ⏑ – – – – ⏑ – ⏑ – ⏑ –) v. Wilamowitz (Opfer am Grabe S. 154) iambisch-anaklastisch (– –́ . –́ | – –́ . –́ | –́ ⏑ ⏑ –́ | – –́ ⏑ –́ | ⏑ –́ ⏑ –́), Herkenrath zerlegt ihn in einen Molosser, einen Enoplios und einen Glykoneus (– – – | – –́ – –́ ⏑ ⏑ –́ – | – ⏑ – ⏑ – ⏑ –), endlich Verf. in einen daktylischen Trimeter und einen iambischen Dimeter (–́ – –́ – | –́ – –́ ⏑ ⏑ | . –́ . –́ | –́ ⏑ –́ [*creticus*, = ⏑ – ⏑ –], ⏑ –́ ⏑ –́ [*iambus*, zusammen ein '*lecythius*']). Aber Schroeder selbst muß sowohl sonst nicht eben selten als auch in unserem Buche wiederholt (Prom. 128 ff., 397 ff., Sept. 720 ff., Pers. 661 ff., Prom. 535 ff.) zugeben, daß eine Strophe zweierlei metrische Analysen verträgt. Um so stutziger wird man, wenn man sieht, wie schonungslos er andere, die den besten Willen zeigen, bei ihm in die Lehre zu gehen, abkanzelt, wofern sie es nicht genau nach seinem Kopfe treffen [1]). Dabei geht er selbst ab und zu mit keinem guten Beispiel voran. Wer wie er das Diagramm – ⏑̄ ⏑̄ – ⏑ ⏑ – ⏒ bald als alkaischen Zehner, bald als daktylischen Dreiheber (Agam. 154), bald als Pherekrateus (Perser 271) mäße, wer sichs beifallen ließe, gelegentlich – ⏑ – – – (Perser 854, Choeph. 604) oder – ⏑ – ⏑ – (Prom. 164) als Ithyphallici (Lekythien) zu deuten, ⏑ ⏖ ⏑ ⏖ ⏑ – (Sieben 782) zum iambischen Dimeter, – – ⏑ ⏑ – – (Perser 855, Eum. 535) zum alkaischen Zehner (also 6 Silben statt 10) zu strecken, – ⏑ – ⏑̄ (!) – ⏑ – auch vor Trochäen iambisch aufzufassen (Choeph. 606; p. 115), endlich – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑ – – (Perser 648) in die zwei Ioniker – ⏑ ⏑ – ⏑ | – ⏑ – – zu zerlegen (statt – ⏑ ⏑ – | ⏑ – ⏑ – | –, also überschießende Länge wie Prom. 133, die auch Schroeder zugeben muß: Neue Jahrbb. f. d. kl. Altert. usw. 1905, Sp. 109, A. 2 und Hermes XXXVII, 1903, S. 14—17, s. auch P. Maas, B. ph. W. 1907, Sp. 713), der müßte sich manchen bösen Klaps auf die ungeschickten Finger gefallen lassen. Die berufene Anarchie aber, die in metrischen Dingen bislang geherrscht (Schroeder, B. ph. W. 1898, Sp. 327), sie wäre durch eine noch viel unerträg-

---

1) Solches Schicksal mußte A. Taccone widerfahren: „Unreifes eignet sich nicht zur Popularisierung, geschweige denn Unverdautes". B. ph. W. 1905, Sp. 1142. Wie hoch sich Schr. über anderen fühlt, ersehe man aus seinen Worten das. Sp. 1172: „Für gewöhnlich denkt Blaß über Synaphie und Fermate wie andere Menschen".

lichere Despotie abgelöst: uns jedoch gilt *μήτ' ἄναρχτον βίον μήτε δεσποτούμενον.*

Indes liegt der eigentliche Zweck des Buches außerhalb der Metrik im engeren Sinne. Es macht sich vielmehr zur Aufgabe, an Äschylus jenes Prinzip durchzuführen, das H. L. Ahrens (Philol. 1868) für die Strophe des alkmanischen Partheneion, O. Crusius (Comment. Ribbeck. 1888) für die sapphische aufgestellt haben: daß die höchsten Einheiten, in die eine Strophe zerfällt, nicht die Böckhschen Verse sind, sondern daß sich auch diese noch zusammenlegen lassen in „Stollen, Gegenstollen und Abgesang". Die Stollen (Sätze) sind gleichen Umfangs, d. h. sie bestehen je aus einer gleichen Anzahl von Takten *(metra)* oder Hebungen *(theses),* ihre Verse stehen zu einander, ohne isometrisch zu sein, in Hinsicht auf die metrische Form in Wechselbeziehung (Binnenresponsion). Auch der Abgesang ist „nicht ohne Gemeinschaft mit ihnen", aber doch stärker variiert, um sich dadurch von den zunächst respondierenden Teilen abzuheben. Ferner besteht zwischen den Stollen nie Synaphie (wohl aber zwischen Stollen und Abgesang), ihre Scheidegrenze ist durch Fermate, Hiatus, Katalexe u. dgl. sinnfällig gemacht, auch der *parallelismus sententiarum* ist bisweilen bestimmend (zu Choeph. 935 ff., p. 99).

Es steht nun allerdings außer Zweifel, daß diesen Forderungen genug oft nur unter Anwendung künstlicher Hilfen entsprochen wird. Die Gleichzahl der Metra wird durch die bekannten Streckungen (deren wir oben einige Proben mitgeteilt) erreicht, ferner, was die Responsion betrifft, so ist es ja bekannt, daß die neue Metrik strophische Responsion aller denkbaren Varianten der Syzygie des *γένος διπλάσιον* erwiesen hat. Aber bei Schroeder respondieren selbst Verse des *γένος ἴσον* mit denen des *γ. διπλάσιον* und in den Strophen nimmt er Mischung der verschiedenartigsten Rhythmen (der äolischen, ionischen, enoplischen) an. Überhaupt aber setzt er von dem, der die Responsion verstehen will, ein feines Gefühl „für das Gleiche im Ungleichen wie für die Reize des Ungleichen im Gleichen" voraus, für das, was auch die moderne Musik kennt, für „Variation, das Korrelat der Wiederholung, für Kürzung, Erweiterung, Spaltung, Verschränkung, Steigerung, Kontrastierung" (B. ph. W. 1904, Sp. 165, Philol. 62, S. 161 unten). Weiterhin ist in der Gruppierung der Stollen die größte Freiheit gestattet. Der Abgesang kann Vor- (Vorspiel: Philol. 62, 166), Zwischen- oder Nachgesang sein (B. ph. W. 1904, Sp. 1628), er kann verschieden groß, sogar doppelt so groß als die Stollen sein (z. B. Agam. 1481 ff., p. 82), er kann (als Schaltglied) in einen Stollen versprengt, er kann zerlegt und auf zwei Stollen aufgeteilt sein, endlich sogar ganz fehlen. S. die Zusammenstellung in den Neuen Jahrbb. f. d. klass. Altert. usw. XV (1905), S. 98. Endlich gibt Schr. zu, daß es Ausnahmen gibt und Fälle, die uns immer mehrdeutig bleiben werden.

Aus alledem ist es leicht erklärlich, daß in der Zerlegung der Strophen nach dem dreiteiligen Schema Meinungsverschiedenheit platzgreifen kann, und Schr. selbst stellt seine früheren Einteilungen hinterdrein richtig oder legt (wie Agam. 104 ff. und gleich darauf 140 ff.) zweierlei Möglichkeiten vor. Und so hat denn Paul Maas, der erste Rezensent unseres Buches, bei einer großen Zahl von Strophen Schroeder widersprochen, und zwar überzeugend (B. ph. W. 1907, Sp. 707 ff.), auch für Schroeder selbst (s. Sophoclis cantica, praef. p. V, Anm.). Er wirft mit Recht dem Verf. vor, daß er ein sehr wichtiges Kriterium, die Interpunktion, über Gebühr außeracht gelassen habe.

Aber alles das genügt nicht, um Schroeders Prinzip zu Falle zu bringen. Die große Freiheit, der reiche Wechsel sind keine Argumente gegen die Theorie, sie beinhalten nur ein wesentliches Merkmal, das rastlos pulsierende Leben des Rhythmus (und der Melodie), worin sich die große Kunst der alten Meister nimmer erschöpft. Wenn es leicht wird, Einwendungen zu erheben (am leichtesten wohl Prom. 159 ff.), so besagt das nur, daß eben die Wege vorerst nur gewiesen, noch nicht gebahnt sind. Aber an der weitaus überwiegenden Zahl von Strophen gelingt es dem Verf., seine Gedanken so klar und ungezwungen aufzuzeigen, und zwar nicht bloß bei Äschylus, sondern auch bei Pindar (die äolischen Strophen Philol. 62, S. 161 ff., 321 ff., die daktylepitritischen Hermes 1903, S. 202 ff.) und auch sonst (die alkaische und sapphische Strophe B. ph. W. 1904, Sp. 1628 ff., das Lied des Wiedehopfs in Aristophanes' Vögeln das. 1903, Sp. 303 f., die Teichoskopie in Euripides' Phoenissen, Progr. d. Joachimstalschen Gymn. in Berlin 1906), daß man den grundlegenden Sätzen seiner Doktrin den Zoll überzeugter Zustimmung nicht versagen kann. Wir sehen daher auch der in Aussicht gestellten Analyse der sophokleischen[1]), euripideischen und aristophanischen Strophen mit Erwartung entgegen.

An Druckfehlern habe ich mir notiert: 1. in den metrischen Diagrammen: p. 38 (Prom. 13) schreibe ⏑–⏑– statt ⏑––⏑; p. 69 (Agam. 394 f.) schr. *ba cr ba* | *ba cr ba* st. *ia cr ba* | *ia cr ba*; p. 74 (Agam. 687) bessere –⏑⏑–⏑–⏑–– statt –⏑⏑–⏑⏑–⏑––; p. 97 (Choeph. 810) tilge das am Rande stehende „2"; p. 106 (Eum. 497) schr. ⏓⏑⏑ *ia* st. ⏓ *ia*; endlich setze Sieben 701 (p. 54) unter *θεοὶ*, Agam. 152 (p. 65) unter *νεικέων*, Eum. 265 (p. 106) unter *μελέων*, das. 514 (p. 106) unter *νεοπαθής* den Synizesebogen. — 2. im Kommentar: p. 30 (Pers. 672 ff.) heißt es, daß der alkaische Zehner die Strophe sowohl beginnt als auch schließt: es beginnt sie aber der alkmanische Enoplios; p. 45 (Prom. 574 ff.), Z. 4 schr. *singula* st.

[1]) Inzwischen erschienen: Sophoclis cantica, digessit O. S. Lipsiae MCMVII, bibl. Teubner.

singulae; p. 91 (Choeph. 489 ff.), Z. 7 schr. *adnotationibus et obsecrationibus;* p. 99 (Choeph. 935 ff.), Z. 4 schr. „str. VI" st. „str. IV". — 3. im '*metrorum memor. conspectus*': p. 113, Z. 31 lies Eum. 963 st. 903; p. 115 sind die Worte Z. 11 f. („*Ex iambicis strophis* — 161)" auf Z. 27 wiederholt; p. 117, Z. 16 schr. Prom. 401 ss. st. 384/5. — Nur der Vollständigkeit wegen führe ich noch an: p. 14, Z. 1 tilge *B* in *AMBOI* . . .; das. Suppl. 779 lies *καπνός*; p. 39, letzte Z. setze 〉 vor IX; p. 67 (Agam. 203) lies *ἐπικρούσαντας*. — Zum Schlusse sei bemerkt, daß Behauptungen wie die auf S. 35, wonach die freie Responsion Pers. 1018 ⏓⏑ ⏑⏑⏓ '*effusae fidelissimorum senum desperationi*' zugeschrieben seien, wohl auf jedermann einen komischen Eindruck machen muß.

Wien. Hugo Jurenka.

C. Iulii Caesaris de bello Gallico commentarii VII. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Wilh. Fries. Mit einem Anhang: Das römische Kriegswesen zu Cäsars Zeit. Mit 20 Abbildungen und 1 Karte von Gallien. Zweiter Abdruck der ersten Auflage. Leipzig, G. Freytag. Wien, F. Tempsky 1906.

Dem Vorworte folgt eine 'Übersicht über Cäsars Leben und Schriften', p. VI—VIII: Jahreszahlen, denen die Schlagworte beigefügt sind. Es soll damit dem Lehrer ein zeitraubendes Diktat erspart werden. Bei der kritischen Gestaltung des Textes, von dem das 8. Buch ausgeschlossen ist, sind die Lesarten der Handschriftenklasse *α* grundsätzlich bevorzugt worden, im übrigen war die Rücksicht darauf entscheidend, sprachliche Anstöße und Unregelmäßigkeiten zu vermeiden und so für den Unterricht einen glatt lesbaren Text herzustellen. Seitlich angefügte Inhaltsangaben der einzelnen Kapitel, wie sie in anderen Ausgaben zur Anwendung gebracht sind, wurden mit Recht vermieden, da die Bestimmung des Inhalts gerade eine Hauptaufgabe des Unterrichtes zu bilden hat, der nicht vorgegriffen werden darf. Wohl aber erhält der Schüler für diesen Zweck eine Unterstützung durch Absetzen des Druckes innerhalb der Kapitel, welches Verfahren sich namentlich bei längeren Kapiteln wie VII 77 sehr praktisch erweist. Die Zeichensetzung ist sorgfältig nach den Bedürfnissen der Schule geregelt. I 12, 5 ist das Komma nach *exisset* gesetzt, während man es gewöhnlich nach *memoria* anbringt. In Fällen wie I 39, 5; III 21, 3; V 2, 3; 11, 4 wird man es besser doppelt setzen, soweit man nicht ganz davon absieht. Letzteres wird sich I 40, 1 (nach *centurionibus*) empfehlen. Durch Versehen beim Druck ist das Komma ausgeblieben III 1, 3 (nach *arbitraretur*), IV 1, 5 (nach *sunt*), V 54, 2 (nach *obtinuerant*), 57, 3 (nach *vagabatur*), VI 20, 1 (nach *acceperit*). Bei der direkten und indirekten Rede

ist Kursivdruck, zur Hervorhebung einzelner bedeutsamer Worte und sentenzenartiger Stellen ist Sperrdruck angewendet worden. Die Orthographie ist gleichmäßig durchgeführt. Von der sonstigen Schreibung weicht ab I 43, 1 *planities* und V 44, 3 *expectas*.

Im Namenverzeichnis (mit Stellenangabe) fehlen die Namen *Lemonum*, *Paemani*, *Scaldis*, während umgekehrt *Varus* s. *Atius* zu streichen ist, da der *praefectus equitum Q. Atius Varus* in dem nicht aufgenommenen 8. Buche (28, 2) genannt ist. Die Bemerkung '*P. Clodius Pulcher* vornehmer Römer' besagt doch zu wenig. *Conconnetodumnus* heißt Anführer und *Tasgetius* Fürst der *Karnūten*, während doch das Volk mit richtiger Quantitätsbezeichnung *Carnūtes* genannt war. Die *Tigurini* waren unmittelbar nach den *Teutoni* einzureihen. Die Angabe der heutigen Namen vermißt man bei *Bibracte*, *Bibrax*, *Bratuspantium*, *Cenabum*, *Decetia*, *Lutetia*, *Noreia*, *Noviodunum* (der Bituriger und der Häduer), *Vellaunodunum*.

Der Anhang (S. 199—220) enthält eine knappe Darstellung des römischen Kriegswesens zu Cäsars Zeit (mit Abbildungen). S. 211 heißt es: 'Dann rückten die drei Kohorten des zweiten Treffens in die Intervalle des ersten Treffens ein und bildeten mit diesem eine geschlossene Angriffsfront von sieben Kohorten.' Hingegen bemerkt Rüstow (Heerwesen und Kriegführung C. Iulius Cäsars S. 53): 'Um aber das zweite Treffen mit dem ersten zugleich ins Gefecht zu bringen, dazu hat man es doch wahrlich nicht gebildet; man will mit ihm vielmehr den Kampf noch bei gleichen Chancen fortführen, wenn das erste dies nicht mehr vermag.' Beigegeben ist eine Karte Galliens. Für diejenigen Lehranstalten, welche nur eine Auswahl aus dem *bellum Gallicum* zu bewältigen in der Lage sind, verweist der Verf. auf die von ihm in Heft 37 der 'Lehrproben und Lehrgänge' veröffentlichten Vorschläge.

Druckfehler finden sich in nicht geringer Anzahl. Ich führe noch an: I 18, 1; 20, 3; 34, 4; 37, 3 (*autem* irrtümlich kursiv gedruckt); II 11, 6; 12, 1; 13, 2; 21, 1; 33, 5; III 15, 1; 24, 5; IV 3, 8; V 2, 1; 23, 2; 27, 1; 57, 3; 58, 7; VI 9, 5; 35, 8; VII 25, 3; 28, 5; 45, 8; 69, 4. Im Namenverzeichnis ist s. v. *Camulogenus* 62, 8 zu verbessern in 62, 7 und s. v. *Sempronius* SM in M.

Wien. R. Bitschofsky.

Senecas Apokolokyntosis. **Für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Marx. Karlsruhe, Verlag von Fr. Gutsch 1907. 15 SS. 8°. Preis 40 Pf.**

Für den Lehrer kann es kaum eine dankbarere Aufgabe geben, als den Schüler nach der Lektüre des tiefernsten Tacitus, auf dem

der dumpfe Druck der trüben Zeitverhältnisse lastet, auf jene eigenartige Schrift, die vom Glanze strahlendster Heiterkeit umflossen ist, hinzulenken. Daß des Schülers Interesse etwa versagte, ist schwerlich zu besorgen; denn das jugendliche Gemüt reizen die Causerien und der Humor Senecas. Wenn sich diese Satire nun bisher fast nirgend eingebürgert hat (u. W. nur seit Jahren in der Prima des Karlsruher Gymnasiums), so liegt dies — wofern nicht Gründe ästhetischer Art ausschlaggebend waren — daran, daß dem Obergymnasiasten nicht zugemutet werden kann, sich eine teure Senecaausgabe zu kaufen, die Beschaffung einer hinreichenden Anzahl von Exemplaren seitens des Lehrers aber nur unter den allergünstigsten Voraussetzungen möglich wäre. Deshalb entspricht die Veranstaltung einer Sonderausgabe einem wirklichen Bedürfnis und wird sicher allseitiger Anerkennung begegnen.

In der Textgestaltung schließt sich A. Marx mit Recht Bücheler an, nur vereinzelt finden sich Abweichungen, über die indes mit dem Herausgeber bei dem Fehlen wissenschaftlicher Ambition nicht gerechnet werden darf. Namhaft gemacht seien hier nur die beiden Emendationen, die A. Dieterich beigesteuert hat: c. 11 *assarios quidem,* c. 12 *ingredienti.* Berücksichtigung verdient hätte die textkritisch sehr ertragreiche Schrift von A. Ball, *The satire of Seneca,* Newyork 1902. Der Titel hätte wohl besser nach dem maßgebenden Sangallensis *Apotheosis per saturam* statt *Ludus de morte* gelautet.

Den Dank vieler würde sich Marx verdienen, wenn er sich entschlösse, auch einen Kommentar zu bearbeiten. Ohne einen solchen wird u. E. eine gedeihliche Privatlektüre, zu der zweifellos mancher strebsame Schüler schreiten wird, kaum denkbar sein.

Der Druck ist sauber, scharf und korrekt, die Ausstattung solide, der Preis beispiellos niedrig.

Kiel. Gustav Wörpel.

Lic. Hans Vollmer, Das Nibelungenlied mit einem Überblick über die Sage und die neuere Nibelungendichtung. Dritte, neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbststudium von Kuenen und Evers. 10. Bändchen. Leipzig, Heinrich Bredt 1906.

Der Verf. ist in der Literatur über das Nibelungenlied zuhause. Die Quellen, in denen die Nibelungensage fließt, werden übersichtlich zusammengestellt, in Auszügen wird die nordische Überlieferung mitgeteilt, Ursprung und Entwicklung der Sage werden glatt erledigt, der kurze Hinweis auf die Veränderungen, welche die Sage in der süddeutschen Fassung erhalten hat, führt zu dem Ergebnis, daß der Dichter das Alte im Bilde seiner Zeit

habe neu erstehen lassen. Mit Wilmanns nimmt Vollmer an, daß Thidreksaga und Nibelungenlied dieselbe Dichtung zur gemeinsamen Quelle hätten; von dieser Grundlage könnten bis zu unserem Nibelungenliede mehrere Zwischeninstanzen angenommen, doch nicht nachgewiesen werden, das Nibelungenlied sei eine einheitliche Dichtung, ihr Verfasser sei höfischen Kreisen nahegestanden oder habe für sie geschrieben. „Die Klage" ist vortrefflich charakterisiert. Wie über die Wiedererweckung des Nibelungenliedes zuverlässig berichtet wird — es stört nur das subjektive Urteil, daß Adalb. Schroeters Übersetzung des Nibelungenliedes in Stanzen „die Krone aller bisherigen Übertragungen" sei —, ebenso sachkundig durchmustert das Schlußkapitel die neuere Nibelungendichtung.

In das Verständnis des Nibelungenliedes selbst führen die Inhaltsangabe, welcher Bemerkungen über den Aufbau eingeschaltet sind, die Entfaltung der Mittel der Dichtung, der Idee, des tragischen Gehaltes, die Charakteristik der Personen. Der Kommentar berücksichtigt vielerlei: Textkritik, Sagen-, Kulturgeschichte, Kompositionstalent des Dichters, Aufbau der Handlung, er zeigt auf, daß Sagenmotive ein- und ausgeschaltet wurden, er hebt die Motive der handelnden Personen heraus, doch kann er bei der kurzen Rast auf den interessantesten Stationen nur von vollen Schalen nippen. Leer ist die Bemerkung zu Strophe 648, S. 69: *wol wesse waz im waere der edel ritter guot.* „Das war in der Tat nicht schwer zu wissen für einen, der Brunhilds Stolz und Stärke kannte und nun Gunthers bekümmerte Miene sah", zu Strophe 592: „Schönheitsmittelchen gabs also damals auch". Schüler und die große Menge bedürfen vor allem der Führung bei sprachlichen Schwierigkeiten, *diese* wird aber höchst selten übernommen.

Vollmers Erläuterung des Nibelungenliedes fußt auf Ergebnissen der Forschung, gibt Einsicht und Übersicht, nimmt zu den schwebenden Fragen Stellung und so trägt das Büchlein ein festes Gepräge.

Wien. Ferdinand Holzner.

Dr. Julius Ziehen, Kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial zu Goethes Italienischer Reise. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing 1906. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Die Anlage dieses Werkes ist jener gleich, die Dr. Ziehen im „Kunstgeschichtlichen Anschauungsmateriale zu Lessings Laokoon" verwendete. An allen Orten, die Goethe auf seiner Reise festhielten, trat das Interesse für die Schöpfungen der Kunst in den Vordergrund und die vorliegende Schrift erläutert mit reichem Bildwerke die Gedanken des Dichters. Was über den Wert eines solchen Unternehmens schon früher gesagt wurde, gilt ebenso im gegenwärtigen Falle: Nur dann erfüllen kunstgeschichtliche Erörterungen voll

ihren Zweck, wenn es dem Hörer oder Leser gegönnt ist, die Gegenstände zu sehen, von denen jene ausgingen. Und so wird diese Veröffentlichung des Verlages, dessen Opferwilligkeit im Dienste der Schule nicht besser gekennzeichnet werden könnte als durch das vorliegende Werk, die beabsichtigte Wirkung erreichen, einerseits die Lektüre der Italienischen Reise zu beleben und vertiefen, und anderseits Gelegenheit bieten, einige Belehrungen über die bildende Kunst zu geben, der in der Mittelschule ein besonderer Unterricht nicht gewidmet werden kann.

An der Verwirklichung dieser Absichten hat Dr. Ziehen, der seine Arbeit allzu bescheiden eine Zusammenstellung nennt, durch die Auswahl der Bilder und den beigegebenen Text ein ganz besonderes Verdienst. Überzeugende Begeisterung für die Kunstschätze Italiens, wie sie nur dem eigen sein kann, der selbst an ihren Stätten weilte, und ein inniges Verständnis für die künstlerischen Neigungen Goethes machen ihn zum berufenen Vermittler zwischen dem Dichter und seinen Lesern. Eigene Erfahrung läßt ihn berichtigen, wo Goethe irrte, und ergänzen, wo die Zeit des Dichters der Gegenwart an Wissen nachsteht. Und wenn Goethe ein Werk eines Künstlers im Auge hat, vermag es Ziehen, ein allgemeines Bild der künstlerischen Tätigkeit des Mannes anzufügen und seinen Platz in der Entwicklung der Kunst zu bezeichnen.

Die Verwendbarkeit des Werkes, das allerdings zuerst der Schule dienen soll, beschränkt sich nicht auf diesen Kreis. Es darf behauptet werden, daß dieses Werk im Vereine mit der Schrift Goethes, deren Erläuterung es dienen will, einen recht guten Führer in Sachen der Kunst für alle abgibt, denen es gegönnt ist, Italien zu besuchen.

Olmütz. Franz Ingrisch.

Englische Literaturgeschichte von Dr. Karl Weiser in Wien. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1906. 175 SS. 8°. Preis 80 Pf. Sammlung Göschen Nr. 69.

So schwierig eine Auswahl aus den Erscheinungen der Literaturgeschichte in so gedrängter Kürze, wie sie die rühmlichst bekannte Göschen-Sammlung fordert, immer sein wird, so sehr sollte doch die Güte des Gebotenen für persönliche Geschmacksverschiedenheiten entschädigen. Der Verlag, der inzwischen in Schröers „Grundzügen und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte“ ein vorzügliches Hilfsmittel für Unterricht und Selbststudium veröffentlicht hat, unternahm es, nach 8 Jahren das frühere Werkchen Weisers neu aufzulegen: eine verbesserte Auflage ist darin leider nicht zu erblicken und auch die Vermehrungen sind nicht frei von Mängeln. Die Orthographie der ags. Namen ist inkonsequent *(Athelstan, Athelred, Alfred,* aber *Aelfric);* die Schlacht bei

Brunanburg (W. hat *Brunnanburgh*!) ist einmal (S. 17) chronologisch verwirrend angeführt; in der Beowulfanalyse ist des Kampfes mit Grendels Mutter keine Erwähnung getan; die sagenhafte Vortigernerzählung wird ganz historisch gebracht. Daß die Dänen keine nennenswerten Spuren in der englischen Sprache zurückließen (S. 20), kann man eben nur behaupten, wenn man diesen Volksnamen offenbar nur im heutigen Sinne auffaßt (S. 17), während später auf einmal die Sprache der Normannen als „vermutlich Dänisch" bezeichnet wird (S. 21). Die Titel der Werke sind bald in der Originalsprache, bald deutsch wiedergegeben; im ersteren Falle würde man bei *Clannesse* (S. 30), *Fairy Queen* (S. 54 und 102) genauere Form, im letzteren bei *The Mill on the Floss* richtige Übersetzung wünschen (Carlyle meinte zwar, *Floss* sei ein Gattungsname; Philologen sollten aber aus der Lektüre des Buches entnehmen, daß es ein Eigenname ist, der nicht mit „Flüßchen" wiederzugeben ist). Gerade ein Auszug wie der vorliegende könnte in subjektiven Werturteilen zurückhaltender sein; denen über Marlowe (S. 57), Shaksperes Lustspiele (S. 62), Chapmans Homer (S. 88), Coleridges „mangelnde Fruchtbarkeit", wobei sein Opiumgenuß unerwähnt bleibt (S. 116/7), Tennysons „Arturs Tod" und „Maud" (S. 147), über Browning (S. 148) und Poe (S. 165) dürften wohl wenige Fachgenossen beistimmen. Ruskin wird durch Anführung einiger Anekdoten — wozu in solchen Kompendien wahrlich kein Platz zu vergeuden wäre — lächerlich gemacht! — Auch andere Behauptungen können leicht angefochten werden: so die, daß „unserem Jahrhundert das Gefallen an Allegorien unverständlich ist" (von England gilt dies heute noch nicht!); daß England die ersten Abenteurerromane gezeitigt hat (S. 95); daß Lord Byron der letzte Lord seines Namens gewesens ist (S. 125) und daß *The Poets Corner* eine Kapelle der Westminsterabtei ist (S. 38). — Der Begriff einer „Seeschule", den schon Brandl bekämpft hat, wäre durch das klarere "*Lakists*" (nicht "*Lakers*") zu ersetzen gewesen. — Das 17. Kap. ist *Byron, Shelley, Keats, Moore* überschrieben; im Schlußparagraphe heißt es dann: „Neben diese drei (!) großen Lyriker sei noch ihre Zeitgenossin Felicia Hemans gestellt". Dies ist ein treffliches Beispiel, wie leicht sich Verf. die „Verbesserung" der 2. Aufl. gemacht hat: diese drei Lyriker sind nämlich Byron, Shelley und Moore, da Keats in der ersten Auflage — woher obiger Satz wörtlich stammt — noch nicht die Ehre hatte, neben jener Dame genannt zu werden. — Die ab und zu eingestreuten metrischen Bemerkungen sind an zwei Stellen gründlich verunglückt: obwohl S. 50 vom „reimlosen fünffüßigen Blankverse" gesprochen wird, tauchen S. 68 plötzlich „gereimte Blankverse" auf; wie sich Verf. „siebenfüßige reimlose Jamben mit einem Auftakt" (S. 27) vorstellt, kann Ref. nicht nachempfinden. — Eigentliche Druckfehler sind mir wenige aufgefallen, ein

schlimmer allerdings (wenn es einer ist) ist aus der ersten Aufl. mitgeschleppt: „im Exodus, der ...“

Diese Mängel zu berühren, habe ich für meine Pflicht gehalten; es geht m. E. nicht an, daß Bücher so großer Verbreitung, mit Sorglosigkeit abgefaßt, Irrtümer und schiefe Aufstellungen in weite Kreise tragen. Ich wünsche dem Verf. die Möglichkeit einer dritten, wirklich verbesserten Auflage, wozu ihm gewiß außer obigen noch etliche andere Wünsche zugehen werden!

Wien. Dr. Albert Eichler.

Christentum und Islam. Von Prof. C. H. Becker - Heidelberg. [Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart. III. Reihe, 8. Heft. Herausgegeben von Lic. theol. Friedrich Michael Schiele-Tübingen.] Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1907. 56 SS. 8°. Preis 50 Pf.

Christentum und Islam sind beide aus dem Boden einer und derselben Weltanschauung entstanden und gewachsen, der mittelalterlichen, die ihrerseits aus der Verschmelzung und Vermischung klassisch-antiker mit hellenistisch-orientalischer Zivilisation hervorgegangen ist. Aus diesem gemeinsamen Boden schöpften beide Weltreligionen ihre grundlegenden Ideen und vermöge dieser Urverwandtschaft haben sie sich auch in ihrer weiteren Entwicklung bei aller dogmatischen Verschiedenheit das ganze Mittelalter hindurch in ausgiebigster Weise gegenseitig im guten wie im schlimmen Sinne befruchtet und beeinflußt. Diesen wahrhaft großen und originellen Gedanken sucht Becker in dem vorliegenden Büchlein auf allen Gebieten des religiösen Lebens zu erweisen und er tut es in einer Art, die durchaus unsern Beifall finden muß. Wie er dabei, teils von den Einzelforschungen der vergleichenden Religionsgeschichte (er selbst nennt in seinem „Schlußwort“ als seine Lehrer Goldziher und Snouck Hurgronje), teils von eigenen Beobachtungen ausgehend, in der knappsten Weise das Wesentliche der maßgebenden Übereinstimmungen darzustellen und auch dem ungelehrten Leser faßbar zu machen versteht, kann ich hier nur andeuten. Das Buch verdient in allen Kreisen höchste Beachtung, denen der große Kampf um die neue Kultur der Gegenwart in seinem vollen Ernste zum Bewußtsein gekommen ist. Daß man in manchen Einzelheiten anderer Meinung sein kann als der Verf., ist selbstverständlich. So erscheint auch ihm immer noch die arabische Nation als etwas Einheitliches, aus dessen Eigenart der Islam entstanden sei, eine Auffassung, gegen die ich mich nun schon öfter aussprechen mußte. Der Islam, unzweifelhaft in seinen frühesten Anfängen ein Produkt der alten vorderasiatischen Zivilisation in ihrer christlich-hellenistischen Hypostase, ist auch ausschließlich in deren in Arabien niemals überschrittenem Geltungsgebiete, dem der Ansässigen, der

Hadarīs entstanden. Die Beduinen haben an seiner Entstehung fast keinen, an seiner Ausbreitung einen geringen und nur mittelbaren und an seiner inneren Entwicklung ganz und gar keinen Anteil genommen. Becker selbst deutet (S. 15) an, daß die Rolle der eigentlichen, beduinischen Araber in der islamischen Bewegung nur durch wirtschaftliche Momente bedingt war, ist aber (ebenso wie Reckendorf in seinem Mohammed) noch immer so sehr von dem Banne der islamischen Geschichtslegende befangen, daß er (S. 19) die von dieser behauptete staatliche Organisation der arabischen Gesamtnation als Tatsache hinnimmt („Ein frisch geeintes Wüstenvolk usw."). Die religiöse Gleichgiltigkeit der Zeitgenossen Muhammeds wird (S. 7) ohne weitere Unterscheidung als feststehend behandelt, obwohl sie in der Tat nur für die Beduinen erwiesen ist; seine städtischen Landsleute müssen für dergleichen denn doch tieferes Interesse gehabt haben, sonst wäre das verhältnismäßig schnelle Anwachsen der Gemeinde ganz unerklärlich u. dgl. m.

Immerhin betreffen diese Punkte nur nebensächliche, das Wesen des von Becker behandelten Gegenstandes nicht berührende Momente. Nochmals möchte ich auf den originellen, fruchtbaren und weittragenden Grundgedanken und auf dessen glänzende Durchführung als Verdienste dieses Büchleins hinweisen, dessen geringer Umfang im umgekehrten Verhältnis zu seinem bedeutenden Inhalte steht.

Wien. R. Geyer.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Herausgegeben von Prof. Friedrich Umlauft. Wien, A. Hartlebens Verlag 1907. XXIX. Jahrgang. Heft 8 und 9.

Die vorliegenden Hefte bieten abermals eine Fülle des Wertvollen und Anregenden. Von größeren Aufsätzen seien hervorgehoben: Zu Heft 8. „Die Verkehrsgeschichte eines Binnensees" von Wilhelm Halbfaß, worin in übersichtlicher Weise die Entwicklung des Dampfschiffverkehrs auf dem Bodensee dargestellt wird. „Volkswirtschaftliches aus Westgrönland" von Dr. Rudolf Trebitsch berichtet über die wirtschaftliche Lage der Eskimos auf Grönland. Die hier aufgestellte Behauptung (S. 352), daß von allen Naturvölkern der Erde ausschließlich die Eskimos eine Vermehrung aufweisen, möchte ich wohl nicht ohne weiters für richtig ansehen. Interessante Aufschlüsse über den „Chinesischen Kalender" bringt Dr. J. Wiese. Endlich beschließt die Fortsetzung der lehrreichen Mitteilungen über „Die militärische Bedeutung der Wasserstraßen des europäischen Rußlands", aus dem Russischen übersetzt von Obstlt. Oskar Muszynski von Arenhort, die größeren Aufsätze dieses Heftes. In Heft 9 gibt

Prof. Dr. J. M. Jüttner die erste Abteilung einer hübschen Zusammenstellung der „Fortschritte der geographischen Forschungen und Reisen im Jahre 1906“, die zunächst „Allgemeines und Europa“ behandelt. „Der deutsche Stationskreuzer in der Südsee“ von Fritz Albrecht, „Die Negerfrage in der Union“ von Leop. Katscher, die „Erforschung der Ruwenzorikette“, wesentlich nach den Ergebnissen der Reise des Herzogs der Abbruzzen dargestellt, endlich „Ergebnisse einer Wanderung in Serbien“ von Oberlehrer Emil Schlesier sind durchwegs interessante Arbeiten. Beide Hefte enthalten überdies eine Fülle kleinerer Mitteilungen aus dem Gebiete der gesamten Erdkunde sowie der Astronomie. Zahlreiche nach Lichtbildern hergestellte Illustrationen unterstützen den Text aufs beste.

Wien. B. Imendörffer.

K. Teichmann und H. Gross, Vierstellige mathematische Tafeln. 2., verm. Aufl. Stuttgart, K. Wittwer. 19 SS.

Die Tafeln enthalten: Logarithmen der Zahlen von 100 bis 999 mit Angabe mittlerer Differenzen (S. 1 und 2); Logarithmen der Sinusse und Kosinusse für Winkel von 0^0 bis 90^0 im Intervalle von $6'$ (S. 3 und 4), ebenso Logarithmen der Tangenten und Kotangenten S. 5 und 6); ferner natürliche Werte der Sinusse und Kosinusse (S. 7 und 8) und der Tangenten und Kotangenten (S. 9 und 10). Es folgen dann Tafeln für die Quadrate und Kuben der Zahlen 1·00 bis 9·99 mit Angabe der Differenzen, ferner Tafeln für Kreisumfänge, Kreisflächen ($d = 1 \cdot 00$ bis 9·99) mit Angabe der Differenzen und einige andere Konstante.

Die Tafeln sind wahrscheinlich für gewisse Arten von Rechnungen am kgl. Polytechnikum und an der kgl. Baugewerkschule in Stuttgart bestimmt. Wenigstens kann man nach Bemerkungen auf der Schlußseite schließen, daß sie den (ausführenden) Technikern, die mit Konstanten aus der Physik, Chemie, Hydraulik, Wärmelehre, Festigkeitslehre usw. zu rechnen haben, empfohlen werden.

Die Einheitlichkeit ist bei diesen Tafeln in schönster Weise gewahrt. Die Tafeln empfehlen sich auch durch ihr gefälliges Format (Klein-Oktav), durch ziemlich deutliche Ziffern, ferner dadurch, daß das Blättern mit den zehn Kartontafeln, aus denen das Buch besteht, recht bequem ist. Für die Mittelschulen vermißt man freilich Wesentliches. Bei den Logarithmen der Winkelfunktionen fehlen Differenzen wie auch Partes proportionales. An kleine Winkel, die dem Minutenintervall oder einem noch kleineren Intervall entsprechen, wird nicht gedacht; ebensowenig erinnert man sich der Zinseszins- und Rentenrechnung. Hinsichtlich der

Konstanten oder der Zugaben zu den zwei Haupttafeln wird zu viel geleistet, insofern diese ohne natürliche Zahlenwerte der Winkelfunktionen beiläufig 47%, mit diesen dagegen ungefähr 68% des ganzen Inhaltes betragen.

Prag-Smichow. Joh. Arbes.

Handbuch der Physik. 2. Auflage. Herausg. von Dr. A. Winkelmann, Prof. an der Universität Jena. 1. Band, 1. Heft. Allgemeine Physik. Mit 164 Abbildungen. Preis 17 Mk. — 3. Band, 1. und 2. Hälfte: Wärme. Mit 109 und 97 Abbildungen. Preis 16 Mk. u. 20 Mk. Leipzig, J. A. Barth 1906.

Der erste Halbband ist in allen seinen Teilen von Prof. F. Auerbach verfaßt worden. Er enthält die Erörterung der physikalischen Grundbegriffe, wobei der Eigenschaften und der Konstitution der Materie besondere Aufmerksamkeit geschenkt und auf die Begriffe Potential, Arbeit, Energie und Entropie des Näheren eingegangen wird; ferner die Messung von Raum- und Zeitgrößen, jene von Massen und Kräften und der Dichte von festen, flüssigen und gasförmigen Körpern und von Dämpfen, sodann einen kurz gefaßten Abriß der Potentialtheorie, ferner eine Abhandlung über die Methoden der Mechanik und deren Prinzipien, über die Statik mit besonderer Betonung der Schwerpunkts- und Trägheitsmomentprobleme und des Prinzipes der virtuellen Verrückungen, das nunmehr in ausgiebiger Weise zur Anwendung kommt, so auch bei der ausführlichen Theorie der Kettenlinien, die im Buche gegeben wird.

In dem von der Kinematik und Dynamik handelnden Abschnitte hat der Verf. die Bewegung des Punktes, im allgemeinen und im besonderen die Schwingungen eines Punktes, ferner die relative Bewegung eines Punktes (besonders berücksichtigt ist die relative Drehungsbewegung) zur Sprache gebracht, ferner die Bewegung starrer Systeme behandelt. In der Dynamik starrer Körper sind es die Gleichungen von Lagrange, welche in verallgemeinerter Weise zur Darstellung gelangen, ferner die Transformation der Bewegungsgleichungen mittelst des Prinzips von Hamilton, weiters die beiden Energiesätze, welche besonders hervorgehoben werden sollen. In relativ sehr ausführlicher Weise ist das Rotationsproblem besprochen worden. Ein eigener Abschnitt wurde der Fall- und Wurfbewegung gewidmet, wobei auch der experimentellen Hilfsmittel zum Studium dieser Bewegung gedacht wird; ebenso finden wir die Lehre vom Pendel (einfaches und zusammengesetztes), nebst einigen daran schließenden Problemen (Horizontalpendel, bifilare Aufhängung, Faucaultsches Pendel) in sehr zweckentsprechender Weise erörtert. Der Abschnitt über Kreiselbewegung ist im Anschlusse an die instruktiven theoretischen Arbeiten von Klein und Sommerfeld über diesen Gegenstand verfaßt worden. Genau sind

die Experimente mit den Kreiselapparaten verschiedener Art angegeben. In dem Abschnitte über die allgemeine Gravitation sind die Grundsätze der Mechanik des Himmels, die Lehre von der irdischen Schwerkraft aufgenommen worden, wobei auch die Apparate zur Messung der Schwere und die mit denselben erreichten Ergebnisse beschrieben werden. Die Frage nach der Bestimmung der Erddichte und der Gravitationskonstante wird im nachstehenden Abschnitte behandelt.

Über die Giltigkeitsgrenzen des Gravitationsgesetzes und die Erklärung desselben handelt das Folgende. Dabei wird besondere Rücksicht auf die hydrodynamische und die elektromagnetische Theorie genommen, welche in feldtheoretischer Form besonders von Lorentz und Wiener entwickelt worden ist.

Der letzte Abschnitt des vorliegenden Bandes ist der Theorie der Elastizität gewidmet. Selbstverständlich konnten auf dem kurzen Raume nur die Grundzüge dieser Theorie und deren hauptsächlichste Ergebnisse berührt werden.

Von großem Werte sind die jedem Abschnitte beigegebenen Quellenangaben, welche bis in die neueste Zeit geführt sind.

Der III. Band des großangelegten Werkes umfaßt die Thermometrie, die Lehre von der Ausdehnung der festen und (tropfbar- und gasförmig) flüssigen Körper, ferner zwei sehr bemerkens- Abschnitte über die Vergleichung der Flüssigkeitsthermometer mit dem Wasserstoff- und Luftthermometer und über die Temperaturbestimmungen mit Hilfe von Thermoströmen und durch Widerstandsmessungen, wobei auch anhangsweise der Messung der höchsten Temperaturen aus Strahlungsbeobachtungen gedacht wird. Weitere Abschnitte beziehen sich auf die Lehre von der spezifischen Wärme, der Wärmestrahlung und der Wärmeleitung.

In entsprechender Weise sind die Ergebnisse der theoretischen Betrachtung mit jenen der experimentellen Forschung vereinigt worden. Überall wurde auf die neuesten Resultate der Messungen eingegangen und diesbezügliche Zahlendaten angegeben; ebenso — wie in den früheren Bänden — ist auch auf genaue Angabe der Literatur besondere Sorgfalt verwendet worden, so daß das Buch auch von diesem Standpunkte aus den Physikern als Nachschlagebuch bestens zu empfehlen ist.

Die 2. Auflage der zweiten Hälfte desselben Bandes ist wesentlich erweitert; besonders ist diesbezüglich das Beobachtungsmaterial über Spannung und spezifisches Volumen gesättigter Dämpfe, das von Prof. Graetz zusammengestellt wurde, hervorzuheben. Die Grundzüge der mechanischen Wärmetheorie finden wir in dem Buche in sehr klarer Weise auseinandergesetzt und es ist namentlich der zweite Hauptsatz der Thermodynamik, der mehrfach erörtert wird. Als Methoden der Anwendung der thermodynamischen

Gleichungen sind jene von Clausius, Kirchhoff und Gibbs besprochen worden. Die Darstellung der Haupteigenschaften eines homogenen Körpers durch das thermodynamische Potential, bezw. die freie Energie gelingt in überaus einfacher Weise. Als Anwendungen der mechanischen Wärmetheorie sind die auf ideale Gase, beliebige homogene Körper, auf die Verdampfung von einfachen Flüssigkeiten, auf den Schmelz- und Sublimationsprozeß, auf die allgemeinen chemischen Systeme und die Phasenregel, auf die Dissoziation von Körpern, auf die Lösung von Salzen und Mischung von Flüssigkeiten hervorzuheben.

Besonders bemerkenswert ist der von Prof. Jäger verfaßte Abschnitt über die kinetische Theorie der Gase, in dem auch die allgemeinen Eigenschaften der Moleküle zur Sprache kommen. Sehr eingehend wird auch der kritische Zustand der Flüssigkeiten und Dämpfe behandelt, ebenso die Verflüssigung von Gasen und die Theorie der gesättigten und ungesättigten Dämpfe sowie jene der Verdampfungswärme.

An allen Stellen des Buches finden wir neben eingehender Erörterung der Grundlagen der Theorie auch die Ergebnisse der Beobachtung angegeben und es ist unter anderem das sehr übersichtlich zusammengestellte Beobachtungsmaterial, das den Gebrauch des Buches recht wertvoll erscheinen läßt, aber auch die überall hervortretende umsichtige Benützung der einschlägigen Literatur besonders hervorzuheben.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Prof. Dr. Walter Oels, Pflanzenphysiologische Versuche für die Schule zusammengestellt. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 87 in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1907. XIV und 117 SS. 8⁰. Preis 3 Mk., geb. 4 Mk.

Mit dem Lehrsatz, der bewiesen werden soll, an der Spitze, in knapper, aber vollkommen ausreichender Ausdrucksweise wird jeder Versuch — 157 an der Zahl — vorgeführt, wobei stets nur die Rücksicht auf die Schule die Auswahl beeinflusst. Die Anordnung des sehr reichlichen Materiales ist die übliche: Ernährung, Transpiration, Assimilation, Atmung und Stoffwechsel, Geo- und Heliotropismus, Einfluß der Temperatur, Wachstum, Bewegungserscheinungen und das Verhältnis der Pflanzen zu den Tieren sind die Themen, die durch die Versuche erläutert werden sollen. Die hiezu dienenden einfachen Apparate sind abgebildet und lassen daher zumeist eine ausführliche Beschreibung entbehrlich erscheinen. Originell ist die Anwendung einer sog. Schwarzwälderuhr (Versuch 88, S. 61), um das Verhalten der Pflanzen bei Aufhebung des

Einflusses der Schwerkraft (auf einem langsam rotierenden Rade) zu zeigen; statt der Zeiger wird an der verlängerten Zeigerachse das Rad mit den Korken befestigt; letztere sind mit den Keimpflanzen besetzt; das Zifferblatt muß natürlich zu den einfallenden Lichtstrahlen parallel gestellt sein. Besonders gelungen scheinen mir die Versuche über die Transpiration und die Assimilation zusammengestellt zu sein, die meisten sind aus Detmers Kleinem pflanzenphysiologischem Praktikum dem Fachmanne bekannt. Es ist eine recht verdienstliche Arbeit, die dem Lehrer die Gelegenheit bietet, auf einfache und auch billige Weise eine große Anzahl überaus interessanter und aufklärender Versuche anzustellen. Freilich wird es an unseren Mittelschulen nicht leicht möglich sein. reichlicher sich damit zu beschäftigen, weil die Zahl der Lehrstunden zu gering ist

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur griechischen und lateinischen Lektüre an unserem Gymnasium.

V.

Auch der zweite Vorschlag, den H. Schenkl hier macht, scheint mir im Interesse der Sache nicht annehmbar. „Wo einige Stunden erübrigt werden", sagt er S. 45, „da setze man den Schülern (nach der Lektüre einer Tragödie) nicht nochmals den nun schon drei Jahre lang gelesenen Homer vor, sondern etwas anders geartete Kost. Es sollte dem Lehrer nicht verwehrt werden, in einem solchen Falle in den regelmäßigen Unterrichtsstunden, andernfalls mit den begabteren und vorgeschritteneren Schülern in ein paar Überstunden eine Probe aus Euripides zu lesen". Vor allem: es ist nicht recht denkbar, daß es einmal jemand verwehrt worden wäre, vorgeschritteneren Schülern ein paar Überstunden zu geben und in diesen was immer mit ihnen zu lesen. Nur sind auch solche Schüler unmittelbar vor der Matura für philologische Überstunden gewöhnlich schwer zu haben, nicht nur weil mitunter von anderer Seite Überstunden gegeben werden müssen, sondern auch weil sie da nebst anderem auch noch ihre lateinische und griechische Privatlektüre durchzugehen haben. Was aber die Homerlektüre in VIII^a betrifft, so muß man zunächst erwägen, aus welchen Gründen verlangt wurde, daß diese durch etwas mehr als drei Semester (in 3 Jahren) betriebene Lektüre „nach Tunlichkeit" auch am Ende der VIII^a fortgesetzt werde, und ob diese Gründe heute weggefallen sind. In der Zeit von 1849 bis 1884 war man darüber ins klare gekommen, daß die Lektüre der Ilias in V^a und VI^a und der paar Bücher Odyssee, die man in VII^a und VIII^a neben Demosthenes, Plato und 2 Tragödien des Sophokles lesen konnte, für Homer nicht genüge, und ich habe, wie bemerkt, selbst noch in Erinnerung, wie wenig ausreichend uns Schülern die Homerlektüre in jener Zeit erschien. Man hat sich entschließen müssen, die eine Tragödie in VII^a aufzugeben und dafür die Odyssee einzusetzen. Gleichwohl hat man, folgend der schon in der Instruktion für den Unterricht im Griechischen

vom Jahre 1849 gegebenen Anregung, an der Odysseelektüre unmittelbar vor der Matura festgehalten; denn erst so ist die Homerlektüre das Rückgrat des griechischen Unterrichtes, wie es sein muß, nur so kann auch die Odyssee auf die Schüler den notwendigen Gesamteindruck machen. Ist es doch in den drei Lektürstunden des II. Semesters der VIIa, die noch durch die Demosthenes lektüre etwas eingeschränkt werden müssen, nicht möglich, die wichtigsten Partien des Epos zu absolvieren. Dann dürfte doch wohl der Schüler nach der Lektüre des Plato, Sophokles und der deutschen Klassiker auf dieser Stufe seinen Homer wieder mit etwas anderen Augen zu betrachten angeleitet werden können; auch eine Zusammenfassung der ganzen Homerlektüre hat auf dieser Stufe besonderen Wert. Der normale Schüler muß aber jetzt den Homer als lieben alten Freund gern wieder zur Hand nehmen; er kann jetzt noch am ehesten an dieser für ihn leichten, vielfach kursorischen Lektüre Genuß haben und so noch auf der Schule wenigstens diese eine Frucht seiner griechischen Studien ernten. Nimmt man dazu den äußeren Grund, daß für eine ganze Anzahl von Schülern diese Rückkehr zu Homer auch in Hinsicht auf die unmittelbar bevorstehende mündliche Maturitätsprüfung, bei welcher doch Homer eine wichtige Rolle spielt, noch einen besonderen Wert hat, so wird man diese Einrichtung begreiflich finden. Sie trägt endlich dazu bei, daß die Homerlektüre einen Erfolg aufzuweisen hat, der auch von denen anerkannt zu werden pflegt, welche sonst dem griechischen Unterrichte jeden Erfolg abzusprechen geneigt sind. Erklärt doch selbst Dr. Steinwender (Neues Wr. Tagbl. v. 27. Juli 1906, S. 1, Sp. 3), unsere Gymnasiasten könnten sich mit Homer ohne fremde Hilfe abgeben. Von all den angeführten Gründen, zu denen man vielleicht noch andere hinzufügen kann, ist auch heute noch keiner weggefallen. Und da will H. Schenkl an die Stelle Homers in VIIIa Proben aus Euripides, bezw. Sophokles treten lassen. Aus ein paar miteinander nicht zusammenhängenden Szenen soll der Schüler von der Bedeutung des Dichters eine Vorstellung bekommen. Ist es schon an und für sich schwer, durch einen aus dem Zusammenhang herausgerissenen Teil einen Begriff vom Ganzen zu geben, so ist dies umso schwerer bei einem Drama (und bei Euripides wieder schwieriger als bei Sophokles). Ist es nicht so, als wollten wir versuchen, mit einem oder ein paar Architekturstücken beim Schüler die Vorstellung eines kunstvollen Baues zu erwecken? Eine Anzahl Euripideischer Verse aber nur zu dem Zwecke zu lesen, um auch etwas von Euripides gelesen zu haben, dürfen wir doch von unseren Schülern am allerwenigsten in einer Zeit verlangen, die der Sammlung und Wiederholung gewidmet sein soll[1]). Wir meinen also, daß der Nutzen,

[1]) Etwas anderes freilich ist es, wenn etwa einmal nach Rappolds Chrestomathie eine Anzahl Euripideischer Verse *ex tempore* übersetzt werden; auch Lyrisches wird so mitunter im Anschluß an Soph. Chorlieder oder Horazische Gedichte am Ende der VIIIa in einer oder der anderen Stunde gelesen. Oder die letzten Stunden können dazu benützt werden, die absolvierte Privatlektüre — nicht zu prüfen, sondern übersichtlich zusammenzufassen (vgl. Österr. Mittelsch. 1897, S. 171 f.).

den sich H. Schenkl von der Lektüre einzelner Proben aus Euripides oder Sophokles verspricht, selbst wenn diese inhaltlich an das gelesene Drama oder die deutsche Klassikerlektüre anschlösse, nicht so groß wäre, wie der, den die Homerlektüre auf dieser Stufe bringen kann. Daß wir weder für Aischylos noch für Aristophanes in der Schule selbst Zeit haben, ist selbstverständlich.

Nach dem hier Bemerkten wird man es begreiflich finden, wenn wir uns auch mit den Vorschlägen, die H. Schenkl an die Besprechung der Homerlektüre am Gymnasium knüpft, nicht einverstanden erklären. „Nach meinen Erfahrungen", sagt er, „mögen es etwa 4000 bis 4500 Verse sein, die gelesen zu werden pflegen, von denen ein Viertel oder etwas mehr auf die Odyssee, der Rest auf die Ilias entfällt", und nach einigen Zwischenbemerkungen[1]) fährt er fort: „Im übrigen bin ich der Ansicht, daß die Homerlektüre unbeschadet der Erreichung des Gesamtzieles des griechischen Unterrichtes sehr wohl zu Gunsten der übrigen Denkmäler der griechischen Dichtung auf etwa 1000 Verse verzichten könnte, die einer Auswahl aus Hesiod, den homerischen Hymnen, den Elegikern, Bakchylides und Theokrit zugute kämen". Es werden jetzt glücklicherweise mehr als 4500 Verse gelesen; an den mährischen Anstalten z. B. mindestens 6000, an niederösterreichischen oft weit mehr als 7000 Verse. Lehrplanmäßig entfällt nicht ein Viertel oder etwas mehr auf die Odyssee, sondern von den angegebenen Zahlen entfallen 2500, bezw. 3500 Verse auf dieses Epos. Wenn aber Schenkl da vielleicht noch ein größeres Recht zu haben vermeinte, verlangen zu dürfen, daß auf 1000 Verse Homers verzichtet werde, würde er irren. Alles, was wir bei äußerster Anstrengung von Homer nur lesen können, ist noch immer weniger als das Mindeste, was die Fachmänner, die über diesen Gegenstand geschrieben haben, verlangen (vgl. O. Kohl in Reins Enzyklop. III, S. 729). Von dem, was wir in Österreich von Homer lesen, können wir also nichts entbehren, weil es unser Ziel sein muß, Ilias und

---

[1]) H. Schenkl billigt den Gebrauch verkürzter Ausgaben (s. dagegen Dettweiler, S. 64), doch möchte er befürworten, daß wenigstens ein Gesang in unverkürzter Fassung gelesen werde; darauf habe der Schüler gegründeten Anspruch. Und zwar, meint er, eigne sich dazu der VI. Ges. der Ilias, aus dessen 529 Versen eine Auswahl nur 84 Verse auszuscheiden gewußt habe. Mit dem I. Gesang zusammen könne er die feste Grundlage der Homerlektüre bilden; beide Gesänge sollten in der V. gelesen werden. Bei einzelnen Ratschlägen vergißt H. Schenkl seine freiheitlichen Grundsätze, er nimmt derlei gleich in seinen Lehrplan auf. Wer wird aber einen Gesang, der die herrlichsten Partien enthält, auf einer Stufe lesen wollen, auf der die Schüler noch mit den Elementen ringen? Noch unzweckmäßiger wäre es, auf dieser Stufe einen vollständigen Gesang lesen zu wollen. Es wäre übrigens gut gewesen, die 84 Verse, die die Subtraktion ergab, auch anzusehen. Da sind zunächst vereinzelte Verse und kleine Gruppen von 2—3 und einmal 4 Versen, die nichts bedeuten, von den 6 restlichen Partien (67 V.) handelt sich's bei vieren (48 V.) um das μιγῆναι φιλότητι καὶ εὐνῇ. Worauf aber der 15jährige Quintaner den Anspruch gründen wollte, auf dieser Stufe der Homerlektüre derartiges zu lesen, bleibt mir rätselhaft.

Odyssee als Ganzes zur Wirkung zu bringen, was natürlich nicht mit „ganz durchlesen“ zu verwechseln ist. Das verlangt auch die Rücksicht auf das Gesamtziel des griechischen Unterrichtes; und daher ist man darüber bis jetzt einig gewesen, daß von Homer möglichst viel gelesen werden soll. O. Weißenfels bemerkt allerdings (Handb. S. 317), ob nicht zwei wöchentl. Stunden zwei Jahre hindurch für die Ilias zu viel seien, d. i. vier Wochenstunden für die Ilias allein; wir aber müssen bedenken, daß bei uns von den 15 griechischen Lektürstunden nur ein klein wenig mehr als 6 auf die gesamte Homerlektüre fallen. Auch wenn wir die hiefür uns zur Verfügung stehende Zeit auf das äußerste ausnützen und es dahin bringen, fast ein Drittel der Gedichte zu lesen, muß noch einzelnes übergangen werden, was nicht durch sachkundige Interpretation kennen zu lernen, für die Schüler einen empfindlicheren Verlust bedeutet, als wenn ihnen die von Schenkl vorgeschlagene Auswahl nicht geboten wird. Ich brauche mich nicht darauf einzulassen, etwas zu erweisen, was schon oft genug von anderer Seite besser gezeigt worden ist, als ich es könnte; man müßte doch zunächst von Schenkl verlangen, daß er das, was er vorschlägt, als geeignet erweist, uns für den Verlust zu entschädigen. Ich stehe auf dem Standpunkte, daß wir bei dem jetzigen Schülermateriale — besonders gute Klassen natürlich ausgenommen — an dem Maße, das unser Lehrplan verlangt, als dem Mindesten festhalten müssen. Auf die Erfahrungen der Jahre 1849 bis 1884 ist hingewiesen. Sollen sie vergeblich gemacht worden sein? Wem wäre es eingefallen, auf die Lektüre einer zweiten Tragödie, eines Platonischen Dialoges, einiger Stücke von Aristoteles oder Thukydides zu verzichten, wenn man das nicht als unbedingt nötig erkannt hätte? Für H. Schenkl mag sich ein derartiger Vorschlag aus seinem Standpunkt ergeben, den wir eben für verfehlt halten.

H. Schenkl bietet aber auch Instruktionen zu der von ihm beantragten Lektüre. Natürlich ist man betreffs dieser Stoffe mit Ratschlägen versorgt[1]; ist man doch in Deutschland so glücklich, über viel mehr Zeit zu verfügen, so daß die neuen preußischen Lehrpläne wenigstens einige Proben aus der griechischen Lyrik zulassen konnten. Bezüglich der Detailvorschläge sei nur folgendes bemerkt: H. Schenkl erklärt (S. 48), er habe die gänzliche „Beiseitelassung“ des zweiten großen Zweiges der alten epischen Dichtung, des hesiodischen Epos, immer für ein Unrecht gehalten. Es werde dem Schüler gesagt (wo es nicht geschehe, sei es ein Fehler), daß die homerische Dichtung dem griechischen Epos für alle Zeiten ihren Stempel aufgedrückt habe. „Warum ihm nicht ein Beispiel davon vor Augen stellen?“ fragt er. Und die Antwort liegt doch so nahe. Nur zu leicht, fürchtet er,

[1] Was z. B. die Dichtungen des Bakchylides anlangt, hat man sofort nach ihrer Entdeckung darauf hingewiesen, daß sich einzelnes gut für die Schullektüre eignete, und auch die Stücke bezeichnet, so G. Ilberg auf einer Vers. d. sächs. Gymnasiall.-Ver. (Hum. Gymn. 1898, S. 162), J. H. Lipsius (N. Jahrb. 1898 I, 247), E. Bruhn (Z. f. d. Gymnasialwes. 1898, 697); in das 11. Heft des Florileg. Afranum, in die 2. Aufl. der griech. Lyriker A. Bieses haben einzelne Stücke Aufnahme gefunden.

könnte diese Unterlassung die Vorstellung erwecken, als sei die ganze übrige epische Dichtung gegenüber der Ilias und Odyssee minderwertig und an Bedeutung mit den alexandrinischen Dichtern oder gar mit späteren geistlosen Nachtretern auf eine Stufe zu stellen. Man kann da beruhigt sein. Der Schüler, der die alexandrinischen Dichter ebensowenig kennt wie die späteren Nachtreter, wird die übrige epische Dichtung außer Homer gewiß nicht mit diesen auf eine Stufe stellen und könnte andererseits auch durch eine Probe aus dieser Dichtung nicht davor bewahrt werden. Und wenn man bei Vergils Georgica, die vorläufig noch gelesen werden, auf Hesiod zu sprechen kommt, kann man ja dem Schüler sagen, daß diese Dichtung auch ihren Wert besitzt, und er wird es uns so glauben, wie er uns vieles glauben muß. Ebenso wird der Schüler uns glauben, daß „das Epos der westlichen Landschaften sich ganz an die in Kleinasien geprägte Form angeschlossen, aber in diese Form teilweise einen eigenartigen Inhalt gegossen hat, in dem oft frischeres Leben pulsiert, als in den manchmal zur Äußerlichkeit erstarrten", von uns deswegen übergangenen „Haupt- und Staatsaktionen, Kampfszenen und Schiffermärchen der homerischen Epen". Aber allen unseren Schülern brauchen wir diesen „neuen Wein in alten Schläuchen" (Ed. Schwartz) nicht zu kredenzen. Als ein methodischer Mißgriff jedoch erschiene es, wenn jemand nach Schenkls Rat die Schilderung der Weltalter aus der Einleitung der Erga (V. 109—201) „nach Bewältigung der ersten Hindernisse" in die Homerlektüre einschalten wollte. Man wird jetzt in der Tat A. Scheindler Mangel an Voraussicht vorwerfen müssen, der 1885 (in dieser Z., S. 563) schrieb: „Jener Schulmeister, der meinte, man sollte doch statt des Homer mit den Schülern lieber Hesiods Theogonie lesen, da lernten sie wenigstens griechische Mythologie — er gehört der Vergangenheit an"[1]). Solche Vorschläge erinnern denn doch etwas stark an den — Gott seis gedankt! — längst glücklich verabschiedeten „österreichischen 'Autor' vor- Bonitzischen Angedenkens" (Otto Immisch), dem das von H. Schenkl jetzt so warm empfohlene Stück vor grauen Jahren auch „recht handlich" erschien, so daß er es aufnahm. Wer sich die Mühe nehmen will, jenes von Martinak selbst (S. 18 f.) angeführte Lehrbuch *Institutionum Grammaticarum linguae Graecae p. alt.* nachzuschlagen, findet da nach Oden Anakreons c. 300 V. Homer, c. 200 V. Hesiod, c. 100 V. Theokrit, aus Ödip. R. über 300 V., gegen 230 aus Eurip. Hec. und ein paar mehr aus Aristoph. Plutos sowie c. 170 V. aus Pindar auf Hiero nebst hübschen lateinischen Einleitungen und folgenden feinen *Animadversiones aestheticae.* Wir brauchen nicht darüber zu reden, warum man im J. 1849 mit diesem System vollständig gebrochen hat. Was sollte sich unterdessen geändert haben, wenn wir den rein historischen Standpunkt ablehnen? Auch hier will ich nicht unerwähnt lassen, daß K. Schenkl im J. 1855 (in dieser Z. S. 638 f.) gelegentlich einer Besprechung von W. Stolls Anthologie griech. Lyriker

[1]) Vgl. Eckstein, Unterr., S. 465: „An eine Wiedereinführung der hesiodeischen Dichtungen.... denkt jetzt niemand mehr".

f. d. obersten Klassen d. Gymn. in einer trotz Herondas und Bakchylides auch heute noch unanfechtbaren Weise Aufklärung darüber gegeben hat, warum wir diese Dichtungen, so schön und wertvoll sie an und für sich sind, in der Schullektüre nicht durchnehmen können; er schließt mit Worten, die wir uns anzueignen erlauben: „Was die österr. Gymnasien betrifft, so kann der Referent unter den gegenwärtigen Umständen eine Aufnahme dieser Dichtungen (Elegien, Epigramme, melischer und chorischer Lieder und Idyllen) in die Schullektüre allerdings nicht befürworten, aber als Privatlektüre sind sie gewiß anzuempfehlen". Daß man sie liest, zeigen so manche Gymnasialprogramme; auch bei Maturitätsprüfungen ist schon derartiges vorgelegt worden (Ö. Mittelsch. 1897, S. 32); über die Einführung der Lyriker vgl. man außer der o. erw. Schrift J. Rappolds den Aufsatz V. Mattels im Progr. d. II. deutsch. St.-Gymn. in Brünn, 1892, und J. Kohms Vortrag über die Herodotlektüre mit der anschließenden Debatte (Ö. Mittelsch., 1895, S. 227 f., 268 f.).

Bezüglich der Prosa sucht H. Schenkl zunächst festzustellen, wie viel jetzt bei uns gelesen zu werden pflegt. Der Durchschnitt bewege sich zwischen folgenden Zahlen: Xenophon ungef. 120—150 Teubnerseiten, Herodot 140—170, Demosthenes 42—50, Platon 70—90. „Diese Zeilen", fährt er fort, „decken sofort ein offenbares Mißverhältnis auf: Demosthenes tritt hinter den übrigen Autoren hinsichtlich der Menge des gelesenen Stoffes ganz auffallend zurück. Das ist eine Tatsache, von der sich nichts abhandeln läßt..... Im Verhältnisse zu der aufgewendeten Zeit und Mühe ist dieses Erträgnis ein sehr geringes." Es erkläre sich das aus der ungewöhnlichen Schwierigkeit dieses Autors. Die Demostheneslektüre müsse als Semesterlektüre fallen, da noch andere Gründe hinzukämen. Beschäftigen wir uns zunächst mit dem Teubnerseiten-Argument. Von dem, was er als Tatsache bezeichnet, handle ich nichts ab, sondern stelle fest, daß das gar nicht besteht. Die angeführten Zahlen der Xenophon- und Herodotlektüre sind zu hoch gegriffen und dann hat Schenkl nicht berücksichtigt, wie viele Stunden auf die Klassikerlektüre verwendet werden. Wenn man die Stücke der Chrestomathien, aus denen einzelne Autoren gelesen werden, in Teubnerseiten umsetzt und berücksichtigt, daß für die Demostheneslektüre allein nur 3 Wochenstunden zur Verfügung stehen, verhält sich die Sache so:

Xenophon 65—100 T.-S. bei beiläufig 100 St., also in 1 St. zu 50' durchschn. 0·83 T.-S.; Herodot[1]) 40—65 T.-S. bei beiläufig 50 St., also

[1]) Es sind die Zahlengrenzen gegeben, zwischen denen vielfach der absolvierte Lektürstoff schwankt; finden sich ein oder das andere Mal in Programmen Angaben, welche die oben festgest. Zahlen übersteigen, so ist das wohl daraus zu erklären, daß einzelnes mit als unwesentlich nicht ausdrücklich bemerkten Auslassungen genommen wurde. Von Herodot sind z. B. in Pola (1905/06) nur 35 T.-S. ausgewiesen; werden ganze Bücher dieses Autors angegeben, so muß angenommen werden, daß sie mit Auslassungen gelesen worden sind, wenn ihre Seitenzahl 60 übersteigt, oder es ist durch das ganze Semester also mindestens 65 Stunden, Herodot gelesen worden, was ja der Lehrplan gestattet. Auf diese Art wohl ist es z. B. zu erklären, wenn Prag, Kleins. (1905/06)

in 1 St. durchschn. 1·06 T.-S.; Demosthenes 40—55 T.-S. bei beiläufig 60 St., also in 1 St. durchschn. 0·8 T.-S.; Platon 60—90 T.-S. bei beiläufig 70 St., also in 1 St. durchschn. 1·07 T.-S.

Diese Zeilen decken nicht das geringste Mißverhältnis auf, ja, sie zeigen, daß so ziemlich das gleiche Resultat erzielt wird. Das ist sehr viel in Anbetracht der allgemein anerkannten Schwierigkeit der Demostheneslektüre, die noch durch den Umstand erhöht wird, daß man eben in VIa fast nur Homer und Herodot liest. Außerdem verhält sich die bei 3 Wochenstunden absolvierte Lektüre zu der in 4 Wochenstunden absolvierten desselben Autors selbstverständlich nicht wie 3 : 4, sondern vielleicht wie 3 : 5, da die Lektüre umsomehr gehemmt wird, je größere und je häufigere Unterbrechungen eintreten. Man muß demnach die Erledigung dieser Zahl der Demosthenes-Teubner-Seiten als ein zur aufgewendeten Zeit und Mühe bedeutendes und die Mühe lohnendes Ergebnis bezeichnen. Aber selbst, wenn unsere Zahlen falsch und die Schenkls richtig wären, selbst wenn alle diese Klassiker dieselbe Stundenzahl gelesen würden, es würde doch die Behauptung falsch sein, daß das Erträgnis gering sei; denn auch nur 42 erarbeitete Teubner-Seiten Demosthenes wiegen 150 T.-S. Xenophon an Bildungswert auf und nur darauf kommt es doch wohl an. Oder sollte man wirklich darüber im Zweifel sein dürfen, daß das Erträgnis einer Lektüre nicht von der Menge des Absolvierten, sondern von dessen Gehalt an Bildungswerten abgängig ist? Über den Gehalt der Demostheneslektüre aber ist gerade in der letzten Zeit von den bedeutendsten Schulmännern so häufig gehandelt worden, daß man wirklich nichts weiter mehr zu tun hat, als sich auf sie zu berufen. Ich muß also den Standpunkt, von dem aus H. Schenkl die Demostheneslektüre bespricht, als verfehlt bezeichnen.

Doch auch, was er sonst noch vorbringt, kann wohl keinen Anspruch auf Berücksichtigung machen. Daß Demosthenes als schwer angesehen wird, ist eine alte Geschichte; das kommt in unseren Instruktionen genügend zum Ausdruck. Aber er ist nicht zu schwer; wir lesen ihn gerade, weil er etwas schwer ist; denn dadurch ist er eben bildend, daß der Gedankeninhalt im Anfange intensiver erarbeitet werden muß. Das wäre ein trauriges Zeichen unserer ganzen Pädagogik, wenn wir jetzt einen Autor zu schwer finden sollten, den H. Bonitz und alle die Schulmänner, die an unserem Lehrplane beteiligt waren, unter den 1849

$45^1/_2$ T.-S., Prag, Altstadt, 69 T.-S., Prag, Neust. 103 T.-S. aufweisen. Von Demosthenes weist z. B. Pilsen (1905/06) 54 T.-S. aus. Übrigens ist die Zahl der Demosthenes-Lektürstunden, um den Angaben größere Sicherheit zu geben, absichtlich hoch gestellt; bei kaum einem anderen Autor werden so viele Stunden am Anfange, vor den einzelnen Reden und am Schlusse auf die Erörterung des Historischen und Antiquarischen verwendet. Dagegen sind die Stunden der Herodotlektüre absichtlich niedrig genommen, obwohl mir aus eigener Erfahrung bekannt ist, daß auch, wie bemerkt, das ganze oder fast das ganze II. Sem. auf diesen Autor verwendet wird. Bei den 70 Demosthenesstunden, von denen Löbl (Österr. Mittelsch. 1894, S. 297) spricht, sind offenbar die durch Ferialtage entfallenden Stunden nicht gerechnet.

bei Schülern und Lehrern herrschenden Verhältnissen nicht zu schwer gefunden haben. Oder sollte man zu behaupten wagen, daß sie von pädagogisch anfechtbaren Prinzipien ausgegangen sind? Übrigens leugnen wir, daß die Schwierigkeit unter normalen Verhältnissen so groß ist, wie sie H. Schenkl darzustellen beliebt (vgl. z. B. die treffliche Darlegung von E. Sewera, Öst. Mittelsch. 1894, S. 361 f., oder V. Thumser, Öst. Mittelsch. 1903, S. 313). Man wird doch nicht annehmen wollen, daß Demosthenes für den Lehrer zu schwer ist oder ihn nicht interessiert. Soweit sind wir denn doch noch nicht, wenn man sich auch heute schon selbst zu der unglaublichen Behauptung versteiget, daß den Schülern mitunter Begeisterung vorgetäuscht wird. Schenkl redet von „häufig unübersteiglichen Hindernissen, an deren Überwindung der Schüler fruchtlose Mühe verschwendet“ beim Aufsuchen des Hauptsatzes und der Einreihung der Nebensätze; er hat ein recht ungünstiges Urteil über den Normalschüler.

Gewissen Schülern mag ja Demosthenes unangenehm sein, die gewohnt sind, alles durch Präparationen und Einpauker erleichtert zu erhalten, aber hoffentlich müssen wir noch nicht unsere Unterrichtsverhältnisse für die Allerschwächsten einrichten. „Bei keinem Autor,“ sagt H. Schenkl, „greifen die Schüler, und darunter auch die besten und fleißigsten, so gerne zu Übersetzungen und sonstigen unerlaubten Hilfsmitteln“. Wirklich, weiß er das genau? Früher einmal, wo einfach ein Stück zur Übersetzung aufgegeben wurde, mag das vielleicht gewöhnlich vorgekommen sein, aber heute, wo doch in der Regel für jede Lektüre, nicht bloß für die des Demosthenes, eine Vorpräparation gegeben wird — natürlich in abnehmender Ausführlichkeit —, wo man einem Schüler wohl nicht mehr deshalb, weil er eine schwierigere Stelle nicht herausgebracht hat, eine „schlechte Note“ gibt, heute greifen bei Demosthenes vielleicht weniger Schüler zur Übersetzung, als bei anderen Autoren zu solchen gegriffen haben, weil ja gerade für Demosthenes in der gedruckten Übersetzung keine ausreichende Hilfe zu finden ist; denn bei keinem Autor kann dem „schwachen“ Schüler selber der „ganze Jammer“ der Übersetzungsmisere so klar werden. Da lernt er erst recht den Wert eigener geistiger Arbeit achten und bekommt Respekt vor dem Mitschüler, der sie ohneweiters leistet. Mit einer normal vorbereiteten Klasse macht man genau die Erfahrungen, von denen schon H. Bonitz berichtet (vgl. auch J. Tominšek in dieser Z. 1904, S. 1161). Gerade das Aufsuchen des „geistigen Bandes“, das einen „haarscharf geschliffenen Gedanken“ mit seiner Umgebung verbindet, ist ein Hauptbildungsmittel; das ermüdet nicht Lehrer und Schüler, sondern regt sie an. Wie sollte denn die Jugend daran gewöhnt werden, sich selbst zu bemühen, die Gedanken scharf zum Ausdruck zu bringen und andererseits schwierige Zusammenhänge zu finden? So lernen die jungen Leute auch, wie wichtig es ist, bei allem, was man liest und selbst schreibt, auf den Zusammenhang zu achten. Wenn sie daran nicht gewöhnt sind, werden sie sich im späteren Leben durch unzusammenhängendes Geschwätz täuschen lassen und es für glänzende Dialektik zu halten geneigt sein, wenn es nur mit der nötigen Kühnheit vorgebracht wird.

Noch hemmender, meint Schenkl, wirke ein Drittes: Die Unklarheit, in der die historischen Tatsachen dem Leser in den Reden entgegentreten[1]). Gewiß, Demosthenes ist kein Historiker und hat für die Zeitgenossen geredet. „Die drei olynthischen Reden könnten ihre Plätze vertauschen, die erste Philippische hebt sich von der zweiten nicht ab." Ja, wer zwingt uns denn, die drei olynth. oder die ersten zwei Philippischen Reden nacheinander zu lesen? Lehrer, die das tun (wie Hergel, vgl. Lehrp. u. L. 63, 1900, S. 61 f.), legen eben kein Gewicht darauf, daß sich diese Reden wenig voneinander abheben, oder lesen sie gerade deswegen. Soweit können wir denn doch die historischen Voraussetzungen der einzelnen Reden entwickeln, um die Wirkung zu ermöglichen, die wir uns von ihnen bei den Schülern versprechen. Sind ein paar Reden wenig verschieden, so sind es eben auch die Voraussetzungen. Dafür kann doch Demosthenes nichts, daß er wiederholt hat so ziemlich dasselbe sagen müssen. Übrigens können gewisse Dinge nicht oft genug gesagt werden. „Was hilft es dem Schüler", fragt H. Schenkl, „wenn er hört, daß die Demosthenischen Reden auf die Zeitgenossen... eine andere Wirkung haben mußten; daß die Athener suchten und fanden, was in ihnen lebt und treibt, der Haß gegen Philipp und der noch glühendere gegen die der Gegenpartei angehörigen Mitbürger?" Gewiß hilft es ihm nichts, wenn er das hört. Aber das hilft ihm, wenn er den glühenden Haß gegen den mitempfindet, der einem Volke die Freiheit rauben will, und den noch glühenderen — wenn man das abschätzen kann — gegen die Mitbürger, die ihre eigene Freiheit und die der Ihrigen diesem Räuber um schändlichen Lohn preiszugeben bereit sind, und wenn er von Liebe und Begeisterung erfüllt wird für die, welche die Ehre und Freiheit des Vaterlandes über alles setzen. Das Ergebnis der Demostheneslektüre faßt ein Lehrer, wie sich ihn H. Schenkl vorstellt, in die Worte zusammen: „Diese Reden, meine lieben Jungen, sind wunderbar, ihr könnt sie nur nicht verstehen und würdigen; sie stehen mit dem Schönsten und Erhabensten, was der menschliche Geist je geschaffen, auf einer Stufe, nur schade, daß ihr ihre Wirkung nicht empfinden könnt!" Ich weiß nicht, welche Erfahrungen unseren Reformer berechtigen, uns derlei zuzutrauen. So manche finden auch heute die Richtigkeit der Worte bestätigt, welche H. Bonitz in dieser Z. 1861, S. 455 f. ausgesprochen hat: „Wenige von den für die Gymnasien wirklich zugänglichen griechischen Prosaikern vereinigen so viele Momente in sich, durch welche sie das Interesse der Jugend zu gewinnen und bildend auf sie einzuwirken vermögen, wie die philippischen Reden des Demosthenes. Der reine, mit keinerlei Flitterwerk aufgeputzte Glanz und

[1]) P. Wendland bemerkt (Deutsche Literaturz. v. 25. Nov. 1895, Sp. 2925), bei Demothenes sei es schwer, aus seinen Reden ein anschauliches Bild jener Zeit entstehen zu lassen. Das ist wohl etwas anderes, als was Schenkl da sagt, wenn auch Wendland bei Besprechung des Kanonbuches, so höflich ist zu erklären, Schenkl sei für die Einschränkung des Demosteneslektüre aus den auch von ihm an der erw. Stelle geltend gemachten Gründen.

die unwiderstehliche Kraft ihrer Sprache sind der natürliche Ausdruck für die Wärme patriotischer Gesinnung und für die Festigkeit einsichtsvoller Überzeugung; .... (es) geben jene Reden für Hauptpunkte der griechischen Staatseinrichtungen eine lebendigere Einsicht, als sie aus den bloßen Erzählungen im Geschichtsunterrichte zu erreichen ist; und für einen wichtigen Wendepunkt in der hellenischen Geschichte kann durch das Lesen auch nur einiger dieser Philipp. Reden ein Grund zu historischem Verständnisse gelegt werden, der bei der Analogie der Verhältnisse auch für andere Fälle fortwirkt. Auch mit wohlvorbereiteten Schülern hat man, wie ich wiederholt an Gymnasien die Erfahrung gemacht habe, bei der Lektüre der zuerst vorgenommenen Rede sehr langsam vorzugehen, wenn sich nicht Oberflächlichkeit in der Auffassung dieser Meisterwerke von vorneherein festsetzen soll; die längere Zeit, welche man dem Anfange widmet, findet selbst äußerlich ihren Ersatz, indem dann nach Überwindung der anfänglichen Schwierigkeiten die Verwandtschaft des Gedankenkreises und der Ausdrucksweise die folgenden Reden in solchem Maße leichter zugänglich macht, daß bei geweckten Interesse ... tüchtige Schüler selbst manche ... Phil. Reden zur Privatlektüre wählen und sie mit Verständnis zu lesen fähig sind". Manchem[1]) mag das allerdings heute vielleicht als sonderbare Schwärmerei erscheinen.

---

[1]) So wurde auf der letzten n.-ö. Direktoren-Konferenz (Verh., S. 136) Demosthenes als ein Schriftsteller von zweifelhaftem Bildungswerte hingestellt. Demosthenes, heißt es da, komme ganz oder größtenteils für die Schule als Vertreter rein formaler Sprachkunst in Betracht. „Ist wirklich," lesen wir unmittelbar vorher, „die Sorte Philologen ausgestorben, die den kunstvollen Aufbau einer lateinischen oder griechischen Periode, die der Rotstift des Germanisten mit Recht arg zurichten würde, als nachahmungswertes Kunstwerk der Jugend zu preisen nicht ermüden...?" Ich hoffe, daß sie ausgestorben ist; wenigstens habe ich nie von einem solchen gehört. Sollte es aber doch solch einen Philologen geben, so wird man deswegen den Demosthenes nicht preiszugeben haben. Sehr sonderbar klingt jenes „mit Recht" in dem Satze vom Rotstift der Germanisten. Gemeint ist offenbar, eine ganz wörtliche Übersetzung durch einen jener Sorte Philologen würde der Rotstift „mit Recht" arg zurichten; Demosthenes selbst aber wird unter der Wucht eines solchen Argumentes nicht zusammenbrechen, sonst würde er wohl alle Redner fremder Zungen mit sich reißen, die ja dem Rotstift des Germanisten nicht standhalten könnten; den Germanisten wäre allerdings ein ausgedehntes Arbeitsfeld eröffnet. Wir stellen eben dieser Behauptung trotz des „grandiosen Fortschrittes auf allen Wissensgebieten — und zwar nicht zum mindesten auf dem Gebiete der klassischen Altertumswissenschaft selbst —" das oben angeführte Urteil des Mannes gegenüber, der von klassischer Bildung eine recht bescheidene und genügsame Meinung gehabt haben soll, da er glaubte, der von ihm mitgeschaffene Kanon könne sie ermöglichen und vermitteln. Der Kanon soll auch mit besonderer Berücksichtigung der formalen Seite des Sprachunterrichtes zusammengestellt sein, der Kanon, in dem z. B. Cicero auf ein Semester beschränkt ist. Demosthenes kann übrigens wirklich auch in formaler Hinsicht heilsam wirken. „Seine schlichte Großartigkeit," sagt Eckstein, Unterr., S. 454, „wird den Schülern ganz besonders entgegengehalten werden müssen, was umso nötiger ist, je mehr sie in dem Alter, in dem sie Demosthenes lesen, für die Phrase empfänglich sind."

Vollends, meint H. Schenkl, wenn die Schüler erführen, daß diese hochgepriesenen Reden, so wie sie uns vorliegen, aller Wahrscheinlichkeit nach gar nie vor der Volksversammlung gehalten, sondern als politische Flugschriften veröffentlicht worden seien, werde da nicht das Bild des „Lenkers der Geschichte Athens" in seiner Vorstellung verblassen?" Da, meine ich, kann Schenkl unbesorgt sein, das wird nicht geschehen, insbesondere in unserer Zeit nicht, da wir gewohnt sind, die Reden „der Lenker der Geschicke" zu lesen und vielfach nicht ganz genau so zu lesen, wie sie gehalten worden sind. Das wäre nur zu befürchten, wenn Demosthenes seine Reden an Abgestorbene gerichtet hätte. Die Wissenschaft, als deren Vertreter wir doch wohl Wilamowitz in erster Linie ansehen dürfen, schränkt übrigens die Worte H. Schenkls, wie folgt (Kultur.... S. 78) etwas ein: „Es ist etwas geradezu Neues gewesen, als Demosthenes in den fünfziger Jahren Reden vor das Publikum brachte, die sich gaben, als hätte er sie vor dem Volke gehalten. Gesprochen wird er wohl in dem Sinne haben, aber wirkliche Reden sind sie dennoch alle nicht... Aeschines "(wohlgemerkt: Aeschines!)„ erzählt uns auch, daß Demosthenes vor dem Volke ganz anders sprach..... Wir haben uns zu denken, daß sie in den tausend Klubs, in den Hallen und Gymnasien Athens vorgelesen wurden, sobald sie erschienen; denn laut muß man sie auch heute lesen... Seine Schriften entsprachen in Tendenz und Wirkung seinem lebendigen Worte."

„Aber auch die Idealgestalt des Patrioten und fleckenlosen Ehrenmannes," fährt H. Schenkl unermüdet fort, „ist nur durch Verschweigen von Tatsachen zu retten: daß die überhastete Politik der Kriegspartei Athen in großes Unglück gestürzt hat, daß Demosthenes selbst mehr als einmal.. an sich richtige und heilsame Maßregeln, bloß weil sie von der Gegenpartei ausgingen, mit Mitteln bekämpft hat, die nicht anders als sykophantische genannt werden können, daß die schon im Altertum gegen seinen Charakter als Privatmann, Anwalt und Politiker erhobenen Vorwürfe eine faktische Widerlegung bis jetzt nicht gefunden haben. Nicht einmal das kann man aufrecht erhalten, daß der Mann, welcher Gift nahm, um der ihm sicher drohenden Folterung zu entgehen, für Athen gestorben ist." Ähnliches haben wir in einem „von unbefangener Kritik längst gerichteten" (H. Ziemer) Werke gelesen, in dem Buche „Die Demokratie von Athen" des Jul. Schvarcz, der (bes. S. 463) bekanntlich Demosthenes in der niedrigsten Weise herabsetzt. Ich erlaube mir aber zu behaupten, daß derjenige, der dem Demosthenes Patriotismus im edelsten Sinne des Wortes absprechen will, heute genau so Unrecht hat wie jederzeit. Wilamowitz, dem niemand Vorliebe für Demosthenes vorwerfen wird — auf sein Urteil berufen sich die so gerne, die über Demosthenes absprechen zu können glauben —, hat doch wahrhaftig deutlich genug gezeigt, wie er verstanden sein will; er hat den Standpunkt der Wissenschaft kenntlich gemacht und zugleich erklärt, wie Demosthenes den Schülern vorgestellt werden soll. Im Lesebuch schreibt er (I. 72 f.): „Wir streifen die persönliche Gehässigkeit ab; wir mögen auch die Politik anders

werten als Demosthenes: Das darf uns niemals hindern, seinem Gefühle für die Ehre seines Vaterlandes die vollste Bewunderung zu schenken und ihm den Kranz des Patrioten zuzuerkennen wie den des Redners.' Auch sein Volk hat sich noch in letzter Stunde selber dadurch geehrt, daß es an die Politik einen höheren Maßstab anlegte als den des Erfolges.... Dabei (bei der Lektüre der Kranzrede) wollen wir nicht ängstlich die historische und moralische Berechtigung jeder Behauptung und Beschuldigung prüfen, die die Kampfeshitze dem Demosthenes eingibt: folgen wollen wir dem Vorkämpfer der Freiheit und Größe Athens: Das Feuer der Vaterlandsliebe, das seinen Worten entströmt, ist echt und heilig." Wer wollte es wagen zu behaupten, Wilamowitz hätte, um den Schülern etwas vorzumachen, gesagt, was er selber nicht glaube? Derselbe schreibt (Kultur.., S. 72 f.): „.. die bewegende Kraft ist allein ein unbändiger Wille, und was in dem Hörer erzeugt werden soll, ist wieder Wille, Entschluß, Tat.... hier wird das Wort selbst zur Tat. Für seine literarische Größe kommt nichts darauf an, daß er als Advokat von einer Partei zur anderen übersprang und daß er die Gepflogenheiten der Parlamentarier seiner Zeit übte, um zur Macht zu kommen. Auch die Berechtigung seiner Politik ist dafür unwesentlich. Aber daß er an die Größe Athens und der Demokratie glaubte und für sein Ideal lebte und starb, ist sehr wesentlich; denn es gibt seinen Reden den Stempel des echten Gefühles und läßt die nur zu häßlichen Menschlichkeiten vergessen." Wenn also die Politik des Demosthenes wirklich allein am Sturze Athens schuld war, macht das für den Patrioten und Ehrenmann gar nichts aus. Daß Demosthenes sich mehr als einmal bloß von Oppositionswut leiten ließ, müßte man erst sicher beweisen. Daß aber jene bek. Anwürfe eine faktische Widerlegung bis jetzt nicht gefunden haben, macht auch nicht viel aus, weil sie keinen faktischen Beweis gefunden haben. Wie uns heute jemand als Verleumder gilt, solange er seine Anwürfe nicht bewiesen hat, so dürfen wir auch bei einem in schwere Parteikämpfe verwickelten Manne jene Vorwürfe nicht als bare Münze nehmen, solange sie nicht erwiesen sind. Und ein Lehrer würde sich wohl an der Wissenschaft, d. i. an der Wahrheit, und an seinen Schülern versündigen, wenn er ihnen mitteilte, daß jene Anwürfe noch keine Widerlegung gefunden haben, ohne ihnen zu sagen, daß sie noch nicht erwiesen sind und daß auf diesem Standpunkte gerade Forscher stehen, welche sich aufs eingehendste mit dem Leben des Demosthenes beschäftigt haben. Unglaubliches leistet H. Schenkl, wenn er im Gegensatze zu jenen schönen Worten Wilamowitz' Demosthenes als Feigling sterben läßt. Er hätte sich auch noch foltern lassen sollen, damit dann vielleicht H. Schenkl hätte finden können, er wäre zu feige gewesen, sich umzubringen.

„Die Fäden, aus denen die Demostheneslegende zusammengewebt ist (die meisten sind schon im Altertume gesponnen)", fährt Schenkl fort „hier zu verfolgen, ist unmöglich; genug, sie ist nun einmal da und mit

ihr die vorgefaßte Meinung[1]), daß aus diesen Reden sich nun auch im Unterrichte ein besonders heller und kräftiger Funke herausschlagen lassen müsse." Wir bitten diese Fäden zu verfolgen; denn wir lassen uns gerne eines Besseren belehren, und wenn man uns mit stichhältigen Beweisen kommt, geben wir gerne die Meinung auf, zu der wir selbst auch durch Quellenstudien (Wiener Studien XIII, S. 63 f.) und Unterricht gekommen sind. Vorläufig ist uns aber hier zunächst das Urteil der Alten maßgebend, das 42 Jahre nach seinem Tode gefällt wurde, dem jenes bei Pseudo-Plutarch erhaltene Gesuch des Demochares zugrunde lag, ist doch dieses Urteil bis heute durch die Wissenschaft nicht umgestoßen worden. Thalheim schließt (Pauly-Wissowa, R. E. V. 1, Sp. 181) die Skizze des Lebens des Demosthenes mit den Worten: „So endete ein Mann, der den größten und edelsten Geistern des Altertums beizuzählen ist, ein Ruhm, welcher ihm ungeschmälert bleiben muß, solange man noch die Tüchtigkeit der Gesinnung und Kraft sittlicher Bestrebung, nicht den äußeren Erfolg als Maßstab der Größe anerkennt." Und bezüglich jener Anwürfe kommt Thalheim, wie andere anerkannte Forscher vor ihm, zu dem Schlusse: „Überall bricht das helle Licht der Wahrheit siegreich durch und überzeugt, wenn es auch nicht den Zusammenhang der Dinge bis ins einzelne aufklärt, doch von der sittlichen Reinheit des Mannes." Wenn also H. Schenkl seine Ausführungen, welche man sogar als „sachgemäß und eingehend" zu be-

---

[1]) Das ist eine auf reiche Erfahrung gegründete Meinung. Über die Bildungselemente der Demostheneslektüre darf man auch Gelehrte nur dann hören, wenn sie über pädagogische Erfahrung verfügen. Wir haben aber eine reiche Zahl der besten Namen. Ich fange nicht mit Melanchthon und Sturm an, die beide Demosthenes und Paulus nebeneinander stellen; ich verweise aus der allerletzten Zeit außer auf die von Wenger bei der jüngsten n.-ö. Direktoren-Konferenz zur Widerlegung des Referenten angeführten, Dettweiler (Handb. IV. 12 u. 51) und O. Jäger (Lehrk. u. L., S. 432), etwa noch auf O. Schrader (Anh. zur 5. Aufl. d. Erziehungsl., S. 603), Volkmann und Kübler (Verh. d. Berl. Konf. 1890, S. 195 u. 1900, S. 84), K. Middendorf (Z. f. d. Gymnwes. 1898, S. 289 ff.), K. Seliger (Hum. Gymn. 1900, S. 110 ff.), O. Liermann (Hum. G. 1901, S. 33), Fr. Aly (Hum. S. 11), K. Kromayer (N. Jahrb. 1902, II. 277), W. Jerusalem (Öst. Mittelsch. 1902, S. 291), Mutzbauer (Hum. Gym. 1903, S. 68), P. Corssen (Monatsch. II. (1903), S. 98), O. Weißenfels (Gymwes. 1903, S. 785 und Handb. 308), Jak. Mayer (Lehrpr. 1904, II. 62, besonders wichtig), W. Olsen (Monatsch. 1905, S. 642), J. Tominšek (diese Z., 1904, 1161), L. Martens (Die Platol. S. 4), V. Thumser (zuletzt auf der erw. Direktoren-Konferenz). Hier findet man vielfach nicht nur Urteile über den Bildungswert der Demostheneslektüre, sondern auch deren Begründung. Einzelne schlechte Erfahrungen geben den überwiegend guten gegenüber nichts aus. Jene sind zu sehr von Umständen abhängig, deren Erkenntnis einem selbst oft nur schwer, anderen vielfach gar nicht möglich ist. Wenn aber Martinak meint, die Wertschätzung und Charakteristik des Demosthenes habe sich innerhalb der Wissenschaft seit 1849 nicht unbeträchtlich verschoben, irrt er; die Wertschätzung ist so ziemlich dieselbe und bezüglich der Charakteristik muß man sagen, daß Demosthenes von Aeschines bis auf Schvarcz und H. Schenkl übermäßig angegriffen und von Demochares bis auf Christ und Thalheim verteidigt worden ist.

zeichnen befunden hat, ohne direkten Zusammenhang mit den Worten schließt: „Vergeblich, es läßt sich nicht vertuschen (!), daß die Ergebnisse der Demostheneslektüre der aufgewendeten Mühe nicht entsprechen. Demosthenes muß als Semesterlektüre fallen", so enthält die Antwort darauf der Satz W. Christs in der Gesch. d. gr. Lit. (4. Aufl., S. 414): „Wir aber wollen fortfahren, durch die Lektüre Demosthenischer Reden jenen idealen Sinn in der Jugend zu wecken, der auch Schwieriges zu unternehmen, ja Aussichtsloses zu versuchen treibt, wenn es gilt, die Schmach der Knechtschaft vom Vaterlande abzuwehren".

Wer sich über den Ausdruck „Semesterlektüre" wundert, erhält später (S. 60 f.) Aufklärung. Dort heißt es auf einmal: „Um den großen Namen des Demosthenes nicht ganz unvertreten zu lassen, könnte außer der Schilderung der Vorgänge nach der Einnahme von Elateia (Kranzr. c. 160—163, 168—180; eine schon in der V. leicht zu bewältigende Darstellung, die man bei der Lektüre in der VI. und VII. durch Stücke aus dem Vorhergehenden und Folgenden erweitern kann) insbesondere die kurze, maßvolle und nicht allzu schwierige Rede über den Frieden gelesen werden". Also doch! H. Schenkl merkt gar nicht, wie widerspruchsvoll das ist. Ein paar Seiten vorher hat er zu zeigen versucht, daß der Charakter des Autors nur durch Verschweigen von Tatsachen (!) zu retten sei — daß er also offenbar seinen „großen" Namen mit Unrecht trage — und daß man auch aus diesem Grunde auf die 42—50 Teubnerseiten verzichten solle, jetzt empfiehlt er 22 Teubnerseiten zu lesen, wahrscheinlich weil man dabei eher schweigen könne als bei 42! Natürlich ist jetzt jenes erweiterte Stück der Kranzrede und jene (6 Teubnerseiten lange) Rede über den Frieden nicht „allzu schwierig". Man lese nur die ersten Sätze der Rede, um zu sehen, daß die Schwierigkeiten dieselben sind, wenn man's nicht schon aus Erfahrung weiß. Daß man das im Wilamowitzschen Lesebuche abgedruckte Stück der Kranzrede nicht partienweise in der V., VI. und VII. Klasse lesen wird, braucht man wohl nicht zu begründen. Ebenso klar ist es, daß wir nicht die Rede über den Frieden lesen würden, wenn wir nur eine Rede lesen könnten, sondern trotz des großen Umfanges die III. Philippische (vgl. W. Jerusalem, Österr. Mittelsch., S. 291; Kam. Huemer, Der Geist usw., S. 30). H. Schenkl hat so aus seinen falschen Prämissen nicht einmal den entsprechenden Schluß gezogen: Demosthenes sei überhaupt nicht zu lesen. Dem Kanonreferenten auf der letzten n.-ö. Direktoren-Konferenz, der sonst den Ausführungen der drei Reformer beipflichtet, kann man aber diesen Vorwurf nicht machen; bei ihm verschwindet Demosthenes gänzlich aus dem Kanon [1]).

---

[1]) Der Referent weist den Schöpfern des Kanons die Mitschuld zu „an dem Disagio der klassischen Studien am Gymnasium"; wir wissen aus eigener Erfahrung, daß die Gymnasiasten heute bei uns weit mehr klassische Lektüre treiben als vor etwa 25 Jahren und entnehmen der Literatur, daß es vor 50 Jahren noch schlechter bestellt war. Momentan ist das Geschrei über den angeblich geringen Wert der klassischen Studien etwas größer, daß aber immer dasselbe geschrieen wurde, zeigt auch die Durchsicht dieser Zeitschrift, in der wiederholt davon die Rede ist. Der Kanon des Referenten scheint uns noch weniger geeignet, den klassischen

„Gehören die Bedenken, die gegen die Demosthenes lektüre überhaupt vorgebracht werden, zu den seltsamsten pädagogischen Verirrungen" (O. Weißenfels), so scheinen mir diejenigen die Sache nicht besser zu machen, die bei uns schon vor H. Schenkl zu einer Einschränkung der Demostheneslektüre, etwa auf eine Rede, geraten haben. So H. Schickinger (in dieser Zeitschr. 1903, S. 933), der vor H. Schenkl den Vorzug hat, daß er die längst bekannten Bedenken in ein paar Zeilen zusammenfaßt, und neuerdings W. Weinberger (vgl. Österr. Mittelsch. 1906, S. 249) und Kam. Huemer (a. O. S. 29 f.). Liest man Demosthenes nur etwa ein halbes Semester mit 3 wöchentl. Stunden, so kann unter normalen Verhältnissen auf ein Resultat dieser Lektüre nicht gerechnet werden; da wäre es besser, ganz zu verzichten. Auf A. Weinhold, v. Sanden, P. Cauer, K. Kromayer, O. Kohl und O. Weißenfels (Z. f. d. Gymnwes. 1903, S. 766

Studien Kredit zu verschaffen. Es mag dies ein Beispiel zeigen. Es wird also, wie seinerzeit von E. Hochreiter beantragt wurde (diese Zeitschr. 1881, S. 874 f.), den dann E. Brand (diese Zeitschr. 1883, S. 467) widerlegte, Demosthenes beseitigt und ein Stück des Sophokles soll an dessen Stelle treten. Der Ref. sucht dem Einwande, daß die sprachlichen und exegetischen Schwierigkeiten der Dramenlektüre vielleicht noch bedeutender seien als die des attischen Redners, dadurch zu begegnen, daß er die Lehrer dazu auffordert, diese Schwierigkeiten nicht selbst durch pedantische Schulfuchserei z. B. in der Behandlung der lyrischen Teile der Tragödie, deren Analyse ins Gymnasium überhaupt nicht gehöre, zu erhöhen, sondern zu versuchen, das griechische Drama, das ungleich mehr Berührungspunkte mit dem Klassizismus der deutschen Literatur und darüber hinaus habe als die antike Rhetorik, in die ihm gebührende Beziehung zur Gegenwart zu rücken. Ist das nicht so, als ob der Ref. gesagt hätte: „Man wende nicht ein, die Schwierigkeiten sind größer, vergrößern wir sie nur nicht — sie sind wirklich größer". Die Schwierigkeit der Dramenlektüre liegt nicht in den Chören, die der Lehrer vorübersetzen kann, und nicht in der metrischen Analyse derselben. Wenn der Lehrer die Analyse kennt, kann er sie mit Quartanern auch durchnehmen. Die eine Schwierigkeit liegt in der Sprache selbst nach der Lektüre des Homer und Herodot. Man kann durch eine oder zwei kleine Reden des Demosthenes, die sich inhaltlich nahe stehen, wieder ins Attische einführen, nicht aber durch Szenen einer Tragödie, noch dazu mit 3 Stunden in der Woche. Die Hauptschwierigkeit aber liegt in der inhaltlichen und ästhetischen Erfassung, die bereits eingehende Dramenlektüre voraussetzt, und eben in der Beziehung auf die Gegenwart. Im ersten Semester der VII[a] ist in der Rgel noch kein Drama Schillers gelesen, vom Klassizismus noch wenig die Rede gewesen, von dem, was darüber hinaus ist, gar nicht. Die zweite Tragödie soll dann ein Jahr später gelesen werden. Ursprünglich war allerdings im ersten Semester der VII[a] eine Tragödie angesetzt, aber H. Bonitz, der wiederholt vor einer Sophokleslektüre mit nicht genügend vorbereiteten Schülern warnt, hat das wohl selbst als Mißgriff erkannt; der Lektionsplan von 1855 setzt schon Sophokles ins zweite Semester der VII[a]. Die Erfahrungen, die man da mit der Tragödie machte, haben endlich zur Beseitigung im J. 1884 geführt. Auf diese Erfahrungen wird auch in den Instruktionen von 1891, S. 115, Bezug genommen, der Zusatz ist jetzt natürlich weggefallen. Nun sollen wir wieder durch dieselben Erfahrungen klug werden? Mit Rücksicht auf die Einschätzung, die das heutige Schülermaterial von Seite des Ref. erfährt, müßte uns die Rückkehr zur Praxis vor 1855 unvorsichtig erscheinen lassen.

und 785), die einer Einschränkung der Demosthenеslektüre das Wort geredet haben, dürfen wir uns nicht berufen, denn diese wollen nur die in Preußen mit 5 wöchentl. Stunden betriebene Lektüre etwa auf das bei uns übliche Maß beschränkt haben. Auch Wilamowitz kommt so ziemlich auf unser Quantum, da er doch außer einem großen Stück der Kranzrede noch ein paar kleinere Reden zuläßt (Gutachten, S. 210). Warum wir aber trotz M. Sieburg (N. Jahrb. 1903, S. 276) und W. Olsen (Monatsh. 1905, S. 642) die Kranzrede nicht lesen werden, hat seinerzeit H. Bonitz auseinandergesetzt, nach ihm steht es in den Instruktionen, am besten aber sagt es wohl jetzt L. Martens (Die Platolekt., S. 4, Anm. 1): „Mag sie (die Kranzrede) als Literaturwerk noch so hoch stehen, sie folgt den Ereignissen und verdankt ihr Dasein einem unsympathischen Motiv. Jene Reden aber (die Philippischen) sind selbst Ereignisse, patriotische Taten von unvergänglicher Bedeutung“. (Fortsetzung folgt.)

Wien. Dr. Friedrich Ladek.

Der II. internationale Kongreß für Schulhygiene.

(London 5.—10. August 1907.)

Mehr als drei Jahre waren seit der Abhaltung des I. internationalen Kongresses dieser Art in Nürnberg[1]) vergangen, als der Londoner begann. Ein anderes Bild: von den etwa 1650 Mitgliedern die Mehrzahl aus Großbritannien, zahlreiche aus den Kolonien. Kanada, Indien, Australien, Süd-Afrika gut vertreten — von den Staaten des europäischen Kontinents vielleicht am stärksten (vgl. Nürnberger Kongreß) Österreich, von wo über 100 Mitglieder und Teilnehmer dagewesen sein mögen. Wer nicht gut englisch verstand, wird freilich wenig Nutzen davongetragen haben, der Kongreßbummler nicht zu gedenken, die überhaupt nur mittun, um sich eine fremde Stadt anzusehen.

Es fanden 7 fachliche Plenarversammlungen, 3 mit Vorträgen und 4 mit Diskussionen, statt und wurden darin sowie in 11 Sektionen, zusammen in 50 Versammlungen, 250 Vorträge gehalten und manches Neue geboten.

Vor allem sei des ausgezeichneten umsichtigen Präsidenten Sir Lauder Brunton gedacht, der vom ersten bis zum letzten Momente das Bestmögliche, und zwar mit schönem Erfolg tat, und der unermüdlichen Generalsekretäre, von welchen Dr. James Kerr längst auf dem schulhygienischen Gebiete internationalen Ruf hat, sowie seines ebenso fleißigen Helfers E. White Wallis. Berichterstatter weiß aus eigener Geschäftsführung während der Kongreßvorbereitungen sehr gut die ganz außerordentliche Summe von Arbeit zu würdigen, welche die General-

---

[1]) Vgl. „Der I. internationale Kongreß für Schulhygiene“. Diese Zeitschr. 1904, S. 673 ff. und S. 849 ff.

sekretäre zu bewältigen hatten; dem Präsidenten und ihnen ist vor allem der gelungene Verlauf des Kongresses zu verdanken.

In Österreich waren außer einem Reichs-Patronage-Komitee zehn Landeskomitees und in zwei Ländern ohne solche je ein städtisches Komitee entstanden (Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland, Böhmen, Schlesien, Bukowina; Olmütz, Lemberg). Bedauerlich ist, daß ein kulturell so vorgeschrittenes Kronland wie Mähren kein Landeskomitee aufzubringen vermochte. — Das niederösterreichische Komitee hat wiederholt auf Gesamt- und Detailarrangements des Kongresses erfolgreich Einfluß zu nehmen versucht.

Die englische Regierung hatte als solche keinen offiziellen Anteil an der Eröffnung des Kongresses. Da der König und die übrigen männlichen Mitglieder der königlichen Familie fern von London weilten, eröffnete auf besonderen Wunsch des Königs der Lord President des Council (eine spezifisch englische Amtsstelle, welche ihren Inhaber höher als die Minister stellt), Lord Crewe, den Kongreß, und begrüßte ihn weiter warm im Namen der Regierung (obzwar diese wie bemerkt, nebenbei gesagt infolge von Intriguen, nicht offiziell mittat). Lord Crewe übermittelte das Interesse des Königs und dessen Wünsche für besten Erfolg. Er sagte, der König bedauere infolge unvermeidlichen Fernseins die Kongressisten nicht selbst empfangen zu können. Der Kongreß sei keine offizielle Konferenz, nicht unterworfen offizieller Kontrolle, was er selbst als besonderen Vorteil ansehe, weil es dem Verlaufe volle Freiheit lasse. Er hoffe aber, daß die öffentlichen Ämter aus den Verhandlungen lernen mögen. Der Lord President zeigte sich in längerer Rede über die Einzelaufgaben des Kongresses ganz ausgezeichnet informiert. Auch ein politisch angehauchter Satz hinsichtlich des in England merkbaren Strebens nach militärischem Drill für die Jugend fehlte nicht und vortrefflich war die Bemerkung, er möchte es nicht sehen, daß militärischer Drill an Kindern die Bewegungsspiele ersetzen würde, welche für diese die beste Art physischen und moralischen Trainings seien.

Das Dankesvotum für den Vertreter des Königs wurde von dem präsumtiven Vorsitzenden des nächsten Kongresses Dr. Mathieu-Paris beantragt und dieser Antrag nach englischer Sitte von zwei Rednern, dem Kolonialvertreter Sir Philipp Jones-Neu-Südwales und dem Berichterstatter-Wien, unterstützt.

Der Präsident Sir Lauder Brunton sagte in seiner Ansprache u. a., daß gewisse Schwierigkeiten, denen der Kongreß in England begegnet war, durch eine persönliche Einflußnahme Seiner Majestät nach einer Sir Lauder Brunton gewährten persönlichen Darstellung (knapp vor Kongreßbeginn — Ref.) behoben waren, daher dem König ganz besonderer Dank gebühre. In seiner Rede verwies der Präsident weiter darauf, daß in zivilisierten Ländern die Komplexität der Bedingungen zuweilen zu Mißständen in der Erziehung geführt habe und die wahre Bedeutung des Wortes vergessen worden sei, so daß statt richtiger Entwicklung aller Fähigkeiten von Körper und Geist zur höchstmöglichen harmonischen Leistungsfähigkeit die Erziehung zu einem

System einseitiger Kultivierung einer oder der anderen geistigen Fähigkeit, ganz besonders des Gedächtnisses, degeneriert sei. — Die Schularztfrage sei eine wichtige: spätere für das Gemeinwesen kostspielige Defekte sollen im Entstehen konstatiert, infektiöse Erkrankte sollen rechtzeitig isoliert, der Entstehung von Krankheiten überhaupt vorgebeugt werden. Wichtig ist ferner die Entwicklung der Schulen für Minderwertige. Die Hauptaufgabe der Schulhygiene sei zweckmäßige Verbindung der geistigen Erziehung mit der physischen zu bestmöglichem Gesamteffekt. Eines der nützlichsten Stimulantien für Blutumlauf und Ernährung, für Entwicklung des Körpers ist die Freude *(pleasure)*. Auch die Frage der richtigen Grenze zwischen Elternrecht und Elternpflicht einerseits, öffentlichen Maßnahmen anderseits möge durch den Kongreß geklärt werden. Weiter ging er auf die Bedeutung der hygienischen Unterweisung von Kindern und Lehrern ein: auch in dieser Hinsicht sind Auslagen für Schulhygiene produktiv.

Schließlich gedachte Sir Lauder Brunton in warmen Worten der Verdienste zweier seit dem I. Kongreß verblichenen Gelehrten: des Geheimrates Herm. Cohn-Breslau und des Hofrates Paul Schubert-Nürnberg, welcher letztere sich ja auch um den I. Kongreß als Generalsekretär außerordentliche Verdienste erworben hat.

Unter den Sprechern für die einzelnen Staaten begrüßte Ministerialrat Dr. Illing-Wien den Kongreß für Österreich.

Die Sektionen (I—XI) hatten als Beratungsgegenstände: Psychologie und Physiologie der Lehrmethode. — Ärztliche und hygienische Schulaufsicht. — Hygiene des Lehrerberufes. — Hygienische Unterweisung für Lehrer und Schüler. — Körperliche Ausbildung und Förderung persönlicher Gesundheitspflege. — Hygienisches Verhalten außerhalb der Schule, ferner Kolonien, Ferienschulen, Beziehungen zwischen Schule und Haus. — Infektionskrankheiten, Unwohlsein und andere den Schulbesuch beeinflussende Zustände. — Sonderschulen für Schwachbegabte und abnorme Kinder. — Sonderschulen für blinde und taubstumme Kinder. — Schulbauten und deren Ausstattung. — Die Verhandlungsthemen der Plenarversammlungen werden im folgenden genannt werden.

Die Anordnung des Programmes ist charakteristisch für Entwicklung und Stand der Schulhygiene: Ehedem wurden neben der Statistik bestimmter körperlicher Übel der Schüler wesentlich Fragen betreffend die materiellen Zustände von Schulhaus und seiner Einrichtung behandelt, neuerer Zeit beginnt das unterrichtshygienische Moment mehr und mehr Geltung zu gewinnen sowie die praktische Seite der Schularztfrage hervorzutreten.

In dem folgenden kurzen Bericht hält sich Berichterstatter nicht streng an den Gang in den Plenarversammlungen und Sektionen, sondern versucht das, was er aus dem überreichen, vielfach freilich nicht neuen Material vorbringt, so gut es geht derart zu gruppieren, daß sachlich Zusammengehöriges zusammen vorgebracht wird; ferner berichtet er, wenn nicht besondere Gründe für ein Übergreifen auch auf andere Schulgattungen sprechen, nur über das, was Mittelschulen naheliegt; es fallen

daher Dinge wie Schulen für Minderwertige aller Art (Schwachsinnige, nicht Vollsinnige, Krüppel, Epileptiker), Hauswirtschaftsunterricht usw. trotz ihrer Bedeutung außer Betracht.

Der Verlauf der sachlichen Verhandlungen war, soweit dies Ref. persönlich zu beurteilen vermochte, durchaus würdig, trotzdem auch sehr Radikales angekündigt worden war. Daß mehrfach Parlamentsmitglieder Sektionspräsidenten waren, kann den praktischen Effekt des Kongresses in England nur steigern helfen.

Von den Verhandlungen der Sektion für Psychologie und Physiologie der Lehrmethode sei an dieser Stelle die bemerkenswerte, obzwar den Kongreßverhandlungen doch etwas ferner liegende Rede gestreift, welche Bischof Welldon-London in der ersten Plenarversammlung hielt: Der Einfluß der Schulerziehung auf geistige Disziplin und Selbstkontrolle im Jugendalter. Welldon meinte, die Einbeziehung dieses Gegenstandes in das Kongreßprogramm möge so aufgefaßt werden, daß Verbindung guter Gesundheit und guter Aufführung betont sein solle, und daß es ganz gut möglich und leicht sei, dem Laster durch ungesunde Lebensbedingungen den Weg zu ebnen. Gute Gesundheit, gute Erziehung und gutes Wohnen seien intim verknüpft mit der Moral und selbst der geistigen Wohlfahrt des Gemeinwesens.

Prof. Dr. Griesbach-Mühlhausen sprach in seinem Vortrag in der letzten Plenarversammlung über die Beziehungen zwischen Medizin und Pädagogik. Diese Beziehungen umfassen nach seiner Ansicht das Schulhaus und seine Einrichtung, die medizinische Schulinspektion und die Unterrichtsmethode, welche letztere auf psychologische und hygienische Basis gestellt werden müsse. Vom Schularztdienst verlangt er eine mehr gleichartige Durchführung behufs Gewinnung von allgemein giltigen Resultaten aus den Erhebungen. Der Sprachunterricht solle wesentlich auf die Muttersprache begründet, die Zahl der Stunden für abstrakte Fächer allmählich vermindert werden. Der körperlichen Erziehung müsse mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Der Schularzt muß zum beständigen Berater des Lehrkörpers werden.

Das Referat in der zweiten Plenarversammlung betraf das Thema: Lektionsdauer, Reihenfolge der Fächer und Einfluß der Jahreszeiten, worüber Prof. Dr. Burnham-Worcester, Prof. Dr. Chabot-Lyon und der Berichterstatter-Wien referierten. Es sei hier nur einiges, die Mittelschule Betreffendes beigebracht. Alle drei Reff. stimmten unabhängig voneinander darin überein, daß das Problem der Ermüdung [1]), u. a. auch wegen der außerordentlichen Verschiedenheit der jedesmaligen Bedingungen, ein überaus schwieriges sei. Burnham bezeichnete es als fast hoffnungslos. In Betreff der Einzelheiten müssen wir auf die Originalreferate verweisen. Hinsichtlich der Lektionsdauer [2]) z. B. meint

---

[1]) Der interessierte Leser vgl. Burgerstein und Netolitzky, Handbuch der Schulhygiene. 2. Aufl. Jena, S. Fischer 1902. S. 454 ff. — „l. c." im folgenden bezieht sich immer auf dieses Buch.

[2]) l. c. S. 543 ff.



Burnham diese für 12—14jähr. mit 35—40', Chabot für 10—14jähr. mit 40—45' bemessen zu sollen, Burgerstein möchte die untersten Mittelschulklassen nicht mehr als 1/2 Stunde *in continuo* mit Nahesehen beschäftigt haben usw. Bezeichnend ist, daß Chabot sagt, die französischen Lehrer seien bis 1902 an Stundenserien von 2—2 1/2 Stunden ohne Pause gewohnt gewesen und hätten dies verteidigt, weil sie angaben, ihr Thema sonst nicht gehörig erledigen zu können oder nicht auch jene gelegentlichen „*causeries et disgressions*“ machen zu können, welche den intimen Kontakt „*avec l'esprit et le coeur*“ herzustellen geeignet sind, während Burgerstein den bezüglichen Passus mit den Worten beginnt: Ich meine, 6jährige Kinder sollten in der Schule ernstlich mit Arbeit beschäftigt nicht länger als 1/2 Stunde sitzen, ohne einige folgende Körperbewegung und Arbeitsrast usw. Es kommt ganz gewiß wesentlich darauf an, was und wie es gearbeitet ist; soviel wissen wir aber, daß Rücksicht auf somatische Übelstände: herabgesetzte Atmung in schlechter Luft, infolgedessen und überhaupt herabgesetzte Zirkulation, Wärmestauung, behinderte Arbeit der Verdauungsorgane, statische Mißverhältnisse der Muskulatur usw. die Abkürzung der Lektionen und etwas Bewegung unter Lüftung der Zimmer fordert. Ich konnte aber auch nicht umhin, die Gefahren der Lektionskürzung zu betonen: Bei Fachlehrersystem kann, besonders in übervölkerten Schulen, die drohende Gefahr erwachsen, zu hasten — in der Tat eine Gefahr in unserem nervösen Zeitalter, eine Gefahr, die zur Überbürdung führen kann, wenn der Lehrer nicht ein Jota von dem aufgeben will oder darf, was zu lehren Gebrauch ist. In Winterthur, wo es Dir. Dr. Keller gelang, 40'-Lektionen einzuführen, hat man den Lehrstoff von einigen Details befreit. — Um die Pausen[1]) entsprechend zu nützen, ist eine eine entsprechende Bauanlage des Hauses nötig.

Auch in Bezug auf die Frage der Reihenfolge der Fächer[2]) anerkannten alle drei Referenten, wie wenig streng Exaktes aus bekannten Gründen derzeit noch festgestellt werden könne; „*c'est la methode qui fait tout ... Le travail d'invention est ordinairement le plus difficile*“ sagte Chabot und ich meinte, daß „*lessons requiring intense mental effort or requiring memory work*“ am besten in die ersten Morgenstunden fielen, Lehrstunden mit Schreiben nicht nach solchen mit körperlichen Übungen, welche die Armmuskulatur angestrengt haben, fallen sollten, daß ausgiebige körperliche Arbeit, mag es Spiel oder Turnen sein, keineswegs für unmittelbar folgende geistige geeigneter macht usw. — Hinsichtlich der Jahreszeiten[3]) betonte Burnham die Notwendigkeit einiger Rast im Frühling, ein Thema, auf welches ich bei meinem Referat für den Berliner allgemeinen Hygienekongreß (23.—29. September 1907) näher eingegangen bin.

Soviel ist ganz sicher, daß es noch vieler ernster Untersuchungen bedürfen wird, um in den berührten Fragen zu einwandfreien Schlüssen zu gelangen. Dazu fehlen allerdings noch gewisse Vorbedingungen an

[1]) l. c. S. 554 ff. [2]) l. c. S. 565 ff. [3]) l. c. S. 705 ff.

vielen Orten: Zugänglichkeit der Schule für Untersuchungen, experimentelle Behandlung mancher Fragen, pädologische Laboratorien.

Die Sektionssitzungen betreffend Psychologie und Physiologie der Lehrmethode wurden von Sir James Crichton-Brown mit einer geistvollen Rede inauguriert, auf welche näher einzugehen viel zu weit führen möchte. Ausgehend von Goethes und Miltons Anschauungen über gesunde Erziehung und Anschauungsunterricht und mit Berufung auf die Schriften zahlreicher glänzender Geister verschiedener Nationen meinte der Redner, nach allen diesen Vorarbeiten wäre es verwunderlich, daß man sich bezüglich des Erziehungswerkes noch nicht allgemein geeinigt habe — aber erst die neuere Zeit bringe eine Art parlamentarische Behandlung dieser Frage. Crichton-Brown wies auch auf die modernen psycho-edukationellen Laboratorien hin. Zu letzterem Kapitel sprach ferner Frl. Prof. Joteyko-Charleroi in einer anderen Sektion. (In der Tat bestehen ja jetzt solche Institute hie und da — Belgien, Italien, Vereinigte Staaten —, während vor langen Jahren Anläufe zu experimentell-psychologischen Arbeiten, zu welchen man natürlich auch Schule und Schüler braucht, dem Arbeitslustigen gründlich verekelt werden konnten). Von dem besonderen in Crichton-Brown's Rede sei nur noch darauf verwiesen, daß die Ernährungsfrage auch für die Mittelschule höchst wichtig ist, mit Rücksicht auf die Gehirnarbeiter und daß bezüglich der Ermüdung besonders während der Rekonvaleszenz Rücksichtnahme dringend nottut.

Dr. Roller-Darmstadt gab eine interessante Übersicht über Locke als Schulhygieniker; es ergibt sich daraus, der große Denker habe bereits in einer Reihe von Punkten Anschauungen so vertreten, daß dies heute nicht zutreffender geschehen könnte.

Auch in dem konservativen England wird jetzt die Frage: Klassische oder moderne Sprachen lebhaft diskutiert. Die Frage hat an sich mit Schulhygiene insoferne nichts zu tun, als für letztere eine Rolle nur die totale Belastung[1]) spielt, gleichgiltig wodurch sie provoziert wird; im Hinblick auf die Leser dieser Zeitschrift wollen wir aber doch mit einigen Worten auf die Rede zurückkommen, welche der Rektor der altberühmten Etonschule Rev. Lyttelton zur Sache gehalten hat. Er meint, daß der Beantwortung der Frage infolge unserer Unkenntnis der Gesetze der geistigen Entwicklung eine Menge Schwierigkeiten im Wege stehen. Etwa im Alter von 14 oder 16 Jahren fordert das kritische Denken spezielle Aufmerksamkeit und beginnt mit dem früher erworbenen Gedächtnismaterial zu arbeiten. Jedenfalls ist der Prozeß, den Gebrauch einer Sprache durch das Gedächtnis allein zu erwerben, von weit geringerem Wert für die Schulung des Verstandes, als jener, in der betreffenden Sprache Prosa zu schreiben oder Verse zu komponieren (letzteres in England noch stark in Mode, Ref.); Verschwendung wäre es aber, wenn man dieselben geistigen Fähigkeiten mit zwei oder drei Sprachen übte, z. B. durch Latein mit Französisch oder Griechisch dazu und auf

[1]) l. c. S. 681 ff.

Kosten dieser Arbeit z. B. Geschichte und Naturwissenschaften vernachlässigte. Redner stellt den Wert der guten Übersetzung eines Stückes Cicero sehr hoch und meint, daß nach seiner, allerdings auf sehr unsichere Daten basierten Ansicht Latein das beste geistige Training liefere, besonders wenn Versemachen nur in vernünftigen Grenzen einbezogen werde, er meint ferner, daß die Differenz des Effektes gegen analogen Unterricht mittels anderer Sprachen keine sehr große sein dürfte. Im Falle als Latein und Französisch gelehrt werde, solle letzteres durch das Gehör gelernt und nicht Zeit durch analogen Betrieb wie bei Latein verbraucht werden. Durch Lernen bloß nach Gehör werden wieder andere Fähigkeiten geübt werden.

Es kommt also, wie der praktische Engländer meint, für den durch Latein geistig trainierten hinsichtlich des Französischen nur Lernen durch Nachahmung in Betracht; schwierig ist es jedenfalls, in Externaten die modernen Sprachen bloß durch Nachahmung zu erlernen, eine Methode, die leider auch dem wissenschaftlich gebildeten Lehrer vielleicht wenig sympathisch sein dürfte; anders das Internat oder die Familie, in welcher die Angelegenheit zu Hause erledigt wird.

Sanitätsrat Dr. Benda-Berlin plaidierte mit Rücksicht darauf, daß auf der Oberstufe der Mittelschule die Faktoren, welche Überbürdung zu schaffen geeignet wären, am meisten zur Geltung kommen (? Ref.) für eine freiere Ausgestaltung der drei obersten Klassen, so daß sie zu einer Zwischenstufe zwischen allgemeiner Bildungsanstalt und Hochschule würden. (Ähnliches besteht in manchen der Vereinigten Staaten und jenem Ziele stand ja die alte Organisation unseres Gymnasiums näher.)

Dr. Moses-Mannheim ist der Anschauung, daß Zensuren und Lokationen[1]) bei Kindern schwere nervöse Störungen hervorrufen können. Probearbeiten sollten für die Zeugnisnote nicht ausschlaggebend sein, letztere soll sich auf die gesamten Leistungen der Kinder stützen (dies ist ja bei uns wesentlich der Fall und die Lokation längst abgeschafft. Was wir wünschen möchten, wäre, daß die Schüler die Tage der schriftlichen Schularbeiten nicht im voraus wüßten; solchen Terminen gehen bei gewissenhaften Schülern in der Tat derzeit durch eine Reihe von Tagen Aufregungszustände voraus. Allerdings ist es nicht unmöglich, daß die Schularbeitsleistungen dann geringer würden; jedenfalls wäre das Experiment zu empfehlen).

Prof. Dr. di Vestea-Turin will in den Städten Italiens Führung von Personalbogen der Kinder durch die Lehrer, ergänzt durch Ärzte; dieses Material würde zum Ausbau der pädagogischen Anthropologie mithelfen. (Ref. meint, derlei Führungen sollten immer nur durch bestimmte Zeit an ausgewählten Orten für Forschungszwecke stattfinden: allgemeine Einrichtungen solcher Art führen ja doch nur zu schematischer Behandlung und Anhäufung nutzloser Akten).

Miss Ravenhill-London bot einen interessanten Bericht über ihre Untersuchung betreffend Schlaf[2]) der englischen Schulbesucher.

---

[1]) l. c. S. 671 ff. [2]) l. c. S. 679 ff.

8650 4—17jährige: Bezüglich des Schlafbedarfs liegt weit verbreitete Ignoranz im Volke vor; die englischen Mädchen schlafen länger als die Knaben, aber Knaben wie Mädchen zuwenig; beide schlafen im Winter mehr als im Sommer.

(Ref. meint längst, daß Schlafverkürzung der Aufwachsenden teils durch häusliche, teils durch Schuleinflüsse leider nicht selten vorkommen dürfte und jedenfalls zu den schlimmsten, die Entwicklung beeinträchtigenden Übeln zählt.)

Über das traurige Kapitel „Schülerselbstmorde“ hatten Geheimrat Prof. Dr. Eulenburg-Berlin und Staatsrat Prof. Dr. Chlopin-St. Petersburg Vorträge angekündigt.

Staatsrat Chlopin, welcher über den Gegenstand ein umfangreiches Buch in russischer Sprache veröffentlichte, hat das bezügliche Aktenmaterial des russischen Ministeriums für Volksaufklärung 1880—1904 studiert, welches im ganzen 337 Selbstmorde und 95 mißlungene Versuche umfaßt, eine für statistische Studien allerdings geringe Zahl. Am häufigsten sind in Rußland Selbstmorde und Versuche hiezu unter den Studierenden höherer Lehranstalten (auf eine Million Schüler berechnet 164 Selbstmorde, 13 Versuche), dann folgen Gymnasien und Realschulen (106, 33), Lehrerseminare (95, 24), Volksschulen (0·2, 0). Die Selbstmordfrequenz unter den Schülern der russischen Mittelschule ist zirka dreimal so groß als jene unter der ganzen Bevölkerung; vom Triennium 1883—1885 bis 1901—1903 stieg die Zahl der Selbstmorde unter den Gymnasial- und Realschülern im Verhältnis von 100 : 166. Das Verhältnis bei Knaben und Mädchen ist etwa 3 : 1, doch stieg die Zahl der Selbstmorde unter den Gymnasiastinnen in den letzten drei Jahren aufs Doppelte im Vergleich zum vorangehenden Triennium.

Die Neigung zum Selbstmord steigt bei Mittelschülern mit der Klasse und erreicht ihr Maximum im Alter von 15—16 Jahren, d. h. jenem des Heranreifens vom Knaben zum Jüngling.

Als nächste und verbreitetste Ursache sind Nerven- und Geisteskrankheiten anzusehen, darauf folgen Schuleinflüsse, zuletzt Familienmotive; andere Ursachen haben untergeordnete Bedeutung.

Geheimrat Eulenburg hat leider seinen Vortrag in London nicht gehalten, aus einer Veröffentlichung[1]) sei jedoch bemerkt, daß er die Akten des zuständigen preußischen Ministeriums 1880—1903 mit 1152 Fällen studiert hat, für deren allerdings nur 284 eingehende Bekundungen vorliegen. Für das Alter unter 15 Jahren ist das Verhältnis der beteiligten Knaben zu den Mädchen 4·16 : 1. Auf den Mittelschulen *(nobis)* sind die Selbstmorde im Alter über 15 Jahren fast genau viermal häufiger als unter 15.

Über 284 Fälle in der Mittelschule liegen, wie bemerkt, eingehende Einzelheiten vor: 28% dieser Fälle sind auf geistige Störung oder an-

[1]) Schülerselbstmorde. Von Alb. Eulenburg. Zeitschr. f. pädag. Psychologie, Pathologie und Hygiene. Berlin, H. Walther. IX. Jahrgang. Heft 1 und 2 (1907).



geborene nervös-seelische Belastung zurückzuführen, 48% darauf, daß die Individualität des Schülers den Forderungen der Schule nicht angepaßt (Opfer unpassender Schul- und Berufswahl), oder früh- und scheinreif, willensschwach war. Alkohol, Venus, Studenterei spielen auch mit. In 24% der Fälle lassen sich auffällige Beziehungen der Tat zur individuellen Eigenart des Täters nicht nachweisen.

Auf Grund aller Einzelbeobachtungen kommt Eulenburg bei objektiver Behandlung zum Schlusse, daß die Schule von Mitschuld nicht freizusprechen ist, die Wagschale sich aber tief zu Ungunsten des Hauses senkt.

Leider sind die Ergebnisse Eulenburgs und Chlopins in mancher Hinsicht nicht vergleichbar, und Chlopin hat ganz Recht, wenn er, wohl unbekannt gewesen mit Eulenburgs Resultaten, eine internationale systematische Registrierung an allen Lehranstalten nach einheitlichem bestimmten Programm als wünschenswert hinstellt.

Keinesfalls ist mit Versteckenspielen hier etwas zu gewinnen und was die Schulpraxis betrifft, möchten wir, wenn die Schule wie sie ist, unmöglich in die Eigenart jedes Schülers liebevoll sich versenken kann, warnen vor ängstigenden Drohungen, Rohheiten, Hänseleien: solcherlei ist jedenfalls vermeidlich und kann je nach Alter und Individualität ernste Konsequenzen haben.

Sanitätsrat Dr. Altschul-Prag hat die ästhesiometrische Methode[1]) mit allen Kautelen nachgeprüft und einen gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen Ermüdung und Sehwellenwert nicht finden können. Trotzdem möchte Altschul diese Methode nicht ganz verwerfen; er meint, daß sie „vorerst ihrer Fehlerquellen entkleidet und physiologisch vertieft werden muß". Wie er sich dies vorstellt, hat Altschul leider nicht angeführt.

Dr. Quirsfeld-Rumburg hat seine fleißigen Untersuchungen an Schulkindern fortgeführt und bestätigen die Resultate der Untersuchungen an 1014 Kinder der 1.—8. Volksschulklasse u. a. die Ergebnisse Porters, daß Zurückbleiben der geistigen Entwicklung öfter bei physisch weniger entwickelten Individuen zu finden ist als bei physisch vollentwickelten[2]).

Der verdiente Prof. Dr. Schuyten-Antwerpen hat eine Übersicht seiner wertvollen Untersuchungen[3]) gegeben; erwähnt sei hier nur, daß nach denselben die Ermüdung im Laufe der Schuljahre anwachsen soll. Unter den zahlreichen anderen Untersuchungen sei an dieser Stelle nur noch der sorgfältigen von Dr. Leslie Mackenzie-Edinburgh an schottischen Schulkindern gedacht; es würde zu weit führen, hier näher darauf einzugehen. Jackson-London plaidierte in moderner Weise für ambidextrity — die Kinder sollen auch linkshändig schreiben lernen... wir wollen uns bis auf weiteres freuen, wenn sie es rechtshändig erlernen.

Prof. Bougier-Paris und Dr. Newsholme-Brighton stellten Minimalalterforderungen, die bei uns längst erreicht sind.

---

[1]) l. c. S. 466 ff. [2]) l. c. S. 474 ff.
[3]) l. c. unter Schuyten im Index.

In der Schlußplenarversammlung wurde eine Resolution, betreffend Anschauungsunterricht für Lehrer und Schüler, angenommen.

Die Schularztfrage[1]) ist, wie natürlich, wesentlich bezüglich der Volksschule behandelt worden; angesichts der Aktualität der Angelegenheit, auch bei uns, sei etwas davon gesagt. Dr. Cronin-New York hat in amerikanischer Art eine packende Berechnung des materiellen Schadens geliefert, welcher durch vermeidliche Krankheiten der Schulkinder veranlaßt wird und eine Reihe von Rednern haben, gewiß mit Recht, den Arzt schon im Kindergarten gefordert, wie Dr. Friedel-Paris, Mme. Gest, Dr. Hunter-London. Die Spezialfrage der Methode der ersten und folgenden Schüleruntersuchungen war als Referat der ersten bezüglichen Plenarversammlung aufgestellt worden, wobei der Kongreßpräsident Sir Lauder Brunton den Vorsitz führte und Dr. Leslie Mackenzie-Edinburgh, Dr. Méry-Paris und Dr. Kokall-Brünn vortrefflich referierten. Dem Lehrer wird eine wichtige Rolle zugewiesen sowohl weil derart der Arzt viel Zeit spart, als, weil der Lehrer, beständig mit den Kindern in Berührung und öfter die häuslichen Verhältnisse kennend, Wichtiges beizubringen vermag. Aus dem Referate Leslie Mackenzies sei bemerkt, daß er die Untersuchung der Mittelschüler für noch belangreicher hält als jene der Volksschüler: Eine sehr kritische Phase der Entwicklung fällt in jene Zeit, die Arbeit wird ganz anders ernst, erhöhte Tendenz zu energischer Übung aller Art, physischer wie geistiger, tritt auf, der Übergang zur Männlichkeit und Weiblichkeit fordert alle Vorsicht. Noch immer dominiere in den englischen Schulen trotz der wertvollen Arbeiten von Dr. Dukes und Dr. Acland die Ansicht, beständige Übung sei das beste Arcanum gegen alle Krankheiten; das werde anders werden, wenn der Arzt als derjenige anerkannt sein wird, dessen erste Aufgabe nicht die ist, Krankheiten zu heilen (Redner hat offenbar die englischen Internate im Auge, Ref.), sondern ihnen vorzubeugen.

Im Deutschen Reiche ist die Schularztsache speziell für die Volksschule verhältnismäßig weit entwickelt; wir meinen, daß rund 1000 Schulärzte wirken; die Diskussion drehte sich daher seitens der Deutschen schon um den besten Typus, worüber die wohlerfahrenen Schulärzte Stadtarzt Dr. Oebbecke-Breslau und Sanitätsrat Dr. Cuntz-Wiesbaden berichteten, während Sanitätsrat Dr. Thiersch-Leipzig über die Resultate seiner Erstuntersuchungen an Lernanfängern — für die Volksschule sehr wichtig — sprach.

Daß der Schularzt meist im Nebenamt wird funktionieren müssen, wurde auch von Dr. Juba-Budapest betont, die übliche Klassifikation des Allgemeinzustandes, welche uns immer bedenklich erschienen ist, wurde von Dr. Janele-Prag und Dr. Moučka-Prag entsprechend kritisiert.

Von England speziell sei bemerkt, daß dort — wie in Nordamerika — im Schularztwesen die Pflegeschwester ihre Rolle spielt: sie hat wo

[1]) l. c. S. 934 ff.

es nötig befunden wird, ins Elternhaus zu gehen und der armen und unbelehrten Mutter zu helfen. Wie Dr. Forbes-Cambridge berichtet, geben dort die Lehrer auf Grund der entsprechenden Instruktion ihnen verdächtig scheinende Fälle oder bekannt gewordene von Infektionskrankheiten an, die Pflegeschwester besucht die Familie und ruft eventuell den Arzt. Was bei diesem nachahmenswerten System pro und contra spricht, liegt auf der Hand und soll daher nicht erörtert werden. Die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens von Schularzt-Lehrer-Pflegeschwester mit abgegrenztem Pflichtenkreis und Verantwortung wird von Dr. Haynard-Wimbledon betont, der auch die Frage der Behandlung in Schule und Haus durch die Pflegeschwestern kritisierte. — England hat einen Schritt vorwärts gemacht: Bund, Präsident des Erziehungskomitees von Worchestershire, kritisierte die neue Parlamentsakte „*Education (Administrative Provisions) Act 1907*“ (welche übrigens seit dem Kongreß, 26. August, das Parlament passiert hat, Ref.). Die Bill enthält außer verschiedenem Anderen auch die Stelle, „daß die lokalen Erziehungsanstalten die Pflicht haben, für die ärztliche Untersuchung der Kinder unmittelbar vor oder zur Zeit zu sorgen, als die Kinder zu einer öffentlichen Elementarschule zugelassen sind, oder sobald als möglich nach dieser Zulassung und bei solchen anderen Anlässen, welche die *Board of Education* gut finden“ usw.

Wir bemerken dazu folgendes: Gewiß wird die Akte gute Folgen haben, wo sie gut durchgeführt wird; leider wird aber ihr Wert durch zwei Fehler gewaltig herabgedrückt. Erstens gibt die Regierung nicht den sonst in England üblichen Geld-*Grant* pro Kopf, was zur Folge haben wird, daß schulfreundliche und nicht zu arme Gemeinden etwas tun werden, die anderen nichts, zweitens hat sich, wie aus der maßgebenden englischen Fachpresse zu entnehmen, die oberste Unterrichtsbehörde in der Person des zur Sache berufenen Referenten völlig vergriffen, da dieser zwar auf dem Gebiete der Nahrungsmittelhygiene anerkannt, auf jenem der Schulhygiene aber ein *homo novus* ist; auch uns ist sein Name in der schulhygienischen Literatur nie untergekommen. Man hätte jedenfalls erwarten müssen, daß ein Fachmann berufen werde und jeder Ausländer (wahrscheinlich auch Engländer) vom Fach hätte gewiß für die Zentralstelle vor allem an Dr. James Kerr gedacht, als international bekannte Autorität von überdies großer praktischer und administrativer Erfahrung in seiner bisherigen Eigenschaft als Referent des Londoner Grafschaftsamtes.

Natürlich wurde auf dem Kongreß die alte Frage wieder diskutiert, ob der Schularzt als solcher zu behandeln habe. Im Deutschen Reiche ist dies ärztlicherseits vielmals abgelehnt worden; die tieferliegenden Gründe mögen hier unerörtert bleiben. Fraglos ist, daß in sehr vielen Fällen seitens ärmlicher Familien überhaupt kein Arzt geholt wird, oder aber erst bis der Patient *in extremis* ist. Es ist ein großes Verdienst von Prof. Jessen in Straßburg, längst das Eis gebrochen zu haben; wie sollte sonst der Unmasse zahnkranker Kinder (80—90 bis 95—100%, je nach Gegend) von Übeln geholfen werden, welche für die

Gesamtentwicklung höchst verderblich sind. Auf dem Kongresse konstatierte C. E. Wallis-London, daß er unter 245 Kindern blos 4 ohne Zahnkaries gefunden habe. Prof. Jessen berichtete über die musterhafte Straßburger Schulzahnklinik, die sein Verdienst ist[1]); seit zehn Jahren werden die Kinder dort untersucht und behandelt, 1902 wurde die neue städtische Schulzahnklinik eröffnet, die seit ihrem Bestehen etwa 22.000 Kinder zahnärztlich behandelt hat; 33 deutsche und 15 ausländische Städte haben seither solche Kliniken eingerichtet oder sind im Begriffe es zu tun. Von der Schulzahnklinik ausgehend haben sich folgerichtig die Forderungen nach Kliniken überhaupt eingestellt. — Natürlich fehlte auf dem Kongreß nicht der Vertreter dieses, noch der jenes Prinzipienstandpunktes: Rev. Iselin-London fordert von der Familie die Sorge für ärztliche Behandlung, wenn dies unmöglich ist, Wohltätigkeit; anders der Schweizer Dr. Stocker-Luzern: „Die Schulpoliklinik als soziale Einrichtung soll für alle Schüler und Schülerinnen der Volksschule unentgeltlich sein.“ Die Schulpoliklinik ist kein Obligatorium (ausgenommen z. B. wenn Eltern verlauster Kinder nichts tun — Zwangsreinigung, die auch hie und da im Deutschen Reiche besteht). Es werden nur ambulante Fälle behandelt, wie Hautkrankheiten, leichte Fälle der Ohren- und Augenheilkunde, solche der kleinen Chirurgie, konstitutionelle Krankheiten, wie Anämie, Skrophulose, Rhachitis (was ja in Belgien längst der Fall). Die Schulpoliklinik verabfolgt Rezepte für die Apotheke, Brillen, Bruchbänder, Zahnbürsten. Krankenbesuche werden nicht gemacht. Besonders nötig ist aber die Einrichtung dort, wo Universitäts- oder Stadtkliniken nicht bestehen. — (Geldfrage des Schulerhalters, auch Prinzipienfragen des Ärztestandes.)

Historisch und prinzipiell ist auch bemerkenswert, was Törnell-Hernösand (Schweden) vorbrachte. In Schweden, welches die Schularztfrage seit 1830 behandelt, ist zum Arbeitsprogramm des Schularztes auch die Fürsorge, daß Schüler nicht mit Aufgaben überbürdet werden, gekommen. Die Aufsichtsbehörde für Mittelschulen hat auch einen hygienischen Experten. Das neueste Statut ist von 1905: Die Mittelschüler haben beim Eintritt ein ärztliches Zeugnis beizubringen, daß sie geimpft und sonst für ihre Mitschüler gesundheitlich unbedenklich sind. Zu Beginn jedes Semesters wird jeder Schüler in Gegenwart des Turnlehrers sorgfältig untersucht und das Ergebnis wird dem Direktor oder Ordinarius mitgeteilt. Gesicht und Gehör werden alljährlich untersucht. Seit langem werden arme kranke Schüler auch gratis behandelt. Wenigtens einmal wöchentlich hat der Schularzt 1 Stunde in der Schule zu sein. Er begutachtet den Stundenplan und wohnt auch solchen Konferenzen an, in welchen Gesundheitsfragen zur Sprache kommen, debatiert und stimmt mit. Überwachung der materiellen Einrichtung, Intervention bei Neubauten. — Dr. Greenwood-Blackborn machte die Be-

[1]) Prof. Jessen und Regierungs- und Schulrat Stehle haben eine vortreffliche wohlfeile Schulwandtafel „Gesunde und kranke Zähne“ veröffentlicht (Verlag von Ludolf Beust in Straßburg, Fünffarbendruck, Preis 6 Mk.), welche in keiner Schule fehlen sollte. — Ref.



merkung, daß der Schularzt auch in der Psychologie und Physiologie der Erziehungsmethode gut versiert sein müsse (also auch pädagogische Vorbildung für den Schularzt).

Von der II. und XI. Sektion vorgeschlagene Resolutionen in der Schularztsache wurden in der letzten geschäftlichen Plenarversammlung angenommen. (Schluß folgt.)

Wien. L. Burgerstein.

Steinel O., Zur Frage: Klassenlehrersystem oder Fachlehrersystem an unseren höheren Schulen (Realschulen, Gymnasien, Höheren Töchterschulen). Mit einer übersichtlichen Darstellung der einschlägigen Unterrichtsverhältnisse in der untersten Klasse sämtlicher Realschulen eines deutschen Bundesstaates (Bayerns). Sonderabdruck aus der Bayerischen Zeitschrift für Realschulwesen, Band XI, Heft 4. München 1904, Th. Ackermann. 33 SS. 4⁰.

Der Aufsatz beleuchtet treffend die Licht- und Schattenseiten und ist gegen das Überwuchern des Fachlehrertums gerichtet. Eine solche Forderung scheint allerdings im Vergleich mit den bei uns herrschenden Verhältnissen notwendig. So weist an 88 Realschulen die unterste Klasse in 9 Fächern (Singen und andere Wahlunterrichtsfächer sind weggelassen) nur an deren 2 bloß 5 Lehrer auf, an 7 6 Lehrer, an 26 8, an 19 9 Lehrer usw. Wenn der Weiterführung der Klasse durch einen und denselben Lehrer 2 oder 3 Jahre hindurch das Wort geredet wird, so ist das ein Punkt, der bei uns schon längst ministeriell angeordnet ist. Ferner scheint die Fächergruppierung der Lehramtsprüfung bei uns für die Konzentration günstiger zu sein.

Interessant wäre vielleicht eine statistische Zusammenstellung über unsere Mittelschulen nach dem in dieser Schrift aufgestellten Muster.

Wien. J. Rappold.



Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Schulwörterbuch zu den Kommentarien des Caius[1]) Iulius Caesar über den Gallischen Krieg. Von Dr. Otto Eichert. Mit einer Karte von Gallien zur Zeit Cäsars. Zehnte, verbesserte Auflage, besorgt von Dr. Ludwig Sniehotta. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller) 1906.

Das achte Buch ist in dieser neuen Auflage nicht berücksichtigt, bezw. ausgemerzt worden. Im kurzen Vorworte wird dies damit begründet, daß es in der Schule nie gelesen werde und daher im Schulwörterbuch ein unnützer Ballast sei. Zudem zeige der Stil des Hirtius Eigentümlichkeiten, vor deren Aneignung aus dem Wörterbuch man die Schüler besser bewahre. Weiter bemerkt der Herausgeber: 'Die sonstigen Änderungen ergeben sich teils aus der Unterrichtspraxis und aus der Forderung nach einer nutzbringenden Vorbereitung, teils aus den veränderten Anschauungen'. Bei einer Anzahl von Wörtern ist die Ableitung angegeben oder die Zusammensetzung erklärt, bei anderen wie *amentum, antemna, carina, caro, cervus, cippus, cliens, clivus, consilium, consobrinus, ephippium, epistula, figura, galea, lacrima, mensis, nihil, oculus, oro, perendinus, praesertim, regio* fehlt ein solcher Hinweis. In den Quantitätsangaben herrscht völliger Mangel an leitenden Grundsätzen, so daß man nur bei ausdrücklicher Bezeichnung, soweit diese nicht fehlerhaft ist, sicher gehen kann. Wollte man etwa annehmen, daß unbezeichnete Silben als kurz zu gelten haben, so würde man arg fehlgehen. Ich führe allein von den Buchstaben *c* und *d* folgende Wörter mit langen Stammsilben an, die nicht bezeichnet sind: *clarus, clementia, Clodius, communis, configo, Corus, crudelitas, Danuvius, debeo, deleo, delibero, Divico, donum, Dubis,* und das ist durchweg der Fall. Man findet nebeneinander *clāmito* und *clamor. commutatio* und *commūto, coniuratio* und *coniūro, dēlectus* (Partic.) und *delectus* (Subst.), *declīvis* und *declivitas, dimicatio* und *dīmico, directe, -us* und *dīrigo, dōno* und *donum* usw. durch das ganze Buch. Ähnliche Ungleichmäßigkeiten sind: *expeditus* und *impĕditus, demĭgro* und *remigro,* einerseits *instrumentum,* andererseits *sacrāmentum, testāmentum,* in derselben Spalte *lenitās* und *levitas, publico* zwischen *pūblice* und *pūblicus,* S. 271 *respublica* (als ein Wort). Nicht unter-

---

[1]) Der Verf. bemerkt: 'C. Abkürzung für *Caius* (sprich *Gaius*)'.

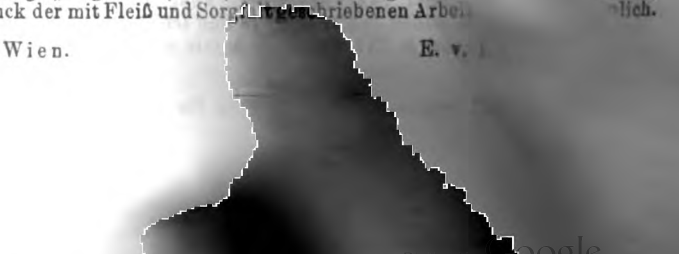
schieden sind *latus* breit und *latus* Seite, *quoque* auch und *quoqueversum, -us*. Unrichtig sind folgende Bezeichnungen: *Labĕrius, perexĭguus, plĕnus, quantŏpere, Tamĕsis, tŭ, Verbigĕnus*. Bei *procumbo, profero, prognatus, progredior, promitto* hätte die Länge der Präposition bezeichnet werden müssen. Wo bei Eigennamen eine andere Schreibung oder eine Nebenform existiert, hätte auch diese Aufnahme, vielfach den Vorzug verdient. Ich führe an: *Adietuanus, Atuatuca, Cebenna, Cotuatus, Deviciacus, Diviciacus, Esuvii, Haedui, Latobrigi, Lutecia, Magetobriga, Rauraci, Sibusates, Sotiates, Trinovantes, Troucillus*. Die Schreibung *exul* steht nicht im Einklange mit *exsequor, exsero, exsisto, exspecto* usw. — Irrtümlich heißt es: *Calenus, s. Fufius*. Cäsars Legat *Q. Fufius Calenus* wird erst VIII 39, 4 genannt. Das Zitat ist offenbar von der früheren Auflage stehen geblieben. — Der Aulerker *Camulogenus* war Anführer der Parisier und ihrer Bundesgenossen, nicht der Aulerker. — Der Städtename *Carcaso* (III 20, 2?) fehlt. — S. v. *cohors* wird bemerkt: 'Der zehnte Teil der Legion... (300—360 Mann)'. Das stimmt nicht zu der s. v. legio angenommenen Stärke der Legion: 3000—6000 Mann. Vgl. übrigens Rüstow, Heerw. u. Kriegf. C. Iul. Caesars S. 3. — S. v. *Donnauturus* wird verwiesen auf *Valerius*, wo die Namensform *Donnotaurus* begegnet. — Die *Ambiliati* werden ein 'celtisches Volk an der Samara (Somme)' genannt, auf der Karte sind sie (mit Recht) am linken Ufer der unteren Loire angesetzt. Die *Ambivariti*, ein 'belgisches Volk am linken Ufer der Maas', finden sich auf der Karte am rechten Ufer, die *Nantuates* ('im heutigen Savoyen') im N. O. des lacus Lemannus. Folgende Namen fehlen auf der Karte: *Ambivareti, Aulerci, Brannovices, Carcaso, Caturiges*, die belgischen *Ceutrones, Durocortorum, Eleuteti, Elusates, Garumni, Gates, Geidumni, Gorgobina, Grudii, Levaci, Matisco, Pleumoxii, Ptianii, Turoni, Volcae Arecomici*. Unter *Crassus* ist *Licinus* in *Licinius* zu verbessern.

Wien. R. Bitschofsky.

August Otto, Joseph Viktor Scheffel (Bilder aus der neueren Literatur, 5. Heft). Minden i. W., C. Marowsky.

In im besten Sinne populär zu nennender Weise hat der Verf. des vorliegenden Büchleins seinen interessanten Stoff zu behandeln gewußt. Glücklich die Mitte haltend zwischen rein biographischer und zwischen einseitig ästhetischer Darstellung, hat er eine Biographie geschrieben, die Menschliches und Künstlerisches in Scheffels Dasein und Schaffen auf das schönste miteinander verknüpft. Glücklich eingeteilt, gruppiert sich der Stoff wie von selbst in übersichtlicher Weise in die einzelnen streng in sich geschlossenen Kapitel, von denen die schönsten — wie es eigentlich natürlich hat kommen müssen — dem „Trompeter von Säkkingen“ und dem „Ekkehard“ gewidmet sind. Wie sich hier rein populäre Inhaltsangabe mit wissenschaftlicher Charakteristik verbindet, ist rückhaltlos anzuerkennen. Wohl befremdet manches wie die fast an [illegible]gelndes Verständnis des Essentiellen streifende Verkennung in [illegible]lung der Erzählung „Hugideo“ (S. 92) — allein im großen [illegible] ist der Eindruck der mit Fleiß und Sorg[illegible]riebenen Arb[illegible]lich.

Wien. E. v. [illegible]



Dr. Michael Geistbeck, Leitfaden der mathematischen und physikalischen Geographie für höhere Schulen und Lehrerbildungsanstalten. 28. verb. und 29. Aufl. Mit 116 Abbildungen. Freiburg i. Br., Herder 1907.

Gegenüber der 24. Auflage (vgl. diese Zeitschr. 1906, S. 345) bedeutet die vorliegende eine entschiedene Verbesserung. Es erfuhr nicht bloß der Text eine gründliche Durchsicht, es fand auch innerhalb des Bilderschmuckes manche dankenswerte Veränderung statt. Beides sichert dem Buche die hervorragende Stellung, die es bisher in der Literatur einnahm.

Wien. J. Müllner.

Dr. E. Witlaczil, Naturgeschichte des Tierreiches in Lebensbildern. Zunächst für Mädchenlyzeen. Mit 312 größtenteils nach Originalzeichnungen angefertigten Holzschnitten und einer Karte. Wien, Verlag von A. Hölder 1904. Preis 3 K 60 h.

Das zunächst für Mädchenlyzeen geschriebene Lehrbuch ist ein methodisches, welches die Behandlung des Stoffes bis ins einzelne vorschreibt. Zur besseren Gliederung ist der Inhalt der einzelnen Abschnitte durch gesperrt gedruckte Sätze angedeutet. Über den Lehrstoff selber ist wenig zu sagen, denn er entspricht, was Inhalt und Umfang anbelangt, so ziemlich dem der Lehrbücher für die unteren Klassen unserer Mittelschulen. Die Auswahl der Vertreter, die Verarbeitung des Stoffes und die auf streng biologischer Grundlage durchgeführte Schilderung muß rückhaltslos anerkannt werden. Da das Buch außerdem durch ziemlich gute Abbildungen und schönen Druck sich auszeichnet, kann es als zweckentsprechend bestens empfohlen werden.

Wien. H. Vieltorf.

Programmenschau.

54. Kučera, Ethnographie der Balkanhalbinsel. Progr. des böhm. Gymn. in Gaja 1903. 24 SS.

Als wissenschaftliche Grundlage zur Abhandlung wurde die „Allgemeine Ethnographie“ von Dr. Fr. Müller, 2. Ausg. angenommen. Das gegebene Material wird sympathisch behandelt. Unter den angegebenen Quellen möchten wir gern auch einige serbische, bulgarische und griechische sehen. Besonders ist da in ethnographischer Hinsicht „Kantschev-Makedonija“ hervorzuheben; auch in der russischen Literatur sind in der letzten Zeit gute Studien veröffentlicht worden. Die Schilderung der Völkerschaften ist im allgemeinen gut durchgeführt worden, doch wollen wir einige Bemerkungen dazu beifügen. Hodscha oder Chodscha ist ein Geistlicher oder gewählter Priester, der Gemeinde-Vorsteher heißt Muchtar oder Kodschabaschi (7). — Die Blutrache wurde in den letzten Jahren bei den Albanesen bedeutend beschränkt. Zu diesem Zwecke hat die Pforte eigene Kommissionen in Skutari, Monastir, Prisrend und Prischtina ernannt, um die Zwistigkeiten zwischen einzelnen Familien und Stämmen zu schlichten. Ihre Bemühung blieb nicht ohne Erfolg und langjährige Kämpfe von „Dschak“ wurden, wenigstens in einzelnen Gegenden, schon seit 1898 wenn nicht gänzlich, so doch wesentlich beschränkt.

Die Frauen müssen zwar viel arbeiten, aber sie werden von den Männern hochgeschätzt. Wenn zwei Albanesen mit Waffen einander angreifen und eine Frau sich zwischen die Kämpfenden stellt, so wird der Kampf sogleich eingestellt (7). Auch das Handwerk bleibt ihnen nicht ganz fremd. In Mitrowitza habe ich einen Albanesen kennen gelernt, der als Handschija (Gastwirt) lange Jahre in Montenegro lebte. Viele von seinen Landsleuten kommen auch als „Terzija" (Schneider) in dasselbe Fürstentum. Als Maurer, Zimmerleute kommen sie nach Athos, Ost-Rumelien und selbst nach Konstantinopel. Sie lernen leicht eine fremde Sprache. Daß sie sich in ihren inneren Gebieten ganz unabhängig fühlen und überall gewalttätig auftreten, ist wohlbekannt. — Vor den Toren Konstantinopels finden wir nicht nur einzelne osmanische, sondern auch bulgarische Dörfer (10). Als Oberhaupt der griechischen Kirche ist der Patriarch von Konstantinopel anerkannt, neben ihm hat der Metropolit von Athen nur eine untergeordnete Rolle (11). — Juruken werden die nomadisierenden türkischen Stämme in Ost-Makedonien genannt, selten werden mit demselben Worte auch Aromunen gemeint. Die Zahl der Wlacho-Meglen ist gewöhnlich auf 14.000 geschätzt (13). Die Morlaken in Dalmatien und Kroatien können wir nicht als Nachkommen der Avaren ansehen. Der Name wird aus dem Byzantinischen *Μαυρόβλαχοι* — schwarze Rumunen — abgeleitet (Dr. K. Jireček). Für diese Erklärung sprechen auch viele historische Dokumente (16). — Als Gründer des parthischen Reiches wird Arsakés I. erwähnt, der um das Jahr 256 von Baktrien aus seine Eroberungen angefangen hat und etwa 248 v. Chr. gefallen ist (23). — Die Uniaten haben in Makedonien, u. zw. in Kukusch, eine blühende Gemeinde; in Salonich gründeten sie, freilich mit fremder Hilfe, eine schöne Druckerei, mit der auch eine Gewerbe-Schule verbunden ist. Die Charakteristik der Völkerschaften ist gut geschildert, die wichtigsten Nationalgebräuche werden gebührendermaßen hervorgehoben, wobei sogar interessante Einzelheiten nicht entgehen und das kurzgefaßte Material beleben. Namentlich die Trachten sind mit besonderer Vorliebe beschrieben. Wir weisen da auf Bosnien und die Herzegowina hin (20. 21). Nirgends ist zu bemerken, daß sich der Verf. durch ein gewisses Vorurteil in seiner Arbeit leiten ließ. Ruhig bespricht er die Sachlage und läßt sich zu keinen prophetischen Ausdrücken verleiten. — Druckfehler sind wenige vorhanden: S. 11, Z. 20 na mnoze st. namnoze, S. 12, Z. 26 Ol*ak* st. Ol*ah*, S. 13, Z. 26 Tumovo st. Turnovo entstanden aus dem Slavischen: Trn, Trnovo, S. 18, Z. 2 *ško*kavština st. *što*kavština, S. 20, Z. 31 odi*va* st. odi*vá*, S. 21, Z. 18 do dnešní do*bu* st. do dnešní doby. — Wer sich einen Überblick der Völker auf der Balkanhalbinsel verschaffen will, dem können wir diese Arbeit empfehlen. Namentlich das Interesse der Schüler kann dadurch geweckt werden, weil die genannte Halbinsel immer noch im Vordergrund der Zeitfragen steht.

Žižkow. E. Fait.



Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Gesetz vom 9. Mai 1907, wirksam für das Königreich Galizien und Lodomerien samt dem Großherzogtume Krakau, betreffend den Landesschulrat. Mit Zustimmung des Landtages Meines Königreiches Galizien und Lodomerien mit dem Großherzogtume Krakau finde Ich anzuordnen, wie folgt: § 1. Die Artikel II und III des Landgesetzes vom 15. Februar 1905, L.-G.-Bl. Nr. 39, betreffend den Landesschulrat, werden in ihrer gegenwärtigen Fassung aufgehoben und haben zu lauten, wie folgt: Art. II. Dem Landesschulrate obliegt die Verwaltung der Schulen und Erziehungsanstalten in pädagogisch-didaktischer und ökonomisch-administrativer Hinsicht innerhalb der geltenden Gesetze und Verordnungen. In seinen Wirkungskreis gehören insbesondere: 1. Die Erstattung des Vorschlages zur Allerhöchsten Ernennung von Landesschulinspektoren. 2. Behufs Allerhöchster Ernennung der Direktoren der Mittelschulen, der Staats-Gewerbeschulen und höheren Handelsschulen (Handelsakademien) die Erstattung eines Ternavorschlages, auf Grund dessen die Ernennung erfolgt, sowie die Erstattung von Vorschlägen wegen Beförderung in höhere Rangsklassen, Versetzung und Pensionierung dieser Direktoren. 3. Die Ernennung der Bezirksschulinspektoren, der Direktoren und Lehrer an Volksschulen, der Lehrer an Mittelschulen sowie Handels- und Gewerbeschulen, der Fachvorstände an Staats-Gewerbeschulen, der Direktoren an Fachschulen für einzelne gewerbliche Zweige und an Staats-Handwerkerschulen, sowie der an sämtlichen dem Landesschulrate unterstehenden staatlichen Schulen in Verwendung stehenden Diener, unter Wahrung der gesetzlichen Bestimmungen, und insbesondere der dem Minister für Kultus und Unterricht in dem Reichsgesetze vom 8. Juni 1892, R.-G.-Bl. Nr. 92, und vom 19. September 1892, R.-G.-Bl. Nr. 173, 174, 175, bezüglich der Beförderung der Bezirksschulinspektoren in die höheren Rangsklassen; bezüglich deren Behandlung nach den für die Mittelschullehrer jeweilig geltenden Bestimmungen; bezüglich der Bestimmung, daß ihre definitive Ernennung von einer längstens dreijährigen provisorischen Verwendung abhängig zu machen ist; bezüglich der Beförderung der Direktoren und Lehrer in höhere Rangsklassen und der Anrechnung früherer Dienstjahre für die Stabilisierung und zum Zwecke der Gehaltserhöhung, vorbehaltenen Rechte. 4. Unter Wahrung der gesetzlichen Bestimmungen, und insbesondere der dem Minister für Kultus und Unterricht in den Reichsgesetzen vom 19. September 1898,

Nr. 173, 174, 175 R.-G.-Bl., in Bezug auf die Sistierung der Quinquennalzulagen der Direktoren und Lehrer an staatlichen Mittelschulen, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten und gewerblichen Unterrichtsanstalten vorbehaltenen Rechte: *a*) Die Bestätigung im Lehramte, Zuerkennung von Quinquennalzulagen, bezw. höherer Gehaltsstufen, Beurlaubung, Versetzung, Pensionierung hinsichtlich der Bezirksschulinspektoren, der Direktoren und Lehrer an Volksschulen, der Lehrer an Mittelschulen sowie an Handels- und Gewerbeschulen, der Fachvorstände an Staats-Gewerbeschulen, der Direktoren an Fachschulen für einzelne gewerbliche Zweige und an Staats-Handwerkerschulen sowie der an sämtlichen dem Landesschulrate unterstehenden staatlichen Schulen in Verwendung stehenden Diener; *b*) die Zuerkennung von Quinquennalzulagen, die Beurlaubung und die Versetzung rücksichtlich der Hauptlehrer an den Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, sowie rücksichtlich der Übungsschullehrer; *c*) die Zuerkennung von Quinquennalzulagen und die Beurlaubung hinsichtlich der Direktoren an Mittelschulen, Staats-Gewerbeschulen, höheren Handelsschulen (Handelsakademien) und Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. 5. Innerhalb der geltenden Gesetze die Verfassung und nach eingeholter Genehmigung des Ministers für Kultus und Unterricht die Durchführung von Lehrplänen und von Schul- und Unterrichtsordnungen für sämtliche dem Landesschulrate unterstehende Schulen. 6. Die Verfassung, bezw. die Begutachtung von Gesetzentwürfen in Angelegenheiten der galizischen Schulgesetzgebung. Dieselben sind dem Minister für Kultus und Unterricht vorzulegen. 7. Die Genehmigung von Lehrbüchern und Lehrmitteln für Mittelschulen, Lehrerbildungsanstalten, Handels- und Gewerbeschulen, wobei die mit Allerhöchster Entschließung vom 25. Juni 1867 dem Landesschulrate eingeräumte Berechtigung, Lehrtexte für Volksschulen vorzuzeichnen, unberührt bleibt. Religionslehrbücher können jedoch erst dann die Genehmigung des Landesschulrates erhalten, wenn sie von den bezüglichen konfessionellen Oberbehörden für zulässig erklärt worden sind. 8. Die Verfassung des Jahresvoranschlages für die aus dem Staatsschatze oder aus dem Landesfonds erhaltenen oder subventionierten, dem Landesschulrate unterstehenden Schulen. 9. Die Veröffentlichung des Jahresberichtes über den Zustand der dem Landesschulrate unterstehenden Schulen. Art. III. In den Angelegenheiten der ihm unterstehenden Schulen und des Personales ist der Landesschulrat die erste, bezw. die höhere Instanz, insoferne die ihm unterstehenden Behörden im Lande zur Entscheidung dieser Angelegenheit in niederer Instanz berufen sind. Gegen eine Entscheidung des Landesschulrates steht den Parteien binnen 14 Tagen, die von dem auf den Zustellungstag folgenden Tage an gerechnet werden, der Rekurs an das Ministerium für Kultus und Unterricht zu. In den Disziplinarangelegenheiten der dem Landesschulrate unterstehenden Bezirksschulinspektoren, Direktoren, Lehrer und Diener ist jedoch ein Rekurs an das Ministerium für Kultus und Unterricht in jenen Fällen, in denen die Strafe des Verweises verhängt wird, unzulässig. Gleiches gilt hinsichtlich der Ordnungsstrafen. Der Rekurs ist unmittelbar beim Landesschulrate einzubringen und hat aufschiebende Wirkung, insoferne das Gesetz nichts anderes bestimmt. Nähere Bestimmungen, betreffend die Rekurseinbringung, werden im Verordnungswege erlassen werden. § 2. Bestimmungen der Landesgesetze, insoferne sie mit den obigen Bestimmungen in Widerspruch stehen, treten außer Kraft. § 3. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes ist Mein Minister für Kultus und Unterricht beauftragt.

Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 30. Mai 1907, Z. 22.113, an alle Landesschulbehörden, betreffend die Bestellung von Supplenten (Hilfslehrern) an den vom Staate erhaltenen Gymnasien, Realschulen und Lehrer(Lehrerinnen)bildungsanstalten (mit Ausschluß der Übungsschulen). Es ist in letzter Zeit hierorts wiederholt

Klage geführt worden, daß bei Bestellung von Supplenten (Hilfslehrern) an staatlichen Mittelschulen ungeprüften Lehramtskandidaten vor lehrbefähigten, dienstjüngeren Supplenten vor älteren der Vorzug eingeräumt wurde, ferner daß in einzelnen Fällen es selbst älteren Supplenten nicht immer möglich war, eine fortdauernde Verwendung zu finden, wodurch sie genötigt wurden, ihre Dienstzeit zu unterbrechen. Um diesen Übelständen im Interesse der Lehramtskandidaten und Supplenten unter Wahrung der Bedürfnisse der Anstalten tunlichst zu begegnen, finde ich zunächst nachstehendes anzuordnen: 1. Die mit der hierortigen Verordnung vom 22. Juni 1886, Z. 12.192 (M.-V.-Bl. Nr. 40), angeordnete Anlegung von Verzeichnissen der eine Verwendung im Staatsschuldienste anstrebenden Supplenten und Lehramtskandidaten, von der in den letzten Jahren infolge des eingetretenen Lehrermangels mehrfach Umgang genommen wurde, ist bei der sich mehrenden Zahl von approbierten Lehramtskandidaten in einzelnen Disziplinen in Hinkunft wieder ausnahmslos durchzuführen. Dabei wird zur Erzielung eines völlig gleichmäßigen Vorganges angeordnet, daß vom Schuljahre 1907/1908 angefangen die Reihung der Aufnahmsbewerber in dem gruppenweise geordneten Verzeichnisse nach dem Zeitpunkte der erlangten vollständigen Lehrbefähigung (Tag des Abschlusses der Prüfung) und im Falle gleichen Prüfungsdatums nach der zurückgelegten Dienstzeit zu erfolgen hat. 2. Um zu vermeiden, daß Supplenten, die schon eine geraume Zeit in dienstlicher Verwendung standen und an einer Anstalt disponibel geworden sind, zu einer Dienstesunterbrechung gezwungen werden, finde ich zu bestimmen, daß die Direktionen der Anstalten, an denen aller Wahrscheinlichkeit nach ein Supplent im kommenden Schuljahre keine oder eine nicht ausreichende Verwendung finden wird, darüber am Schlusse des Schuljahres einen Bericht an die Landesschulbehörde erstatten. Diese hat ein nach Art der oben genannten Verfügungen angelegtes Verzeichnis der im Verwaltungsgebiete disponibel gewordenen lehrbefähigten Supplenten bis spätestens 1. August jedes Jahres hieramts vorzulegen. Ich werde veranlassen, daß sonach ein summarisches Verzeichnis aller zur Zeit disponiblen Supplenten bis zum Beginne des folgenden Schuljahres den Landesschulbehörden zur Verfügung gestellt werde. 3. In Hinkunft ist jede an einer Anstalt zur Besetzung gelangte Supplentur regelmäßig allgemein bekannt zu geben, und zwar durch die amtliche „Wiener Zeitung", allenfalls auch durch das Amtsblatt des Landes. Die Anmeldungstermine für Erlangung einer solchen Stelle sind nach dem Anstaltsbedürfnisse zu bestimmen. Über die eingelangten Meldungen erstattet die Anstaltsdirektion einen kurzen Bericht und stellt entweder selbständig oder im Einvernehmen mit dem Lehrkörper einen Antrag bei der Landesschulbehörde, welche unter Berücksichtigung der oben angeführten doppelten Verzeichnisse und unter billiger Würdigung der Verwendbarkeit der Bewerber ehestens mit der Bestellung und weiters mit der Gebührenanweisung vorzugehen hat. Über die erfolgte Bestellung hat jeder Supplent die übrigen Landesschulbehörden, bei denen er um Aufnahme in das Supplentenverzeichnis angesucht hat, unverzüglich in Kenntnis zu setzen. 4. Bei Bestellung von Supplenten ist zugleich tunlichst Bedacht zu nehmen, daß jeder Supplent mit der Lehrverpflichtung eines wirklichen Lehrers in Verwendung genommen werde. Behufs Erreichung der vollen Stundenzahl ist ein Supplent eventuell an zwei Anstalten desselben Ortes zu bestellen. 5. An Anstalten mit größerer Schülerzahl, an denen aber eine Hilfsschreibkraft nicht zur Verfügung steht, können mit Genehmigung der Landesschulbehörde Supplenten, soferne ihnen nicht das normale Pflichtstundenmaß zugewiesen werden kann, zur Unterstützung der Direktoren bei ihren Kanzleigeschäften oder für die Zwecke der Lehrmittelsammlung verwendet werden, wofür den Supplenten zwei Stunden in ihre wöchentliche Lehrverpflichtung einzurechnen sind. 6. Ungeprüfte oder teilweise geprüfte Supplenten dürfen im Sinne der bestehenden Normen nur dann bestellt werden, wenn ein

geeigneter vollkommen lehrbefähigter Bewerber nicht zur Verfügung steht.
7. Tritt trotz der getroffenen Vorkehrungen der Fall ein, daß ein Supplent nach mehrjähriger Verwendung im Schuldienste ohne sein Verschulden eine weitere Verwendung an einer Anstalt nicht findet, so bleibt es ihm unbenommen, dies unter Vorlage eines eingehenden *curriculum vitae* dem Ministerium für Kultus und Unterricht zur Kenntnis zu bringen.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 9. Juni 1907, Z. 209/K. U. M., an sämtliche Landesschulbehörden, betreffend die Remunerationen der an Staats-Mittelschulen bestellten Supplenten, Assistenten und Nebenlehrer. Es wurde zu wiederholtenmalen die Wahrnehmung gemacht, daß die Remunerationen der an staatlichen Mittelschulen bei Beginn des Schuljahres neu bestellten Supplenten, Assistenten und Nebenlehrer erst in einem verhältnismäßig späten Zeitpunkte zur Anweisung gelangen, wodurch die bezugsberechtigten Lehrpersonen häufig in ihren Interessen benachteiligt werden. Aus diesem Anlasse finde ich mich bestimmt, anzuordnen, daß die bezeichneten Remunerationen in Hinkunft allen an einer Staats-Mittelschule gegen Remuneration bestellten Lehrpersonen binnen vierzehn Tagen nach ihrem Dienstantritte anzuweisen sind und ersuche den (die) ∾, dafür Sorge zu tragen, daß die betreffenden Agenden sowohl seitens der Anstaltsdirektionen als auch seitens der hiebei in Betracht kommenden Organe der Landesschulbehörde derart behandelt werden, daß eine Überschreitung des bezeichneten Termines in keinem Falle stattfindet.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 19. Oktober 1907, Z. 32.133, an alle Landesschulbehörden, betreffend die Behandlung der mit dem Maturitätszeugnisse einer Mittelschule oder mit dem Reifezeugnisse eines Mädchenlyzeums versehenen Kandidaten und Kandidatinnen bei der Reifeprüfung an einer Lehrer-, bezw. Lehrerinnenbildungsanstalt. Behufs Behebung aufgetretener Zweifel über die Behandlung der mit dem Maturitätszeugnisse einer Mittelschule oder mit dem Reifezeugnisse eines Mädchenlyzeums versehenen Kandidaten und Kandidatinnen bei der Reifeprüfung an einer Lehrer-, bezw. Lehrerinnenbildungsanstalt wird unter gleichzeitiger Bezugnahme auf die Bestimmungen des § 64, alinea 31 der Ministerialverordnung vom 31. Juli 1886, Z. 6031 (M.-V.-Bl. 1886, Nr. 50), und auf jene des Ministerialerlasses vom 17. Mai 1905, Z. 41.640 ex 1904 (M.-V.-Bl. 1905, Nr. 26), sowie in teilweiser Abänderung des letzteren Erlasses öffnet, daß die Übertragung der Noten aus dem Maturitätszeugnisse der Mittelschule, bezw. aus dem Reifezeugnisse des Mädchenlyzeums in das Reifezeugnis der Lehrer-, bezw. Lehrerinnenbildungsanstalt nur aus jenen Gegenständen zu erfolgen hat, welche an der betreffenden Mittelschule, bezw. am Mädchenlyzeum obligat gelehrt werden. Aus jenen Gegenständen, welche an der Mittelschule, bezw. am Mädchenlyzeum nur unverbindlich, an der Lehrer-, bezw. Lehrerinnenbildungsanstalt aber obligat gelehrt werden, sind dagegen diese Kandidaten, bezw. Kandidatinnen einer Prüfung zu unterziehen. Bei jenen Kandidatinnen, welche auf Grund der Ministerialverordnung vom 12. Dezember 1903, Z. 10.519 (M.-V.-Bl. 1904, Nr. 3), in den III. Jahrgang einer Lehrerinnenbildungsanstalt aufgenommen worden sind, haben hinsichtlich der Feststellung der Noten aus den in Rede stehenden Lehrgegenständen für das Reifezeugnis der Lehrerinnenbildungsanstalt die bezüglichen, auch für alle übrigen Kandidatinnen giltigen Bestimmungen des § 64, alinea 19 der Ministerialverordnung vom 31. Juli 1886, Z. 6031 (M.-V.-Bl. Nr. 50 ex 1886), Anwendung zu finden.

Das Recht der Öffentlichkeit wurde verliehen auf die Dauer des Schuljahres 1906—1907: der I., II. und III. Klasse des Privat-Mädchengymn. des Vereines „Prywatne gimnazyum żeńskie" in Stanislau; der II. und IV. Klasse des deutschen Privat-Mädchenlyzeums in Budweis; der I.—VI. Klasse des Mädchenlyzeums mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis sowie das Recht verliehen, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Reifezeugnisse auszustellen; dem Privat-Mädchenlyzeum der Hietzinger Lyzeum-Gesellschaft für die I. bis V. Klasse; der höheren Mädchenschule in Eger für die I. und II. Klasse; der I. und II. Klasse des Privat-Mädchengymn. der Josefine Sprinze Goldblatt-Kammerling in Lemberg; der I. und IV. Klasse des städt. Mädchenlyzeums in Chrudim; dem Cottagelyzeum der Salka Goldmann im XIX. Wiener Gemeindebezirke das für die I. Klasse verliehene Recht der Öffentlichkeit auch für die II. und III. Klasse für das Schuljahr 1906/1907; der I.—V. Klasse des Landes-Mädchenlyzeums mit italien. Unterrichtssprache in Pola unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses bezüglich jener Lehrkräfte, welche die Lehrbefähigung für Mittelschulen besitzen; der I. und II. Klasse des Privat-Mädchengymn. der Kongregation der Schulschwestern vom Orden des heiligen Franziskus in den Königlichen Weinbergen.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat den vom Gymn. in Dolnja-Tuzla ausgestellten Semestral- und Maturitätszeugnissen, welche eine Note aus Griechisch aufweisen, die Giltigkeit für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder zuerkannt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat das der höheren Mädchenschule in Karlsbad für die I. und II. Klasse verliehene Recht der Öffentlichkeit auch auf die III. Klasse, und zwar auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen ausgedehnt.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen (Verleihungen):

Zum Landesschulinspektor der dem Landesschulrate für Galizien zur Dienstleistung zugewiesene Prof. am IV. Gymn. in Lemberg Schulrat Dr. Alfred Jahner.

Zum Direktor des Gymn. im VII. Wiener Gemeindebezirke der Prof. am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke Dr. Friedrich Ladek.

Zum Direktor des Gymn. in Villach der Prof. am Gymn. in Klagenfurt Gottfried Flora.

Zum Direktor des II. Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Stanislau der Prof. am VI. Gymn. in Lemberg Cölestin Lachowsky.

Zum Direktor des Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Ladislaus Bojarsky.

Zum Direktor des Gymn. in Przemyśl-Zasanie der Prof. der letztgenannten Anstalt Stanislaus Goliński.

Zum Direktor der Realsch. in Marburg der Prof. an der Franz Joseph-Realsch. in Wien Robert Bittner.

Zum Direktor der Realsch. in Proßnitz der Prof. dieser Anstalt Anton Redlich.

Zum Direktor des Gymn. in Leoben der Prof. am II. Gymn. in Graz Dr. Johann Gutscher.

Zum Direktor der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache daselbst Franz Polívka.

Zum Direktor der Realsch. in Salzburg der Prof. an dieser Anstalt Josef Adametz.

Zum Direktor der Realsch. in Kufstein der Prof. an der Gewerbeschule in Reichenberg Franz Tofatscher.

Zum Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Oberhollabrunn der Prof. am Gymn. im VII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Anton Becker.

Zum Direktor der Unterrealsch. in Pola der Direktor der Marine-Unterrealsch. daselbst Dr. Rüdiger Solla.

Zum Direktor des Gymn. in Gmunden der Direktor des Komm.-Gymn. daselbst Karl Schuh.

Zum Direktor des Gymn. in Krainburg der Prof. am II. Gymn. in Laibach Ignaz Fajdiga.

Zum Direktor des Gymn. in Karlsbad der Direktor des Kaiser Franz Joseph-Komm.-Gymn. daselbst Franz Grund.

Zum Direktor des Gymn. in Rokitzan der Direktor des Komm.-Gymn. daselbst Ignaz Sigmond.

Zum Direktor der I. Realsch. in Graz der Prof. am I. Gymn. daselbst Josef Frank.

Zum Direktor der Realsch. in Bruck a. d. Mur der Prof. an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Julius Mayer.

Zum Direktor der I. Realsch. in Lemberg der Direktor der Realsch. in Tarnopol Michael Rembacz.

Zum Direktor der Realsch. in Tarnopol der Prof. an der I. Realsch. in Lemberg Artur Passendorfer.

Zum Direktor des Elisabeth-Gymn. in Wien der Direktor des Gymn. in Pola Peter Maresch.

Zum Direktor des Gymn. in Iglau der Prof. am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien Stanislaus Schüller.

Zum Direktor der Realsch. in Jičín der Direktor der Komm.-Realsch. in Nimburg Josef Materna.

Zum Direktor der II. Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn der Prof. am I. böhm. Gymn. daselbst Dr. Franz Šujan.

Zum Direktor der Realsch. in Prag-Lieben der beim Landesschulrate für Böhmen in Dienstesverwendung stehende Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt Schulrat Franz Strer.

Zum Direktor des Gymn. in Kaaden der Prof. am Gymn. in Böhm.-Leipa Alexander Tragl.

Zu Religionslehrern: an der II. böhm. Realsch. in Brünn der suppl. Religionslehrer an der I. böhm. Realsch. in Brünn Anton Bartoš, an der II. deutschen Realsch. in Brünn der Religionslehrer an der städt. höheren Töchterschule daselbst Josef Neubauer, am Gymn. in Kotzmann der suppl. Religionslehrer daselbst Apollonius Gimowicz, am Gymn. in Gottschee der suppl. Religionslehrer am Gymn. in Rudolfswert Franz Watzl.

Zum Religionslehrer an der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Franz Engel.

Zum Religionslehrer der Realsch. in Příbram der Aushilfskatechet an dieser Anstalt Franz Gutwirth.

Zum Religionslehrer der Realsch. in Warnsdorf der Katechet an der II. Knaben-Bürgerschule in Aussig Vinzenz Hille.

Zum wirkl. Religionslehrer an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Johann Švestka.

Zum Ehrendomherrn des Seckauer Domkapitels der Religionsprof. i. R. Karl Zetter.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Görz der Supplent am Gymn. in Villach Anton Gmachl.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Wr.-Neustadt der Supplent am Maximilian-Gymn. in Wien Dr. Karl von Spiesz, am Gymn. in Rovereto der Supplent an dieser Anstalt Silvius Conci, am Gymn. in Arnau der Supplent am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen Josef Preywisch, am I. deutschen Gymn. in Brünn der prov. Lehrer an dieser Anstalt Johann Plehan.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Josef Podpěra.

Zum wirkl. Lehrer am II. deutschen Gymn. in Brünn der Supplent an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Georg Burggraf, an der Realsch. in Kufstein der Supplent an der Realsch. in Triest Karl Techet.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Ried der Supplent an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke Wilhelm Weiß, am Gymn. in Görz der Lehramtskandidat Martin Mastnak, am Gymn. in Trient (deutsche Abteilung) der Supplent an der Realsch. in Linz Karl Wolfmayr, am Gymn. in Iglau der Supplent am Karl Ludwig-Gymn. in Wien Dr. Bruno Polak, am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungar.-Hradisch der Assistent an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke Raimund Ulrich.

Zum prov. Lehrer am Gymn. in Salzburg der Supplent am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Ernst Hladny.

Zum prov. Lehrer am Gymn. in Gottschee der Supplent am Gymn. in Reichenberg Gustav Wiesner.

Zum prov. Lehrer am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königl. Weinbergen der Supplent am Real- und Obergymn. in Klattau Josef Hrůša.

Zum prov. Lehrer an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke der Supplent an der Realsch. in Leitmeritz Franz Lorenz.

Zum prov. Lehrer an der Realsch. in Troppau der Lehramtskandidat Dr. Richard Lederer.

Zum prov. Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Linz der Supplent an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke Franz Kuna.

Zum prov. Lehrer am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke der Supplent an der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke Alfred Kaudelka, am Gymn. in Cilli der Lehramtskandidat Engelbert Macher, am Gymn. in Mitterburg der Supplent an der Lehrerbildungsanstalt in Capodistria Alexander Šantel.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke der suppl. Turnlehrer an dieser Anstalt Johann Langer, an der I. deutschen Realsch. in Prag der Nebenlehrer des Turnens an der Realsch. in Leitmeritz Karl Franz Gössinger, an der Realsch. in Leitmeritz der defin. Turnlehrer an der I. deutschen Realsch. in Prag Ernst Lange.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Jägerndorf der Turnassistent an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke Josef Korkisch.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz der Turnlehrer an der ehemaligen Privat-Realsch. daselbst Franz Waic.

Zum außerord. Prof. der klass. Philologie an der Universität in Lemberg der Privatdozent an der Universität in Krakau und Prof. am Gymn. bei St. Anna daselbst Dr. Thaddäus Sinko.

Zum Privatdozent für neuere deutsche Literaturgeschichte an der philosophischen Fakultät der Universität in Wien der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Wien Dr. Eduard Castle.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Wien und zum Fachexaminator für Philosophie und Pädagogik der ord. Prof. an der Universität daselbst Dr. Alois Höfler.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Graz und zum Fachexaminator für Mathematik der ord. öffentl. Prof. an der Universität daselbst Dr. Robert Daublebsky von Sterneck.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Czernowitz und zum Fachexaminator für Mathematik der außerord. Prof. an der Universität daselbst Dr. Josef Plemelj.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Krakau sowie zum Fachexaminator für die Projektionslehre und für allgemeine pädagogisch-didaktische Fragen der Prof. an der höheren Gewerbeschule daselbst Eduard Kostecki.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Mädchenlyzeen in Wien und zum Fachexaminator für Mineralogie der ord. Prof. an der Universität daselbst Dr. Friedrich Becke.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Prag und zum Fachexaminator für figurales Zeichnen der Prof. an der Kunstgewerbeschule daselbst Alexander Jakesch.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt an Mädchenlyzeen in Innsbruck und zu Fachexaminatoren die ord. öffentl. Universitätsproff. Dr. Konrad Zindler und Dr. Ottokar Tumlirz und der außerord. Universitätsprof. Dr. Heinrich Mache, und zwar der Erstgenannte für Mathematik, der Zweit- und Drittgenannte für Naturlehre.

Zum Mitgliede des steiermärkischen Landesschulrates der ord. öff. Universitätsprof. Dr. Johann Haring in Graz.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Innsbruck und zum Fachexaminator für deutsche Sprache und Literatur für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode der ord. Prof. an der Universität daselbst Dr. Konrad Zwierzina.

Zur Dienstleistung zugewiesen dem galizischen Landesschulrate der Landesschulinspektor Dr. Alfred Jahner.

Der gegenseitige Dienstpostenaustausch des Prof. an der Gewerbeschule in Prag Dr. Oktavian Wagner und des Prof. an der Realsch. in Kladno Dr. Johann Frič wurde genehmigt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat folgende Professoren an Staats-Mittelschulen in die VIII. Rangsklasse befördert: Dr. Hermann Bamberger am III. Gymn. in Graz, Dr. Alois Bernt am Gymn. in Leitmeritz, Franz Besiak am Gymn. in Mies, Emil Bruno an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, Friedrich Burkert am Gymn. in Pola, Josef Burzyński am Gymn. in Buczacz, Dr. Johann Chloupek am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Josef Cvrček am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Zeno Eckhardt am Gymn. in Sambor, Johann Endt am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow, Franz Fabinger am Real- und Obergymn. in Smichow, Dr. Wenzel Feierfeil am Gymn. in Teplitz-Schönau, Dr. Jakob Felder am Gymn. in Feldkirch, Dr. Ägid Filek Edlen von Wittinghausen an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Hermann Fink an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Wenzel Flajšhans am Real- und Obergymn. in Prag-Neustadt (Kremencgasse), Jaroslaus Franke an der Realsch. in Nachod, Jaroslav Frie-

drich an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Dr. Josef Fritsch am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Johann Fuchs an der Realsch. in Troppau, Alexander Furmankiewicz am Gymn. in Sanok, Dr. Alexander Gaheis am Gymn. in Triest, Alois Girardelli an der Realsch. in Görz, Dr. Markus Granić an der Unterrealsch. in Zara, Kajetan Griessl an der I. Realsch. in Graz, Dr. Maximilian Grünfeld am I. deutschen Gymn. in Brünn, Anton Grünwald an der II. deutschen Realsch. in Prag, Johann Haefele an der Realsch. in Dornbirn, Dr. Johann Halbich am akad. Gymn. in Wien, Roman Hamczykiewicz am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl, Johann Haselbach an der Realsch. in Klagenfurt, Thomas Havlíček am Gymn. in Mistek, Julian Hawel an der II. Realsch. in Lemberg, Ferdinand Heinz an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Karl Hermann am Gymn. in Aussig, Emanuel Hlavatý an der Realsch. in Pardubitz, Dr. Karl Hossner an der Realsch. in Leitmeritz, Johann Hruška am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Anton Hudec an der Realsch. in Königgrätz, Dr. Benno Imendörffer an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, Georg Janda an der Realsch. in Prag-Holleschowitz, Dr. Wladimir Janků am Gymn. in Prerau, Kornel Jaskulski am I. Gymn. in Czernowitz, Karl Jawanske an der Realsch. in Trautenau, Heinrich Just an der Realsch. in Elbogen, Dr. Ottokar Kádner am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse), Rudolf Karras am Real- und Obergymn. in Neubydžow, Alexander Kisch am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse), Peter Kitlitzko am Gymn. in Ried, Eduard Kittel an der Realsch. in Leitmeritz, Josef Klobouček an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, Johann Knobl an der II. deutschen Realsch. in Prag, Franz Kohout am Gymn. in Časlau, Dr. Johann Kopacz am akad. Gymn. in Lemberg, Julius Košnař an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Dr. Alois Kostlivy am Gymn. in Arnau, Johann Koza am Real- und Obergymn. in Klattau, Jaroslav Kracík am Gymn. in Beneschau, Dr. Johann Krejčí am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Korngasse), Dr. Franz Kropivnik am II. Gymn. in Laibach, Josef Kroysz am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Kölestin Krupka an der Realsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, zugewiesen der Franz Joseph-Realsch. in Wien, Vinzenz Kubik an der I. Realsch. in Lemberg, Josef Kuhn am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow, Dr. Johann Leciejewski am IV. Gymn. in Lemberg, Dr. Ludwig Linsbauer am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, Josef Löhnert an der Realsch. in Böhmisch-Leipa, Josef Londzin am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen, Apollinar Maczuga am Gymn. in Neu-Sandez, Dr. Eustach Makaruszka am akad. Gymn. in Lemberg, Johann Manulak am Gymn. mit ruth. Unterrichtssprache in Przemyśl, Michael Markič am Gymn. in Rudolfswert, Martin Martan am Gymn. in Stražnitz, Josef Martin am Gymn. in Aussig, Franz Matouschek am Gymn. in Reichenberg, Johann Matzner an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Andreas Mentberger an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Leopold Metzger am akad. Gymn. in Wien, Ignaz Meyer am Gymn. in Brody, Heinrich Muk am Gymn. in Žižkov, Dr. Karl Müller am Gymn. in Aussig, Gregor Nalywajko am akadem. Gymn. in Lemberg, Franz Nesvadbík an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, Johann Novák am Gymn. in Pilgram, Karl Novák am Real- und Obergymn. in Neubydžow, Franz Novotný an der Realsch. in Pisek, Dr. Johann Oehler am Maximilian-Gymn. in Wien, Viktor Olinschi an der griech.-orient. Realsch. in Czernowitz, Johann Oulehla an der Realsch. in Neustadtl, Stanislaus Pardyak am Gymn. bei St. Anna in Krakau, Dr. Karl Partisch an der Realsch. im IV. Wiener Gemeinde-

bezirke, Robert Pašek an der Realsch. in Rakonitz, Dr. Gregor Pečjak am II. Gymn. in Laibach, Dr. Franz Perne am Gymn. in Krainburg, Karl Pešek am Gymn. in Leitomischl, Anton Peterlin am Gymn. in Krainburg, Hugo Peters an der Realsch. in Reichenberg, Anton Petr an der Realsch. in Laun, Dr. Josef Pipenbacher am II. Gymn. in Laibach, Dr. Felix Podhorsky am Elisabeth-Gymn. in Wien, Heinrich Pollak am Maximilian-Gymn. in Wien, Franz Popiołek am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen, Dr. Josef Pospíšil am Gymn. in Wittingau, Dr. Heinrich Prodnigg an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, Ferdinand Prokš an der Realsch. in Kuttenberg, Dr. Michael Rabenlechner am Karl Ludwig-Gymn. in Wien, Dr. Andreas Rebhann am Gymn. in Leitmeritz, Viktor Reif am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Alois Rosati an der Realsch. in Rovereto, Peter Rzepnijski am Gymn. mit ruth. Unterrichtssprache in Tarnopol, Dr. Wilhelm Salomon von Friedberg am IV. Gymn. in Lemberg, Otto Schally am Gymn. in Aussig, Karl Scheiter an der Realsch. in Plan, Josef Schmidt an der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke, Emil Schreiber am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Richard Schubert Ritter von Soldern am Gymn. in Görz, Adam Schuh an der Realsch. in Marburg, August Schwarz am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Hermann Seidler am Gymn. in Bielitz, Johann Siegel am Gymn. in Pola, Anton Sienicki am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea, Dr. Ernst Simon an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Tryphon Simović am Gymn. in Cattaro, Michael Siwak am IV. Gymn. in Lemberg, Karl Skazel am Gymn. in Friedek, Franz Špirek am Gymn. in Neuhaus, Josef Šprongl an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Josef Staněk am Gymn. in Tabor, Anton Štěpánek an der Realsch. in Pisek, Josef Svědínek am Gymn. in Časlau, Josef Szczudło an der Realsch. in Tarnow, Emanuel Teplý an der Realsch. in Pardubitz, Josef Tomasik am Gymn. in Sanok, Dr. Josef Tominšek am I. Gymn. in Laibach, Dr. Alois Träger am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, Wenzel Trojan am Gymn. in Jičín, Dr. Thaddäus Troskolański am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Przemyśl, Franz Trnka am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse), Dr. Johann Tschinkel am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow, Johann Valentin am Gymn. in Prachatitz, Anton Vít an der Realsch. in Nachod, Alois Voděrek am Gymn. in Mährisch-Trübau, Franz Voit am Gymn. in Mährisch-Trübau, Josef Voříšek an der Realsch. in Jungbunzlau, Peter Waldegger am Gymn. in Innsbruck, Dr. Ladislaus Wasung am III. Gymn. in Krakau, Adolf Weiss am akad. Gymn. in Wien, Dr. Julius Werner am Gymn. in Bielitz, Dr. Gustav Wilhelm am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, Karl Winter am Gymn. in Triest, Karl Wolletz am Maximilian-Gymn. in Wien, Dr. Konstantin Wojciechowski am VI. Gymn. in Lemberg, Dr. Jakob Zmavc am Gymn. in Laibach und Jakob Zupančič an der Realsch. in Görz.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat folgende Turnlehrer an Staats-Mittelschulen in die IX. Rangsklasse befördert: Prof. Wilhelm Albrich an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke, Johann Bolek an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, Theodor Fischer an der Realsch. in Teplitz-Schönau, Prof. Alois Freudensprung an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, Prof. Ludwig Glas an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke, Josef Haberzettl an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, Vinzenz Holas an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Albin Horn an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, Josef Klenka an der Realsch. in Prag-Altstadt, Alois Kovačič an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, Prof. Dr. August

Krejčí an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, Alois Krčmář an der Realsch. in Königgrätz, Johann Malkus an der Realsch. in Pisek, Prof. August Meschkae am Maximilian-Gymn. in Wien, Adolf David Nagel an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Emanuel Patzelt an der Realsch. in Jičín, Rudolf Pavlovský von Rosenfeld an der Realsch. in Tabor, Jaroslav Pechan am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Prof. Karl Petříček am Karl Ludwig-Gymn. in Wien, Prof. Markus Salzmann am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, Rudolf Schöpflin an der Realsch. in Proßnitz, Max Seeland am Gymn. im VII. Wiener Gemeindebezirke, Karl Steininger an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Johann Svoboda an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, Johann Sýkora an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, August Waldner an der Realsch. in Trautenau.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: eine Stelle am Elisabeth-Gymn. in Wien dem Prof. an der Realsch. in Steyr Dr. Alfred Hackel, eine Stelle am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Görz Dr. Eduard Traversa, eine Stelle am Gymn. in Freistadt dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Trient (deutsche Abteilung) Alois Wolfersberger, eine Stelle an der Realsch. in Salzburg dem Prof. am Gymn. in Ried Karl Schönswetter; je eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz den Proff., bezw. wirkl. Lehrern an der ehemaligen Privat-Realsch. daselbst Hubert Doležil, Wenzel Komberec, Franz Papírník, Franz Rempart, Johann Slavík, Ferdinand Spíšek und Karl Wellner; je eine Stelle am Gymn. in Gmunden den Proff. am Komm.-Gymn. daselbst Dr. Johann Kleinpeter, Dr. Rudolf Weiß, Karl Rudlof, Franz Deisinger, Dr. Norbert Endisch, Karl Töpfer, Dr. Josef Effenberger, Gustav Löffler und Dr. Josef Wimmer sowie den wirkl. Lehrern Josef Kral Brettel und Adalbert Maier, dann dem Turnlehrer Josef Potschka; je eine Stelle am Gymn. in Bregenz den Proff. am Komm.-Gymn. daselbst Andreas Mock, Josef Blumrich, Dr. Rudolf Ager, Franz Schrempf, Josef Ilg, Friedrich Seeber, Peter Steurer, Franz Niesner, Dr. Josef König, Thomas Krasznig und Martin Bilgeri; je eine Stelle am Gymn. in Karlsbad den Proff. am Kaiser Franz Joseph-Komm.-Gymn. daselbst Viktor Achtner, Dr. Theol. Engelbert Hora, Siegmund Riedl, Wilhelm Eckl, Dr. Karl Ludwig, Franz Böhm, Rudolf Lößl, Franz Seitz und dem wirkl. Lehrer Johann Becker; je eine Stelle am Gymn. in Rokitzan den Proff. am Komm.-Gymn. daselbst Alois Bělský, Ottokar Smrčka, Julian Svoboda, Müller, Emanuel Polák, Dr. Bohuslav Horák sowie den wirkl. Lehrern Otto Ottis, Karl Süßa, Vinzenz Kočí und Josef Procházka; eine Stelle an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke dem wirkl. Lehrer an der III. deutschen Realsch. in Prag Dr. Franz Balada, eine Stelle an der III. deutschen Realsch. in Prag dem Prof. an der Realsch. in Plan Dr. Eduard Nonnenmacher; eine Stelle an der nautischen Schule in Ragusa dem Prof. an der nautischen Schule in Cattaro Dr. Josef Aranza; je eine Stelle an der Unterrealsch. in Pola den Proff. an der Marine-Unterrealsch. daselbst Friedrich Rippl, Anton Hofbauer, Dr. Anton Gnirs, Richard Riegler, Adrian Achitsch und dem Turnlehrer an dieser Anstalt Theodor Glaser; je eine Stelle am Gymn. in Innsbruck den Proff. am Gymn. in Feldkirch Franz Leiter und Dr. Anton Nezbeda; dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Arnau Karl Auer eine Stelle am Gymn. im VII. Wiener Gemeindebezirke; dem Leiter und Lehrer an der Vorbereitungsklasse für Mittelschulen in Prosecco der Bezirksschulinspektor Johann Neckermann.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: Dem Lehrer an der Militär-Oberrealsch. in Mähr.-Weißkirchen k. und k. Hauptmann Bruno Bersa Edlen von Leidenthal eine Stelle an der Realsch. in Zara, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Adlerkosteletz Rudolf Bezděkovský eine Stelle an der Realsch. in Prag-Lieben, dem Prof. an der Realsch. in Kladno Dr. Gottlieb Bydžovský eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Znaim Dr. Viktor Dollmayr eine Stelle am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Komm.-Gymn. in Gaya Ottokar Hanuš eine Stelle an der II. böhm. Realsch. in Brünn, dem Prof. am Gymn. in Cilli Friedrich Hauptvogel eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem Prof. am Stiftungs-Gymn. in Duppau Dr. Kleophas Hofmann eine Stelle am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch Thomas Kalina eine Stelle am I. böhm. Gymn. in Brünn, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Cilli Walter Kaluscha eine Stelle am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der I. böhm. Realsch. in Pilsen Dr. Jaroslav Kastner eine Stelle an der Realsch. in Prag-Altstadt, dem Prof. an der I. deutschen Realsch. in Brünn Ludwig Katscher eine Stelle an der II. deutschen Realsch. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Straßnitz Wenzel Kmínek eine Stelle am Gymn. in Walachisch-Meseritsch, dem Prof. an der Realsch. in Adlerkosteletz Jaromir Knittl eine Stelle an der Realsch. in Kuttenberg, dem wirkl. Lehrer am Landes-Realgymn. in Mitterburg Marius Kurschen eine Stelle an der Realsch. in Görz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Königinhof Alois Lisický eine Stelle an der Realsch. in Königgrätz, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Proßnitz Emil Ludwig eine Stelle an der II. deutschen Realsch. in Brünn, dem Prof. am Gymn. in Reichenberg Franz Matouschek eine Stelle am Maximilian-Gymn. in Wien, dem Lehrer an der Artillerie-Kadettensch. in Wien k. und k. Artillerie-Zeugsoffizial Gustav Moest eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. in Ungarisch-Brod August Němeček eine Stelle an der II. böhm. Realsch. in Brünn, dem Prof. an der Landes-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Göding Franz Nepustil eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Schlan Josef Novák eine Stelle am Gymn. in Königgrätz, dem Prof. am Gymn. in Aussig Augustin Potuček eine Stelle am Gymn. in Reichenberg, dem Prof. am Gymn. in Arnau Dr. Alois Schebella eine Stelle am Gymn. in Villach, dem Prof. am Gymn. in Böhmisch-Leipa Karl Schmidt eine Stelle am Gymn. in Eger, dem Prof. am Gymn. in Reichenberg Anton Schwarschnig eine Stelle am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Bielitz Hermann Seidler eine Stelle am Sophien-Gymn. in Wien, dem Prof. an der Realsch. in Linz Josef Streit eine Stelle an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der I. deutschen Realsch. in Brünn Dr. Stefan Strigl eine Stelle an der II. deutschen Realsch. daselbst, dem Prof. an der Realsch. in Knittelfeld Egon Svihalek eine Stelle an der I. Realsch. in Graz, dem Prof. an der Realsch. in Böhmisch-Leipa Emanuel Tanzer eine Stelle an der II. deutschen Realsch. in Brünn, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Proßnitz Dr. Hugo Traub eine Stelle an der II. böhm. Realsch. in Brünn, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Leipnik Dr. Johann Vojtěch eine Stelle an der II. böhm. Realsch. in Brünn, dem Prof. an der Realsch. in Kuttenberg Franz Vrba eine Stelle an der Realsch. in Žižkov, dem Prof. an der Realsch. in Proßnitz Edmund Weinwurm eine Stelle an der I. deutschen Realsch. in Brünn, dem Prof. an der Realsch. in Žižkov Jaromir Wenig eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen W[illegible]rgen, dem Prof.



am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier Alois Zavřel eine Stelle am I. böhm. Gymn. in Brünn, dem Prof. an der Landes-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Leipnik Josef Zázvorka eine Stelle an der Realsch. in Königgrätz, dem Prof. an der Landes-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier Franz Zlábek eine Stelle an der II. böhm. Realsch. in Brünn.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat ferner ernannt: *A*. Zu wirklichen Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a)* die prov. Lehrer: Richard Goldreich von der Realsch. in Plan für diese Anstalt, Richard Kantor vom Gymn. in Prerau für diese Anstalt, Dr. Franz Moudry von der Realsch. in Linz für das Gymn. in Arnau, Josef Plaček vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch für diese Anstalt, Dr. Rachmiel Segalle von der griech.-orient. Realsch. in Czernowitz für diese Anstalt, Franz Zitzmann vom Komm.-Gymn. in Karlsbad für das Gymn. in Prachatitz; *b*) die Supplenten: Robert Augsten von der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Reichenberg, Johann Baer von der Realsch. in Bielitz für das Gymn. in Reichenberg, Dr. Emil Bausenwein, ehemaligen Supplenten, für das Gymn. in Bielitz, Dr. Friedrich Billicsich vom Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Landskron, Paul Burić von der Realsch. in Spalato für das Gymn. in Ragusa, Konrad Burkert, suppl. Religionslehrer an der Knaben-Volks- und Bürgerschule in Mähr.-Trübau, für das Gymn. daselbst, Richard Eberwein von der Realsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, Oswald Floeck vom Gymn. in Linz für das Gymn. in Bielitz, Karl Fritsch von der I. deutschen Realsch. in Prag für die Realsch. in Elbogen, Guido von Gramatica vom Gymn. in Trient (ital. Abteilung) für diese Anstalt, Josef Grössl, suppl. Religionslehrer an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, für diese Anstalt, Dr. Franz Hörburger vom Komm.-Gymn. in Bregenz für die Realsch. in Görz, Dr. Hugo Iltis vom I. deutschen Gymn. in Brünn für die II. deutsche Realsch. daselbst, Franz Jäger vom Gymn. in Triest für diese Anstalt, Karl Janiczek von der Realsch. in Proßnitz für diese Anstalt, Udalrich Kotěšovec vom Real- und Obergymn. in Chrudim für die Realsch. in Adlerkosteletz, Josef Kupka vom Komm.-Gymn. in Lundenburg für das das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, Franz Machala vom akad. Gymn. in Prag für das Gymn. in Hohenmauth, Dr. Ernst Novák von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal für die Realsch. in Kuttenberg, Johann Pán vom Gymn. in Beneschau für das Gymn. in Königinhof, Dr. Michael Pirchstaller von der Realsch. in Innsbruck für das Gymn. in Trient (deutsche Abteilung), Heinrich Procházka von der I. böhm. Realsch. in Brünn für das Gymn. in Trebitsch, Dr. Heinrich Schaller Edlen von Almfels vom Franz Joseph-Gymn. in Wien für das Gymn. in Znaim, Otto Schmid vom Karl Ludwig-Gymn. in Wien für das Gymn. in Cilli, Friedrich Schmidt von der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Salzburg, Otto Schütz, Assistenten an der techn. Hochschule in Prag, für die Realsch. in Bozen, Viktor Schwing von der Realsch. in den Königlichen Weinbergen für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Alfons Segatini, Lehramtskandidaten, für die Realsch. in Dornbirn, Franz Šimek vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Korngasse) für das Gymn. in Straßnitz, Peter Šimek von der Realsch. in Kladno für die Realsch. in Jičín, Emil Slunečko vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für diese Anstalt, Dr. Josef Štefan vom Gymn. in Leitomischl für die Realsch. in Kuttenberg, Simeon Steffal vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für die Realsch. in Kladno, Karl Stegl von der Realsch. in Teschen für diese Anstalt, Johann Strádal von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal für die I. böhm. Realsch. in Pilsen, Emanuel

Svoboda von der I. böhm. Realsch. in Brünn für die II. böhm. Realsch. daselbst, Michael Tschohl von der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Marburg, Ettore Zatelli von der Realsch. in Rovereto für diese Anstalt. *B.* Zu provisorischen Lehrern an Staats-Mittelschulen die Supplenten: Rudolf Bauer, Lehramtskandidaten, für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, Dr. Paul Blum Lehramtskandidaten, für die Realsch. in Teschen, Georg Božičević vom Gymn. in Ragusa für die Realsch. in Spalato, Hermann Hämmerle, Lehramtskandidaten, für die Realsch. in Innsbruck, Zdenko Kamper vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für die Realsch. in Jungbunzlau, Josef Kavka von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für das Gymn. in Königgrätz, Dr. Hugo Kleinmayr, prov. Lehrer am Gymn. in Salzburg, für das Gymn. in Znaim, Franz Kühnl vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow für das Gymn. in Reichenberg, Franz Lakomý vom Gymn. in Walachisch-Meseritsch für das Gymn. in Mistek, Dr. Johann Mühlbacher, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Weidenau, Anton Novák, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Straßnitz, Ernst Schmidt, Assistenten an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, für die Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Anton Siegmund, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Böhmisch-Leipa, Ambros Soška von der Realsch. in Neustadtl für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungar.-Hradisch, Gustav Tögel, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Aussig.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: Dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Troppau Dr. Edmund Aschauer eine Stelle an der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Pola Eduard Bauer eine Stelle am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Privat-Gymn. in Urfahr Dr. Franz Berger eine Stelle am Gymn. in Ried, dem Prof. am II. Gymn. in Czernowitz Josef Bittner eine Stelle am III. Gymn. in Graz, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Mähr.-Ostrau Emil Börner eine Stelle an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Böhm.-Leipa Dr. Leopold Brandl eine Stelle an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Pardubitz Rudolf Brejcha eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Ignaz Březáček eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Kolin Josef Bureš eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. am Gymn. mit serbo-kroat. Unterrichtssprache in Zara Ubald Calvi eine Stelle am Gymn. mit ital. Unterrichtssprache daselbst, dem Prof. am Gymn. in Cilli Kamillo Capilleri eine Stelle an der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Lehrerbildungsanstalt in Graz Viktor Dolenz eine Stelle am II. Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Ragusa Markus Fosco eine Stelle am Gymn. in Spalato, dem Prof. am Komm.-Gymn. in Karlsbad Augustin Franz eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, dem Prof. an der Realsch. in Trautenau Gustav Gansel eine Stelle an der Realsch. in Linz, dem Prof. an der Realsch. in Görz Ignaz Goldbach eine Stelle an der Realsch. in Teplitz-Schönau, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Triest Dr. Karl Goll eine Stelle am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Bielitz Johann Gollob eine Stelle an der Realsch. in Knittelfeld, dem Prof. am Gymn. in Landskron Dr. Kamillo Gugler eine Stelle am Gymn. in Linz, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Elbogen Karl Hahnel eine Stelle an der Realsch. in Leitmeritz, dem Prof. am Gymn. in Bielitz Dr. Erwin Hanslik eine Stelle an der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an

der Realsch. in Bozen Franz Heinz eine Stelle an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Arnau Franz Himml eine Stelle am Gymn. in Reichenberg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungar.-Hradisch Johann Hlawatschke eine Stelle am Real- und Obergymn. in Gablonz, dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis Romeo Hochhäusler eine Stelle am Real- und Obergymn. in Gablonz, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Rakonitz Karl Horský eine Stelle an der II. böhm. Realsch. in Pilsen, dem Prof. an der Realsch. in Elbogen Johann Irauschek eine Stelle am Gymn. in Cilli, dem Prof. an der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna Georg Janda eine Stelle am akad. Gymn. in Prag, dem Prof. am Gymn. in Deutschbrod Josef Jaroš eine Stelle am Gymn. in Pisek, dem Prof. am Gymn. in Rudolfswerth Franz Jeraj eine Stelle am II. Gymn. in Laibach, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Iglau Dr. Johann Ježek eine Stelle am Gymn. in Raudnitz, dem Prof. am Gymn. in Kuttenberg Georg Jizba eine Stelle an der Realsch. in Pardubitz, dem Prof. am Gymn. in Nikolsburg Anton Juroszek eine Stelle an der Realsch. in Bielitz, dem Prof. am Gymn. in Königinhof Dr. Ottokar Kádner eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse), dem Prof. an der Landes-Realsch. in Znaim Josef Klicha eine Stelle am I. Gymn. in Graz, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Teschen Dr. Ladislaus Klozner eine Stelle an der II. deutschen Realsch. in Prag, dem Prof. an der deutschen Handelsakademie in Pilsen Konrad König eine Stelle an der II. Realsch. in Graz, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau Hermann Krauß eine Stelle am II. Gymn. in Graz, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis Dr. Josef Kreiner eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Pilgram Wenzel Kroulík eine Stelle am Real- und Obergymn. in Chrudim, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis Josef Kroiß eine Stelle am I. Gymn. in Graz, dem Prof. am Landes-Realgymn. in Mitterburg Dr. Viktor Largaiolli eine Stelle am Gymn. in Capodistria, dem Prof. am Gymn. in Cilli Dr. Franz Lex eine Stelle an der Realsch. in Klagenfurt, dem Prof. am Gymn. in Pola Alois Lorenzoni eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Pola Alois Maček eine Stelle am Gymn. in Cilli, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier Dr. Karl Mack eine Stelle am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Iglau Josef Maendl eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, dem Prof. an der Realsch. in Dornbirn Josef Marini eine Stelle an der Realsch. in Rovereto, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Troppau Emanuel Markmüller eine Stelle am II. böhm. Gymn. in Brünn, dem Prof. am Mädchenlyzeum des Schulvereines für Beamtentöchter in Wien Dr. Eduard Maschke eine Stelle an der Realsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Kolin Josef Materna eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Korngasse), dem wirkl. Lehrer am Komm.-Gymn. in Rokycan Alois Mazánek eine Stelle am Gymn. in Jungbunzlau, dem Prof. an der Marine-Unterrealsch. in Pola Vinzenz Meindl eine Stelle an der Realsch. in Linz, dem Prof. an der Realsch. in Adlerkosteletz Adolf Mikousek eine Stelle an der Realsch. in Jungbunzlau, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Chrudim Dr. Eugen Muška eine Stelle an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. an der Realsch. in Plan Jakob Neubauer eine Stelle am Gymn. in Reichenberg, dem Prof. an der Franz Joseph-Realsch. in Wien Emil Neugebauer eine Stelle an der Realsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am griech.-orient. Gymn. in Suczawa Johann Nistor eine Stelle an der griech.-orient. Realsch. in Czernowitz, dem Prof. am

Gymn. in Friedek Franz Otto eine Stelle am Gymn. in Marburg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Mistek Gustav Pallas eine Stelle am Gymn. in Beneschau, dem Prof. an der Realsch. in Jičín Anastasius Papáček eine Stelle an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. an der böhm. Gewerbesch. in Brünn Ferdinand Pavelek eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Troppau, dem Prof. am Gymn. in Reichenberg Alois Pedoth eine Stelle an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Leitomischl Karl Pešek eine Stelle am Gymn. in Žižkow, dem Prof. am Gymn. in Taus Ladislaus Pirchan eine Stelle am Gymn. in Pisek, dem Prof. am Landes-Gymn. in Pettau Dr. Hans Pirchegger eine Stelle an der II. Realsch. in Graz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Ried Dr. Viktor Püttner eine Stelle am Maximilian-Gymn. in Wien, dem Prof. an der Realsch. in Tabor Dr. Heinrich Racek eine Stelle an der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna, dem Prof. an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke Dr. Theodor Reitterer eine Stelle an der Realsch. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Nikolsburg Ernst Roller eine Stelle an der Realsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Landskron Edmund Rothansl eine Stelle an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Schlan Paul Roubík eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, dem Prof. am Gymn. in Wittingau Josef Sakař eine Stelle an der Realsch. in Pardubitz, dem Prof. an der Realsch. in Nachod Johann Schelle eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau Alfred Schierl eine Stelle an der Realsch. in Bozen, dem Religionsprof. am Komm.-Gymn. in Mähr.-Ostrau Josef Schinzel eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, dem Prof. am Gymn. in Znaim Alfred Schlerka eine Stelle am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Reichenberg Leo Schöngut eine Stelle an der I. deutschen Realsch. in Prag, dem Prof. an der Realsch. in Marburg Dr. Karl Schriefl eine Stelle an der II. Realsch. in Graz, dem Prof. an der Realsch. in Böhm.-Leipa Emmerich Schweeger eine Stelle an der Realsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Rakonitz Anton Sedláček eine Stelle an der Realsch. in Nachod, dem Prof. an der Realsch. in Königgrätz Heinrich Seehák eine Stelle an der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna, dem Prof. an der Realsch. in Tabor Dr. Emil Sekera eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, dem Prof. am Gymn. in Reichenau Johann Skákal eine Stelle am Gymn. in Žižkow, dem Prof. an der Realsch. in Teschen Hugo Soyka eine Stelle an der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke, dem Religionsprof. am Gymn. in Mähr.-Trübau Vinzenz Šrom eine Stelle am Gymn. in Mähr.-Weißkirchen, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Zwittau Franz Stenzl eine Stelle an der Realsch. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Časlau Josef Svědínek eine Stelle an der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Troppau Johann Svoboda eine Stelle am Gymn. in Deutschbrod, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Pardubitz Dr. Johann Uzel eine Stelle an der I. böhm. Realsch. in Pilsen, dem Prof. am Gymn. in Walachisch-Meseritsch Ignaz Vališ eine Stelle am I. böhm. Gymn. in Brünn, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Butschowitz Josef Vaváček eine Stelle am Gymn. in Königinhof, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Prachatitz Emil Vetter eine Stelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Josef Vinš eine Stelle an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. am Gymn. in Přibram Franz Vyskočil eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem Prof. am I. Gymn. in Laibach Dr. Karl Wedan eine Stelle an der

Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Mähr.-Weißkirchen Rudolf Weiß eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, dem Prof. am Gymn. in Triest Dr. Rudolf Wimmerer eine Stelle am I. Gymn. in Graz, dem Prof. am Gymn. in Saaz Franz Zach eine Stelle an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Jungbunzlau Franz Žákavec eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, dem Prof. an der Realsch. in Kuttenberg Viktorin Zeithammer eine Stelle an der Realsch. in Schüttenhofen, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Kolin Johann Zeman eine Stelle am Real- und Obergymn. in Prag (Křemenecgasse), dem Prof. am Gymn. in Nikolsburg Dr. Karl Zimmert eine Stelle an der II. deutschen Realsch. in Prag.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat weiter ernannt: *A.* Zu wirklichen Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a)* die prov. Lehrer: Adolf Ambrož vom Gymn. in Trebitsch für diese Anstalt, Elias Banaletti von der Realsch. in Dornbirn für diese Anstalt, Dr. Erwin Barta von der Realsch. in Jägerndorf für das Gymn. in Friedek, Dr. Josef Daninger vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für diese Anstalt, Oskar Dreyhausen von Ehrenreich von der Realsch. in Teplitz-Schönau für diese Anstalt, Rudolf Engel von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für die Realsch. in Rakonitz, Dr. Vinzenz Farek vom Gymn. in Přibram für das Gymn. in Schlan, Dr. Josef Folprecht von der I. böhm. Realsch. in Pilsen für die Realsch. in Jungbunzlau, Dr. Wilhelm Frankl vom Gymn. in Mährisch-Trübau für diese Anstalt, Josef Heckel von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal für das Gymn. in Reichenberg, Franz Hrubý vom Gymn. in Raudnitz für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Oskar Kende vom Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke für die I. deutsche Realsch. in Prag, Dr. Josef Kriß vom Gymn. in Arnau für diese Anstalt, Josef Kupec vom Real- und Obergymn. in Klattau für das Real- und Obergymn. in Kolin, Johann Mühlstein von der deutschen Abteilung des Gymn. in Trient für diese Anstalt, Rudolf Muschik vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben) für das Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, Johann Pelíšek vom Gymn. in Časlau für das Gymn. in Leitomischl, Karl Peters vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für die Realsch. in Pisek, Otto Pícha von der Realsch. in Rakonitz für die Realsch. in Tabor, Dr. Georg Pitacco vom Gymn. in Görz für diese Anstalt, Johann Pölt von der Realsch. in Innsbruck für die Realsch. in Dornbirn, Bogumil Remec vom II. Gymn. in Laibach für das Gymn. in Rudolfswerth, Ernst Schmidt von der Realsch. in Eger für diese Anstalt, Franz Skočdopole von der Realsch. in Pardubitz für das Gymn. in Wittingau, Leonhard Stöllinger von der Realsch. in Leitmeritz für die Realsch. in Elbogen, Dr. Rudolf Tereba vom Gymn. in Walachisch-Meseritsch für das Gymn. in Boskowitz, Dr. Karl Titz von der Realsch. in Pardubitz für die Realsch. in Kuttenberg, Dr. Markus Wolfram vom Mädchenlyzeum in Mähr.-Ostrau für das Gymn. in Sereth; *b)* die Supplenten: Josef Adámek vom Gymn. in Trebitsch für diese Anstalt, Dr. Franz Ahammer von der Realsch. in Linz für das Gymn. in Leoben, Danilo Freiherrn von Altenburger vom Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara für diese Anstalt, Johann Barták vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse) für das Gymn. in Pilgram, Franz Bartovský vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Franz Bayer, suppl. Religionslehrer am II. Gymn. in Graz, für diese Anstalt, Franz Beran vom Gymn. in Žižkow für das Gymn. in Reichenau, Johann Bernt von der Realsch. in Klagenfurt für die Realsch. in Triest, Bruno Josef Bischof vom Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Kaaden, Rudolf Brichta von der Realsch. in Teplitz-Schönau für die Realsch. in Warns-

dorf, Jakob Carić vom Gymn. mit serbo-kroat. Unterrichtssprache in Zara für diese Anstalt, Wenzel Chabr vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Gymn. in Časlau, Otto Dechant vom Gymn. in Freistadt für diese Anstalt, Philipp Decker vom I. Gymn. in Czernowitz für diese Anstalt, Alois Egger von der Realsch. in Innsbruck für diese Anstalt, Dr. Salomon Ehrenfeld vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Real- und Obergymn. in Gablonz, Dr. Josef Fahringer von der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Brüx, Johann Ferber von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für die Realsch. in Kladno, Wenzel Fikejs von der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna für das Gymn. in Taus, Dominik Filip von der Realsch. in Pardubitz für die Realsch. in Königgrätz, Dr. Julius Fuchs vom II. Gymn. in Graz für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Dr. Viktor Furlani von der Realsch. in Triest für das Gymn. in Nikolsburg, Dr. Max Glaß von der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Robert Anton Goldfinger, Probekandidaten am Maximilian-Gymn. in Wien, für das Gymn. in Brüx, Friedrich Goldreich von der Landes-Realsch. in Iglau für die Realsch. in Bielitz, Dr. Albert Gottlieb von der Realsch. in Troppau für die Realsch. in Elbogen, Dr. Franz Heilsberg von der Realsch. im XVII. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Plan, Eduard Herneck vom Gymn. in Brüx für diese Anstalt, Otto Hikl von der Realsch. in Eger für das Gymn. in Bielitz, Rudolf Hlawaty von der Realsch. in Triest für diese Anstalt, Dr. Franz Hnídek von der Realsch. in den Königlichen Weinbergen für das Real- und Obergymn. in Chrudim, Dr. Bohuslav Horák von der I. böhm. Realsch. in Pilsen für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache daselbst, Karl Hrdina vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Real- und Obergymn. in Kolin, Thomas Hrubý, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Königinhof, Michael Hynais von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn für das I. böhm. Gymn. daselbst, Dr. Andreas Ipavec vom Gymn. in Görz für diese Anstalt, Dr. Ägydius Jahn vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse) für das Gymn. in Walachisch-Meseritsch, Viktor Jahn von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für die Realsch. in Nachod, Johann Jankovský vom Gymn. in Přibram für das Gymn. in Trebitsch, Othmar Kandler vom Gymn. in Bielitz für das Gymn. in Friedek, Josef Kindermann von der I. deutschen Realsch. in Prag für diese Anstalt, Artur Klatscher von der Realsch. in Elbogen für die Realsch. in Eger, Ferdinand Knapp vom Karl Ludwig-Gymn. in Wien für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Dr. Udalrich Koštal von der Realsch. in Jungbunzlau für die Realsch. in Tabor, Leopold Koterba vom Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien für das Gymn. in Klagenfurt, Dr. Josef Kramer vom Gymn. in Wiener-Neustadt für das Gymn. in Kaaden, Franz Kříž von der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Knittelfeld, Ferdinand Georg Krombholz von der Realsch. in Teplitz-Schönau für diese Anstalt, Adolf Kroupa von der Realsch. in Tabor für diese Anstalt, Dr. Max Lambertz vom Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Pola, Ottokar Lehovec von der Realsch. in Nachod für diese Anstalt, Franz Linhart vom II. böhm. Gymn. in Brünn für die Realsch. in Neustadtl, Ludwig Lusner von der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Triest, Orestes Luția vom I. Gymn. in Czernowitz für diese Anstalt, Dr. Michael Marčetić vom Gymn. mit serbo-kroat. Unterrichtssprache in Zara für diese Anstalt, Josef Markus vom I. Gymn. in Czernowitz für das Gymn. in Sereth, Gottlieb Matas von der Komm.-Realsch. in Nimburg für die Realsch. in Jičin, Dr. Josef Mayr vom Gymn. in Inns-

bruck für das Gymn. in Ried, Dr. Friedrich Meingast von der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier für die Realsch. in Teschen, Dr. Kamillo Mell von der Realsch. in Salzburg für die Realsch. in Böhm.-Leipa, Alexander Michalek, Assistenten am Gymn. im XIX. Wiener Gemeindebezirke, für das Gymn. in Landskron, Wenzel Mottl von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn für die Realsch. in Arnau, Wilhelm Freiherrn von Münchhausen von der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Nikolsburg, Max Neufellner vom Gymn. in Leoben für das Gymn. in Nikolsburg, Dr. Johann Nußbaumer von der Realsch. in Eger für die Realsch. in Böhm.-Leipa, Dr. David Ernst Oppenheim vom Maximilian-Gymn. in Wien für das Gymn. in Nikolsburg, Dr. Ottokar Palán vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Real- und Obergymn. in Kolin, Viktorin Panhölzl vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für diese Anstalt, Alois Papla vom Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Bielitz, Franz Paulus von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal für die Realsch. in Přibram, Nikolaus Pavković vom Gymn. mit serbo-kroat. Unterrichtssprache in Zara für die Realsch. in Spalato, Dr. Otto Pfob von der Realsch. in Eger für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Karl Polesný, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Leitomischl, Karl Popelka von der Realsch. in Jungbunzlau für die Realsch. in Adlerkostelets, Friedrich Profeld von der Realsch. in Jičin für die Realsch. in Nachod, Karl Prokeš von der Realsch. in Pisek für die Realsch. in Königgrätz, Martin Rabadan vom Gymn. mit serbo-kroat. Unterrichtssprache in Zara für das Gymn. in Spalato, Wenzel Ringel vom Gymn. in Landskron für diese Anstalt, Karl Röll von der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Teplitz-Schönau, Dr. Erwin Rosenbach von der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke für die II. deutsche Realsch. in Prag, Dr. Rudolf Rothaug von der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Laibach, Johann Rotter vom Gymn. in Oberhollabrunn für das Gymn. in Pola, Anton Růžička von der Realsch. in Kladno für diese Anstalt, Dr. Josef Růžička vom Gymn. in Žižkow für die Realsch. in Přibram, Franz Schallawitz von der Realsch. in Eger für die Realsch. in Trautenau, Dr. Oskar Schramek vom Gymn. der Theresianischen Akademie in Wien für das Gymn. in Leoben, Eugen Schroth, Nebenlehrer für Zeichnen am akad. Gymn. in Wien, für die Realsch. in Bergreichenstein, Johann Schuster vom Real- und Obergymn. in Smichow für die Realsch. in Pardubitz, Dr. Vinzenz Seunig vom III. Gymn. in Graz für das Gymn. in Triest, Richard Sicha von der Landes-Realsch. in Groß-Meseritsch für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier, Hugo Sierek, Katecheten an der öffentl. Knaben-Volksschule Nr. I in Bielitz, für das Gymn. daselbst, Anton Škorpil vom Gymn. in Přibram für die Realsch. in Schüttenhofen, Veit Smolík von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für das Gymn. in Přibram, Emanuel Strejček vom Real- und Obergymn. in Smichow für das Gymn. in Taus, Anton Svatoš vom Gymn. in Žižkow für das Gymn. in Deutsch-Brod, Friedrich Trathnigg vom Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Wiener-Neustadt, Alois Tschanhenz von der Realsch. in Dornbirn für die Realsch. in Warnsdorf, Josef Tschinkel vom Gymn. in Leoben für diese Anstalt, Emil Till von der I. deutschen Realsch. in Prag für die II. deutsche Realsch. daselbst, Dr. Franz Tölg vom Maximilian-Gymn. in Saaz, Franz Vajda von der Realsch. in Laibach für das I. Gymn. daselbst, Wenzel Valcha vom Gymn. in Přibram für die Realsch. in Jičin, Franz Volín vom Gymn. in Walachisch-Meseritsch für das Gymn. in Boskowitz, Felix Vondruška vom Real- und Obergymn. in Kolin für die Realsch. in Rakonitz, Gustav Walda vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Pracha-

titz, Philipp Watznauer von der Realsch. in Teplitz-Schönau für diese Anstalt, Leo Wečera von der Realsch. in Bielitz für das Gymn. daselbst, Max Weinreb von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn für die Realsch. in Reichenberg, Dr. Max Wimmer vom Gymn. in Ober-Hollabrunn für diese Anstalt, Johann Winkler vom Elisabeth-Gymn. in Wien für das Gymn. in Cilli, Karl Wittmann vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Gymn. in Arnau, Karl Wittmann von der I. Realsch. in Graz für die Realsch. in Böhmisch-Leipa, Dr. Karl Witzelhuber vom Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Znaim, Dr. Josef Woldřich vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Gymn. in Pilgram, Natalis Zekan von der Realsch. in Spalato für das Gymn. in Ragusa, Nikolaus Žic vom Gymn. in Mitterburg für diese Anstalt. *B.* Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen: die Supplenten: Zacharias Bornstein von der Realsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Teschen, Dr. Josef Dinkhauser, Probekandidaten, für die Realsch. in Linz, Kamillo Eben vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für diese Anstalt, Dr. Rudolf Egger, Lehramtskandidaten, für das Gymn. in Pola, Leopold Eylardi von der Landes-Realsch. in Mähr.-Ostrau für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse), Anton Gatscha Lehramtskandidaten, für die Realsch. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Viktor Hevler von der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Wenzel Hromádka von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal für die Realsch. in Pardubitz, Dr. Artur Hruby vom Gymn. in Triest für diese Anstalt, Johann Iserle von der I. böhm. Realsch. in Pilsen für das Gymn. in Raudnitz, Julius Jarosch von der Realsch. in Teplitz-Schönau für die Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, Friedrich Keller von der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke für diese Anstalt, Dr. Ernst Königer von der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Jängerndorf, Alois Kreißl vom Gymn. in Mies für diese Anstalt, Jaroslav Kroupa von der Realsch. in Tabor für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Heinrich Lončar vom Maximilian-Gymn. in Wien für das Gymn. in Ober-Hollabrunn, Viktor Löwenthal, Lehramtskandidaten, für das II. Gymn. in Czernowitz, Dr. Ernst Mally vom II. Gymn. in Graz für das III. Gymn. daselbst, Leo Maxa von der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke, Josef Meuer vom Gymn. in Rumburg für diese Anstalt, Karl Michálek von der Realsch. in Tabor für das Real- und Obergymn. in Klattau, Josef Mikeš vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für diese Anstalt, Karl Nečas von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn für das Gymn. in Walachisch-Meseritsch, Dr. Adalbert Prážak von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Dr. Franz Puchtinger von der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke für diese Anstalt, Heinrich Quaresima von der Handelsakademie in Innsbruck für die Realsch. in Rovereto, Josef Rainer vom Privat-Untergymn. in Wilhering für das Gymn. in Mies, Dr. Max Samec von der Realsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke, Wenzel Schüller von der Realsch. in Žižkow für die I. böhm. Realsch. in Pilsen, Jaroslav Soukup von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für die Realsch. in Rakonitz, Wenzel Špaček vom Real- und Obergmn. in Chrudim für das Gymn. in Raudnitz, Dr. Josef Stalzer vom II. Gymn. in Graz für diese Anstalt, Břetislav Vyskočil vom Gymn. in Deutsch-Brod für diese Anstalt, Karl Wagner vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben), Dr. Adolf Watzke vom Gymn.

im XXI. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, Georg Widmer von der I. Realsch. in Graz für die Realsch. in Leitmeritz.

Auszeichnungen erhielten:

Den Orden der eisernen Krone III. Klasse der Landesschulinspektor in Brünn Eduard Kučera, der Direktor des Gymn. in Villach Regierungsrat Andreas Zeehe aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand und der Landesschulinspektor Dr. Viktor Langhans in Prag.

Den Titel und Charakter eines Hofrates der Direktor des Gymn. der Theresianischen Akademie Regierungsrat Karl Ziwsa.

Den Titel eines Regierungsrates: der Prof. an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke und Privatdozent an der Universität in Wien Dr. Leo Burgerstein, der mit der Leitung des Mädchenlyzeums des Frauenerwerb-Vereines in Wien betraute Prof. an der Realsch. in Salzburg Schulrat Johann Degn, der Direktor der I. Realsch. in Graz Dr. Anton Reibenschuh aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des II. deutschen Gymn. in Brünn Adolf Sponner aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz Chorherr des Prämonstratenserstiftes in Strahov Maximilian Vrzal aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn Wenzel Jeřábek aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke und Privatdozent an der Universität in Wien Dr. Wilhelm Jerusalem anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor der Realsch. in Marburg Gustav Knobloch, der Direktor des Gymn. in Beneschau P. Josef Kůrka, der Direktor der Realsch. in Jičín Wenzel Hátle, der Direktor des I. Gymn. in Laibach Andreas Senekovič anläßlich der von ihnen erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

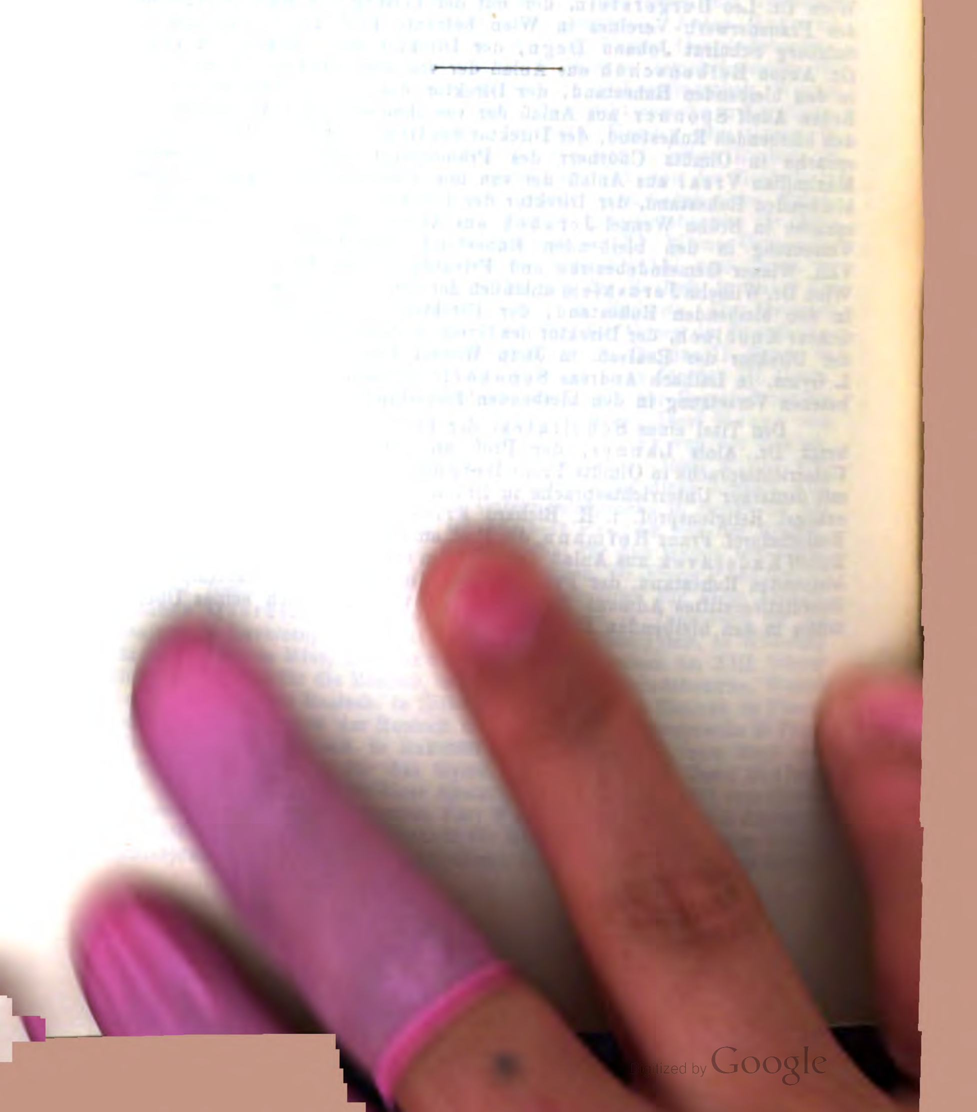
Den Titel eines Schulrates: der Prof. an der Realsch. in Innsbruck Dr. Alois Lanner, der Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz Franz Bergmann, der Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn Siegmund Oberländer, der evangel. Religionsprof. i. R. Richard Fritsche in Teschen, der pens. Realschulprof. Franz Hofmann, der Prof. am Gymn. in Mähr.-Weißkirchen Rudolf Kadeřávek aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. am Gymn. in Leoben und Kapitular des Benediktinerstiftes Admont Eginhard Matevžič anläßlich seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand.



Nekrologie.

Gestorben sind[1]): Dr. Anton Benedict, Gymnasialprof. (D lg) in Prag, 54 J. alt; Dr. Martin Decker, Realschulprof. (H) in Bielitz, 32 J. alt; Anton Richter, Religionsprof. in Wien, 58 J. alt; Leodegar Wenzel, Gymnasialprof. (M Nl) in Saaz, 63 J. alt; Josef Novak, Gymnasialdirektor (Ng m nl) in Časlau, 57 J. alt; Josef Zahradnik, Gymnasialdirektor (Ng m nl) in Ungar.-Hradisch, 54 J. alt; Richard Trampler, Realschuldirektor (H) in Wien, 61 J. alt; Gustav Hübner, Gymnasialprof. (LG) in Wien, 58 J. alt; Ignaz Pramer, Gymnasialprof. i. R. in Wien, 72 J. alt; P. Josef Kuhn, Religionsprof. in Prag, 43 J. alt; Otto Kurzwernhart, Gymnasialprof. (Ng m nl) in Freistadt, 54 J. alt; Dr. Ludwig Lauter, Gymnasialprof. (M Nl) in Iglau, 32 J. alt; Feodor Hoppe, Gymnasialprof. (LG) in Wien, 52 J. alt.

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Direktionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaktion gefälligst bekannt zu geben.



Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Neue Reste von Komödien Menanders.

Unsere Leser haben gewiß schon aus den Zeitungen die erfreuliche Kunde vernommen, daß durch den Spürsinn und die Geschicklichkeit eines französischen Gelehrten, M. Gust. Lefebvre, *inspecteur en chef du service des antiquités de l'Egypte,* die griechische Literatur eine wichtige Bereicherung erfahren hat. Es gelang ihm in dem ägyptischen Dorfe Kôm Ischkau, das auf der Stelle des antiken Aphroditopolis, sechs bis sieben Kilometer westlich von der Bahnstation Tema (Mudirieh Girgeh, Markaz Tachta) liegt, ein römisches Haus bloßzulegen, in dem sich neben vielen anderen Handschriften umfängliche Reste einer dem II. Jahrhundert n. Chr. angehörigen Menanderhandschrift fanden. Die Reste verteilen sich auf vier Komödien, von denen zwei, die *Περικειρομένη* und die *'Επιτρέποντες*, zu den berühmtesten des attischen Komikers gehören. Die beiden anderen hat der Herausgeber mit großer Wahrscheinlichkeit als *῞Ηρως* und *Σαμία* bestimmt. Die Gesamtzahl der erhaltenen oder herstellbaren Verse beträgt über 1300. Die soeben im Verlage des *Institut français d'archéologie orientale* zu Kairo erschienene Ausgabe enthält außer dem Fundbericht und dem in Abschrift und Umschrift gegebenen griechischen Text eine französische Übersetzung der Reste sowie kritische und erklärende Anmerkungen. Um die Lesung und Ergänzung des im ganzen gut erhaltenen Textes hat sich außer dem Entdecker, M. Lefebvre, selbst besonders Prof. M. Croiset in Paris verdient gemacht. Diesen Gelehrten und M. Maspero, der die Mittel für die Ausgrabung rechtzeitig zur Verfügung stellte, ist die ganze philologische Welt zu wärmstem Danke verpflichtet, namentlich auch dafür, daß die Reste so schnell der allgemeinen Benutzung und Bearbeitung zugänglich gemacht wurden.

Auch ich glaube den Lesern dieser Zeitschrift einen Gefallen zu tun, wenn ich so schnell als möglich wenigstens einen Teil

des Fundes, die Reste der Ἐπιτρέποντες, zu ihrer Kenntnis bringe. Natürlich tritt diese Veröffentlichung nicht mit dem Anspruche auf, eine neue Ausgabe vorzustellen; sie will nur den Lesern dieser Zeitschrift einen lesbaren Text, ohne kritischen Apparat, zuführen, damit sie sich an dem Dichter erfreuen und von der Bedeutung des Fundes eine Vorstellung gewinnen können. Um die Lesbarkeit des Textes zu erhöhen, habe ich ergänzte Buchstaben nur dann eingeklammert ⟨ ⟩, wenn die Ergänzung nicht als eine ganz selbstverständliche und zweifellose erschien. Die Ergänzungen rühren, wo nicht in den Anmerkungen das Gegenteil bemerkt wird, von M. Lefebvre und M. Croiset her. Ich gebe M. Lefebvres Text und habe meinerseits nur einige kleine Änderungen angebracht, über deren Gründe die hinter dem Text folgenden Anmerkungen Auskunft geben. Unter dem Text sind die wenigen Fälle vermerkt, wo überlieferte Buchstaben sei es von dem französischen Herausgeber, sei es von mir geändert sind.

Über die Fabel des Stückes sei hier nur folgendes vorausgeschickt: Pamphile, die Tochter des reichen, aber geizigen Smikrines, ist beim Tauropolienfeste von dem jungen Charisios vergewaltigt worden. Einige Monate später heiraten sich Charisios und Pamphile, ohne einander als Beteiligte jenes Abenteuers beim Tauropolienfeste zu erkennen. Fünf Monate nach der Hochzeit gebiert Pamphile, während Charisios abwesend ist, einen Knaben, den sie aussetzt und dem sie neben anderen Schmuckstücken einen Ring beigibt, den sie beim Tauropolienfeste von ihrem Verführer erhalten hatte. Als Charisios nach seiner Rückkehr durch seinen Haussklaven Onesimos von der Niederkunft seiner Frau erfährt, scheidet er sich zwar nicht von ihr, ergibt sich aber, um seinen Schmerz über die vermeintliche Treulosigkeit der geliebten Gattin zu übertäuben, einem ausschweifenden Leben mit lockeren Zechbrüdern und der Harfenistin Habrotonon, die er in sein Haus aufnimmt. Inzwischen kommt das ausgesetzte Kind der Pamphile, von einem Hirten Daos aufgefunden, samt seinen Erkennungszeichen und dem Ring in die Hände des Köhlers Syriskos, bei dem Onesimos den Ring findet und als Eigentum seines Herrn konfisziert. Onesimos trägt aber Bedenken, den Ring seinem Herrn auszuliefern und übergibt ihn der Habrotonon, die bei jenem Tauropolienfeste zugegen gewesen war und nun mittels des Ringes sich als die damals Verführte und als die Mutter des aufgefundenen Kindes dem Charisios gegenüber auszugeben weiß. Sie tut dies nur, um für sich die Freiheit zu erlangen, dann aber die wahre Mutter des Kindes aufzusuchen. Als Charisios, der Habrotonon Glauben schenkend, sich als Vater eines unehelichen Kindes ansieht, kommt Smikrines, der durch Syriskos von den Vorgängen im Hause seines Schwiegersohnes gehört hat, um Pamphile zur Rückkehr ins Elternhaus zu bewegen und dadurch die Mitgift zurückzuerhalten. Seine Unterredung mit Pamphile, die seine Anträge zurückweist und

ihrem Manne treu bleiben will, wird von Charisios belauscht. Beschämt durch ihre Treue bereut er sein schroffes Verhalten gegen sie. Durch Habrotonon, die inzwischen in Pamphile das beim Tauropolienfeste verführte Mädchen wieder erkannt hat, wird die Erkennung und Versöhnung unter den Ehegatten herbeigeführt. Smikrines, der zum zweiten Mal anpocht, um Tochter und Mitgift zurückzuholen, findet sie bereits versöhnt und muß von seinem Vorhaben abstehen.

Μενάνδρου Ἐπιτρέποντες.

Erstes Fragment.

(*Δᾶος*) *Φεύγεις τὸ δίκαιον.* (*Συρίσκος*) *Συκοφαντεῖς, δυστυχής.*
(*Δᾶος*) *Οὐ δεῖ σ' ἔχειν τὰ μή σ'.* (*Συρίσκος*) *Ἐπιτρεπτέον τινὶ*
ἐστι περὶ τούτων. (*Δᾶος*) *Βούλομαι· κρινώμεθα.*
(*Συρ.*) *Τίς οὖν;* (*Δᾶος*) *Ἐμοὶ μὲν πᾶς ἱκανός· δίκαια δὲ*
5 *πάσχω· τί γάρ σοι μετεδίδουν;* (*Συρ.*) *Τοῦτον λαβεῖν*
βούλει κριτήν; (*Δᾶος*) *Ἀγαθῇ τύχῃ.* (*Συρ.*) *Πρὸς τῶν θεῶν,*
βέλτιστε, μικρὸν ἂν σχολάσαις ἡμῖν χρόνον;
(*Σμικρ.*) *Ὑμῖν; περὶ τίνος;* (*Συρ.*) *Ἀντιλέγομεν πρᾶγμά τι.*
(*Σμικρ.*) *Τί οὖν ἐμοὶ μέλει;* (*Συρ.*) *Κριτὴν τούτου τινὰ*
10 *ζητοῦμεν ἴσον· εἰ δέ σε μηδὲν κωλύει,*
διάλυσον ἡμᾶς. (*Σμικρ.*) *Ὦ κάκιστ' ἀπολούμενοι,*
δίκας λέγοντες περιπατεῖτε, διφθέρας
ἔχοντες; (*Συρ.*) *Ἀλλ' ὅμως — τὸ πρᾶγμ' ἐστὶ⟨ν⟩ βραχὺ*
καὶ ῥᾴδιον μαθεῖν — πάτερ, δὸς τὴν χάριν·
15 *μὴ καταφρον⟨ήσῃ⟩ς, πρὸς θεῶν. Ἐν παντὶ δεῖ*
καιρῷ τὸ δίκαιον ἐπικρατεῖν ἁπανταχοῦ
καὶ τὸν παρατυγχάνοντα τούτου τοῦ μέρους
ἔχειν πρόνοιαν· κοινόν ἐστι τῷ βίῳ
πάντων. (*Δᾶος*) *Μετρίῳ γε συμπέπλεγμαι ῥήτορι.*
20 *Τί γὰρ μετεδίδουν;* (*Σμικρ.*) *Ἐμμενεῖτ' οὖν, εἰπέ μοι,*
οἷς ἂν δικάσω; (*Συρ.*) *Πάντως.* (*Σμικρ.*) *Ἀκούσομαι· τί γὰρ*
τὸ κωλύον με; Σὺ πρότερος ὁ σιωπῶν λέγε.
(*Δᾶος*) *Μικρόν γ' ἄνωθεν, οὐ τὰ πρὸς τοῦτον μόνον*
πραχθένθ' [1]*, ἵν' ᾖ σοι καὶ σαφῆ τὰ πράγματα.*
25 *Ἐν τῷ δάσει τῷ πλησίον τῶν χωρίων*
τούτων ἐποίμαινον, τριακοστὴν ἴσως,
βέλτιστε, ταύτην ἡμέραν, αὐτὸς μόνος,
κἀκκείμενον παιδάριον εὗρον νήπιον
ἔχον δέραια καὶ τοιουτονί τινα
30 *⟨κό⟩σμον.* (*Συρ.*) *Περὶ τούτων ἐστίν.* (*Δᾶος*) *Οὐκ ἐᾷ λέγειν.*

[1]) *πραχθέντ'* pap.

(*Σμικρ.*) *⟨Ἐὰ⟩ν λαλῇς μεταξύ, τῇ βακτηρίᾳ*
⟨κα⟩θίξομαί σου. (*Δᾶος*) *Καὶ δικαίως.* (*Σμικρ.*) *Λέγε.*
(*Δᾶος*) *Λέγω.*
⟨Ἀν⟩ειλόμην, ἀπῆλθον οἴκαδ' αὔτ' ἔχων·
⟨τρ⟩έφειν ἔμελλον· ταῦτ' ἔδοξέ μοι τότε.
35 *Ἐν νυκτὶ βουλὴν δ' (ὅπερ ἅπασι γίγνεται)*
διδοὺς ἐμαυτῷ, διελογιζόμην· „ἐμοὶ
τί παιδοτροφίας καὶ κακῶν; πόθεν δ' ἐγὼ
τοσαῦτ' ἀναλώσω; τί φροντίδων ἐμοί;"
Τοιουτοσί τις ἦν. Ἐποίμαινον πάλιν
40 *ἕωθεν· ἦλθεν οὗτος (ἐστὶ δ' ἀνθρακεύς)*
εἰς τὸν τόπον τὸν αὐτὸν ἐκπρίσων[1]*) ἐκεῖ*
στελέχη· πρότερον δέ μοι συνήθης ἐγεγόνει,
ἐλαλοῦμεν ἀλλήλοις· σκυθρωπὸν ὄντα με
ἰδών· „τί σύννους, φησί, Δᾶος;" „τί γάρ" ἐγώ,
45 *περίεργός εἰμι," καὶ τὸ πρᾶγμ' αὐτῷ λέγω,*
ὡς εὗρον, ὡς ἀνειλόμην. Ὁ δὲ τότε μὲν
εὐθύς, πρὶν εἰπεῖν πάντ', ἐδεῖθ'[2]*) „οὕτω τί σοι*
ἀγαθὸν γένοιτο, Δᾶε" πα⟨ρ'⟩ ἕκαστον λέγων
„ἐμοὶ τὸ παιδίον δός· οὕτως εὐτυχής,
50 *οὕτως ἐλεύθερος· γυναῖκα" φησί „γὰρ*
ἔχω, τεκούσῃ δ' ἀπέθανεν τὸ παιδίον"
ταύτην λέγων, ἣ νῦν ⟨ἔχ⟩ει τὸ παιδίον.
(*Σμικρ.*) *Ἐδέου, Σύρισκ';* ⟨(*Συρ.*) *Οὕτως.*⟩ (*Δᾶος*) *Ὅλην τὴν*
ἡμέραν
κατέτριψε· λιπαροῦντι καὶ πείθοντί με
55 *ὑπεσχόμην· ἔδωκ'· ἀπῆλθεν, μυρία*
εὐχόμενος ἀγαθά· λαμβάνων μου κατεφίλει
τὰς χεῖρας. (*Συμικρ.*) *Ἐπόεις ταῦτ';* (*Συρ.*) *Ἐπόουν.*
(*Δᾶος*) *Ἀπηλλάγη.*
Μετὰ τῆς γυναικὸς περιτυχών μοι νῦν ἄφνω
τὰ τότε συνεκτεθέντα τούτῳ (μικρὰ δὲ
60 *ἦν ταῦτα καὶ λῆρός τις, οὐθέν) ἀξιοῖ*
ἀπολαμβάνειν· καὶ δεινὰ πάσχειν φήσ' ὅτι
οὐκ ἀποδίδωμ', αὐτὸς δ' ἔχειν ταῦτ' ἀξιῶ.
Ἐγὼ δέ γ' αὐτόν φημι δεῖν ἔχειν χάριν
οὗ μετέλαβεν δεόμενος· εἰ μὴ πάντα δὲ
65 *τούτῳ δίδωμ', οὐκ ἐξετασθῆναί με δεῖ.*
Εἰ καὶ βαδίζων εὗρεν ἅμ' ἐμοὶ ταῦτα καὶ
ἦν κοινὸς Ἑρμῆς, τὸ μὲν ἂν οὗτος ἐλά⟨μβανεν⟩,
τὸ δ' ἐγώ· μόνου δ' εὑρόντος οὐ παρών⟨γε σὺ⟩
ἅπαντ' ἔχειν οἴει σε δεῖν, ἐμὲ δ' οὐδὲ ἕν;
70 *Τὸ πέρας· δέδωκά σοί τι τῶν ἐμῶν ἑ⟨κών·⟩*
εἰ τοῦτ' ἀρεστόν ἐστί σοι, καὶ νῦν ἔχε·

---

[1]) *ἐκπρίσσων* pap.
[2]) *ἐδεῖτ'* pap.

εἰ δ' οὐκ ἀρέσκει, μετανοεῖς δ', ἀπόδος πά⟨λιν⟩
καὶ μηδὲν ἀδίκει μηδ' ἐλαττοῦ· πάντα δὲ
τὰ μὲν παρ' ἑκόντος, τὰ δὲ κατισχύσαντά με
75 οὐ δεῖ σ' ἔχειν. Εἴρηκα τόν γ' ἐμὸν λόγον.
(Σμικρ.) Εἴρηκεν· οὐκ ἤκουσας, εἴρηκεν. (Συρ.) Καλῶς.
Οὐκοῦν ἐγὼ μετὰ ταῦτα. Μόνος εὗρ' οὑτοσί
τὸ παιδίον καὶ πάντα ταῦθ' ἃ νῦν λέγει,
ὀρθῶς λέγει καὶ γέγονεν οὕτως, ὦ πάτερ·
80 οὐκ ἀντιλέγω· δεόμενος ἱκετεύων ἐγὼ
ἔλαβον παρ' αὐτοῦ τοῦτ'· ἀληθῆ γὰρ λέγει.
Ποιμήν τις ἐξήγγειλέ μοι, πρὸς ὃν οὑτοσὶ
ἐλάλησε, τῶν τούτῳ συνεργῶν, ἅμα τινὰ
κόσμον συνευρεῖν αὐτόν· ἐπὶ τοῦτον, πάτερ,
85 αὐτὸς πάρεστιν οὑτοσί· τὸ ⟨πα⟩ιδ⟨άρι⟩ον
δός μοι, γύναι· τὰ δέραια καὶ γνωρίσματα
οὗτός σ' ἀπαιτεῖ, Δᾶ· ἑαυτῷ φησι γὰρ
ταῦτ' ἐπιτεθῆναι κόσμον, οὐ σοὶ διατροφήν·
κἀγὼ συναπαιτῶ κύριος γεγενημένος
90 τούτου· σὺ δ' ἐπόησάς με δούς. Νῦν γνωστέον,
βέλτιστέ, σοι ταῦτ' ἐστίν, ὡς ἐμοὶ δοκεῖ,
τὰ χρυσί' ἢ ταῦθ' ἅ τί ποτ' ἐστὶ πότερα δεῖ
κατὰ τὴν δόσιν τῆς μητρός, ἥτις ἦν ποτε,
τῷ παιδίῳ τηρεῖσθ' ἕως ἂν ἐκτραφῇ
95 ἢ τὸν λελωποδυτηκότ' αὐτὸν ταῦτ' ἔχειν,
εἰ πρῶτος εὗρε, τἀλλότρια. Τί οὖν τότε,
ὅτ' ἐλάμβανον τοῦτ', οὐκ ἀπῄτουν ταῦτά σε;
Οὔπω παρ' ἐμοὶ τοῦτ' ἦν. Ὑπὲρ τούτου λέγων
ἥκω δὲ καὶ νῦν, οὐκ[1]) ἐμαυτοῦ — οὐδὲ ἓν
100 ἴδιον ἀπαιτῶν. „Κοινὸς Ἑρμῆς;" μηδὲ ἓν
⟨εὕ⟩ρισχ' ὅπου πρόσεστι σῶμ' ἀδικούμενον·
οὐχ εὕρεσις τοῦτ' ἔστιν, ἀλλ' ἀφαίρεσις.
⟨Βλέ⟩ψον δὲ κἀκεῖ, πάτερ· ἴσως ἔσθ' οὑτοσὶ
⟨τὸ γένο⟩ς[2]) ὑπὲρ ἡμᾶς καὶ τραφεὶς ἐν ἐργάταις
105 ⟨ὑπ⟩ερόψεται ταῦτ'· εἰς δὲ τὴν αὑτοῦ φύσιν
⟨ῥυεὶ⟩ς ἐλεύθερόν τι τολμήσει ποεῖν,
⟨θη⟩ρᾶν λέοντας, ὅπλα βαστάζειν, τρέχειν.
⟨Ἐν ἀ⟩γῶσι τεθέασαι τραγῳδούς, οἶδ' ὅτι,
⟨ὧ⟩ν ταῦτα κατέχεις πάντα, Νηλέα τινὰ
110 Πελίαν τ'· ἐκείνους εὗρε πρεσβύτης ἀνὴρ
αἰπόλος, ἔχων οἵαν ἐγὼ νῦν διφθέραν·
ὡς δ' ᾔσθετ' αὐ⟨το⟩ὺς ὄντας αὑτοῦ κρείττονας,
λέγει τὸ πρᾶγμ', ὡς εὗρεν, ὡς ἀνείλετο·
ἔδωκε δ' αὐτοῖς πηρίδιον γνωρισμάτων,
115 ἐξ οὗ μαθόντες πάντα τὰ καθ' αὑτοὺς[3]) σαφῶς

---

[1]) οὐχ pap. [2]) ....ης pap.
[3]) κατ' αὐτοὺς pap.

ἐγένοντο βασιλεῖς οἱ τότ' ὄντες αἰπόλοι.
Εἰ δέ γε[1]) λαβὼν ἐκεῖνα Δᾶος ἀπέδοτο
αὐτῷ, ἵνα κερδάνειε δραχμὰς δώδεκα,
ἀγνῶτες ἂν τὸν πάντα διετέλουν χρόνον
120 οἱ τηλικοῦτοι καὶ τοιοῦτοι τῷ γένει.
Οὐ δὴ καλῶ⟨ς ἔχ⟩ει ⟨τὸ⟩ μὲν σῶμ' ἐκτρέφειν
ἐμὲ τοῦτο, ⟨τὴ⟩ν ⟨δὲ τ⟩οῦδε τῆς σωτηρίας
ἐλπίδα λαβόντα Δᾶον ἀφανίσαι, πάτερ.
Γαμῶν ἀδελφήν τις διὰ γνωρίσματα
125 ἐπέσχε· μητέρ' ἐντυχὼν ἐρρύσατο·
ἔσωσ' ἀδελφόν. Ὄντ' ἐπισφαλῆ φύσει
τὸν βίον ἁπάντων τῇ προνοίᾳ δεῖ, πάτερ,
τηρεῖν, πρὸ πολλοῦ ταῦθ' ὁρῶντ' ἐξ ὧν ἔνι.
„Ἀλλ' ἀπόδος εἰ μή", φησίν, „ἀρέσκει·" τοῦτο γὰρ
130 ἰσχυρὸν οἴεταί τι πρὸς τὸ πρᾶγμ' ἔχειν.
Οὐκ ἔστι δίκαιον· εἴ τι τῶν τούτου σε δεῖ
ἀποδιδόναι, καὶ τοῦτό προσζητεῖς λαβεῖν,
ἵν' ἀσφαλέστερον πονηρεύσῃ πάλιν,
εἰ νῦν τι τῶν τούτου σέσωκεν ἡ τύχη.
135 Εἴρηκα· κρῖνον ὅ τι δίκαιον νενόμικας.
(Σμικρ.) Ἀλλ' εὔκριτ' ἐστί· πάντα τὰ συνεκκείμενα
τοῦ παιδίου 'στί· τοῦτο γινώσκω. (Δᾶος) Καλῶς·
τὸ παιδίον δ'; (Σμικρ.) Οὐ γνώσομ' εἶναι μὰ Δί⟨α σοῦ⟩
τοῦ νῦν ἀδικοῦντος, τοῦ βοηθοῦντος ⟨δὲ καὶ⟩
140 ἐπεξιόντος τἀδικεῖν μέλλοντί σοι.
(Συρ.) Πόλλ' ἀγαθά σοι γένοιτο. (Δᾶος) Δεινή γ' ἡ ⟨κρίσις⟩,
νὴ τὸν Δία τὸν σωτῆρ'· ἅπανθ' εὑρὼν ⟨μόνος⟩
ἅπαντα περιέσπασμ', ὁ δ' οὐχ εὑρὼν ἀ⟨ρεῖ⟩.
Οὐκοῦν ἀποδιδῶ; (Σμικρ.) Φημί. (Δᾶος) Δεινή γ' ἡ κρ⟨ίσις⟩
145 ἢ μηθὲν ἀγαθόν μοι γένοιτο. (Σμικρ.) Φέρε τ⟨οδί⟩.
(Δᾶος) Ὦ Ἡράκλεις, ἃ πέπονθα. (Σμικρ.) Τὴν πήραν ⟨ἄνες⟩[2])
καὶ δεῖξον· ἐν ταύτῃ περιφέρεις γάρ. (Δᾶος) Βρ⟨αχὺ⟩
πρόσμεινον, ἱκετεύω σ', ἵν' ἀποδῶ. Τί γὰρ ἐγὼ
ἐπέτρεψα τούτῳ; (Σμικρ.) Δός ποτ', ἐργαστήριον.
150 (Δᾶος) ⟨Αἰσ⟩χρά γ' ἃ πέπονθα. (Συρ.) Πάντ' ἔχεις.
(Σμικρ.) Οἶμαί γε δή,
⟨εἰ⟩ μή τι καταπέπωκε τὴν δίκην ἐμοῦ
λέγοντος, ὡς ἡλίσκετ'· (Συρ.) Οὐκ ἂν ᾠόμην.
Ἀλλ' εὐτύχει, βέλτιστε· τοιού⟨τους⟩ ἔδ⟨ει⟩
θᾶττ⟨ον⟩ δικάζειν πάντας. (Δᾶος) ⟨Ἀδί⟩κ⟨ου πράγμ⟩ατος,
155 ὦ Ἡράκλεις, οὐ γέγονε· δειν⟨ή γ' ἡ κρίσις⟩.
(Συρ.) Πονηρὸς ἦσθας. (Δᾶος) Ὦ πονήρ', ⟨ὅπως σ⟩ὺ νῦν

---

[1]) κε pap.
[2]) πήραν λ... pap.

τούτῳ φυλάξεις αὐθ' [1]), ⟨ἕως ἂν ἐκτραφῇ,⟩
εὖ ἴσθι, τηρήσω σε π⟨άν⟩τα ⟨τὸν χρό⟩νον.
(Συρ.) Οἴμωζε καὶ βάδιζε. Σὺ δὲ ταυτί, γυνή,
160 λαβοῦσα πρὸς τὸν τρόφιμον ἐνθάδ' εἰσφέρε
Χαιρέστρατον· νῦν γὰρ μενοῦμεν ἐνθάδε,
εἰς αὔριον δ' ἐπ' ἔργον ἐξορμήσομεν
τὴν ἀποφορὰν ἀποδόντες. Ἀλλὰ ταῦτά μοι
πρῶτ' ἀπαρίθμησαι καθέν· ἔχεις κοιτίδα τινά;
165 βάλλ' εἰς τὸ προκόλπιον. — (Ονήσιμος) Μάγειρον βραδύτερον
οὐδεὶς ἑόρακε· τηνικαῦτ' ἐχθὲς πάλαι
ἔπινον. (Συρ.) Οὑτοσὶ μὲν εἶναι φαίνεται
ἀλεκτρυών τις καὶ μάλα στριφνός· λαβέ·
τουτὶ δὲ διάλιθόν τι· πέλεκυς οὑτοσί.
(Ὀνησ.) Τί ταῦθ'; (Συρ.) Ὑπόχρυσος δακτύλιός τις οὑτοσί, 170
αὐτὸς σιδηροῦς· γλύμμα ταῦρος ἢ τράγος·
οὐκ ἂν διαγνοίην· Κλεόστρατος δέ τίς
⟨ἐστι⟩ν ὁ ποιήσας, ὡς λέγει τὰ γράμματα.
(Ὀνησ.) . . . . δεῖξον. (Συρ.) Ἦν· σὺ δ' εἶ τίς; (Ὀνησ.) ⟨Α⟩ὐτός ἐστι. (Συρ.) Τίς;
(Ὀνησ.) Ὁ δακτύλιος. (Συρ.) Ὁποῖος; οὐ γὰρ μανθάνω. 175
(Ὀνησ.) ⟨Τοῦ⟩ δεσπότου τοὐμοῦ Χαρισίου. (Συρ.) Χολᾷς.
(Ὀνησ.) ⟨Ὃν ἀ⟩πώλεσεν. (Συρ.) Τὸν δακτύλιον θές, ἄθλιε.
(Ὀνησ.) ⟨Τὸν⟩ ἡ⟨μέτ⟩ερόν σοι θῶ; πόθεν δ' αὐτὸν λαβὼν
⟨ἔχεις;⟩ (Συρ.) Ἄπολλον καὶ θεοί, δεινοῦ κακοῦ·
⟨οἷον ἀ⟩ποσῶσαι χρήματ' ἐστὶν ὀρφανοῦ. 180
⟨Ἄλ⟩λος ὁ προσελθών· εὐθὺς ἁρπάζειν βλέπει.
⟨Τὸν δα⟩κτύλιον θές, φημί. (Ὀνησ.) Προσπαίζεις ἐμοί;
τοῦ δεσπότου 'στι, νὴ τὸν Ἀπόλλω καὶ θεούς.
(Συρ.) Ἀποσφαγείην πρότερον ἂν δήπουθεν ἢ
τούτῳ τι ⟨κα⟩θυφείμην· ἄραρε, δικάσομαι 185
ἅπασι καθέν⟨α⟩· π⟨αι⟩δίου 'στιν, οὐκ ἐμά.
Στρεπτόν τι τουτί (λαβέ συ), πορφυρᾶ πτέρυξ·
εἴσω δὲ πάρ⟨αγ⟩ε. ⟨Σὺ⟩ δέ τί μοι λέγεις; (Ὀνησ.) Ἐγώ.
Χαρισίου 'στιν οὑτοσί· τοῦτόν ποτε
190 με⟨θύων ἀπώλ⟩εσ', ὡς ἔφη. (Συρ.) Χαιρεστράτου
εἰμ' οἰκέτης· ἢ σῷζε τοῦτον ἀσφαλῶς
ἢ 'μοὶ δ⟨ὸς αὐτὸ⟩ν ἵ⟨να⟩ παρέχω σῶν. (Ὀνησ.) Βούλομαι
αὐτὸς ⟨φυλάττειν⟩. (Συρ.) Οὐδὲ ἕν μοι διαφέρει·
εἰς ταὐτὸ γὰρ παράγομεν, ὡς ἐμοὶ δοκεῖ,
195 δεῦρ' ἀμφότεροι. (Ὀνησ.) Νυνὶ μὲν οὖν συνάγουσι καὶ
οὐκ ἔστιν εὔκαιρον τὸ μηνύειν ἴσως
αὐτῷ περὶ τούτων· αὔριον δέ. (Συρ.) Καταμενῶ
αὔριον. Ὅτῳ βούλεσθ' ἐπιτρέπειν ἑνὶ λόγῳ
ἕτοιμος· οὐδὲ νῦν κακῶς ἀπήλλαχα·

---

[1]) αὐτ pap.

200 *πάντων δ' ἀμελήσανθ', ὡς ἔοικεν, δεῖ δίκας*
μελετᾶν· διὰ τουτὶ πάντα νυνὶ σῴζεται.

ΧΟΡΟΥ (= Aktschluß)

(*Ὀνήσ.*) *Τὸν δακτύλιον ὥρμηκα πλεῖν ἢ πεντάκις*
τῷ δεσπότῃ δεῖξαι προσελθών· καὶ σφόδρα
ὢν ἐγγὺς ἤ⟨δη⟩ καὶ πρὸς αὐτῷ παντελῶς
205 *ἀναδύομαι. Καὶ τῶν πρότερόν μοι μεταμέλει*
μηνυμάτων· λέγει γὰρ ἐπιεικῶς πυκνά·
„ὡς τὸν φράσαντα ταῦτά μοι κακὸν κακ⟨ῶς⟩
ὁ Ζεὺς ἀπολέσαι·“ μή 'μὲ δὴ[1]*), διαλλαγ⟨εὶς⟩*
πρὸς τὴν γυναῖκα, τὸν φράσαντα ταῦ⟨τα καὶ⟩
210 *συνειδότ' ἀφανίσῃ λαβών. Καλῶς ⟨νοῶ·⟩*
ἕτερόν τι πρὸς τούτοις κυκᾶν ⟨δόξω· πάλιν⟩
κἀνταῦθα κακὸν ἔνεστιν ἐπιεικῶς ⟨πολύ.⟩
(*Ἁβρότ.*)*Ἔα γέ μ', ἱκετεύω σε, καὶ μή μοι κακὰ*
παρέχετ'. Ἐμαυτήν, ὡς ἔοικεν, ἀθλ⟨ίως⟩
215 *λέληθα χλευάζουσ'· ⟨ἐ⟩ρᾶσ⟨θαι γὰρ ἐδόκουν·⟩*
θεῖον δὲ μισεῖ μῖσος ἄνθρωπός μέ τι· **Zweites Fragm.**
οὐκέτι μ' ἐᾷ γὰρ οὐδὲ κατακεῖσθαι, τάλαν, **bei Lefebvre.**
παρ' αὐτόν, ἀλλὰ χωρίς. (*Ὀνησ.*) *Ἀλλ' ἀποδῶ πάλιν*
παρ' οὗ παρέλαβον ἀρτίως; *ἄτοπον.* (*Ἁβροτ.*) *Τάλας*
220 *οὗτος· τί τοσοῦτον ἀργύριον ἀπολλύει;*
ἐπεὶ τό γ' ἐπὶ τούτῳ τὸ τῆς θεοῦ φέρειν
κανοῦν ἔμοιγ' οἷόν τε νῦν ἔστ', ὦ τάλαν·
ἁγνὴ γάμων γάρ, φασίν, ἡμ⟨έραν τρίτ⟩ην
ἤδη κάθημαι. (*Ὀνησ.*) *Πῶς ἂν οὖν, πρὸς τῶν θεῶν,*
225 *πῶς ἄν, ἱκετεύω;* (*Συρ.*) *Ποῦ 'στ⟨ιν, ὃν ζη⟩τῶν ἐγὼ*
περιέρχομ'. Οὗτος· ἔνδον. ⟨Ἧ θές⟩, ὠγαθέ,
τὸν δακτύλιον ἢ δεῖξον, ᾧ μέλλεις, ποτέ.
Κρινώμεθ'· ἐλθεῖν δεῖ μέ ποι. (*Ὀνησ.*) *Τοιουτονὶ*
ἐστὶν τὸ πρᾶγμ', ἄνθρωπε· τοῦ μὲν δεσπότου
230 *ἔστ', οἶδ' ἀκριβῶς, οὑτοσὶ Χαρισίου·*
ὀκνῶ δὲ δεῖξαι· πατέρα γὰρ τοῦ παιδίου
αὐτὸν ποῶ σχεδόν τι, τοῦτον προσφέρων,
μεθ' οὗ συνεξέκειτο. (*Συρ.*) *Πῶς, ἀβέλτερε;*
(*Ὀνησ.*) *Ταυροπολίοις ἀπώλεσεν τοῦτόν ποτε,*
235 *παννυχίδος οὔσης καὶ γυναικῶν· κατὰ λόγον*
ἐστὶν βιασμὸν τοῦτον εἶναι παρθένου·
ἡ δ' ἔτεκε τοῦτο κἀξέθηκε δηλαδή.
Εἰ μέν τις οὖν εὑρὼν ἐκείνην προσφέροι
τοῦτον, σαφὲς ἀνεδείκνυ⟨τ'⟩ ἄν[2]*) τι τεκμήριον·*
240 *νυνὶ δ' ὑπόνοιαν καὶ ταραχὴν ἔχει.* (*Συρ.*) *Σκόπει*
αὐτὸς περὶ τούτων· εἰ δ' ἀνασείεις, ἀπολαβεῖν

---

[1]) *ΔΗ* pap.
[2]) *ανδειχνυ..αν* pap.

τὸν δακτύλιόν με βουλόμενος δοῦναί τέ σοι
⟨μι⟩κρόν τι, ληρεῖς· οὐκ ἔνεστιν οὐδὲ εἷς
⟨πα⟩ρ' ἐμοὶ μερισμός. (Ὀνησ.) Οὐδὲ δέομαι ταὐτά⟨σου⟩.
(Συρ.) ⟨Εἴσιν⟩ διαδραμών (εἰς πόλιν γὰρ ἔρχομαι) 245
⟨ἄλλος⟩ περὶ τούτων εἰσόμενος, τί δεῖ ποεῖν. —
(Ἁβρότ.) Τὸ παιδάριον, ὃ νῦν τιθηνεῖθ' ἡ γυνή,
Ὀνήσιμ', ἔνδον, οὗτος εὗρεν ἀνθρακεύς;
(Ὀνησ.) ⟨Ναί⟩, φησίν. (Ἁβροτ.) Ὡς κομψόν, τάλαν. (Ὀνησ.) Καὶ τουτονὶ
τὸν δακτύλιον ἐπόντα τοὐμοῦ δεσπότου. 250
(Ἁβρότ.) Αἶ· δύσμορ', εἶτ' εἰ τρόφιμος ὄντως ἐστί σου,
τρεφόμενον ὄψει τοῦτον ἐν δούλου μέρει·
κοὐκ ἂν δικαίως ἀποθάνοις; (Ὀνησ.) Ὅπερ λέγω,
τὴν μητέρ' οὐδεὶς οἶδεν. (Ἁβρότ.) Ἀπέβαλεν δέ, φής,
255 ταυροπολίοις αὐτόν; (Ὀνησ.) Παροινῶν γ' ὥς ἐμοὶ
τὸ παιδάριον εἶφ' ἀκόλουθος. (Ἁβρότ.) Δηλαδὴ
εἰς τὰς γυναῖκας παννυχιζούσας μόνος
ἐνέ⟨δραμε· κἀμο⟩ῦ γὰρ παρούσης ἐγένετο
τοιοῦτον ἕτερον. (Ὀνησ.) Σοῦ παρούσης; (Ἁβρότ.) Πέρυσι. ναί,
260 ταυροπο⟨λίοις⟩· αἷς ⟨ἦν⟩ γὰρ ἔψαλλον κόραις·
αὐτόθ⟨ι δὲ καὶ συ⟩νέπαιζον· οὐδ' ἐγὼ τότε — —
οὔπω γὰρ ἄνδρ' ᾔδειν τί ἐστι· καὶ μάλα,
μὰ τὴν Ἀφροδίτην. (Ὀνησ.) Τὴν δὲ παῖδ' ἥτις ⟨ποτ'⟩ ἦν
οἶσθας; (Ἁβρότ.) Πυθοίμην ἄν· παρ' αἷς γὰρ ἦν ἐγὼ
265 γυναιξί, τούτων ἦν φίλη. (Ὀνησ.) Πατρὸς τίνος;
ἤκουσας; (Ἁβρότ.) Οὐδὲν οἶδα· πλὴν ἰδοῦσά γε
γνοίην ἂν αὐτήν· εὐπρεπής τις, ὦ θεοί·
καὶ πλουσίαν ἔφασάν τιν'. (Ὀνησ.) Αὕτη 'στιν τυχόν.
(Ἁβρότ.) Οὐκ οἶδ'· ἐπλανήθη γὰρ μεθ' ἡμῶν οὖσ' ἐκεῖ,
270 εἶτ' ἐξαπίνης κλάουσα προστρέχει μόνη,
τίλλουσ' ἑαυτῆς τὰς τρίχας· καλὸν πάνυ
καὶ λεπτόν, ὦ θεοί, ταραντῖνον σφόδρα
ἀπολωλέκ⟨ει⟩· ὅλον γὰρ ἐγεγόνει ῥάκος.
(Ὀνησ.) Καὶ τοῦτον ⟨εἶ⟩χεν; (Ἁβρότ.) Εἶχ' ἴσως, ἀλλ' οὐκ ἐμοὶ
275 ἔδειξεν· οὐ γὰρ ψεύσομαι. (Ὀνησ.) Τί χρὴ ποεῖν
ἐμὲ νῦν; (Ἁβρότ.) Ὅρα σὺ τοῦτ'· ἐὰν δὲ νοῦν ἔχῃς
ἐμοί τε πείθῃ, τοῦτο πρὸς τὸν δεσπότην
φανερὸν ποήσεις· εἰ γάρ ἐστ' ἐλευθέρα,
παιδὸς τί τοῦτον λανθάνειν δεῖ τό γε συ⟨νόν⟩.
(Ὀνησ.) Πρότερον ἐκείνην ἥτις ἐστ⟨ίν⟩, Ἁβρότονον, 280
εὕρωμεν· ἐπὶ τούτῳ δ' ἔμ' οἷον νῦν ⟨τ⟩ελ⟨εῖν⟩.
(Ἁβρότ.) Οὐκ ἂν δυναίμην· τὸν ἀδικοῦντα πρὶν σαφῶς
τίς ἐστιν εἰδέναι, φοβοῦμαι τοῦ τόκ⟨ου⟩ [1])
μάτην τι μηνύειν πρὸς ἐκείνας ἃς λ⟨έγω⟩.

---

[1]) τουτον pap.

285 *Τίς οἶδεν, εἰ καὶ τοῦτον ἐνέχυρον λαβ⟨ὼν⟩*
τότε τις παρ' αὐτοῦ τῶν παρόντων ἀπέβαλεν
ἕτερος· κυβεύων τυχὸν ἴσως εἰς συμβολὰς
ὑπόθημ' ἔδωκ' ἢ συντιθέμενος περί τινος
περιείχετ', εἶτ' ἔδωκεν· ἕτερα μυρία
290 *ἐν τοῖς πότοις τοιαῦτα γίνεσθαι φιλεῖ.*
Πρὶν εἰδέναι δὲ τὸν ἀδικοῦντ' οὐ βούλομαι
ζητεῖν ἐκείνην οὐδὲ μηνύειν ἐγὼ
τοιοῦτον οὐδέν. (*Ὀνησ.*) *Οὐ ⟨κα⟩κῶς μέντοι λέγεις.*
Τί οὖν ποήσει τις; (*Ἁβρότ.*) *Θέασ', Ὀνήσιμε,*
295 *ἂν συναρέσῃ σοι τοὐμὸν ⟨ἐν⟩θύμημ' ἄρα·*
ἐμὸν ποήσομαι τὸ πρᾶγμα τοῦτ' ἐγώ·
τὸν δακτύλιον λαβο⟨ῦσ'⟩ ἀποίσω[1]) *τουτονί·*
εἴσειμι πρὸς ἐκεῖνον. (*Ὀνησ.*) *Λέγ' ὃ λέγεις· ἄρτι γὰρ*
νοῶ. (*Ἁβρότ.*) *Κατιδών μ' ἔχουσαν ἀνακρινεῖ, πόθεν*
300 *εἴληφα· φήσω „ταυροπολίοις παρθένος*
ἔτ' οὖσα", τά τ'[2]) *ἐκείνῃ γενόμενα πάντ' ἐμὰ*
ποουμένη· τὰ πλεῖστα δ' αὐτῶν οἶδ' ἐγώ.
(*Ὀνησ.*) *Ἄριστά γ' ἀνθρώπων.* (*Ἁβρότ.*) *Ἐὰν δ' οἰκεῖον ᾖ*
αὐτῷ τὸ πρᾶγμα, εὐθὺς[3]) *ἥξει φερόμενος*
305 *ἐπὶ τὸν ἔλεγχον· καὶ μεθύων γε νῦν ἐρεῖ*
πρότερος ἅπαντα καὶ προπετῶς· ἃ δ' ἂν λέγῃ,
προσομολογήσω, τοῦ διαμαρτεῖν μηδὲ ἓν
προτέρα λέγουσ'. (*Ὀνησ.*) *Ὑπέρευγε, νὴ τὸν Ἥλιον.*
(*Ἁβρότ.*) *Τὰ κοινὰ ταυτὶ δ' ἀκκιοῦμαι τῷ λόγῳ,*
310 *τοῦ μὴ διαμαρτεῖν, ὡς „ἀναιδὴς ἦσθα καὶ*
ἰταμός τις". (*Ὀνησ.*) *Εὖ γε.* (*Ἁβρότ.*) *„Κατέβαλες δέ μ' ὡς σφοδράν·*
⟨ἱμ⟩άτια δ' οἷ' ἀπώλεσ' ἡ τάλαιν' ἐγώ"
⟨φή⟩σω. Πρὸ τούτου δ' ἔνδον αὐτὸ βούλομαι
⟨λα⟩βοῦσα κλαῦσαι καὶ φιλῆσαι καὶ πόθεν
315 *⟨ἔλα⟩βεν ἐρωτᾶν τὴν ἔχουσαν.* (*Ὀνησ.*) *Ἡράκλεις.*
(*Ἁβρότ.*) *⟨Τὸ⟩πέρας δὲ πάντων· „παιδίον τοίνυν" ἐρῶ*
⟨„ἤδ⟩η γεγονός σοι" καὶ τὸ νῦν εὑρημένον
⟨δε⟩ίξω. (*Ὀνησ.*) *Πανούργως καὶ κακοήθως, Ἁβρότονον.*
(*Ἁβρότ.*) *Ἂν δ' ἐξετασθῇ ταῦτα καὶ φανῇ πατὴρ*
320 *ὢν οὗτος αὐτοῦ, τὴν κόρην ζητήσομεν*
κατὰ σχολήν. (*Ὀνησ.*) *Ἐκεῖνο δ' οὐ λέγεις ὅτι*
ἐλευθέρα γίνῃ σύ· τοῦ γὰρ παιδίου
μητέρα σε νομίσας, λύσετ' εὐθὺς δηλαδή.
(*Ἁβρότ.*) *Οὐκ οἶδα, βουλοίμην δ' ἄν.* (*Ὀνησ.*) *Οὐ γὰρ οἶσθα σύ·*
325 *ἀλλ' ⟨οὐ⟩ χάρις τις, Ἁβρότονον, τούτων ἐμοί;*
(*Ἁβρότ.*) *Νὴ τὼ θεώ, πάντων γ' ἐμαυτῆς αἴτιον*

---

[1]) *ατ*ε*ι*σω pap.
[2]) *τοτ* pap.
[3]) *πραγμ' ευθος* pap.

ἡγήσομαι τούτων σ'. (Ὀνησ.) Ἐὰν δὲ μηκέτι
ζητῇς ἐκείνην ἐξεπίτηδες, ἀλλ' ἐᾷς
παρακρουσαμένη με, πῶς τὰ τοιαῦθ' ἕξει; (Ἁβρότ.)
Τάλαν,
330 τίνος ἕνεκεν; ⟨π⟩αίδων ἐπιθυμεῖν σοι δοκῶ;
ἐλευθέρα μόνον γενοίμην, ὦ θεοί.
τοῦτον λάβοι⟨μι μ⟩ισθὸν ἐκ τούτων. (Ὀνησ.) Λάβοις.
(Ἁβρότ.) Οὔκουν σὺ μ⟨αχ⟩ε⟨ῖ γ' ἐ⟩μοί; (Ὀνησ.) Συναρέσκει
διαφόρως·
ἂν γὰρ κακοηθεύσῃ, μαχοῦμαί σοι τότε·
335 δυνήσομαι γάρ· ἐν δὲ τῷ παρόντι νῦν —
ἴδωμεν εἰ τοῦτ' ἔστιν. (Ἁβρότ.) Οὐκοῦν συνδοκεῖ;
(Ὀνησ.) Μάλιστα. (Ἁβρότ.) Τὸν δακτύλιον ἀποδίδου ταχύ.
(Ὀνησ.) Λάμβανε. (Ἁβρότ.) Φίλη Πειθοῖ, παροῦσα σύμμαχος
ἐ⟨μ⟩οὶ[1]) κατορθοῦν τοὺς λόγους, οὓς ἂν λέγω.
340 (Ὀνησ.) Τόδ'[2]) ἀστικὸν τὸ γύναιον· ὡς εὕρηθ'[3]) ὅτι
κατὰ τὸν ἔρωτ' οὐκ ἔστ' ἐλευθερίας τυχεῖν,
ἄλλως δ' ἀλύει, τὴν ἑτέραν πορεύεται
ὁδόν. Ἀλλ' ἐγὼ τὸν πάντα δουλεύσω χρόνον,
λέμφος, ἀπόπληκτος, οὐδαμῶς προνοητικὸς
345 τὰ τοιαῦτα. Παρὰ ταύτης δ' ἴσως τι λήψομαι,
ἂν ἐπιτύχῃ· καὶ γὰρ δίκαιον. Ὡς κενὰ
καὶ διαλογίζομ' ὁ κακοδαίμων, προσδοκῶν
χάριν κομιεῖσθαι παρὰ γυναικός. Μὴ μόν⟨ον⟩
κακόν τι προσλάβοιμι. Νῦν ἐπισφαλῆ
350 τὰ πράγματ' ἐστὶ τὰ περὶ τὴν κεκτημέ⟨νην⟩·
ταχέως· ἐὰν γὰρ εὑρεθῇ πατρὸς κόρη
ἐλευθέρου μήτηρ τε τοῦ νῦν παιδό⟨ς, ὃς⟩
γέγονεν, ἐκείνην λήψεται ταύτην ⟨ἀφείς·⟩
οἷός τ' ἐγὼ[4]) ⟨τὴν ν⟩α⟨ῦ⟩ν ἀπολείπειν τ⟨ὴν σαθρὰν⟩
355 καὶ νῦν· χαριέντως ἐκνενευκέναι μ⟨ε δεῖ⟩
τὸ μὴ δι' ἐμοῦ ταυτὶ κυκᾶσθαι. Χαιρέτω
357 τὸ πολλὰ[5]) πράττειν· ἂν δέ τις λάβῃ μ' ἔτι
518 περιεργασάμενον | ἢ λαλήσαντ', ἐκτεμεῖν Links Frg. *N*
δίδωμ' ἐμαυτοῦ τοὺς ὀδ | όντας· [ἀλλ'] Rechts Frg. *T*.
οὑτοσὶ
520 τίς ἐσθ' ὁ προσιών; Σμ | ικρίνης· ἀναστρέφει
ἐξ ἄστεως πάλιν, ταρ | ⟨αγμὸν⟩ ὡς ἔ⟨χ⟩ων.
αὖθις πεπόηται τὰς | ἀ⟨γοραίους ἀνακρίσε⟩ις
παρά τινος οὗτος· ἐκ | ⟨ποδὼν δὲ⟩ βούλομαι
ποιεῖν ἐ | ⟨μαυτόν — ⏑ — ⏓ — ⏑ ειν
525 πρ | — — — — — — — ἐ⟩μὲ δὲ

---

[1]) ε.ει pap.
[2]) τογ pap.
[3]) ερηεθ pap.
[4]) ọịσẹυ̣ΓΝ̣ pap
[5]) τ̣α̣δα̣λλα pap.

(Von dem folgenden, 28 Verse umfassenden Abschnitte sind nur 11 kontinuierliche Versanfänge erhalten, nämlich:)

αν — — — — — — — Frg. *R* recto.
ἀλλ' — — — — — — —
ἄπα — — — — — — —
οὐδ' α — — — — — —
μέρος τ — — — — — —
η μὴ με — — — — — —
ἡμῖν κεκη — — — — — —
ὑψηλὸς ὢν τις ⟨οὗτος⟩. (Σμικρ.) Οὐκ οἰμώξεται
καταφθαρεὶς τ' ἐ⟨ν ματρυλείῳ τὸν βίον
μετὰ τῆς καλῆς ⟨μεθύων ἑαυτοῦ ψαλτρίας
βιώσεθ', ἡμᾶς ⟨οὐκ ἀποστερῶν βίου;

(Größere Lücke, deren Umfang mit der vor den letzten 11 Versen bezeichneten zusammen 17 Verse beträgt.)

οὐδεὶς ὑ⟨πῆρχεν⟩ | ἐχθρὸς ὑμῖν. (Μάγειρος?) Ποικίλον
ἄριστον ἄρι⟨στον. | (Χαρίσιος) 'Αεὶ με⟩νῶ τρισάθλιος.
(Μαγ.) 'Εγὼ καταπα⟨ύσω⟩· | νῦν μὲν οὖν οὐκ οἶδ' ὅπως
δ̲ύσκολο̲ν ⟨ἔχει τις ὃ⟩ | κ⟨ν⟩ος· ἀλλ' ἐὰν πάλιν
⏒ – ⏑ – ⏒ *τοῦ⟩ | μαγείρου . . τυχη*
⏒ – ⏑ – ⏒ – *σ⟩ | ε καλεῖ τ' ⟨εἶ⟩ς μ̣ακαρίας*

(Von den folgenden 30 Versen bis zum Seitenschluß sind nur 12 kontinuierliche Versschlüsse erhalten, die von dem vorhergehendem Verse [*εἰς μακαρίας*] durch so viele Verse getrennt waren, wie die nach v. 525 bezeichnete Lücke umfaßte.)

⏒ – ⏑ – ⏒ – ⏑ – ⏒ – ⏑ *τις* Frg. *R* verso.
⏒ – ⏑ – ⏒ – ⏑ – ⏒ – ⏑ *θω*
⏒ – ⏑ – ⏒ – ⏑ – ⏒ – *μ⟩ά̣λα*
⏒ – ⏑ – ⏒ – ⏑ – ⏒ – *εται*
⏒ – ⏑ – ⏒ – ⏑ – ⏒ – *βίου*
⏒ – ⏑ – ⏒ – ⏑ – – *υ δυστ⟨υχ...*
⏒ – ⏑ – ⏒ – ⏑ – *τὸ⟩ν δυστυχῆ.*
⏒ – ⏑ – ⏒ – · *ν. ἀλλ' ἴσως ἐγὼ*
⏒ – ⏑ *ω τε τῶν ἐμῶν πράττω* ⏑ –
⏒ – ⏑ – ⏒ – ⏑ – *ν τὴν θυγατέ̣ρα*
⏒ – ⏑ – ⏒ – ⏑ – *σω καὶ σχεδὸν*
– – – – – – – – *ε̣ν̣ ....*

Drittes Fragment.

('Αβρότ.) ἔξειμ' ἔχουσα. Κλαυμυρίζεται, τάλαν·
πάλαι γὰρ οὐκ οἶδ' ὅ τι κακὸν πέπονθέ μοι.
(Σωφρ.) Τίς ἂν θεῶν, τάλαιν', ἐπ⟨ελ⟩εήσειέ με; 360
('Αβρότ.) Ὦ φίλτατοι ⟨θεοί,⟩ ..... εἰμι ⟨σφόδ⟩ρα
καὶ .... π̣ο̣ε̣ .... πορεύσομαι
δ .... π . ς ἔμεινεν ἐμέ . καλῶς σε, παῖ
ο̣υ̣ .... κεις σύ μοι

(Σωφρ.) ὦ ⟨δ'⟩ ἐστιν[1]) ⟨ἦν⟩ ὠ .. λῳ. Χαῖρε, φιλτάτη 365
γ ..... ευ ...... δ⟨εῦ⟩ρό μοι τὴν σὴ⟨ν⟩ δ...
(Ἀβρότ.) Λέγε μοι ἃ λέγεις· πέρυσι⟨ν παρ⟩ῆσθ⟨α μ⟩ε⟨τὰ κόρης⟩
τοῖς Ταυροπολίοις ἐπὶ ⟨χορῶν κατάστασιν;⟩
(Σωφρ.) Γύναι, πόθεν ἔχεις, εἰπέ μοι, τὸν ⟨παῖ⟩δα ...
λαβοῦσ'; (Ἀβρότ.) Ὁρᾷς τι, φιλτάτη, σοι γνώριμ⟨ον⟩ 370
⟨ὧν⟩ τοῦτ' ἔχει; μηδέν με δείσῃς, ὦ γύναι.
(Σωφρ.) Οὐκ ⟨ἔτ⟩εκες αὐτὴ τοῦτο; (Ἀβρότ.) Προσεποιησάμην,
οὐχ ἵν' ἀδικήσω τὴν τεκοῦσαν, ἀλλ' ἵνα
κατὰ σχολὴν εὕροιμι. Νῦν δ' – (Σωφρ.) Εὕρηκας οὖν;
(Ἀβρότ.) Ὁρῶ γὰρ ἣν καὶ τότε. (Σωφρ.) Τίνος δ' ἐστὶν πατρός; 375
(Ἀβρότ.) Χαρισίου. (Σωφρ.) Τοῦτ' οἶσθ' ἀκριβῶς, φιλτάτη;
(Ἀβρότ.) .... ⟨ἐξ⟩ού γε τὴν νύμφην ὁρῶ
τὴν ἔνδον οὖσαν. (Σωφρ.) Ναίχι. (Ἀβρότ.) Μακαρία γύναι,
θεῶν τις ὑμᾶς ἠλέησε. Τὴν θύραν
τῶν γειτόνων τις ἐψόφηκεν ἐξιών. 380
εἴσω λαβοῦσά μ' ὡς σεαυτὴν εἴσαγε,
ἵνα ⟨δὴ⟩ καὶ τἄλλα πάντα μου πύθῃ σαφῶς.
(Ὀνήσ.) Ὑπομαίνεθ' οὗτος· νὴ τὸν Ἀπόλλω, μαίνεται·
ἐμάνη[2]) γ' ἀληθῶς· μαίνεται, νὴ τοὺς θεούς.
τὸν δεσπότην λέγω Χαρίσιον. Χολὴ 385
μέλαινα προσπέπτωκεν ἤ τοιουτονί
τις αγαντις .... εν ἄλλο γεγονε ..
Πρὸς ταῖς θύραις γὰρ ἔνδον ἄρτι ⟨συχνὸν ἦν⟩
χρόνον, διακύπτων ἐν⟨τεταχώς τ' ἀκοὰς πάνυ⟩.
ὁ πατὴρ δὲ τῆς νύμφης τι περὶ ⟨κακώσεως⟩ 390
ἐλάλει πρὸς ἐκείνην, ὡς ἔοικ'· ὁ δ' ⟨ὁπόσα δὴ⟩
ἤλλαττε χρώματ', ἄνδρες, οὐδ' εἰπεῖν καλόν.
„ὦ γλυκυτάτη" δὲ „τῶν λόγων οἵους λέγεις"
ἀνέκραγε, τὴν κεφαλήν τ' ἂν ἐπάταξε σφόδρα
αὑτοῦ· πάλιν δὲ διαλιπών· „οἵαν λαβὼν 395
γυναῖχ' ὁ μέλεος ἠτύχηκα." Τὸ δὲ πέρας
ὡς πάντα διακούσας ἀπῆλθ' εἴσω ποτέ·
βρυχηθμὸς ἔνδον, τιλμός, ἔκστασις συχνή.
„ἐγὼ γὰρ ἀλιτήριος", πυκνὸν πάνυ
ἔλεγεν· „τοιοῦτον ἔργον ἐξειργασμένος 400
αὐτὸς γεγονώς τε παιδίου νόθου πατὴρ
οὐκ ἔσχον οὐδ' ἔδωκα συγγνώμην, ⟨παρεὶς⟩
οὐθὲν ἀτυχούσῃ ταὔτ' ἐκείνῃ, βάρβαρος
ἀνηλεής τε·" λοιδορεῖτ' ἐρρωμένως
⟨αὑτ⟩ῷ[3]) βλέπει θ' ὕφαιμον ἠρεθισμένος· 405
Πέφρικ' ἐγὼ μέν· αὖός εἰμι τῷ δέει·

[1]) ηστιν pap.
[2]) ἐπεμανη pap.
[3]) .. σω pap.

οὕτως ἔχων γὰρ αὐτὸν ἂν ἴδῃ μέ που
τὸν διαβαλόντα, τυχὸν ἀποκτείνειεν ἄν.
Διόπερ ὑπεκδέδυκα δεῦρ' ἔξω λάθρα·
καὶ ποῖ τράπωμαί γ'; ἐς τί βουλῆς; οἴχομαι· 410
ἀπόλωλα. Τὴν θύραν πέπληχεν ἐξιών.
Ζεῦ σῶτερ, εἴπερ ἐστὶ δυνατόν, σῶζέ με.
(Χαρισ.) Ἐγώ τις ἀναμάρτητος, εἰς δόξαν βλέπων
καὶ τὸ καλόν, ὅ, τί ποτ' ἐστί, καὶ ταἰσχρὸν σκοπῶν,
ἀκέραιος, ἀνεπίπληκτος αὐτὸς τῷ βίῳ! 415
Εὖ μοι κέχρηται καὶ προσηκόντως πάνυ
τὸ δαιμόνιον· ἐνταῦθ' ἔδειξ' · „Ἄνθρωπος ὤν,
ὦ τρισκακόδαιμον, μεγάλα[1]) φυσᾷς καὶ λαλεῖς;
ἀκούσιον γυναικὸς ἀτύχημ' οὐ φέρεις;
αὐτὸν δὲ δείξω σ' εἰς ὅμοι' ἐπταικότα· 420
καὶ χρήσετ' αὐτή σοι τότ' ἠπίως· σὺ δὲ
ταύτην ἀτιμάζεις· ἐπιδειχθήσει θ' ἅμα
ἀτυχὴς γεγονὼς καὶ σκαιὸς ἀγνώμων τ' ἀνήρ.
⟨ὅμοια⟩ γ' εἶπεν, οἷς σὺ διενοοῦ τότε,
⟨πρὸς⟩ τὸν πατέρα· κοινωνὸς ἥκειν τοῦ βίου 425
⟨σοὶ μηδέ σ⟩ου δεῖν τἀτύχημ' αὐτὴν φυγεῖν
⟨τὸ συμβ⟩εβ⟨ηκό⟩ς· σὺ δέ τις ὑψηλὸς σφόδρα

Fragment *Q*.

Recto

. . . . λω
χ . . . . . αθ' · ἡ δὲ τὸ μετὰ τα⟨ῦτ' αὐτῷ λέγει·⟩
„ὅπω⟨ς ἄρα⟩ μενεῖς, ὢν Χαρισίῳ φίλος, 430
οἷό⟨ν⟩π⟨ερ⟩ οἶσθα, πιστός· οὐ γὰρ ἔσθ' ⟨ἁβρὸν⟩
ἑταιρίδιον τοῦτ' οὐδὲ τὸ τυχ⟨όν· εὔτοκος⟩
υἱοῦ δέ.“ ἡ δὲ καὶ ⟨τὸ⟩ παιδάριον ⟨ἔλαβεν.⟩
„ἐλεύθερος, πάξ· μὴ βλέπ'“ ⟨εἶπε „δυσφρόνως“.⟩
καὶ πρῶτον αὐτὸν κατὰ μόν⟨ας ἐφίλησε καὶ⟩ 435
„τὸν φίλτατον“ καὶ „τὸν γλυκύτατ⟨ον“ ἀπεκάλει.⟩

Verso

πειραθη
. . . . ε, νὴ τὸν Ἀπόλλω
(Χαρισ.) τί δέ μ⟩ε περισπᾷς, ἱερόσυλ'; (Ἁβρότ.) Ἐμοὶ μάχου.
(Χαρισ.) Κατάρ⟩ατε. (Ἁβρότ.) Τῆς γαμετῆς γυναικός ἐστί σου 440
⟨τὸ παιδίον, ο⟩ὐκ ἀλλότριον. (Χαρισ.) Εἰ γὰρ ὤφελεν.
(Ἁβροτ.) Ναί, φημί⟩, τὴν Δήμητρα. (Χαρισ.) Τίνα λόγον λέγεις;
(Ἁβροτ.) . . . . ἀληθῆ. (Χαρις.) Παμφίλης τὸ παιδίον
⟨τοῦτ' ἐστ⟩ιν; (Ἁβροτ.) Καὶ σόν ὁμοίως. (Χαρισ.) Παμφίλης;
Ἁβρότο⟩νον, ἱκετεύω σε, μή μ' ἀναπτέρου — 445

---

[1]) και μεγαλα pap.

Viertes Fragment.

σώφρονα. τοιαυτησὶ γὰρ οὐκ ἀπέσχετ' ἂν
ἐκεῖνος, εὖ τοῦτ' οἶδ', ἐγὼ δ' ἀφέξομαι. —
(Σμικρ.) Ἂν μὴ κατάξω τὴν κεφαλήν σου, Σωφρόνη,
κάκιστ' ἀπολοίμην. Νουθετήσεις καὶ σύ με;
Προπετῶς ἀπάγω τὴν θυγατέρ', ἱερόσυλε γραῦ; 450
ἀλλὰ περιμένω καταφαγεῖν τὴν προῖκά μου
τὸν χρηστὸν αὐτῆς ἄνδρα καὶ λόγους λέγω
περὶ τῶν ἐμαυτοῦ; ταῦτα συμπείθεις με σύ;
οὐκ ὀξυλαβῆσαι κρεῖττον; οἰμώξει μακρά,
ἂν ⟨ἔτ⟩ι λαλῇς τι. κρίνομαι πρὸς Σωφρόνην; 455
Μετάπεισον αὐτήν, ὅταν ἴδῃς — οὕτω τί μοι
ἀγαθὸν γένοιτο, Σωφρόνη — ⟨ἦ⟩ γὰρ οἴκαδὶ
ἀπιών — τὸ τέλμ' εἶδες παριοῦσ' — ἐνταῦθά σε
τὴν νύκτα βαπτίζων ὅλην ἀποκτενῶ·
κἀγώ σε ταὔτ' ἐμοὶ φρονεῖν ἀναγκάσω 460
καὶ μὴ στασιάζειν. — Ἡ θύρα παιητέα.
κεκλειμένη γάρ ἐστι. Παῖδες, παιδίον,
ἀνοιξάτω τις. Παῖδες· οὐχ ὑμῖν λέγω.
(Ονησ.) Τίς ἐστ' ὁ κόπτων τὴν θύραν; Ὦ Σμικρίνης
ὁ χαλεπὸς ἐπὶ τὴν προῖκα καὶ τὴν θυγατέρα 465
ἥκων. (Σμικρ.) Ἔγωγε, τρισκατάρατε. (Ονησ.) Καὶ μάλα
ὀρθῶς· λογιστικοῦ γὰρ ἀνδρὸς καὶ σφόδρα
φρονοῦντος ἡ σπουδή. (Σμικρ.) Τό θ' ἅρπασμ', Ἡράκλεις,
θαυμαστὸν οἷον πρὸς θεῶν καὶ δαιμόνων.
(Ονησ). Οἴει τοσαύτην τοὺς θεοὺς ἄγειν σχολήν, 470
ὥστε τὸ κακὸν καὶ τἀγαθὸν καθ' ἡμέραν
νέμειν ἑκάστῳ, Σμικρίνη; (Σμικρ.) Λέγεις δὲ τί;
(Ονησ.) Σαφῶς διδάξω σ'· εἰσὶν αἱ πᾶσαι πόλεις,
ὅμοιον εἰπεῖν, χίλιαι· τρισμύριοι
οἰκοῦσ' ἑκάστην· καθένα τούτων οἱ θεοὶ 475
ἕκαστον ἐπιτρίβουσιν ἢ σῴζουσι; (Σμικρ.) Πῶς;
λέγεις γὰρ ἐπίπονόν τιν' αὐτοὺς ζῆν ⟨βίον⟩.
(Ονησ.) Οὐκ ἄρα φρον⟨τί⟩ζουσιν ἡμῶν ⟨οἱ θεοί;⟩
φήσεις. Ἑκάστῳ τὸν τρόπον συν⟨ήρμοσαν⟩
φρούραρχον· οὗτος ἔνδ⟨ον⟩ ἕτ⟨ερον μὲν κακῶς⟩ 480
ἐπέτριψεν, ἂν αὐτῷ κακῶς χρη⟨σάμενος ᾖ,⟩
ἕτερον δ' ἔσωσεν· οὗτός ἐσθ' ἡμῖν θεὸς
ὅ τ' αἴτιος καὶ τοῦ καλῶς καὶ τοῦ κακῶς
πράττειν ἑκάστῳ· τοῦτον ἱλάσκου ποῶν
μηδὲν ἄτοπον μηδ' ἀμαθές, ἵνα πράττῃς καλῶς. 485
(Σμικρ.) Εἶθ' οὑμός, ἱερόσυλε, νῦν τρόπος ποεῖ
ἀμαθές τι; (Ονησ.) Συντρίβει σε. (Σμικρ.) Τῆς παρρησίας!
(Ονησ.) Ἀλλ' ἀπαγαγεῖν παρ' ἀνδρὸς σαυτοῦ θυγατέρα

ἀγαθὸν σὺ κρίνεις, Σμικρίνη; (Σμικρ.) Λέγει δὲ τίς
τοῦτ' ἀγαθόν; ἀλλὰ νῦν ἀναγκαῖον. (Ονησ.) Θεά· 490
τὸ κακὸν ἀναγκαῖον λογίζεθ' οὑτοσί·
τοῦτον τίς ἄλλος, οὐχ ὁ τρόπος ἀπολλύει;
Καὶ νῦν μὲν ὁρμῶντ' ἐπὶ πονηρὸν πρᾶγμά σε
ταὐτόματον ἀποσέσωκε· καὶ καταλαμβάνεις
διαλλαγὰς λύσεις τ' ἐκείνων τῶν κα⟨κῶ⟩ν. 495
Αὖθις δ' ὅπως μὴ λήψομαί σε, Σμικρίνη,
προπετῆ, λέγω σοί. Νῦν δὲ τῶν ἐγκλημάτων
ἀφίεσο[1]) *τούτων, τὸν δὲ θυγατριδοῦν λαβὼν*
ἔνδον πρόσειπε. (Σμικρ.) Θυγατριδοῦν, μαστιγία;
(*Ονησ.*) *Παχύδερμος ἦσθα καὶ σύ, νοῦν ἔχειν δοκῶν·* 500
οὕτως ἐτήρεις παῖδ' ἐπίγαμον· τοιγαροῦν
τέρασιν ὅμοια πεντάμηνα παιδία
ἐκτρέφομεν. (Σμικρ.) Οὐκ οἶδ' ὅ, τι λέγεις. (Ονησ.)
Ἡ γραῦς δέ γε
οἶδ', ὡς ἐγῷμαι.[2]) *Τότε γὰρ οὑμὸς δεσπότης*
τοῖς Ταυροπολίοις — — (Σμικρ.) Σωφρόνη. (Ονησ.)
ταύτην λαβὼν 505
χορῶν ἀποσπασθεῖσαν — (Σμικρ.) Αἰσθάνει γε;
(Σωφρ.) Ναί![3])
(*Ονησ.*) *Νῦν δ' ⟨οὖν⟩ ἀναγνωρισμὸς αὐτοῖς γέγονε καὶ*
ἅπαντ' ἀγαθά[4]). *(Σμικρ.) Τί φησιν, ἱερόσυλε γραῦ;*
(*Σωφρ.*) *Ἡ φύσις ἐβούλεθ', ᾗ νόμων οὐδὲν μέλει,*
γυνὴ δ' ἐπ' αὐτῷ τῷδ' ἔφυ. (Σμικρ.) Τί; μῶρος εἶ; 510
(*Σωφρ.*) *Τραγικὴν ἐρῶ σοι ῥῆσιν ἐξ Αὔγης ὅλην,*
ἂν μή ποτ' αἴσθῃ, Σμικρίνη — (Σμικρ.) Σύ μοι χολὴν
κινεῖς παθαινομένη. Σὺ γὰρ σφόδρ' οἶσθ' ὅ, τι
⟨οὗτο⟩ς λέγει νῦν. (Σωφρ.) Οἶδ⟨α· σοῦ δ'⟩ εὖ ἴσθ' ὅτι
⟨ἐπιχ⟩αρ⟨τ⟩ότερα συνῆκε. (Σμικρ.) Πάνδεινον
λέγεις. 515
(*Σωφρ.*) *⟨Προπαθεῖν γὰρ⟩ εὐτύχημα μεῖζον οὐδὲ ἕν.*
(*Σμικρ.*) *⟨Ἡ τοῦ⟩τ'*[5]) *ἀληθές ἐσθ', ὃ λέγεις; τὸ παιδίον —*

Ende.

Anmerkungen.

v. 1. *φεύγεις τὸ δίκαιον* usw. Ich möchte diese Worte lieber dem Syriskos geben und die zweite Hälfte des Verses dem Daos. Dem Syriskos, als dem Fordernden, kann eher der Vorwurf des Sykophantentums gemacht werden, dem Daos eher der Vorwurf, daß er sich der berechtigten Forderung entzieht (*φεύγεις τὸ δίκαιον*).

v. 18. Ich habe die überlieferte Interpunktion nach *ἔχειν πρόνοιαν* hergestellt, so daß dieser Infinitiv noch von *δεῖ* v. 15 abhängt, die Worte

---

[1]) *αφεεσο* pap.
[2]) *εγωμοι* pap.
[3]) *νη* pap.
[4]) *απαντα ταγαθα* pap.
[5]) v. 514—517 *ego supplevi.*

κοινὸν — πάντων dagegen einen Satz für sich bilden, dessen Subjekt leicht aus dem Vorausgehenden ergänzt wird.

v. 24. Die Handschrift bietet *πραχθέντ' ἵνα*. So auch v. 47 *ἔδειτ'· οὕτω*, v. 53 *Σύρισκ'· ὅλην*, v. 170 *τί ταῦτ'; ὑπόχρυσος*, v. 280 *ἐστ', Ἀβρότονον*, also stets *ante pausam*.

v. 32. ⟨*κα*⟩*θίξομαι* habe ich ergänzt statt des ungeeigneten *ἐπιθίξομαι*. Vgl. Soph. Oed. R. 809 *κάρα κέντροισί μου καθίκετο*. Luc. Conv. 16 *τάχα δ' ἂν τινος καθίκετο τῇ βακτηρίᾳ, εἰ μὴ* usw.

v. 41. *ἐκπρίσσων* der Handschrift ist, wie auch der Herausgeber annimmt, nur orthographischer Fehler für *ἐκπρίσων*.

v. 48. *παρ' ἕκαστον λέγων* ist von dem Herausgeber mit: „*et il m'énumérait tout ce que je pouvais souhaiter*" unrichtig übersetzt; es bedeutet, daß Syriskos bei jeder einzelnen Bitte den Segenswunsch wiederholt. Was die franz. Worte besagen, würde griech. *καθ' ἕκαστον* sein.

v. 53. *οὕτως*: zutreffende Ergänzung von M. Croiset.

v. 57, 58. Man muß nach *ἀπηλλάγη* den Punkt setzen und *μετὰ της γυναικός* zum folgenden Satze ziehen. Denn aus v. 50 *γυναῖκα γὰρ ἔχω* geht hervor, daß sich der Dichter die Frau des Syriskos bei dessen erster Begegnung mit Daos nicht gegenwärtig denkt. Für die zweite ist ihre Anwesenheit von Bedeutung.

v. 85. Der franzōs. Herausgeber ergänzt ⟨*νυν*⟩*ὶ λ*⟨*όγ*⟩*ον* (*δός μοι, γύναι, τὰ δέραια καὶ γνωρίσματα*) *οὗτος σ' ἀπαιτεῖ, Δᾶε*. Aber Syriskos kann nicht das Halsband und die Erkennungszeichen der Frau abverlangen, die sie ja gar nicht hat; sondern er läßt sich von ihr das Kind auf den Arm geben, um seinen Appell an Daos zu verstärken. Auch die Ergänzung ⟨*τὸ π*⟩*α*⟨*ιδί*⟩*ον* dürfte möglich sein. Die einzelne *hasta* nach der ersten Lücke gehört wohl noch zu dem *Π*, dann ist *Λ = Λ* und in der zweiten Lücke, die der Herausgeber auf zwei Buchstaben bestimmt, dürfte auch für *ΙΔΙ* Platz sein. *Τὰ δέραια καὶ γνωρίσματα* ist Objekt zu *ἀπαιτεῖ*; nur wenn man dies annimmt, ist *ταῦτα* v. 88 auf die *γνωρίσματα* richtig bezogen. „Er fordert von dir die *γνωρίσματα*; denn diese waren für ihn, nicht für dich bestimmt".

v. 98. Auch hier mußte die Interpunktion der franzōs. Ausgabe geändert werden. M. Lefebvre verbindet *οὔπω παρ' ἐμοὶ τοῦτ' ἦν ὑπὲρ τούτου λέγων* und übersetzt: *C'est qu'alors celui qui m'a parlé en sa faveur n'était pas encore auprès de moi*. Er bezieht also *ὑπὲρ τούτου λέγων* auf den anderen Schäfer, der nach v. 82 dem Syriskos zuerst von dem Schmuck erzählt hatte. Aber was soll dann *τοῦτο*? Auch müßte es *ὁ ὑπὲρ τούτου λέγων* heißen. Jener Schäfer sprach auch gar nicht zu Gunsten des Kindes, sondern plauderte nur aus, was er von Daos gehört hatte. Man muß also nach *τοῦτ' ἦν* interpungieren. Als Syriskos auf seine Bitten von Daos das Kind erhielt, fühlte er sich noch nicht als sein Vormund (*οὔπω παρ' ἐμοὶ τοῦτο* scil. *τὸ παιδίον ἦν*). Die Worte *ὑπὲρ τούτου λέγων* gehören zum folgenden Satze. Daß dies das Richtige ist, zeigt der Hiat nach *ἐμαυτοῦ*, der eine Pause beweist: *ὑπὲρ τούτου λέγων ἥκω δὲ καὶ νῦν, οὐκ ἐμαυτοῦ, οὐδὲ ἓν ἴδιον ἀπαιτῶν*. Die Worte *ὑπὲρ τούτου* sind dem *ἐμαυτοῦ* scharf gegenüber gestellt. Dadurch ist das Hyperbaton gerechtfertigt. Hiatus in der Pause ist auch sonst mehrmals überliefert. Vgl. v. 117 *ἀπέδοτο | αὐτῷ, ἵνα κερδάνειε*, v. 273 *ἀπολωλέκ*⟨*ει*⟩· [1]) *ὅλον γὰρ* usw., v. 340 *ἐὰν δ' οἰκεῖον ᾖ | αὐτῷ τὸ πρᾶγμα, εὐθὺς ἥξει* (hier hat zwar die Handschrift *πρᾶγμ' εὐθὺς*, aber der Vers verlangt obige Form), v. 433 *υἱοῦ δέ· ἡ δὲ καὶ* ⟨*τὸ*⟩ *παιδάριον* (s. Anm. zu der Stelle). In v. 99 ist also der Hiat und die Pause nach *ἐμαυτοῦ* ein Beweis, daß dies zum Vorausgehenden gehört und mit *ὑπὲρ τούτου* in Antithese steht.

---

[1]) Man kann allerdings auch *ἀπολωλεκυῖ'* ergänzen.

v. 104. Es wäre an dieser Stelle die Handschrift nochmals zu prüfen, ob die vorhandenen Reste die sprachlich nächstliegende Ergänzung: *τὸ γένος ὑπὲρ ἡμᾶς* statt des unwahrscheinlichen *γέννης* gestatten.

v. 105. Für die von mir aufgenommene Ergänzung: *εἰς δὲ τὴν αὑτοῦ φύσιν ⟨ῥυεὶ⟩ς* vgl. Stellen wie sie in Passows Handwörterbuch der griech. Sprache Art. *ῥέω* unter 2 f angeführt sind. *'Ρέω* in Verbindung mit *εἰς, πρός, ἐπί* wird häufig von Personen gebraucht, um ihre seelische Hingabe an einen Gegenstand zu bezeichnen, z. B. *λόγοι ἐφ' οὓς τὸ πλῆθος τῶν ῥητόρων ἐρρύηκεν* (Isokr.), *ῥυῆναι ἐπὶ ποιητικήν* (Plut.).

v. 109. Auch hier war die Interpunktion änderungsbedürftig. *Οἶδ' ὅτι* in v. 108 ist sicher mit dem Vorhergehenden zu verbinden, weil die auf bloßer Wahrscheinlichkeit beruhende Behauptung „du hast Tragödienaufführungen beigewohnt" ohne diesen Zusatz zu kategorisch klingen würde. Ist am Anfang von 109 das *ν* sicher, so finde ich nichts Besseres als *ὤν*. Man erwartet statt dessen *καί*. Die Worte *Νηλέα τινὰ Πελίαν τε* habe ich zum vorausgehenden Satze gezogen und fasse sie als logisch ungenaue Apposition zu *ταῦτα πάντα*. „Du kennst alle jene Geschichten, einen gewissen Neleus und Pelias". Die Verbindung mit dem Folgenden ist wegen *ἐκείνους* unmöglich.

v. 122. Ich glaube, daß meine Ergänzung dieses Verses, die in der Buchstabenzahl genau dem vom franz. Herausgeber bezeichneten Umfang der beiden Lücken entspricht, keiner weiteren Begründung bedarf. Unmöglich aber konnte Syriskos sagen, was ihn M. Lefebvre sagen läßt: *οὐ δὴ καλῶς ἔχει τὸ μὲν σῶμ' ἐκτρέφειν | ἐμὲ τοῦτο νῦν, αὐτοῦ δὲ τῆς σωτηρίας | ἐλπίδα λαβοντα Δᾶον ἀφανίσαι.* Denn *νῦν* ist neben *ἐκτρέφειν* sinnwidrig, weil der Inf. praes. nicht die jetzt erfolgende Übernahme der Pflege, sondern die ganze Dauer der zukünftigen Pflege bezeichnet. Ferner fordert *ἐλπίδα*, wenn es die bestimmten konkreten Gegenstände bezeichnen soll, auf denen die Hoffnung und die Zukunft des Knaben beruht (und daß diese gemeint sind, beweist *λαβόντα ἀφανίσαι*), unbedingt den bestimmten Artikel.

v. 140. Hier fordert *μέλλοντι* den bestimmten Artikel. Es ist also das *τἀδικεῖν μέλλοντι* der Handschrift als *τῷ ἀδικεῖν μέλλοντι* zu verstehen. Hieraus folgt, daß am Ende von v. 139 *καί* (statt des von M. Croiset vorgeschlagenen *οἱ*) zu ergänzen ist.

v. 142. Es ist nicht *σωτῆρα. Πάνθ' εὑρών*, sondern *σωτῆρ'. Ἅπανθ' εὑρὼν* zu schreiben, weil die Antithese *ἅπανθ' εὑρών — — ἅπαντα περιέσπασμαι* die Wiederholung desselben Wortes in beiden Gliedern fordert.

v. 145. Die Worte des Smikrines *φέρε τοδί* bedeuten, daß er mit dem schon oben erwähnten Stock dem Daos, der sich dem Schiedsspruch nicht fügen will, einen Schlag versetzt. Daher der Weheruf des Daos: *ὦ Ἡράκλεις, ἃ πέπονθα.* Natürlich liegt zugleich in *φέρε τοδί* eine Bezugnahme auf *ἢ μηδὲν ἀγαθόν μοι γένοιτο.*

v. 146. *τὴν πήραν λαβέ* kann Smikrines nicht sagen, weil Daos den Ranzen schon bei sich trägt. Vielleicht steckt in dem *Δ* ein *Λ*. Es könnte *ἄνες* wohl von dem Los- oder Aufschnallen des Ranzens gebraucht werden, das dem Zeigen vorausgehen muß.

v. 150. Die Ergänzung: *⟨αἰσ⟩χρά γ' ἃ πέπονθα* dürfte der des M. Lefebvre: *κέκραγ' „ἃ πέπονθα"* um so mehr vorzuziehen sein, als *Χ* überliefert ist. Es sind Worte des Daos, der die halb gewaltsame Durchsuchung mit Recht schimpflich findet, zumal er dabei einige Püffe abbekommt. Dagegen gehört *πάντ' ἔχεις* dem Syriskos. Denn wenn es von Daos gesprochen würde, müßte Smikrines ihm antworten; er spricht aber in seiner Antwort von Daos in der dritten Person, antwortet also dem Syriskos.

v. 153. Mit *εὐτύχει, βέλτιστε* verabschiedet sich Syriskos von Smikrines, der nach Beendigung seiner Funktion als Schiedsrichter sich entfernt, und spricht die folgenden Worte, während Smikrines abgeht.

Notwendig ergänzt man *τοιούτους ἔδει*, nicht mit M. Croiset *τοιοῦτόν γ' ἔδει.* Denn wenn es sich um die Qualität des Urteilsspruches handelte, müßte wegen *πάντας* der Plural *τοιαῦτα* stehen. Der gutmütige und dankbare Syriskos denkt an die Qualität des Richters selbst. Das *θᾶττον* ist in der französ. Übersetzung mit „*plus vite qu'ils ne font*" unrichtig wiedergegeben. Es hat, wie so oft in der attischen Umgangssprache, die Bedeutung „lieber". „Solche Männer sollten je eher je lieber alle Richter sein".

v. 155. M. Lefebvre schreibt: *ἀδίκου πράγματος, ὦ Ἡράκλεις. Οὐ γέγονε δεινή γ' ἡ κρίσις;* Aber dieser Auffassung widerspricht das nach *δεινή* sicher zu ergänzende *γε*, das in einer Frage dieser Art deplaciert wäre. Zweitens ist klar, daß Daos seine schon zweimal (v. 141 und 144) gebrauchten Worte: *δεινή γ' ἡ κρίσις* hier zum dritten Mal wiederholt, daß sie also auch hier einen selbständigen Satz bilden müssen. Es muß also *οὗ γέγονε* geschrieben und der Relativsatz zu *πράγματος* bezogen werden (Attraktion).

v. 156. Natürlich ist *ἤσθας*, nicht *ἦσθα σ'* zu lesen. Vgl. *οἶσθας* v. 264. Die Worte *ὦ πονήρ'* müssen dem Daos gegeben werden.

v. 157. Da *αὐτᾷ* dem Vers widerstrebt, ist *αὐτά* zu schreiben.

v. 160. In diesem Vers hat *τρόφιμος* die bei Menander nicht seltene Bedeutung „*erilis filius*". Mit *τρόφιμον* ist *Χαιρέστρατον* zu verbinden und zum vorausgehenden Satze zu ziehen. Syriskos sagt nicht, daß er auf Chairestratos warten will, dessen Haus auf der Bühne dargestellt ist, sondern daß er für heute mit Frau und Kind im Dorfe bleiben will, um erst am nächsten Tage zu seiner ländlichen Wohnung und seiner Arbeit zurückzukehren. Darum gibt er der Frau Auftrag, sich jetzt mit den Sachen und dem Kinde in das Haus seines Herrn zu begeben, dem sie die *ἀποφορά* zu entrichten gekommen sind. Später sieht er sich genötigt, wegen des Zwischenfalles mit Onesimos noch einen Tag zuzugeben; v. 197 *καταμενῶ αὔριον.*

v. 181. Damit der erforderliche Sinn herauskommt: „Kaum ist ein anderer erschienen, so schaut er schon wieder nach Raub aus" muß man nach *προσελθών* interpungieren. Der erste Hauptsatz steht zu dem zweiten, dem Sinne nach, im Verhältnis einer hypothetischen Protasis. So bilden beide Sätze zusammen ein Ganzes, das die Schwierigkeit, ein Waisengut zu verwalten, begründet. Die Person des Ankömmlings ist ein andere, aber ihr Absehen ist dasselbe. Wäre der ganze Vers ein Satz (wie bei M. Lefebvre), so müßte der Artikel vor *προσελθών* fehlen, der sich nur daraus erklärt, daß *ὁ προσελθών* Subjekt, *ἄλλος* Prädikat ist; dann würde aber der generelle Sinn fehlen, der in dem überlieferten Wortlaut steckt; der Vers würde sich nur auf Onesimos allein beziehen.

v. 185. Die Ergänzung *τούτῳ ⟨τ⟩ι ⟨κα⟩θυφείμην* ist der des franz. Herausgebers *τούτῳ ⟨τ⟩ί ⟨πο⟩θ' ὑφείμην* vorzuziehen, weil man *καθυφιέναι* (*-ίεσθαί*) *τινί τι*, aber *ὑφίεσθαί τινί τινος* sagt und weil *καθυφιέναι* (*-ίεσθαι*) in der hier erforderlichen Bedeutung üblicher ist.

v. 188. In den Worten *σὺ δέ τί μοι λέγεις;* ist *τι* natürlich indefinit: „Hast du mir (noch) etwas zu sagen?" nicht „Was hast du mir zu sagen?" Daher habe ich nicht nur *δέ* statt *δὲ* accentuiert, sondern auch das Fragezeichen nach *ἐγώ* in einen Punkt verwandelt.

v. 208. Die Abschrift dieses Verses bei M. Lefebvre bietet *ΜΗΜΕ ΛΗ*. Da das *Λ* durch den Punkt als unsicher bezeichnet ist, zweifle ich nicht, daß *Δ* zu schreiben ist, Onesimos befürchtet, daß Charisios, falls er sich mit seiner Frau versöhnt (*διαλλαγεὶς πρὸς τὴν γυναῖκα* [1]), ihn, den Urheber und Mitwisser des Zwistes (*τὸν φράσαντα ταῦτα καὶ συνειδότα*), sich aus den Augen wird schaffen wollen. Der Satz *μὴ 'μὲ δὴ* —

[1]) So wollte auch, unabhängig von mir, Herr Prof. A. Wilhelm schreiben.

ἀφανίσῃ ist weitere Ausführung und Begründung von *τῶν πρότερόν μοι μεταμέλει μηνυμάτων.* Der Satz *λέγει γὰρ — ἀπολέσαι* gibt die Veranlassung, der Satz *μή 'με δὴ — ἀφανίσῃ* den Inhalt der Befürchtungen, die ihn seine Denunziation bereuen lassen.

v. 210. Von seiner Ängstlichkeit wegen der Ablieferung des Ringes war Onesimos auf seine von der früheren Denunziation herrührenden Befürchtungen abgeschweift. Mit v. 210 muß er zu jener zurückkehren und sie begründen. Denn vor der Abschweifung findet sie keine Begründung. Daher ist die Ergänzung des M. Croiset: *καλῶς ⟨δὲ πρὶν⟩ ἕτερόν τι πρὸς τούτοις κυκᾶν ⟨πειράσομαι·⟩ „Auparavant je vais essayer combiner autre chose“*, sicher falsch. An diesen Gedanken könnte sich auch nicht v. 212 anschließen. Denn ehe er über die Schwierigkeiten reflektiert, die in seinem neuen Plan enthalten sind, müßte man von diesem etwas vernehmen. Auch ist der Hasenfuß zu nichts weniger geneigt als etwas Neues „einzurühren“. Vgl. v. 356. Er sagt vielmehr: „Kein Zweifel! (*καλῶς νοῶ*), wenn ich den Ring abliefere, wird es so aussehen, als wollte ich eine neue Suppe zu der ersten anrühren (*ἕτερόν τι πρὸς τούτοις κυκᾶν δόξω*). Auch hiermit wieder ist ziemlich große Gefahr verbunden (*πάλιν κἀνταῦθα κακὸν ἔνεστιν ἐπιεικῶς πολύ*)“. Da *ἐπιεικῶς* nicht zum Verbum *ἔνεστιν* bezogen werden kann, mußte ein Adjektivum (*πολύ*) am Schluß von v. 212 ergänzt werden, zu dem es als steigernder Zusatz tritt: „gehörig groß“.

v. 214. Der Sprachgebrauch und der Sinn fordern das Adverbium *ἀθλίως*. „Ich halte mich selbst, wie sich nun herausstellt, jämmerlich zum besten“. Was man bei M. Lefebvre liest: *ἀθλίαν χλευάζουσα* würde bedeuten, daß die Verhöhnung in der Bezeichnung *ἀθλία* bestünde. Sie besteht aber vielmehr darin, daß Habrotonon sich in der Hoffnung auf Freilassung erniedrigt hatte, eine Hoffnung, die sich nun als trügerisch erweist. Sie glaubte sich von Charisios geliebt, nun benimmt er, der nach wie vor an Pamphile hängt, sich abstoßend und gehässig gegen sie (v. 216). Sie darf daher nicht hoffen, durch seine Liebe die Freiheit zu erlangen (v. 340). Aus dieser Auffassung heraus habe ich PAC in v. 215 zu *ἐρᾶσθαι* ergänzt.

v. 216. Es ist unglaublich, daß zwischen diesem Vers und dem vorausgehenden, wie M. Lefebvre meint, ein Doppelblatt oder auch nur ein Halbblatt (das schon an und für sich in der Mitte eines aus Doppelblättern bestehenden Heftes unwahrscheinlich ist) ausgefallen sei. Denn noch sind dieselben Personen auf dem Schauplatz und beide sind noch in demselben Gedankengang, wie vor der angeblichen Lücke, begriffen. Onesimos, der vor derselben begründete, warum er den Ring nicht abliefert, erwägt und verwirft in v. 218 und 219 den Gedanken, ihn an Syriskos zurückzugeben. Habrotonon, die vor der angeblichen Lücke von ihren Illusionen in Betreff der Liebe des Charisios sprach (s. vorige Anmerkung), erklärt nun, daß er sie hasse und schildert uns sein Verhalten, aus dem sie seinen Haß erkennt. Wie vor v. 216 sprechen auch nach demselben beide Personen *a parte*, ohne voneinander Notiz zu nehmen. Denn erst nach der Szene mit Syriskos v. 225—246, deren unbemerkte Zeugin sie ist, nähert sich Habrotonon dem Onesimos. Was soll also in den 72 Versen eines Halbblattes oder den 184 Versen eines Doppelblattes enthalten gewesen sein, wodurch die Situation so auf einem Flecke beiben oder auf denselben Fleck zurückkehren konnte? Mir scheint, daß zwischen v. 215 und v. 216 nichts fehlt, sondern *μισεῖ* in v. 216 dem *ἐρᾶσθαι* in v. 215 gegenübersteht. — M. Lefebvres Annahme, daß in der Lücke Habrotonon dem Onesimos die von Charisios ihr widerfahrene Behandlung schilderte, scheitert an der Tatsache, daß beide auch nach v. 216 *a parte* sprechen.

v. 225. M. Croiset ergänzt hier: *ποῦ στ⟨ι; διὰ πάν⟩των ἐγὼ περιέρχομαι.* Man verlangt aber nach *ποῦ 'στι;* den Begriff des Suchens. So wird das überlieferte *-των* ein Rest des Partizipiums *ζητῶν* sein. In

διὰ πάντων müßte *πάντων* auf Personen bezogen werden. Aber wer sind diese *πάντες*?

v. 226. Die Worte *ἢ δεῖξον* in v. 227 zeigen, daß schon ein anderer Imperativ Aoristi vorausging. Es kann nur *θές* oder *ἀπόδος* gewesen sein. Syriskos, der als Vormund des Kindes eine Verschleppung der für dieses entscheidenden Ringaffaire nicht dulden darf, stellt das Ultimatum: „Gib mir sofort den Ring zurück oder zeige ihn deinem Herrn". Die Worte *οὗτος· ἔνδον* sind ein freudiger Ausruf, daß er den Onesimos vor dem Hause seines Herren Charisios stehend, also *ἔνδον* antrifft. Da Onesimos seiner Aufforderung nicht folgt, entfernt sich Syriskos unter Drohungen v. 245 (s. die Anm. zu dieser Stelle).

v. 239. Die Ergänzung *δεικνύοι ἄν τι*, bei der Kürzung des auslautenden *οι* vor folgendem vokalischen Anlaut angenommen werden müßte, scheint mir gegen das Metrum zu verstoßen. Wenigstens ist eine derartige Kürzung im Trimeter auch der Komödie bisher nicht nachgewiesen. Außerdem befremdet das doppelte *ἄν* vor und nach demselben Wort. Beiden Anstößen hilft meine Ergänzung *ἀν⟨έ⟩δείκνυ⟨τ'⟩ ἄν* ab, die allerdings Auslassung des Augments durch den Schreiber voraussetzt und die vom Herausgeber auf zwei Buchstaben bestimmte Lücke mit nur einem ausfüllt. Der auf p. 219 von M. Croiset vorgeschlagenen Lesung dürfte meine Konjektur vorzuziehen sein.

v. 245. Die Ergänzung dieses und des folgenden Verses in der Ausgabe: *Ἐγὼ διαδραμὼν εἰς πόλιν γὰρ ἔρχομαι | ἤδη περὶ τούτων εἰσόμενος τί δεῖ ποεῖν* ergibt weder einen grammatisch möglichen griechischen Satz noch einen befriedigenden Sinn. Infolge der Stellung des *γὰρ* erkennt das Sprachgefühl den Satz *εἰς πόλιν γὰρ ἔρχομαι* sofort als eingeschobenen Satz und fordert ein zweites Verbum finitum für den umschließenden Satz. Dies muß also da ergänzt werden, wo M. Lefebvre *ἐγὼ* oder da, wo er *ἤδη* ergänzt hat. Aus dem Sinn ergibt sich, daß das Subjekt des umschließenden Satzes nicht Syriskos selbst war. Warum sollte Syriskos erst nach Athen gehen, um zu wissen oder zu erfahren, was er in dieser Sache zu tun hat? Er droht also mit dem Kommen eines anderen, der schon wissen wird, was er in dieser Sache zu tun hat. Er meint damit wohl den Smikrines. Selbstverständlich geht Syriskos mit diesen drohenden Worten ab (vgl. Anm. zu 253).

v. 251. Fälschlich hat M. Lefebvre nach diesem Vers einen Punkt gesetzt. Habrotonon schilt den Onesimos: „Wie, du abscheulicher Mensch, du weißt, daß das Kind deines Herren Sohn ist (*τρόφιμος* = *erilis filius*) und willst mit ansehen, daß es im Sklavenstande aufwächst? Ist das nicht ein todeswürdiges Verbrechen?"

v. 253. Die Worte *ὅπερ λέγω* usw. gehören dem Onesimos, nicht dem Syriskos, der schon v. 246 abgegangen ist. Nicht Syriskos, sondern Onesimos hat v. 238 die Äußerung getan, auf die *ὅπερ λέγω* zurückweist. Dort wie hier motiviert er mit seiner Unkenntnis der Mutter des Findlings die Nichtauslieferung des Ringes an Charisios.

v. 258. Ein bloßes Versehen ist es wohl, wenn M. Lefebvre in diesem Verse ergänzt: *οὔποτ' ἐμοῦ γὰρ παρούσης ἐγένετο τοιοῦτον ἕτερον*, während doch gleich in den folgenden Versen Habrotonon ihre Anwesenheit bei dem Tauropolienfest des Vorjahres aufs feierlichste beteuert und den dort erlebten Vorfall erzählt, der zu dem in ihrem Beisein von Onesimos dem Syriskos erzählten Erlebnis des Charisios das Gegenstück ist. Ganz abgesehen davon, daß *οὔποτε* dem Metrum widerstrebt! Es muß daher *καὶ ἐμοῦ* geschrieben werden.

v. 260. Habrotonon erzählt, daß sie, die damals noch jungfräuliche, die Töchter der Familie, in deren Besitz sie sich damals noch befand (v. 264 *παρ' αἷς γὰρ ἦν ἐγώ*), zum Tauropolienfeste begleiten mußte, um ihnen zum Tanz aufzuspielen. *Αἷς ἦν* = *παρ' αἷς ἦν* ist allerdings auffallend. Aber v. 264 setzt voraus, daß Habrotonon schon vorher die Personen erwähnt hat, die sie zum Feste begleitete. Es müssen also die

κόραι, denen sie aufspielte, irgendwie bezeichnet gewesen sein, als die Töchter ihrer Herrschaft. Das kann wohl in zwei Buchstaben nur durch *ἦν* ausgedrückt werden.

v. 279. Meine Ergänzung: *παιδὸς τί τοῦτον λανθάνειν δεῖ τό γε συ⟨νόν⟩*; möchte ich so verstanden wissen, daß Habrotonon mit *τό γε συνόν* (= ὃ αὐτῷ συνῆν = συνεξέκειτο) den Ring meint. Sie will sagen: „wenn man ihm auch nicht gleich das Kind selbst bringen darf, so muß ihm doch mindestens sein Ring gezeigt werden, der sich bei dem Kind gefunden hat". Sie hält die Vaterschaft des Charisios bezüglich des Findlings, wie die folgenden Verse zeigen, noch nicht für erwiesen. Wenn aber die Mutter eine Freie ist, so nötigt schon die bloße Möglichkeit seiner Vaterschaft dazu, ihm zu zeigen, was sich bei dem Kinde gefunden hat.

v. 280. Die Handschrift hat *ἔστ' Ἀβρότονον* statt des metrisch notwendigen *ἔστιν, Ἀβρότονον*.

v. 281. M. Lefebvre ergänzt: *ἐπὶ τούτῳ δ' ἔμοι⟨γ'⟩ οὐ νῦν μέλει*, was grammatisch unmöglich ist und keinen Sinn gibt. Er übersetzt: *Quant à lui, je ne m'en soucie pas pour le moment.* Aber das würde griechisch heißen: *τούτου δὲ νῦν γε ἐμοὶ οὐ μέλει*. Sicher ist, daß *ἔμ' οἶον* zu lesen und am Schluß des Verses ein Infinitiv zu ergänzen ist, von dem *ἐπὶ τούτῳ* abhängt. Ich habe *τελεῖν* vorgeschlagen. „Sei überzeugt, daß ich darauf jetzt meine Bemühungen richte". Zugrunde liegt die Bedeutung von *τελεῖν* = *sumptum facere* (deutsch: ich g e b e etwas darauf).

v. 283. Die Ergänzung *τοῦτο νῦν* trifft schwerlich das Richtige. Gegen *τοῦτο* spricht das *τι* im folgenden Verse, gegen *νῦν*, daß es neben *πρὶν* — *εἰδέναι* ganz überflüssig ist. Die Ergänzung *τοῦ τόκου* stützt sich darauf, daß das *N* in *τουτον* als unsicher bezeichnet ist. Die Bekannten des verführten Mädchens dürfen von ihrer Niederkunft nichts erfahren, ehe der Verführer identifiziert ist.

v. 287. Das *ἕτερος* gehört sicherlich zum vorausgehenden Satze. „Wer weiß, ob das Mädchen den Ring direkt von Charisios erhalten hatte und nicht vielmehr von einem a n d e r e n, der ihn von Charisios als Pfand bei einem Gelagespiel bekommen hatte?" So schon M. Lefebvre in den Errata p. 219.

v. 297. Gegen M. Lefebvres Ergänzung: *τὸν δακτύλιον λαβοῦσά τ' εἴσω τουτονὶ | εἴσειμι πρὸς ἐκεῖνον* spricht, daß bei ihr *εἴσω*, welches als verstärkender Zusatz zu *εἴσειμι* gefaßt werden müßte, eine unmögliche Stellung hat. Es könnte so nur gestellt werden, wenn es außer zu *εἴσειμι* auch zu *λαβοῦσα* eine Beziehung hätte. Ferner ist das *τε* nach *λαβοῦσα* überflüssig und störend. Ich habe *ἀκοίσω* vermutet, das natürlich, wenn *τ* sicher ist, durch eine andere Konjektur ersetzt werden muß.

v. 301. Da *γενόμενα* den bestimmten Artikel fordert, insofern die bestimmten vorher berichteten Erlebnisse der Pamphile gemeint sind, habe ich das (anscheinend) überlieferte *τότε* in *τά τε* geändert.

v. 335. *ἐν δὲ τῷ παρόντι νῦν* — | *ἴδωμεν εἰ τοῦτ' ἔστιν.* Der Gedankenstrich nach *νῦν* soll ausdrücken, daß Onesimos, der schon im Begriff ist, sich zur Auslieferung des Ringes an Habrotonon bereit zu erklären, sich plötzlich unterbricht und noch einmal zu überlegen anfängt: „Lass' mal sehen, ob es angeht".

v. 339. *ε.ει* Abschrift, *ἐκεῖ* Umschrift. Das von mir gewagte *ἐμοί* ist nach meinem Gefühl neben *παροῦσα σύμμαχος* unentbehrlich, *ἐκεῖ* dagegen überflüssig.

v. 340. Überliefert ist *τό γ' ἀστικὸν*, was keinen Sinn gibt. Im folgenden ist *ὡς ᾔσθεθ' ὅτι* verlesen oder verschrieben. Der Zusammenhang fordert ein Verbum des Wahrnehmens, von dem der *ὅτι*-Satz abhängt. „Welch ein gewandtes Frauenzimmer! Sobald sie gemerkt hat, daß sie auf dem Wege der Liebschaft nicht zur Freiheit gelangen kann, sondern sich nur vergeblich plagt, schlägt sie den anderen Weg ein".

Welche Verbalform dasteht, kann nur erneute Vergleichung der Handschrift lehren. Mein *εὕρητο* ist ein Versuch den bezeugten Buchstaben nahe zu kommen, aber schwerlich richtig.

v. 345. Daß ich *τὰ τοιαῦτα* als nähere Bestimmung zu *χρονοτριβός* gezogen habe, bedarf wohl keiner näheren Begründung. Wenn M. Lefebvre es zum folgenden zieht und übersetzt: *„J'arriverai peut-être au même résultat, par son intermédiaire, quand elle réussira“*, so spricht gegen diese Auffassung 1. die Stellung von *δέ*, 2. *τι*, indem *λήψομαι* schon ein Objekt hat, 3. daß *τὰ τοιαῦτα* nicht bedeuten kann *„le même résultat“*.

v. 353. Die Ergänzung *ταύτην ἀφεὶς* trifft jedenfalls den Sinn. Onesimos vermutet, daß Charisios nun die Mutter des Findlings zur Frau nehmen, seine jetzige Frau fortschicken wird. Im folgenden Vers kann das Partizipium, zu dem *ταύτην* als Objektsaccusativ gehörte, nicht mehr gestanden haben.

v. 354. In diesem Vers war sicher gesagt, daß Onesimos das lecke Schiff verlassen will, ehe es sinkt. Das Bild klingt noch im *ἐκνενευκέναι* des folgenden Verses nach. Die Ergänzung: *οἷός τ' ἐγὼ τὴν ναῦν ἀπολείπειν τὴν σαθρὰν καὶ νῦν. Χαριέντως* usw. entfernt sich nicht allzu weit von den unsicher gelesenen Buchstaben am Anfang des Verses.

v. 356. Wenn nicht in der Handschrift steht: *χαιρέ⟨τω⟩ | τὸ πολλὰ πράττειν*, so muß man doch so konjizieren. Denn dieser Gedanke paßt einzig in den Zusammenhang. Die Abschrift in der Ausgabe bietet *ΤΑΔΑΑΑΑ*. Offenbar war die Stelle schwer leserlich. Hier schließt sich Fragment *N* passend an.

v. 361. Habrotonon scheint zu frohlocken, daß sie Charisios, der sie für die Mutter seines Kindes hielt, nun wirklich freigelassen hat. Sie kann sich nun frei, wohin sie immer will, begeben (*καὶ ἐλευθέρως ὅποι θέλω πορεύσομαι?*). Dem Kinde will sie mit Wohltaten vergelten, daß es ihr die Freiheit verschafft hat (v. 363 und 364 *καλῶς σε, καὶ — — — ἐλευθερίας ἄρχεις σύ μοι?*). Sophrone, die Amme der Pamphile, die bei jenem Tauropolienfest zugegen gewesen war, äußert die lebhafteste Freude, als sie Habrotonon erblickt, und sagt irgend etwas, das auf die frühere Bekanntschaft Bezug hat. Auch Habrotonon besinnt sich auf Sophrone v. 367 „Sage mir, was du meinst? Bist du nicht im vorigen Jahre mit einer Jungfrau beim Tauropolienfeste zugegen gewesen? (*λέγε μοι ἃ λέγεις· πέρυσιν παρῆσθα μετὰ κόρης | τοῖς ταυροπολίοις;*)“. Nun erkennt aber Sophrone an dem Kinde Schmuck- oder Kleidungsstücke, die der Pamphile gehörten, und fragt sogleich: „Woher hast du das Kind?“ Das weitere ist an sich klar.

v. 389. M. Croisets Ergänzung dieses Verses: *διακύπτων ἐν⟨ίοτε, πανταχοῖ σκοπῶν⟩* ist nicht nur unrythmisch, sondern auch dem Sinne nach unangemessen. Charisios steht außen an der Tür, um unbemerkt die Unterhaltung des Smikrines mit seiner Tochter zu belauschen. Das *διακύπτειν* (Hindurchlugen durch die Türritze) findet also nicht *ἐνίοτε*, sondern dauernd statt und nach allen Seiten zu spähen, ist für ihn unmöglich. Da es mehr auf das Hören als auf das Sehen ankommt, habe ich versucht mit *ἐν⟨τεταχὼς ἀκοάς⟩* einen Ausdruck für das gespannte Lauschen hineinzubringen. Doch müßte es *τὰς ἀκοάς* heißen. Das Richtige bleibt also noch zu finden.

v. 390. Daß Smikrines mit Pamphile nur über das Kind redet, wie M. Croiset ergänzt (*περὶ ⟨τοῦ παιδίου⟩ λαλεῖ*), scheint für den Zusammenhang nicht ausreichend. Am liebsten würde man den Begriff „Scheidung“ hineinbringen. Denn Smikrines legt der Tochter nahe, ins Vaterhaus zurückzukehren, was sie ablehnt. Da aber *ἀπολείψεως* nicht in den Vers geht, habe ich an *κακώσεως* gedacht, das für Verletzung der ehelichen Pflichten gegenüber der Frau, wie sie sich Charisios hat zu Schulden kommen lassen, herkömmlich ist.

v. 391 und 392. Der Plural *χρώματα* deutet auf mehrfachen Wechsel der Farbe während der ganzen Zeit des Horchens, desgleichen das Imperf.

ἤλλαττε. Dazu paßt die Ergänzung der Ausgabe (*ὁ δ' ⟨εὐθὺς ὡς⟩ ἤλλαττε χρώματα*) nicht.

v. 399. Wenn man *ἀλιτήριος* = *ὁ ἀλιτήριος* schreibt, wird M. Croisets Einfügung von ⟨*ἔγωγ'*⟩ nach *ἐγὼ γάρ* überflüssig.

v. 400. Daß die Worte *τοιοῦτον ἔργον ἐξειργασμένος* zum folgenden zu ziehen sind, zeigt das *τε* in v. 401.

v. 403. Nicht *ταῦτ' ἐκείνῃ*, sondern *ταὔτ' ἐκείνῃ* ist zu schreiben, weil Charisios betont, daß er sich dasselbe Vergehen wie seine Gattin hat zu Schulden kommen lassen. Es wäre also das Natürliche gewesen, daß sie sich gegenseitig verziehen hätten. Dies ist aber nicht geschehen (*οὐκ ἔσχον οὐδ' ἔδωκα συγγνώμην*); er wollte seiner Frau den seinem eigenen ganz gleichen Fehltritt nicht hingehen lassen (⟨*παρεὶς*⟩ *οὐδὲν ἀτυχούσῃ ταὔτ' ἐκείνῃ*).

v. 405. *ἐλοιδόρει τ' ἐρρωμένως* ⟨*εἴ*⟩*σω* ist unmöglich. Denn es muß gesagt werden, wen Charisios so heftig schmäht, daß er sich selbst schmäht. Es dürfte daher, obgleich die Ausgabe ..*σω* bezeugt, *αὑτῷ* zu schreiben sein. Daraus folgt dann weiter, daß medial *λοιδορεῖτ'* zu schreiben ist, da nur das Medium mit dem Dativ verbunden werden konnte.

v. 417 f. Ich fasse *ἐνταῦθ' ἔδειξ'* als Einführungsverbum der direkten Rede, die im folgenden offenbar Charisios das Daimonion selbst halten läßt. Denn von v. 418 an ist von ihm nur noch in der zweiten Person die Rede; und daß dies nicht Selbstanrede ist, zeigt *δείξω* v. 420 und die Futura *χρήσεται* und *ἐπιδειχθήσει* v. 421 und 422. Wenn dies richtig ist, so müssen auch die Worte *ἄνθρωπος ὤν* v. 417 zu der Rede des Daimonion gezogen werden.

v. 424. Was Pamphile zu ihrem Vater sagte in Betreff der Fehltritte des Charisios hatte keine Ähnlichkeit mit den Gedanken des Charisios, als er durch Onesimos von der Niederkunft der Pamphile erfuhr: *Ὅμοιά γ' εἶπεν οἷς σὺ διενοοῦ τότε πρὸς τὸν πατέρα.* Das ironische *ὅμοια* paßt besser in den Ton der Rede als ein gegenteiliges, die wahre Meinung ausdrückendes Wort.

v. 425. Die Wiederholung des Wortes *κοινωνός* aus v. 425, die M. Croiset annimmt (⟨*κοινωνὸν*⟩ *οὐ δεῖν τἀτύχημ' αὐτὴν φυγεῖν*) ist sehr unwahrscheinlich. Besser ist es, wenn auch hier das Daimonion ihn anredet: Sie sagte, sie sei hier als deine Lebensgenossin, so dürfe sie nicht deinen Fehltritt fliehen.

v. 427. Die Ergänzung *τὸ συμβεβηκός* entspricht genau dem Umfang der Lücken und paßt auch dem Sinne nach vortrefflich. Denn aus dem Fehltritt (*ἁμάρτημα*), den Charisios begangen hat, macht die nachsichtige Pamphile ein *ἀτύχημα*, „das ihm zugestoßen ist".

v. 430. Ich würde *παραμενεῖς* ergänzen, wenn der Platz in der Lücke für einen Buchstaben mehr ausreichte. Die Frau, deren Tun und Reden hier geschildert wird, ist Pamphile; nicht Habrotonon, von der sie ja im folgenden spricht. Jemandem, der sich von Charisios wegen seiner anstößigen Lebensweise trennen will, redet sie zu, ihm treu zu bleiben. Gern läse man *οἷός περ ἦσθα* (statt *οἶσθα*). Sie entschuldigt Charisios' Verhalten gegen Habrotonon, die keine gewöhnliche Hetäre sei und ihm einen gesunden Knaben geboren habe. Am Schluß von v. 431 mußte ein Adjektivum ergänzt werden wegen der Worte *οὐδὲ τὸ τυχόν*, die zeigen, daß ihr schon ein anderes Eigenschaftswort abgesprochen worden war. *ἁβρός* „üppig" könnte hier mit Anspielung auf ihren Namen Habrotonon gewählt sein. Weiter nimmt Pamphile das vermeintliche Kind ihrer Nebenbuhlerin auf den Arm, tröstet es und belegt es mit den zärtlichsten Schmeichelnamen. Das als *δάξ* gelesene Wort nach *ἐλεύθερος* kann nur *πάξ* sein, das auch bei Diphilos (II 572 *K* = Athen. II 67 *d*) die Bedeutung „schweig", „sei still" zu haben scheint. Das Kind ist weinend gedacht.

v. 448 f. In der Rede des Smikrines an Sophrone, die natürlich nicht seine Frau, sondern die Amme der Pamphile ist, waren nur einige Interpunktionen und Accente zu ändern, z. B. Fragezeichen nach v. 450,

453, nach *οὐκ ὀξυλαβῆσαι κρεῖττον;* („Ist es nicht besser, scharf zuzugreifen?"). V. 451 ist *περιμένω* als Coni. dubitat. dem Futurum vorzuziehen, v. 460 fordert *σε* statt des überlieferten *σοι* der Vers, *ταῦτ'* statt *ταῦτ'* das folgende *ἐμοί*.

v. 457 f. Da *οἴκαδι ἀπιών* nicht, wie es nach M. Lefebvres Interpunktion sich ergeben würde, mit *ἴδῃς* verbunden werden kann, das an Sophrone gerichtet ist (er fordert sie auf, Pamphile zur Einwilligung in die Scheidung zu bestimmen), so muß es mit dem folgenden verbunden werden. Auf dem Heimweg droht er sie in der Pfütze, an der sie auf dem Herweg vorbeigekommen sind und die sie bemerkt haben muß, zu ersäufen, falls sie im Hause des Charisios nicht getan haben sollte, was er von ihr verlangt: *μετάπεισον αὐτήν ἢ γὰρ οἴκαδ' ἀπιὼν ἐν τῷ τέλματί σε βαπτίζων ἀποκτενῶ.* Der mit *ἢ γάρ* beginnenden Drohung schickt er parenthetisch die Beteuerungsformel *οὕτω τί μοι ἀγαθὸν γένοιτο, Σωφρόνη* voraus. Das *ἤ* wurde bei der Rezitation mit dem auslautenden *η* von *Σωφρόνη* verschliffen, wie in *εἰλαπίνη ἠὲ γάμος*.

v. 478. Am Schluß ist sicher nicht *τίς γὰρ οὖν*; mit M. Croiset, sondern *οἱ θεοί* zu ergänzen. Die Fürsorge der Götter besteht eben darin, daß sie dem Menschen seinen *τρόπος* als Phrurarchen beigeben. Epikureisch ist dieser Gedanke keineswegs.

v. 487 habe ich *τῆς παρρησίας* als Exklamation des Smikrines von den vorausgehenden Worten abgetrennt. Er sagt das mehr zu sich, weil er die Wahrheit der Worte des Onesimos fühlt. „Nun, der sagt mir tüchtig die Wahrheit".

v. 490. Am Schluß ist *θεά* = „o Göttin" ein Ausruf des Staunens, das im folgenden Satz begründet wird. *θεᾷ* (= „das siehst du doch selbst") wäre im Munde des Smikrines zu gemütlich.

v. 504. *ὡς ἐγώ μοι* ist nichts, wenn es auch überliefert sein sollte und nicht etwa eine Verlesung vorliegt. Daß *ἐγῷμαι* das Richtige ist, kann nicht zweifelhaft sein.

v. 509. Dieser Vers, als Euripideisch überliefert, wird durch v. 511 als der „Auge" angehörig erwiesen (Eur. fr. inc. 912 *N*).

v. 514. Smikrines kann sich noch nicht in die Tatsache finden, die er eben erfahren hat, daß seine Tochter vor der Hochzeit von ihrem jetzigen Gatten verführt worden ist. Er weist die rührseligen Reden der Sophrone mit den Worten ab: „Du weißt ja noch gar nicht, wie er (Charisios) die Sache aufnehmen wird". „Doch", erwidert sie, „ich weiß es. Sei überzeugt, daß er eine glücklichere Auffassung von der Sache hat als du". „Unmöglich", sagt Smikrines. „Doch", sagt Sophrone, „er hält es für den größten Glücksfall, den er je erlebt hat". Smikrines läßt sich dann noch einmal die Tatsache bestätigen, daß das von Charisios in sein Haus aufgenommene Kind wirklich das Kind der Pamphile ist.

Fragment *R* (S. 1068) gehört sicher zu den *Ἐπιτρέποντες*, da (v. 9) der aus diesem Stücke zitierte Vers Fr. 177 *K* vorkommt. Es hieß etwa:

> *ὑψηλὸς ὤν τις ⟨οὗτος·⟩ οὐκ οἰμώξεται*
> *καταφθαρείς τ' ἐν ματρυλείῳ τὸν βίον*
> *μετὰ τῆς καλῆς ⟨μεθύων ἑαυτοῦ ψαλτρίας⟩*
> *βιώσεθ', ἡμᾶς ⟨οὐκ ἀποστερῶν βίου;⟩*

Wien. H. von Arnim.





Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

O. Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte. Zweite Hälfte, 3. Lieferung (Schluß des Werkes). Iw. v. Müllers Handbuch. 5. Band, S. 1153—1923. München, C. H. Beck 1906. gr. 8°.

Das Buch, dessen erste im Jahre 1897 erschienene Abteilung vom Ref. in dieser Zeitschrift 1898, S. 899 f. angezeigt wurde, hat sich im Laufe von neun Jahren zu einem umfangreichen Werke von zwei starken Bänden mit 121 Druckbogen ausgestaltet. Durch diese Schlußlieferung mit den reichhaltigen Indices (1. Verzeichnis der Eigennamen; 2. Sachregister), die trotz sorgsam gewählter Abkürzungen den Raum von S. 1681—1923 einnehmen, ist jetzt der Überblick über das Ganze erleichtert, der sonst bei der gewählten Anlage der Gesamtdarstellung (I. Übersicht über die wichtigsten Mythen, geordnet nach den Kultusstätten; II. Übersicht über die wichtigsten mythologischen Vorstellungen und Überlieferungen, geordnet nach den Mythenkomplexen; III. Übersicht über die griechische Religionsgeschichte) manchem wohl einige Schwierigkeiten bereitet hätte.

Die reiche einschlägige Literatur ist bis zu kleineren Beiträgen herab berücksichtigt und öfter charakterisiert, inzwischen im Laufe der 9 Jahre Erschienenes in Nachträgen ergänzt. Das ziemlich gleichzeitig mit dem Abschluß des Werkes veröffentlichte Buch von M. P. Nilsson, „Griechische Feste von religiöser Bedeutung" (Leipzig, B. G. Teubner 1906) konnte freilich nicht mehr benützt werden, wie auch Nilsson im Vorwort bedauert, daß er Gruppes letzte Lieferung nicht mehr verwerten konnte. Auch auf dem schwierigen Gebiete der Etymologie der Götternamen begegnen wir in den Anmerkungen ausgedehnten Mitteilungen der verschiedenen Ansichten bis in die neueste Zeit. — Daß bei der oben angegebenen Gliederung des Werkes manche Hin- und Rückweise erfolgen mußten, welche, wie schon angedeutet wurde, ohne Register die Übersicht oft ziemlich erschweren würden, ist naheliegend; namentlich macht sich das bei manchen mehr untergeordneten Gestalten, welche nicht, wie die im Verlaufe herausgebildeten Hauptgottheiten des olympischen Göttersystems, schließlich

(S. 1100 ff.) noch im Gesamtbilde dargestellt werden, hie und da bemerkbar. So z. B. bei Nemesis, wo wir hauptsächlich durch Zusammenfügung der Bemerkungen S. 45 über die allmählich erfolgte Zusammenstellung der Göttin von Rhamnus mit der Artemis Agrotera, S. 1001, Anm. 7 über das Verhältnis der Nemesis zur Aphrodite gegenüber der *ὕβρις* im Liebeleben, S. 1366 über Nemesis-Aphrodite, S. 1094 über Artemis als Nemesis und Upis einen Überblick über die wahrscheinliche Entwicklung dieser Gestalt erhalten, wie sich denselben im wesentlichen auch Ref. in der Besprechung der Schrift Posnanskys „Nemesis und Adrasteia" (vgl. diese Zeitschrift 1891, S. 315 ff.) vorgestellt hatte. Ähnlich ergibt sich, um nur noch ein Beispiel dieser Art zu berühren, welches hier, da wir eben Nemesis-Aphrodite als Rächerin der *ὕβρις* im Liebesleben erwähnten, ziemlich nahe liegt, auch bei den Danaiden der eigentliche Einblick durch Vergleichung von S. 882 mit 1023. Da an letzterer Stelle des Ref. Abhandlung über die Unterweltsstrafen in der Anmerkung genannt ist, darf er für die erstere wohl auf die ergänzende Auseinandersetzung in den „Beiträgen zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol" (Innsbruck 1894), S. 224 aufmerksam machen, welche bereits auf Ähnliches hinwies, was in der S. 882, Anm. 1 zitierten Abhandlung von Waser im Archiv für Religionswissenschaft 1899, S. 47 ff. unter anderen deutschen Parallelen angeführt ist, daß nämlich Hagestolze Wasser in durchlöcherten Körben tragen müssen; auch in den Tirolersagen über die „Moosjungfrauen", in denen vergleichbare Bestrafung auftritt, hatte der Volksglaube ursprünglich ebenfalls die hartherzig Spröden, die *ἄγαμοι* aus eigener Schuld, im Auge. Daß übrigens sonst mit manchen Deutungen im einzelnen, mit gewagteren Hereinziehungen und subjektiven Ansichten, die sich auch im Schlußteile mehrfach geltend machen, nicht jeder einverstanden sein wird, hat der Verf. selbst wiederholt angedeutet und auf alles Derartige einzugehen, würde den Rahmen dieser Besprechung überschreiten.

Das Hauptgewicht dieses Buches liegt wohl erstens in jenen Partien, welche sich auf die allmähliche Entwicklungsgeschichte der Religionsanschauungen beim Griechenvolke mit Beobachtung der volkstümlichen, der in Lokalkulten hervortretenden, der durch Literatur und Kunst beeinflußten und auf deren Wechselwirkungen beziehen, zweitens dann auf der sorgfältigen Zusammenstellung der Quellen und der neueren Verarbeitungen derselben bis in die kleinsten Detailpunkte hinab, so daß das Werk auf den hervorgehobenen Gebieten mit seinen nun angefügten verdienstlichen Registern auch als ein erwünschtes Nachschlagebuch dem Forscher auf diesem nun nicht mehr immer so leicht zu überblickenden Felde gute Dienste leisten wird.

Innsbruck. Anton Zingerle.

R. C. Kukula, Alkmans Partheneion. Ein Beitrag zum lakonischen Artemiskulte. Leipzig 1907. 31 SS. (Sonderdruck aus Philologus LXVI[1]).

Durch seine das gesamte Material erschöpfenden „Forschungen in Ephesos" ist Verf. wie von selbst auf Alkmans Partheneion geführt worden und diesem Umstande verdanken wir eine Reihe gehaltvoller, zumeist auf erstmalige Zitate basierter Beiträge zur Aufhellung des Dämmers, der noch immer über einzelnen Partien des schwierigen Gedichtes lagert. Namentlich sind es die großen sachlichen Fragen (V. 96 *φᾶρος*, V. 116 *θωστήρια*), die Kukula wohl endgiltig erledigt hat. Aber auf dem Gebiete der niederen Exegese, von der ja die höhere abhängt, möchte ich mir einige Einwendungen erlauben. Es will mir nämlich scheinen, daß, wie dies bei Arbeiten von dieser Genesis zu ergehen pflegt — ich erinnere an Th. Mommsens Erklärung der Römeroden des Horaz —, ab und zu der Wortlaut des Gedichtes in allzu kühnem Bogen umgangen wurde. Um eine Stelle gleich hier anzuführen: V. 124 *πόνων γὰρ ἅμιν ἰάτωρ ἔγεντο* (Subjekt Artemis) und 126 *νεανίδες εἰρήνας ἐρατᾶς ἐπέβαν* habe ich — unter Hinweis auf Pind. Pyth. II 85 — *πόνων* von Kriegsnöten und das übrige von der Erlösung daraus durch den Frieden verstanden. Diese Erklärung, meint Kukula S. 17 kurzweg, sei abzuweisen: denn von den beiden Aoristen sei der erste empirisch (also präsentisch) zu fassen, der zweite futuristisch, ferner bedeute *πόνων ἰάτωρ* s. v. a. *Ὀρθία* (= *Σώτειρα*) und *εἰρήνα* meine den Sieg im Agon. Ich besorge, daß um so hohen Preis nicht leicht jemand der neuen Erklärung den Vorzug geben wird.

Der Kernfrage des *ἄνισος ἀριθμός* V. 133 f. *ἀντὶ δ' ἕνδεκα παίδων δεκὰς οἵ' ἀείδει* sucht Verf. durch eine Erklärung beizukommen, die mir selbst bei einem Alkman zu kompliziert scheint. Ich bleibe dabei, daß zwischen *ἕνδεκα παῖδες* und der Tatsache, daß die Zahl der im Gedichte genannten *παῖδες* wirklich elf ist, ein Junktim hergestellt werden muß. Wir haben zwei Hemichorien, Agido ist die erste ihres Halbchors und gleichzeitig die schönste des ganzen Chors[2]). Ihr entspricht, wie K. sehr richtig betont, Ainesimbrota. Jeder der beiden werden vier Mädchen zugeteilt: Nanno — Kleisithera, Astaphis — Ianthemis. Hagesichora dagegen, die elfte, steht außerhalb der beiden Halbchöre als *χοροστάτις*. Mit jenen Worten sagt also der Chor: wenn wir zehn singen (ohne Hagesichora), wie klingt das anders (d. h. kläglich), als

---

[1]) Die folgende Anzeige will gleichzeitig als Beitrag zur Exegese des Gedichtes aufgefaßt werden.

[2]) Die Antheia des Xenophon Ephes. Erot. Gr. I 330, 20 ist nicht Hagesichora, sondern Agido. Agido ist Sonne, Hagesichora der Mond (V. 90), daher letztere jedenfalls an zweiter Stelle. Der Dichter preist sie in allen Tönen, da sie als *χοραγός* seinem Herzen am nächsten steht. Aber *τὸ εἶδος* ist sie doch *δευτέρα* (V. 93) und wird nirgends, auch V. 85 nicht, über Agido gestellt.

wenn wir elf singen (mit ihr). Damit ist zugleich zweierlei gesagt: erstens, daß ganze Partien (besonders der verlorene erste Teil) des Gedichtes von beiden Hemichorien gleichzeitig exekutiert wurden, zweitens — und das ist besonders entscheidend —, daß an ein Rivalisieren der beiden Chorhälften in Hinsicht der gesanglichen Leistung (Kukula S. 19) nicht zu denken ist. Der „Streit“ (der übrigens von vornherein entschieden ist) dreht sich nur um Schönheit und Ausstattung und besteht bloß zwischen dem Chor einer- und dem Doppelgestirn (V. 97 f.) Agido und Hagesichora anderseits. Die Stelle aber, die Verf. mit besonderem Nachdruck für seine Auffassung ins Feld führt, V. 95 ff. *ταὶ Πελειάδες ..... ἇμιν μάχονται* enthält in seiner Übersetzung: „die Pl. .... fliegen uns voran in den (Wett-) Streit ....“ einen wunden Punkt, nämlich die Gleichung *μάχονται ἇμιν* ∼ *προμαχοῦσι ἡμῶν*.

Damit sind wir bei der schwierigen Plejadenfrage angelangt. Um die Siebenzahl herauszubekommen, gibt Kukula dem Worte *δευτέρα* eine doppelte Funktion, als Numerale und als — *nomen proprium*. Ein geistvoller Bluff, mit dem jedoch die Stelle nicht ins Reine gebracht ist. Die Sängerinnen, eben die Plejaden, können von sich selbst nicht gleichzeitig in der 1. Person (*ἇμιν*) und in der 3. (*ταὶ Πελειάδες*) sprechen. K. hilft sich nun damit, daß er *ἇμιν* von der „Vollzahl“ des Chors, d. i. außer den genannten sieben Plejaden auch von den Statistinnen (in Wahrheit also den letzteren vor allen anderen) verstanden wissen will. Aber diese sangen ja, wie Kukula selbst durch Beibringung der Stelle Menand. fr. 165 K. erweist, gar nicht mit. Daher halte ich an meiner Konjektur *Πελειαδέσι* unbeirrt fest: sie erläßt uns die Siebenzahl, da *Πελειάδες*, wie ich wieder von K. lerne (S. 10), s. v. a. *χορός* ist.

In V. 99 ff. *οὔτε γάρ τι πορφύρας τόσσος κόρος* bezieht sich *τόσσος* sicherlich nur auf Agido und Hagesichora. Wenn die Mädchen sagen, daß sie nicht soviel Purpur aufweisen können, wie A. und H., so bekennen sie ja damit durchaus nicht ‘mangelhafte Ausrüstung und Besetzung’, ebensowenig wie einer, der sagt, ‘ich habe nicht so viel Geld wie der Rothschild’, damit seine Armut bekennt. — *οὐδὲ ταὶ Ναννῶς κόμαι* heißt ferner vollständig: auch Nannos Haar ist nicht so schön *ὥστ' ἀμῦναι*. Endlich der Sinn von V. 109 ff. ist wohl kaum der von Kukula gewollte: es ist zu *Ἀσταφίς μοι γένοιτο*, mein' ich, wieder zu denken: *ὥστε παρ' ἐμοὶ οὖσα ἀμῦναι*.

Wien. Hugo Jurenka.

Valerius Catullus' sämtliche Dichtungen in deutscher Übertragung. Von Dr. Mauriz Schuster. Wien 1906.

Diesen Wortlaut des Buchumschlages ergänzt das Titelblatt mit der Angabe: „Nebst ausführlichen Erläuterungen". Diese befassen sich mit „des Dichters Leben und Wesen", unter Bezug auf die Eingangsworte betitelt: „Zur Verständigung", und geben von S. 165 an einen fortlaufenden Kommentar zu den einzelnen Gedichten. Worüber sich der Schöpfer dieser neuesten Catull-Übertragung „verständigen" will, ist an erster Stelle eine Art Rechtfertigung, daß er die Zahl der lesbaren Übersetzungen um eine neue zu vermehren unternahm, u. zw. „eine Übersetzung des gesamten Dichtergutes" so wörtlich als möglich, bezw. wo die sklavische Wortübersetzung versage, mit genauer Wiedergabe des Sinnes. Ein weiterer Punkt der „Verständigung" betrifft die verwendeten Versarten, die im allgemeinen dieselben sind wie im Original. Nur statt der Skazonten und der Galliamben sind iambische Senare gewählt. Bezüglich der Skazonten ist dieser Vorgang zu bedauern. Denn daß dieses so charakteristische Maß einem deutschen Ohre unverständlich sei, erlaube ich mir zu bestreiten; auch wäre dies kein ausschlaggebender Grund für einen Übersetzer, der selbst gesteht, „wie untrennlich meist Gedanke und sprachlicher Ausdruck mit einander verwachsen sind". Wer die Hinkiamben nicht kennt, hätte durch ein paar Worte in den Erläuterungen mit ihnen ebenso gut vertraut gemacht werden können, wie es beispielsweise mit den Hendekasyllaben (S. 166) geschieht. An eine einzige Textesrezension sich ausschließlich zu halten, hat der Übersetzer vermieden, selbständiges kritisches Verfahren selten versucht. Die Überschriften der Gedichte, die in drei Abschnitte eingeordnet sind (1—60 Lieder, 61—68 Hymnen und Elegien, 69 ff. Epigramme), sind durchweg frei gewählt und der Kommentar versucht, die jeweilige Situation des Dichters in Bezug auf den behandelten Stoff klar zu stellen unter Verzicht auf alles überflüssige gelehrte Beiwerk. Diese lobenswerte Beschränkung ist leider wiederholt außer acht gelassen — vgl. S. 157 das über den Vornamen des Dichters Bemerkte, wozu sogar der alte Scaliger mit seiner Konjektur herhalten muß, oder gar die Anführung des Kunstausdruckes: isometrische Pseudonyme (S. 158) oder die beabsichtigte Ausführlichkeit, mit der der Freundeskreis des Dichters gewürdigt ist (S. 158 bis 163). Das Lebensbild Catulls ist im großen Ganzen gut gezeichnet; nur wäre der Tod seines Bruders vor der Erwähnung der Reise nach Bithynien (S. 2) nicht erst so nebenher bei der Darlegung des Liebesverhältnisses mit Lesbia (S. 7) zu erwähnen. Nebenbei bemerkt, woher weiß der Übersetzer, daß Catull „seine Lesbia mit solcher Reine (*sic*) geliebt wie ein Vater sein Kind"? (S. 259 zu c. 87). Und ob „ein scharfes Epigramm gegen die Wortbrüchige dem Dichter sein seelisches Gleichgewicht wiederschenkte" (S. 269 zu c. 110), müßte erst bewiesen werden.

Was die laut verkündete Vollständigkeit der neuesten Catull-Übersetzung anlangt, ist dagegen zu bemerken, daß von dem aus sechs Distichen bestehenden 97. Gedichte nur die beiden Einleitungsverse gebracht sind, das Fehlende mit Gedankenstrichen angezeigt wird. Das haben die Vorgänger Schusters auch getan, und zwar ganz mit Recht und an anderen Stellen auch, ohne daß, wie ich glaube, Catulls Dichterbild etwas Erhebliches eingebüßt hätte. Ein Gedicht von so bodenlosem Cynismus wie 97 braucht gar nicht verdeutscht zu werden, am allerwenigsten einem Leserkreise, der „einem alten Dichter, einem . . . wahren Götterfreunde ein Interesse“ entgegenbringt (S. VIII). Setzt man sich aber um der lieben Vollständigkeit willen oder aus was immer für einen Grund über Bedenken dieser Art hinaus, die wahrhaftig weder zimperlich noch gleisnerisch sind, dann erscheint mir das Aviso sonderbar: „Manches massive Wort unseres Wildfangs (*sic*) mußte gemildert werden“ (S. VI). Im Gegenteil! Wenn man übersetzt, was andere unterdrücken zu müssen glaubten, dann möge das Derbe nicht verschleiert, nicht bis zur Unkenntlichkeit vernebelt werden. So wird der Schluß c. 56 (*rigida mea cecidi* mit steifem Treffer) unverständlich, weil *pro telo,* worin der Witz liegt, fehlt. Die *pendens sicula . . . nunquam se mediam sustulit ad tunicam* (67, 21) hat in der Übertragung „ein zartes . . . verschlafenes Köpfchen“ erhalten, dafür aber den charakteristischen Prädikatsbegriff mit *mediam ad tun.* eingebüßt. Ähnliche Abschwächungen wirken oft geradezu mißverständlich, so 25, 3 *pene languido senis* = eines Greises schlaffer Leib; oder wenn 28, 12 *nihilo minore verpa farti estis* mit „ein gleicher Egel sog an euerem Blut“ verdeutscht wird, wer wird da auf den eigentlichen Sinn kommen: *inrumati estis?* Hieher gehören „Milderungen“ wie: vor Dir und Deinen Lüsten (*a te metuo tuoque pene infesto* 15, 9); meine männliche Kraft sollt ihr verkosten (*pedicabo ego vos . . .* 16, 1); denn sonst macht ihr mein Trieb (!) ein jähes Ende (*ne finem facias, sed inrumatus* 21, 13); daß mir Mantel und Unterkleider (!) platzen (*pertundo tunicamque palliumque* 32, 11). Für die *cacata carta* 36, 1 gibts nur eine Übersetzung und die lautet anders als „Schmutzpapiere“. Es mag hingehen, wenn an solchen Stellen die Genauigkeit unter einer gewissen Salonfähigkeit leiden mußte; aber es fehlt nicht an Stellen, die nur durch den Vergleich mit dem lateinischen Text verständlich werden, so 39, 19 „Zähne und der Lade zartes Fleisch“ (= Zahnfleisch!) oder 37, 20 *urina* Morgenjauche. Wer wird 23, 6 *coniuge lignea parentis,* das übersetzt ist „dem hölzernen Teil der Ehehälfte“, an die dürre Schwiegermutter denken?

Auch nicht ohne Willkür verfährt der Übersetzer. *Per consulatum peierat Vatinius* (52, 3) heißt doch nicht „das Konsulat belügt im Eid Vat.! Weshalb wird *soccus* 61, 10 mit Sandale wiedergegeben, was doch im Verse 167 (erhebe den güldenen Fuß) zurückgewiesen wird? Weshalb wird aus *luteum papaver* 61, 195

blühender Mohn — es handelt sich doch um ein Gegenstück zur weißen Kamille des Vorverses; weiß und rot, nicht weiß und blühend geben die richtige Vorstellung der Farbenschönheit. Und wenn 64, 305 *infirmo quatientes corpora motu . . . Parcae* verdeutscht wird „die neidischen Parzen mit lässigem Zittern sich regend", muß man wohl fragen, was das Epitheton „neidisch" hier zu tun hat und was das lässige Zittern bedeuten soll, da ja das Wort des Dichters doch das hohe Alter der Parzen andeuten will, wie später noch mit *tremulum corpus* (v. 307). Und wenn Catull ihr Hochzeitslied einleitet mit den Worten *clarisona vellentes vellera voce... fuderunt carmine fata* (320), hat er gewiß nicht das sagen wollen, was sich der Übersetzer erlaubt „sie rupften die Wolle und sangen mit lockender(!) Stimme". Mißverständlich ist ebd. 394 „oft auch im Mordgetriebe der Schlacht war gnädig der Kriegsgott"; denn Catull meint, daß ebenso wie Athene auch Mars persönlich zum Kampfe anfeuert — *armatas hominum est praesens hortata catervas.* Versteht man das unter Gnade in der Schlacht? Die *decem sestertia* des 103. Gedichtes sind in der Übersetzung zu 10 Sesterzen zusammengeschrumpft. Die sonst so mitteilsamen Anmerkungen wissen darüber nichts zu melden.

In sprachlicher Hinsicht ist auffällig: das jauchzende Chor der Thyaden (64, 391) und das artige Chor der Grazien (86, 6); an Deines Catulls Adresse (14, 13); Trüger (*inique*), rietest Du mir nicht (30, 7) und die geschraubte Fortsetzung „wolltest mein Sein empfahn", was wohl *animam tradere* wiedergeben soll. Das zarte *non a tuis teneris volet secubare papillis* (61, 104) ist recht derb gefaßt „wird vom schwellenden Busen dein | Er sich nimmer entwinden". Unschön und unrichtig ist „ein wilder Gestirne" (*crudelior ignis* 62, 20) und „ein holder Gestirne" (*iocundior ignis* ebd. 26); des Vaters gesamte Geheiße (*cuncta mandata* 64, 209); dem wölbigen Balken des Kiels (*inflexae carinae* 64, 10). Von den Mänaden heißt es „die Köpfe verdrehten sie" (*capita inflectentes* ebd. 255). Was soll man sich denken bei „Doch seit schnöde Verbrechen die Gründe der Menschen entweihten"? Wie verständlich Catull ebd. v. 396 *postquam tellus scelere est imbuta nefando!* Geschmacklos finde ich 66, 56 *Veneris casto.. in gremio* zu verdeutschen mit „Schoß Venus' der züchtigen Maid", unrichtig ebd. 69 *me premunt vestigia divum* „wenn die Götter mich herzen und kosen". Hier ist doch von einem tatsächlichen Betreten des Sternbildes die Rede. Weshalb das bezeichnende Bild *dona levis bibat pulvis* (ebd. 85) in „fresse der wirbelnde Staub" verändert wurde, vermag ich nicht einzusehen. Statt „tausende Freuden" soll es sinngemäß tausend Fr. heißen 76, 5. Drohung an den Dieben (*sic*) *Thallus* S. 182 kann Druckversehen sein, aber das Zeugma S. 210, 1. Z. v. o. „goß man Wohlgerüche, Wein und Speisen darauf" (d. i. auf den Holzstoß) ist doch gar zu kühn.

Auch an Überschwang und geschraubter Phrase fehlt es nicht. So heißt es gleich S. 1 „Catull begrüßte das Licht der Welt"; S. 195 „Die Ironie dieses Schlußverses ist von vernichtender Wirkung" — ganz so wie's in der Zeitung zu lesen ist — übrigens vernichtet wird hier gar nichts, sondern nur über den derben Spaß gelacht, und wenn die *moecha turpis* nicht auf den Kopf gefallen ist, lacht sie mit. c. 44 wird ein „in boßhafte (*sic*) Komik getauchtes Gedichtchen" genannt und zu c. 64 wird bemerkt, der Dichter fordere „das gottverlassene Sündergeschlecht der Gegenwart vor das Barreau" (S. 221, Z. 5 v. o.).

In den „Erläuterungen" wollte der Übersetzer den „herkömmlichen Ton" vermeiden, insbesondere „ein Sammelsurium mehr oder minder interessanter Vergleichstellen" (S. VII). Leider ist gerade gegen diesen löblichen Vorsatz häufig verstoßen. Es wimmelt z. B. an Verweisen auf Heine, Goethe, Walter v. d. Vogelweide, Grillparzer, Herder, auf Homer, Horaz, Vergil, Phädrus, Euripides, Ovid, auf Shakespeare, Petrarca — sogar Klesheims Mailüfterl muß herhalten und das Lied von der alten Burschenherrlichkeit, Schwind und Böcklin werden zuhilfe gerufen und ein indisches Gedicht, angeblich von Bhartrihari, findet sich zitiert! Wenn c. 31, 4 *quam te libenter quamque laetus inviso* den Übersetzer lebhaft an den „Gruß Elisabeths an die Sängerhalle auf der Wartburg" erinnert (S. 187), so läßt sich gegen dieses subjektive Erinnern nichts sagen, nur bedeutet *inviso* gar nicht grüßen, das ja auch aus der Ferne geschehen kann. Daß aber S. 212, Z. 3 v. o. allen Ernstes steht: Der Hochzeitsruf Hymenäus' ist dem Freunde der Offenbachschen Operette aus dem „Blaubart" hinlänglich bekannt, so hat diese Erläuterung allerdings mit dem „herkömmlichen Ton" nichts gemein. Übrigens ist dieser Hinweis m. E. ganz unnötig, da ja die vorhergehende Erklärung des Wortes *Hymenaeus* vollkommen ausreicht und weiter nichts zu deuten übrig bleibt. Oder bedürfen weiters die allgemein üblichen Äußerungen intimer Wiedersehensfreude: Kuß auf Mund und Wange eines Beleges aus der Odyssee (S. 171 zu c. 9)? Darin liegt aber gerade ein oft wiederkehrender Fehler dieser Erläuterungen, daß sie mit vielwissender Gelehrsamkeit dort einsetzen, wo das Dichterwort keine Hilfe zum Verständnis braucht. So ist z. B. das Distichon c. 85 *odi et amo* gemeinverständlich — klar wie eine Perle, sagte M. Haupt. Nichtsdestoweniger beschäftigen sich mit den zwei Zeilen dieses Epigramms rund zehn Druckzeilen Erläuterungen! Ebensowenig bedürfen die zwei Distichen des 92. Gedichtes einer Erläuterung von sieben Druckzeilen, und wenn die keineswegs dunklen fünf Verse des 58. Gedichtes im Kommentar fast eine volle Druckseite beanspruchen, steht dieses Mißverhältnis jedenfalls in Widerspruch mit der eingangs erwähnten Absicht des Übersetzers.

Trotz dieser Ausstellungen läßt sich nicht leugnen, daß der Übersetzer über eine achtenswerte Darstellungsgabe verfügt, die

nur der fortgesetzten Übung und Selbstzucht bedarf, um Ausgereiftes zu leisten. Denn was ihm tadellos gelungen ist, läßt bedauern, daß manches andere nicht noch unter der Feile gelassen wurde. Die literarische Welt hätte ruhig auf das Erscheinen der „ersten vollständigen Catullübersetzung“ warten können, wenn diese erst in ein paar Jahren veröffentlicht würde. Vielleicht hätten dann auch neben der Seitenzahl fortlaufende Kolumnentitel das Auffinden der einzelnen Lieder erleichtert, was jetzt leider nicht der Fall ist. Druck und Ausstattung ist sauber und gefällig. Von den wenigen Druckversehen erwähne ich S. 38 (c. 30, 1) Aphen statt Alfen; S. 185 (c. 30) Rythmus; S. 188 (c. 34) des Latona; S. 213 (v. 127) die Feszenninen, einer ländlichen . . . Volkslustbarkeit; S. 220 zu c. 64 ist im 2. Absatz, 2. Zeile Theseus statt Peleus genannt; S. 222, Z. 5 v. u. Cattullschen Epyllions; S. 270 im Titel 115 (statt 113) An Cinna.

Wien. K. Ziwsa.

Rasi P., Le satire e le epistole di Q. Orazio Flacco commentate ad uso delle scuole P. I Le satire. Milano—Palermo—Neapel 1906. V und 246 SS. 8°.

Die vorliegende Ausgabe schließt sich im wesentlichen in Text und erklärendem Material an die gangbarsten deutschen Horaz-Ausgaben von Orelli-Mewes, Müller, Kießling, Krüger an, unterscheidet sich aber von ihnen m. E. nicht zu ihrem Vorteil durch die übermäßige Heranziehung statistischer Anmerkungen und die gehäufte Menge von Lesearten, über die die Entscheidung zu treffen dem Schüler überlassen bleibt. Neben diesen hohen Anforderungen an ihn muß es aber befremden, Erklärungen von grammatischen Erscheinungen elementarster Art zu finden, deren Kenntnis man auf dieser Stufe des Unterrichtes nach der Lektüre Ovids und Vergils voraussetzen muß, will man nicht ganz auf den ästhetischen Genuß eines Dichterwerkes verzichten. Daß *deum* = *deorum*, *quis* = *quibus*, *qui* = *quomodo*, *nihilum* = *nihil*, *non unquam* = *nunquam*, *divisse* = *divisisse*, daß *aevi brevis* (II 6, 97) ein *genet. qualit.*, *cornu exsecto* (I 5, 58) ein *ablat. qualit.*, daß *verba simplicia* für *composita* gebraucht werden, daß *invideat* (I 6, 50) ein *coniunct. potent.*, daß *valeas* (II 6, 116) ein *exhortat.* ist für den gewöhnlichen Imperativ, daß *quod* mit dem Konjunktiv, *quamvis* mit dem Indikativ und Konjunktiv verbunden werden kann, daß *non parcus* (II 2, 62) eine Litotes ist = *largus*, *lavatum* (I 6, 125) das Supinum, wer wollte mit solchen Dingen den Schülern einen Horaz vergällen? Auch durch lexikalische Stellensammlungen wird das Verständnis eines Dichters wenig gefördert. So wird *fugitivus* (II 5, 16), der *terminus technicus* für einen entlaufenen Sklaven, durch zwei Stellen belegt und außerdem herangezogen:

S. I 1, 78 *fugientes;* 5, 68 *cum fugisset;* Ep. I 16, 46 *fugi;* II 2, 14 *semel hic cessavit* und 16 *fuga.* Vgl. I 4, 36 *semel,* II 6, 25 *bruma* u. a. Noch weniger wird dem Schüler genützt durch Hinweis auf Schriftsteller, deren Namen er vielleicht nicht einmal gehört hat, deren Werke aber gewiß nicht in seiner Hand sind. So erinnert sich R. bei *mitulus* (II 4, 28) an die *frutti di mare,* derentwegen er den Schüler auffordert, des Ennius' *Hedyphagetica* Sat. v. 51 sq., p. 83 ed. M. zu lesen. Ist hier nicht viel lehrreicher die Bemerkung, daß die Miesmuschel die Auster der unteren Stände ist und von diesen tatsächlich in großen Mengen gegessen wird? (Schweiger-Lerchenfeld, Das Mittelmeer, S. 27). Bezüglich des substantivischen Gebrauches von *mille* (II 3, 197) verweist R. die Schüler auf die *considerazioni di Gellio* I 16! Daß das als Abschiedsformel gewöhnlich gebrauchte *vive valeque* (II 5, 110) sich bei Horaz auch in asyndetischer Form findet, hat mit der Stelle wenig zu tun, ebenso wenig, daß beide Verba verbunden vorkommen Ep. I 7, 3. Vgl. auch Ep. I 16, 21. Wozu aber noch Plautus Trin. 52 *(vivere et recte valere)* herangezogen wird, ist schlechterdings nicht einzusehen. Warum nicht auch Terentius' Andr. 889 *immo habeat valeat vivat cum illa?* Das griechische *χαίρων ἴθι* hätte denselben Dienst getan.

R. liebt überhaupt eine gewisse Breitspurigkeit der Rede, wo andere Herausgeber mit einer kurzen bündigen Erklärung sich begnügen. S. II 1, 1 liest man: '*Sunt quibus .. videar.* Wegen des Konjunktivs vgl. I 4, 24'. Daselbst findet man aber nur eine Stellensammlung von *sunt qui* mit dem Indikativ, mit dem Konjunktiv, mit dem Indikativ und Konjunktiv. Ludwig (in seiner Präparation zu Hor. Satiren) hat dazu bloß die Anmerkung: Indikativ, weil *sunt quibus = nonnullis.*

Ebendaselbst weiß R. zu *satira* nichts anzuführen als den Plural II 6, 17. Viel feiner unterscheidet Ludwig zwischen dem Singular = die Dichtgattung und dem Plural = die einzelnen Satiren. Statt *nocturnus* (I 3, 17) = *noctu* (Enallage) durch sieben Stellen zu belegen, wäre der Hinweis auf gr. *ἦλθεν ἑσπέριος* vollkommen hinreichend gewesen. II 6, 33 zu *ventum est* wird verwiesen auf I 9, 35. Dort liest man *ventum (= perventum) erat.* Vgl. II 6, 33. Ludwig sieht in dem Medium eine beabsichtigte Objektivierung des Dichters selbst: *ventum est (= veni).* Zu *illĭus* (I 3, 74) wird die Bemerkung geboten: *sistole,* vgl. Ep. I 1, 14. Der Schüler war besser darüber zu belehren, daß der Genetiv auf *ius* im älteren Latein mittelzeitig ist.

Auch die Anführung unbedeutender, von der Kritik verworfener Lesarten hätte unterbleiben sollen. So gesteht R. selbst zu (II 5, 48), daß die LA. *uti* oder *utei, ut ei* st. *ut et* bloße Konjekturen seien, ebenso II 5, 90 *offendes* st. *offendet,* II 5, 21 *tulit* st. *tuli,* II 2, 56 *dictum* st. *ductum.* Vgl. *ducere = deducere* C. IV 2, 49. Dagegen vermißt man LA., die teilweise in die

Texte Eingang gefunden haben, wie zu II 6, 59 *mergitur, porgitur,* II 5, 93 *increbruit* u. a.

Mit der Betonung der etymologischen Seite der Erklärung kann man sich einverstanden erklären, wenn sie für die Schule gesicherte Resultate liefert, zweifelhafte bleiben besser weg. So gibt *Anxur* (I 5, 26) Anlaß, den alten Namen dieser Stadt *Tarracina* als vielleicht verderbt aus τραχινή, τραχύς hinzustellen. Ich pflichte vielmehr Nissen bei, der (Ital. Landesk. II, S. 641) wohl das Richtige getroffen haben dürfte mit seiner Behauptung, daß „der Schweiß, den der Weg einen gelehrten Mann gekostet hat, der Vater jenes Einfalls war“.

Auch die Heranziehung der modernen Sprachen bildet ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel der Erklärung, ein besseres als grammatische Abschweifungen. Bei *apotheca* (II 5, 7) wünschte man neben ital. *bottega,* franz. *boutique* das gr. ἀποθήκη zu lesen, bei *gyro* (II 6, 26) lag es nahe, an gr. γῦρος, ital. *giro* zu erinnern. Das Griechische hätte noch größere Berücksichtigung verdient.

Einige Erklärungen dürften nicht allgemeine Billigung finden. *Sal purum* (I 3, 14) faßt R. als *ben purgato* im Gegensatz zu *sal nigrum (non purgato)* II 4, 74. Ich möchte eher nach der Erklärung mehrerer Herausgeber ersteres als *sal simplex, non conditum* als Zeichen der Genügsamkeit ansehen im Gegensatz zum *sal conditum* der Reichen. I 4, 13 nimmt R. *ut multum* konzessiv, besser mit Kießling *(nil moror = concedo)* „die aus der Einräumung sich ergebende Konsequenz“. Das Landgut des Horaz (II 3, 5) wird noch immer *Sabinum* genannt, die Reise nach *Brundisium* (I 5) statt in den Herbst in den Frühling verlegt. I 5, 13 ergänzt R. zu *aes exigitur: a nautis,* vielmehr wird die Bezahlung von einem Kassier gefordert, der den Fahrgästen eine *tessera* einhändigt. Siehe Zielinski, Die röm. Bleitessera (N. Jahrb. IX 1906, S. 282). Kann man im Ernste (II 7, 36) in Horaz' damaliger Stellung von regelmäßigen *scurrae* reden oder ist nicht vielmehr auch hier eine Übertreibung des Davus anzunehmen? Nicht bloß Pythagoras (II 2, 79), auch die Stoiker bezeichneten die Seele als *divinae particulam aurae.* II 8, 91 war statt der selbstverständlichen Bedeutung von *poni* die traurige Tatsache zu verzeichnen, daß bereits die alten Römer, wie die heutigen, unsere Singvögel verzehrten.

Die Ausstattung des Buches kann sich mit den in Deutschland jetzt eingeführten prächtigen Schulausgaben nicht messen. Der an und für sich kleine Druck wird noch durch flüchtige Versehen beeinträchtigt.

Duppau. Fr. Hanna.



Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Untersekunda auf Grund der preußischen Lehrpläne von 1901 bearbeitet von Prof. Dr. Richard Jonas, Direktor des kgl Gymnasiums zu Köslin. Zweite, verb. und verm. Aufl. Leipzig, Freytag 1906. 132 SS. Preis geb. 1 Mk. 60 Pf.

Das vorliegende Übungsbuch hat, für die Mittelstufe des Lateinunterrichtes berechnet, in erster Linie die Wiederholung der syntaktischen Regeln im Auge. Die zum Übersetzen bestimmten Stücke zerfallen in solche, die der systematischen Einübung der Kasus-, Tempus- und Moduslehre dienen, und in solche, die sich inhaltlich und im Wortschatz an die in Untersekunda durchgenommenen Schriftwerke anschließen. Die ersteren entnehmen ihren Stoff meist dem Leben der alten Autoren — die in der vorliegenden Auflage neu hinzugekommenen zehn Stücke behandeln Xenophon und Homer —; in der zweiten Hälfte sind Ciceros Reden *pro Sex. Roscio, de imperio Cn. Pompei, in Catilinam* sowie Livius' erste zwei Bücher Kapitel für Kapitel so bearbeitet, daß Gedanken- und Satzbildung von der Darstellung der lateinischen Schriftsteller verschieden sind, daß aber fast überall darauf verzichtet wird, den Inhalt von einer neuen Seite zu fassen. Die deutsche Ausdrucksweise ist im allgemeinen korrekt und hält mit steter Rücksicht auf die Stufe, für welche das Buch bestimmt ist, die richtige Mitte zwischen einer allzu modernen Sprache und dem berüchtigten Übersetzungsdeutsch. Die für die Übertragung bestimmten Hilfen sind auf ein geringes Maß beschränkt und so gehalten, daß die Übungsstücke auch ohne nebenhergehende Schriftstellerlektüre verwendbar bleiben.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

Stephanus Cybulski, Tabulae, quibus antiquitates Graecae et Romanae illustrantur. Tab. V: Arma et tela exercitus Romani. Editio II. emendatior. Tab. VI, VII: Exercitus Romanus. Editio II. auctior. Lipsiae. K. F. Koehler 1905.

Dr. Martin Fickelscherer, Die römischen Verteidigungs- und Angriffswaffen. Erläuternder Text zu der Tafel V. 11 SS.

Von den bekannten Cybulskischen Tafeln, die als unentbehrliches Hilfsmittel für den Anschauungsunterricht allgemein anerkannt sind, liegen drei in neuer, verbesserter und vermehrter Auflage vor. Auf Tafel V sind die Ausrüstungsgegenstände des römischen Heeres dargestellt; der erläuternde Text dazu gibt eine übersichtliche, verständliche, dabei aber genaue Erklärung dieser Gegenstände, die aus der letzten Zeit des Freistaates und den ersten Jahrhunderten des Kaiserreiches stammen. Diese Zeit kommt ja besonders für die Gymnasiallektüre in Betracht. In der Erläuterung werden überall die Quellen für die Darstellung angegeben.

Der Text behandelt 1. Schutzwaffen, 2. Angriffswaffen, 3. Feldzeichen, 4. Auszeichnungen und 5. Musikinstrumente. Tafel VI und VII bieten, gleichfalls mit Angabe der Quellen, die hervorstechendsten Figuren des römischen Heeres: den Legionssoldaten der Republik, den Schwerbewaffneten der Kaiserzeit, den Prätorianer, den Schleuderer, den Leichtbewaffneten und Bogenschützen der Kaiserzeit; dann den *legatus legionis*, den *imperator*, den *centurio*, den *eques cataphractus*, den *signifer auxiliarius* (die drei aus der Kaiserzeit) und den *eques*. Die Anwendung der Farben verleiht den Bildern ein gewisses Leben, sie eignen sich trefflich auch als Wandschmuck. Bei der Größe der Tafeln sind die einzelnen Figuren auch auf weitere Entfernung deutlich sichtbar; die Zusammenstellung läßt den Unterschied der Waffengattungen und die Rangsunterschiede übersichtlich erkennen. So eignen sich diese Bilder besser für den Unterricht als die kostspieligen, gebrechlichen Modelle. Tatsächlich sind die Cybulskischen Tafeln weit verbreitet: Ref. sah dieselben im Jahre 1900 auch an den Wänden des Pädagogiums in Silistra (Bulgarien). Anzuerkennen ist das Bestreben des Herausgebers, unablässig zu verbessern und zu erweitern, sowie die gute Ausstattung seitens des Verlegers. Eine weitere Besprechung ist unnötig und Ref. wünscht, daß Anstalten, die etwa diese Tafeln noch nicht besitzen, dieselben anschaffen; diese Tafeln schließen sich den übrigen desselben Herausgebers würdig an und fördern den Unterrichtsbetrieb in den klassischen Sprachen in hervorragender Weise.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Novalis Schriften. Herausgegeben von J. Minor. Verlegt bei Eugen Diederichs Jena 1907. 4 Bände. Preis 12 Mk., geb. 16 Mk.

Als Novalis am 25. März 1801 kaum 29jährig starb, da lagen die Resultate seines Denkens und Dichtens in einer Reihe von Studienheften und Handschriftenkonvoluten vor: der unvollendete Roman „Heinrich von Ofterdingen“, mehrere Aufsätze und Entwürfe, eine beträchtliche Zahl von Gedichten und die reiche Fülle der Exzerpte und Fragmente. Novalis selbst hatte nur wenig der Öffentlichkeit übergeben: die „Hymnen an die Nacht“, die Fragmente „Blütenstaub“ und andere Fragmente im „Athenaeum“, die Fragmente „Glauben und Liebe“ in den „Jahrbüchern der preussischen Monarchie“. Ein fragmentarischer Aufsatz „Die Christenheit oder Europa“ war von den romantischen Freunden nicht ins „Athenaeum“ aufgenommen worden.

Bald nach seinem Tode erschien eine Anzahl von Gedichten in dem Schlegel-Tieckischen Musenalmanach für 1802 und in diesem Jahre die erste Ausgabe seiner Schriften, herausgegeben von

Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck. Den ersten Teil nimmt die vollendete Hälfte des Heinrich von Ofterdingen" ein nebst Mitteilungen Tiecks über die geplante Fortsetzung, es folgen die „Hymnen an die Nacht" aus dem „Athenaeum", eine Anzahl von ungedruckten Gedichten, die Geistlichen Lieder, die zum Teil schon im Musenalmanach gedruckt waren, endlich „Die Lehrlinge zu Sais". Die größere Hälfte des zweiten Teils besteht aus Fragmenten vermischten Inhalts; „Blütenstaub" und „Glauben und Liebe" finden sich zum größten Teil, in verschiedene Abteilungen zerstreut, wieder abgedruckt, neue Fragmente aus den Papieren Hardenbergs treten hinzu, die meisten aus dem Entwurfe eines enzyklopädischen Werkes, „Das Buch" oder „Die Enzyklopädistik", das wohl nur aus dergleichen abgerissenen Sätzen bestehen sollte.

Diese Sammlung der Schriften erlebte fünf Auflagen, von denen die vierte besondere Erwähnung verdient, weil nur hier der Aufsatz „Die Christenheit oder Europa" abgedruckt wurde, nicht auf Betreiben des fromm gewordenen Friedrich Schlegel, der vielmehr — wie Minor nachgewiesen hat — seit der zweiten Auflage völlig unbeteiligt war, sondern wohl in eigenmächtigem Vorgehen des Verlegers. Die späteren Auflagen weisen Veränderungen gegenüber der ersten auf, die aber nach den Untersuchungen Antonie von Hugs meist Verschlechterungen des Textes sind. Der 5. Auflage folgte in den Vierzigerjahren ein dritter Teil, den Tieck von seinem jüngeren Freunde Eduard von Bülow besorgen ließ. Hier sind Jugendgedichte, Entwürfe, Tagebücher und Briefe zum erstenmale abgedruckt, eine große Zahl von Fragmenten aus den Studienheften neu hinzugefügt. Mehr als fünfzig Jahre lang mußte jede Beschäftigung mit Novalis von dieser Ausgabe ausgehen, deren Inhalt durch mehrere Erstdrucke Hardenbergischer Gedichte und Entwürfe in Zeitschriften seither nur unwesentlich ergänzt wurde.

Es ist das unbestreitbare Verdienst Ernst Heilborns, daß er in seiner Ausgabe wieder auf die Manuskripte zurückgegangen ist und aus dem handschriftlichen Vorrat die Reihe der „Fragmente" erheblich vermehrt, manches unbekannte Gedicht, manchen wichtigen Entwurf ans Tageslicht gezogen hat. Aber seine Kritiker Minor, Walzel, Antonie von Hug haben gezeigt, wie durchaus hilf- und kritiklos er den Handschriften gegenübergetreten ist, wie kühn er jede Rücksicht auf die gedruckte Überlieferung abgelehnt, wie er vor allem bei den „Fragmenten" unbekümmert um die Genesis dieser Notizhefte, die vom Dichter und seinen nächsten Freunden und Geistesverwandten hergestellte Ordnung zerstört, geistiges Eigentum und Lesefrüchte des Dichters sorglos nebeneinander abgedruckt hat. Vor allem Minor hat diese „kritische" Ausgabe in seiner Besprechung im Anz. f. deutsches Altertum gerichtet; in ihrer völligen Unbrauchbarkeit erweist sie sich nun, da Minors Ausgabe vorliegt.

Minor ändert zunächst die althergebrachte Reihenfolge der Werke. Sie ist, wie wir gesehen haben, aus der Geschichte des Textes zu erklären; die älteren Ausgaben haben so wenig Gedichte gebracht, daß sie nicht gut an die Spitze gestellt werden konnten, zudem dürfte die hohe Verehrung, die der Roman als Dichtungsgattung zur Zeit der Romantik genoß, die Voranstellung des „Heinrich von Ofterdingen“ veranlasst haben. Minor stellt — wie wir es auch sonst zu finden gewohnt sind — die Gedichte an die Spitze und schließt ihnen geschickt einen kleinen Anhang von prosaischen Fragmenten und Entwürfen an. Der zweite Band enthält in einem ersten Teil die kleineren prosaischen Schriften und die Tagebücher; die zweite Hälfte füllen wie den ganzen dritten Band die „Fragmente“. Der vierte gibt einen vollen Akkord zum Schlusse mit den „Lehrlingen von Sais“ und dem Roman.

Was die Anordnung im einzelnen betrifft, so waren besondere Schwierigkeiten bei den Gedichten und den Fragmenten zu überwinden. Wir haben gesehen, wie allmählich die Gedichte publiziert worden sind, indem zu Novalis' Lebzeiten nur die „Hymnen an die Nacht“ erschienen, denen sich dann im Musenalmanach und in der Ausgabe von 1802 die Geistlichen Lieder und wenige „Vermischte Gedichte“, im Bülowschen Nachtragband noch etliche zwanzig Jugendgedichte anschlossen, die in den Roman eingeflochtenen lyrischen Gedichte nicht gerechnet. Heilborn hat die „Gedichte“ von den „Jugenddichtungen“ geschieden, innerhalb dieser großen Abteilungen aber — von den Hymnen und den Geistlichen Liedern abgesehen — die Gedichte nicht weiter gegliedert oder aber zu unmöglich kleinen Gruppen (zwei Marienlieder, drei Vermischte Gedichte) zusammengefaßt. So erscheinen sie ganz unübersichtlich. Minor hat die alte Rubrik „Vermischte Gedichte“ wieder aufgenommen, aber mit neuem Inhalt erfüllt, indem er unter diesem Titel alle Gedichte zusammenstellt, die sich nicht den von ihm eingeführten, bequem und natürlich einteilenden Bezeichnungen fügten: Zu festlichen Gelegenheiten, An Personen, Sonette, In antikem Versmaß. Die Hymnen und die Geistlichen Lieder blieben selbstverständlich intakt, eine neue Gruppe schließt sehr glücklich die selbständig wertvollen Lieder aus „Heinrich von Ofterdingen“ zusammen. Fast alle Abteilungen sind durch bisher ungedruckte[1]) oder in die Schriften nicht auf-

[1]) I 89 Die Auferstehung, 121 An die Muse, 124 Charakter meiner künftigen Frau, 127 Gottlob! daß ich auf Erden bin, 132 Liebchen mit dem schwarzen Haar, 138 Das erste Veilchen, 140 Auf eine Mücke, 153 An mein Schwert, 159 Bei der Beerdigung eines ertrunknen Jünglings, 162 Der Spleen, 163 Elegie auf einen Kirchhof, 165 An die Dichtkunst, 177 Rundgesang zum neuen Jahre, 184 Burgunderwein, 186 Punschlied, 202 Am Grabe meines Vaters, 203 An meine Schwester, 205 Auf den Tod meines Onkels, 246 An Louis von Burgsdorf, 247 Als ich an G. Höltys Gedichte schickte, 248 Der Harz, 252 Chor der Jungfrauen (aus: Marpissa, ein Schauspiel mit Chören; Fragment), 256 Der müde Fremdling ist verschwunden.

genommene[1]) Gedichte vermehrt, unter denen die von Minor in der „Neuen Freien Presse“ vom 22. Februar 1906 publizierten „An Josef den Zweiten“ (I 211) und „Cäsar Joseph“ (I 244) inhaltlich am meisten interessieren. Zugleich ein Beispiel für den Nachteil, der aus der Anwendung zweier Gesichtspunkte (des inhaltlichen und des formalen) bei der Einteilung der Gedichte mitunter erwächst, indem Zusammengehöriges getrennt wird, wie etwa auch die Gedichte an Bürger I 207, 208, von den Sonetten an denselben I 229, 230.

Die Anordnung der Fragmente hängt aufs engste mit dem Standpunkt zusammen, den Minor bei der Beurteilung der Handschriften und Drucke einnimmt. Heilborn ist ein blinder Verehrer alles handschriftlich Erhaltenen. Immer gibt er dem Manuskript den Vorzug vor dem Druck; er kann sich nicht vorstellen, daß da oder dort ein späteres Manuskript verloren gegangen ist und hält alles für willkürliche Entstellung der Herausgeber, was von den erhaltenen Handschriften abweicht.

Darum stellt er bei den „Hymnen an die Nacht“ die in Verszeilen abgesetzte Fassung der Handschrift in den Text, die Prosaversion des „Athenaeums“ in die Lesearten, darum druckt er die Geistlichen Lieder nach den Handschriften, wobei er freilich öfter im Stich gelassen doch dem Text des Musenalmanachs und der Ausgaben folgen muß. Minors Text beruht natürlich, soweit die Gedichte gedruckt vorlagen, auf den endgiltigen Fassungen. Die „Hymnen an die Nacht“ druckt er in beiden Formen u. zw. nebeneinander ab, wodurch der Vergleich der beiden Versionen wesentlich erleichtert wird; ebenso werden die Parallelgedichte „An Filidor“, „An Agathon“ (I 186) auf éine Seite gestellt, während Heilborn das zweite in die Lesarten verweist. Besonders glücklich können die beiden erhaltenen Fassungen bei einzelnen Gedichten des „Ofterdingen“ verwertet werden, die nun im Roman in der endgiltigen Form unter den Gedichten nach der Handschrift erscheinen. Auch bei den aus den Handschriften gezogenen Gedichten weist der Text Verbesserungen gegenüber Heilborn auf, dessen Stärke das Handschriftenlesen sicher nicht ist. Ich verzeichne, was mir beim Blättern aufgefallen ist:

H I 306	Wie wüst und einsam ihre Stelle!	*M* I 6	Wie wüst und einsam Ihre Stelle!
I 306	Die luftigen Gezelte. Sollte es nie wieder kommen	I 8	Die lustigen Gezelte. Sollt es nie wiederkommen

[1]) I 154 Armenmitleid, 164 Fragment, 207 An Bürger, 211 An Josef den Zweiten, 215 An Erhard, 244 Cäsar Joseph (Fragment), 245 In das Stammbuch des Freiherrn von Herbert (4. April 1791), 250 Bei dem Falckensteine, einem alten Ritterschloß am Harz. Ebenso ist II 8 Apologie von Friedrich Schiller (Fragment) zum ersten Male in die Schriften aufgenommen.

I 308	Jener zahllosen Heere,	I 10	Jener zahllosen Heere.
I 308	Vorüber ist der irrdische Weg	I 12	Vorüber ist der irrdische Tag
I 309	Und wissen von keinem Schlaf	I 14	Und wissen von keinem Schlafe
I 310	im engen, dunkeln	I 14	in engen, dunkeln
I 310	ein Dämmerungsschauer	I 16	ein Dämmrungs Schauer
I 310	in des Hügels dunkelm Schoos	I 18	in des Hügels dunkeln Schoos
I 311	Das Irrdische	I 18	Alles Irrdische
I 311	in verborgenen Gängen	I 18	in verborgnen Gängen
I 312	Du verflögst	I 22	Du verflögest
I 313	Warlich ich war eh du warst,	I 22	Warlich ich war eh du warst.
I 333	(nach dem Manuskript, aber mit dem Vermerk: „Abweichungen fehlen“) Lasse still die Andern	I 69	Lasse stille die Andern
I 351	Ihr denkt wohl gar, ich sei ein Täubchen,	I 194	Ihr denkt wohl gar, ich sei ein Träubchen,
I 373	Nimm meine Bücher, meine kleine Kleine (Noch dazu reimt: Träume!!)	I 216	Nimm meine Bücher, meine kleinen Reime,
I 385	sehet sie winken schon.	I 251	sehet, sie winken schon.

I 402 ff. heißt der bekannte Held des sächsischen Prinzenraubes raubes „Kunz von Stauffungen“ statt (M I 268) „Kunz von Kauffungen“!

Mit dem Grundsatz, nie und nirgends die Handschrift unbesehen als Grundlage des Textes gelten zu lassen, geht Minor an die schwierigste Aufgabe, die Ordnung der Fragmente, heran. Es lagen eigentlich vier Anordnungen vor: I. Die handschriftlich erhaltenen Hefte und Blätter, in denen Novalis im Anschluß an seine Lektüre oder als Resultate freien Nachdenkens Exzerpte und Fragmente angehäuft hatte, zu deren Sichtung und Ordnung für das geplante „Buch“ sich nur hie und da Ansätze zeigen. Eine zähe Masse, eigene und fremde Gedanken, formell Abgerundetes und abrupte Schlagworte, Triviales und höchst Eigenartiges in buntem Gemisch. Ein roher Abdruck eine glatte Unmöglichkeit. — II. Die von Novalis selbst vorgenommene Auswahl: „Blütenstaub“ im 1., „Fragmente“ im 2. Stück des „Athenaeums“, „Glauben und Liebe“ in den Preußischen Jahrbüchern. Zuspitzung und elegante Formulierung einer Reihe von Gedanken aus I, dazwischen einzelne Fragmente von Friedrich Schlegel. — III. Die nach sachlichen Gesichtspunkten von Tieck und Schlegel getroffene Auswahl in den „Schriften“, vermehrt um die Nachträge, die Bülow ausgesucht hatte. — IV. Heilborns Versuch einer chronologischen Anordnung der in I vorliegenden Fragmente.

Von all diesen Anordnungen ist nur II von Novalis selbst getroffen und zur Veröffentlichung bestimmt; III ist von dem genauesten Kenner seiner Art und von dem größten Meister des Fragments hergestellt, hebt aber die Anordnung II auf, indem „Blütenstaub“ usw. wieder aufgelöst und auf die einzelnen Abteilungen verteilt wurde. IV ist ein ganz subjektiver und inkonsequenter Versuch, der textlich unfertige Notizen zugrunde legt und eine durchaus neue, auf keine Autorität gestützte Ordnung an die Stelle der alten setzt.

Minor ist — wie es geboten war — höchst konservativ vorgegangen. Er hat nach dem Willen des Dichters gefragt und daher zunächst II vollständig wieder abgedruckt (F. Schlegels Beiträge durch kleinere Schrift gekennzeichnet), hier sich auch im Text genau an den Druck im „Athenaeum“ usw. gehalten. An II schließt er III mit Ausschluß aller von Schlegel und Tieck aus II herübergenommenen Fragmente. Die Textbehandlung ist hier von der des ersten Konvoluts verschieden. Es werden mit Hilfe der Handschriften Schlegels Änderungen beseitigt, die von ihm ausgelassenen Stellen (in Klammern) restituiert. Ebenso werden die von Bülow mitgeteilten Fragmente behandelt. Nun erübrigen noch die von Heilborn in IV zum erstenmal publizierten Fragmente, denen Minor — da Exzerpt und Fragment nicht streng zu scheiden war — den vorsichtigen Titel „Aus den Studienheften“ gegeben hat. Hier sind gegenüber *H* viele Fragmente weggefallen, die sich als Übersetzungen aus Hemsterhuis oder Exzerpte aus Herder erwiesen haben (Antonie v. Hugs sorgfältige Untersuchungen haben vor allem zur Ausscheidung des Fremden beigetragen); ob sich in den abgedruckten noch fremdes Eigentum birgt, kann erst eine genaue Untersuchung lehren.

Wir haben also jetzt die Fragmente in der Reihenfolge der Veröffentlichung der einzelnen Partien vor uns, textlich sorgfältig durchgesehen und ergänzt und endlich durch ein vortreffliches, nach Minors Angaben von Rudolf Payer von Thurn angelegtes Register zusammengehalten und der Benutzung recht eigentlich zugänglich gemacht.

Daß auch die übrigen Prosaschriften sorgfältigste Nachprüfung erfahren haben, versteht sich nach dem Gesagten von selbst und Minor darf mit Recht für die dichterischen Werke seiner Ausgabe die Geltung einer abschließenden vindizieren. Für die Fragmente kann und will sie nur die Grundlage weiterer Untersuchungen sein. Diese Untersuchungen werden freilich erst mit Erfolg einsetzen können, bis die Lesarten und die Abhandlungen über die Textbehandlung und die inhaltlichen Schwierigkeiten und Besonderheiten vorliegen, die uns Minor für die nächste Zeit versprochen hat und aus denen wir reichste Belehrung hoffen dürfen. Es scheint mir ein sehr glücklicher Gedanke, den gelehrten Apparat derart auch räumlich von der sauberen Ausgabe zu trennen, dem

Durchschnittsleser nur die Resultate der Untersuchungen zu liefern, die dem Fachgenossen ausführlicher, als es im Anhang einer Ausgabe möglich ist, an anderer Stelle geboten werden.

Ausstattung und Druck sind mustergiltig[1]). Nebst dem bekannten Bilde von Novalis sind nach Vorlagen im Besitze des Kammerherrn Baron von Hardenberg zwei reizende Porträts von Sofie Kühn und Julie Charpentier, ferner die Nachbildung einer Seite der Weimarischen Ofterdingen-Handschrift beigegeben.

Den historischen Charakter seiner Ausgabe hat Minor auch äußerlich dadurch gekennzeichnet, daß er die Vorreden Tiecks zur 1., 3. und 5. Auflage das Vorwort Bülows und die Biographie Hardenbergs vom Kreisamtmann Just an ihre Spitze gestellt hat. Ich spreche den herzlichen Wunsch aus, er möge uns als zweite Frucht seiner fast dreißigjährigen Beschäftigung mit dem Dichter nach dieser großen Ausgabe auch die große Biographie von Novalis schenken.

Wien. Stefan Hock.

Dr. Richard M. Meyer, Deutsche Stilistik. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1906. XI und 237 SS. Preis geh. 5 Mk.

Es ist schon öfter gesagt worden, daß bei den Deutschen das Interesse am Inhalt weitaus dem Interesse an der Form voranstehe, und damit stimmt es, wenn der Verfasser des genannten Buches seine Ausführungen mit den Worten beginnt: „Die Stilistik wird insgemein als eine Art Geheimmittellehre aufgefaßt, die allerlei Kunstgriffe zur Erzielung ästhetischer Wirkungen an die Hand geben soll“.

Hier ist nun nicht der Ort zu untersuchen, ob die Bevorzugung des Inhaltes nicht auch ihr Gutes habe, aber jedenfalls muß bedauert werden, daß alles Stilistische von der großen Menge der Schreibenden und Sprechenden in der Regel so ganz und gar vernachlässigt wird. Damit hängt wohl zusammen, daß wir keine allgemein anerkannte, auf einwandfreier Grundlage ruhende wissenschaftliche Darstellung der Stilistik haben. K. F. Becker und W. Wackernagel können denn doch nicht mehr genügen.

Dem Buche M.s dürfte nun beschieden sein, in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Stilistik ein Merkstein zu werden. Die Eigenschaften hiezu hat es.

Das Werk bildet den 1. Teil des 3. Bandes von Matthias' groß angelegtem „Handbuch des deutschen Unterrichtes an höheren

---

[1]) Im Register der Gedichtanfänge finde ich zwei kleine Druckfehler, die ich hier richtig stelle:
I 282 Ist es nicht klug usw. .... 260 II 297
I 283 Welten bauen usw. .... 259 II 134

Schulen“ und reiht sich P. Geyers „Der deutsche Aufsatz“, ferner Goldscheiders „Die Behandlung der deutschen Lesestücke und Schriftwerke“ an. Bei Büchern über den deutschen Aufsatz oder über die Behandlung von Gedichten kann es genügen, auf Grund der Unterrichtstradition die Spreu vom Weizen zu sondern, das Erprobte zu behalten, des Unbrauchbare abzuweisen, also im großen und ganzen registrierend zu verfahren. Diese Absicht hatte jedoch M. bei der Abfassung seiner „Deutschen Stilistik“ durchaus nicht. Darüber lassen schon die dem Buche als Motto vorangeschickten Stormschen Verse keinen Zweifel:

„Und geht es noch so rüstig
Hin über Stein und Steg,
Es ist eine Stelle im Wege,
Du kommst darüber nicht weg“.

Also nicht abschließen will er, sondern anregen, er will weniger stilistische Dogmen bieten, als vielmehr Probleme aufstellen und das sagt er noch einmal mit aller Bestimmtheit am Schlusse seiner Darlegungen (S. 232): „Wohin wir blickten, fanden wir Probleme, fanden eine Aufforderung zu neuen Beobachtungen und Vergleichungen. Die Stilistik als Lehrbuch zum guten Schreiben ist durch die guten Schriftsteller, die nichts von ihr wissen wollten, und die schlechten, die sich an sie hielten, gleichmäßig um ihren Ruf gekommen. Die Stilistik als wissenschaftliche Disziplin, als vergleichende Syntax, als empirische Grundlage am sprachlichen Ausdruck — diese Stilistik hat ihre Laufbahn erst begonnen“.

Aus den angeführten Worten ergibt sich auch, daß der Verf. die Stilistik „als vergleichende Syntax, als empirische Grundlage der Kritik am sprachlichen Ausdruck“ auffaßt, demnach eine deutsche Stilistik auf dem Wege der Abstraktion lediglich aus dem vorliegenden deutschen Sprachmaterial heraus schaffen will, und das ist wohl der einzige richtige wissenschaftliche Standpunkt sowohl K. F. Becker gegenüber, dem die Stilistik eine Art Verkörperung der Logik war, als auch W. Wackernagel gegenüber, welcher kurzerhand das stilistische System der antiken Sprachen auf die deutsche anwandte.

M. hatte sich also eine ebenso eigenartige als schwierige Aufgabe gestellt und hat sie m. E. glänzend gelöst. Ich zögere nicht, sein Buch als eine sehr hervorragende Leistung zu bezeichnen. Hervorgegangen aus einer erstaunlichen Belesenheit, einer gründlichen Beherrschung der einschlägigen Literatur und einem sehr feinen Formgefühl, ist es geeignet, auch den Nichtfachmann in seinen Bann zu ziehen. Selbst dort, wo man dem Verf. nicht beistimmen möchte, wird man die Anerkennung nicht versagen können. Beispielsweise wird die so außerordentlich schwere Lehre von den Tropen trotz der Bemühungen des Verf.s um diesen Gegenstand nicht als abgeschlossen zu betrachten sein, ferner erscheint mir die Gruppierung des Stoffes nicht ganz frei von einem ge-

wissen Systemzwang. In dem Streben nach Vereinheitlichung, welches ja für die moderne Wissenschaft überhaupt charakteristisch ist, kann es sich leicht ereignen, daß verschiedene Dinge unter einen Hut gebracht werden. Daß übrigens hiedurch in M.s „Stilistik“ ein sehr hübscher Parallelismus erzielt wird, mag aus folgenden Kapitel-Überschriften entnommen werden: 2. Kapitel. Die Worte in formeller Hinsicht, 3. Kapitel. Die Worte in inhaltlicher Hinsicht, 4. Kapitel. Die Wortverbindung in formeller Hinsicht, 5. Kapitel. Die Wortverbindung in inhaltlicher Hinsicht, 6. Kapitel. Der Satz in formeller Hinsicht, 7. Kapitel. Der Satz in inhaltlicher Hinsicht, (8. Kapitel. Arten des Satzes), 9. Kapitel. Die Satzverbindung in formeller Hinsicht, 10. Kapitel. Die Satzverbindung in inhaltlicher Hinsicht.

Das wichtigste Kapitel ist wohl das dreizehnte „Arten der Prosa“ und wird auch von dem Verf. selbst als solches bezeichnet (S. 200). Es ist aber auch das anziehendste nicht nur durch den Stoff an und für sich, sondern auch durch eine Fülle der feinsinnigsten Bemerkungen und Beobachtungen des Autors, der hier seine sonst durch die Sprödigkeit des Stoffes gehemmte Darstellungskunst entfalten kann. Es berührt den Leser angenehm zu sehen, daß derjenige, welcher da über Stilistik schreibt, selbst auch ein sehr guter Stilist ist. Insbesondere sei anerkannt, daß M. kein ödes, abstraktes Deutsch schreibt — und die Gefahr zu einem solchen liegt ja hier im Stoffe ganz besonders —, sondern durch treffliche Bilder oder durch eingestreute Vergleiche den Gegenstand zu beleben und zu veranschaulichen weiß.

Allerdings gilt auch von ihm das biblische Wort: „Selbst der Gerechte fällt des Tages siebenmal“ und mit einer kleinen Schadenfreude mögen ihm folgende, wenn auch unbedeutendere syntaktisch-stilistische „Verfehlungen“ vorgehalten werden: Vorliebe für „aber“ (auf S. 100 unten und S. 101 oben in neun Zeilen fünfmal), für „oder aber“, für „von vorneherein“. Der Gebrauch von „trotzdem“ in dem Sinne von „obwohl“ ist, wie ich glaube, noch nicht allgemein anerkannt. Ferner lesen wir auf S. 6 „radebricht“, auf S. 18 „radebrecht“. Möglicherweise gehört „radebricht“ zu den Druckfehlern, von denen aber das Buch sonst fast ganz frei ist. Zu nennen wären nur S. 29, Anm. 5 „Vorlesen und Vorsprechen“ statt „Verlesen und Versprechen“, S. 82 „Des Pausenzeichen“, S. 145 „seh weitr“, S. 230 „Zierrat“. Ferner hat wohl Sievers (S. 63) keine „aufregenden“ Beobachtungen über Sprachmelodie gemacht, sondern „anregende“.

Schließlich noch ein Wort über die Bestimmung des Buches. Eine tüchtige wissenschaftliche Untersuchung braucht bekanntlich noch lange nicht praktisch verwendbar zu sein und so könnte es leicht den Anschein haben, daß das Buch in der Hand des Lehrers, für den es doch in erster Linie bestimmt ist, keine besonderen Dienste leisten werde. Dem ist jedoch nicht so. Trotz ihres streng

wissenschaftlichen Charakters wird sich die „Stilistik" M.s auch als ein vortreffliches Nachschlagewerk bewähren. Dazu wird es befähigt durch die schon erwähnte große Übersichtlichkeit, durch Klarheit der Darstellung, durch zahlreiche, für den Einzelfall gut gewählte Beispiele, schließlich auch durch ein sorgfältig gearbeitetes Register.

Mies i. B. — Adolf Hausenblas.

The Journal of English and Germanic Philology. Edited by G. Karsten and J. M. Hart. Volume VI. No. 2, January 1907. Illinois, U. S. A. (p. 179—340).

Das vorliegende Heft zeigt in seiner Mannigfaltigkeit und Gediegenheit neuerdings, daß die amerikanische Neuphilologie in Methode und Erfolg mit der europäisch-kontinentalen Schritt zu halten vermag, oftmals sicher mehr als die Durchschnittsleistungen Englands auf diesem Gebiete. — Eine hübsche Zusammenstellung einiger auf den ersten Blick verblüffender und gesucht erscheinender Vergleiche Wordsworths (deren Zahl sich übrigens leicht hätte vermehren lassen) von Lane Cooper führt diese geschickt auf W.s eigenste Erfahrung und feinsinnige Naturbetrachtung zurück. — Klaebers *Minor Notes on the Beowulf, Elene et Phenix* zeigen die äußerst scharfe und wertvolle Kritik dieses bedeutenden Beowulf-Forschers. — E. Voss druckt einen interessanten Tendenzdialog (Satire auf Franz v. Sickingen) aus dem Jahre 1523 „*Schnaphan*" ab und leitet ihn kurz ein. — H. S. V. Jones liefert einen recht schätzenswerten Beitrag zur vergleichenden Sagengeschichte in seinem "*The Cléomadès, the Méliacin, and the Arabian Tale of the Enchanted Horse*", worin er mit vielem Bedacht eine ziemlich ununterbrochene Kette von Ausgaben und Versionen des Märchens vom '*cheval de fust*' vom XIII. bis ins XVIII. Jahrhundert nachweist. Die Quelle der oben genannten französischen Fassungen sieht J. in einem verloren gegangenen spanischen Gedichte, das selber wieder auf arabische Märchen zurückgehen muß. — Sehr beachtenswert sind die sprachvergleichenden *Etymologies* von got. *stilan* und *spillon* sowie engl. *steelyard,* welche E. W. Fay bietet. — Entschieden am meisten anregend ist jedoch ein ausführlicher Artikel von Prof. Hermann Collitz, *Segimer* oder Germanische Namen in keltischem Gewande, wenn auch den Ergebnissen nicht in allem zugestimmt werden wird. Ausgehend von berechtigten Einwänden gegen einige Datierungen und Aufstellungen Kluges bezüglich einer altgermanischen Lautgeschichte auf Grund der von römischen Autoren überlieferten germanischen Eigennamen, sucht der Verf. nachzuweisen, daß das *e* in *Segimerus* u. ä. m. auf Rechnung keltischer Überlieferung germanischer *Sigi-* zu setzen ist. Interessant sind auch

die Ausführungen des II. Teiles der Arbeit über *Teutones (Teutoni)* und *Greutungi* sowie die allgemeinen Grundsätze, die C. (S. 278 f.) so formuliert: „Ich bin keineswegs der Meinung, daß die von Römern und Griechen überlieferten germanischen Namen für die germanische Grammatik nicht in Betracht kämen. Aber man muß bei ihrer Benützung immer im Auge behalten, daß bei Griechen und Römern keine phonetisch genaue Wiedergabe, sondern eher eine Anpassung an die römischen und griechischen Laut- und Flexionsverhältnisse zu erwarten ist. Dazu kommt, daß die germanischen Namen den klassischen Autoren gerade in älterer Zeit in der Regel durch die Kelten übermittelt sind und vielfach die Spuren dieser Übermittelung an sich tragen". Im III. Teil polemisiert C. gegen den amerikanischen Germanisten Prof. Shumway (und die europäische Germanistik), indem er das althochdeutsche Verbalparadigma aus dem Gotischen nach dem allerdings sehr einfachen, wiewohl gewiß zu bestreitenden Gesetze erklärt: Die got. Vokale *i* und *u* bleiben im Ahd. vor *i* und *u* der folgenden Silbe, werden aber durch folgendes *a* in *e* und *o* verwandelt. Die ganze Arbeit zeigt umfassende Belesenheit der kelt.-germanistischen Literatur von Müllenhoff bis Much und Kossinna, dabei jedoch eine allzu große Unabhängigkeit der Auffassung [1]). — Von den Besprechungen in diesem Hefte hebe ich bloß eine von *Curme*, der drei deutsche Grammatiken (darunter auch die J. W. Nagls, Wien) beurteilt, hervor, da sie sich durch klare Übersicht über allgemeine Strömungen der deutschen Grammatikliteratur, welche den deutschen Verff. bei ihrer Dogmatik oft entgehen, auszeichnet. Ebenso anerkennend muß auch noch ein Überblick über die Neuere Deutsche Literatur seit Wildenbruchs Auftreten von G. Edward genannt werden.

Wien. Dr. A. Eichler.

Wilhelm Falkenberg, Ziele und Wege für den neusprachlichen Unterricht. Methoden und Lehrplan für den neusprachlichen Unterricht an höheren Lehranstalten und Fachschulen. Der Privat- und Selbstunterricht und der Aufenthalt im Auslande. Cöthen, Verlag von Otto Schulze 1907. Preis Mk. 1·25.

Das Werkchen stellt sich die Lösung einer dreifachen Aufgabe als Ziel: erstens soll das gebildete Publikum über das Wesen der Reform im neusprachlichen Unterrichte aufgeklärt werden; zweitens soll jüngeren Fachgenossen ein brauchbares Hilfsmittel zur weiteren Fortbildung geboten werden. Als dritte Aufgabe gilt dem Büchlein, denjenigen, die sich nach ihrem Austritt aus der Schule in der fremden Sprache vervollkommnen oder sich dieselbe

[1]) Es steht zu erwarten, daß Prof. Dr. Much zu diesen Ausführungen Stellung nehmen wird.

für besondere, z. B. kaufmännische Zwecke, aneignen wollen, ein zuverlässiger Führer zu sein. — Nach einem kurzen Abriß der Geschichte der französischen Sprache behandelt der Verf. die Entwicklung des neusprachlichen Unterrichtes und die Methoden desselben, äußert sich über die Erlernung der fremden Sprache in Beziehung zur Muttersprache und über den Zweck des Erlernens der neueren Sprachen. Er bespricht sodann den fremdsprachlichen Unterricht auf den höheren Schulen sowie an den Handelsschulen und den kaufmännischen Fortbildungsschulen in Deutschland. Es werden Winke gegeben, wie man es beim Erlernen fremder Sprachen zu rein praktischen Zwecken anstellen soll, und die Art und Weise erörtert, wie man sich fremde Sprachen durch Selbstunterricht aneignet, und die diesem Zweck dienenden Unterrichtswerke werden einer sachlichen Kritik unterzogen. Sehr beherzigenswerte Winke gibt der Verf. bezüglich der Wahl eines fremdsprachlichen Privatlehrers und schildert in drastischer Weise, wie sich das große Publikum besonders von nationalen Sprachlehrern nasführen läßt, wobei der Lernende auch durch den Mißerfolg die Kosten bezahlt. Das letzte Kapitel behandelt das Erlernen fremder Sprachen im Auslande, wobei Körtings Projekt, neusprachliche Institute in Paris und London zu errichten, besprochen wird. — Wenn auch das klar und überzeugend geschriebene Werk zunächst für das große Publikum bestimmt ist, um ihm bezüglich des modernen fremdsprachlichen Unterrichtes die Augen zu öffnen und ihm bei der Erlernung fremder Sprachen den richtigen Weg zu weisen, so werden doch auch die Fachkollegen aus der Lektüre desselben manchen Nutzen ziehen können; deshalb sei es aufs beste empfohlen.

Wien. F. Pejscha.

Skutari und die nordalbanische Küstenebene. Von Theodor A. Ippen, k. und k. österr.-ungar. Generalkonsul. Mit 24 Abbildungen. („Zur Kunde der Balkanhalbinsel." Reisen und Beobachtungen. Herausgegeben von Dr. Karl Patsch, Kustos am Bosnisch-Herzegovin. Landesmuseum in Serajevo. Heft 5.) Serajevo, Verlag von Daniel A. Kajon 1907. 83 SS. 8⁰.

Diese Studie über Skutari, das *Scodra* des Altertums, behandelt nicht bloß die modernen Verhältnisse, sondern geht auch auf die Geschichte der Stadt und der Landschaft ein. Die Lage von Skutari, sagt der Verf., ist für eine Ansiedlung prädestiniert: ein isolierter, noch dazu auf drei Seiten von Flußläufen gesicherter Hügelzug in einer fruchtbaren Ebene an einem fischreichen, das Binnenland weit aufschließenden See und an einem Strome, der den Verkehr mit dem Meere ermöglicht. (Über diesen auch an der dalmatinischen Küste, z. B. bei Narona, vorkommenden Siedlungstypus vgl. C. Patsch, Das Sandschak Berat in Albanien S. 4).

Die Position tritt gleich bei der ersten ausführlichen Nachricht, die über Skutari vorliegt, klar hervor, nämlich im Jahre 168 v. Chr., als Scodra die Hauptburg des um den See seßhaften illyrischen Stammes der Labeates und die Residenz von dessen Oberherrn, des mit Perseus von Makedonien zusammenwirkenden Königs Gentius war. Livius berichtet (XLIV 31), nachdem es zum Kriege gekommen war, über das Vorrücken der Römer: *Ad Scodram inde ventum est, quod belli caput erat, non eo solum quod Gentius eam sibi ceperat velut regni totius arcem, sed etiam quod Labeatium gentis munitissima longe est et difficilis aditu. duo cingunt eam flumina, Clausala latere urbis, quod in orientem patet, praefluens, Barbanna ab regione occidentis, ex Labeatide palude oriens. hi duo amnes confluentes incidunt Oriundi flumini, quod ortum ex monte Scordo multis et aliis auctum aquis, mari Hadriatico infertur.* Welche Stelle commentiert wird: *Clausala* ist der aus dem Hochländergau der Pulti herabkommende, im Flachlande breite, aber im Sommer trockene Torrente Kiri; die *Barbanna* gleicht sich natürlich mit der *Bojana*, die auch im Altertum mit Schiffen befahren wurde, wie Livius l. c. und die Münzen, auf denen zugleich der Schiffstypus zu erkennen ist, dartun. Beide Gewässer haben sich damals augenscheinlich mit einem Arme des Drin vereinigt, was seit dem im Winter 1858/59 erfolgten Uferbruche wieder der Fall ist, während vor dem genannten Jahre der Drin ungeteilt unterhalb Alessio, dem *Lissus* des Altertums, ins Meer mündete. — Nach der Besiegung des Gentius wurde sein Staat von den Römern in drei kleine Republiken aufgelöst, deren eine aus dem Gebiete der Labeates samt *Scodra* bestand (Liv. XLV 18 und 26). Der Handel Scodras, der nach den Münzfunden zu schließen, bis an die Narentamündung und in den Archipel Mitteldalmatiens reichte, scheint wesentlich in griechischen Händen gelegen zu haben. Im Jahre 40 v. Chr. wird *Scodra* genannt, als nach dem Vertrage von Brundisium sein Meridian die Demarkationslinie zwischen dem Machtbereiche des Caesar Octavianus und jenem des M. Antonius bilden sollte (Appian. b. c. V 65). In der Kaiserzeit war die Stadt ein „oppidum civium Romanorum", wie Plinius in der Nat. hist. angibt; auf Inschriften wird Scodra als Kolonie bezeichnet; durch die Entwicklung des römischen Straßenwesens gelangte es auch für den Verkehr mit dem Binnenlande zu größerer Bedeutung.

Während für diese antiquarischen Notizen C. Patsch der Gewährsmann des Verf.s ist, weiß er aus eigener Sachkunde über die türkische Herrschaft, über den Gegensatz zwischen Albanesen und Montenegrinern, über Handel und Produktion von Skutari, sowie der nordalbanischen Küstenebene, über die konfessionellen Verhältnisse usw. zu berichten, so daß man von der gegenwärtigen Lage der Dinge ein anschauliches Bild bekommt.

Prag. Jul. Jung.

Dr. Alfred Hettner, Grundzüge der Länderkunde. I. Band. Europa. Mit 8 Tafeln und 347 Kärtchen im Text. Leipzig, Otto Spamer 1907.

Das Buch ist aus dem Texte hervorgegangen, den der Verf. zu Spamers Handatlas schrieb. Es erhebt den Anspruch, weder ein Schulbuch, noch ein Nachschlagebuch für den praktischen Gebrauch, sondern eine kurze wissenschaftliche Darstellung der Länderkunde für Lehrer und Studierende zu sein. Eine Durchsicht des vorliegenden Bandes überzeugt, daß der angestrebte Zweck in bester Weise erreicht wurde. Wie der Verf. bereits anderweits bewiesen, versteht er es, den Stoff geistig zu durchdringen und den ursächlichen Zusammenhang der erdkundlichen Erscheinungen in klarster Weise aufzudecken. Die Behandlung der einheitlichen natürlichen Landschaft ist allerorts in den Vordergrund gerückt. Die Auffassung des Gegenstandes wird wesentlich durch die zahlreichen Textkärtchen unterstützt. Fügen wir noch hinzu, daß jedem Abschnitte die wichtigste Literatur beigegeben wurde, so glauben wir dargetan zu haben, welch wertvolles Hilfsmittel dem Lehrer durch die neue Länderkunde geboten wird. Hoffentlich folgen die außereuropäischen Gebiete bald nach, damit die Grundlage, auf der sich die Darstellung aufbaut, in beiden Bänden die gleiche ist.

Wien. J. Müllner.

Gustav Rusch, Lehrbuch der Erdkunde für österreichische Mädchenlyzeen. Vierter Teil. Für die sechste Klasse. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn 1907. Preis K 2·50 h.

Der Lehrplan für Lyzeen schreibt für die 6. Klasse vor eine übersichtliche Wiederholung der allgemeinen und der Geographie Österreich-Ungarns, sowie einen Überblick über die Produktion unserer Monarchie, über Handel und Verkehr in Beziehung und im Vergleich zu den übrigen Kulturstaaten Europas. Dies ist etwas viel, wenn man bedenkt, daß es in einer Wochenstunde bewältigt werden soll. Es ist daher auch sehr schwer, ein Lehrbuch zu liefern, das den großen Stoff in entsprechend leichtfaßlicher und gedrängter Form darbietet. Auch das vorliegende Buch hat die Klippe der allzu großen Ausführlichkeit nicht ganz zu umsegeln vermocht. Was hier auf $146^1/_2$ Seiten gegeben wird, ist zwar sehr schön und wissenswert, aber in einer Wochenstunde schlechterdings nicht durchzunehmen. Überdies ist doch wohl die Bezeichnung des Lehrplanes „allgemeine Geographie", wie aus der Zusammenstellung mit der Österreich-Ungarns hervorgeht, nicht im Sinne der „physikalischen Geographie", sondern dem der übrigen Länder der Erde zu verstehen. Zur kurzen Wiederholung dieses Stoffes braucht es in der 6. Klasse keines Lehrbuches, das sich hier,

m. E., auf das Wirtschaftsgeographische allein zu beschränken hätte. Der ganze Abschnitt „Allgemeine Erdkunde" (S. 59—147) hätte somit entfallen können, so hübsch gearbeitet er auch ist, umsomehr, da er meist längst Gelerntes wiederholt. Bei dem kläglichen Zeitmangel in der 6. Klasse kann das hier Gebotene lediglich nur als Nachschlagestoff in Betracht kommen. Der erste Abschnitt, der Österreich-Ungarn behandelt, könnte auch, was politische und physikalische Verhältnisse betrifft, kürzer gefaßt sein, gibt sonst aber den Stoff in sehr handlicher und übersichtlicher Form. Die vorliegende, noch nicht approbierte Ausgabe enthält eine Anzahl von übrigens leicht zu beseitigenden Versehen, wie sie allerdings erfahrungsgemäß selbst bei sorgfältigster Arbeit nie ganz zu vermeiden sind; die wichtigsten scheinen mir nachstehende zu sein: S. 16 heißt es Westkarnische Alpen und Karawanken statt Karnische Alpen und Ostkarnische Alpen oder Karawanken. S. 25 erscheint Salgó-Tarján unter den Eisenorten, während es doch nur als Kohlenfundort Bedeutung habe. S. 26 wird unter den Roheisenproduzenten das Deutsche Reich an dritter Stelle, nach der Union und England angeführt, während es seit einigen Jahren bereits England überflügelt und die zweite Stelle erreicht hat. Der Ausdruck „unter den staatlichen Gebieten" bezüglich der Okkupationsgebiete (S. 34) ist unklar. S. 37 wären die erfolgreichen Versuche des Reisbaues in Südungarn zu erwähnen. S. 42 heißt es „das ausdauernde und genügsame ungarische Pferd wird in den Gestüten Mezőhegyes, Kisbér, Bábolna gezogen"; indessen bringen diese Gestüte zumeist Rennpferde und englisches Halbblut hervor; das eigentliche ungarische Pferd produziert vor allem das städtische Gestüt Debreczins die „Hortobágy". Auf S. 47 wäre der „Ungarischen Fluß- und Seeschifffahrtsgesellschaft", der gefährlichen Konkurrentin der D. D. S. G. zu gedenken. Prag hat heute mit Vororten, die doch dazugerechnet werden müssen, 470.000 Einwohner, Budapest rund 800.000 (S. 53). Ebenda: Paris 3 Mill., was nur bei Zurechnung der Vororte gilt, dann hat aber das mit 2 Mill. bemessene Berlin ebenfalls reichlich 3 Mill. S. 55 wird wohl die jetzige Zahl der Abgeordneten (516) einzusetzen und des neuen Wahlrechtes zu gedenken sein. Zu S. 56: eine neunte Botschaft ist seit kurzem in Tokyo. S. 58 fehlt unter den Hochschulen die Tierärztliche Hochschule. Die Bezeichnung „Bergakademie" (S. 59) ist offiziell in „montanistische Hochschule" abgeändert. S. 61 sind die Ostsee, die Irische See, der Golf von Kalifornien, das Rote Meer, der Persische Golf als Randmeere bezeichnet, obgleich sie alle eher als Binnenmeere anzusehen sind. Die Schreibung „Barrier e n riff" ist irrtümlich; es heißt Barrierriff (S. 65). Die Definition der Küste ist ganz unzutreffend; die Erklärung der Fjorde (S. 69) unvollständig. Die Mehrzahl von Molo ist nicht Molos (S. 78), sondern Moli. S. 81 unter dem Bilde hieße es besser „auf dem", statt „am Steinernen Meer".

S. 92 sind die Termini „Gebirgsknoten“ und „Scharung“ als gleichbedeutend gebraucht. Die Fig. 12, S. 170 ist sehr ungenau, Mittel- und Seitenmoräne sind kaum zu unterscheiden. S. 119 wünschten wir den deutschen Namen Igel statt des slavischen Iglawa. Die Erklärung des Salzgehaltes der Endseen (S. 127) ist unzutreffend. Ganz unverständlich ist S. 128. 8. Die Darstellung des periodischen Schwankens der Karsteeen. Der Tsadsee ist wohl nicht nur von einem Sumpfrande umgeben, sondern selbst ein Sumpf (S. 131). Unzureichend und viel zu einseitig ist S. 135 die Erklärung der Entstehung der Meeresströmungen. Die Definition des Begriffes Kultur (S. 144) halte ich für wenig glücklich. S. 146 fehlt auffallenderweise der Panama-Kanal.

Nach Richtigstellung dieser kleinen, wie gesagt erklärlichen Unebenheiten wird das vorliegende Lehrbuch zweifellos beim Unterrichte sehr gute Dienste tun, zumal wenn der Lehrer aus der großen Fülle des Gebotenen eine entsprechende Auswahl trifft.

Wien. B. Imendörffer.

Dr. A. Schülke, Vierstellige Logarithmen-Tafeln. 4. Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1907. 22 SS.

Die Tafeln enthalten: 1. die Logarithmen der Zahlen von 1000 bis 1099 und von 100 bis 999 (S. 2, 3), 2. *log sin* für Winkel von 0° bis 90° im Intervalle von 0·1° (entsprechend *log cos*), enthalten auf zwei Seiten, 3. *log tg* (nach der Weise wie *log sin* durchgeführt), 4. *log sin* und auf der nächsten Seite *log tg* für Winkel von 0° bis 5° im Intervall von 0·01°, zusammen auf zwei Seiten. Es folgen dann verschiedene Konstante wie Kuben, Quadrate, Bogenlängen, Potenzen von Aufziehungssektoren (1·03ⁿ), Wurzeln, natürliche Logarithmen, Sterblichkeitstabellen u. a., darunter auf einer Seite natürliche Werte der trigonometrischen Funktionen im Intervalle von 0·1° für Winkel von 0° bis 9·9° und im Intervalle von 1° für Winkel von 0° bis 45°. Der Schluß wird gebildet mit einer interessanten geometrischen Darstellung der Logarithmen. Funktionen von π kommen auf der Seite 1 nebst der Inhaltsangabe vor.

Schülkes Tafeln sind in Deutschland an mehr als 50 Schulen in Verwendung. Daraus erhellt, daß die Tafeln sich jedenfalls einer gewissen Beliebtheit erfreuen. Für österreichische Mittelschulen könnte man sie aber derzeit nicht empfehlen, schon deswegen, weil nur die Dezimalteilung des Winkels beachtet wird. Andere Mängel bestehen in Folgendem: bei Sch. fehlen konsequent Proportional- [illegible] täfelchen, damit die Schüler gezwungen sind, gewöhnlich [illegible] zu üben. Dagegen gibt er Differenzen an bei den Ta[illegible] nicht aber bei den Tafeln 2 und 3. Dies letztere f[illegible]

die Differenzen für Winkel von 0° bis 6° größer als 72 sind und für Winkel von 6° bis 19° zwischen 72 und 22 liegen. Wegen der Kürze und noch mehr wegen der Sicherheit der Rechnung wäre also die Differenzenangabe sehr erwünscht. Eigentümlich ist auch noch, daß Sch. auf S. 9 9*a* und 9*b* und auf S. 11 11*a* und 11*b* ohne besonderen Grund folgen läßt. Die Tabelle der Zahlenwerte der Winkelfunktionen wird etwas zu kurz gehalten. Die starke Zugabe zu den ersten vier Tabellen (ungefähr 59%) erscheint bei dem Verf. gerechtfertigt, weil die Logarithmentafeln zu einer entsprechenden Aufgabensammlung desselben Verf.s gehören, deren Vorzüge und Mängel an einer anderen Stelle gewürdigt werden.

Prag-Smichow. Joh. Arbes.

Die Projektionsapparate, Laternbilder und Projektionsversuche in ihren Verwendungen im Unterrichte von Dr. Karl Hassack, k. k. Handelsakademieprofessor in Graz und Dr. Karl Rosenberg, k. k. Landesschulinspektor in Graz. Mit 308 Abbildungen. Wien und Leipzig, A. Pichlers Witwe & Sohn 1907.

Die Verff. haben sich bei der Abfassung ihres Buches die wichtige Aufgabe gestellt, in diesem derartige Winke und Weisungen aufzunehmen, welche geeignet sind, einem jeden Lehrer bei der Anschaffung und Aufstellung eines Skioptikons, vor allem aber bei dessen Gebrauch im Unterrichte sich nützlich zu erweisen. Mit Recht wird im Vorworte des vorliegenden Buches betont, daß wohl die meisten Bücher und Broschüren, die sich auf diesen Gegenstand beziehend bisher erschienen sind, sich vorwiegend oder ganz auf die Schilderung der Instrumente einer Firma beschränken, somit geschäftlichen Interessen dienen.

Im Gegensatze hiezu haben die Verff. alle Neuerungen auf diesem Gebiete objektiv und kritisch betrachtet, die verschiedenen Apparattypen in übersichtlicher Weise zur Kenntnis des Lesers gebracht, namentlich die verschiedenen Beleuchtungsvorrichtungen und deren Behandlungsweise eingehend beschrieben und auch auf die Einrichtung eines Skioptikonzimmers aufmerksam gemacht. Nicht unwesentlich erscheint es dem Ref., daß auf die Beschaffung von Laternbildern das Augenmerk der Leser gelenkt wird. Die inhaltlich sehr reiche Zusammenstellung von physikalischen, chemischen und pflanzenphysiologischen Versuchen wird jedenfalls freudig begrüßt werden. Besonders haben jene Versuche die gebührende Berücksichtigung erfahren, welche an den Mittelschulen mit Hilfe von Projektionsapparaten leicht durchführbar sind und zur Förderung des Unterrichtes wesentlich beitragen.

Zuerst werden die Einrichtungen für gewöhnliche Projektion angegeben und im speziellen der Projektionsapparat und dessen

Teile, dann die Saaleinrichtung und der Betrieb des Projektionsapparates in aller Ausführlichkeit beschrieben. Hier wie im ganzen Verlaufe des Buches ist in Fußnoten auf die umfangreiche Literatur über den betreffenden Gegenstand Rücksicht genommen worden. Auch sind die einzelnen Vorrichtungen durch recht gut ausgeführte Figuren dem Verständnisse des Lesers nahe gebracht worden.

Die besonderen Einrichtungen an Projektionsapparaten, so die episkopische Projektion zum Projizieren von undurchsichtigen Gegenständen, das Projektionsmikroskop, die kinematographische Projektion wird in ziemlich detaillierter Weise dargestellt. Besonderes Augenmerk ist den Laternbildern zugewendet worden. Welche Anforderungen an diese, wenn sie Schulzwecken dienen sollen, gestellt werden müssen, findet ausführliche Erörterung. Besonders eingehend wurde in dem vorliegenden Buche das Anfertigen von Laternbildern behandelt. Wenn auch dieser Abschnitt sich nicht — strenge genommen — in den Rahmen des Buches fügt, so war dessen Aufnahme durch die Bedürfnisse des Unterrichtes vollkommen gerechtfertigt und ist freudig zu begrüßen.

Der folgende Abschnitt handelt von der Verwendung des Projektionsapparates in einzelnen Lehrfächern mit Ausnahme von Physik und Chemie, so in der Religion, der Geographie, der Handelsgeographie, der Astronomie und Meteorologie, der Geschichte und Kunstgeschichte, der Naturgeschichte, der Warenkunde und Technologie. Besonders beachtenswert erscheint dem Ref. der von Prof. Dr. Ludwig Linsbauer bearbeitete Abschnitt über pflanzenphysiologische Experimente, die mittelst eines Projektionsapparates vorführbar sind. Aus der großen Fülle von diesbezüglichen Versuchen wurden besonders jene gewählt, deren Ergebnis vor den Augen der Zuschauer eintritt, namentlich, wenn dabei die Pflanze unmittelbar als lebender Organismus, mitten in der Ausführung seiner Lebensfunktion erkannt werden kann. In diesen Versuchen empfiehlt es sich, die Objekte und Apparate mittelst eines großen, bildumkehrenden Primas aufrecht zu projizieren.

Den Hauptteil des Buches bildet jener Abschnitt, der von der Verwendung des Projektionsapparates im physikalischen Unterrichte handelt. Daß gerade in diesem Unterrichte die Hilfsmittel der optischen Projektion bedeutungsvoll sind, unterliegt wohl kaum einem Zweifel. Wir stimmen dem Verf. dieses Aufsatzes vollkommen bei, wenn er den Satz aufstellt, daß ein guter und möglichst vielseitig verwendbarer Projektionsapparat eines der wichtigsten Objekte jeder physikalischen Lehrmittelsammlung ist. Der Verf. hat in der Einleitung zu seiner sehr lesenswerten Abhandlung einige Winke über die Anforderungen dem Leser kundgegeben, die der Physiker an den Bau und die Einrichtung des Skioptikons stellen muß. Im weiteren spricht er von der Projektion von Photogrammen und anderen durchsichtigen Bildern, von der Verwendung der Laterne des Skioptikons als Ersatz für das Sonnenlicht, von der Erzeugung

von Schattenbildern durch den Projektionsapparat, endlich von der Projektion physikalischer Versuche. Wir können die Lehrer der Physik nicht genug auf die in diesem Abschnitte vorgeführten Versuche aufmerksam machen; der physikalische Unterricht an der Mittelschule muß in Bahnen gelenkt werden, wie sie der Verf. in seinen Erörterungen vorgezeichnet hat.

Im letzten Abschnitte des Buches behandelt der Privatdozent an der technischen Hochschule in Wien Dr. Friedrich Böck die Verwendung des Skioptikons im chemischen Unterrichte. Es wird auf den Universal-Projektionsapparat „Cäsar" von Unger und Hoffmann in Dresden in der Zusammenstellung für chemische Versuche aufmerksam gemacht. Behandlung finden im speziellen die Zustandsänderungen (Aggregatsänderungen), Auflösen und Kristallisieren, kristallinische Ausfällung von Salzen aus konzentrierter Lösung durch gleichionige Zusätze; dann werden die Indikatorreaktionen angegeben, ferner die elektrolytischen Versuche, die projizierbar sind, weiters die chemische Auflösung von Metallen. Besonders bemerkenswert erscheinen die Skioptikonsversuche über osmotische Vorgänge mittelst der sogenannten semipermeablen Membranen. Schließlich erörtert der Verf. noch die Experimente mit kolloidalen Lösungen und die Zelluloidzersetzung.

Es gebührt neben den Verfassern auch der rührigen Verlagsbuchhandlung, welche kein Opfer bei der Ausstattung des Buches gescheut hat, uneingeschränktes Lob, daß die deutsche naturwissenschaftliche Literatur um ein wertvolles Buch bereichert wurde, das geeignet ist, Freude an der experimentellen Ausgestaltung der naturwissenschaftlichen Disziplinen zu bieten und den Schulunterricht in erheblicher Weise zu fördern.

Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas mit besonderer Berücksichtigung der biologischen Verhältnisse. Herausgegeben von Prof. Dr. Kurt Lampert, Oberstudienrat, Vorstand des königlichen Naturalienkabinetts in Stuttgart. Eßlingen und München, Verlag von J. F. Schreiber 1907. Lieferung 4, 5, 6.

In den drei vorliegenden Lieferungen wird zunächst der Einfluß der Temperatur während der Puppenentwicklung auf Färbung und Zeichnung der Schmetterlinge besprochen, und zwar mit besonderer Berücksichtigung der Forschungen von Standfuß und Löffler. Dann werden die Anpassungserscheinungen (Schutzfärbung, Mimikry) bei den Schmetterlingen, Raupen und Puppen erörtert und diesbezüglich drastische Beispiele hervorgehoben. In Kürze wird auch des sexuellen und Saison-Dimorphismus gedacht, ferner auf den Melanismus und Albinismus eingegangen. Besonders anziehend ist die Biologie der Schmetterlinge dargestellt, wobei namentlich die Lebensdauer der Schmetterlinge und Raupen, deren Überwinterung, die Wanderungen der Schmetterlinge und Raupen zur Sprache gebracht wird. Die Bedeutung der Schmetterlinge in

ihren verschiedenen Entwicklungsstadien im Haushalt der Natur, deren Nutzen und Schaden, deren Feinde und Krankheiten sind im nachfolgenden skizziert worden. Schließlich wendet sich der Verf. zur Besprechung der zeitlichen und räumlichen Verbreitung der Schmetterlinge und zur Stammesgeschichte und Systematik derselben. Die den drei vorliegenden Lieferungen beigegebenen Tafeln sind musterhaft und naturgetreu ausgeführt.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. L. Melichar, Monographie der Issiden (Homoptera). Mit 75 Abbildungen im Texte. Wien, Verlag von A. Hölder 1906.

Die Zahl der Gelehrten, welche sich mit dem Studium der Gruppe der Issiden beschäftigte, ist keine übermäßig große. Stål, Walker, Fieber, Puthon, Lethierry sind es, deren Arbeiten in Betracht kommen. Doch außer Walker und in jüngster Zeit Fowler hat fast niemand mit dem Studium der exotischen Formen derselben sich befaßt. Umso größer ist das Verdienst Dr. Melichars, daß er es unternahm, die große Gruppe der Issiden systematisch zu bearbeiten. Ihm stand das reichhaltige Issidenmaterial des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, vieler anderer Museen und hervorragender Entomologen zur Verfügung. Trotzdem gestaltete sich die Bearbeitung schwierig, weil die Walkerschen Arten nicht zu erlangen waren.

Dr. Melichar teilt die Issidengattungen in drei große Gruppen ein: die *Caliscelidae, Hemisphaeridae* und *Issidae;* letztere zerfällt wieder in drei Untergruppen. Jeder Gruppe ist eine Übersicht der Gattungen vorausgestellt. Umfaßt eine Gattung mehrere Arten, so enthält die Monographie selbstverständlich auch eine Übersicht der Arten.

Die Arbeit, die in den Abhandlungen der k. k. Zool.-Botan. Gesellschaft in Wien (Bd. III, Heft 4) erschienen ist und von der großen Sachkenntnis und dem immensen Fleiße des Verf.s das beste Zeugnis gibt, wird nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der interessierten Gelehrtenkreise auf sich zu lenken, umsomehr, als eine große Zahl neuer exotischer Gattungen und Arten beschrieben ist. Gut gelungene Abbildungen unterstützen das Verständnis.

Wien. H. Vieltorf.

Hauptbegriffe der Logik in Beispielen nebst Erläuterungen, für höhere Lehranstalten. Von Gottlieb Leuchtenberger. Berlin, Weidmann 1906. 58 SS. Preis 80 Pf.

Der Verf. ist bekannt als eifriger Vorkämpfer für die [illegible] nahme der philosophischen Propädeutik in den Lehrpl-

preußischen Gymnasien; wir erinnern hier an seine treffliche Schrift: „Die philosophische Propädeutik auf den höheren Schulen. Ein Wort zu ihrer Wiedereinsetzung in ihre alten Rechte", Berlin 1893. — Leuchtenberger mußte sich natürlich in dem vorliegenden Büchlein, was den Umfang des Stoffes anlangt, große Selbstbeschränkung auferlegen, da nach den neuen preußischen Lehrplänen die Behandlung der Logik beim Unterrichte im Deutschen „nur in engen Grenzen zu halten ist". Und dennoch kann man sagen, daß es dem Verf. gelungen ist, trotz aller Einschränkung im großen und ganzen das Wichtigste aus dem Gebiete der Logik herauszuheben. Das Hauptgewicht der Schrift liegt in der Methode, ihr Wert in dem Beispielschatze. Der Verf. geht nämlich im ersten Abschnitte (S. 1—37) von konkreten Beispielen aus allen drei Gebieten der Logik aus und bietet sodann im zweiten Abschnitte (S. 38—58) die Erläuterungen. Es wird dadurch die Urteilskraft des Schülers angeregt, aus den Beispielen die Regel oder das Gesetz selbst abzuleiten, was zur Belebung des Unterrichtes viel beiträgt. Die Beispiele selbst sind fast durchwegs Klassikern alter und neuerer Zeit entlehnt. Die Erläuterungen sind in knappster Form gehalten; am schlimmsten kommt dabei die Lehre vom Urteil, gerade das Lieblingskind der neueren Logik, weg. Vom Wahrnehmungsurteil, von analytischen, synthetischen Formen findet man nicht einmal die Namen. Da Leuchtenberg die Arten des Urteils aus den Denkgesetzen ableitet, das Kausalitätsprinzip jedoch nicht aufstellt, so ist erklärlich, daß er in seinen Erläuterungen für das hypothetische Urteil keinen Platz hat, obwohl unter den Beispielen diese wichtige Urteilsform vorkommt. Mit Recht zieht L. die Lehre von der Definition, Division, Partition und Disposition in die Lehre vom Begriff. Daß gerade diese Partien am ausführlichsten behandelt sind, hat seinen Grund darin, daß eben sie den Unterricht im Deutschen am meisten zu fördern geeignet sind. Die Beistellung von Beispielen aus der Psychologie bringt den Schüler wohl in vorhinein mit diesem Gegenstande in Fühlung, bietet aber vielfach Einwendungen Raum; so z. B. die Einteilung der Aufmerksamkeit (S. 8), der Gefühle (S. 6) u. a. — Der Terminus *ἐνθύμημα* ist von *ἐνθυμεῖσθαι* abzuleiten und nicht von „*ἐν θυμῷ*". Der Berichterstatter hat die feste Meinung, daß diese Schrift dazu beitragen wird, den Unterricht zu befruchten und bei Lehrern und Schülern Lust zur Vornahme logischer Denkübungen zu erregen. Wir sind so glücklich, Logik und Psychologie als selbständige Lehrfächer in unserem Organisationsentwurfe zu besitzen, was man in Deutschland gerade in gegenwärtiger Zeit so eifrig anstrebt.

Prag. Emil Gschwind.



Lehrbuch der Gabelsbergerschen Stenographie (II. Teil: Verhandlungs- oder Debattenschrift) für Mittelschulen von Alfr. Grimm. Wien, A. Hölder 1907. 60 SS. Preis br. K 1·40.

Das Buch ist vorzugsweise ein „Lesebuch" und bietet als solches recht anziehenden Lesestoff. Die Schreibungen folgen den Wiener Beschlüssen und sind streng systemgerecht. Die Autographie ist gefällig, ebenso die Ausstattung. Als recht zweckmäßig muß auch die als Anhang beigegebene „Aufgabensammlung" bezeichnet werden.

Die außerordentlich knapp gehaltenen theoretischen Ausführungen sind im allgemeinen einwandfrei, u. zw. hat sich der Verf. bei der Formulierung der Regeln hauptsächlich an das bekannte „Lehrbuch der Stenographie (System Gabelsberger) für die österreichischen Mittelschulen und kommerziellen Lehranstalten von Emil Kramsall" gehalten, wie schon aus einigen Gegenüberstellungen sich ergibt: Kramsall, 5. Auflage, S. 86 „Besteht ein Wort aus Stamm- und Formsilben, so kann der Stamm vollständig entfallen". Grimm S. 4 „Hat ein zu kürzendes Wort außer der Stammsilbe noch formelle Bestandteile: Vorsilbe, Nachsilbe oder Endung (Laut oder Silbe), so kann der Stamm vollständig entfallen". — Kramsall S. 86 „Reicht die Vorsilbe zum richtigen Wiederlesen des ganzen Wortes hin, so können End- und Stammsilben wegbleiben .... Als Vorsilbe wird auch die vor dem Infinitiv stehende Partikel ‘zu’ betrachtet". Grimm S. 4 „Genügt die Vorsilbe zum richtigen Wiederlesen des ganzen Wortes, so können Stamm- und Endsilben wegbleiben" .... „Das Nennform zu wird wie eine Vorsilbe behandelt". — Kramsall, S. 97 „Die gemischte Kürzung kann nur bei Wörtern, die aus Stamm- und Formsilben bestehen, angewendet werden". Grimm, S. 19 „Sie (die gemischte Kürzung) kann daher nur bei Wörtern, welche Formbestandteile haben, angewendet werden". — Kramsall, S. 101 „Die Fremdwörter werden im allgemeinen auf dieselbe Weise gekürzt wie die deutschen. Besonders aber sind die Endungen und die Vorsilben oder beide zur Kürzung zu verwenden, so daß zumeist der Stamm wegbleibt". Grimm, S. 27: „Hier gelten im allgemeinen dieselben Regeln wie für die deutschen Wörter. Am meisten wird die Form- und gemischte Kürzung, die Stammkürzung fast gar nicht angewendet".

Leider hat Grimm bei der Benützung des Kramsallschen Buches auch einen groben Verstoß in sein Buch hinübergenommen, nämlich den ganz falschen Gebrauch des Wortes „Nachsilbe" (Kramsall, S. 85). Durch einen Blick in eine der gebräuchlichen Schulgrammatiken (z. B. Tumlirz, Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen, § 5; Nagl, Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen, § 42) hätte sich Grimm die Aufklärung verschaffen können, daß auf Grund einer logischen Division folgende Begriffsbeziehungen vorliegen: Die „Nebensilben" der Wörter zerfallen in „Vorsilben" und

in „Nachsilben", die „Nachsilben" wieder in „Ableitungssilben" und „Flexionssilben" (bei Kramsall und Grimm „Endungen" oder „Endsilben"). Die Begriffe „Ableitungssilbe" und „Flexionssilbe" sind demnach einander beigeordnet, beide aber dem Begriff „Nachsilbe" untergeordnet. Dadurch nun, daß Kramsall und Grimm fälschlich für „Ableitungssilbe" „Nachsilbe" setzen, also „Nachsilbe" und „Flexionssilbe" einander beiordnen, ist in den beiden Lehrbüchern eine recht bedenkliche Verwirrung heraufbeschworen worden. Auch ist es nicht jedermanns Sache, bei der Benützung eines Lehrbuches eine ganz falsche Terminologie in die richtige umzusetzen. Und wenn dieses stenographische Lehrbuch noch dazu ein Schulbuch sein soll, ist der Fehler umso empfindlicher, da es sich in Widerspruch mit der Schulgrammatik setzt. Daß durch diesen elementaren Irrtum die ganze Anlage der Satzkürzungslehre bei Kramsall und demgemäß auch bei Grimm erheblich leiden mußte und auch tatsächlich erheblich gelitten hat, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Es ist ja die Gabelsbergersche Satzkürzungstheorie auf der Wortzusammensetzung aufgebaut. Daher wird auch jemand, dem die Einsicht in den Bau der Wörter, also in die innere und äußere Wortbildung fehlt, keine wissenschaftlich gegründete Darstellung der Satzkürzungslehre geben können. Sonst müßte ein Lehrbuch der Stenographie, ganz besonders aber der die Satzkürzung betreffende Teil, zu einem Sammelsurium gewöhnlicher Handfertigkeits-Regeln herabsinken.

Mies i. B. Adolf Hausenblas.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur griechischen und lateinischen Lektüre an unserem Gymnasium.

VI.

Zweck der Xenophonlektüre ist natürlich Befestigung der Kenntnis des attischen Dialektes und der Grundregeln der griechischen Syntax schon Fr. Hochegger (vgl. in dieser Zeitschr. 1855, S. 733), wie auch H. Schenkl konstatiert. „Dazu eignen sich", bemerkt er (S. 55), „die Anabasis und die erzählenden Teile der Kyrupädie in kaum zu übertreffender Weise". Wir empfinden es als wohltuende Erleichterung, ihm hier beistimmen zu können; aber schon auf der nächsten Seite steht zu unserer Überraschung: „An die Stelle Xenophons könnte man allenfalls den 'kleinen Xenophon' Arrian setzen, dessen Anabasis die attische Naivetät manchmal nicht ohne Glück nachahmt, häufiger in geschmackloser Weise übertreibt, dafür aber durch die großartige Gestalt Alexanders hinlänglich entschädigt" und in seinem „Lehrplan" schreibt H. Schenkl Xenophon oder Arrian vor. Die großartigste Gestalt kann einen Schüler doch nicht für geschmacklose Übertreibungen entschädigen. Auch Wilamowitz sagt von Arrian (Kultur..., S. 170): „Er nennt sich selbst Xenophon den Jüngeren, wenn er ein Jagdbuch schreibt, nimmt ebendaher den absurden Titel Anabasis für seine Alexandergeschichte, deren Wirkung auch durch die Mätzchen gesuchter Naivetät stark beeinträchtigt wird..... Dabei besitzt er eigentlich keine schriftstellerische Begabung..... Den Menschen wollen wir preisen, den Schriftsteller werden wir am besten vergessen". Wilamowitz hat natürlich in sein Lesebuch ein paar Stücke aufnehmen müssen, verachtet aber auch Xenophons Anabasis nicht ganz (vgl. Gutachten, S. 20; Kultur.., S. 79). Unter den Arrian-Stücken im Lesebuch hat P. Cauer (N. Jahrb. 1904, II, S. 193) nur einzelnes für seine Primaner brauchbar, das andere nicht ergiebig gefunden. Und nun will man, was man längst gelassen hat, in neuester Zeit wieder aufnehmen, ohne den Standpunkt jenes Gelehrten zu teilen! Geht man aber vom sprachlichen Standpunkt aus, wovon bei der

griechischen Lektüre im ersten Semester der V. vor allem auszugehen ist, so kann doch von Arrian keine Rede sein, dessen Wert ausschließlich im Stoffe, nicht in der imitierten Sprache liegt. Das künstlich Gemachte soll an Stelle des Echten treten, das allein bei der Erziehung in Betracht kommen kann, und Arrian soll zur sprachlichen Ausbildung zu einer Zeit gelesen werden, wo der Schüler im Geschichtsunterricht mit dem Stoffe zunächst nicht zu tun hat. Daß Schüler durch die Sprache auf Abwege geführt werden könnten, zeigt P. Cauer an einem Beispiele, an das er die Worte knüpft (S. 187): „Desgleichen auf einer früheren Stufe geboten, wo Homer und Herodot noch nicht vorausgegangen sind, muß den Bemühungen des Lehrers, den Sinn für das Ursprüngliche zu wecken, geradezu entgegenwirken“. Und wir haben Xenophon „mit seiner leichten, durchsichtigen Sprache, seiner Frische und Anschaulichkeit“ (A. Waldeck); gerade in letzter Zeit ist doch Xenophons Bedeutung für diese elementare Stufe des griechischen Unterrichtes von so vielen Seiten hervorgehoben worden (z. B. von O. Altenburger, A. Baumeister, P. Corssen, O. Jäger, K. Kromayer, O. Liermann, O. Schröder) und Arrian ihm gegenüber so schlecht weggekommen (bei Fr. Aly, P. Cauer, O. Kohl, A. Waldeck). Nicht lange vor Wilamowitz' Gutachten hatte Fr. Schmidt (Zeitschr. f. d. Gwes. 1898, S. 519 ff.) gezeigt, daß Arrians Anabasis wohl über Plutarchs Alexanderbiographie zu stellen, aber nicht an die Stelle der Anabasis des Xenophon zu setzen sei; nur zwischen Xenophon und Herodot sollte einzelnes gelesen werden. Warum unseren Schülern Xenophon, der es durch Klugheit und Geschicklichkeit ohne Vorzug der Geburt zu einer führenden Stellung bringt, nicht menschlich mindestens ebenso nahe stehen sollte als Alexander, sehe ich nicht ein; wir unterrichten ja nicht die Söhne regierender Fürsten. Alexander lernen die Schüler aus dem doppelten Geschichtsunterrichte und eventuell aus Curtius zur Genüge kennen; seine Erfolge lassen sich aber gerade aus dem Zug der Zehntausend besonders leicht begreifen. So gilt mir denn auch in diesem Punkte, was K. Schenkl in einer Besprechung der Stollschen Chrestomathie aus griech. Hist. f. mittl. Klassen d. Gymn. bemerkte (in dieser Zeitschr. 1856, S. 702): „Arrians Anabasis kann man wohl zur Privatlektüre empfehlen, aber in den Bereich der Schullektüre wünscht Ref. sie nicht gezogen zu sehen, geben ja doch die ausgezeichneten griechischen Schriftsteller so hinreichenden Stoff für die Lektüre, daß selbst die außerösterreichischen deutschen Gymnasien, wenn auch in ihnen dem griech. Unterrichte eine bedeutendere Stundenzahl als bei uns zugewiesen ist, gewiß Unrecht tun, wenn sie Autoren wie Arrian beachten und dafür viel bedeutendere vernachlässigen“. Auch jetzt liest draußen kaum jemand Arrian statt Xenophon. Xenophons Schriften aber als „maßgebende Vorbilder der Geschichtsschreibung“ (v. Arnim) hinzustellen, fällt bei uns niemandem ein; die Hellenika lesen wir ja gewöhnlich nicht. Das „Katzengold“ soll nur solange kursieren als unbedingt nötig ist; jedoch auch heute ist es eine ziemlich allgemein anerkannte Tatsache, „daß wir für die Einführung in das Attische (die wir für Demosthenes, Plato und Sophokles brauchen) keinen passenderen, leichter verständlichen (Autor)

haben" (R. Agahd in der Monatsschr. f. h. Sch. 1903, S. 436). Anders K. Huemer a. a. O. S. 20, der aber auch von einem anderen Standpunkte ausgeht.

Ab man Xenophons Memorabilien lesen soll, darüber sind die Meinungen geteilt. Gegen diese Lektüre haben sich in letzterer Zeit unter anderen besonders R. Schenk, O. Schrader, Th. Klett, A. Döring, P. Dettweiler, O. Kohl, Chr. Harder, K. Seeliger und jüngst L. Martens ausgesprochen; sie meinen, nur der Platonische Sokrates solle den Schülern aus eigener Lektüre bekannt werden. Dagegen sind vielfach auf Grund ausgedehnter Lehrerfahrung für die Memorabilien eingetreten E. Weißenborn, P. Dörwald, G. Schneider, O. Altenburg, E. Meyer, O. Liermann, Ferd. Rösiger und besonders warm E. Rosenberg (Zeitschr. f. d. Gwes. 1903, S. 226 ff.), P. Cauer und O. Weißenfels. H. Schenkl erklärt: „Was vollends die Apomnemoneumata betrifft und namentlich die einleitenden apologetischen Kapitel aus denselben, so ist es ein arger Mißgriff zu glauben, daß sie sprachlich leichter seien als sämtliche Dialoge Platons; in sachlicher (dogmatischer) Beziehung aber bieten die Apomnemoneumata gerade sehr große Schwierigkeiten. Den Herakles am Scheidewege mag, wer dem Stücke einen bedeutenden pädagogischen Wert beimißt, behalten". Ich kann auf Grund eigener Erfahrung nur sagen, daß es „ein arger Mißgriff wäre zu glauben", daß diese Stücke in VI^{a} nicht ganz gut gelesen werden können. Die Entscheidung der Frage, ob man etwas und was man aus den Memorabilien lesen soll, überläßt unser Lehrplan glücklicherweise dem Lehrer.

Herodot bildet nach H. Schenkl einen der Glanzpunkte der Prosalektüre des Gymnasiums; er soll sogar an die Stelle des Demosthenes, also in das erste Semester der VII^{a}, rücken. Die Vorzüge Herodots kämen nach der „sicherlich sehr richtigen Bemerkung" Wilamowitz' (Vorrede d. Leseb. S. III) nur zur Geltung, wenn man viel und rasch lese; er füge noch hinzu, wenn man ihn auf einer Stufe lese, auf welcher man mit Erfolg viel und rasch lesen könne, was jetzt nicht recht möglich sei. Überdies brauche man in der VI^{a} statt einiger Xenophonkapitel einen attisch schreibenden Autor, da man sonst eigentlich erst im vierten Semester nach der Xenophonlektüre wieder an einen attischen Prosaschriftsteller komme. Jetzt werde Herodot, vielfach in kleine Stücke zerhackt, zum Lesebuch, ja fast zur Fibel erniedrigt; Schenkl denkt sich, daß er vor reiferen Schülern (ein Jahr tue da viel) und mit großzügiger Auffassung erklärt, eine ganz andere Wirkung ausüben müßte.

Wir haben in der VII. für Herodot keinen Platz, da wir das erste Semester für die Demostheneslektüre beanspruchen. Aber auch wenn wir Platz hätten, würden wir wohl nicht daran denken dürfen, auf dieser Stufe Herodot zu lesen. Vor allem scheint es H. Schenkl entgangen zu sein, daß man sogar angenommen hat, Wilamowitz verwerfe Herodot als Schullektüre. Dieser Gelehrte sagt zwar im Gutachten (S. 208) noch ausdrücklich: „Und da Herodot so homerisch ist, hat man auch eine passende Prosa neben ihm" mit Beziehung auf seinen Vorschlag, mit Homer zu beginnen; da aber sein Lesebuch nach dem geltenden

Lehrplan verwendet werden soll, konnte jene Bemerkung in der Vorrede auch dahin aufgefaßt werden, daß man besser tue, Herodot gar nicht zu lesen, da man nicht viel von ihm lesen könne. Ob das Wilamowitz wirklich gemeint hat, bleibe dahin gestellt, sicher ist, daß er ihn auf einer Stufe wie in unserer VII. nicht zu lesen empfiehlt, da er Homer von der Prima ausschließt; auch nach Wil. könnte Herodot höchstens noch in unserer VI. gelesen werden. Das verdient wohl Billigung; nur um die Schüler in Homer einlesen zu lassen, ist Herodot erst im zweiten Semester der VI. angesetzt und so hat auch R. Wessely jetzt (N. Jahrb. 1906, II, S. 318) zu erwägen gegeben, ob nicht Herodot statt Xenophon schon im zweiten Semester von U II (= V.) gelesen werden sollte. Mögen also die Ansichten über den Wert dieser Lektüre bei der uns zur Verfügung stehenden Zeit und über die Art, wie Herodot zur Geltung gebracht werden soll, noch so sehr auseinandergehen (vgl. die Debatte über den Vortrag J. Kohms „Die Herodotlektüre an unseren Gymn.", Österr. Mittelsch. 1895, S. 227 f. und 268 f.), daran dachte man wohl noch nicht, daß Herodots Erzählung die Schüler einer höheren als der VI. Klasse beschäftigen sollte, und mit Recht. Der Inhalt dieser Lektüre, auch wenn man nur die Hauptpunkte der Perserkriege liest, und die Art dieses Schriftstellers wird einer höheren Stufe schon weniger nahe liegen. Andererseits werden die Schüler nach höchstens 6 Monaten — nur so viel beträgt der Unterschied — keine andere Wirkung verspüren, da der Lehrer eine „großzügige Auffassung" nicht besser zur Geltung bringen kann; denn H. Schenkl täuscht sich, wenn er denkt, man werde da viel mehr und rascher lesen können. Er vergißt, daß in der VII. für die Lektüre nur 3 Wochenstunden zur Verfügung stehen, also im ganzen ungefähr 55 St.: da er nun im ersten Semester der VII. noch Demosthenes' Friedensrede oder Platons Kriton gelesen haben will, würden ihm höchstens etwa 45 Herodotstunden bleiben, denen jetzt im zweiten Semester der VI. mindestens ebensoviele gegenüber stehen; diese Zahl kann aber unter Verzicht auf ausgedehntere Homerlektüre noch bis auf mehr als 60 steigen, wenn man sich nicht an die in den Instruktionen gegebene Beschränkung hält. Daraus ergibt sich, daß man in der VII. sogar noch weniger Herodot lesen könnte, da ja noch das Hindernis geringerer Kontinuität zu überwinden wäre; auch würde vielleicht die Einführung in den Dialekt am Anfang der VII. nach den Ferien schwieriger sein als mitten in der VI. Die paar Grammatikstunden aber, die nicht auf die Schularbeiten und deren Korrektur aufgehen, würden auch nichts ausmachen, wenn man wirklich daran denken solle, sie aufzugeben. So würde den Intentionen H. Schenkls entgegen die Herodotlektüre vielleicht sogar geschädigt. Aber auch die Lektüre Platons würde Schaden nehmen. Eben weil Demosthenes voran geht, merkt man die Schwierigkeit bei der Platolektüre nicht. H. Schenkl findet es schlecht, daß man erst im vierten Semester nach der Xenophonlektüre an einen attischen Prosaiker kommt, und gibt auf die wenigen (ca. 80) Xenophonstunden in den drei dazwischen liegenden Semestern nichts; nun will er, daß man im vierten Semester nach der Plutarchlektüre, die er ins erste Semester der VI.

setzt, an Plato kommt, und hält es für ein zureichendes Auskunftsmittel, während der drei Semester etwas Plutarch, Demosthenes' Friedensrede oder Platons Kriton zu lesen, letzteres wahrscheinlich in 10—15 Stunden des ersten Sem. der VII., aber hoffentlich nicht durch das ganze Sem. verteilt. Beim jetzigen Lehrplan, meint er, hat der Sextaner zu wenig Gelegenheit, sein Attisch aufzufrischen; nach seinem Plane würde der Septimaner kaum eine haben. Hört man jetzt von Demosthenes, er sei zu schwer, so würde man das dann von Plato hören, bis am Ende vielleicht jemand konstatierte, das Ergebnis stünde in keinem Verhältnisse zur aufgewendeten Mühe, Plato müsse also weg.

Da H. Schenkl von der Anschauung ausgeht, daß die Xenophonlektüre in VI. einzig und allein den Zweck hat, Stoff für deutsch-griechische Kompositionen zu bieten, bemerkt er hier, man sollte sich doch um das deutsch-griechische Skriptum nicht allzu viel Sorge machen; über kurz oder lang werde anerkannt werden müssen, daß es von der VII. ab keine Bedeutung mehr habe. Da die Beherrschung des schriftlichen Ausdruckes nicht zu den Zwecken des griechischen Unterrichtes gehöre und ein griechisches Skriptum bei der Matura nicht verlangt werde (vgl. dagegen E. Sewera, Österr. Mittelsch. 1894, S. 368 f.), genüge es, die Übersetzungen in V. und VI. fortzusetzen, in VII. und VIII. sollten ausschließlich Übersetzungen aus dem Griechischen die Schularbeiten bilden. Bekanntlich ist auch vor kurzem provisorisch diese Einrichtung getroffen worden, es lag das schon längere Zeit sozusagen in der Luft (vgl. schon Fr. Löbl, Österr. Mittelsch. 1894, S. 299; dagegen S. 368 f., 410). Die Erfahrung wird zeigen, ob dadurch der griechische Unterricht Schaden leidet (vgl. hierüber auch A. Primožić in der Österr. Mittelsch. 1894, S. 88 f. und zuletzt K. Klement in dieser Zeitschr. 1906, S. 362 ff.). Es kann aber doch auf deutsch-griechische Übungen in ein paar Stunden nicht ganz verzichtet werden, ohne daß dadurch die Lektüre geschädigt wird; von dieser „lästigen Fessel" kann gerade die Herodotlektüre am allerwenigsten befreit werden. Die Erfahrungen in Preußen sollten davor warnen, immer wieder zu verlangen, daß man probieren solle, was sich als schlecht erwiesen hat. Die Lehrpläne von 1891 bestimmten für I A und I B: „Übersetzungen aus dem Griechischen alle 4 Wochen", in den Lehrplänen von 1901 heißt es für O und U I: „Schriftliche Übersetzungen aus dem Griechischen und in das Griechische", auch in O II sind statt 4 wöchentl. Übersetzungen aus dem Griechischen nunmehr 14tägige Übersetzungen aus dem Griechischen und in das Griechische vorgeschrieben. Und Wilamowitz selbst bemerkt hiezu (bei Lexis, S. 167): „Das griechische Skriptum ist aus dem Abiturientenexamen verbannt und man hatte es im Unterricht überhaupt so stark zurückgedrängt, daß die letzten Lehrpläne wieder eine Erweiterung vorgenommen haben, die jedoch nur zur Auffrischung des elementar-grammatischen Wissens dienen soll und hoffentlich nicht zu einem Rückfall in die alte Weise führt". Bei uns dienen die Grammatikstunden seit jeher hauptsächlich zu jener Auffrischung. Im letzten Jahre mag man sie aufgeben. Früher kann man auch jetzt kaum auf sie verzichten. Nach dem H. Schenklschen Plan aber

wäre das in der VIII. überhaupt undenkbar; um die Platolektüre nach Homer und Herodot in der VII. möglich zu machen, müßte man vielleicht im Anfange sehr viel Elementargrammatik treiben. So bin ich denn auch hier wieder so altväterisch zu behaupten, daß gerade nach den preuß. Lehrplänen von 1901 zeitgemäß erscheint, was die Redakteure dieser Zeitschrift (W. v. Hartel und K. Schenkl) im J. 1885, S. 394 zu einem Aufsatze über die Exerzitien im Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische beigefügt haben: „Diese müssen in dem gegenwärtig festgestellten, gewiß bescheidenen Maße getrieben werden, wenn nicht dem griechischen Unterrichte der Boden entzogen werden soll. Man frage nur nach, ob man an den Gymnasien Deutschlands geneigt ist, diese Übersetzungen aufzugeben oder auf ein solches Maß einzuschränken, wo sie nichts mehr leisten können".

(Fortsetzung folgt.)

Wien. Dr. Friedrich Ladek.

Der II. internationale Kongreß für Schulhygiene.

(London 5.—10. August 1907.)

II.

Die Sektionsverhandlungen über Hygiene des Lehrerberufes[1]) bezogen sich besonders auf Volksschulverhältnisse. Da die Mittelschullehrerschaft wesentlich ähnlichen Einflüssen unterliegt, wie die der Volksschule, so sei dennoch einiges vorgebracht. Mit Recht sagte der Vorsitzende, Parlamentsmitglied Dr. Macnamara in seiner Eröffnungsansprache, daß ungünstige materielle Schuleinrichtungen und Überfüllung die robusteste Konstitution untergraben müssen.

Dr. Panýrek-Prag meinte, daß der Lehrer Krankheiten von der Schule in seine Familie und *vice versa* übertragen könnte (was auch vom Schularzt gilt, der zwar weniger oft in der Schule zu tun hat, aber öfter in Familien kommt, aus welchen Infektionen übertragen werden können, Ref.). Mit Recht wurde mehr statistische Konstatierung hinsichtlich Berufskrankheiten der Lehrer verlangt, was Wernbacher-Irdning und Dr. Panýrek taten; letzterer forderte Aufsammlung des Materials mit Hilfe der Lehrer selbst und ihrer Hausärzte sowie der Versicherungsgesellschaften. (Wäre auch ein Gebiet für Schulärzte — im Interesse der Lehrer, wenn diese mittun wollen).

Dr. Gourichot-Paris ist der Ansicht, daß Tuberkulose keine Berufskrankheit der Lehrer sei; damit mag er wohl Recht haben, aber nicht von überall lauten die Berichte über Verbreitung der Tuberkulose unter Lehrern so günstig wie von Paris. Dr. Mařanek-Prag hob besonders den schädlichen Einfluß des Berufes hinsichtlich Nervosität und Tuberkulose hervor; Frau Burgurin, Inspektorin der Schulen für Minderwertige in London, konstatierte, daß daselbst jährlich im Durchschnitt

---

[1]) l. c. S. 718 ff.

etwa 60 Lehrer wegen Tuberkulose der Sanatoriumsbehandlung bedürftig seien, trotzdem während der Zöglingszeit sechsmal ärztliche Untersuchung stattfindet; es besteht übrigens dort ein 1877 gegründeter Wohlfahrtsfonds, der bereits auf ca. 1$^1/_2$ Millionen Kronen angewachsen ist. Dr. C. C. Jessen, Präsident der Ärztegesellschaft in Kopenhagen und offizieller Vertreter des dänischen Ministeriums, berichtete über das vortreffliche dänische Tuberkulosegesetz; er ist der Ansicht, daß die Frage der Infektion der Kinder durch Lehrer ein kritischer Punkt sei *(may be serious)*. Die Tuberkulosesterblichkeit ist nach den Versicherungsausweisen unter Lehrern doppelt so groß als unter der übrigen versicherten Bevölkerung. Die Lehrer werden bei Anstellung auf Tuberkulose untersucht. Tuberkulose Lehrer erhalten $^2/_3$ der Gage als Pension. Für tuberkulose Kinder ist besondere Erziehung besorgt, $^1/_4$ der Kosten zahlt die Gemeinde, $^3/_4$ der Staat. — Ein sehr trauriges Bild entwarf in der Plenarversammlung, welche speziell die Beziehungen der Schule zur Tuberkulose betraf, Dr. Oldright-Toronto; die Statistik von Ontario zeigt ein Überwiegen der Lehrerschaft bezüglich Tuberkulose: es waren dort 1883 unter 100 Todesfällen der männlichen Lehrkräfte 28·5 an Lungentuberkulose, unter 100 der weiblichen gar 57·0; die Sterblichkeit an Phthise ist dort unter Lehrern sogar höher als unter Steinmetzen und Buchdruckarbeitern. In den Vereinigten Staaten waren unter 1000 Todesfällen von allen Angestellten: weißen Männern 145, weißen Lehrern 175, weißen Frauen 196, weißen Lehrerinnen 251.

Hulbert-London, Spezialist in der Frage der Stimmorgane bei Lehrern, sagte in der betreffenden Sektionssitzung, daß Lehrer vielfach an Leiden der Sprachorgane kranken; Einübung betreffend Gebrauch der bezüglichen Organe, Art der Körperhaltung sei von Belang; Redner besprach auch die Ökonomie der Stimmittel und die Art, die Vernehmbarkeit der Stimme zu steigern[1]).

Mit Rücksicht auf die Aktualität der Tuberkulosefrage[2]) seien ein paar Worte über Tuberkulose bei Schülern angefügt nach dem vortrefflichen Bericht, den Dr. Newsholme-Brighton in der dritten Plenarversammlung an der Hand von Graphicis aus englischen Städten gegeben hat. Es kommt in England durchschnittlich auf je 300 Schulkinder ein konstatierbar lungentuberkuloses. Allerdings dürften lungentuberkulose Schulkinder selten Ursache der Infektion werden, wohl aber Lehrer und Diener; dagegen dürfte latente Tuberkulose unter der Schuljugend weit häufiger sein; ist sie auch meist nicht infektiös, so weisen doch an anderen Krankheiten verstorbene Schulkinder in großer Zahl Tuberkulose auf; die latente Tuberkulose dürfte meist zu Hause erworben sein und bildet für die Betroffenen eine ständige Gefahr; Kinder tuberkuloser Eltern sollten öfter in der Schule untersucht werden und sollten die Eltern in Anstaltspflege kommen, die Kinder in Schulen aufs Land (vgl. das oben über Dänemark Gesagte, Ref.). In der Schule ist die Übervölkerung aufs höchste zu bedauern: Elende Luft, Unreinlichkeit, Staub

[1]) l. c. S. 730 ff. [2]) l. c. S. 827 ff.

einerseits, Überanstrengung der Stimme des Lehrers in den derart notwendig übergroßen Räumen anderseits. Bemerkt sei nur noch, daß der Redner verlangte, es sei die öffentliche Meinung durch die Schulerziehung im Kampfe gegen die Tuberkulose zu bilden.

Dr. Mary Scharlieb-London analysierte in der Sektionssitzung speziell die Daten von 26 Lehrerinnenbildungsanstalten und will für den anstrengenden Beruf besondere Ausbildung der körperlichen Übungen, Schulärztinnen, Herabsetzung der Lernverpflichtung, längere Studienzeit.

Hinsichtlich der Verhandlungen über Hygiene-Unterricht[1] können wir uns kurz fassen, da ja Österreich in dieser Richtung bereits weit vorgeschritten ist, wenn auch Reformen bestehender Einrichtungen besonders für die Volksschule und weitere Fortschritte noch ausstehen. Das Thema wurde durch eine Ansprache des Sektionspräsidenten Parlamentsmitgliedes Sir William Collins inauguriert, welcher die große Bedeutung des Gegenstandes treffend schilderte. Es sei nur hinsichtlich der Mittelschule erwähnt, daß zwei Angehörige des englischen Stammes, Prof. Edgar-St. Andrews und Prof. Woods-Columbia University, U. S., gerade die Bedeutung des Hygiene-Unterrichtes der Mittelschullehrerschaft betonten. Englische Redner sprachen sich gegen Hygiene-Unterricht als besonderen Lehrgegenstand in Mittelschulen aus, weil sich in dem derzeitigen Programm schwer Raum finden möchte (Dr. Shelley-Haileburv College, Fletcher-Dublin), ein Standpunkt, den wir auch längst vertreten. — Edgar-St. Andrews bemerkte, daß in den guten englischen Internaten die Dinge weit besser stünden, wo hygienische Lebensgewohnheiten den Schülern beigebracht werden. — Daß es für alle Schüler besser wäre, neben Aneignung gesunder Lebensgewohnheiten auch die theoretische Begründung in besonderem Unterricht zu erhalten, ist ja natürlich fraglos, aber bis auf weiteres wird es jedenfalls das beste sein, die angehende Lehrerschaft bestmöglich zu informieren, so daß sie nicht nur die hygienischen Forderungen in der Schulerziehung beachte, sondern auch jede passende Gelegenheit im eigenen Unterricht zur hygienischen Belehrung benutze. Gerade die Mittelschule bietet durch ihr Lehrersystem (man denke an den informierten Naturhistoriker, Physiker, Chemiker usw.) viele Gelegenheit.

Es braucht nicht erst betont zu werden, daß die Bestrebungen gegen Alkoholismus[2]) ausgiebig behandelt wurden; in dieser Hinsicht sei besonders der unermüdliche Prof. M. Hartmann-Leipzig sowie Prof. Blasius-Braunschweig genannt; Weigl-München will Belehrungen über Genußgifte überhaupt. — In Amerika wird ja bekanntlich der Unterricht in Hygiene immer zusammen mit dem in „*Temperance*“ genannt und für England scheint in Miss St. John Wileman eine tüchtige Nachfolgerin der um die Bekämpfung des Alkoholismus so hoch verdienten verewigten Amerikanerin Frau Mary Hunt entstehen zu wollen.

Miss Roberts-Dunfermline berichtete über das dortige College, welches Hygienelehrer in zweijährigen Kursen mit ca. 360 Vorträgen

[1]) l. c. S. 737 ff. [2]) l. c. S. 746 ff.

dazu ausbildet, in Volks- und Mittelschulen den Lehrern Vorträge zu halten. Spezielle Vorbildung der Hygienelehrer für die angehende Lehrerschaft wäre auch anderswo zu wünschen. — Bemerkt sei noch, daß Prof. Laitinen-Helsingfors die Tatsache konstatierte, daß die Verwaltung in Finnland obligatorischen Temperenzunterricht als Teil des Volksschulunterrichtes eingeführt habe, worüber wir bei einer früheren Gelegenheit an einem anderen Orte berichtet haben.

Die sexuelle Belehrung war in der Internats-Sektion untergebracht gewesen. Wie zu erwarten gewesen, stellten hier österreichische und deutsche Redner das Hauptkontingent, nicht unerfreulich war es aber, daß auch England und Frankreich der Frage offen näher zu treten beginnen. Neues ist wohl nicht mehr zutage gefördert worden. Von österreichischen Rednern sei namentlich Tlučhoř-Wien genannt, dessen gutes Broschürchen[1]) allgemeiner verbreitet ist, von deutschen Dr. Chotzen-Breslau, welcher den Wienern speziell durch seinen Vortrag[2]) näher bekannt ist.

Hinsichtlich des Hygiene-Unterrichtes für Volksschulen speziell sei noch bemerkt, daß Knudsen-Kopenhagen die Ansicht vertrat, der Lehrer der körperlichen Übungen solle die theoretisch-hygienische Belehrung geben; wir haben diese Kombination längst an einem anderen Orte besprochen. Prof. Dr. Douglas-Galton bemängelte, daß die schulhygienischen Kurse für Lehrer gewöhnlich am Herumirren in Exzessen in Anatomie und Physiologie leiden, was ja auch oft im Schulunterricht gilt; so meinte Prof. der Hygiene Kennwood-London, man brauche den Kindern nicht den Mechanismus der Atmung zu erklären, aber den Wert guter Luft ihnen beizubringen, wirke auch aufs Elternhaus zurück. Prof. Dr. Caton-Liverpool verweist u. a. darauf, mit welchem Interesse und Verständnis sich die Schülerinnen über Kinderpflege belehren lassen und wie außerordentlich bedeutungsvoll dies ganz besonders für die ärmliche Bevölkerung sei.

In der Schluß-Plenarversammlung wurde eine Resolution der IV. Sektion, betreffend Hygiene-Unterricht der L.-A.-K. aller Grade angenommen.

Die Verhandlungen der Sektion Körperliche Erziehung und Übung in persönlicher Hygiene wurden von Sir John Byers-London eröffnet, welcher in seiner Präsidenten-Ansprache die Verdienste des „Fürsten der englischen Ärzte“ Sydenham und seines Zeitgenossen Locke, der Pionniere der Schulhygiene in England pries. Dr. Doléris' Vortrag in einer Plenarversammlung wurde von Mathieu-Paris verlesen; er handelt von der Bedeutung der physischen und speziell muskulären Erziehung des Weibes; von der Kindheit bis zur Pubertät sollen beide Geschlechter nach Doléris' Ansicht die gleichen Spiele betreiben; sind die Mädchen so geübt, auch nach der Pubertätsentwicklung an-

[1]) Worte der Eltern an ihre schulmündigen Söhne. Verlag des Vereines für gesunde Erziehung. Wien, XIII., Reinlgasse.

[2]) Sexualleben und Erziehung. Wien, Braumüller.



strengende Sporte. Doléris betont auch den guten Einfluß des Sports auf Frauenkleidung und machte der weiblichen Leistungsfähigkeit auf geistigem Gebiete ein Kompliment[1]).

Hinsichtlich der körperlichen Ausbildung[2]) im allgemeinen sei bemerkt, daß Engländer und Schweden darin wetteiferten, das schwedische System als physiologisch bestbegründetes zu preisen. Mme. Osterberg-Dartfort behauptete, die anthropologische Statistik lehre, daß die Kombination englischer Spiele mit dem schwedischen System die vollkommenste physische Erziehung ergäbe. — Jiu-Itsu fand eine gewandte Verteidigerin in Mrs. Watts-London, welche im Verein mit Frl. Brunton, der unermüdlich für die Kongreßdamen (und deren Herren) sorgenden Tochter des Präsidenten, Jiu-Itsu zahlreichen Zuschauern zeigte; die Damen verblüfften geradezu mit jener brillanten Vorführung der japanischen Technik.

Wawerka-Wien sprach wesentlich in Bezug auf die Volksschule über den Stand der körperlichen Übungen in Wien und Prof. Kleinpeter-Gmunden verwarf mit bekannter Lebendigkeit die jetzige Stellung des Sprachunterrichtes: er will Sachunterricht im Vordergrund — erst Inhalt, dann Form, und mehr Körperpflege als bisher, soviel Unterricht als möglich im Freien und in der Werkstätte. — Letzterer ist u. a. in den Vereinigten Staaten und in Schweden recht entwickelt, wie Bergh demonstrierte. Freund Mikkelsen-Kopenhagen konnte leider nicht seinen Vortrag halten, doch waren die vortrefflichen Bilder von ihm und der dänischen Gesellschaft u. a. ausgestellt, körperliche Erziehung durch Gymnastik, Sport usw., sowie Arbeitsstellungen illustrierend[3]).

Von mehreren Rednern, Prof. Guttmann-Wien, Gray-London, Dr. Shrubsall-London, wurden Vorschläge hinsichtlich anthropometrischer Aufnahmen nach bestimmtem Schema und Vorgehen gemacht, sowie Dr. Dufestel-Paris eine uniforme Aufnahme der somatischen Zustände forderte, um vergleichbare Resultate zu erhalten und Dr. Piasecki-Lemberg dafür eintrat, in nicht übervölkerten Schulen Beobachtungen, welche auf dem Spielplatz gemacht werden, wissenschaftlichen Laboratoriumsversuchen zu unterwerfen. Wir möchten dazu bemerken, daß die Stadt Stockholm jährlich tausende von Kronen speziell dazu bewilligt, damit jene von ihren Schulärzten, welche bestimmte wissenschaftliche Arbeiten durchführen wollen, dafür entschädigt werden.

Die von Prof. Guttmann hinsichtlich anthropometrischer Aufnahmen vorgeschlagene Resolution, die Angelegenheit dem permanenten Komitee zur weiteren Verfolgung zuzuweisen, wurde angenommen.

Von einem Eldorado für Lehrer körperlicher Übungen berichtete Dr. Tait McKenzie-Philadelphia hinsichtlich der University of Pennsylvania. Bemerkt sei in Parenthese, daß diese Universität, wie manche andere amerikanische, sowohl universitätsgemäße Fortbildung (Medizin, Jus usw.) vermittelt, als auch (unter freier Verfassung) das-

[1]) l. c. S. 500 ff. [2]) l. c. S. 755 ff.
[3]) l. c. S. 128 ff., 661 ff.



jenige, was etwa unsere obersten Mittelschulklassen lehren. An der Pennsylvanischen Universität ist körperliche Erziehung ein integrierender Bestandteil der Universitätskurse, für Erreichen von Graden analog taxiert, wie Laboratoriumsarbeiten. Nicht obligat sind die Übungen nur für solche, welche sie bereits an einer anderen Schule absolviert, oder einen akademischen Grad erreicht haben oder körperlich untauglich sind. Die materielle Einrichtung ist vorzüglich: z. B. ein ausgedehnter Übungsplatz im Freien mit solid gebauten Tribünen für 20.000 Zuschauer; ein Teil des Platzes ist für Übungen bei schlechtem Wetter eingedeckt. Dazu eine Turnhalle, u. a. ausgestattet mit Duschebädern und einem Raum zum Trocknen feuchter Kleidungsstücke, eigene Räume für Fechten, Boxen, ein Schwimmbassin mit Zuschauergalerien. 750 Mann können täglich in den geschlossenen Räumen üben. Jede Übung dauert 35′. Der Student zahlt für körperliche Übungen 7 Dollars (35 K) gelegentlich der Zahlung der übrigen Kollegiengelder und gibt auch Beantwortung eines Fragebogens über Hereditäres, Lebensgewohnheiten usw., ferner wird er körperlich untersucht. Daraufhin wird sein individueller Arbeitsplan festgestellt. Dieses kurze Resumé mag genügen. (Es wäre zu wünschen, daß die europäisch-kontinentalen Universitäten noch ganz anders als bisher der körperlichen Ausbildung ihrer Studierenden sich annehmen möchten. Ref.)

In der Sektion für Hygiene außerhalb der Schule, Ferienkolonien u. s. f. betonte der Vorsitzende Lord Kinnaird-London bei seiner Ansprache das bekannte Aussterben der großstädtischen Familien und verlangte auch aus diesem Grunde Fürsorge für außerstädtischen Aufenthalt der Jugend. Lord Kinnaird gab einen historischen Abriß der bezüglichen Bestrebungen in England; auch Thomassen-Kopenhagen ging auf die historische Seite ein und gedachte anerkennend der Bemühungen in Österreich und speziell Wiens, wo besonders die private Hilfe so vieles tut. Die dänischen Bemühungen reichen ja weit zurück und sind hoch entwickelt[1]); es ist gewiß eine gewaltige Leistung, wenn seit 1881 34—38% der Volksschulbevölkerung Kopenhagens in den Ferien durch Wohltätigkeit aufs Land kommen. Allerdings bringen dort die Eisenbahn- und Dampfschiffgesellschaften, staatliche wie private, der Sache ganz anderes Verständnis entgegen, als es die kurzsichtige Politik der bezüglichen Unternehmungen anderswo tut; die Ferienkolonisten haben in Dänemark vollkommen freie Fahrt, die Transportgesellschaften geben auf bloße Mitteilung des Bedarfes zu Anfang der Kampagne die nötigen Separatzüge. Einer der Koloniegesellschaften hat die Regierung in den letzten Jahren auch eine Waldparzelle am Meere auf 25 Jahre geliehen, wo die Gesellschaft ein dauerhaftes hölzernes Koloniegebäude für 2000 dän. Kronen (ca. 2800 K österr.) errichtete. — Ein spezifischer Zug des dänischen Koloniewesens ist es, daß eine Landschule nach der anderen in den Ferien nach Kopenhagen kommt, um die Hauptstadt zu besehen; für entferntere Schulen, deren

[1]) l. c. S. 717.

Aufenthalt Nächtigen erfordert, ist freie Unterkunft und Verpflegung in einem städtischen Raum. Natürlich wieder freie Fahrt für Schüler und begleitende Lehrer. — Dr. Le Gendre-Paris trat u. a. dafür ein, Zurückgebliebenen (z. B. Rekonvaleszenten) Unterricht in klimatischen Stationen einzurichten. Vielleicht wird einmal unser „Ferienhort" in Wien so glücklich sein, eine Kolonie für Außer-Ferien-Zöglinge so einzurichten, daß sie dort Pflege und Lernförderung erhalten; vorläufig muß er leider große Summen an Bahnen zahlen. — Hoffentlich entstehen auch bei uns Waldschulen nach dem Charlottenburger Muster (Neufert), über welche auf dem Kongreß ausführlich gesprochen wurde.

Bemerkenswert ist aus einer Rede von Eyre-London, daß die dortigen Bewegungsspiel-Klubs an Schulen als sehr belangreiches Mittel betrachtet werden, zur Spielklubbildung der jungen Leute nach Verlassen der Schule beizutragen. Glückliches Land, wo dies möglich ist! Der Engländer Hanson gab eine Schilderung der englischen Lagerkolonie zum Besten, des neuesten englischen Sports, eine Folge des Burenkrieges. Die Kolonisten führen ein militärisches Lagerleben. Berichterstatter hatte Gelegenheit, in Rugby den Abmarsch einer Lagerkolonie zu sehen. Eine Anzahl der Schüler, ca. 220 in Khakiuniform mit kriegsmäßigen Schießgewehren bewaffnet, marschierte nach einigen Evolutionen mit eigener Militärmusik zum Bahnhof. Ein englisches Internat kann neben vielem anderen auch diesen Sport betreiben. Den Kongressisten war Gelegenheit geboten, ein solches Lager zu besuchen.

In der Sektion für Infektionskrankheiten[1]) bemerkte der Präsident Sir Murphy-London u. a., daß in den Diphtheriejahren 1892—1897 in Londen ca. 15.000 Kinder an dieser Krankheit starben. — In Österreich spielen übrigens manche Krankheiten kaum mit, welche in England unter Schulkindern sehr verbreitet sind, wie Ringwurm oder akute Rheumatismen mit schweren Folgeleiden (disponierend mag nicht nur das Klima, auch die unpraktische Art der englischen Wohnungsbeheizung sein). — Hinsichtlich akuter Infektionskrankheiten der Schulbesucher bildeten besonders die wertvollen Publikationen des Generalsekretärs Dr. Kerr ein Material, auf welches sich die Engländer gerne bezogen. — Von österreichischer Seite traten namentlich die Prager Herrn (Stadtphysikus Dr. Záhoř, Schularzt Dr. Hüttel) hervor. — In der Schluß-Plenarversammlung wurde eine Resolution der Sektion, betreffend prompte Ausschließung von Schulbesuchern, welche infektiöse Krankheiten zu übertragen geeignet sind, angenommen.

Die Internats[2])-Sektion präsidierte der speziell auf dem Gebiete der Hygiene des Internates als hervorragender Fachmann wohlbekannte Dr. Dukes-Rugby, der Arzt der altberühmten Rugbyschule.

Wir benützen gerne die Gelegenheit, auch hier Dr. Dukes und seiner Familie zu danken. Liebenswürdiger Einladung folgend, hatten wir Gelegenheit jene Gastfreundschaft zu genießen, welche England auszeichnet, wo die Familienmitglieder wetteifern, in warmherziger Weise

[1]) l. c. S. 780 ff. [2]) l. c. S. 438 ff.

dem Fremden den Tag angenehm zu machen, den ein trauliches Gespräch im Studio des Hausherrn am leuchtenden Kaminfeuer schließt. Die Rugbyschule ist eine der berühmten alten sieben in England, deren stilvolle Baulichkeiten sich imposant präsentieren. Über Erziehung, Leben und Treiben u. s. f. ist ja viel geschrieben worden, man denke speziell bezüglich Rugbys an Hughes' anziehende Erzählung: „Tom Browns Schuljahre“ (seine herrliche Marmorstatue schmückt die Anlagen der Rugbyschule), an Howard Stauntons genaue historische Darstellung, auch der materiellen Fundierung usw., an die Schriften Deutscher wie Wieses und Raydts usw. Wir wollen daher nicht an dieser Stelle alle die Herrlichkeiten, Spiel-, Sport- und Werkstätten und Turnsaal, Schwimmbad und Schülermenagerie usw. schildern. Die jetzt etwa 600 Schüler wohnen in 9 ganz isolierten Boardinghäusern zu je ca. 50, im Hause des Direktors ca. 80, nur etwa 50 wohnen bei Familien des Städtchens. Stupend nach unseren Begriffen sind die Bezüge der Lehrer: der Direktor hat *in toto* eine Einnahme weit über das Doppelte jener unseres Ministerpräsidenten, die ersten Lehrer haben fast unsere Ministergehälter, die schlechtestgestellten nahezu das eines Ministerialrates. Als der Londoner Großhändler Lawrence Sheriff in Rugby eine kleine Dorfschule stiftete, gab er 50 Pfund und ein Stück Land — dieses ist heute ein Teil von London, daher die enorme Rente.

Sehr bemerkenswert ist, daß selbst unter den relativ günstigen Erziehungsverhältnissen der bezüglichen Volksklassen Englands sich eine nicht geringe Zahl Deformitäten vorfindet, erworben von der Geburt bis zum 13.—15. Lebensjahr. Nicht zum mindesten spielt auch der künstliche Ersatz der Stillung eine schlimme Rolle. Dr. Dukes hat 1000 in die Rugbyschule Eintretende untersucht und nicht weniger als 445 Fälle seitlicher Rückgratsverkrümmung und 128 von Myopie konstatiert ..... Die Rugbyschüler sind Stadtkinder, von denen ein Teil allerdings in den herrlichen Privat-Landinternats-Volksschulen aufgewachsen sind, die allermeisten aber die erste Kindheit in der Stadt verbracht haben. Es würde zu weit führen, hier auf die bezügliche Arbeit, welche Dr. Dukes auf dem Kongreß vortrug, näher einzugehen. — Aus den Verhandlungen des Kongresses ergab sich übrigens die unbegreifliche Tatsache, daß in den alten englischen Internaten der Arzt nur Erkrankte zu behandeln hat; da das Internat Familienpflege bester Art ersetzen soll, so hätte man naturgemäß erwartet, daß dem Internatsarzt regelmäßige Untersuchung der dem Internate anvertrauten Jugend sowie entscheidender Einfluß auf die materielle Schuleinrichtung zustünde, d. h. eine eminent hygienisch-prophylaktische Tätigkeit. Dies ist offenbar durchaus nicht der Fall, wie aus den Äußerungen der Diskussionsredner zu ersehen war, und so werden antiquierte Zustände den wohlverdienten alten Ruhm mehr und mehr beeinträchtigen, um so mehr, als die modernen Lernforderungen schon auf die dem Bewegungsspiele gewidmete Zeit drücken.

Gewiß hatte Dr. Mathieu-Paris recht, wenn er, unbekannt mit Dukes' Ergebnissen, forderte, daß die Familie einen sanitären Personalbogen über das Kind führen solle, so daß dem Internat bereits die Ent-



wicklungsgeschichte vor dem Eintritt in die Schule selbst bekannt werde. Auch Acland-London trat ausgiebig für hygienische Inspektion des Internates, nicht bloß Behandlung Erkrankter ein.

Schulhaus und Einrichtung. In der Plenarversammlung, in welcher Berichterstatter den Vorsitz führte, referierten Sir Aston Webb-London, Dr. Dinet-Paris und Prof. Dr. Prausnitz-Graz über Beleuchtung[1]) und Lüftung[2]) der Klassenzimmer; da letzterer infolge Kalamitäten in der Trinkwasserversorgung von Graz seinen Posten nicht verlassen wollte (wie auch der n.-ö. Landessanitätsreferent Dr. Netolitzky wegen der Blattern in Wien), wurde das Referat des Prof. Prausnitz verlesen und sei daraus hervorgehoben, daß man neuerer Zeit nicht bloß dem Reichtum der Schulluft an Zerfallsprodukten[3]) usw. Schädlichkeiten zuschreibt — welche ja notwendig, schon mit Rücksicht auf herabgesetzte Möglichkeit des Gasaustausches in der Lunge vorhanden sein müssen — sondern derzeit wesentlich die Wärmestauung anschuldigt, welche durch die Behinderung der Wärmeabgabe des Körpers hervorgerufen wird (benachbarte warme Körper, eventuell zu hohe Temperaturen, zu hoher Wassergehalt der Luft). Reinerhaltung neben Reinigung des Hauses[4]), Garderoben[5]), Baden der Schuljugend[6]) spielt auch hier eine große Rolle. — Hinsichtlich der Lichtfrage sei hervorgehoben, daß Prausnitz 10 Meterkerzen weißes Licht als anzustrebendes Minimum haben will, wie natürlich die Vorzüge der indirekten Beleuchtung anerkennt, aber auch die Mängel betont und derzeit (bei Beleuchtung mit elektrischen Glühlampen) das direkte Hochlicht (ganz nahe an der Decke angebrachte Glühlampen ohne jede Abblendung) für Schulzwecke als praktisch Zweckmäßigstes, hygienisch Einwandfreies erklärt. Eine gewisse Beweglichkeit des Stundenplanes ist bekanntlich in Schulen mit Fachlehrersystem nicht möglich und dies ist auch hinsichtlich der Lichtfrage ein Übel. Der verehrte Redner wird uns verzeihen, wenn wir seine Anschauung hinsichtlich der vielumstrittenen Orientierungsfrage[7]) der Fensterfront nicht teilen. Diese Frage hat übrigens allermeist, besonders für M. S., nur akademischen Wert.

In der Sektion für Schulgebäude und Einrichtung, in welcher der Präsident des königl. englischen Institute of Architects Collicut den Vorsitz führte, sprach eine Reihe von Rednern zur Frage der Schulzimmerbelichtung[8]) und haben Prof. Dr. Růžička-Prag und Pleier-Karlsbad Neues beigebracht. Růžička führte mit großer Bestimmtheit aus, der Schülerplatz müsse nicht weniger als 1% der niedrigsten Firmamentstageshelligkeit haben. Er verwirft die bisherigen Methoden und schlägt eine nach seiner Ansicht richtige vor: er will die Prüfung an einem Modell der zu erbauenden Schule vornehmen. Die Nachprüfung der neuen Methode bleibt abzuwarten, da die Beobachtungen sich nicht durchaus mit jenen früherer Forscher decken. — Pleier-Karlsbad will den Raumwinkel[9]) mittels einer Kamera photographisch feststellen und

[1]) l. c. S. 230 ff. [2]) l. c. S. 272 ff. [3]) l. c. S. 257 ff.
[4]) l. c. S. 430 ff. [5]) l. c. S. 393 ff. [6]) l. c. S. 414 ff.
[7]) l. c. S. 25 ff. [8]) l. c. S. 209 ff. [9]) l. c. S. 211.

hat auch einen recht einfach aussehenden Apparat zu diesem Zwecke in der Ausstellung (leider verspätet) vorgeführt. — Dr. Quirsfeld-Rumburg hat auch seine Messungsresultate, gewonnen in 21 Schulzimmern mit dem Wingenschen Photometer, zur Anschauung gebracht.

Porter-Leeds ist gegen Trogklosette[1]) aufgetreten, welche wir längst als nicht entsprechend bezeichnet haben und beschrieb verschiedene unzweckmäßige Arten von Klosetten. — Forrest-Newcastle-on-Tyne gab die Entwicklungsgeschichte des englischen[2]) Schulhauses, in welchem (Volksschule) auch die gemeinsame Versammlungshalle — gleichzeitig einfacher Festsaal — ihre Rolle spielt. — Mühle, ein dänischer Lehrer, entwickelte hübsche Ideen bezüglich Rücksichten bei Einrichtung des Spielplatzes[3]): Bepflanzung der Ränder, Insekten- und Vogelleben, Ausschmückung mit Statuen — manches erinnert an das, was der leider nun verewigte Jordan in Krakau so schön durchgeführt hat.

Ausstellung. Die mit dem Kongresse verbundene Ausstellung war auch im Gebäude der London University untergebracht und zweckmäßigerweise so gegliedert, daß zwei Gruppen aufgestellt waren: einerseits jene der Kaufleute, welche Platzmiete gezahlt hatten und deren Okjekte von der Jury beurteilt wurden, anderseits Objekte solcher Aussteller wie Gemeinden, Wohlfahrtsvereine, Gelehrte, welche freien Platz hatten und von vornherein *hors concours* waren. Berichterstatter muß — als einziger Ausländer in der Jury — mit besonderer Anerkennung der außerordentlichen Gewissenhaftigkeit gedenken, mit welcher die Prüfung der Objekte vorgenommen wurde. Zum Troste einzelner Aussteller sei bemerkt, daß bloße Zeichnungen oder Modelle von Objekten nach englischem Brauche grundsätzlich von der Konkurrenz um Preise ausgeschlossen waren. — Einen wohltuenden Eindruck machte der Umstand, daß die anderswo bei derlei Anlässen auftauchenden Bonbons-, Parfums- usw. Ausstellungen fehlten.

Einige Ausstellungsgegenstände sind bereits im vorstehenden Text erwähnt worden; im besonderen seien aus der reichen Ausstellung der Nicht-Kaufleute vor allem aus der Großbritannischen Gruppe zwei Objekte genannt: die lehrreiche Ausstellung des Londoner Grafschaftsschulamtes, deren Verdienst vor allem dem unermüdlichen hervorragenden Sachkenner Dr. Kerr gebührt, und die vortreffliche Ausstellung des schottischen Komitees, besonders der wertvollen Untersuchungsresultate des verdienten Dr. Leslie Mackenzie.

Von österreichischen Landeskomitees waren leider nur die böhmischen, das deutsche und tschechische, u. zw. sehr schön, vertreten; eine ganze Reihe von Städten Böhmens bot reiches Material. Außerdem hatte der rühmlich bekannte Dr. Quirsfeld-Rumburg die Resultate seiner bereits erwähnten Untersuchungen in einer Reihe von Graphicis ausgestellt. Da das Ausstellungsarrangement der Anordnung der Komitees von Staaten und Ländern im Kongreßprogramm folgte, so stand in der Auslandsgruppe im Katalog an erster Stelle Austria, und zwar Nieder-

[1]) l. c. S. 379. [2]) l. c. S. 76. [3]) l. c. S. 401 ff.

österreich, und derart kam der Berichterstatter als einziger Aussteller aus Niederösterreich zur Ehre, die erste Stelle einzunehmen. Seinen Objekten (Publikationen) war auch, soweit ausgedruckt, ein großer Teil der von Staatsrat Chlopin (St. Petersburg) herausgegebenen russischen Übersetzung der 2. Aufl. des „Handbuch der Schulhygiene" von Burgerstein und Netolitzky beigelegt; bei den Broschüren Burgersteins „Gesundheitsregeln" und „Zur häuslichen Gesundheitspflege", welche, auf Anregung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht verfaßt, in erster deutscher Auflage 1904 erschienen waren, konnte die vorbereitete Etikette dahin korrigiert werden, daß diese Broschüren in 15 Sprachen übersetzt worden sind. Sie haben im D. Reiche kolossale Verbreitung gefunden und sind auch in einer eigenen Kommissionsausgabe bei Teubner erschienen. — Vom Deutschen Reiche waren einige Städte, besonders Dresden, Mühlhausen und Straßburg, sehr hübsch vertreten. Doernberger-München hat die somatischen Ergebnisse bayrischer Ferienkolonien vorgeführt. Aus Frankreich hatte das Unterrichtsministerium eine überaus reiche Ausstellung von Einzelsachen dargeboten. Ferner sei noch der ganz ausgezeichneten Ausstellung des schwedischen Komitees gedacht, welches überdies eine Reihe vortrefflicher Publikationen verteilte; solche boten auch Dänemark und Finnland als wertvolle Andenken. Endlich müssen wir noch der hygienisch vortrefflichen, schönen Züricher Schulen gedenken, welche wir auf der Rückreise unter Führung unseres Freundes Dr. Zollinger *in natura* beneidend bewunderten.

In der Ausstellung der Kaufleute waren besonders die Einrichtungen für körperliche Reinigung und Abfuhr der Abfallstoffe in ausgezeichneter Weise vertreten — *cleanliness next to godliness!* Wer immer England und die englischen Gebräuche kennt, weiß, wieviel wir auf dem Kontinent in diesen Hinsichten noch von England lernen können. Als Beispiele seien aus jenen Objekten genannt die Wasserklosette der Leeds fireclay Co., solche und Wascheinrichtungen mit konstantem Überlauf von Duckett and Son-London, ebenso von William Cassels-London, die Badeeinrichtungen von John Jones-Chelsea, das Erdklosett der British Sanitary Co.-London, neue eiserne Garderobe-Einrichtungen der The England Works-Leeds. — Manche brauchbare Neuheit hatten Th. J. Syer and Co. ausgestellt, gute Apparate für deutsches und schwedisches Turnen Spencer Heath and George-London.

Daß der Schulpavillon von Christoph und Unmack nicht fehlte, braucht nicht erst gesagt zu werden, ebenso daß Schulbänke verschiedener Art vorhanden waren. Außer englischen Firmen, wie der Educational Supply Association, waren besonders deutsche am Platze. Die Educational Supply Association hatte u. a. eine vorzügliche für jede Körpergröße einstellbare Bank („Farringdon") vorgeführt. Von Österreichern hatte Bürgerschuldirektor Winderlich-Bilin Modelle seiner umlegbaren Bank ausgestellt.

Mehrfach waren anatomische und Tafeln zur Ersten Hilfe vertreten. Direktor Skupniewicz-Kolomea hatte den Plan des Parkes leider unter den Objekten der Kaufleute ausgestellt, ebenso war Pleier-K[illegible] dort



Eine ganze Reihe von Exkursionen war veranstaltet worden, so in die ganz einzige Blindenanstalt in Upper Norwood, die wir schon vor vielen Jahren zu bewundern Gelegenheit hatten. Gerne hätte Berichterstatter den Ausflug in die Krüppelschule zu Chailey mitgemacht, doch fehlte ihm die Zeit zur Fahrt nach Sussex, ebenso erging es ihm mit Cambridge. Es würde zu weit führen und auch dem Zwecke dieser Darstellung zu ferne liegen, alle die fachlichen Exkursionen aufzuzählen, undankbar wäre es aber, der festlichen und unterhaltenden Veranstaltungen gar nicht zu gedenken, sowie der überaus liebenswürdigen und erfolgreichen Bemühungen des Damenkomitees, in welchem nicht zum mindesten die Töchter des Präsidenten, Fräuleins Brunton, überall helfend eingriffen. Unsererseits verdient besonders die vom Damenkomitee veranstaltete „*Conversazione*" in den feenhaft beleuchteten Gärten der kgl. botanischen Gesellschaft hervorgehoben zu werden, weil außer dem vielen Anziehenden eine der besten Gelegenheiten geboten war, längst persönlich gekannte und andere ausländische und inländische Fachgenossen zu treffen, welche Gelegenheiten auch durch die Conversazioni in der London University und beim Empfang durch den Mayor von Winchester geboten wurden. Weniger günstig war hiezu das große, von etwa 300 Teilnehmern besuchte Diner im Great Eastern Hotel mit vielen Reden.

Der infolge des guten Arrangements schön gelungene Kongreß wird allen Beteiligten in freundlicher Erinnerung bleiben. Der nächste ist in Paris 1910 geplant. Groß ist das Interesse, welches sich dafür in Frankreich schon jetzt kundgibt: ist doch der Umstand bezeichnend, daß der französische Unterrichtsminister bereits in London als Präsident angekündigt wurde. Wir zweifeln nicht, daß unsere Freunde an der Seine im alten und immer jungen Paris Hervorragendes leisten werden; dafür bieten Namen wie Mathieu, Gautier, Le Gendre, Lamy, Dinet, Méry usw. usw. alle Gewähr!

* * *

Man kann über den Wert von internationalen Kongressen überhaupt recht verschiedener Meinung sein: Soviel ist aber fraglos, daß sie für die Sache den außerordentlichen Vorteil bieten, die Öffentlichkeit in ganz anders wirkungsvoller Weise anzuregen, als alle Einzelarbeit der bezüglichen Fachmänner; dies hat für unsere Sache der I. internationale Kongreß in Nürnberg gezeigt; für den einzelnen bieten die Kongresse die Gelegenheit zur persönlichen Fühlungnahme mit Fachgenossen; sie war beim Londoner Kongreß um so wertvoller, als eine besonders große Zahl aus den überseeischen Ländern zusammentraf.

Wien. L. Burgerstein.

Das Buch vom Kinde. Ein Sammelwerk für die wichtigsten Fragen der Kindheit unter Mitarbeit zahlreicher Fachleute herausgegeben von Adele Schreiber. 2 Bände. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1907. Reichhaltig illustriert. Preis 16 Mk.

Ein nützliches und brauchbares Buch, das Eltern, Erziehern und Lehrern über die mannigfachsten Fragen, die das Kind betreffen, in kurzer und lehrreicher Form entsprechende Auskunft gibt. Der Zweck des Buches wird im Vorwort folgendermaßen charakterisiert: Eine Fülle neuer Erziehungsschriften haben die letzten Jahre gebracht und eine Reihe von Zeitschriften ist der Erörterung von Kindheitsfragen gewidmet. Aber gerade die Mannigfaltigkeit macht es oft schwer, das Beste zu wählen, wirkt leicht verwirrend. Und neben denen, die bestrebt sind, ihren Weg durch das Vielerlei zu finden, stehen zahllose andere, die noch immer den Weckruf nicht vernommen, die noch gekankenlos dahinleben, ohne die ungeheure Bedeutung des Wortes Erziehung begriffen zu haben. Beiden Gruppen, den mühsam Suchenden und den Schlafenden, soll das Buch vom Kinde ein Helfer, ein Mahner werden in der Erfüllung ihrer Eltern- und Erzieherpflichten. Der I. Band handelt nach den einleitenden Kapiteln über Ehe, Vererbung und Ethik der Fortpflanzung (von Dr. W. Schallmayer-Solln bei München) und Mutterpflichten (von Dr. Margret Hilferding-Hönigsberg und Wien) über Körper und Seele des Kindes. In den Aufsätzen über den Körper des Kindes sind die einheimischen Schriftsteller Dr. Rudolf Fischl-Prag (Allgemeine Körperpflege und Hygiene des Kindes im früheren Kindesalter. Hygiene der Kinderstube. Ferner: Die akuten Infektionskrankheiten im Kindesalter) und Prof. Dr. Leo Burgerstein-Wien (Gesundheitspflege des Kindes im Schulalter) vertreten. Der 2. Teil des I. Bandes handelt über das Seelenleben des Kindes, das sittliche Empfinden des Kindes, Spiel und Kunsttrieb des Kindes (psychologisch), die Nervosität im Kindesalter, Kinderselbstmorde, Kind und Verbrechen, Charakter und Charakterfehler. — Im II. Teile desselben Bandes werden unter dem gemeinsamen Titel „Häusliche und allgemeine Erziehung“ nachstehende Themen in mehr oder weniger ausführlicher Weise erörtert: Die künstlerische Ausgestaltung der Kinderstube, Die Entwicklung der Sprache und deren Hemmnisse, Spiel und Beschäftigung im frühen Kindesalter, Das Bilderbuch, Allgemeine Charaktererziehung im frühen Kindesalter, Beschäftigung und Handfertigkeit, Kunstanschauung, Das Kind als Zeichner, Das Kind als Plastiker, Entwicklung des Musiksinnes, Schülerkonzerte, Kind und Schaubühne, Schülervorstellungen, Jugendlektüre (von dem bekannten Fachmann auf diesem Gebiete Heinrich Wolgast), Kind und Umwelt, Kind und Natur, Knabenturnen, Mädchenturnen, Bewegungsspiele im Freien, Sport, Tanzspiel und Gesellschaftstanz, Künstlerischer Tanz (von Elisabeth Duncan), Allgemeine Charaktererziehung, Produktive Arbeit und Erziehungswert (von Schulrat Kerschensteiner), Religiöse Erziehung, Ethische Jugendlehre, Die soziale Erziehung des Kindes.

Der II. Band des Gesamtwerkes behandelt das öffentliche Erziehungs- und Fürsorgewesen, Die Erziehung und Ausbildung abnormer

Kinder, des weiteren das Kind in Gesellschaft und Recht, endlich die Berufe und Berufsvorbildung. In mehr oder weniger eingehender Weise wird über die verschiedenen Arten von Schulen und Wohlfahrtseinrichtungen für Kinder gehandelt. Im Kapitel Kinder-Erziehungsstätten wird zwar der gleichen Einrichtungen in Wien (Pötzleinsdorf und Hütteldorf — unrichtig Hüttelsdorf) Erwähnung getan, aber im Abschnitt 'Ferienkolonien' fehlt dieser Hinweis auf den Verein 'Ferienhort für bedürftig Gymnasial- und Realschüler' in Wien, der in diesem Schuljahr in seinem eigenen Heim in Steg am Hallstättersee, ferner in den Studentenkonvikten in Freistadt (Ob.-Öst.), Prachatitz (Böhmen), Teschen (Schlesien) und Preßbaum bei Wien 362 Zöglingen kostenfreien Ferienaufenthalt geboten hat. Im Kapitel 'Blinde Kinder' kommt unser bekannter Landsmann Direktor S. Heller, im Abschnitt 'Die geistig Zurückgebliebenen' Dr. Theodor Heller (Wien-Grinzing) zum Worte.

Das inhaltsreiche, sehr lesenswerte Buch, das in allen das Kind betreffenden Fragen dem Suchenden eine Auskunft erteilt, beschließt Dr. Elisabeth Altmann-Gottheimer in Frankfurt a. M. mit dem Artikel 'Frauenstudium', in dem wir gern des interessanten Buches: Eine Abrechnung in der Frauenfrage von Felizie Ewart, Hamburg und Leipzig 1906, gedacht gesehen hätten.

Wien. J. H.

Enzyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde. Unter Mitwirkung von Gelehrten und Schulmännern herausgegeben von Dr. Josef Loos, k. k. Landesschulinspektor in Linz. Mit 225 Abbildungen und 9 Separatbeilagen. I. Band (A—L). Wien und Leipzig 1906, A. Pichlers Witwe & Sohn. 1071 SS.

Der stattliche, geschmackvoll ausgestattete I. Band der Loosschen Enzyklopädie hat die Bedenken rasch verscheucht, die ich ursprünglich hatte, als ich hörte, daß eine derartige Enzyklopädie geplant sei. Mir schien es gewagt, neben den „großen Schmid“ und neben das bewährte enzyklopädische Handbuch von Rein noch ein neues Unternehmen stellen zu wollen. Doch der Herausgeber hat in geschickter Weise etwas geschaffen, das seine Existenzberechtigung nicht erst lange zu erweisen braucht, ein Nachschlagewerk, das vor allem schon durch seinen geringeren Umfang — es ist nur auf zwei Bände berechnet — weit leichter zugänglich und somit allgemeinerer Verbreitung fähig ist als die genannten Werke. Er hat ferner durch stärkere Betonung der österreichischen Verhältnisse eine mitunter doch recht fühlbare Lücke der beiden anderen Enzyklopädien ausgefüllt, ohne dabei in den Fehler der Einseitigkeit zu verfallen.

Wie der Herausgeber im Vorworte mitteilt, war das Werk ursprünglich seitens des Verlages als eine Umarbeitung des „Enzyklopädischen Handbuches der Erziehung“ von G. A. Lindner geplant, zu der sich auch im J. 1900 der bestbekannte Pädagoge Hermann Schiller bereit gefunden hat. Sein schon im J. 1902 erfolgter Tod hinderte ihn an der

Vollendung des übernommenen Werkes. Nur die Artikelreihe A—F lag in Überarbeitung vor. Der Herausgeber entschied sich nun — mit vollem Recht — dahin, das Werk nicht in der früheren Weise (einheitlich von einem Verfasser bearbeitet) fortzuführen, sondern etwas Neues an dessen Stelle zu setzen, die einzelnen Artikel an verschiedene Mitarbeiter zu verteilen und auch insoferne den Rahmen des früheren Handbuches zu erweitern, als es durchaus nicht mehr auf das Volksschulwesen sich beschränken, sondern alle neben und über dem Volksschulwesen liegenden Schulkategorien umfassen sollte. In dem vorliegenden I. Bande tritt immerhin die Arbeit Lindners und Schillers noch recht merklich hervor. Nach einer von mir rasch vorgenommenen Zählung enthält der I. Band 367 Artikel; von diesen sind 40 von Schiller, 33 von „Lindner-Schiller", 11 von Lindner, 7 von „Lindner-Loos", 6 von „Schiller-Leclair", 2 von „Lindner-Leclair". — Unter den übrigen Mitarbeitern ragt v. Leclair mit 26 Artikeln besonders hervor. Der Herausgeber hat wie in allem so auch in der Wahl der Bearbeiter eine glückliche Hand bewiesen, insbes. darin, daß es ihm gelang, auch ausländische, zumal reichsdeutsche Mitarbeiter zu gewinnen. Durch die Mitarbeiterschaft von Männern wie Rein (Jena), O. Jäger (Bonn), v. Sallwürk (Karlsruhe), Natorp (Marburg), Uhlig (Heidelberg), Lehmann (Posen), Trüper (Jena), Muff (Pforta), Cauer (Münster), Andreae (Kaiserslautern) u. a. ist vor allem die freundnachbarliche Stellung nicht nur zu Reins Enzyklopädischem Handbuche, sondern auch zur reichsdeutschen Schulwelt überhaupt gekennzeichnet. Ferner aber hat es Loos verstanden, die verschiedensten Kreise geschickt zur Mitarbeit heranzuziehen. Daß O. Willmann „Entstehen und Fortgang des Werkes mit Interesse verfolgte", hebt der Herausgeber selbst dankend hervor. Ebenso betont er, daß bei der Mitarbeit so vieler das Werk nicht in einem so einheitlichen Gusse erscheinen kann, als wenn es von einem einzigen Verfasser herrührt. Doch dies war eben nicht zu vermeiden. Dafür hat das Werk aber jenen Reichtum und jene Vielseitigkeit gewonnen, in der ich gerade einen Vorzug desselben erblicke. Jede Engherzigkeit, jeder schroffe Parteistandpunkt ist vermieden. Der Benützer des Buches gewinnt vielmehr gerade dadurch einen ganz vortrefflichen Einblick in das reiche Leben, das heutzutage auf pädagogischem Gebiete herrscht und in das auf verschiedensten Seiten zugleich erwachte lebhafte pädagogische Interesse.

In der schulpolitisch so schwierigen Frage von dem Verhältnis zwischen Schule und Konfession wird der Leser dadurch am allergründlichsten orientiert, daß der Herausgeber beide Parteien zu Worte kommen läßt; in dem Artikel „Kirche und Schule" gibt der bekannte bayrische Schulmann, pädagogische Schriftsteller und Politiker Andreae eine ganz vortreffliche, ruhige, klare Darstellung zu Gunsten der Simultanschule, in dem Artikel „konfessionelle Schule" J. Zöchbauer vom Kollegium Petrinum in Urfahr eine ebenso gründliche und weitblickende Verteidigung der konfessionellen Schule. Man möchte wünschen, daß überall in der Welt so sachlich und besonnen diskutiert würde

Daß der Herausgeber selbst als Schüler Willmanns den Ideen Herbarts und seiner Schule nahe steht, ist eben bemerkbar, doch waltet im ganzen ein so weitgehendes Entgegenkommen an verschiedenste Standpunkte, daß es geradezu schwer hält, bestimmte charakteristische Züge des Werkes namhaft zu machen. Das Buch wird dem guten, bewährten Alten gerecht und verschließt sich Neuem und Neuestem nicht.

Es ist natürlich nicht möglich, hier in einer knappen Besprechung auf die einzelnen Artikel einzugehen. Ich will daher im folgenden nur einiges herausgreifen, was mir besonders wertvoll erscheint. Doch möge dies eben als Stichprobe betrachtet werden und nicht als ein indirekt über die nicht erwähnten Artikel ausgesprochenes Werturteil.

Vor allem sei Willmanns schöner, feinsinniger Artikel „Historische Pädagogik" erwähnt, der bei aller Knappheit alle die bekannten Vorzüge des bewährten Meisters zeigt.

In der heute so aktuellen und allseitig erörterten Gymnasialfrage kommt Höfler zum Worte, der in seinem prächtigen, warm geschriebenen Artikel „Gymnasium" die Frage geschichtlich und prinzipiell beleuchtet und die in der Vereinigung humanistischer mit realistischen Bildungselementen liegende unvergängliche Bedeutung des neuhumanistischen Gymnasiums, wie wir es seit 1849 haben, großzügig und auf das wirkungsvollste darlegt. v. Sallwürk hat in den Artikeln „Herbart", „Herbarts Schule" und „Herbarts praktische Ideen" seine ebenso wichtige wie bei der Knappheit des verfügbaren Raumes schwierige Aufgabe mit reichster Sachkenntnis vortrefflich gelöst. — Die besonders in der Kinderforschung oft erörterte Frage, in welche Altersstufen sich der Gang der jugendlichen Entwicklung zerlegen lasse, hat G. Schiller in dem Artikel „Altersstufen" klar und gründlich behandelt und gefördert. — Chr. Muffs Artikel „Idealismus und Realismus in der Erziehung" behandelt kurz, treffend und fern von aller Überschwenglichkeit den so leicht ins Gebiet leerer Deklamation verführenden Gegenstand. — O. Jägers kurzer Artikel „Kollegialität" ist ein Meisterstück, aus dem des Verfassers überlegene Erfahrung, feine Beobachtung und Gemütstiefe spricht. — Von den 16 Artikeln des Herausgebers seien „Hospitieren", „Humor in der Schule" und „Konzentration" ganz besonders erwähnt. In ersterem begrüße ich unter anderem auf das lebhafteste den Wunsch nach gegenseitigem Hospitieren der Lehrer, den ich selbst schon einmal (Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1904, 11. Heft) ausgesprochen und den ich auch zu meiner Freude in dem vortrefflichen Artikel v. Leclairs „Lehrgabe und Lehrkunst" wiederfand. — Der Artikel „Humor in der Schule" zeigt uns den Verf. als berufsfreudigen, warmherzigen, wahren Pädagogen; über „Konzentration" handelt Loos bekanntlich nicht zum ersten Male; doch reicht dieser gründlich gearbeitete Artikel weit über das hinaus, was dessen seinerzeitige Publikation, „Der österreichische Lehrplan im Lichte der Konzentration" (Wien 1892) gebracht hat. Leclairs zahlreiche Artikel zeigen durchweg den erfahrenen, besonnenen und vorurteilsfreien Denker und Schulmann, als den ihn die österreichische Schulwelt schon lange schätzen gelernt hat. — Wenn ich noch die vor-

trefflichen Artikel Hergels („Körperhaltung“), Schickingers („Kommentar“), Sobotas („Konvikte“), Lichteneckers („Lesebuch“) erwähne, so komme ich damit nur meiner Pflicht als Berichterstatter nach; noch viel mehr zu nennen und lobend herauszuheben, unterlasse ich nur, um den Leser nicht zu ermüden, den ich ja doch immer wieder auf das Buch selbst verweisen muß.

Dem, wie schon erwähnt, vortrefflich ausgestatteten Buche ist auch eine Reihe von Illustrationen, Plänen, Faksimiles u. dgl. beigegeben. Man kann hierüber verschiedener Ansicht sein, im großen und ganzen dürfte es aber einer weiten Verbreitung des Buches nur zustatten kommen. Manches erscheint mir überflüssig, so z. B. die Illustration zum Artikel „Bell und Lancaster“, oder der Grundriß auf S. 20, oder das Bild „Logik“ S. 1054.

Daß ein Werk, das so vieles bringt, auch für kritische Bemerkungen Angriffspunkte bietet, darf nicht wunder nehmen. Wenn ich im folgenden einiges bemängle, so tue ich dies lediglich mit der Absicht, für eine künftige Neuauflage jetzt schon Desiderata anzumelden. Es sind dies meist nur Einzelheiten, die den ausgezeichneten Eindruck des Werkes nicht zu schwächen imstande sind.

Die so schwierige Wahl der Artikel ist im großen und ganzen sehr glücklich gelöst, eine Klippe ist nicht ganz umgangen: die Auswahl ist an einigen Stellen nicht ganz konsequent. Der Artikel „Lyrik“ z. B. hat nur dann Existenzberechtigung, wenn ihm analoge Artikel „Epische Dichtung“, „Drama“ [1]) zur Seite stehen. Dies ist aber nicht der Fall. Und man kann hiebei schon die prinzipielle Frage erheben, ob Themen, die direkt fachwissenschaftliche und nicht pädagogische Belehrung enthalten, überhaupt in das Handbuch aufzunehmen waren. Unter dieses Bedenken fällt z. B. der rein philosophische Artikel „Denkgesetze“, ebenso der Artikel „Logik“, „Psychologie“, „Philosophie“, „Ethik“. Daneben fehlt ein Artikel „Ästhetik“ oder wird wenigstens durch den Artikel „Ästhetische Bildung“ nicht voll ersetzt. — Im Artikel „Aussprache“ fehlt bei der Literaturangabe das für uns in Österreich so besonders wichtige und in seiner Art bahnbrechende Buch von K. Luick, Deutsche Lautlehre, Wien und Leipzig 1904. — Der etwas weit ausholende Artikel „Arbeit“ geht leider auf die in jüngster Zeit öfter erörterte Frage vom Arbeits-Unterricht, freiem Arbeiten des Lehrers mit den Schülern, nicht ein; in den Literaturangaben fehlt Höflers „Psychische Arbeit“, Leipzig 1894. — Der Artikel „Ästhetische Bildung“ wird in seinem theoretischen Teile dem heutigen Stande der Ästhetik nicht ganz gerecht, in seinem praktischen Teile läßt er zum mindesten Stellungnahme zu der weitgehenden Kunsterziehungs-Bewegung vermissen. Die Literaturangaben sind zeitlich rückständig. — Im Literaturverzeichnisse des Artikels „Aufmerksamkeit“ vermisse ich den Hinweis auf Höflers „Psychologie“ S. 263 ff. sowie auch J. C. Kreibig, „Die Auf-

[1]) Der im II. Band zu erwartende Artikel „Schultheater“ d... doch nicht vollen Ersatz bieten für einen Artikel „Drama“.



merksamkeit als Willenserscheinung", Wien 1897; ebenso im Artikel „Aufsatz" eine Bezugnahme auf O. Anthes und den II. deutschen Kunsterziehungstag. — Der Artikel „Autorität" ist etwas zu knapp gehalten; weder der — zwar nicht ganz unbestrittene — Zusammenhang mit suggestiven Einflüssen noch die enge Verknüpfung mit der Entwicklung moralischen Denkens beim Kinde überhaupt ist berührt. — Der Artikel „Barbarismen" ist sachlich sehr interessant, handelt von Fehlern und Verkehrtheiten in der Erziehungspraxis und -Theorie, aber das für den Titel gewählte Wort scheint mir dem Sprachgebrauche etwas zu sehr Gewalt anzutun. — In dem allzu knappen Literaturverzeichnisse zum Artikel „Begabung" vermisse ich u. a. Elsenhans, Über individuelle und Gattungsanlagen, Zeitschr. f. pädag. Psychologie, hg. v. Kemsies, 1899 und 1900; Ribot, L'Hérédité psychologique, Paris 1897; Ölzelt-Nevin, Über sittliche Dispositionen, Graz 1892; Guyau, Éducation et Hérédité, Paris 1892. — Der Artikel „Beobachtung" ist angesichts der reichen kinderpsychologischen Literatur unserer Tage unzureichend. — Im Literaturverzeichnisse zum Artikel „Bildung" sollte Schönbachs altbekanntes Buch „Über Lesen und Bildung" doch nicht fehlen. — Im Artikel „Denken" vermisse ich eine Bezugnahme auf Meinongs „Annahmen" ganz besonders deswegen, weil eben Meinong in diesem Buche eine höchst beachtenswerte neue Fassung des Begriffes Denken vorgeschlagen hat. — Im Artikel „Erziehungsziel" fehlt ein Hinweis auf die so reichhaltige Zusammenstellung der wichtigsten Formulierungen des Erziehungszieles bei Münch, Geist des Lehramtes, S. 64 und S. 495. — Im Artikel „Französische Sprache als Unterrichtsgegenstand" fehlt S. 465, Sp. 1 die Erwähnung des II. Staatsgymnasiums in Graz, an welchem seit 1902 relativ obligater Französisch-Unterricht erteilt wird.

Der Artikel „Gedächtnistheorie" ist, speziell im Hinblick auf den Titelzusatz „Theorie", dürftig und verdiente eine Neubearbeitung. — Der Artikel „Goethe als Pädagog" hätte im Literaturverzeichnis die Angaben Goedekes, Grundriß IV, S. 618 heranziehen sollen, jedenfalls aber hätten die Arbeiten A. Langguths Erwähnung verdient. — Im Artikel „Lüge" wäre auf Stanley Halls Abhandlung „Das Lügen der Kinder" hinzuweisen gewesen (abgedruckt bei Hall-Stimpfl, Ausgewählte Beiträge zur Kinderpsychologie und Pädagogik, Altenburg 1902, S. 118 ff.).

Als störende Druckfehler sind mir nur aufgefallen S. 7, Sp. 2, Z. 26 v. u. „Trike" statt „Locke" und „1700" statt 1704".

Ich möchte nicht mit dem stereotypen Wunsche schließen, daß das Buch weiteste Verbreitung verdiene, in keiner Lehrerbibliothek fehlen dürfe u. ä., vielmehr mit der zuversichtlichen Behauptung, daß es zum freundlichen, gerne gesuchten Berater recht vieler wie geschaffen ist und als solcher unserem österreichischen Schulwesen nicht nur zur Ehre gereicht, sondern auch zu reichlichem Nutzen und vielseitigster Anregung dienen wird.

Graz. Ed. Martinak.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Ein literarischer Sonderling.

Daß unter der Regierung König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und seines Nachfolgers Friedrich Wilhelm IV. von einem blühenden Berliner literarischen Leben wohl die Rede sein konnte, hat man damals auch in den Kreisen des Wiener Schrifttums neidlos zugestanden. De la Motte Fouqué, Varnhagen von Ense, Willibald Alexis, Curtius, Marx, Spontini, Zelter, Meyerbeer, Ludw. Devrient, P. A. Wolf, K. Töpfer, Holtey waren zweifellos namhafte, in der Literatur- und Kunstwelt bekannte und einflußreiche Männer. Das freundliche Entgegenkommen dieser ausgezeichneten Persönlichkeiten, die sachlich gediegene, immer aber ungezwungene Unterhaltung über Wissenschaft, Literatur, Kunst und Leben, die heitere, mit Witz und Humor gewürzte Geselligkeit ließen an diesen Kreisen auch solche, die sich denselben nicht ohne Voreingenommenheit genähert hatten, alsbald Gefallen finden. Eine interessante, wenn auch nicht sympathische Persönlichkeit, mehr gefürchtet als beliebt, war der Lustspieldichter und Satiriker Julius von Voß. Die Berliner stellten ihn im komischen Fache hoch über die Wiener Bühnendichter dieser Gattung, über Bäuerle, Raimund, Meisl, Nestroy u. a. Gewiß mit Unrecht. Ein unparteisches Urteil konnte in Voß nur etwas von der Schärfe eines Martial und Juvenal erkennen, einen stacheligen, selten harmlosen Witz, und nebenher bedauern, daß dieser befähigte, vermöge seiner Wanderzüge als Militär welterfahrene Dramatiker in seiner Einseitigkeit und Schrullenhaftigkeit nicht dasjenige geleistet hat, was seine geistigen Anlagen erwarten ließen. Freiherr von Biedenfeld, von dem in diesen Blättern als einem Studienfreunde des älteren Sohnes Schillers Karl und eines Schützlings Goethes wiederholt schon die Rede war, hat auf einem seiner Tagebuchblätter seinen Besuch bei Julius Voß recht anschaulich und nicht ohne Humor geschildert.

Ausersehen, die Leitung des Berliner Königstädtischen Theaters zu übernehmen, auf welchem auch der heiteren und komischen Muse ein Feld der Betätigung eröffnet werden sollte, machte er sich eines Morgens auf, um Herrn von Voß als Theaterdichter für das neue Unternehmen zu gewinnen. Ein altes, mürrisches Weib in schlampigem Anzuge öffnete ihm nach wiederholtem Pochen das Haustor und wies ihm die Türe, wo er anklopfen sollte. Unwillig rief eine kreischende Stimme ein barsches Herein! Ich öffnete die Türe, erzählt Biedenfeld, ohne augenblicklich eintreten zu können, weil mir ein Qualm abscheulicher Dünste und Fuselgestank das Atmen erschwerte. Herein! rief die zornige Stimme nochmals und nun betrat ich einen Raum, der über alle Maßen abstoßend war.

Die Stube hatte zwei Fenster mit ungewaschenen Scheiben und staubbedeckten, zerfetzten Vorhängen. Am Pfeiler hing ein halberblindeter Spiegel mit einigen verschmierten Visitkarten im Rahmen, an der Wand eine Anzahl unkenntlicher Bilder ohne Umrahmung und Glas, in einer Ecke ein Fächergestell mit einem Chaos von Büchern und Schriften. Ein altmodischer Armstuhl, die Lehnen behangen mit Rock, Beinkleid und Weste, ein altersschwacher Schrank, ein fichternes Tischchen, wohlweislich an die Wand gelehnt, denn es hatte nur drei Beine, darauf die Reste eines Abendessens, eine Rumflasche, darunter ein Gefäß, welches man gewöhnlich dem Anblick zu entziehen sucht, ein Bettgestell, daneben eine alte Holzbank, vervollständigten das Mobiliar. Der Fußboden glich einem festgetretenen Gartenbeete, bedeckt mit abgeschriebenen Kielfedern, Papierschnitzeln, kleinen Silber- und Kupfermünzen. Im Bette saß ein hagerer Mann, den mächtig entwickelten Kopf mit einer Fülle schwarzen, leicht ergrauten Haares bedeckt, vorwärts gebeugt über ein Brett mit einer Lage Papier, einem Tintenfaß und einer Streusandbüchse. Er schrieb sehr eifrig, ohne aufzublicken. „Habe ich die Ehre, Herrn von Voß zu sprechen?“ „Der ist nie zu sprechen, für Manichäer schon gar nicht“, antwortete der Begrüßte im spöttischen Tone. „Sie irren sich, ich will kein Geld, sondern Ihnen solches anbieten“. Jetzt richtete Voß einen forschenden Blick auf mich und sprach sichtlich beruhigt, als ich meinen Namen nannte: „Biedenfeld — ja, so, Sie kommen wohl, um die Antwort auf das Schreiben zu holen, womit Sie mich vor einigen Tagen beehrten. Die Antwort liegt noch in meinem Tintenfasse“. „Lassen wir sie liegen und bringen wir die Sache mündlich ins Reine. Ich würde sie keinen Augenblick länger inkommodieren, wenn ich nicht einen Auftrag vom Verwaltungsrate des Königsstädtischen Theaterunternehmens zu bestellen hätte“. „Des Königsstädtischen Theaters“ grollte er. „Das Theater gehörte von Rechts wegen mir. Ich habe den Gedanken zu einer solchen Volksbühne gefaßt, und nun hat man das Privileg an die Juden verschachert, an diesen Jobber Kunowski, und jetzt will man das Wiener Kasperltheater zu uns nach Berlin verpflanzen und den Geschmack der Berliner um fünfzig Jahre rückwärts schrauben“. Biedenfeld machte ihn darauf aufmerksam, daß auch namhafte norddeutsche Schauspielunternehmer zu öfteren Malen nach Wien gekommen seien und diesen bewilligt worden war, hier Komödien zu veranstalten, wenn auch die komischen Figuren der nordischen Spaßmacher bei den Wienern nicht sonderlich Anklang gefunden hatten. Übrigens dürfe er Gott danken, von den Verdrießlichkeiten und Fährlichkeiten einer Theaterleitung verschont zu bleiben; ein Dichter tauge nicht für ein solches Geschäft, das ihn niemals eine Stunde Ruhe und Sammlung gestatte, will er nicht das Wohl der Anstalt gefährden. Diese Bemerkung machte den unwirschen Dichter leidlich liebenswürdig. Jetzt fiel es ihm ein, dem Gaste keinen Platz angeboten zu haben. Diese Einladung war leichter gemacht als befolgt. Wohin den Hut legen, wohin sich setzen? Auf der Bank am Bette war ein Sitzplätzchen zu gewinnen, wenn man sich drückte und vor dem Schmutz in acht nahm. Das Gespräch kam nunmehr in Fluß und dauerte fast zwei Stunden. Dieser hochmütige, von Groll gegen die Menschheit durchtränkte Schriftsteller, der seine Sache auf Satire und Witz gestellt hatte, wobei Natur und Herz ziemlich leer ausgingen, gefiel sich in Sarkasmen und Grobheiten, die fast ergötzlich wirkten. Endlich ging er doch auf den Antrag ein, versprach am folgenden Morgen zu Kunowski zu kommen, um das Kontraktliche abzumachen. Man behandelte ihn in jeder Hinsicht zuvorkommend und einige Mitglieder des Komitees brachten ihm namhafte Opfer aus eigener Tasche. Dennoch hatte sich die Anstalt seiner nur wenig zu erfreuen. Er quälte sich mit hundert Ideen und Entwürfen, wollte Ferdinand Raimund, Nestroy, Bauernfeld übertrumpfen, ohne mehr zu leisten als das, was man auf gut Wienerisch einen geschwollenen Diskurs nannte, platte Gedanken ohne frische Ur-

sprünglichkeit. Nichts von allem kam zur Ausführung; von einer Idee sprang er stets zur anderen über, jeder neue Gedanke zehrte den vorigen auf. Und dabei ärgerte er sich beständig über die Bühnenerfolge von Angely, welcher Bearbeitungen aus dem Französischen ins Berlinische lieferte, die volle Häuser und ein beifälliges Publikum fanden. War sein Possenspiel: Der Strahlower Fischzug (1822) ein gelungener Versuch auf dem Gebiete der Berliner Komödie zu nennen, sein „Faust" ein stellenweise tiefsinniges Erzeugnis, so war er fortan nicht mehr imstande, ähnliches zu schaffen. Man hatte Zeit, Geduld und Geld an ihm verbraucht. Julius von Voß schied am 1. November 1832 aus dem Leben. Inmitten der Literatenwelt war er einem erratischen Block vergleichbar, seinem Wesen nach wuchtig und massig wie ein solcher, aber auch ebenso kantig und ungefüg.

Innsbruck. Dr. F. Lentner.

Literarische Miszellen.

Otto Apelt, Der Wert des Lebens nach Platon. Sonderabdruck aus den „Abhandlungen der Friesschen Schule". II. Band, 1. Heft. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1907. 31 SS. Preis 80 Pf.

Eine interessante und lehrreiche Lektüre für den Laien. Auch der Kundige wird diese Abandlung nicht ohne Nutzen lesen, wenn ihm auch nicht viel Neues geboten wird.

Die Behauptung, daß im Phaedon „Die Flucht aus dem Leben als das eigentliche Ziel des vernünftigen Menschen" erscheine (S. 4 fgd.), wird wohl kaum allgemeine Zustimmung finden. Das eigentliche Ziel des Menschen ist nach Plato die Erkenntnis des Wahren, der Ideen und dadurch die Verähnlichung mit der Gottheit. Der Körper ist dem Weisen hierin hinderlich; daher ist für ihn der Tod als eine Befreiung von dieser Fessel kein Übel, sondern ein Glück. Mit dieser Grundanschauung geht der Beweis von der Unsterblichkeit der Seele Hand in Hand. Damit war es Plato bitterer Ernst. Eine „artige Mystifikation" (S. 22) oder „ein Stückchen Schalkhaftigkeit" (S. 23), wie Apelt vermutet, ist ihm nach meiner Überzeugung im Phaedon ferngelegen. Das Leben ist Plato, wie auch Apelt ausführt (S. 8 fgd.), ein Gut, aber nicht das höchste. Es ist für den wahren Philosophen ein Mittel zum Zweck, es söll im Dienste des Guten und Schönen zur Erforschung der Wahrheit dienen; sonst hat es für ihn keinen Wert.

Wer sich von einem solchen Streben leiten läßt, dessen Leben fehlt gewiß nicht „die weihevolle Feiertagsstimmung" oder, um mit Bismarck zu reden, „ein Tropfen Himmelsruhe in dieses fieberheiße Durcheinander" (S. 31).

Wien. Dr. Josef Kohm.

Adrien Couvreur, Sur la pente. Roman destiné à l'enseignement de la langue française. Berlin, Verlag von Wilh. Gronau 1906. Preis Mk. 1·10.

Vorliegender kleiner Roman will einen Ersatz bieten für systematische Wörterbücher der französ. Sprache, in denen die Wörter und Redensarten nur in losem Zusammenhange stehen und deren Studium mühsam und langweilig ist. Auf 37 Seiten entwirft der Verf. die Skizze

eines Romans: André von Cény macht bei einem Festmahl die Bekanntschaft des Fräuleins von Sablé. Sie verlieben sich gegenseitig. Doch André ist vorsichtig und will zuerst Erkundigungen über die Familienverhältnisse von Sablés einziehen. Er sucht verschiedene Persönlichkeiten auf, mit denen die Familie Sablé in Verbindung steht oder gestanden ist. Er erfährt nur Schönes über den verstorbenen Vater und Frl. Sablé, aber auch, daß Frau von Sablé, welche die Geschäfte ihres Mannes weiterführt, nach großen Geldverlusten sich gezwungen sah, Schulden zu machen, falsche Wechsel zu begeben und eine Aktiengesellschaft zur Ausbeutung von ganz unergiebigen Kupferbergwerken in Kamtschatka zu gründen. Ihre Tochter weiß nichts von den verdächtigen Geschäften der Mutter. André hat sich indessen nach Hilfe umgesehen und es ist ihm gelungen, bedeutende Summen für die Sanierung der geschäftlichen Verpflichtungen der Frau von Sablé aufzubringen. Während alles sich zum Besten zu wenden scheint und André um die Hand des Frl. von Sablé anhalten will, kommt vor das Tor ein Wagen herangerollt, dem zwei Gendarmen entsteigen, um Frau von Sablé zu verhaften und in die Untersuchungshaft zu führen. Ein Geschäftsgegner hat gegen sie die Anzeige erstattet. — Die Erzählung führt den Leser in mannigfaltige Verhältnisse hinein, Personen und Gegenstände mit ihren Tätigkeiten und Eigenschaften werden im Zusammenhange vorgeführt. Doch ist die Aufzählung bisweilen zu weitläufig und dürfte dem Leser, den der Verf. unterhaltend belehren will, langweilig werden, so im Kap. II, IV, VI. Ein Index gibt die Kapitel an, in denen die betreffenden Wörtergruppen zu finden sind. — Der Plan, durch Unterhaltung systematisch zu belehren, ist jedenfalls neu und verdient die Beachtung der Lehrer der Fremdsprachen.

Wien. F. Pejscha.

Breusings Nautische Tafeln. Herausgegeben von Dr. C. Schilling, Direktor der Seefahrtschule in Bremen. 7. Aufl. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger 1902. 264 SS.

Diese Tafeln sind in erster Linie nicht für Mittelschüler bestimmt. Vierstellig sind die Logarithmen der Sekundenzahl des Bogens (S. 18—32), ferner die natürlichen Werte der sechs trigonometrischen Funktionen, die sich von Grad zu Grad entwickeln (S. 33) und schließlich die Logarithmen der Sinusse und Kosinusse für Intervalle von Zehntelminuten im Gebiete von 0° bis 2° und 90° bis 88°. Dagegen sind fünfstellig die Logarithmen der Zahlen von 1 bis 100 und 100 bis 9999 (S. 4—17), ebenso die Logarithmen der sechs trigonometrischen Funktionen, nach Intervallen von Minuten, bezw. jeder vierten Zeitsekunde angegeben (S. 36—80). Den ersten 80 Seiten entsprechen sechs Tafeln, welche in der Mittelschule benützt werden könnten, die anderen 44 Tafeln dienen hauptsächlich ihrem nautischen Zwecke.

Prag-Smichow. Joh. Arbes.

Dr. Kurt Lampert, Das Tierreich. I. Säugetiere. Mit 17 Abbildungen (Nr. 282 der Sammlung Göschen). Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1906.

In knapper Form, wie es der eng begrenzte Raum der in den Rahmen der Sammlung Göschen sich einfügenden Bücher verlangt, behandelt der Verf. in dem vorliegenden Werkchen die Naturgeschichte der

Säugetiere. Die Ordnungen und Gattungen sind richtig charakterisiert, die geographische Verbreitung der Tiere ist ausreichend berücksichtigt. Die biologischen Fragen, welche heutzutage mit Recht immer mehr in den Büchern naturgeschichtlichen Inhalts, die zur Belehrung des Volkes und der Jugend dienen sollen, in den Vordergrund treten, werden auch in dieser kleinen Schrift wenigstens gestreift. Das Buch kann recht gut als Nachschlagebuch in der Säugetierkunde dienen.

Wien. H. Vieltorf.

Programmenschau.

55. **Rosenfeld Maximilian, Mitteilungen aus dem chemischen Laboratorium.** Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Teschen 1906. 21 SS.

Die „Mitteilungen“ befassen sich erstens mit 10 einfachen Schulversuchen (12 SS.), zweitens mit der Ableitung der chemischen Formeln beim Elementarunterrichte (7 SS.) und drittens mit einer übersichtlichen Anordnung der Silikate ($1^1/_2$ SS).

Beim Versuch 1 wird zur Demonstration der Auflösung eines gasförmigen Körpers im Wasser nicht wie gewöhnlich vom Salmiakgeist oder von der Salzsäure ausgegangen (was ja aus manchen Gründen nicht besonders empfehlenswert ist), sondern es wird hiezu das „Sodawasser“ benützt. Die Sache nimmt sich ganz gut aus! Recht nett und leicht herstellbar ist auch die Vorrichtung, um 2. Temperaturveränderungen beim Auflösen auf größere Entfernungen hin zeigen zu können. Die im Versuch 3 „Verhalten der Metalle zu Brom“ beschriebene Darstellung von Kalium- und Natriumbromid scheint dem Ref. keine besonderen Vorteile zu bieten: das Verreiben des Metalles mit Kochsalz, das der Verf. selbst als gefährlich hinstellt, kann unter der Hand eines Anfängers sehr böse enden; weiters ist auch das Heranziehen des Kochsalzes wenig geeignet, die ganze Operation für den Schüler „lehrreicher“ zu gestalten als das vom Verf. als „lästig“ hingestellte Verfahren des Hineinwerfens von Kalium in flüssiges Brom. Dieser letztere Fall verlangt eben eine besondere Versuchsanordnung, wodurch ihm sein unangenehmer Beigeschmack völlig benommen werden kann. Recht ansprechend sind hingegen die Versuche, die sich mit dem Verhalten einer blanken Natriumplatte, eines glänzenden Eisendrahtes und eines ebensolchen Kupferdrahtes zu Bromdampf beschäftigen. Sie liefern recht bezeichnende Produkte, deren Herstellung gewiß wenig belästigen wird. Von den Versuchen 4, Gewichtszunahme bei der Oxydation, gefallen dem Ref. am meisten *a*) der sich mit der Gewichtszunahme des Natriums bei gewöhnlicher Temperatur beschäftigende und *b*) der, welcher die Gewichtszunahme einer zinnhältigen Bleifolie beim Verbrennen zur Anschauung bringt. Diese beiden reichen jedenfalls aus und lassen sich noch dazu mit ganz derselben Aufhängevorrichtung ausführen. Zur Ausführung der diesbezüglichen Schulversuche bedient sich der Herr Verf. — man denke! — einer kleinen Hornwage und zwar, wie Ref. meint, gewiß mit größerem Erfolge als mancher andere, der mit einer kompliziert gebauten „Demonstrationswage“ arbeitet. Was die Versuche 5, Volumetrische Zusammensetzung der Luft, betrifft, so kann man wohl die Bemerkung des Verf. nicht gelten lassen, daß „die Verbrennung des Phosphors unter einer mit Wasser abgesperrten Glasglocke ...“ „wenig lehrreich“ sei, „weil das bei der Verbrennung entstehende Oxyd nicht sichtbar wird“. Der aus P_2O_5 bestehende Rauch kann doch ganz gut und zwar ziemlich lange bemerkt werden, bis eben seine Auflösung in Wasser vollzogen ist. Daß aber P_2O_5 in H_2O leicht

löslich ist, wurde dem Schüler schon früher gezeigt. Der mit Magnesium ausgeführte Versuch ist gewiß sehr hübsch ausgedacht und in der Hand eines sehr geübten Experimentators auch glatt verlaufend. Ob es aber nicht bisweilen zum Abspringen des Glasstabes kommen und ob nicht der Eisendraht auch zu brennen anfangen und die Schönheit des weißen Verbrennungsproduktes beeinträchtigen wird, das sind andere Fragen. Dazu kommt noch, daß das Arbeiten mit brennendem Magnesium für die Augen von Lehrer und Schüler manche Gefahren mit sich bringt, daß dies daher soviel als möglich einzuschränken ist. Die Versuche 6: Darstellung von Kohlensäure und Schwefeldioxyd gelingen unter genauer Beachtung der vom Verf. selbst angegebenen Versuchsbedingungen ganz hübsch. Fraglich bleibt nur, ob man allerorten die Zeit finden wird, den Sauerstoff innerhalb der Unterrichtszeit immer neuerdings aus Quecksilberoxyd herzustellen, anstatt ihn fertig dem Gasbehälter zu entnehmen. Beim Versuch 7: Gewichtszunahme beim Verbrennen einer Kerze ist vorerst der so einfache qualitative Nachweis des Wassers und des Kohlendioxyds als Verbrennungsprodukte hervorzuheben. Auch die Vorrichtung, um nachzuweisen, daß diese Produkte schwerer sind als der verbrannte Kerzenanteil, ist sehr hübsch. Vielleicht könnte die Schwimmerwage umgangen und der vorbereitete Glimmerzylinder an ber bewußten Hornwage befestigt werden. Die Bedienung dürfte sich dadurch noch etwas einfacher gestalten. Im Versuch 8 wird die Zersetzung des Wasserdampfes durch Eisen und Magnesium beschrieben. Diese Methode ist empfehlenswert sowohl wegen der Einfachheit der Ausführung als auch infolge der guten Ausbeute an Wasserstoff. Im Versuch 9 wird die Zersetzung der Kohlensäure durch Metalle beschrieben. Zur Verwendung kommen Kalium, Natrium und Magnesium. Die Ausführung ist höchst einfach und vollkommen zweckentsprechend. Versuch 10 über das Brennen von Luft in Leuchtgas behandelt das viel variierte Thema in einfacher und glücklicher Weise.

Im II. Abschnitte, der von der „Ableitung der chemischen Formeln beim Elementarunterricht" handelt, wird angestrebt, „wie, den Forderungen Ostwalds (Grundriß der allgemeinen Chemie, 3. Aufl. 1899) entsprechend, die Formeln und Umsetzungsgleichungen auf der ersten Stufe des Unterrichtes, also in der IV. Klasse unserer Realschulen, in Gemeinschaft mit den Schülern entwickelt werden können, wobei sich selbstverständlich die Besprechung auf die dem Schüler in qualitativer Beziehung bekannten Reaktionen beschränkt.

Im III. Abschnitte wird eine übersichtliche Anordnung der Silikate besprochen. Es kommen dabei nur solche Verbindungen in Betracht, die beim Chemieunterrichte wenigstens genannt werden, und zwar: Topas, die Feldspate, Leuzit und Nephelin, Beryll, die Glimmerarten und Turmalin; Olivin, Serpentin und Kalk; Hornblende und Augit, Strahlstein und Tremolit; die Granate, und zwar Pyrop, Grossular, Kaneelstein, Melanit, der gemeine Granat und endlich Almandin.

Dieser Abschnitt ist ein ganz gelungener Versuch, die Zusammensetzung dieser so eminent wichtigen Naturprodukte dem Gedächtnisse leichter einzuprägen als es sonst wohl möglich wäre. Die ganze Programmarbeit aber ist recht lesenswert.

Wien. Joh. A. Kail.

Verzeichnis der im „Eranos Vindobonensis" 1905/6 und 1906/7 gehaltenen Vorträge.

Vereinsjahr 1905/6.

26. Oktober 1905. 1. Prof. Dr. Rud. Weißhäupl: Bericht über die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg.

Zusätze von Hofrat Prof. Dr. Eugen Bormann. 2. Prof. Dr. Adolf Wilhelm: Eine Inschrift von Kyzikos. — 9. November. 1. Prof. Dr. G. Tocilescu: Zu den antiken Denkmälern der Dobrudscha. 2. Hofrat Prof. Dr. Eugen Bormann: Bericht über die historisch-epigraphische Abteilung der 48. Philologenversammlung in Hamburg. — 30. November. Mommsen-Feier. Vortrag des Privatdoz. Dr. L. M. Hartmann: Zur Charakteristik Mommsens. — 14. Dezember. 1. Prof. Dr. Paul Jörs: Das *Senatus consultum Silanianum*. 2. Prof. Dr. H. v. Arnim und Prof. Dr. Edmund Hauler: Besprechung des Werkes: Die Kultur der Gegenwart I/VIII (v. Wilamowitz' und Leos' Geschichte der griechischen und der römischen Literatur). — 11. Jänner 1906. 1. Prof. Dr. Rud. Heberdey: Ein Erlaß des Kaisers *Valens* an den Statthalter *Eutropius*. 2. Hofrat Dr. Joh. Huemer: Neues aus dem mittelalterlichen Latein. — 25. Jänner. 1. Kustos Dr. S. Frankfurter: *Paedagogica*. 2. Direktor Jos. Zycha: Über P. Wendland, Anaximenes von Lampsakos. — 8. Februar. 1. Prof. Dr. Hugo Jurenka: Simonides und Platon. 2. Prof. Dr. Wilh. Jerusalem: Th. Zielinski, Die antike Kultur und wir. — 22. Februar. Dr. R. Eisler: Die psychologischen Grundlagen der bildlichen Darstellung in ihrer historischen Entwicklung. — 8. März. 1. Prof. Dr. Jul. Jüthner: Die literarische Stellung des philostratischen Gymnastikos. 2. Hofrat Prof. Dr. Eugen Bormann: Neue Literatur und Funde. — 10. Mai. 1. Prof. Dr. H. v. Arnim: Bericht über Wilamowitz' Textgeschichte und Ausgabe der Bukoliker. 2. Hofrat Prof. Dr. Eugen Bormann: Antiquarische Mitteilungen aus Österreich. — 31. Mai. 1. Prof. Dr. Emil Reisch: Delphische Studien. 2. Prof. Dr. Ernst Sellin: Über althebräische Krugstempel. — 21. Juni. 1. Prof. Dr. Rud. Heberdey: Neues zu den Porosskulpturen auf der Akropolis zu Athen. 2. Prof. Dr. Adolf Wilhelm: Neue Denkmäler. 3. Hofrat Prof. Dr. Eugen Bormann: Bruchstück des römischen Stadtrechtes aus Enns *(Lauriacum)* und andere Funde. — 5. Juli. 1. Prof. Dr. Ad. Wilhelm: Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der griechischen Inschriftenkunde. 2. Hofrat Prof. Dr. Eugen Bormann: Zu römischen Porträtbüsten.

Vereinsjahr 1906/7.

8. November 1906. Prof. Dr. Emil Reisch: Athenische Theaterurkunden. — 22. November. 1. Prof. Dr. Wilh. Jerusalem: Über neuere Auffassungen der griechischen Philosophie. 2. Hofrat Prof. Dr. Theodor Gomperz: Neue Literatur. — 30. November. Mommsen-Feier. Vortrag von Sr. Exzellenz Dr. Wilh. Ritter v. Hartel: Über neuere Versuche der Organisation wissenschaftlicher Arbeit. — 13. Dezember. 1. Dr. R. Eisler: Über Quellen und Denkmäler zur Trajanslegende. 2. Hofrat Prof. Dr. Eugen Bormann und Prof. Dr. A. Wilhelm: Mitteilungen und neue Literatur. — 10. Jänner 1907. 1. Prof. Dr. A. Wilhelm: Ausgrabungen und Inschriften von Priene. 2. Hofrat Prof. Dr. Th. Gomperz: Mitteilung. — 24. Jänner. 1. Regierungsrat Prof. Dr. Wilh. Kubitschek: Über die Goldmedaillons von Abukir. 2. Kustos Dr. S. Frankfurter: Neue Literatur. 3. Prof. Dr. A. Wilhelm: Inschrift des Königs Epiphanes Nikomedes. — 7. Februar. 1. Prof. Dr. A. Wilhelm: Neuere Forschungen über die Entstehung der erhaltenen ältesten griechischen Geschichtswerke. 2. Epigraphische Mitteilungen. — 21. Februar. 1. Prof. Dr. P. Kretschmer: Über eine böotische Vaseninschrift. 2. Dr. R. Eisler: Der Mantel der Weltherrschaft. — 7. März. 1. Prof. Dr. Siegfried Mekler: Neue Dichterfragmente in Reitzensteins Photios. 2. Hofrat Prof. Dr. Eugen Bormann und Prof. Dr. Adolf Wilhelm: Mitteilungen. — 16. Mai. Prof. Dr. Emil Reisch: Über das Schatzhaus der Knidier in Delphi. — 6. Juni. 1. Hofrat Prof. Dr. Theodor Gomperz: Zur neueren Literatur. 2. Prof. Dr. Robert Kauer: Funde von Antiken aus Italien (vom P[illegible] 3. Moderne Publikationen. — 20. Juni. 1. Prof. Dr. Ernst Selli[illegible] über die Probeausgrabung in Jericho. 2. Regierungsrat Pro[illegible] Kubitschek: Funde und literarische Mitteilungen.

Erklärung.

Über Ersuchen der Redaktion erkläre ich mit größter Bereitwilligkeit, daß meine Frage (S. 812 dieses Jahrganges): „Soll am Ende ein einziges buchhändlerisches Unternehmen gefördert werden?“ nichts anderes besagt, als daß meiner Meinung nach die autoritative Bezeichnung einer bestimmten Sammelausgabe als „geschickt gewählt“ oder auch nur ein Hinweis auf eine solche in einem Lehrplane (wie z. B. im letzten preußischen der Hinweis auf ein Lesebuch) zur Förderung einer Ausgabe und nicht der Sache führen könnte. Gegen jede etwa „staatlich einzuführende“ (vgl. Th. Ziegler, Allg. Pädagogik², S. 47) Sammelausgabe spreche ich mich aus. Wenn irgend jemand die Frage anders verstanden haben sollte, hat er mich zu meinem Bedauern mißverstanden.

Wien. Dr. Friedrich Ladek.

Entgegnung.

Unter dem Titel „Zur griechischen und lateinischen Lektüre an unserem Gymnasium“ hat Hr. Ladek in den Heften 6, 7, 8/9 des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift eine Abhandlung zu veröffentlichen begonnen, die in Wahrheit nichts als eine Kritik unseres Kanonbuches ist; u. zw. eine Kritik von ganz ungewöhnlicher Ausdehnung, da auf 40 engbedruckten Seiten erst 28 Seiten des kritisierten Buches besprochen werden. Eine so eingehende Beschäftigung mit unserem Buche würden wir uns sicherlich zur Ehre anrechnen, wenn sie rein sachlich wäre, und würden überzeugender Beweisführung gegenüber uns gerne mit dem Bewußtsein begnügen, einem Besseren Gelegenheit und Anregung zu sachfördernder Aussprache geboten zu haben. Statt dessen sehen wir uns genötigt, gegen zahlreiche Entstellungen und Unterstellungen Einsprache zu erheben, u. zw. zunächst, soweit die Kritik unsere gemeinsame Arbeit an dem Buche betrifft, gemeinsam; bezüglich der drei Einzelabhandlungen behält sich jeder von uns abgesonderte Entgegnung vor.

Gleich im Eingange verrät Hr. L. selbst, in welchem Geiste seine Ausführungen gehalten sind. Er erklärt, auf die Besprechung unseres Vorwortes eingehen zu wollen, — warum? Weil „sich die Verlagsbuchhandlung seine Verbreitung besonders angelegen sein ließ“. Die elf Seiten, die über unsere drei Seiten lange Vorrede handeln, wären also ungedruckt geblieben, wenn die Verlagsbuchhandlung diese Vorrede nicht als Prospekt verwendet hätte, wie es jetzt allgemein Brauch ist. Was soll man von einer Besprechung erwarten, die ihr eigener Verf. von einer solchen Äußerlichkeit abhängig macht? Diesem Proemium entspricht auch gleich der erste Schritt, den Hr. L. tut, indem er uns eines Plagiates überführen will. Nun haben wir uns im allgemeinen nicht für verpflichtet erachtet, bekannte Gedanken und Wendungen jedesmal durch Anführungszeichen oder Verweisungen kenntlich zu machen, da wir Leser voraussetzten, die mit Goethe (S. 40) und den Evangelien (S. 41) oder mit viel besprochenen Büchern des Tages, wie Zielinskis 'Die Antike und wir' hinlänglich vertraut sind. Daß wir es aber mit einem Kritiker zu tun haben würden, der eine der wichtigsten Reden Du Bois-Reymonds (die Stelle mag sich Hr. L. selbst suchen) nicht kennt, konnten wir freilich nicht vorhersehen. Denn diesem und nicht dem Kommerzienrat Kaselowsky sind wir die Anspielung auf die sieben Weltwunder schuldig; und der von Hrn. L. mit sichtlichem Behagen an der eigenen Witzigkeit eingeführte Vorwurf der unberechtigten Entlehnung schlägt somit in das beschämende Eingeständnis mangelhafter Literaturkenntnis um.

Schwerer fällt es uns, bloß an diese Ursache und nicht an etwas anderes zu glauben, wenn Hr. L. vor einem Zuviel in den Realien warnen

zu müssen glaubt, in einem Zusammenhange, der im Leser die Vorstellung erwecken muß, daß wir diese Gefahr nicht genügend beachtet hätten. In dem Wuste von Zitaten, den er bei dieser Gelegenheit anbringt (S. 544, Anm. 1), fehlt just nur der Hinweis darauf, daß einer von uns zweimal und beidemal sogar in österreichischen Zeitschriften dieselbe Warnung, mit guten Gründen gestützt, ausgesprochen hatte (die Stellen wird Hr. L. ohne Zweifel leicht finden). Hr. L. ruft sonst seine Bundesgenossen überall her zusammen, wo er sie zu finden glaubt, und zieht sogar eine ganz unbegründete [1]) Äußerung eines Hrn. Löbl, der Franz Winter den Text zu lesen sich herausnimmt, mit Genugtuung heran; in diesem Falle versagt sein Zitatenfluß plötzlich. Man fragt sich: ist das Unkenntnis oder absichtliche Verschweigung?

Wahrscheinlich doch das erstere; denn Hr. L. hat sich ja durch diese Nichterwähnung die schöne Gelegenheit entgehen lassen, einen „Widerspruch" festzunageln. Widersprüche in unseren Äußerungen aufzuspüren, ist nämlich bei ihm geradezu zur Leidenschaft geworden. Es kümmert ihn sehr wenig, daß er diese Widersprüche stets erst selbst durch Entstellung oder höchst gezwungene Auslegung unserer Worte zu stande bringt. Unbedenklich schiebt er uns (S. 551) die Anmaßung in die Schuhe, dem Gymnasialunterricht neue Ziele setzen zu wollen (was nicht wahr ist, denn wir hatten ausdrücklich gesagt, daß dies durch die Errungenschaften der neuen Zeit geschieht), und behauptet darauf gestützt, daß wir uns selbst widersprächen, indem wir trotzdem die jetzige Organisation beibehalten wollten. Er übersieht, am einzelnen Worte klebend, daß es uns eben darauf ankommt, nur so weit und nicht weiter zu gehen, als ohne einschneidende Abänderungen der Organisation möglich ist, wie sie z. B. die Einrichtung des Reformgymnasiums erfordern würde. Und selbst wenn die in der Vorrede von uns gebrauchten Ausdrücke einen Zweifel über unsere Absicht ließen (was wir leugnen), so spräche das ganze Buch in seiner Gesamttendenz deutlich genug. Hr. L. rezensiert eben die Vorrede, ohne auf das Buch Rücksicht zu nehmen, außer wo es ihm paßt. Ein anderer Fall ist folgender. Wir hielten es für ratsam, dort, wo wir in der Vorrede zum erstenmale die Ausdrücke 'formale Bildung' und 'reale Bildung' gebrauchten, den zweiten dadurch genauer zu bestimmen, daß wir für Bildungszwecke das Ideale als einen unerläßlichen Einschlag des Realen, u. zw. selbstverständlich nur des Realen erwähnten. Im weiteren Verlaufe der Darlegung waren wir dann berechtigt, den nunmehr genauer umzeichneten Begriff des Realen (oder Sachlichen) ohne nochmalige Erwähnung des Idealen zu gebrauchen. Hr. L. gibt aber S. 548 unsere Worte entstellt und ihren Sinn zum Unsinn verkehrt wieder, indem er uns formal, real und ideal als gleichgestellte Begriffe gebrauchen läßt und uns vorwirft, daß wir an der zweiten Stelle das Ideale fallen gelassen hätten. Dieser Vorwurf ist, wie man sieht, gänzlich unberechtigt; ebenso wie der von Hrn. L. im Anschlusse daran erhobene, daß wir das ethische Moment nicht berücksichtigt hätten. Nach ihm ist 'die allgemeine Bildung die vereinte formale, sachliche und ethische Bildung'. Wer die Begriffe formal und real in Bildungsfragen scharf scheidet, für den kann es nicht zweifelhaft sein, daß in diesem Falle das Ethische im Realen inbegriffen sein muß. Hrn. L.s wegen fügen wir die (für nicht voreingenommene Leser unnötige) Verwahrung bei, daß wir 'ethisch' und 'ideal' nicht identifizieren. Ganz falsch ist es auch, wenn Hr. L. S. 548 behauptet, daß wir den Weg zur allgemeinen Bildung nur durch die klassische Philologie gehen sähen. Denn es ist doch klar, daß in einem Buche, das sich ausdrücklich auf den Gymnasialunterricht

[1]) Hr. Löbl beruft sich auf die Verhandlungen der 3. niederösterreichischen Direktorenkonferenz; wir stellen fest, daß dort unser Buch und die darin gegebenen Anregungen von gewichtiger Seite und in den Hauptpunkten erfreuliche Zustimmung gefunden haben.



beschränkt und den Fortbestand unserer humanistischen Bildungsanstalt zur Voraussetzung hat, die allgemeine Bildung nur in dem Umfange zur Sprache kommen kann, in dem sie durch diese Anstalt angestrebt und vermittelt wird. Wir betrachten hier das Gymnasium als in seiner Art allgemein bildend, genau in demselben Sinne, in dem v. Hartel an einer von Hrn. L. selbst angeführten Stelle die Realschule als „eine in ihrer Art allgemein bildende Anstalt“ bezeichnet hatte. Wenigstens fassen wir die Worte des verstorbenen Ministers für Kultus und Unterricht in diesem für die Realschule günstigsten Sinne auf, während eine boshafte Interpretation aus den Worten „in ihrer Art“ [1]) eine Einschränkung herausklügeln könnte, als ob die Realschule nur eine allgemeine Bildung zweiter Güte zu vermitteln im stande wäre. Zu einer solchen verkehrten Auffassung der Worte v. Hartels könnte nur gelangen, wer an sie mit einer vorgefaßten Meinung herantritt. Das wäre aber gerade das Verfahren, das Hrn. L. unseren Worten gegenüber anzuwenden beliebt und auf das er seinen ganzen Scharfsinn und viel Zeit verwendet hat. Wer sucht, der findet; und Hr. L. will finden.

Wir glauben übrigens nicht, daß durch das Zerrbild, zu dem Hr. L. den Sinn unserer Worte zu entstellen bestrebt ist, sich Viele täuschen lassen werden.

Damit ist unsere gemeinsame notgedrungene Abwehr gegen ungerechtfertigte Angriffe beendigt.

Graz. Rich. C. Kukula. Ed. Martinak. H. Schenkl.

Erwiderung.

Die drei Reformer suchen in ihrer Entgegnung den Wert der Kritik des Tatsächlichen durch Angriffe auf die Person des Kritikers herabzudrücken, sie unterschieben ihm Voreingenommenheit und boshafte Entstellung. „Der wohlwollenden Kritik aller Fachgenossen und Schulmänner“ haben sie ihr Buch unterbreitet, in dessen Ablehnung sehen sie Übelwollen; eine günstige Kritik wäre ihnen wohl nie zu lang vorgekommen. Wo aus ihren Worten eine Folgerung gezogen wird, liegt absichtliche Entstellung vor, und wer nicht so nachsichtig ist, über Unklarheiten und Widersprüche den Mantel des Schweigens zu breiten, hat böse Absichten. Weiß man nicht zu sagen, woher sie etwas entlehnt haben, so kennt man die Literatur mangelhaft; denn sie haben natürlich nur eine der wichtigsten Stellen der Berücksichtigung gewürdigt. Wird Literatur herangezogen, die ihnen zuwider ist, so ist das Zitatenwust. Ihre literarischen Leistungen aber soll man nicht nur kennen, sondern als auch als bedeutsam anerkennen!

Das Buch der drei Reff. schien mir eben geeignet zu sein, über unseren Unterricht in den klassischen Sprachen falsche Vorstellungen zu verbreiten, ihn zu schädigen, ja den Gegnern der klassischen Sprachen Waffen zu liefern. Besondere Gefahr sah ich auch darin, daß es in Autoritätsglauben ohne Prüfung hingenommen werden könnte. Daher prüfte ich es genau.

Der Redaktion ging meine Arbeit zuerst unter dem Titel: „Bemerkungen zu dem Buche usw.“ zu; als ich später, da der Druck längere

---

[1]) Wir stellen fest, daß Hr. L. die Äußerung v. Hartels ungenau wiedergegeben hat, indem er die von v. Hartel selbst gebrauchten Worte „in ihrer Art“ außerhalb der Anführungszeichen gestellt hat.

Zeit nicht beginnen konnte, anderes berücksichtigte, mußte ich den Titel allgemeiner fassen. Die Arbeit ist lang und war — *horribile dictu* — noch viel länger, aber ich mußte ja, um den üblichen Vorwurf der Entstellung auszuschließen, fast das ganze Buch mit abdrucken. Daß die Verff. so viel Anlaß bieten, dafür kann ich nicht.

Die Publikation meiner Arbeit hing natürlich von einer Reihe von Äußerlichkeiten ab, darunter z. B. auch von der, daß die Herren ausdrücklich als ehemalige Mittelschullehrer und jetzige Professoren der Universität auftreten, also als „drei hervorragende Fachmänner", wie — gewiß ohne ihre Schuld — zu lesen stand. Die Vorrede hätte ich kaum so ausführlich besprochen, wenn ich nicht gewußt hätte, daß viele Teilnehmer des letzten Mittelschultages und solche, die um jene Zeit Sendungen der Verlagsbuchhandlung erhielten, bloß diese Vorrede zu Gesicht bekamen; auch davon befürchtete ich Schaden[1]). Und den hintanzuhalten ist meine Absicht, das ist der „Geist" meiner Ausführungen, wie ohnedies jedermann klar sein muß.

Die Reff. zu Beginn ihres Vorwortes eines Plagiates überführen zu wollen, konnte mir bei ihren allgemeinen Wendungen gar nicht einfallen. Daß ich nicht behaupten wollte, sie hätten gerade Kasel. nachgesprochen, geht schon daraus hervor, daß ich in meiner Arbeit andeute, die Reff. schienen mir die Berliner Verhandlungen 1900 wenigstens nicht unmittelbar vor Abfassung ihres Buches gelesen zu haben, dasselbe muß doch umsomehr von den Verhandlungen des Jahres 1890 angenommen werden. Jenen Kommerzienrat zitierte ich, weil er u. a. das aussprach, wozu H. Schenkls Ansichten führen. Die Reff. sind so ganz sicher, daß ich eine der wichtigsten Reden Du Bois-R.s nicht kenne, weil ich nicht behauptet habe, sie hätten gerade die ausgeschrieben. Mit Schlüssen *ex silentio* soll man etwas vorsichtig sein. Die Quellen der Reff. führe ich nur dann an, wenn ich zu wissen glaube, daß sie sie mißverstanden oder mißbraucht haben, wie etwa die Stelle Zielinskis. Um festzustellen, daß die Reff. hier bekannte Phrasen gebrauchen, wies ich darauf hin, daß sie nicht originell sind. Oder sind sie das? Könnte ihnen da meine „mangelhafte Literaturkenntnis" etwas helfen? Wer aber sagt: „Vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun" — die Herren stellen ja von mir gar nicht beachtete kümmerliche Anklänge an die Evangelien und an Goethe in eine Linie mit den Entlehnungen aus Du Bois-R. und Zielinski —, ist noch kein Plagiator, wenn seine Ausdrucksweise auch nicht originell ist. Das „sichtliche Behagen an der eigenen Witzigkeit" sollten die Reff. einem Kritiker nicht verargen, der an ihrem Witze so gar kein Behagen gefunden hat.

Die Realien-Anmerkung geht, was aus der Aufführung Schillers zu sehen ist, die Reff. gar nicht an, wie so manches in meiner Arbeit. „Just nur" der Hinweis auf einen von ihnen fehle, meinen sie. Zeigt das nicht am Ende auch etwas „mangelhafte Literaturkenntnis"? Da fehlt noch anderes Wichtigere, sagen wir z. B. eine Äußerung v. Hartels. Glauben die Herren wirklich, ich hätte irgendwo die Literatur erschöpfen wollen? Widersprüche findet man in dem Buche schon beim ersten Durchlesen in solcher Zahl, daß man kein Verlangen tragen kann, sie durch den Vergleich mit sonstigen Leistungen der Reff. zu vermehren; was sie selbst anführen, mußte freilich herangezogen werden. Wie hätte man übrigens etwa wissen sollen, ob jener eine von ihnen noch so denkt wie früher oder ob die anderen zwei mit ihm einverstanden sind? Daß ich die Widersprüche „stets erst selbst durch Entstellung zustande bringe", ist eine jener Behauptungen, bei denen die Kühnheit, mit der sie aus-

[1]) Damit die Reff. nicht etwa zu phantasieren beginnen, wenn sie sehen, daß in Separatabdrücken eine ausführliche Besprechung des Vorwortes fehlt, bemerke ich, daß die Druckerei von meiner rechtzeitig erfolgten Bestellung erst Notiz nahm, als der Satz des I. Teiles zerstört war.



gesprochen wird, den Beweis ihrer Berechtigung ersetzen soll. Meine von überall her, d. i. von der Mittel- und Hochschule, zusammengerufenen Bundesgenossen sind mir in einzelnen Fällen eben kompetenter als die drei Reff. und nebenbei bin ich auch der Ansicht, daß in Fragen des Mittelschulunterrichtes ein kundigerer Mittelschullehrer — Löbl in Bezug auf den Realienunterricht an unserem Gymnasium — einem weniger kundigen Hochschullehrer jederzeit „den Text lesen“ kann.

Nicht sie, sagen die nicht „am einzelnen Worte klebenden“ Reff. allen Ernstes, sondern die Errungenschaften setzen Ziele; ich entstelle. Allerdings, ich habe das Buch der Reff. nicht öfter als einmal abgedruckt. S. 541 führe ich ihre Worte an und verweise, wo ich entstellen soll, auf das Zitat, so daß jeder Leser orientiert ist. Dann leugne ich (S. 542 mit dem „Bundesgenossen“ O. Jäger), daß jene Errungenschaften dem Gymnasialunterrichte und speziell dem Unterrichte in den klassischen Sprachen andere Ziele setzen als unser Organisations-Entwurf, und eben darum sind für mich die bescheidenen Reff. so „anmaßend“, die Ziele zu setzen und sich denen anzuschließen, die „den Zopf des XIX. Jahrhunderts“ tragen (nicht nach Du Bois-R.). Endlich übersehe ich nicht nur nicht, sondern tadle es eben, daß die Reff. einmal hochtrabend von den neuen Zielen reden und am Schlusse der Vorrede und in dem ganzen Büchlein nur so weit gehen, als sie gehen. Wozu vom Neuen reden, wenn man im wesentlichen beim Alten bleibt? In meinen Augen ist das eben ein Widerspruch.

Wie bemühen sich weiter die Herren, sich herauszuwinden! Da ich nicht glauben kann, daß sie ihre eigenen Worte entstellen wollen, kann ich nur annehmen, daß sie ihre Vorrede nicht mehr angesehen haben, was ich ja begreife. Dort sagen sie: „Was wir im Altertume suchen, kann nicht mehr wie ehedem bloß das Formale sein: es muß dem, was wirklich den Namen des Realen verdient, bessere Rechnung getragen werden, ohne daß deswegen das Ideale aufgeopfert werden soll.“ Die Ausdrücke „formale Bildung“ und „reale Bildung“ kommen, genau genommen, gar nicht vor. Unwahr ist, daß der zweite Ausdruck hier dadurch genauer bestimmt wird, daß das Ideale als ein „unerläßlicher Einschlag“ (nur hübsch vorsichtig!) des Realen, und zwar nur des Realen erwähnt, also der Begriff des Realen (oder Sachlichen) genauer umzeichnet wird. Denn hier unterscheiden die Reff. mit seltener Klarheit dreierlei und verdunkeln nur den Begriff des Realen; daß sie die Auffassung des Idealen als „Einschlag“ des Realen selbst ausgeschlossen haben, ergibt sich für jeden Leser daraus, daß sie der Besorgnis begegnen, bei stärkerer Betonung des Realen könnte das Ideale „aufgeopfert“ werden[1]). Dann ist unwahr, daß ich S. 548 ihre Worte entstelle, indem ich sie formal, real und ideal als gleichgestellte Begriffe gebrauchen lasse; ich sage „unterschieden“, nicht gleichgestellt, was ich nicht sagen konnte, da sie den Begriff des Realen nicht genauer bestimmten und man infolge ihres mit „ohne daß“ eingeleiteten Satzes auch über ihre Ansicht betreffend das Verhältnis zwischen formal und ideal im Unklaren blieb. Der Widerspruch zwischen dieser und der folgenden Stelle besteht, der Vorwurf der Entstellung oder höchst gezwungenen Auslegung fällt auf die Reff. zurück. Ich habe nur eine Flüchtigkeit festgestellt, die in der Verschiedenheit der Autoren ihren Grund haben konnte; jetzt wird verlangt, ich hätte den Herren eine widersinnige Ausdrucksweise zutrauen sollen.

---

[1]) Besser hätten die Herren gesagt: „Wir haben doch den Ausdruck gebraucht 'wirklich den Namen des Realen verdient', das ist das Reale im engeren Sinne, mit dem Idealen zusammen bildet es dem Formalen gegenüber das Reale im weiteren Sinne und das eben ist an der zweiten Stelle gemeint“. Wenn es auch nicht überzeugt hätte, es hätte doch Sinn gehabt.



„Nach ihm", sagen die Reff., „ist die allgemeine Bildung usw." Wirklich, nach mir? Man braucht wahrhaftig nicht viel „Literaturkenntnis", um zu wissen, daß ich da nicht originell, sondern, um mit den Herren zu sprechen, ein Plagiator bin. Gut übrigens, daß die Reff. real und formal scharf scheiden und ethisch und ideal nicht identifizieren, nächstens werden sie wohl dann auch real und ideal in derselben Weise scheiden wie andere.

In einem Buche, das sich ausdrücklich auf den Gymnasialunterricht beschränke, könne, das sei doch klar, nur die durch diese Anstalt erstrebte und vermittelte (also besondere) allgemeine Bildung zur Sprache kommen. Gut, nehmen wir an, es wäre so, was natürlich nicht so ist. Also die Reff. meinten, der altsprachl. Unterricht am Gymnasium müsse sich für die Erreichung der durch das Gymnasium in seiner Art[1]) vermittelten allgemeinen Bildung als unentbehrlich erweisen, dafür werde ein Nachweis verlangt, sonst würde man wahrscheinlich die durch das Gymnasium in seiner Art vermittelte Bildung durch anderes vermitteln. Es liegt demnach hier die deutsame Feststellung vor, daß der altsprachliche Unterricht für das Gymnasium in seiner Art unentbehrlich ist. Und dafür verlangt unsere Zeit einen Nachweis! Ich habe immer geglaubt, man verlange den Nachweis dafür, daß das Gymnasium in seiner Art, d. i. der altsprachliche Unterricht, heute noch einen Zweck hat für die Erreichung allgemeiner Bildung. Vor ihnen selber die Reff. zu schützen ist nicht meine Aufgabe.

Über anderes schweigen die Herren. Sie sind aber so bescheiden, die von mir auf ihre Arbeit verwendete „viele Zeit" als verschwendet anzusehen. Die Redaktion dieser Zeitschrift kann sie darüber aufklären, daß ich nicht so lange brauchte, als sie denken. Gewiß will ich finden; nur suche ich anderes, als was die Herren glauben, und das habe ich in ihrem Buche nicht gefunden. Durch meine Arbeit war ich bestrebt, Täuschungen hintanzuhalten, und nichts konnte mich veranlassen, etwas zu loben, was mir nicht des Lobes wert erschien, und in Dingen zurückzuhalten, die meine Lebensaufgabe betreffen.

Wien. Dr. Friedrich Ladek.

---

[1]) Bei dem Hartelschen Zitate kam es mir darauf an, den Ausdruck „allgemein bildende Anstalt" als durch den nach meiner Meinung überflüssigen Zusatz „in ihrer Art" nicht eingeschränkt hervorzuheben; die Sperrung hätte da nicht geholfen. Sollten das die Herren nicht gemerkt haben? Hübsch ist, wie sie von der fingierten boshaften Interpretation der Worte v. Hartels auf das Verfahren kommen, das sie mir andichten.




Digitized by Google



